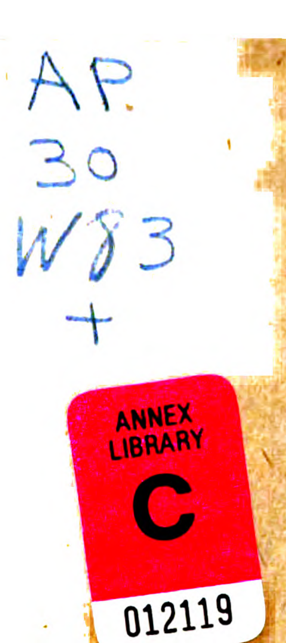
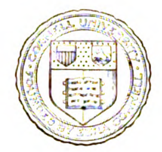
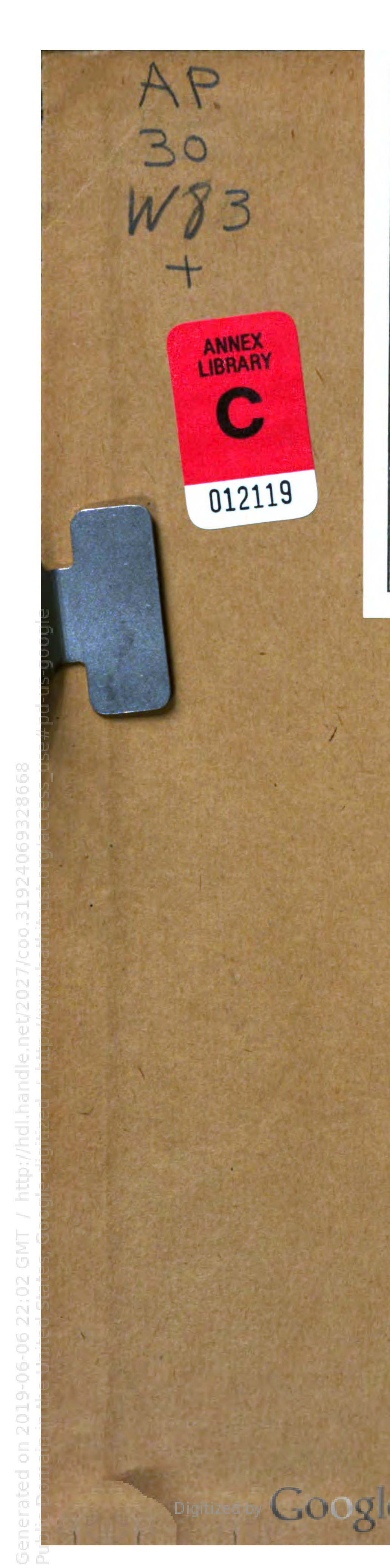

AP
30
W83
+
ANNEX
LIBRARY
C
012119






CORNELL UNIVERSITY
FOUNDED BY EZRA CORNELL


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 668

DIE·WOCHE

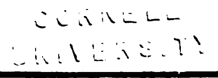
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 3 (Heft 27—39)

vom 1. Juli bis 30. September 1913.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.







Sachregister.

Gedichte.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A

B

G

H

J

G

H

J

N

O

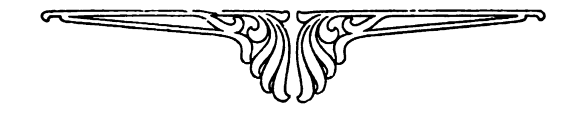
P

Q

R

S

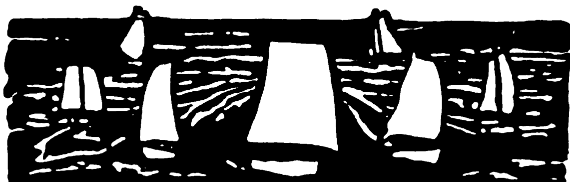
T



DIE WOCHE

Nummer 27. Berlin, den 5. Juli 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 27.



Die sieben Tage der Woche.

26. Juni.

Zum amerikanischen Botschafter in Berlin wird der Neuyorker Oberrichter Gerard (Portr. S. 1122) ernannt.

Zum Kommandierenden General des VIII. Armeekorps wird Generalleutnant von Tülff ernannt.

Das Reichsgericht verurteilt den früheren Schutzmann Peter Jänicke aus Wilhelmshaven wegen Spionage zu sechs Jahren Zuchthaus.

Das ungarische Abgeordnetenhaus wird bis zum 8. Oktober vertagt.

Das norwegische Storthing nimmt mit 92 gegen 23 Stimmen den Antrag auf Abschaffung des Vetorechts des Königs an.

27. Juni.

Der Reichstag lehnt einen gegen die Vermögenzuwachssteuer gerichteten konservativen Antrag mit 272 gegen 91 Stimmen ab und beschließt die Aufhebung des Reichsanteils an der Wertzuwachssteuer.

In Koburg tritt der deutsche Landwirtschaftsrat zusammen.

Der Präsident der französischen Republik Poincaré kehrt von London nach Paris zurück.

Der holländische Ministerpräsident Heemskerk gibt nach einer Audienz bei der Königin Wilhelmina den Rücktritt des Kabinetts bekannt.

In Bern beginnen große Festlichkeiten zur Einweihung der Lötschbergbahn.

28. Juni.

In Arad wird bei der Ersatzwahl zum ungarischen Abgeordnetenhaus der Ministerpräsident Graf Stefan Tisza wiedergewählt. Nach der Verkündigung des Ergebnisses kommt es zwischen einer oppositionellen Menge und der Gendarmerie zu Zusammenstößen, bei denen mehrere Personen verletzt werden.

Aus Galaz wird gemeldet, daß die rumänische Regierung ein allgemeines Verbot der Ausfuhr nach Bulgarien erlassen hat.

29. Juni.

Das Deutsche Derby in Hamburg wird von Herrn R. Haniels Turmfalke unter dem englischen Jockey D. Maher gewonnen.

Die Griechen greifen zwischen dem Orphano- und Kavalameerbusen die Bulgaren an, werden aber zurückgeschlagen.

Die Kaiserin begibt sich von Potsdam nach Kiel.

30. Juni.

Der Reichstag nimmt die Wehrvorlagen unter Bewilligung aller sechs von der Regierung geforderten Kavallerieregimenter und die Deckungsvorlagen — Gesetze über den einmaligen Wehrbeitrag, Änderungen im Finanzwesen des Reichs, Vermögenzuwachssteuer und Stempelsteuern — endgültig an. Darauf wird das Haus bis zum 20. November vertagt.

In Berlin stirbt, 72 Jahre alt, der konservative Reichstags- und Landtagsabgeordnete Graf Kanitz-Podangen (Portr. S. 1122).

In Aix les Bains stirbt, 82 Jahr alt, der französische Publizist Henri Rochefort (Abb. S. 1116).

Zwischen Serben und Bulgaren finden bei Sletowo und Istip am Wardarfluß heftige Nachtkämpfe statt.

In Saloniki werden die bulgarischen Truppen von den griechischen Militärbehörden aufgefordert, die Waffen abzuliefern.

1. Juli.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß zwischen Griechen und Bulgaren, da sich diese weigerten, die Waffen abzuliefern oder die Stadt zu verlassen, heftige Straßenkämpfe stattgefunden haben. Schließlich werden die Griechen umzingelt und gewaltsam entwaffnet.

Die serbische Skupschtina billigt mit 82 gegen 69 Stimmen die Ministerkonferenz in Petersburg und die Unterstellung des Konfliktes mit Bulgarien unter den Schiedspruch des Zaren. — Die Regierung gibt die Erklärung ab, daß es sich bei den letzten Kämpfen nicht mehr um lokale Plänkeleien, sondern um die Eröffnung des Krieges ohne Kriegserklärung von Seiten der Bulgaren gehandelt habe.

2. Juli.

Der König und die Königin von Italien treffen zum Besuch des Kaisers in Kiel ein.

Vom Balkan werden neue Kämpfe am Wardarfluß gemeldet.

Fürstensteuer.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Als Ludwig der Vierzehnte mit dem bekannten, meistens mißverstandenen Wort: „Der Staat bin ich" im Rat der Stände das Wesen des absoluten Staates verkündete, den man gewissermaßen als Besitz der Fürsten und seiner Familie bezeichnen kann, dienten die Steuern vor allem dazu, den Hofhalt als Gipfelpunkt des Ganzen zu erhalten und in möglichster Pracht erscheinen zu lassen. Daß der erbeingesessene Adel und die Geistlichkeit bei den ausgeschriebenen Steuern frei ausgingen, war in der historischen Entwicklung ihrer Rechte begründet. In den andern Ländern und Ländchen des zivilisierten Europa herrschten ähnliche Zustände. Ludwig XIV. kann nur als besonders ausgeprägtes Schulbeispiel gelten.

Im 18. Jahrhundert ändert sich diese Auffassung. Man sinnt über das Wesen des Staates nach, Philosophen stellen klug erdachte Theorien auf, und während mancher kleine Monarch den Sonnenkönig noch nachzuahmen gedenkt und als Ideal betrachtet, spricht Friedrich der Große ein bahnbrechendes Wort aus, indem er den

König als den ersten Diener des Staates bezeichnet. Auf dieser Ansicht ruht das Gebilde der konstitutionellen Monarchie. Rechte und Pflichten werden nun gegeneinander abgewogen. Der Hof stellt sich zweckdienlich in den Mechanismus des Ganzen. Er bleibt die Spitze, aber nicht mehr das allein Bedeutungsvolle im Staat. Er wurde die zur selbständigen organischen Persönlichkeit erhobene Gemeinschaft der Menschen, die langsam im Lauf eines Jahrhunderts aus Untertanen zu stimmberechtigten Bürgern wurden.

Wie früher Steuern zum Unterhalt des Hofes und seiner Unternehmungen — Kriege, Bauten, Kulturarbeiten — ausgeschrieben wurden, so mußte man nun das neue Gebilde, den modernen Staat, durch Beiträge der Bürger lebensfähig machen. Den Staatsaufwand alter Zeit bestritten die Fürsten meist aus eigenen Mitteln, in der modernen Zeit erhalten sie von den Einnahmen, die sich der Staat geschaffen, einen Teil zu freier Verfügung, der ihnen die Möglichkeit gibt, die sogenannte Repräsentation der Macht und Größe ihres Reiches entsprechend auszuüben. Dieses Gehalt, das der erste Diener des Staates — nach Friedrich dem Großen — empfängt, heißt die Zivilliste. In staatsrechtlichen Schriften wurde lange gestritten, ob die Macht der Krone nicht darunter litte, daß ihr die Volksvertretung die Existenzmittel bewilligen müsse, die Praxis hat aber gelehrt, daß diese Lösung der Finanzfrage die beste und loyalste sei.

Aus dem allgemeinen Gerechtigkeitsgefühl, das von Privilegien, Ausnahmestellungen und Sonderrechten nichts mehr wissen will, geht hervor, daß jeder Staatsangehörige seinen Kräften entsprechend an den Lasten der Allgemeinheit sich zu beteiligen hat. Wie der freie Bürger zahlt auch der Beamte von seinen Einkünften den auf ihn entfallenden Steuerbeitrag und gibt damit einen Bruchteil dessen, was er von der Staatskasse empfängt, wieder in diese zurück. Nur die Fürsten, die ersten Diener des Staates, und ihre Familienmitglieder sind bis jetzt von diesen Pflichten entbunden. Da taucht hier und dort, bald leise, bald laut, bald resigniert und bald polternd, die Frage auf: Wäre es nicht an der Zeit, auch die Fürsten zu den Steuern heranzuziehen, besonders jetzt, wo Not an den Mann geht und namentlich die Reichsfinanzen den allertrübsten Anblick gewähren?

Ehe man diese Frage beantworten kann, ist es aber nötig, zu untersuchen, wie es eigentlich mit dieser vielbesprochenen Steuerfreiheit steht. Betrachten wir die Zivillisten unserer deutschen Fürsten und das, wozu ihr Betrag verwendet wird, so zeigt sich, daß diese oft recht stattlichen Summen auch mit recht stattlichen Pflichten belastet sind, mit Pflichten, die in Republiken zum Beispiel ziemlich bedeutende Posten des Etats ausmachen. Ganz abgesehen von den Repräsentationskosten und den Beiträgen zu Wohlfahrtseinrichtungen, die in bescheidenerem Maß auch anderen Mitgliedern des Staates obliegen, sind es zahlreiche Leistungen, die von den regierenden Herren teils verfassungsmäßig, teils nach Gebrauch und Uebung verlangt werden, und die ihnen die freie Verfügung über ihre Einkünfte ziemlich beschneiden.

In einer der jüngsten Reichstagsverhandlungen wurde von einer Steuerpflicht der Regierenden gesprochen, aber Klarheit über die Frage weder von den Parteien noch vom Regierungstisch aus verbreitet. Es hat sich eben ein Gewohnheitsrecht ausgebildet, das genug innere Gerechtigkeit zu besitzen scheint, um unangetastet zu dauern. Ganz abgesehen von historischen Motiven und psychischen Gründen, die in einem monarchischen Staatswesen zu den Imponderabilien gehören, ist die tatsächliche Leistung der Fürsten mindestens ebenso groß, wie eine eventuelle Einkommen- oder Grundsteuer sein würde. Dies „ebenso groß“ ist natürlich nicht rechnerisch genau zu verstehen, sondern in jenem allgemeinen Sinn aufzufassen, in dem große Fragen, ehe man ihnen praktisch nähertritt, behandelt werden müssen. Ein Blick auf diese Leistungen wird die Wahrheit meiner Behauptung bestätigen.

Der König von Preußen zahlt aus seiner Schatulle jährlich als festen Zuschuß für die Königlichen Theater 450,000 M. — ganz abgesehen von den Summen für die Hoftheater in der Provinz — und deckt außerdem das Defizit dieser Kunstinstitute meist in nicht unbeträchtlicher Höhe. Die bayrische Zivilliste ist verfassungsgemäß gehalten, das Hof- und Nationaltheater in München mit einem Zuschuß von ungefähr einer Million zu bedenken, der sächsische König gewährt Dreiviertelmillionen Mark, um die Theater in Dresden zu unterhalten. Auch in Württemberg sind es große Opfer, die der König seinem Hoftheater bringt, und die Bühnen der kleineren Residenzen zeigen ohne Ausnahme von einem großen Pflichtgefühl der Fürsten der Kunst und ihren Staatsangehörigen gegenüber. Vergleicht man damit die großen Summen, die manche Stadt für ihr Theater in den Etat einstellen muß, und die dementsprechend von der Allgemeinheit, also großenteils von Steuern bzw. Umlagen getragen werden müssen, so gibt sich ein positiver Vergleichspunkt, die bisherigen Leistungen der Fürsten wenigstens nach dieser Richtung hin zu messen. Zu den Neubauten sind allerdings, wie Stuttgart, Darmstadt, Meiningen beweisen, reichliche Landesmittel in Anspruch genommen und städtische Zuschüsse gewährt worden.

In weiten Kreisen verschiedenster politischer Richtung sind diese Summen Gegenstand fortgesetzten Tadels, weil sie sich nicht im Einklang befänden mit den traurigen sozialen Zuständen der Zeit. Als in einem Prozeß Aerar und Zivilliste in Bayern sich um die Pflicht der Bauerhaltung stritten, wurde die Höhe des Theateretats mancher gerade nicht wohlwollenden Kritik unterzogen und als Krankheitsymptom unserer Zeit bezeichnet. Wie dem auch sei, jedenfalls steht fest, daß die Höfe sich gewissermaßen freiwillig durch Pflege des Theaters ziemlich hoch besteuern. Daß solches nur den Hauptstädten zugute kommt, läßt sich kaum leugnen, aber die Hauptstädte, die auch viele Unbequemlichkeiten für das Land auf sich nehmen, verdienen gewisse Vorteile und sind nun einmal der sichtbarste und wichtigste Ausdruck eines Staates.

Doch die freiwillige Besteuerung der Regierenden endet nicht mit den Theatern. Daß sich die meisten Museen auf fürstlichen Privatbesitz gründen, ist zu allgemein bekannt, als daß es näher ausgeführt werden müßte. Auch für ihre Unterhaltung geschieht manches, was nicht durch die Ziffern des Etats läuft. Für die Nationalschätze unserer klassischen Literatur in Marbach und Weimar sorgen die Landesherren auf freigebigste Weise. Manches Kleinod, das sonst verloren gegangen wäre oder ins Ausland gebracht, verdankt fürstlichem Interesse oder wenigstens fürstlicher Stiftung seinen Platz in dem oder jenem Museum. Der freie Spielraum, der in Kunstfragen auf diese Weise der Persönlichkeit eingeräumt ist, verhindert, daß Pedanterie, wie sie auch im besten Staatswesen unvermeidlich ist, auf diesem so schwierigen und Takt verlangenden Gebiet überhandnimmt. Und wenn auch

nicht alle subventionierten Theater und vom Hof abhängigen Museen in künstlerischer Beziehung auf der Höhe der Zeit stehen, so muß man doch einräumen, daß ihnen viele und hohe materielle Opfer gebracht werden, die jedenfalls zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit verwendet sind.

Die bedingte Freiwilligkeit, die in mancher Beziehung ein letzter Rest der fürstlichen Gnade aus den Zeiten des Absolutismus ist, hat anderseits noch den großen und schönen Zug einer persönlichen Handlung, die außerhalb von Regel und Paragraph vor sich zu gehen scheint, und räumt der invividuellen Neigung wenigstens in der Art des Geschehens die Möglichkeit ein, spontanem Impuls zu folgen.

Daß die Fürsten jetzt von sich aus einen angemessenen Teil der Wehrabgabe übernehmen wollen, gehört zu jenen Regungen, die nach außen gut wirken und an dem Kern der Sache nichts ändern. Und da sie Männer sind von hohem patriotischem Einsehen und von einem großen Pflichtgefühl durchdrungen, haben sie jede kleinliche Rücksicht beiseitegesetzt und von Anfang an erklärt, ihrem Vermögen entsprechend beizutragen. Das ist im jetzigen Augenblick die Hauptsache.

Wenn man nun die Zukunft ins Auge faßt und ohne Vorurteil an die Frage herangeht, ob dem Reich ein Recht zusteht, seine Bundesfürsten zu besteuern, und ob die Einzelstaaten ein Interesse daran haben, ihre Fürsten wie andere Staatsangehörige zu behandeln, muß man die Sache von zwei Gesichtspunkten aus betrachten. Der eine ist der historische, der andere ist der praktische, zu dem allerdings ein ästhetisches Moment für aufgeklärte, moderne Menschen zu treten hat.

Die gesetzmäßige Besteuerung des Monarchen erhält einen gewissen Beigeschmack, indem sie das Höchste eines Fürsten, sein Pflichtgefühl, nicht genügend einschätzt. Kein Bürger im Staat erleidet so viel Zwang wie der, der ihn regiert. Aber dieser Zwang muß ein innerer sein und nach außen hin den Charakter des Freiwilligen wahren, damit er seinen Zweck erfüllt und fruchtbar wirkt.

Aus den Mitteln der Zivillisten wird so viel Ungerechtes ausgeglichen, Armseliges unterstützt und künstlerisch Bedeutendes lebensfähig erhalten, daß es wohl zu überlegen wäre, diese Summe irgendwie pedantisch zu beschneiden. Das ging auch sofort aus der Behandlung der Frage des Wehrbeitrags hervor, denn im ganzen hat die Wehrvorlage, die nötig ist, unser Prestige zu stützen und Deutschland in Europa auf sich selbst zu stellen, wieder einmal gezeigt, daß Fürst und Bürger in gleicher Weise bereit sind, alle Kraft einzusetzen, wenn es das Schicksal gebieterisch verlangt.

Das Lebenswerk des Grafen Zeppelin.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

(Hierzu Porträt auf Seite 1117.)

Der populärste Mann Deutschlands, der bekannteste Privatmann in der ganzen Welt ist unstreitig Ferdinand Graf von Zeppelin, der Erfinder der Luftschiffe starren Systems. In vollkommener Frische des Geistes und des Körpers feiert dieser bahnbrechende Eroberer der Luft am 8. Juli in Friedrichshafen, der Stätte seines erfolgreichen Wirkens, seinen 75. Geburtstag, liebevoll umgeben von seiner Familie, seinen Mitarbeitern, Verehrern und Arbeitern. Noch vor wenigen Wochen gab er eine Probe seiner Rüstigkeit, als er das vor drei Jahren dem Kaiser von Österreich gegebene Versprechen einlöste und mit dem neusten seiner Fahrzeuge den Flug nach Wien durchführte. Mit Dank gegen Gott wird Graf Zeppelin die Wiederkehr des Tages begehen, an dem er vor einem Dreivierteljahrhundert in Konstanz am Bodensee als ältester Sohn des Grafen Friedrich von Zeppelin und seiner Gemahlin Amélie Macaire d'Hogguer geboren wurde. Niemals hat in seinem vielseitigen bewegten Leben der junge oder der alte Graf vergessen, seinem Schöpfer zu danken, dem Allerhöchsten Baumeister aller Welten, durch dessen Gnade es ihm allein vergönnt ist, die Früchte seiner Arbeit noch bei Lebzeiten zu genießen! Mühe und Arbeit ist sein Leben gewesen, und der Kampf ist ihm bis in die neuste Zeit hinein nicht erspart geblieben. Nur seine Frömmigkeit hat ihn befähigt, die Kämpfe zäh durchzuführen und in der Energie nicht zu erlahmen, und wenn alles gegen ihn war.

Graf Zeppelin hat niemals zuvor mit Luftschiffahrt zu tun gehabt, als er die Öffentlichkeit mit seinen kühnen Plänen verblüffte. Zwar hatte er Gelegenheit gehabt, im amerikanischen Sezessionskrieg 1863 und im Deutsch-Französischen Krieg den Wert der Erkundung aus hoher Warte kennen zu lernen, aber die Anregung, selbst über das Problem der Eroberung der Luft nachzudenken, erhielt er durch einen anderen „Außenseiter". Kein geringerer als Generalpostmeister v. Stephan ist es gewesen, der ihn durch die 1873 verfaßte Broschüre „Weltpost und Luftschiffahrt" angeregt hat, in den Mußestunden an die Lenkbarmachung des Ballons heranzugehen.

Heute ist die Durchschiffung der Luft nach beliebig gewählter Richtung etwas Selbstverständliches; als Graf Zeppelin aber mit seinen Plänen hervortrat, galten alle, die an die Eroberung der Luft dachten, als nicht ernst zu nehmende Phantasten. — Es war deshalb nur zu erklärlich, daß man den ehemaligen Kavalleristen, der nie zuvor eine Fahrt im Freiballon gemacht hatte, verlachte, als er mit dem Gedanken herausrückte, ein Luftfahrzeug zu bauen, das fast zehnmal größer sein sollte als der gebräuchliche Kugelballon. Der „verrückte Graf" wurde er in seiner Heimatstadt genannt, und Reisende, die in jenen Jahren in dem bekannten Stuttgarter Hotel abstiegen, wo ein Stammtisch tagte, an dem der alte Kavalleriegeneral gelegentlich erschien, wurden auf ihn mit einigen mitleidigen Worten aufmerksam gemacht.

Die Größe des geplanten Fahrzeuges war es in erster Linie, die die Fachleute abstieß. Wohl dachte man an die erfolgreiche Fahrt der „La France", der genialen Konstruktion der französischen Hauptleute Renard und Krebs, die bei sieben Fahrten ihren Lenkballon fünfmal zur Abflugstelle zurückzusteuern vermochten, doch man erinnerte sich gleichzeitig, daß die erreichte Geschwindigkeit nur 6.4 Meter in der Sekunde betragen hatte, und daß die Dauer der Fahrten nur eine geringe gewesen war. Man rechnete nun dem Grafen Zeppelin nach, welche gewaltige Kraft die Motoren entwickeln müßten, wenn sie den



Riesenleib des Ballons mit hinreichender Geschwindigkeit durch die Lüfte bewegen sollten. Allseitig kam man zu dem Resultat, daß es in absehbarer Zeit keine Aussicht auf Erfolg bieten würde, an diesem Problem zu arbeiten. Mehrfach ist später, als die Erfolge des starren Zeppelinluftschiffes nicht mehr bestritten werden konnten, von Ingenieuren der Versuch gemacht worden, die Verdienste des Grafen absichtlich oder unabsichtlich zu schmälern, indem sie dem leichten und kräftigen Motor den Haupterfolg zuschrieben. Dr. Eckener, der Mitarbeiter des Grafen, hat gelegentlich nachgewiesen, daß gerade Zeppelin es gewesen ist, der durch seine Konstruktion die Züchtung des leichten Explosionsmotors mit angeregt hat.

Die Luftfahrer, die gewohnt waren, ihre leichten Kugelballone bei der Landung in windigem Wetter über Stock und Stein dahingerissen zu sehen, konnten sich gar nicht vorstellen, daß der gewaltige Körper nach einer Auffahrt wieder glücklich zur Erde gebracht werden könne! Wenn es wirklich gelänge, das starre Luftschiff zum Aufstieg zu bringen, so würde doch, so hieß es, die Landung unbedingt verhängnisvoll werden, das Schiff müsse zerbrechen, und es frage sich nur, wie viele Menschenleben dabei zu beklagen sein würden. Nur wenige gab es, die dem Erfindergeist des Grafen zu folgen vermochten; unter diesen sind in erster Linie der später bei einer Freifahrt verunglückte Hauptmann v. Sigsfeld und Geheimrat Hergesell zu nennen.

Es ist ganz anders gekommen, wie die sachlichen und persönlichen Gegner des Grafen prophezeit haben. Sein Luftschiff hat einen Siegesflug angetreten, der in der Geschichte der Technik unerreicht ist. Die auch von den größten Optimisten für unmöglich gehaltene Geschwindigkeit von über 20 Meter in der Sekunde ist von Zeppelinschen Schiffen erreicht, die schnellsten Schnellzüge vermögen ihr Ziel nicht so schnell zu erreichen wie eins dieser Fahrzeuge; Fahrten von fast zweitägiger Dauer sind ausgeführt, Meere werden überflogen, und Könige vertrauen sich dem Luftschiff an, das die noch immer feste Hand des 75jährigen so meisterlich durch die Lüfte steuert.

Das System Zeppelin ist in den wesentlichsten Teilen seiner Konstruktion im großen und ganzen so geblieben, wie es vor dreizehn Jahren gebaut war, die bessernde Hand des Ingenieurs konnte sich im Lauf der Jahre natürlich in vielen Einzelheiten betätigen. Am 2. Juli 1900 fand das große Ereignis statt, der erste Starrballon stieg in die Lüfte empor, nachdem sein Schöpfer und Führer zuvor mit allen Beteiligten ein Gebet gesprochen hatte. Wohl kaum zuvor ist ein Werk mit so vielen unfreundlichen und abfälligen Worten aus der Taufe gehoben worden wie dieses. Nichts kann aber jetzt das Verdienst des Bauherrn in ein besseres Licht rücken als die Wiedergabe von Stimmen der Fachleute, die damals größtes Ansehen und hohen Einfluß besaßen. Da schrieb ein Professor der Technik: „Trotz allen Scharfsinns und der Geldsummen, die für die Bauart und Herstellung solcher Spitzballone aufgewendet werden, muß es leider voraussichtlich stets ein fruchtloses Beginnen bleiben, mit den schwächlichen Riesenleibern dieser Ungetüme gegen schärfere Winde siegreich ankämpfen zu wollen. Der Ballon wird n i e eine Geschwindigkeit von 12 Meter per Sekunde erreichen." Ein anderer, sehr schätzenswerter Luftfahrtfachmann führte aus: „Bei der großen Fläche, die ein Ballon, mag seine Form sein, wie sie will, dem Luftwiderstand darbietet, der sich bei Erhöhung der Schnelligkeit der Bewegung ins Kolossale potenziert, ist eine enorme treibende Kraft nötig. Diese ihrerseits erfordert wieder Mechanismen und Motoren, die unter allen Umständen mehr Gewicht haben, als der gegebene Ballon zu tragen imstande wäre. Die Vergrößerung des Ballons hülfe aber nichts, da dann die Widerstandsflächen abermals größer würden." Der bekannte Kanonenkönig Maxim, der sich auch im Flugzeugbau betätigt hat, sagte in einem Vortrag, er wolle es aussprechen, daß er es für ein unnützes Bemühen halte, einen Ballon zu schaffen, der gegen den Wind flöge. Ein praktisch lenkbarer Ballon müsse f ü r i m m e r e i n e U t o p i e bleiben.

Der einflußreichste deutsche Fachmann, dem es das deutsche Volk zu danken hat, daß es viele Jahre später in den Besitz der wunderbaren Zeppelinschen Luftschiffe gekommen ist, sagte damals zu seiner Frau: „Wenn du je hörst, daß ich mich mal mit dem Bau eines lenkbaren Ballons abgebe, dann kannst du sagen, ich bin verrückt geworden."

Die Urteile, die durch zahlreiche weitere vermehrt werden könnten, genügen, die damals fast ausnahmslos herrschenden Ansichten ins Gedächtnis zurückzurufen.

Von 11,000 Kubikmeter Inhalt auf rund 25,000 sind inzwischen die Starrluftschiffe vergrößert worden, und ein Fahrzeug ist immer schneller geworden als das andere! Die ganze Welt beneidet uns um unsere Zeppeline, und die Stimmen unserer Feinde lassen es klar erkennen, welchen Machtfaktor man in einem künftigen Feldzug in ihnen fürchtet. Manches stolze Schiff ist im Lauf der Jahre schon den Elementen zum Opfer gefallen, aber kein Unglück hat das Vertrauen zu ihnen erschüttern können. Immer mehr lernt es der Mensch, auch die Atmosphäre kennen zu lernen und sie zu meistern. Die Kenntnis der Vorgänge in der unsere Erde umgebenden Luft ist für die Luftschiffahrt ebenso nötig wie die Kenntnis des Meeres für die Seeschiffahrt. Bislang ist diese Wissenschaft, Aerologie genannt, aber sehr stiefmütterlich behandelt. Die Sicherheit des Luftverkehrs wächst mit der Vertrautheit der Materie gegenüber, in der der Verkehr sich abspielt. Wie aber Katastrophen zur See in der Jahrtausende alten Schiffahrt nicht ausgeschaltet sind und wohl niemals ausgeschaltet werden können, so wird man auch wohl Unfällen in der Luftschiffahrt nicht immer entgehen können. Mit Stolz kann aber Graf Zeppelin feststellen, daß er in den dreizehn Jahren seiner Schiffahrt kein Todesopfer zu beklagen gehabt hat.

Bei allen Kämpfen und Widrigkeiten, die unserem Zeppelin das Leben schwer gemacht haben, ist ihm doch stets Familienglück beschieden gewesen. Die Gattin mit Tochter und Schwiegersohn wird ihn am Tag seines Geburtstages umgeben, mit Stolz wird er daran denken, daß sie ihm in schweren Zeiten stets treu zur Seite gestanden haben.

Das deutsche Volk mit seinem Kaiser und seinen Fürsten an der Spitze wird an diesem Tag nach Friedrichshafen schauen, wo ein genialer Erfinder, ein glühender Patriot, ein treuer und dankbarer Freund, ein liebevoller Familienvater und ein frommer Christ seinen 75. Geburtstag feiert. Die aufrichtigsten Wünsche für die Zukunft seien dem Grafen Zeppelin und seinem Werk dargebracht.



Hamburg und Kiel.

Deutsches Derby in Hamburg.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Ein neuer Sieg der deutschen Rennfarben im deutschen Derby! Diese Nachricht, die am Sonntag durch alle deutschen Gaue flog, war um so erfreulicher, als durch das Nichtlaufen von Csardas eins der besten Pferde von der Prüfung ferngehalten wurde. Herrn Haniels „Turmfalke" war es, der die Ehre des „blauen Bandes" für Deutschland rettete, während des Fürsten L. Lubomirski „Mosci Ksiaze" sich mit dem zweiten Platz begnügen mußte. Drittes Pferd wurde Herrn Buggenhagens „Saul", und weiter hinten endeten Pferde wie „Majestic", „Emperador", „Blautopaz", „Elector" u. a.

Der Wettergott war dem Derby nicht günstig. Kalte Regenschauer ergossen sich über Hamburg und die Horner Rennbahn, und die Toilettenpracht versteckte sich unter Gummimänteln und Regenschirmen. Der Begeisterung des Hamburgers für das Derby konnte der Regen aber keinen Abbruch tun, und die aus allen Gegenden herbeigeeilten Fremden folgten ihrem löblichen Beispiel. Auch hohe Gäste sah die Bahn: der Kronprinz traf zum Derbyrennen ein, ferner waren der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Fürst Adolf von Schaumburg-Lippe und Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein auf dem Rennplatz erschienen.

Das Rennen verlief äußerst spannend; nach der Parade begab sich das Feld im Galopp zum Start an der Horner Seite. Die Führung hatte zunächst Herrn Buggenhagens „Simson", beim Einlauf führte „Blautopaz". Aber „Turmfalke" und „Mosci Ksiaze" drangen auf ihn ein: ein erregter Kampf entspann sich. Es schien, als gewönne „Mosci Ksiaze" an Terrain, bis Danny Maher, der aus England für den Haniel'schen Stall herübergeholte Jockei, sein Pferd mit aller Energie und Reiterkunst vorwärts brachte. Janek, der Reiter des „Mosci Ksiaze", wehrte sich nach Kräften, aber unaufhaltsam geht „Turmfalke" vor; mit fünf Viertellängen gewinnt er sicher das Deutsche Derby. Die Zeit: 2:41:3 kann gerade nicht als gut bezeichnet werden, aber man muß die Beschaffenheit des Geläufs in Betracht ziehen. Gerade ein so gutes, aber launenhaftes Pferd wie „Majestic" wurde zweifellos durch den schweren Boden stark behindert.

Der Jubel, mit dem die Deutschen den Sieg ihres Pferdes begrüßten, war berechtigt, denn der geschlagene „Mosci Ksiaze" gilt als der beste Dreijährige in den österreichischen Ställen. Er lief bereits im Wiener Derby ein durchaus braves Rennen, mußte sich aber an beiden Orten mit dem zweiten Platz begnügen. Auf die beiden Pferde „Csardas", den Sieger im Wiener Derby, und auf „Turmfalke" können wir daher mit Recht stolz sein.



Phot. Sennecke.

Der Sieger Jockei Maher auf „Turmfalke".



Phot. Otto Reich.

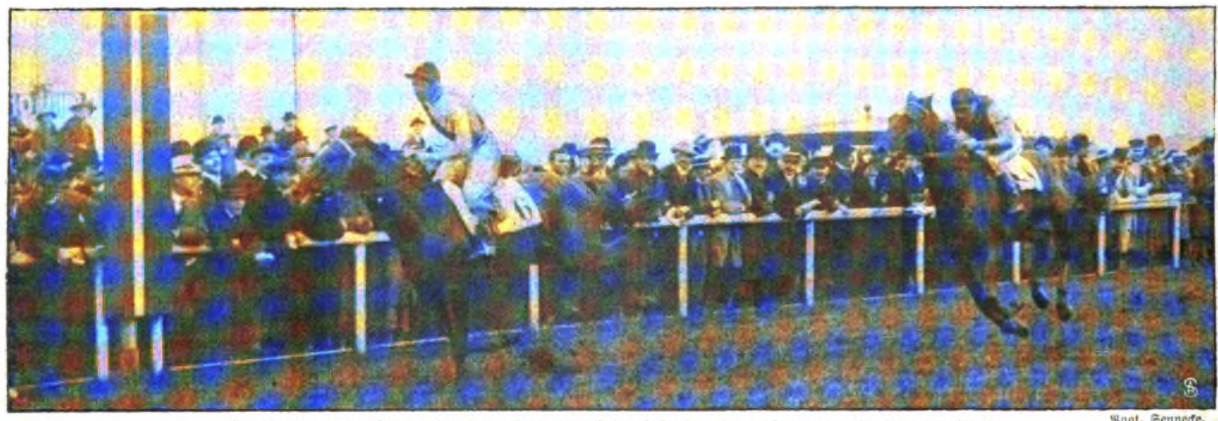
Herr Haniel (×), Besitzer des siegreichen Pferdes „Turmfalke".



Herr Planner (×), der „Trainer" von „Turmfalke".



Parade der im Derby startenden Pferde. Phot. Sennecke.



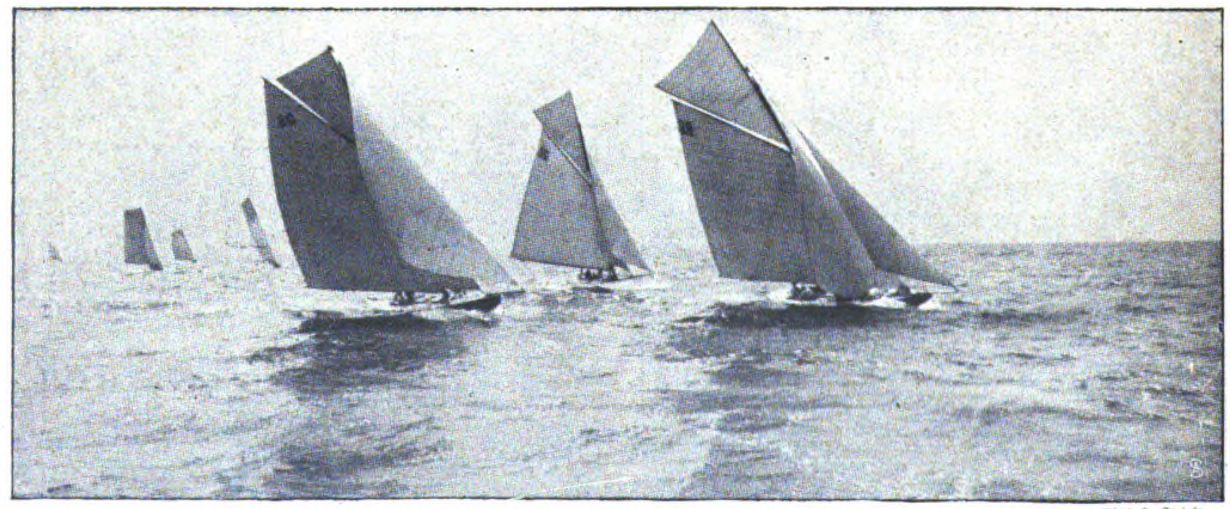
Finish im Deutschen Derby: Das deutsche Pferd „Turmfalke" geht durchs Ziel. Phot. Sennecke.

Kieler Woche.

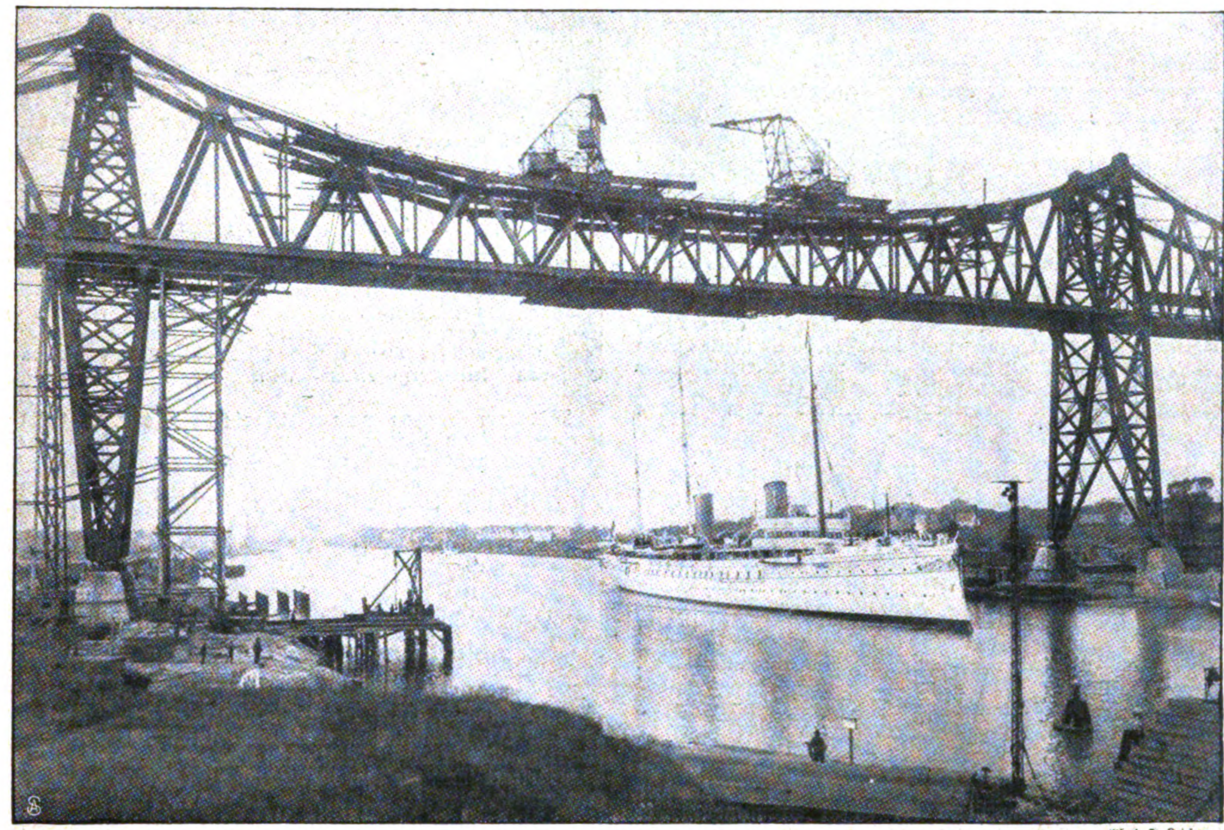
Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Am 25. Juni ist die „Hohenzollern" mit dem Kaiser an Bord unter dem Salut der Schiffsgeschütze in die Kieler Bucht eingelaufen. Damit beginnt, wie alljährlich, eins der glänzendsten Sportfeste auf europäischem Boden, das, meist begünstigt vom herrlichsten Wetter, eine Fülle von malerischen Bildern in sich schließt. Leider hat der Sonnenschein, der das Eintreffen des Kaisers begleitete, nicht angehalten; ein Wettersturz brachte ein fast winterliches Wetter, und der eisige Wind zwang alle Teilnehmer und noch mehr die anmutige Damenwelt, die sich stets zur Kieler Woche einfindet, schützende, aber oft entstellende Hüllen umzunehmen. Aber der echte Seefahrer lacht der Ungunst des Wetters; die sportlichen Kämpfe bleiben die gleichen, und je höher der Schaum der Wellen am Bug des Schiffes emporspritzt, um so größer die Freude am nervenstählenden Segeln.

Die diesjährige „Kieler Woche" erhält aber noch ein besonderes Gepräge durch die Zusammenkunft des italienischen Königspaares mit unserem Kaiserpaar. Der italienische Panzerkreuzer „Amalfi" lag bereits im Kieler Hafen, als die „Hohenzollern" eintraf, und seitdem ist auch die italienische Königsjacht „Trinacria" eingetroffen, die den König und die Königin von Italien später nach Schweden führen wird. Da



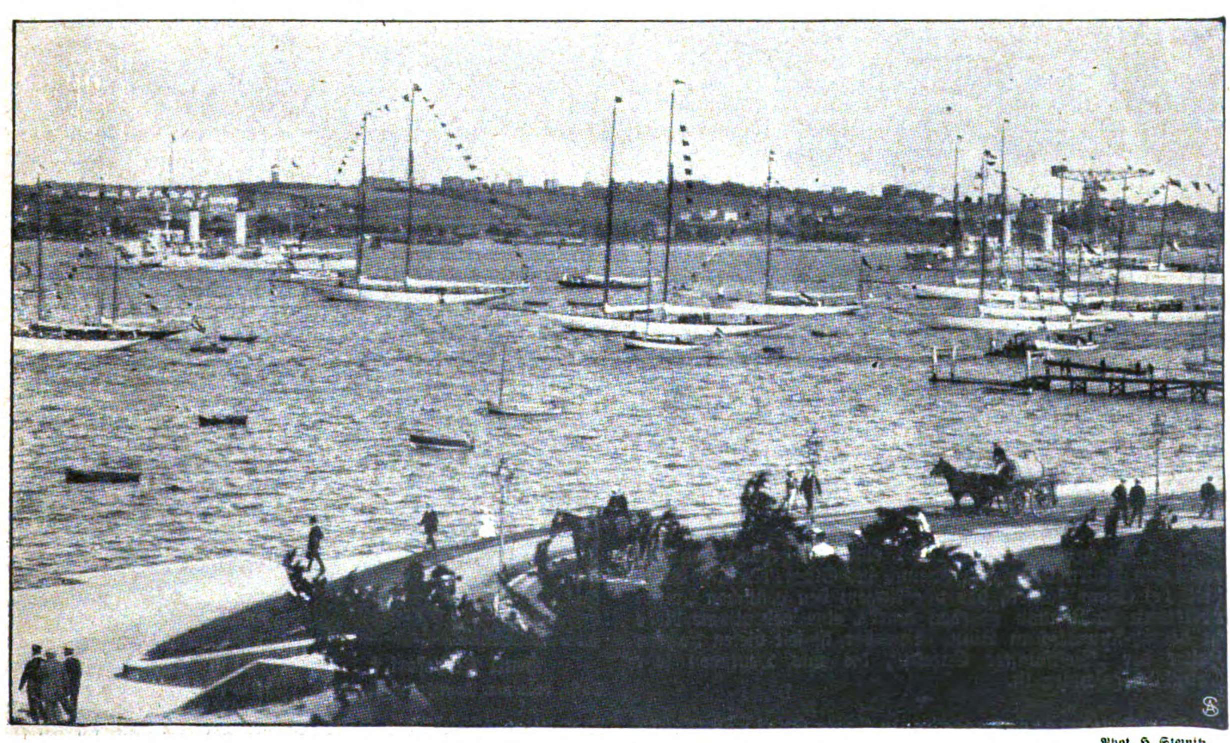
Die 8-Meter-Klasse passiert das Feuerschiff „Bült". Phot. H. Steinitz.



Phot. J. Leschen.

Die „Hohenzollern" mit dem Kaiser an Bord passiert die Eisenbahnhochbrücke bei Rendsburg.

in ihrem Gefolge sich der Minister des Aeußern Marquis di San Giuliano befindet und auch unser Reichskanzler und Staatssekretär von Jagow sich nach Kiel begeben, dürfte die Entrevue auch politischen Zwecken dienen. Die große Menge der Sportleute wird sich über diese Staatsgeheimnisse aber nicht den Kopf zerbrechen, sondern nach wie vor unter den Augen ihres sportfreudigen Kaisers den Ernst und die Lust der allzu kurzen Kieler Tage in vollstem Maß auskosten.



Phot. H. Steinitz.

Von der Kieler Woche: Die Jachten im Flaggenschmuck.

Unsere Bilder

In der Schlußsitzung des Reichstags vom 30. Juni (Abb. S. 1121), die nach heißem Kampf die Annahme der Wehrvorlage und der Deckungsvorlage brachte, wurde auch in auffallend schnellem Tempo auf Antrag der Linken eine Änderung des Militärstrafgesetzbuchs beschlossen, die bei einigen Paragraphen die Einfügung mildernder Umstände zum Gegenstand hat. Unser Bild zeigt den Moment, wo dieses in kürzester Frist durchberatene Gesetz in dritter Lesung angenommen wird.

Kaiser Franz Josef von Oesterreich (Abb. S. 1118) stattete kürzlich dem Flugfeld Aspern anläßlich eines Flugmeetings, dessen Erträgnisse der zu schaffenden Luftflotte dienen sollte, einen längeren Besuch ab. Der greise Monarch wurde vom Erzherzog Karl Franz Josef, dem Fürsten Egon Fürstenberg und den Funktionären des Flugfeldes vor dem Pavillon empfangen.

Der Besuch des französischen Präsidenten Poincaré in England (Abb. S. 1118) trug einen überaus freundlichen Charakter. Zur Begrüßung hatten sich König Georg, der Herzog von Connaught, Prinz Arthur von Connaught, ferner Premierminister Asquith, Staatssekretär Grey und andere hohe englische Staatsbeamte und Würdenträger auf dem Viktoriabahnhof eingefunden. Nachdem der König mit seinem Gast die Front der Ehrenwache abgeschritten hatte, ging es in offenem Wagen durch die Straßen zum St.-James-Palast, in dem der französische Präsident Wohnung nahm.

Das diesjährige Ordensfest der Johanniter in Sonnenburg (Abb. S. 1119) hatte wiederum eine große Schar Schaulustiger herbeigelockt, die dem feierlichen Zug der Ordensritter am Johannistag zur Kirche zusahen, in der altem Brauch und Sitte entsprechend eine Anzahl bisheriger Ehrenritter zu Rechtsrittern der Ballei Brandenburg geschlagen und ihnen die Investitur des Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem verliehen wurde. Das Kapitel hielt Prinz Eitel-Friedrich ab, der bekanntlich das Amt des Herrenmeisters innehat.

Prinz und Prinzessin Ernst August (Abb. S. 1123) Herzog und Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg weilen gegenwärtig auf der Hochzeitsreise. Das strahlend glückliche junge Paar genießt auch die Naturschönheiten der bayrischen Berge, die den Königssee umschließen, in vollen Zügen.

Exkönig Manuel v. Portugal (Abb. S. 1123) empfing vor kurzem den Besuch seiner Braut Prinzessin Viktoria von Hohenzollern und ihres Vaters in London. Der junge Bräutigam war seinen Verwandten bis Queensborough entgegengereist. Die Königinmutter von Portugal Amalie veranstaltete ihnen zu Ehren ein Gartenfest in Richmond.

Die Grönlandfahrer Knud Rasmussen und Peter Frenchen (Abb. S. 1120) sind nach dreijähriger Abwesenheit aus Grönland zurückgekehrt. Sie legten 12000 Kilometer zurück, ganz Grönland durchquerend, und gründeten die nördlichste arktische Station „Thule“. Besonders wichtig ist, daß sie den Peary-Kanal nicht gefunden haben, und man kann daher annehmen, daß dieser gar nicht existiert, wie Peary seinerzeit behauptete.

Zum amerikanischen Botschafter in Berlin ist Mr. James W. Gerard (Portr. S. 1122) an Stelle des zurücktretenden Mr. Leishman ernannt worden. Er hatte bisher das Amt des Oberrichters in Neuyork bekleidet und gehört der gemäßigten Richtung der Demokraten an.

J. A. Spender (Abb. S. 1120), einer der hervorragendsten englischen Journalisten und Freund des Staatssekretärs Grey, hielt bei einem Bankett, das vor kurzem den deutschen Pressevertretern in London gegeben wurde, eine bedeutsame Rede in deutsch-freundlichem Sinn. Spender ist seit vielen Jahren Leiter der „Westminster Gazette“, die uns Deutschen sehr freundlich gesonnen ist.

Der Reichstagsabgeordnete Hans Graf von Kanitz (Portr. S. 1122) ist nach kurzem Krankenlager in Berlin verstorben. Er war einer der bedeutendsten deutschen Parlamentarier der konservativen Richtung.

Die Lötschbergbahn (Abb. S. 1120), die nunmehr feierlich eingeweiht und dem öffentlichen Verkehr übergeben wurde, stellt ein kühnes Kapitel der Technik auf dem Gebiet des Eisenbahnbaus dar. Nicht allein galt es, riesige Hindernisse zu überwinden, gigantische Viadukte zu schlagen, Berge zu durchbohren, sondern einen gewaltigen Fortschritt bedeutet auch der Umstand, daß die gesamte Strecke von Spiez bis nach Brig für den elektrischen Betrieb eingerichtet ist.

Die Freiherren von Bodelschwingh-Plettenberg und Ulrich von Richthofen (Porträte S. 1122) wurden anläßlich des Regierungsjubiläums unseres Kaisers in den Grafenstand erhoben. Frhr. von Bodelschwingh ist Besitzer des Fideikommisses Heeren und wird hinfort den Namen Graf von Plettenberg-Heeren führen.

Mit dem Herzog von Sutherland (Portr. S. 1122) ist eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der englischen Hocharistokratie und zugleich vielleicht der reichste Großgrundbesitzer Großbritanniens aus dem Leben geschieden. Seine Herrschaft umfaßte nicht weniger als 1,385,000 Acres.

Erzherzog Josef Franz (Portr. 1124), der älteste Sohn des Erzherzogs Josef und der Erzherzogin Augusta, der erst im März d. J. großjährig wurde und gegenwärtig an der Budapester Universität studiert, ist ein außerordentlich begabter junger Fürst. Neben ernsten Studien widmet er sich mit besonderem Eifer der Kunst. Zum Malen hat er großes Talent.

Der Geheime Kommerzienrat Peter Paul von Mauser (Abb. S. 1122), der Erfinder des Infanteriegewehrs „Modell 71“, beging in Oberndorf am Neckar seinen 75. Geburtstag. Der berühmte Waffenfabrikant hat die Würde eines Ehrendoktors inne, die ihm die Technische Hochschule zu Stuttgart verlieh.

Die große Frithjofstatue in Bronze (Portr. S. 1124), ein Werk des Bildhauers Professor Max Unger, die der Kaiser anläßlich seiner 25. Nordlandsfahrt den Norwegern zum Geschenk machen will, ist nunmehr nach dreijähriger Arbeit vollendet worden. Die machtvolle Heldengestalt, die auf einer ragenden Felskuppe aufgestellt werden soll, ist von großer künstlerischer Wirkung.

Der unvergleichlich kühne europäische Rundflug (Abb. S. 1124) des franz. Piloten Brindejonc von Paris über Berlin, Warschau, Petersburg, Stockholm, Paris hat den Aeronauten auch nach Kopenhagen geführt. Ohne jeden Zwischenfall, trotz schweren Wetters, landete Brindejonc auf dem Flugplatz Kopenhagen und wurde von der Menge stürmisch begrüßt.

Die Toten der Woche

Prinz Philipp von Croy, preußischer Generalleutnant, † in Düsseldorf am 29. Juni im Alter von 72 Jahren.

Ferdinand Graf Hompesch, bayrischer Gesandter a. D., † in Meran im Alter von 88 Jahren.

Christopher Eduard Lewens, Seniorchef der Firma C. Ed. Lewens, † in Hamburg am 18. Juni im Alter von 54 Jahren.

General der Infanterie Karl von Oppeln-Bronikowski, † in Naumburg am 24. Juni, 60 Jahre alt.

Henri Rochefort (Abb. nebenst.), bekannter Politiker u. Journalist, † in Aix-les-bains am 30. Juni, 83 Jahre alt.

Henri Rochefort †
Paris, bekannter Politiker u. Journalist.

Ernst Karl Graf von Waldstein, Majoratsherr der gräflichen Familie von Waldstein, † auf der Insel Brioni am 28. Juni im Alter von 65 Jahren.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Brandseph.

Ferdinand Graf von Zeppelin.

Zu seinem 75. Geburtstag.



Newspaper Ill.

König Georg V. und Poincaré auf der Fahrt vom Bahnhof.
Vom Besuch des Präsidenten der französischen Republik in London.




Phot. H. Schuhmann.

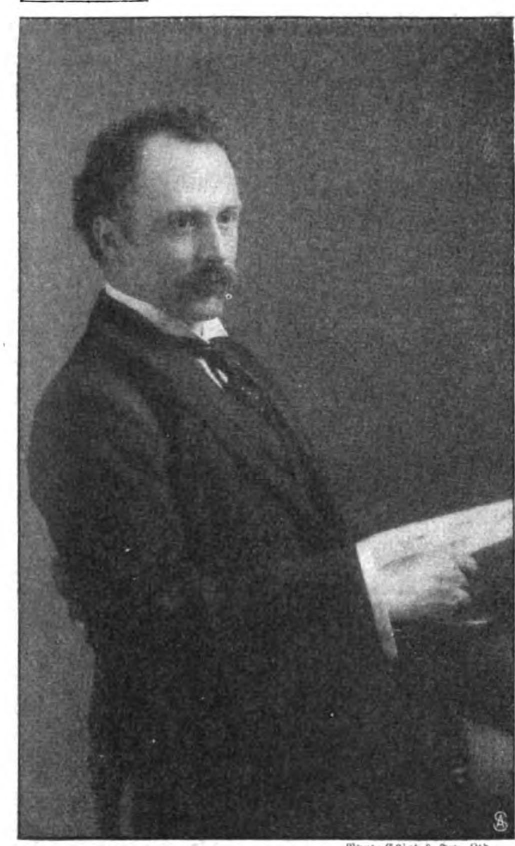
Kaiser Franz Josef von Oesterreich bei einem Besuch auf dem Flugfeld „Aspern".



Phot. Graue.

Zug der Ordensritter mit ihrem Herrenmeister Prinz Eitel-Friedrich (×) zur Kirche.

Vom diesjährigen Ordensfest der Johanniter in Sonnenburg.

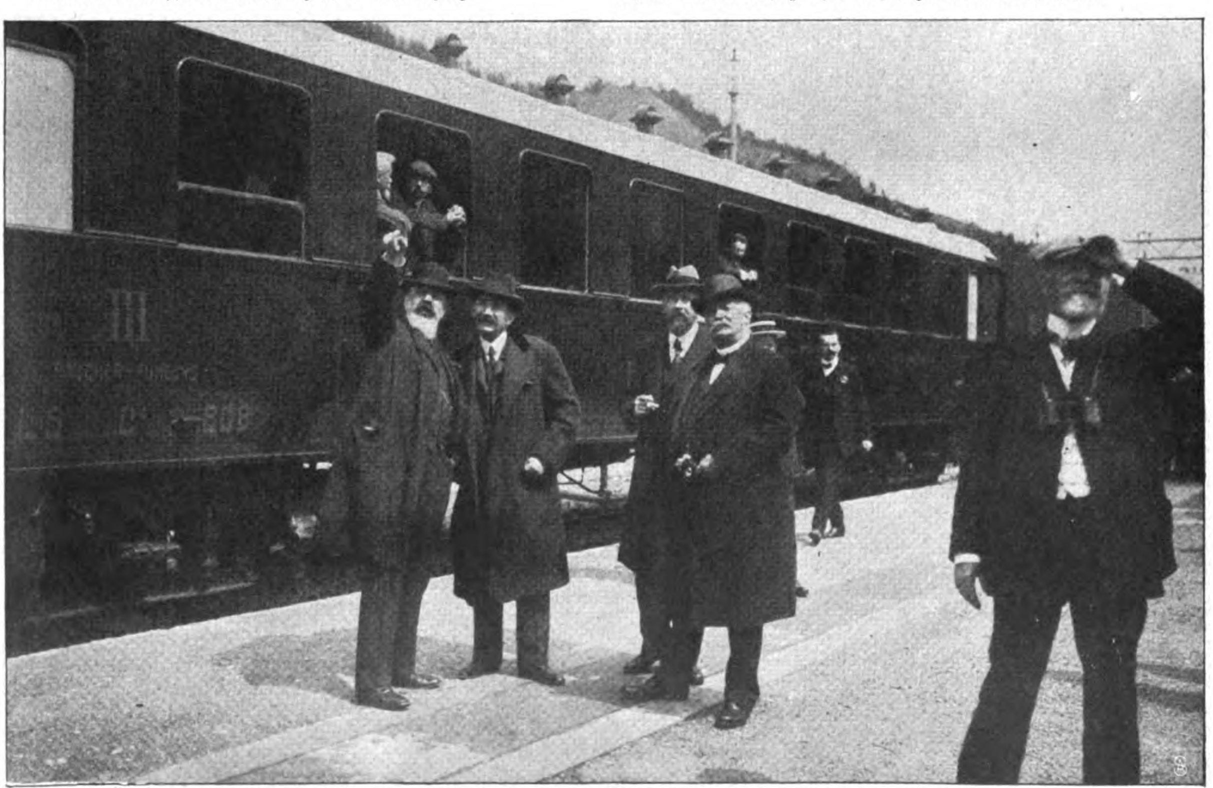


Phot. Elliot & Fry, Ltd.

J. A. Spender, London,
bekannter Vorkämpfer der deutsch-englischen Verständigung.

Phot. Dr. Bertelsen.

Peter Frenchen und Knud Rasmussen
kehrten von einer erfolgreichen dreijährigen Grönlandreise zurück.



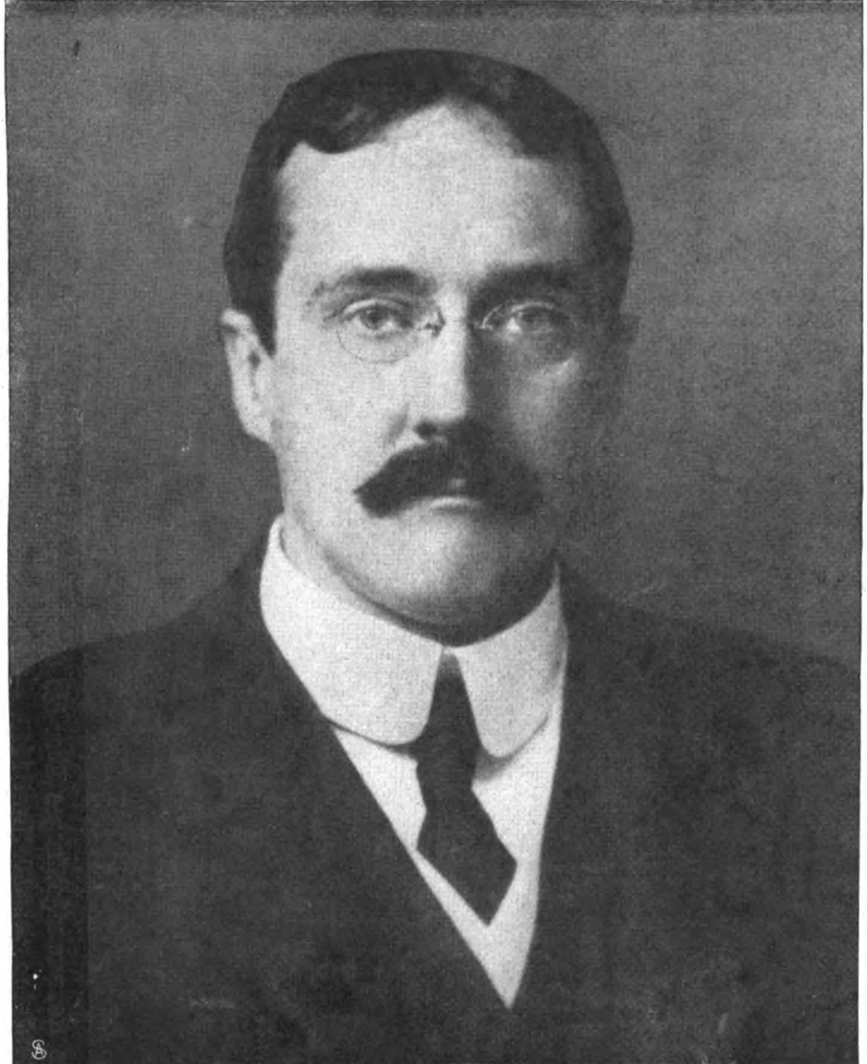
Phot. Krenn.

Von links. Chefingenieur Descubes, Miterbauer der Lötschbergbahn. Französischer Arbeitsminister Thierry. Französischer Gesandter in Bern Beau. Schweizerischer Bundespräsident A. Müller.

Von der Eröffnung der Lötschbergbahn.



Das Haus erhebt sich zur Annahme des Kompromißantrages über die Aenderung des Militärstrafgesetzbuches.
Die Schlußsitzung des Reichstags am 30. Juni 1913. — Spezialaufnahme der „Woche".



Berl. Jll.-Ges.



Der neue amerikanische Botschafter in Berlin, James W. Gerard.

Phot. van Delden.

Graf Ulrich von Richthofen,
wurde b. Regierungsjub. i. d. Grafenstand erhoben.



Phot. Nicola Perscheid.

Graf von Plettenberg-Heeren,
wurde b. Regierungsjub. i. d. Grafenstand erhoben.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Geh. Kom.-Rat Peter Paul von Mauser,
Oberndorf, wurde 75 Jahre.



Record Preß.

Der Herzog von Sutherland †
einer der bedeutendsten Großgrundbesitzer Englands.



Hans Graf von Kanitz †
Berlin, Reichstagsabgeordneter.



Prinz Ernst August und Prinzessin Viktoria Luise am Königssee.
Vom Aufenthalt des Herzogpaares zu Braunschweig und Lüneburg im bayrischen Gebirge.



Newspaper Illustr.

Wilhelm Fürst von Hohenzollern. Königinmutter Amalie von Portugal. Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern. Exkönig Manuel.
Exkönig Manuel mit Braut, Mutter und Schwiegervater auf dem Landsitz Abercorn in Richmond Hill.



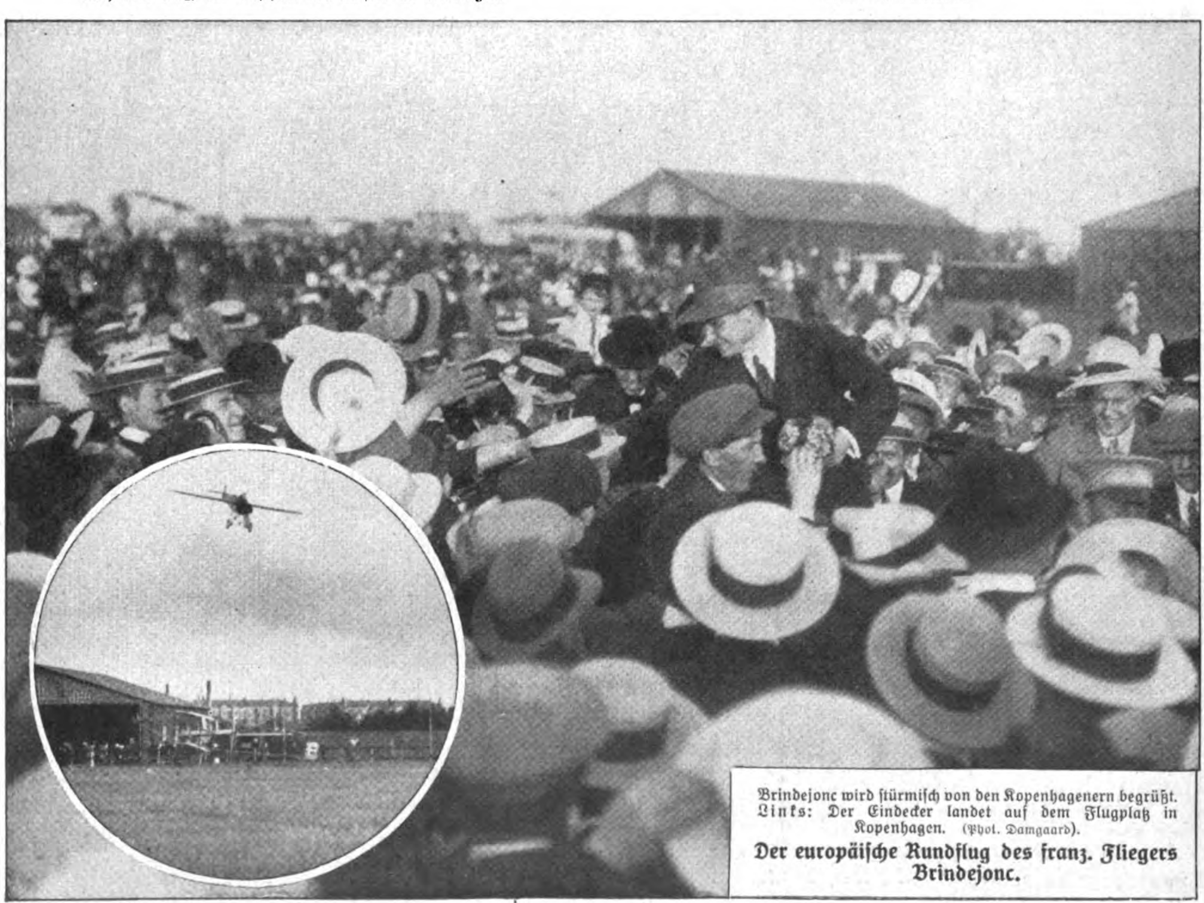


Phot. Sennecke.

Die Frithjof-Statue von Prof. M. Unger
nach dem Guß, das Geschenk des Kaisers an Norwegen.

Phot. Labori.

Erzherzog Josef Franz von Oesterreich
beim Malunterricht.



Brindejonc wird stürmisch von den Kopenhagenern begrüßt. Links: Der Eindecker landet auf dem Flugplatz in Kopenhagen. (Phot. Damgaard).

Der europäische Rundflug des franz. Fliegers Brindejonc.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

6. Fortsetzung.

Fürchterlich war es, daß Gerhard gerade in solch einem Augenblick kommen mußte, wo Gina die Szene mit ihrem Mann gehabt hatte. . . . Wenn ihr nur irgend etwas einfiele, wenn sie das alles in einen Spaß umdrehen könnte. Aber diese dumme Lou stand so blaß und verängstigt da, hatte so gar keine Geistesgegenwart. Sie versuchte zu lachen.

„Stellen Sie sich vor, lieber Gerhard, mein Mann, wie eben Künstler sind, er bringt mich um mit seinen Sitzungen. Ich bin ihm einfach durchgegangen. Drei Stunden bin ich jetzt schon im Atelier, das ist doch wirklich brav, nicht wahr?“ ...

Die Erregung zitterte noch in ihrer Stimme, und ihr Lächeln hatte etwas Krampfhaftes.

Sie unterbrach sich, haschte wieder nach der seidenen Decke, blickte hilflos an sich herab.

„Ich bin wirklich nicht in Empfangstoilette. Und gerade heute, da Sie so feierlich sind, so“ . . .

Sie wartete. Wenn er sich jetzt schnell erklärte, dann war alle Peinlichkeit überwunden. Dann konnte sie „Kinder“ sagen und Lou ein bißchen auszanken, zum Schein wenigstens.

Aber Gerhard murmelte sehr verlegen: „Ich muß um Verzeihung bitten, gnädige Frau, gewiß war es formlos. Aber ich komme soeben aus der Universität und . . . da“ . . .

Frau Gina zwinkerte verständnislos mit den Augen, wußte absolut keinen Zusammenhang zu finden zwischen der Universität und dem unvermuteten Besuch in Frack und weißer Binde.

Da flogen auch wieder einige Türen krachend ins Schloß, harte, hastige Schritte jagten über das Parkett.

„Gina, Gina, zum Kuckuck nochmal.“

Lou stürzte dem Vater entgegen in den anstoßenden Saal.

„Papa, Besuch, ich bitte dich“ . . .

Er schob sie von sich, aufgebracht, zitternd vor Zorn. „Was ist schon wieder? In keinem Zimmer ist man sicher vor fremden Leuten. Setzt euch doch auf die Straße hinaus, da könnt ihr Defiliercour abnehmen. Hier will ich meine Ruhe haben.“

Lou drückte dem Vater die Hand vor den Mund.

„Papa, Graf Gerhard, ich beschwöre dich.“ . . .

„Is mir wurscht. Bedaure. Ich hab ihn nicht gebeten.“

Er hatte noch die Modellierschlinge in der Hand, fuchtelte wütend damit in der Luft herum, schob die Portiere zurück zum kleinen Salon.

„Aha, da bist du?“

Er warf die Modellierschlinge wütend auf den Teppich, knotete den losen Gürtel seines Kittels enger.

„Graf Oberwall ist da“, sagte Frau Gina hoheitsvoll, indem sie mit dem Kopf auf Gerhard zeigte.

„So, ja“ . . .

Hörselkamp hob die Schultern, stemmte die Fäuste in die Taschen seines Kittels, wendete sich dem jungen Menschen zu.

„Verzeihen Sie, Herr Hörselkamp“ . . .

„Hab die Ehre, Herr Graf, hab die Ehre, bin mitten in der Arbeit, Verehrtester, nichts für ungut, freue mich, wenn Sie kommen, aber unsereins, wissen Sie, hat Arbeit, ja“ . . .

Eine Blutwelle schoß Gerhard ins Gesicht.

Sehr steif, sehr kühl sagte er: „Selbstverständlich, Herr Hörselkamp.“

Frau Gina riß an den seidenen Fransen. Ihr Mann hatte komplett den Verstand verloren. Sagte einem Grafen Oberwall Sottisen! Einem Bewerber . . . Einem Mann, der in Lou verliebt war, der sie heiraten würde, ohne Geld, wie sie stand und ging.

„Ich glaube, Graf Gerhard hatte sehr ernst mit uns zu sprechen.“

Gerhard erschrak. Das kam ihm zu unerwartet. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen. Er hatte wissen wollen, wie Lou zu ihm stand, hatte in einer Aussprache mit ihr Mut schöpfen wollen zum vorsichtigen Widerstand gegen die väterlichen Pläne. Aber weiter wagte er noch nicht zu gehen.

Die Frau in der Sofaecke aber hatte nur einen Gedanken, den Zorn ihres Mannes abzulenken. Und dann wußte sie aus eigener Erfahrung: Es gab Situationen, die man brüskieren mußte, Männer, die überrumpelt werden wollten. Gerhard Oberwall war einer. Irgendein äußeres Ereignis, das stärker war als er selbst, mußte ihm die letzte Scheu nehmen.

Hörselkamp fuhr mit der Hand über das glattrasierte Gesicht, plötzlich befangen, und es flog ein verlegener und doch gleichsam solidarischer Blick zu Gerhard Oberwall, der nervös an der weißen Krawatte herumzerrte.

Ein Licht war ihm aufgegangen. So stand es also! Tja, das war ein verflucht ekliger Moment. Noch dazu, wenn's so offiziell war. Das erstemal, da hatte er ja auch Herzklopfen gehabt, bis zum Hals hinauf. Er konnte sich jetzt plötzlich an all die Fragen erinnern, vor denen ihm lange Wochen vorher gegraut hatte: nach Familie, Einkommen, Aussichten für die Zukunft. Und dann, was man ihm alles aufgetischt hatte: zehntausend Mark in bar als Mitgift, die Schlafzimmer- und Kücheneinrichtung, die Hauswäsche. Und dann später eine Erbschaft von zwanzigtausend Mark — in Form einer Lebensversicherung — scheußlich peinlich war das alles gewesen. Und eigentlich so überflüssig. Die Mitgift war in zwei

Jahren aufgebraucht. Die Schlafzimmereinrichtung hatte er nach dem Tod seiner Frau verkauft, und die Versicherungspolice, die war ja doch in einem kritischen Moment lombardiert worden, und als die Alten starben, langte es kaum noch für die Beerdigung. Da war es mit der Fürstin Sukewitsch einfacher gewesen. Nicht ausreden hatte sie ihn lassen: „Was mein ist, ist dein." Und da mußte es auch umgekehrt sein: „Was sein war, war ihres."

Unwillkürlich näherte er sich seiner Frau, löste den Gürtel seines Kittels, warf ihn ihr über, half ihr in die Ärmel — ohne sie anzusehen, mit harten, kurzen Bewegungen.

„Verrückt, so herauszulaufen. Tja, ja. Verehrtester, man hat seine Not mit den Frauen. Erst machen sie einem den Kopf warm, und dann" . . .

Frau Gina stieß ihn mit dem Ellbogen nachdrücklich in die Seiten.

„Lou ist natürlich aus ganz anderem Holz. Ein ruhiges, verständiges Mädel, ein Juwel für einen Künstler."

Abermaliger Rippenstoß. Hörselkamp räusperte sich, drehte seiner Frau ärgerlich den Rücken.

„Sie wollten mit uns sprechen, na, legen Sie los, Verehrtester."

Gerhard war an den ovalen Tisch getreten, spielte mit den Abzügen seines Doktordiploms, schluckte an den Worten, die nur stoßweise den Weg über seine Lippen fanden.

Er hatte Lou lieb. Gewiß, sehr lieb. Aber er war heute nur gekommen, um sich einen Glückwunsch zu holen zu seiner Promotion.

Frau Gina wurde ein bißchen rot und machte ein langes Gesicht. Aber er sah sie nicht an, sprach weiter, während Hörselkamp die Hände hinter dem Rücken verschränkt hielt und einigermaßen verdutzt dreinblickte. Gerhard fuhr fort, ohne die Augen vom Tisch zu heben.

Lou mußte seine Frau werden, selbstverständlich. Aber er hätte sich eigentlich noch nicht erklären wollen. Er durfte es noch nicht. Erst mußte er seinen Vater für sich gewinnen. Das wäre nicht so leicht.

Der hätte unendlich strenge Ansichten. Ihm stünde noch ein harter Kampf bevor. . . .

„Wir sind auf Ihrer Seite", unterbrach ihn Frau Gina.

„Ich danke Ihnen." . . .

Gerhard fühlte die Verpflichtung, sich über ihre Hand zu beugen, aus Höflichkeit, und weil ihre warmblütige Herzlichkeit ihn immer wieder die anerzogene Zurückhaltung vergessen ließ.

Hörselkamp aber fuhr sich nervös durch das dichte, graumelierte Haar.

„Die Tochter von Hörselkamp hat es nicht nötig, sich in eine Familie einzudrängen. Das geb ich nie zu. Ihren Namen in allen Ehren, junger Mann, meiner ist auch nicht der schlechteste."

„Herr Hörselkamp, es wird mir eine Ehre sein", warf Gerhard hastig ein.

„Ihnen vielleicht. Aber Ihren Angehörigen? Heimliche Verlobungen, Verehrtester, die dann auseinandergehen, wenn's Ernst werden soll, dazu sind Mädels genug in Berlin."

Frau Gina schlug die Hände zusammen. „Aber, Lieber, was redest du!"

Mit dem Mann war wirklich kein Auskommen mehr. Bildete er sich ein, daß man seine Tochter in Galakutsche an den preußischen Hof holen würde? Hatte er denn gar keinen Maßstab?

Hörselkamp schritt erregt durch das Zimmer, das Gesicht gerötet, die starken Brauen über der Nasenwurzel zusammengezogen. Es war eben doch so, wie er sagte, und seine liebe Frau hatte mit all ihren großen Gesellschaften und großen Worten doch nichts anderes zustande gebracht als eine kleine Poussade, der man ein legitimes Mäntelchen umzuhängen bestrebt war. Das nannte sie das Kind versorgen. Schöne Versorgung! Der Junge sah nicht aus, als wenn er seiner Frau eine Stellung im väterlichen Haus schaffen könnte. Verliebt war er und hatte dem Mädel Raupen in den Kopf gesetzt.

„Wissen Sie was, Verehrtester, wir wollen so tun, als ob es gar nichts gewesen wäre", sagte er plötzlich und klopfte Gerhard Oberwall mit einer gewissen Gutmütigkeit auf die Schulter.

Gerhard Oberwall stand sehr gerade, sehr steif vor dem Künstler. Diese schlappe Art der Erledigung war ihm wider den Strich.

„Es ist ja auch gar nichts gewesen, Herr Hörselkamp. Wir haben uns nur gesagt, daß wir uns liebhaben; und wir werden es uns beweisen: ich, indem ich Ihre Tochter heirate, Lou — indem sie mit mir die Folgen dieses Entschlusses auf sich nimmt."

„Aha!" sagte Frau Gina sehr befriedigt.

Gerhard fühlte wohl, daß er sehr weit gegangen war. Aber der unerwartete Widerstand von seiten des Künstlers hatte sein Blut erhitzt. Und da, wo sein Blut sprach — schwieg jedes Bedenken.

Ihm war, als wäre jetzt erst die wahre Liebe zu Lou in ihm erwacht. Der Kampf, der ihm bevorstand — schreckte ihn nicht mehr. Er beneidete die Liebhaber vergangener Zeiten, die ihre Auserkorene mit dem Degen in der Hand der elterlichen Gewalt entrissen. Seine Augen blitzten, die Muskeln seiner Arme strafften sich.

Welche Leidenschaft, dachte Frau Gina, wunderte sich, daß Lou imstande war, eine „Passion" zu erwecken.

Sehr unbehaglich fühlte sie sich in dem zerknitterten Kittel, mit den nackten, eingewickelten Füßen. Sie war dadurch wie gelähmt, des ganzen graziösen Reizes ihrer Bewegungen beraubt, der ihr bestes Hilfsmittel war, wenn es galt, ihren Mann zu erobern.

„Das Beste wird sein, Gerhard, wir lassen alles beim alten, und Sie kommen vorläufig nur als Freund in unser Haus, bis" . . .

„Bis was, bitte was!" Sehr breitspurig stellte sich Hörselkamp mitten ins Zimmer, sehr grob, beinah absichtlich grob klang seine Frage. „Bis die Leute sich den Mund über die Geschichte zerreißen, bis das Mädel kompromittiert ist? Nichts da. . . Jetzt wird klarer Wein eingeschenkt. Entweder — oder. Wollen Sie sich richtig mit Lou verloben; ganz coram publico — mit Wissen Ihrer Angehörigen?"

„Jetzt gleich, nein . . . das könnte ich nicht, das" . . .

Hörselkamp zuckte die Achseln. Natürlich. War ja doch nur ein dummer Junge, der da vor ihm stand. Und lieber . . . ja wahrhaftig, lieber gab er Lou seinem italienischen Bildhauer, der für zwölf Mark täglich bei ihm arbeitete, wenn er ein Modell in Marmor ausführte, als daß er sie einem unreifen Jungen gab.

„Also, lieber Herr, dann ist nichts zu machen. Kommen Sie wieder, wenn Sie so weit sind . . . dann — herzlich willkommen. Aber bis dahin" . . .

„Ich empfehle mich, Herr Hörselkamp."

Sehr steif, voll verhaltener Empörung verneigte sich Gerhard Oberwall.

Der Mann war wirklich ein Prolet. Aber nun gerade! Nun gerade mußte er sich Lou holen . . . sie ihm aus den Klauen reißen.

Hörselkamp lächelte wieder gutmütig.

„Hab die Ehre, Verehrtester."

Den Kleinen war er los. So viel war gewiß. Lou blieb im Haus. Wäre ja noch schöner — wenn jeder grüne Junge bloß die Hand nach ihr auszustrecken brauchte. Da konnten viele kommen! Seine liebe Frau legte es ja darauf an. Na, er paßte gottlob auf.

„Gnädigste Frau!" . . .

Gerhard Oberwall führte Ginas Hand an die Lippen. Sie seufzte, hob die Augen gen Himmel, tippte gegen die Stirn, lächelte dann vertraulich.

„Ich sage auf Wiedersehen, lieber Gerhard!"

Er antwortete nicht. Raffte die Diplomabzüge zusammen, verbeugte sich noch einmal. Ging, ohne sich umzusehen.

„Du bist wahnsinnig", sagte Frau Gina wieder einmal wie so oft zu ihrem Mann.

Er lachte, sehr gut gelaunt.

„Wenn er sie nicht holt — ist's um ihn nicht schade."

Innerlich hoffte er, ihn für immer los zu sein, aber das sagte er nicht. Ihm war sehr wohl. Er fühlte sich außerordentlich erleichtert.

„Du, hör mal . . . wie wär's, was . . . jetzt könnten wir wieder 'n bißchen arbeiten. Nicht lange. Nur eine Stunde. Heute komme ich tüchtig weiter."

Er wickelte ihr Haar um seinen Finger, küßte sie auf das Ohrläppchen.

Sie nickte.

„Wie hast du dich vorhin wieder aufgeführt . . . mit Lou war das nie."

Nach einer Weile antwortete er: „Nein . . . mit Lou war das nie."

Wenn das erste Drittel seiner Arbeit fertig war, kam es vor, daß er schon an die nächste dachte. Und so sah er jetzt bereits das Werk, das diesem folgen mußte. Etwas Stilles, Keusches, Zartes. Da würde er ausruhen . . . würde wieder der Alte werden — rücksichtsvoll und besonnen. Dazu brauchte er dann Lou. So war es gut, daß sie blieb, sehr gut war es.

Er lächelte wieder.

„Ich werde sehr brav sein . . . alle Viertelstunden darfst du einen Tanz im Atelier tanzen. Viermal in einer Stunde . . . bedenke doch. Aber die übrige Zeit mußt du still halten; willst du?"

Sie erhob sich, stolperte über die Decke, fiel in seine Arme, lachte, warf den Kopf zurück und hob drohend den Finger. „Aber das sage ich dir, Lieber — wenn du noch so einen Skandal machst wie einem bezahlten Modell, dann zerschlage ich deine Arbeit und reise ab."

Er küßte sie.

„Wenn du meine Arbeit zerstörst, bekommst du Prügel wie ein kleines Kind und siehst mich nie wieder."

Sie sahen sich beide an, lachend und doch ein bißchen unsicher.

Dann stiegen sie einträchtig die Treppe hinunter zum Atelier.

Erst als sie sich zum Diner niedersetzten und der dritte Stuhl leer blieb, fiel es ihnen ein, nach Lou zu fragen.

„Das gnädige Fräulein hätte Kopfschmerzen und ließe sich entschuldigen", hieß es.

„Nanu," sagte Hörselkamp, „Kopfschmerzen? Das ist ja was ganz Neues!"

Nun fing Lou auch an, Faxen zu machen! Diese Weiber! Wenn man nur ohne sie auskommen könnte!

„Ich will dann gleich nachsehen", sagte Frau Gina.

Aber man war noch beim Dessert, als die ersten Gäste zum Tee kamen. So vergaß sie es. Und als Hörselkamp um neun Uhr leise an Lous Tür klopfte, zwängte sich die alte Seraphine vorsichtig durch einen Spalt.

„Sie schläft jetzt, das Häseken, nicht aufwecken, Herr Hörselkamp."

Am nächsten Morgen brachte der Haushofmeister der Exzellenz Marie Antoinette Oberwall ein Billett: „Zu eigenen Händen der Frau Fürstin Sukewitsch."

* * *

Lou hatte kaum zwei Stunden in dieser Nacht geschlafen.

Sehr vorsichtig klopfte die alte Seraphine an die Tür: „Häseken, kann ich rein?"

Lou war sonst meist angezogen um diese Stunde und frühstückte in ihrem Zimmer, während ihre ehemalige Kinderfrau ihr gegenübersaß auf einem weißen Schemel und ihrem Herzen Luft machte. Es gab ja doch immer nur zu klagen über alles, was im Haus geschah.

„Häseken, mach, daß du heiratest. Was fange ich alte Frau in diesem Tollhaus an? Jetzt soll ich dem Anton kündigen, weil er die Fürstin getroffen hat, als sie bloßfüßig aus dem Atelier hinausgelaufen ist. Sie sagt — er hätte an der Tür gehorcht. Das war ja doch gar nicht nötig, Häseken — die hat doch Radau genug gemacht. Unten in der Anrichte haben sie's gehört."

Heute lag Lou noch im Bett und fuhr sich mit den Fingern über die leicht geröteten Lider, drückte sie gegen die schmerzende Stirn.

„Laß nur, Raffelchen, das ist immer so, wenn Papa arbeitet."

Die Alte wischte ärgerlich über die schwarze Alpakaschürze, über der das rasselnde Schlüsselbund klirrte. Ihre kleinen Augen blinzelten giftig; mit einer heftigen Bewegung riß sie die hellen Kretonnevorhänge auseinander.

Lou schloß die Augen, warf sich zurück in die Kissen. Das Licht, grau und doch stechend, tat ihr weh. Ihr war, als empfände sie dieses Stechen in ihrem ganzen Körper, in jeder Windung ihres Gehirns.

Mitleidslos, mit dem Egoismus des Alters fuhr sie fort: „Und draußen wartet ein Herr seit einer halben Stunde, will sich nicht abweisen lassen. Der kann lange warten. Wecken darf man die Herrschaften nicht. Es war wieder drei Uhr, Gott sei Dank, ehe es dunkel wurde."

Lou streckte die Hand aus nach der Visitenkarte, die auf ihrer hellblauen Decke lag. Sie las den Namen des Vertreters des Marmoragenten.

Die Karte zitterte in ihrer Hand. Was war denn das wieder. Ohne zu begreifen, starrte sie immer wieder auf diesen Namen. Mit der Stiefmutter war sie doch vor wenigen Wochen bei ihm vorgefahren? Die Stiefmutter war ausgestiegen, ein kleines, elegantes Portefeuille in der Hand, in dem zehn Tausendmarkscheine lagen, und war nach längerer Zeit zurückgekommen, mit leicht geröteten Wangen, lächelnd. Wie wenn ein Alp von ihrer Seele genommen wäre. Und sie war dann so herzlich und liebenswürdig gewesen, wie nur sie es sein konnte, hatte von Sparen gesprochen, wie sehr große Damen davon reden — mit vieler Wichtigkeit — und großen Worten. Im Mai würden sie alle nach einem der italienischen Seen fahren, „um sich zu rangieren". Es gab dort entzückende Villen, spottbillig zu mieten. Ganz möbliert und mit Atelier. Dort brauchte man keine Gesellschaften zu geben, lebte nur fürs Haus, trug alte Kleider auf — und wenn's heiß wurde, ging man in ein Gebirgsnest in der Schweiz oder nach Chamonix, an den Fuß des Montblanc.

Und nun stand der Mann da und ließ sich nicht abweisen.

„Sage ihm, ich käme gleich. Zehn Minuten nur, geh schnell."

„Aber frühstücken mußt du doch, Häseken."

„Nachher . . . jetzt nicht . . . ich bitte dich, geh."

Die Alte brummte etwas vor sich hin, ging zur Tür: „Du, Häseken, der Anton soll gleich aus dem Haus. Der macht unten einen Krach . . . und Geld kostet's auch. Was krieg ich nun herein von heute auf morgen? In allen Vermietungsbureaus sind wir verschrien. Vor drei Monaten sind drei silberne Löffel verschwunden — nicht zu finden. Im Keller haben acht Flaschen Burgunder gefehlt. Der eine schiebt's auf den anderen. Die Leute ziehen ohne Sack und Pack bei uns ein wie die Barbiergesellen. Die Servietten verschwinden vom Tisch. Die Gäste stecken sie doch nicht als Schnupftücher ein."

Lou antwortete nicht, hörte kaum hin. Steckte flüchtig ihr weißblondes, flockiges Haar in einen Knoten zusammen.

„Soll ich mitkommen, mein Häseken?"

Der Alten fiel es auf die Seele, wie blaß und übernächtig Lou aussah. Die hatte ihren Kummer, und nun kam sie dummes, altes Weib noch mit ihren Klagen. Sie fiel auf einen Stuhl, schlug mit der geballten Hand kraftlos gegen ihr Knie.

„So ein Haus, so ein verfluchtes Haus!" Sie haschte nach einem Zipfel von Lous Kleid. „Häseken, wenn du einen haben willst . . . brenn durch mit ihm. Hörst du. Alles ist besser, als so . . . Die Seele reißen sie dir aus dem Leib."

Sie fing an zu weinen, wußte es gar nicht, daß Lou schon draußen war, draußen stand in dem frostigen, großen Salon, dem fremden Herrn gegenüber, der den Mantel nicht einmal abgelegt hatte, den schwarzen Schlapphut in der Hand hielt, mit dem festen Griff seiner breiten, stumpfen Finger.

„Wachmann ist mein Name — ich muß Herrn Hörselkamp sprechen." Sehr leise sprach er, sehr höflich.

Lou fühlte ihre Angst schwinden. Fast verbindlich klang ihr: „Ja, bitte?"

Und da sie merkte, daß die Tür leise aufging und die alte Seraphine ihren Kopf durch den Spalt zwängte, winkte sie ab, ein bißchen ungeduldig fast, und wiederholte noch freundlicher: „Um was handelt es sich, Herr Wachmann?"

Ebenso leise, aber kalt wie Eis sagte der Mann: „Ich habe mit Damen nichts mehr zu tun in dieser Sache. Ich muß mit Herrn Hörselkamp sprechen."

Feuerheiß stieg das Blut Lou in die Schläfen.

„Mit mir haben Sie noch nicht zu tun gehabt, Herr Wachmann. Ich bin genau über meines Vaters Angelegenheiten orientiert."

Und weil sie ein seltsam drohendes Blinken in seinen Augen sah, fügte sie schnell hinzu, ohne Überlegung, nur von dem Willen getrieben, dem Vater alles Drohende, Häßliche fernzuhalten: „Mein Vater ist verreist. Er hat mir alle seine Angelegenheiten übergeben."

„So . . . ja, dann" . . .

Und in wenigen Worten setzte er ihr den Fall auseinander. Herr Hörselkamp hatte alle Briefe unbeantwortet, seine Mahnungen unberücksichtigt gelassen. Da hatte er sich beim Rechtsanwalt erkundigt. In dem Haus gehörte alles der Frau. Da war nichts zu haben. Er hatte an die Fürstin geschrieben. Sie hatte ihm vor vier Wochen fünfhundert Mark gegeben und ihm die ganze Summe für acht Tage später versprochen. Er hatte gemahnt — vergeblich. Nicht einmal eine Antwort. Da hatte er erfahren, der „Hexensabbat" sollte nach dem Ausland gehen. Der war auch aus seinem unbezahlten Marmor. Er hatte eine einstweilige Verfügung herausbekommen und die Gruppe auf dem Güterbahnhof mit Beschlag belegt.

„So, Fräulein. Und nun ist mein letztes Wort: wenn ich nicht mindestens zehntausend Mark bekomme — bleibt die Gruppe hier."

Sehr blaß, mit mühsam gewahrter Haltung, murmelte Lou: „Die Gruppe gehört uns nicht mehr — sie ist verkauft."

„Tut mir leid, Fräulein, der Marmor gehört mir."

„Die Gruppe muß zu einem bestimmten Tag in Neuyork eintreffen, der Herr hatte eine Konventionalstrafe festgesetzt, für den Fall, daß sie zu spät eintrifft . . . das geht doch nicht."

Sie fühlte, es war lächerlich, was sie sagte. Sie erwartete auch, er würde lachen. Aber er lachte gar nicht. Hörte sie sehr höflich bis zu Ende an.

„Ja, Fräulein, da müssen Sie eben zahlen, es ist höchste Zeit."

Sie nickte.

„Natürlich, wir werden zahlen."

„Lange kann ich nicht mehr warten, Fräulein. Drei Jahre habe ich gewartet."

„Nein, selbstverständlich."

„Drei Tage gebe ich Ihnen Zeit. Ich will Sie ja nicht drängen."

„Natürlich . . . drei Tage . . . das genügt."

Sie war ganz ruhig jetzt. Und ihre Ruhe ging auf den Mann über, so daß er tiefer grüßte als vorher, nach einem versöhnlichen Wort suchte und doch keins fand — weil ihm plötzlich war, als hätte sich das feine, weißblonde Gesicht in den gleichen starren Marmor verwandelt, wie es der Marmor des „Hexensabbat" war.

Und eine Erinnerung kam ihm, an eine kleine Hexe, die er auf dem schneeig weißen Blocksberg erblickt hatte, eine unwillkürlich respektvolle Anerkennung des Meisters.

„Fein ähnlich hat Sie der Herr Papa herausgekriegt." . . .

Der feste Griff der steifen Finger lockerte sich, der schwarze Schlapphut fiel zur Erde. Er bückte sich rasch danach, und mit dem harten Greifen kam ihm auch die Härte des Geschäftsmanns wieder.

„Wie wir's abgemacht haben, Fräulein, keine Stunde länger . . . empfehle mich."

Er schritt zur Tür hinaus, stolperte über seinen Fuß, rannte mit der Schulter an einen alten Kopf an. Schlüssel klirrten leise auf. Eine rauhe Altweiberstimme stieß einen leisen, ärgerlichen Ruf aus.

Lou stand wie angewurzelt immer noch auf dem gleichen Platz.

Wütend, hochrot im Gesicht, kam die ehemalige Kinderfrau herein.

„So ein Flaps, Häseken, rennt mich alte Frau fast um. Aber ein bißchen lauter hättet ihr schon reden können. Die Angst frißt mir ja das Herz ab hinter der Tür. Was wollte der Kerl? Geld?"

„Ja."

Von irgendwo drang das Streiten von Dienstboten herein. Die Alte spitzte die Ohren.

„Hörst du — der Anton putscht die Leute auf. Wenn sie davon aufwacht — ich danke! Ein Haus ist das . . . Gott bewahr mich — ein Haus . . . verrückt wird man."

Lou starrte vor sich hin, ohne zu hören. Wie ein wüster Traum war alles, was sich seit gestern um sie abspielte. Sie wußte nichts von Gerhard. Und sie wollte nicht an ihn denken in tiefer Beschämung über die gestrige Szene. Sie durfte es auch nicht — jetzt, da alles zusammenzubrechen drohte.

Eine schmerzhafte Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, nach Güte und stillen Worten überkam sie.

Und sie suchte das alles dort, in dem alten Haus am Kupfergraben, wo die Schritte lautlos über die dicken Teppiche glitten und die vornehme Tradition eines alten Geschlechts wie ein Heiligtum gewahrt wurde.

Die köstlichsten Stunden waren es für sie gewesen, wenn sie zu Füßen der alten Gräfin hatte sitzen dürfen und die knochigen, beringten Hände brüsk und doch gütig ihr das Haar aus der Stirn gestrichen hatten.

So wundervoll war es, in der wohltuenden Stille beim prasselnden Feuer den Schlägen des eigenen Herzens zu lauschen! Hoffen zu dürfen! Sie las gern die feinen und klugen Worte des Grafen Oberwall. Und wenn seine Gegenwart sie auch einschüchterte – so fühlte sie sich ihm doch nahe durch sein Werk, das sie in sich aufnahm wie die Äußerung eines vornehm abgeklärten Geistes. Es fiel ihr nicht auf, daß er so reserviert zu ihr war, so wenig mit ihr sprach. Was konnte sie dummes, kleines Mädel auch geben? Nur ein bißchen Bewunderung und Dankbarkeit, daß er einen Sohn hatte, den sie liebte.

Liebte auf ihre Weise — still vertrauend auf die vornehme Güte. Feststunden waren es für sie, wenn die Tür aufging und Gerhard selbst einen kurzen Besuch bei der Großmutter machte. Ganz flüchtig küßte er dann ihre Hand, mit leiser Abbitte in den Augen, daß er es so heimlich tat — wenn die alte Dame zum Schein einnickte in ihrem roten Brokatsessel mit der goldenen Armlehne. Wenn er dann fortging, lachte die alte Exzellenz hinter ihm drein, kurz und ein bißchen spöttisch.

„Netter Junge, mein Gerhard, nicht wahr, Kleine? Nur ein bißchen mehr Leben wünschte ich ihm."

Lou antwortete nicht. Ihr tat diese stille, sanfte Zärtlichkeit so wohl. Aber die alte Dame funkelte sie mit ihren schwarzen Augen an; drohte ihr scherzend mit dem Finger.

„Übrigens, Kleine, stille Wasser sind tief. Ins Feuer leg ich meine Hand für ihn nicht. Das ist wohl alles nur ein bißchen eingefroren."

Sie lächelte dann befangen, denn sie durfte noch nicht sagen, daß er ihr gerade lieb war — so, wie er sich gab, wie sie ihn kannte — mit seiner feinen Zurückhaltung, der maßvollen Gebundenheit seines Wesens — in die sich nichts hineindrängte von dem bis zur Schmerzhaftigkeit Schrillen und Lauten, was ihr das Leben im Elternhaus so qualvoll machte.

Und wieder fiel ihr die sinnlose, groteske Szene von

gestern ein, und obwohl sie allein war, schoß das Blut ihr in heißer Beschämung in die Wangen.

Wie gelähmt erhob sie sich aus dem Sessel, als sie die Schritte des Vaters hörte, der das nebenanliegende Speisezimmer betrat, um, wie immer, allein sein erstes Frühstück zu nehmen.

Manchmal stürzte er nur rasch eine Tasse Tee hinunter, rauchte eine seiner selbstgedrehten Zigaretten und lief wie gejagt die Treppe zum Atelier hinunter, als fürchtete er, einen Augenblick seiner Zeit zu versäumen, als riefe ihn die Arbeit gebieterisch zu sich heran.

Sie hörte, wie er jetzt wohlgelaunt vor sich hinpfiff, irgendeinen Gassenhauer, der bei den improvisierten Tanzereien die walzenden Paare vom Klavier oder Grammophon aus begleitete. Wie oft hatte sich Lou im Nebenzimmer die Ohren zugehalten, um sich vor den nervenzerrenden, trivialen Klängen zu schützen, und jetzt, wo der Vater in weichem Pfiff die abgeleierte Melodie wiedergab, röteten sich ihre Augen vor verhaltenen Tränen, und sie hielt sich abermals die Ohren zu, weil sie seine naive Fröhlichkeit in diesem Augenblick nicht ertragen konnte.

Ganz leise, mit angehaltenem Atem, wartete sie, bis sie das Abrücken seines Stuhles hörte, das laute Räuspern, das nach den ersten Zügen aus der Zigarette einzusetzen pflegte. Und als sie endlich seine Schritte auf der Treppe vernahm, die zum Atelier hinabführte, da richtete sie sich kerzengerade auf und ging zur Stiefmutter.

Mit heiterem Lachen wurde sie empfangen.

„Du, denk dir, Lou — ich habe frei. Den ganzen Morgen frei."

Sie warf ihre Arme breit in die Kissen aus, als müßte sie das Wohlgefühl, noch liegen zu dürfen, mit allen ihren Gliedern genießen.

„Und noch was, Lou. Die alte Exzellenz bittet mich, zu ihr zu kommen. Was kann das wohl sein?"

Sie kniff die lustigen braunen Augen zusammen und lachte verschmitzt.

„Ich glaube doch, wir werden bald eine kleine Braut im Haus haben, was, Lou? Du — ich lasse dir eine Brauttoilette machen — wie für eine Herzogin."

Lou lächelte nicht einmal. Ihr einfaches, graublaues Morgenkleid fiel in strengen Falten an ihrer schlanken, zarten Gestalt herab, umschloß in engen Stulpen ihre feinen, weißen Gelenke.

„Ich muß mit dir sprechen, Mama."

Frau Gina horchte auf. Da war wieder etwas in dem Ton, was ihr unbehaglich war. Übellaunig zuckten ihre dunklen Brauen, und sie zupfte nervös an den Spitzen ihres Nachtkleides.

„Also was ist denn nun wieder los? In diesem Haus kann man nie seine Ruhe haben. Nie sein bißchen Behagen. Klingle mal erst. Ich habe noch nicht gefrühstückt. Aber mach kein solches Gesicht — da bleibt mir meine Schokolade im Magen liegen."

Lou klingelte. Sie setzte sich an die breite Toilette aus glänzend polierten Birken mit kunstvoller Palisandereinlage, ordnete, um eine Ablenkung für ihre sich steigernde Nervosität zu finden, methodisch die unzähligen glänzenden Instrumente mit den Griffen aus blondem Schildpatt, rückte an den blauweißen Flakons aus böhmischem Kristall, schob die zwei Schmalseiten des Spiegels auseinander, die ihr so irritierend jeden Zug ihres übernächtigten Gesichts zurückwarfen.

Ein feiner Duft von Schokolade und Vanille durchzog das Zimmer.

Erst als die Jungfer die Tür wieder geschlossen hatte, wendete Lou sich der Stiefmutter zu.

Sehr langsam und genüßlich schlürfte Frau Gina ihren Morgentrank, schielte zwischen jedem Schluck in das Romanfeuilleton ihrer Zeitung.

Nur mühsam beherrschte Lou eine ihr ungewohnte Empörung. Sie stand auf.

„Höre, Mama."

„Ach ja, richtig . . . also was ist denn?"

„Warum hast du Papas Agenten nicht die zehntausend Mark bezahlt?"

Frau Gina rührte sehr angelegentlich ihren Zwieback in der Tasse herum.

„Wieso, zehntausend Mark?"

Keine Spur von Verwunderung lag in ihrer Frage, nur unsägliche Langweile.

Lou verlor beinah jede Selbstbeherrschung.

„Aber wir haben uns doch verpflichtet" . . .

Frau Gina hielt sich die Ohren zu, hob ärgerlich die hübschen Augen gen Himmel.

„Schrecklich ist das, wenn kleine, naseweise Mädchen sich in alles hineinmischen. Ich bin doch nicht verrückt geworden — ich werde doch nicht dem Menschen zehntausend Mark aus heiler Haut in den Rachen werfen. Weißt du, was das ist — zehntausend Mark?"

„Aber" . . .

Frau Gina richtete sich auf, fegte empört die Krümel von ihrer Atlasdecke.

„Ich bin wahrlich gutmütig — das wirst du hoffentlich einsehen. Aber mit solchen Summen herumschleudern — nein, Liebe, das ist zu viel. Ich werde einen Sachverständigen fragen. Das Stückchen Marmor zehntausend Mark! Meine Liebe, bei uns in Polen sind die Salonwände von Marmor. Marmor kostet bei uns eine Bagatelle. Nun ja, ich will zugeben, Papa braucht besseren Marmor. Ich habe auch nichts dagegen. Aber zehntausend Mark!" . . .

Stellte sich die Frau dumm, war es böser Wille, oder hatte sie das Geld nicht? Lou setzte sich auf ihren Bettrand, faßte ihre Hand.

„Papa hat dir doch das Geld gegeben, damit du" . . .

„Damit ich . . . was? Glaubst du, unser Leben kostet nichts, glaubst du, bei den großen Prätentionen hier — kann ich alles aus Eigenem bestreiten?"

Sie lachte sehr laut auf, sprach jetzt Französisch, weil sie die Sache delikat behandeln wollte.

„Papa hat mir das Geld gegeben — selbstverständlich! Dein Vater ist ein anständiger Mensch. Wenn er mal Geld verdient, gibt er es seiner Frau. Oder sollte er es dir geben — meinst du vielleicht das? Sei doch nicht komisch! Es tut mir leid, daß ich dir alles so heraussagen muß. Ich will euch ja gar nichts vorwerfen. Ich freue mich, wenn ihr alles habt, was ihr braucht und wünscht, und Papa soll auch meinetwegen arbeiten, wenn

er will. Wir sind keine kleinlichen Leute, wir Polen. Geiz kann uns niemand vorwerfen; mir am allerwenigsten. Oder meinst du? Weil ich gesagt habe, daß wir uns im Sommer etwas einschränken werden? Aber so war's doch gar nicht gemeint!"

Sie schlug die Bettdecke zurück, lief bloßfüßig zu einem kleinen Sekretär, der in der Ecke des Zimmers stand, riß ein paar Laden auf, suchte, zog endlich ein Papier heraus.

„Da, sieh dir das an. Es sollte eine Überraschung sein. Nun hast du mir den ganzen Spaß verdorben."

Sie breitete das Blatt auseinander. Es war der Plan einer Villa am Gardasee, die sie erworben hatte.

„Nun, was sagst du? Herrlich? Und billig — fabelhaft! Mein Cousin aus Warschau hat die ganze Sache in Ordnung gebracht. Er war ganz entzückt vom Gardasee. Hat mir auch versprochen, auf mindestens vier Wochen zu uns zu kommen."

Mit stumpfem Blick betrachtete Lou die Zeichnung und murmelte: „Dann hättest du doch auch die zehntausend Mark"...

Frau Gina schüttelte verzweifelt den Kopf. Die Kleine war doch zu begriffsstutzig.

„Wovon denn, meine Liebe? Ich bin jetzt selbst ganz knapp. Habe sogar meinen Cousin um eine Kleinigkeit bitten müssen! Hat er selbstverständlich getan. Das ist so bei uns polnischen Aristokraten. Mein Cousin ist ein leichtsinniger Strick. Aber Kavalier! Siehst du, Lou, Kavalier durch und durch!"

Sie schlüpfte wieder in ihr Bett, schlug leicht ihre Kissen auf, spazierte mit dem Finger förmlich wollüstig die Linien der Zeichnung entlang.

„Zwei Badezimmer hat die Villa und drei große Salons. Eine Garage und im Park das Gärtnerhäuschen. Ganz großer Stil, verstehst du."

Lous Brauen zuckten nervös, ein hartes Lächeln flog über ihre blassen Lippen.

„Nein, ich verstehe nicht. Die Villa ist mir ganz gleichgültig. Du mußt die zehntausend Mark beschaffen. Der Hexensabbat ist auf dem Güterbahnhof beschlagnahmt. Wenn Papa das erfährt."

Frau Gina blinzelte verständnislos mit den Augen: „Wieso beschlagnahmt?"

Sie hatte keine Ahnung von geschäftlichen Konsequenzen. Ihr Titel, ihr ansehnliches Vermögen hatten sie bisher vor allen Brutalitäten geschützt. Und vorübergehende Verlegenheiten nahm sie mit der Sorglosigkeit der großen Dame auf, die in ihren Lieferanten nicht viel mehr sieht als Domestiken. Sie waren dazu da — sich mit ihren Ansprüchen zu melden. Man konnte doch nicht selbst an all das denken! Und sie hatten hübsch zu warten, bis es einem bequem war, diese Ansprüche zu befriedigen.

Lou aber sprach zu ihr mit der ängstlichen Bürgerlichkeit aus den Tagen der Derfflingerstraße, mit dem unbewußten Pathos ihrer künstlerischen Verehrung für den Vater. Das Staunen in Frau Ginas Augen wich bald einer mühsam verhaltenen Langweile, in die sich kaum merklich beginnende Feindseligkeit mischte.

„Ich werde dem Mann schreiben", sagte sie, gähnte und starrte zur Decke hinauf.

„Das nützt nichts. Der Mann verlangt Geld."

Lou sprach kurz, mit rauher, fremder Stimme. Sie faßte die Stiefmutter bei den Händen, ihre hellen Augen wurden beinah schwarz, ihre feinen Züge verzerrten sich.

„Mach den Kauf der Villa wieder rückgängig. Wir brauchen sie nicht!"

Frau Gina lachte spöttisch auf. Fast geringschätzig sagte sie: „Misch dich doch nicht in Geschäfte, wenn du nichts davon verstehst."

Dann wollte sie ein übriges tun und dem Mann wieder fünfhundert Mark schicken. Lou hätte beinah aufgelacht. „Damit läßt er sich nicht abspeisen."

Frau Gina zuckte die Achseln, langte nach dem silbernen Handspiegel, der auf dem Nachttisch lag, netzte den vierten Finger, strich angelegentlich über ihre feinen, dichten Brauen. Plötzlich zuckte sie zusammen. Alle Farbe wich aus ihren blühenden Wangen.

„Verkauf doch etwas von deinem Schmuck!"

Wie ein Dolchstoß trafen sie die Worte. Was verlangte das kleine Mädchen da von ihr? Was wagte sie?

„Du bist von Sinnen . . . wahnsinnig bist du!"

Ihre Augen funkelten zornig, ihre Lippen schürzten sich fast gehässig über den Zähnen. Und dann schlug etwas hart auf den Boden, klirrte an die Ecke eines Stuhles; ein dreieckiges Stück Spiegel sprang aus dem silbernen Rahmen, flog über den blauen Teppich. Sie kannte sich nicht mehr.

„So bist du also? Nach allem, was ich für dich getan habe . . . so?! Wie eine Prinzessin habe ich dich gehalten, wie meine leibliche Tochter! Nichts habe ich dir je versagt — und jetzt, da ich zum erstenmal etwas nicht bezahlen kann, da reißt du mir den Schmuck vom Hals?!"

Ihre Stimme überschlug sich, ein fassungsloses Schluchzen rüttelte an ihren Schultern.

(Fortsetzung folgt.)

Geschwindigkeiten und ihre Messungen.

Von Hans Dominik.

Wir leben im Zeitalter des Automobils und der Elektrizität, und die Begriffe von Geschwindigkeiten, wie sie die Menschen früherer Jahre kannten, haben sich erheblich geändert. Auch hier hat eine Umwertung stattgefunden, und was in der Biedermeierzeit als schnell galt, wird heute als langsam bezeichnet.

Die Geschwindigkeit ist einer der ersten und einfacheren physikalischen Begriffe, die sich aus der systematischen Verknüpfung der drei Grundbegriffe all unseres naturwissenschaftlichen Denkens, des Raumes, der Zeit und der Masse herleiten lassen. Der Mathematiker sagt sehr einfach: die Geschwindigkeit ist der erste Differentialquotient des Weges nach der Zeit und gibt damit für den mathematischen Gebildeten eine völlig erschöpfende Definition.

Erheblich mehr Worte braucht man, wenn man den Begriff ohne die Hilfe der Mathematik definieren will. Da weiß man, daß die Geschwindigkeit von zwei verschie-

denen Dingen abhängt, nämlich von dem Weg, den irgendein Körper zurücklegt, und von der Zeit, die für die Zurücklegung des Weges gebraucht wird. Man weiß ferner, daß die Geschwindigkeit größer wird, wenn der in der Zeiteinheit zurückgelegte Weg wächst, oder wenn die Zeit, die für die Zurücklegung eines bestimmten Weges gebraucht wird, kleiner wird. Aus dieser Erkenntnis heraus hat man sich daran gewöhnt, die Geschwindigkeit in Form einer Wegstrecke anzugeben, die in der Zeiteinheit bei gleichbleibender Geschwindigkeit zurückgelegt werden würde. Man sagt beispielsweise, ein Automobil fährt mit 60 Kilometer pro Stunde, ein Mensch marschiert mit sechs Kilometer pro Stunde, eine Schnecke kriecht mit einem Millimeter pro Sekunde, und eine Kanonenkugel fliegt mit tausend Meter pro Sekunde aus der Geschützmündung.

Nun wird die Frage gestellt, wie solche Geschwindigkeiten gemessen werden können. Aus dem vorstehenden geht ja hervor, daß eine Geschwindigkeit bestimmt ist, wenn man den in einer bestimmten Zeit zurückgelegten Weg kennt. Sobald man also zweierlei Messungen vornimmt, eine der Zeit und eine des in der Zeit zurückgelegten Weges, so kann man die Geschwindigkeit ohne weiteres rechnerisch ermitteln. Wenn beispielsweise der Lokomotivführer die Kilometersteine an der Strecke mit dem Sekundenzeiger seiner Uhr gleichzeitig beobachtet und alle 45 Sekunden einen Kilometerstein vorbeifliegen sieht, so ist ohne weiteres klar, daß er in 45 Sekunden einen Kilometer, d. h. in der Stunde 80 Kilometer zurücklegt, also mit einer Geschwindigkeit von 80 Kilometer pro Stunde fährt. Aber es ist ebenso klar, daß diese Art der Geschwindigkeitsmessung höchst umständlich ist und den Lokomotivführer stärker belasten würde als sein ganzer übriger Dienst.

In dem Augenblick, da die Geschwindigkeitsmessung aus einem physikalischen ein technisches Problem wird, muß sie ganz anders angefaßt werden. Dann braucht man Apparate, sogenannte Tachometer oder Geschwindigkeitsmesser, die es jederzeit gestatten, sich mit einem einzigen Blick über die augenblickliche Geschwindigkeit zu orientieren. Da ein praktisches Bedürfnis nach solchen Apparaten an vielen Stellen besteht, man kann sagen überall dort, wo mit einiger Geschwindigkeit gefahren wird, so hat sich die Technik an das Problem gemacht, und heute sind Tachometer in großer Zahl auf dem Markt, die im allgemeinen allen billigen Anforderungen entsprechen.

Theoretisch kann man der Aufgabe auf sehr verschiedene Art und Weise zu Leibe gehen. Praktisch hat heute wohl die zweckmäßige Ausnutzung der Zentrifugalkraft die meiste und erfolgreichste Anwendnug gefunden. Der Leser kennt wohl von der Dampfmaschine her den Zentrifugalregulator, eine senkrechte Stange, die von der Dampfmaschine um ihre Längsachse gedreht wird und an der Spitze an zwei nach unten hängenden Gelenkarmen zwei schwere Kugeln trägt. Steht die Stange still, so hängen die Kugeln an ihren Stangen unter dem Einfluß der Schwerkraft nach unten. Sobald die Stange sich zu drehen beginnt und natürlich auch die beiden Kugeln mitnimmt, kommt etwas anderes hinzu, nämlich die Zentrifugalkraft. Unter dem Einfluß der Schwerkraft wollen die Kugeln unten bleiben. Unter dem Einfluß der Zentrifugalkraft wollen sie von der Stange fortfliegen, soweit es die Länge der Arme, an denen sie befestigt sind, nur irgend gestattet. In der Praxis kommt es natürlich zu einem Kompromiß, das heißt, die Kugeln stellen sich bei irgendeiner Drehgeschwindigkeit in eine Stellung ein, in der Schwerkraft und Zentrifugalkraft sich die Wage halten. Die Gesetze, nach denen diese Einstellung erfolgt, sind nicht ganz einfach. Wenn man aber eine Eichung vornimmt und zu bestimmten Höhenlagen der Kugeln die zugehörige Geschwindigkeit hinschreibt, kann man ein solches Zentrifugalpendel ohne weiteres als zuverlässiges Tachometer benutzen.

Das ist denn auch in der Technik geschehen. Freilich ist aus dem Zentrifugalapparat, den wir von der Dampfmaschine her als eine recht massive und klobige Sache kennen, eine zierliche Konstruktion geworden, die sich da am Spritzbrett des Automobils neben mancherlei anderen Apparaten befindet und kaum mehr Platz einnimmt als eine normale Taschenuhr. Die Anlage ist dabei ziemlich einfach. Von einem der Räder des Automobils führt eine biegsame Welle, wie sie beispielsweise auch an den beliebten Bohrmaschinen der Zahnärzte vorkommt, zum Spritzblech des Wagens hin. Diese Welle ist mit dem Automobilrad durch irgendein Schaltwerk derartig verbunden, daß sie sich immer genau in dem gleichen Rhythmus wie dieses dreht, schneller oder langsamer rotiert, wie eben der Wagen gerade fährt.

Eine solche Übertragung kann man auch am Hinterrad einer jeden Taxameterdroschke beobachten, und sie wäre zunächst nur für eine einfache Wegemessung, die ja auch vom Taxameter verlangt wird, zu gebrauchen. Dann brauchte man das freie Ende dieser drehenden Welle nur mit einem einfachen Zählwerk zu verbinden, das die Umdrehungen des Rades zählt. Wenn man weiter weiß, welchen Umfang das betreffende Rad besitzt, welche Wegeslänge es also bei jeder Drehung zurücklegt, und wenn ferner bekannt ist, wieviel Groschen hundert oder zweihundert Meter Fahrt kosten sollen, kann man dies Zählwerk dann auch gleich auf Mark und Pfennig eichen und bekommt auf diese Manier den bekannten Taxameterapparat der Droschke.

Vom Tachometer wird aber etwas anderes verlangt. Er soll ja in jedem Moment die augenblickliche Geschwindigkeit zeigen. So ist denn hier das freie Ende der Welle mit der Drehachse eines kleinen, aber präzis ausgeführten Zentrifugalapparates gekuppelt. Dabei stehen die rotierenden Massen einerseits unter dem Einfluß der Zentrifugalkraft, die eine einfache Funktion der jeweiligen Wagengeschwindigkeit ist, ferner aber unter dem Einfluß sorgfältig gearbeiteter Federn, die mit genau bekannter Kraft der Zentrifugalkraft entgegenwirken. Die Bewegungen aber, die nun das ganze, in ein kleines Gehäuse gekapselte System ausführt, werden auf einen Zeiger übertragen, der über einem Zifferblatt spielt. So hat praktisch der Automobilist einen bequemen und brauchbaren Apparat. Jederzeit während der Fahrt kann er sich mit einem Blick auf das Zifferblatt von seiner Geschwindigkeit überzeugen, und das genügt ihm vollkommen.

Aber es genügt nicht für den Herrn Gendarmen, der, mit Stoppuhr, Bleistift und Notizbuch bewaffnet, im Hintergrund steht und Grundsteine zu mehr oder weniger saftigen Strafmandaten legt. Nach einer Reichsgerichtsentscheidung soll der Kraftwagen innerhalb geschlossener Ortschaften nur mit 16 Kilometer pro Stunde fahren. Was aber 16 Kilometer pro Stunde sind, darüber werden sich der Wachtmeister und der Automobilist in diesem Erdenleben niemals einig werden. Der Automobilist behauptet, er sei im Leichenwagentempo gefahren. Der Wachtmeister spricht von einer rasenden Fahrt. Eine



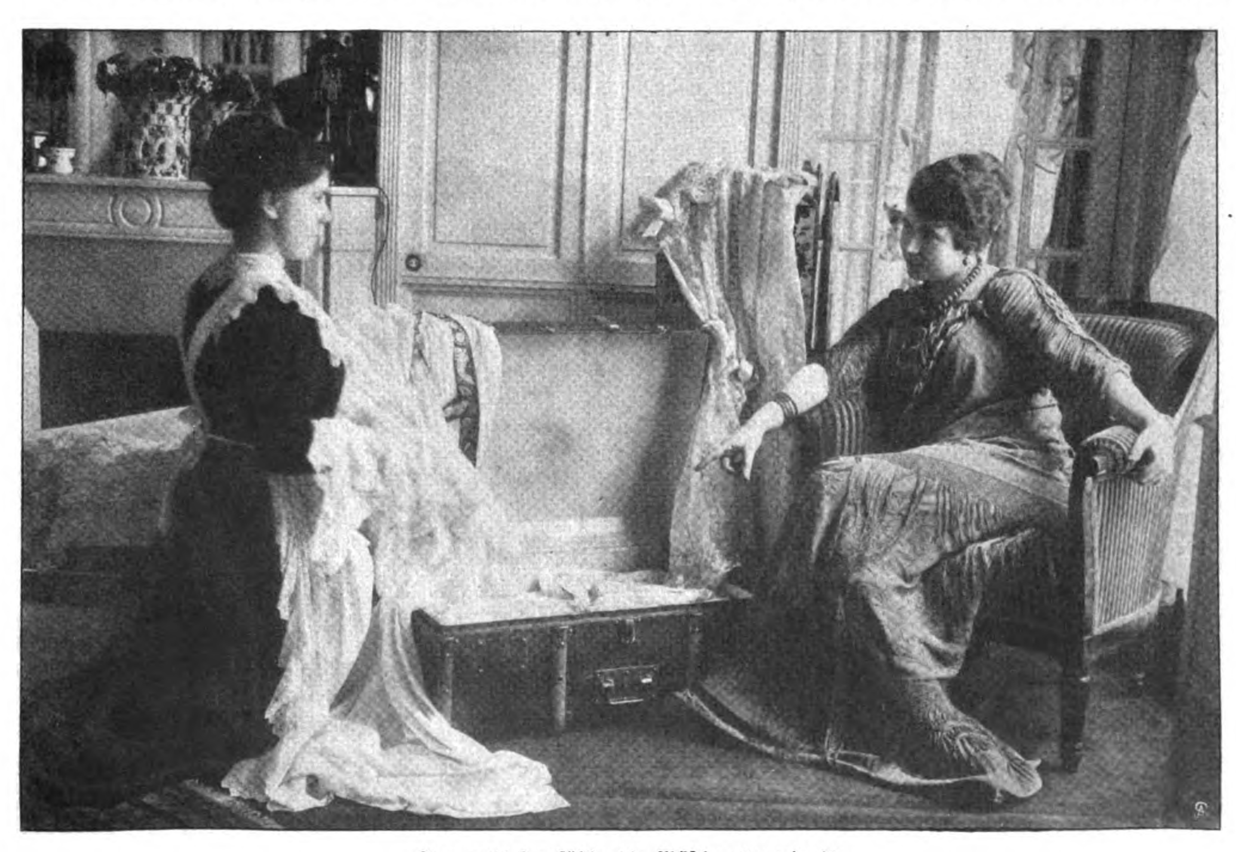
wirklich unanfechtbare und sicher vollkommen objektive Entscheidung kann nur ein zuverlässiges registrierendes Tachometer ergeben, das heißt ein Apparat, der nicht nur in jedem Augenblick die Geschwindigkeit des Wagens zeigt, sondern auch mit einem automatischen Schreibwerk verbunden ist, so daß der Zeigerstand und damit auch die jeweilige Geschwindigkeit fortlaufend auf einem von einem Uhrwerk gleichmäßig bewegten Papierstreifen aufgezeichnet wird. Das ergibt dann ein Diagramm, auf dem jede Minute der verflossenen Fahrt nebst der zugehörigen Geschwindigkeit noch nachträglich abgelesen werden kann. Eine solche Linie wird für jede Fahrt charakteristisch sein. Sie muß, wenn ordnungsgemäß gefahren wurde, jede Stadt und jedes Dorf dadurch markieren, daß die Geschwindigkeitskurve vom Landstraßentempo auf 16 Kilometer fällt und bei engen oder gewundenen Straßen noch wesentlich tiefer hinuntergeht. Ja, auch Einzelheiten der freien Fahrt, starke Kurven, Steigungen, Gefälle und dergl. müssen sich auf dieser Linie so markieren, daß sie dem Sachverständigen ein anschauliches und vollkommen klares Bild der Fahrt gibt. Das aber ist bei jedem etwaigen Prozeß für den Kraftfahrer von größter Bedeutung.

Das einfache Tachometer, das dem Kraftfahrer selber die Fahrt erleichtert und sichert, ist heute ganz allgemein verbreitet und wohl an jedem besseren Automobil zu finden. Weniger ist das mit dem registrierenden Tachometer der Fall. Und im Interesse des Automobilismus ist das zu bedauern. Denn eine solche automatische objektive Aufzeichnung jeder Fahrt liegt nur im Interesse des Kraftfahrers selber, vorausgesetzt, daß es sich nicht um einen Fahrer der berüchtigten wilden Sorte handelt. Eine solche systematische Registrierung würde ihn vor manchen Fährnissen und Fußangeln schützen, die heute auch mit einem fairen Automobilbetrieb immer noch verbunden sind.

Wenn die Pariserin verreist . . .

Hierzu 8 photographische Aufnahmen der Office Int. D'Illustration.

Völkerpsychologen behaupten, die Franzosen seien gegen das Globetrotterfieber gefeit, und ein moderner französischer Romancier meint, an Weltreisen würden seine Landsleute niemals Gefallen finden, denn ihnen fehlte die „suggestion du mouvement". Die Riviera einerseits, die Küste anderseits und die Schlösser inmitten des Landes genügen seinem Bedürfnis nach Luftveränderung vollkommen. Der Vollblutpariser sucht eine dieser drei Gegenden auf, wenn es der Anstand und die Jahreszeit verlangt, und bereitet sich mit viel Behagen und Beharrlichkeit auf die Genüsse vor, die er im Winter wieder zu erleben hofft. Und die Französin? Speziell die Pariserin? Auch sie ist keine Freundin ausgedehnter Reisen, namentlich nicht von



„Nur recht sorgfältig die Wäsche einpacken!"





„Ja, es hat alles Platz!"

beschwerlichen Fußtouren und waghalsigen Kletterpartien. Sie ist etwas kilometerscheu und empfindet lange Eisenbahnfahrten als ein geradezu vernichtendes Uebel, gegen dessen Staub alle Puderbüchschen machtlos und selbst die überlegtesten Vorsichtsmaßregeln nutzlos sind. Aber eine Dame von Welt bedarf der Erholung, nachdem sie fünf bis sechs Monate lang alle Kräfte anspannen mußte, um in dem Strudel von nervenaufreibenden, teils nur pflichtmäßigen Gesellschaftsanforderungen allzeit in guter Kondition an der Oberfläche zu bleiben. So rüstet sie im Vorfrühling für die Côte d'Azur, reiht sich dann in den Gästekreis eines schöngelegenen Château und geht später an die Küste. Nicht in ununterbrochener Reihenfolge. Zwischen einem Ziel und dem nächsten liegen immer längere oder kürzere Ruhepausen im Pariser Heim, Ruhepausen, die sie mit dem Wirr-



„Man muß schon seine eigene Parfümmischung mitnehmen."



Wer die Wahl hat, hat die Qual.

warr der Vorbereitungen für den nächsten Ausflug meisterhaft auszufüllen versteht. Diese Vorbereitungen grenzen beinah an Arbeit. Mit Ernst und Eifer, mit Geschmack und Raffinement widmet sich die Pariserin der Beschaffung des Reisetrousseaus, was nun einmal zum guten Ton gehört. Toiletten und Mäntel müssen gewählt und anprobiert werden, Hüte sind auszusuchen und vor dem Spiegel so lange hin und her zu rücken, bis der richtige schiefe Pfiff glücklich herausgefunden. Handschuhe sollen zu den Kostümen und Schuhe zu den Strümpfen passen. Lange Beratungen mit der an allen Ecken und Enden beschäftigten Kammerfrau füllen die Stunden; beängstigende Träume über Zahl und Form der Kleiderkoffer, der Hutkartons, des Handgepäcks steigern die Reizbarkeit von Madame. Schlafzimmer und Boudoir nebst allen angrenzenden Räumen gleichen Montierungskammern vor der Inspektion. Kosmetikkästchen unterliegen wissenschaftlichen Prüfungen, die mit großzügiger Vervollständigung des Laboratoriums enden. Die weitgeöffneten Garderobenschränke breiten sehnsüchtig ihre Flügel aus, als flehten sie mit einem „Kehre zurück" um ihre seidenen und leinenen Schützlinge. Flakons mit allen technischen Hilfsmitteln, die das Herausheben des Glasstöpsels erleichtern und das Zerstäuben des Parfüms selbsttätig vollziehen, stehen auf allen verfügbaren Plätzen, um demnächst in jene kristallblitzenden, goldleuchtenden Ne-



Endlich reisefertig!



cessaires verstaut zu werden, die mit allem Nötigen und Unnötigen so reich ausgestattet sind, daß ihr Gewicht einer schweren Last gleichkommt, die nur die kräftige Faust des Chauffeurs bewältigen kann.

Sind endlich sämtliche hochstehenden Hängekleiderkoffer (die im Gepäckwagen durch die rohe Gewalt und den Unverstand gewissenloser Männer sofort hingeworfen werden) mit Hilfe der Zofe gepackt, ist für jeden Hut der richtige Käfig entdeckt, der Verkehr mit den Ateliers der ruhmreichen Schneider und unfehlbaren Modistinnen für eine Weile unterbrochen, dann peinigt eine neue Sorge die schon heimatlos gewordene Frauenseele: wie richte ich mich möglichst bequem im Eisenbahnabteil ein? Jede Frau, welcher Nationalität oder Rasse sie angehöre, hält es für die erste Pflicht aller Verkehrsverwaltungen, ihr ein Abteil allein bereitzuhalten, ihr, der Krone der Schöpfung, deren Schönheit unbedingt leidet, wenn noch fünf Mitschwestern im Coupé sitzen — denn man kann nie wissen, ob sie nicht hübscher und jünger aussehen, „durchdachter" equipiert, installiert und modelliert sind. Schreckensbilder von überfüllten Coupés tauchen auf, nicht nur überfüllt von Menschen, sondern, was fast noch schlimmer ist, bar all der hundert Bequemlichkeiten, ohne die eine verwöhnte Pariserin nicht nach Auteuil, geschweige denn ein paar Stunden weiter kommen kann.



Die Ankunft auf dem Bahnhof.



„Einsteigen!"

Da ist vor allem das Schoßhündchen. Ohne ihr Bijou mit dem täglich dreimal gebürsteten Fellchen, dem Chambre séparée aus Peddigrohr, daran seidene Gardinchen vor Tür und Fenster wehen, kann Madame wirklich nicht auf Reisen gehen.

Der Sac à main muß in erreichbarer Nähe liegen, um jederzeit seiner Wohltaten, als da sind: Spiegel, Puder, Augenbrauenbürstchen, Kämmchen, Zigaretten, Uhrtäschchen, Erfrischungsalze und Duftspender, teilhaftig werden zu können. Ein neuer Roman darf keines-

falls fehlen, auch eine Bonbonniere mit durststillenden Drops und hungerstillender Schokolade ist unentbehrlich, selbst wenn die Fahrt nur wenige Stationen weit geht. Ein Fußbänkchen und ein Rückenkissen und dicke Handschuhe aus Renntierleder, die die Hände vor Druck schützen, und die englische Plaidhülle und eine Monstretasche für das allerneuste Rakett und die Hülle für die Sonnenschirme und Regenschirme und Spazierstöcke — nichts darf in die Netze gelegt werden, sondern muß „greifbar nahe" auf den Sitzen herumlagern. Deshalb eben ist ein compartiment seul einfach eine Notwendigkeit, die in verzweifelten Fällen mit Ohnmachtsanfällen und mäßigen Weinkrämpfen erzwungen wird. Denn wenn eine Pariserin vom späten Vormittag bis zum frühen Nachmittag unterwegs ist, so bedeutet das ihrer Meinung nach eine Leistung, die ungefähr so strapaziös ist wie weiland Urgroßmutters Reisen in der Diligence. T. D.

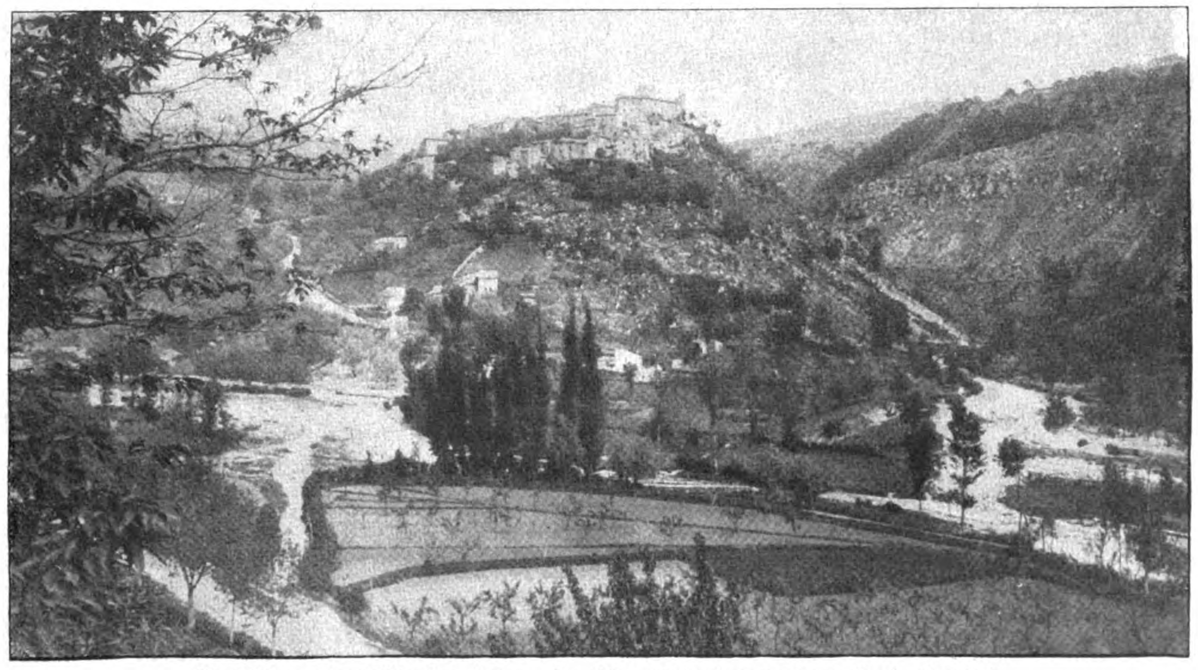


Im Coupé.

Die Villa des Horaz.

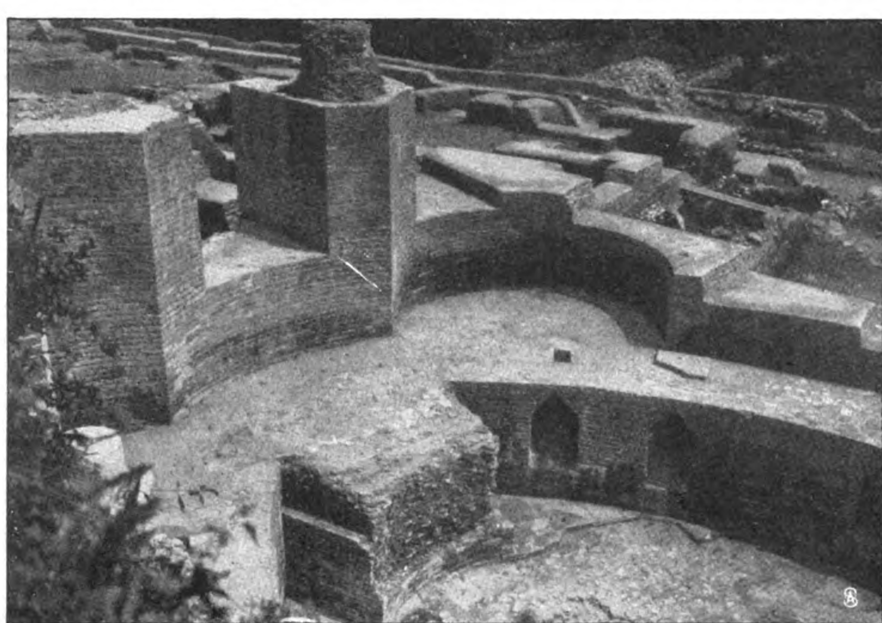
Von Dr. A. Köster. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Argus.

Ist Quintus Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.) auch nicht der bedeutendste, so ist er doch immerhin der bekannteste der römischen Dichter, dessen Poesie durch die Jahrtausende hindurch den Gebildeten aller Kulturländer entzückt hat. Daraus erklärt sich auch das ungewöhnliche Interesse, das den Ausgrabungen der Villa des Horaz, die zurzeit in der Nähe von Tivoli (40 Kilometer nördlich von Rom), dem antiken Tibur, in Angriff genommen worden sind, entgegengebracht wird. War schon mehrfach ohne Erfolg der Versuch



Ausblick von der Villa des Horaz. Im Hintergrund das moderne Dorf „Licenza".

gemacht worden, den Ort des Landhauses festzustellen, wo der Dichter in abgeschlossener Ruhe und Einsamkeit den ländlichen Frieden genoß und die schönsten Stunden seines Lebens verbrachte, so ist neuerdings von italienischen Forschern nach archäologischer Methode mit dem Spaten die Stätte identifiziert worden. Im einzelnen



Das „Frigidarium", das kalte Wasserbad.

sind allerdings noch weitere Funde abzuwarten, die die Bestätigung der aufgestellten Vermutungen bringen. Gerade die Gegend von Tibur, am Ufer des Anio mit seinen rauschenden Stromschnellen und Wasserfällen, war ihrer landschaftlichen Schönheit wegen (Abbild. S. 1137) mit reich bewaldeten Höhenzügen, fruchtbaren Gärten, Reben- und Olivenhainen wie geschaffen für die Anlage prächtiger Landsitze, und aus der Literatur ist uns eine große Anzahl vornehmer Römer bekannt, die hier ihre Villen besaßen. Horaz bemerkt hierzu: Sie lassen dem Landmann keinen pflugbaren Boden mehr übrig, die Platane verdrängt die rebenumrankte Ulme, an Stelle der Oelpflanzungen treten Lorbeer und Myrte und Violenbeete an Stelle des Rasens. Künstliche Höhlen, künstliche Inseln, Fischteiche, Wandelbahnen, Säulenhallen begleiten diese Bauten — Ebenen werden in Berge verwandelt, wo das Auge Bäume erblickt, war nicht einmal Erde. Warme Bäder mit Kuppeln, mit den kostbarsten Marmorsorten ausgeschmückt, Tempel des Neptun und des Herkules sind Nebenbauten bei diesen Villen „der Großen". Der Dichter selbst hatte sein Landhaus „Sabinum" am Lucretilis (Abb. S. 1139), dem heutigen Monte del Corgnaleto gelegen, von seinem Freund Mäcenas zum Geschenk erhalten und wußte die Vortrefflichkeit dieses Besitzes wohl zu schätzen. Immer wieder klingt durch seine Poesie hindurch, wie er sich des kühlen Tales, der schattigen Wälder, der klaren Quelle und des murmelnden Baches freut.

Die Ausgrabungen haben, soweit die Ergebnisse vorliegen, eine villenartige Anlage größeren Maßstabes erkennen lassen (Abb. untenst.). Von der architektonischen Durchbildung und prächtigen Ausgestaltung der Innenräume hat sich allerdings nichts mehr erhalten, nur der Grundriß wird sich ziemlich vollständig wiederherstellen lassen und dann eine zeichnerische Rekonstruktion des Ganzen ermöglichen. Im wesentlichen freigelegt sind bis jetzt die Badeanlagen. Wie manche pompejanische Häuser und Villen, besaß auch das „Sabinum" eine besondere Badeeinrichtung größeren Stils, die aus mehreren Rinnen bestand. Bei der Benutzung hielt man sich zunächst im Tepidarium auf, einem Zimmer mit erwärmter Luft, und ging von da in die Cella caldaria, das warme Wasserbad, auf das



Die Anlage der Villa.



das Frigidarium, das kalte Wasserbad, folgte. Die Reste des Frigidariums zeigt Abb. S. 1138. Es ist ein kreisrunder Raum mit einem Bassin in der Mitte und halbrunden Nischen, die Ruhebänke enthielten, in den Wänden. Beachtenswert ist die vortreffliche Ausführung der Backsteinmauern, die einzelnen, verhältnismäßig dünnen Ziegeln und Ziegelplatten sind äußerst sorgfältig versetzt und stoßen in scharfen Profilen gegeneinander. Und doch war das Mauerwerk im Altertum nicht sichtbar, sondern mit edlerem Gestein, wohl Marmorplatten, verkleidet. Ein anderes Mauerwerk, gleichfalls von größter Akkuratesse, ist auf nebenstehender Abbildung sichtbar; es besteht aus würfelförmigen Steinen, die diagonal versetzt sind.

Ist die Marmorverkleidung der Wände zum größten Teil zerstört, so hat sich doch von den reichen Mosaikfußböden, die wir für eine Villa jener Zeit voraussetzen müssen, manches unter dem schützenden Erdboden erhalten und hier im verborgenen die Jahrtausende über sich dahinbrausen lassen. Einstweilen ist ein aus hellen und dunklen Steinchen gebildetes Mäandermuster freigelegt (Abbildung S. 1140), das sich wie ein Band rings um ein Mittelmosaik herumlegte. Das von diesem Mäanderband eingerahmte Mittelstück zeigt bei größeren Bauten meist figür-





Der „Lucretilis“, an dessen Hängen die Villa des Horaz lag. Oben: Heizanlage der Villa.





Piscina, Wasserbassin in der Mitte des Gartens.

liche Darstellungen, und es steht zu erwarten, daß im weiteren Verlauf der Grabungen Mosaikbilder dieser Art zutage gefördert werden.

Außer umfangreichen Parkanlagen, die das Sabinum des Horaz in umfangreichem Maß besaß, liebte man kleine, sorgfältig gepflegte und künstlerisch ausgestattete Gärten, die mit dem Haus in Verbindung standen. Von Säulenhallen umgeben, die bei Sonnenbrand und Regenwetter einen geschützten Aufenthalt boten, enthielten diese Gärten Statuen von Bronze und Marmor, meist auch Brunnen oder gar eine Piscina, ein größeres, in Marmor gefaßtes Marmorbassin, dessen klare Flut Kühlung brachte. Nur die kahlen Mauern dieses Beckens sind im Garten des Sabinums noch vorhanden, aber in ihrer Ausdehnung (12×25 m) geben sie doch eine Vorstellung von der Stattlichkeit dieser einst so prächtigen Anlage (Abb. nebenst.).

Manche Einzelheiten dürften im weiteren Verlauf der Ausgrabung noch bekannt werden, namentlich auch Kleinfunde zutage kommen, die uns nach den verschiedensten Seiten hin sehr wichtige Aufschlüsse vermitteln könnten.



Mosaikfußboden.

Seine Stimme.

Skizze von Rita von Gaudecker.

Frau Maria trank ihren Tee. Ganz langsam und mit Genuß. Wie sanfte Hände streichelten Schneeflocken die hohen Scheiben. Nun kam Johann und zog die mattgrünen Vorhänge zu. Da klangen die Messingtroddeln an den Schnüren leise klirrend zusammen. Frau Maria lehnte sich in den tiefen Sessel zurück. Der Widerschein des Kaminfeuers lag auf ihrem hellen Kleid und machte alles warm und festlich. Sie zerbröckelte ein Brötchen zwischen den Fingern und wartete. Nicht unruhig mit Herzklopfen und heißer Freude, das war ihre Art nicht. Kühl und in sich gefaßt stand sie all dem gegenüber, was die Tage brachten. Und doch empfand sie heute ein leises, unruhiges Ziehen in der Herzgegend. Sie erwartete den Sohn zurück. Zwei Jahre sah sie ihn nicht. Und nun hatte Busso den Vater auf dem Heimweg besucht.

Das war es — das war der Punkt, um den sich kühl fragend und doch ein wenig unruhig Frau Marias Gedanken drehten. Ihr Gesicht war sanft gebräunt von einem schönen italienischen Herbst. Sie empfand die voll zurückgewonnene Kraft erst, seit sie wieder in der Heimat war. Ihr straffer, junger Schritt durchmaß gern die weiten Räume und den verschneiten Park. Frei sein — frei — das hatte ihr die alte Kraft zurückgegeben. Und nun kam Busso. Zwei Jahre in Oxford lagen hinter ihm und zum Schluß der Umweg über Kopenhagen, um den Vater wiederzusehn. Sie kniff die Augen zu, als ob sie in der Ferne das Bild entziffern wollte. Busso — der Vater und sie, die junge Dänin mit den kindlichen Augen. Die zwei, das dachte sie ruhig und lächelnd. Warum nicht? Nur Busso mit dabei, das war sonderbar. Wie mischten sich da die Farben? —

Sie sah ihren blonden Jungen vor sich, groß und schlank, gewiß noch gewachsen — gekräftigt und gebräunt durch allerlei Sport. Ihm gegenüber der Vater, dunkel und breitschultrig, die seltsam volle Stimme weit tragend, klar, auch noch in den leisesten Tönen — die Stimme, die ihr oft gesungen hatte an Winterabenden. Der Mann, den sie nicht hatte lieben können, von dem sie sich befreit hatte mit Hilfe einer anderen Frau, er stand scharf umrissen vor ihren Augen. Ach — sie dehnte die schlanken, sehnigen Arme — wie gut, wie gut, daß ihr Leben nicht mehr in seinen Händen lag. Oder hatte es nie in ihnen gelegen? Hatte sie nicht stets selbst die Zügel geführt? Hatte sie sich denn je, seit sie denken konnte, an einen andern verloren? „Nein!“ sagte sie laut und ruhig — „Nein!“

Und sie schob Tasse und Teller langsam zurück, legte die reich beringten Hände auf das runde Tischchen und sah lächelnd ins Feuer.

* * *

Es ist schon spät. Busso steht mit dem schweren Messingleuchter in der Hand am Fuß der dunklen Eichentreppe und will seiner Mutter gute Nacht sagen.

Schlank, blaß und jugendlich steht sie vor ihm. Die gleichen lichtblonden Haare schimmern über ihrer Stirn wie über der seinen. Die Augen haben das gleiche etwas harte Leuchten, blaugrau und tief umschattet von dunklen Wimpern. Zwei schöne Menschen.

Busso beugt sich über ihre Hand und sagt leise: „Gute Nacht, Mia."

Ja, so hat er sie genannt, seit er sprechen konnte. Sie hat es gern gehört, aber heute nicht, heute wollte sie, er sagte „Mutter", das wäre besser. Nun geht er hinauf und winkt ihr oben noch einmal lächelnd zu. Dann verhallen die Schritte im Gang. Frau Maria hat ihm nachgesehen, die Hand so fest um den Treppenpfosten gepreßt, daß die Knöchel schneeweiß hervortreten. Als sie losläßt, scheint sie zu schwanken. Dann geht sie, in der Hand den hohen silbernen Leuchter, mit kleinen, unnatürlichen Schritten aufrecht in den Saal zurück, wo die Holzscheite im Kamin verglimmen und die Lampen gelöscht sind. Auf den schweren, runden Mahagonitisch stellt sie das Licht. Ganz ruhig ohne Klirren versucht sie es niederzusetzen, mit einstudierter Haltung, als sei es eine sehr wichtige Handlung. Dann steht sie ganz still, die Knöchel fest auf die Platte gedrückt, und blickt geradeaus ins Leere.

Was war das? Was ist das? Etwas Neues. Sie horcht in sich hinein. Das Feindliche kommt wieder. Sie kennt das nicht, eine Unsicherheit, ein Mißtrauen gegen sich selbst.

Über dem Saal liegt Bussos Zimmer. Sie hört ihn auf und ab gehen. Jetzt entkleidet er sich, jetzt pfeift er ein paar Takte vor sich hin. Bei dem Pfeifen greift Frau Maria sich plötzlich heftig an die Kehle, als ob sie etwas würgt. Dann nimmt sie den Leuchter auf und geht auf den Spiegel zu. Sie hebt das Licht, so daß es ihr Gesicht bescheint, und sieht starr hinein. Sie nähert ihre Augen dem Glas, und mit grausamer Ruhe bohrt sie den Blick ins eigene Antlitz. Bis sie plötzlich die schauernde Fremdheit befällt, die wir alle empfinden, wenn zu lange die forschende Seele die Hülle hat durchdringen wollen, die das umkleidet, was wir durch diese Welt tragen an Haß und Leid und Liebe. Diese Hülle, dieser Körper, den kennen wir, den sieht jeder, und doch — doch, ist es nicht packend fremd, sonderbar geheimnisvoll, was da vor uns steht? Kennen wir ihn wirklich so gut, unsern eignen Blick, und was er enthüllt und verbirgt?

Tiefblaß tritt Frau Maria zurück. Das Licht bleibt flackernd am Spiegel stehen, die weiße Gestalt gespenstig beleuchtend, die sich langsam, langsam entfernt.

Nun steht sie am Flügel und öffnet mechanisch den Deckel. Die Linke stützt ihre Stirn, die Rechte sucht leise, leise auf den Tasten die kleine Melodie, ein Jägerlied.

„Weiter, weiter im Morgentau —
Weiter in sinkende Nacht" —

Das hat er eben gepfiffen, da oben, der große Junge, und das hat er auch gesungen — der Vater!

Nun ist es da, nun haben die Gedanken ihr Ziel gefunden — nun klammern sie sich daran wie die Meute ans verfolgte Wild. Sie wehrte sich bisher, die stolze Frau — nun nicht mehr, nun sieht sie dem Feind ins Antlitz.

Warum das alles? Kein Wort haben sie von ihm gesprochen. Von allem andern, ruhig, fröhlich, sachlich, kühl, wie es immer ihre Art war miteinander. Aber eben — solange sie sprachen, da war es ja auch ganz gleichgültig wovon. Denn dieses Sprechen allein, das ist ja der Funke, das Quälende, was heute abend in sie eingedrungen ist.

Diese Stimme — mein Gott — diese Stimme! In diesen zwei Jahren ist Bussos Stimme die eines Mannes geworden, und gleich als er den ersten Ton in der dämmrigen Halle sprach, hat sie zitternd an den Türpfosten zurückgegriffen und hat geglaubt, da steht er, der andere, der, von dem sie sich frei glaubt bis ins letzte. Frei glaubt — und nun kann diese Stimme sie so furchtbar erschüttern. Diese Stimme mit dem gleichen weittragenden, vollen Klang, die an Singen mahnt, an Sommernächte, da klar und warm und hallend durch dunkle Gänge Verirrte heimgerufen werden. Eine Kinderstimme, eine Hirtenstimme, die Stimme des Geliebten, die mit einem leisen Wort das Tiefste und Heißeste in stiller Stunde zu wecken vermag.

Wie kann man davon reden, daß man getrennt und frei auf ewig ist, wenn diese Stimme bei einem bleibt? Sie will nicht schluchzen, sie preßt die verschlungenen Hände gegen den Mund. Es ist wie ein Feuer, das keinen Ausweg finden kann, das zurückschlägt in das Haus, um alles da innen zu vernichten und zu zerstören.

Wie kommt es, daß diese Stimme, die sie nie zu lieben glaubte, nun alles fordert, auch zu richten über das, was sie tat? Ja, was tat sie denn, um sich zu befreien?

Sie sieht starr auf den Teppich nieder. Sie stützt sich rückwärts auf die Tischplatte und spricht leise vor sich hin: „Ich habe ihn genommen, weil ich sehr jung war und nichts Besseres mit meinem Leben anzufangen wußte. Ich liebte keinen, auch ihn nicht, nur mich. Ich habe ihm den Sohn geschenkt, ohne Freude, aber ich wußte, es ist Standespflicht, einen Sohn zu haben. Dann wandte ich mich immer mehr von ihm. Daß er mich liebte, wußte ich. Es war mir gleichgültig wie alles. Busso habe ich liebgehabt, nie wirklich geliebt wie andere Mütter. In mir war immer die eine Kühle, die Selbstkritik, die Haltung, nie ein Übermaß, ein Impuls. Das haßte ich. Aber er nicht, Erich nicht.

„Ich wollte endlich frei werden. Da sah ich Ginas mit Mitleid gemischte heiße Neigung für ihn. Das dänische Kind haßte mich mit aller Inbrunst. Ich sie nicht — ich freute mich des Kommenden. Und es kam. Sein Hunger, sein heißes Blut, ihr überfließendes Sehnen, ihm wohl zu tun, das war die rechte Mischung. Busso fern — ich kühl und blind scheinend daneben.

„Als dann alles kam, wie es kommen mußte, sagte ich ruhig die Tatsachen den beiden ins Gesicht und ging. Ich wurde von der Welt tief bemitleidet, ich wurde geschieden und sah seit dem Tag Erich nicht wieder. Sie heirateten, und Erich ging in Ginas Heimat. Jetzt wünschte er Busso Lebewohl zu sagen, und das geschah. In diesen Jahren, da alles sich entschied, wollte ich Busso nicht hier haben. Nun kommt er, und nun weiß ich, daß alles, alles — umsonst war."

Als sie ausgesprochen, hallen die letzten Worte sonderbar grau und einsam von den Wänden nieder. Frau Maria weiß, daß im Haus eine Stimme ist, die sprechend oder schweigend sie richten wird bis in die tiefste Seele.

* * *



Es kamen die Weihnachtstage — viel Licht, viel Schnee, viel Gäste. Busso unter allen mit einer ruhigen, jungen Würde. Kleine Dinge tat er mit selbstverständlicher Sicherheit, eben als Hausherr. Ein mehr bestätigender wie fragender Blick zur Mutter schien sagen zu wollen: Nicht wahr, das fällt nun mir zu, da Vater nicht mehr hier ist?

Sie ertrug das nicht ganz leicht. Es war merkwürdig, es war ihr zum erstenmal im Leben, als könne sie nicht ihren Willen durchsetzen. Wie ein wildes Pferd, das spürt: Nun hast du deinen Reiter gefunden.

Und war doch ihr Sohn!

Allein waren sie nur einmal noch miteinander gewesen, von einem Fest heimkehrend. Da hatte er in Pelz und Schneeflocken zögernd im Lampenlicht der Halle gestanden. Es kamen seine Worte sehr leise, aber in jener unwiderstehlichen Klarheit zu ihr: „Mia, ich soll dir noch einen Gruß bestellen. Willst du einen Moment in mein Zimmer kommen?"

Da stand sie dann vor ihm, er leicht erhitzt von Frost und Feier, festlich und schlank im Gesellschaftsanzug an den Kaminsims gelehnt.

„Ja, Mia, der Vater ließ dich grüßen. Wir sprachen sonst nicht von dir. Er sagte — nur dich sollte ich fragen, wenn ich etwas wissen wollte."

Grübelnd sah Busso vor sich nieder, dann der Mutter fest in die Augen.

„Aber nicht wahr, was sollte ich fragen? Ich weiß ja alles. Er tat dir ein Unrecht, und du gingst, wie du ja auch nicht anders konntest."

Er zögerte wieder, als wolle doch noch gern, gern eine heiße Frage den Weg über die Lippen finden. Dann aber hob er ruhig und frei den Kopf und wiederholte: „Natürlich, so war es, ich weiß es ja. Gute Nacht, Mia."

Sie küßte ihn auf die Stirn, eines Wortes war sie nicht fähig, wandte sich und ging. Sie fühlte, wie ihr sein Blick folgte, und sie wußte, was in dem Blick lag: ein Zweifel, doch ein Zweifel. Es war die härteste Stunde ihres Lebens. Wieder eine Stufe tiefer hatte sie steigen müssen. Weiter, weiter in sinkende Nacht.

* * *

Die Tage folgten einander im gleichen, hellen Winterkleid, voll Sonne, Jugend und Leben. Für Frau Maria enthielten all diese schneehellen Stunden nur eine drängende, flehende Leidenschaft von der klaren, ruhigen Stimme, die über jedem Lied, jedem Gespräch, jedem Lachen zu schweben schien, die Absolution ihres Lebens zu empfangen. Nie hatte sie ein so rastloses Sehnen gekannt. Es verzehrte sie zu jeder Stunde. Die weiche Kinderstimme war zu einer Richterstimme erstarkt. Das hilflose Kind, an dessen Wiege sie gestanden, war ihr zu einem Beichtiger geworden, vor dem zu knien sie sich sehnte. Sie kannte sich selbst nicht mehr.

Wann sollte die Stunde kommen? Und brachte sie ihr Befreiung oder Vernichtung? Verlor sie das letzte? War sie dann ganz frei? So frei, wie sie es einst ersehnt?

Lange Nächte sahen ihr stolzes, kühles Gesicht erstarren in Schmerz und Ratlosigkeit. Sie fürchtete und ersehnte ein Alleinsein mit dem Sohn.

* * *

Die Schlitten läuteten die breite Lindenallee hinab. Busso stand noch grüßend und winkend auf der Schloßterrasse. Nun trat er fröstelnd in die Halle zurück. Drinnen wartete seine Mutter, schön und aufrecht, das dunkle fließende Kleid überglänzt von strahlendem Licht. Die Musikanten verließen eben grüßend den Saal. Es war ein schöner, glänzender Abend gewesen. Busso nahm die Mutter am Arm und ging angeregt und heiter mit ihr im Saal auf und nieder, umstrahlt von Kerzen und leuchtender Blütenfülle. Der Flügel stand noch offen. Busso drückte die Mutter in den Sessel am Kamin und trat an die Tasten.

Er spielte leise eine Melodie nach der andern, weich und versunken. Endlich präludierte er sanft und ging erst pfeifend, dann singend in sein Lieblingslied über, jenes tiefschwermütige kleine Jägerstück. Wunderbar rein und klar hob sich seine junge Stimme:

„Habe gesucht durch Wald und Feld,
Habe gesucht alle Stunden,
Öde die Heimat, öde die Welt,
Habe ja dich nicht gefunden."

Dann leise verklingend wie sanftes Verrauschen des Abendwinds im Röhricht der Kehrreim:

„Armer Jägersmann, Wälder und Au
Haben dir Ruh nicht gebracht,
Weiter, weiter im Morgentau,
Weiter in sinkende Nacht."

Und die Nacht sank unaufhaltsam, bitter und tief um die Seele der Frau, die an der Grenze ihrer Leidensfähigkeit zu stehen glaubte. Was bisher als Stern gedämmert hatte in diesem Dunkel, das Sehnen, dem Sohn alles sagen zu dürfen, auch das versank nun. Wie durfte sie? War er nicht ihr Sohn?

Mußte nicht sie allein tragen, was sie allein tat?

Und zum Dunkel trat noch die völlige Einsamkeit und zerbrach ihr Herz. Da gab sie sich verloren.

Ganz aufrecht, schön und ruhig, scheinbar horchend saß sie da, und Tränen, die noch kein Weh ihr ertrotzt, fielen einzeln und schwer wie Männertränen in ihren Schoß.

Sie wollte nun gehen, ehe er schwieg, ehe er zu ihr treten konnte. Sie stand auf, und in ihrer stolzen, schönen Haltung ging sie langsam wie eine Nachtwandlerin zur Tür.

Als sie an dem hohen Spiegel vorüberkam, sah sie darin das Bild ihres Sohnes am Flügel, den blonden Kopf leicht zurückgelegt, singend, versunken — schön in seiner erhoben weichen Stimmung.

Es fesselte sie. Sie stand still.

In dieser Sekunde trafen sich ihre Augen.

Aber er war ganz ihr Kind an Fassung und Haltung, an maßloser Gewalt über sich selbst. Trotzdem ihm ihr völlig zerstörtes, von Tränen überflutetes Antlitz entgegensah, mit einer wilden, wehen Frage in einer ratlosen Verlassenheit letzter Qual, zuckten seine Wimpern nicht einen Augenblick, sein Mund formte weiter die leisen Worte des Lieds. —

Aber ihre Augen konnten voneinander nicht los. Seine Stimme, leise singend, schien alles aus ihrer Seele heraus zu fragen. Ihre Tränen, wortlos, schienen alles zu gestehn. Sie waren eines Bluts, sie verstanden einander.

Noch einige Sekunden, und er schwieg. Dann trat er zu ihr. Stark und zart legte er die Arme um sie.

„Mutter!" sagte er. „Mutter!"

Sie hörte das Wort von ihm zum erstenmal. Und es war ihre Erlösung.



Herren-Sportdreß.

Hierzu 7 phot. Aufnahmen von Record Preß u. Sport u. General.

„Das Zweckentsprechende ist auch das Schöne"; ein beherzigenswertes Epigramm für die Bekleidung überhaupt, eine unumstößliche These für den Sportanzug. Jedenfalls hat die Herrensportmode der letzten Jahre von diesem gesunden Gesichtspunkt aus ihre Entwicklung genommen. Die geschickteste Farbenzusammenstellung, das beste Material wirkt sinnlos und unschön, sobald es — an falscher Stelle angewandt — nicht auch im höchsten Maß zweckmäßig ist. —

Ein alter englischer Schneider erzählte einmal von einem Herrn, der auch seine Beinkleider mit Seide füttern ließe — man denke sich eine Tennishose auf Seide! Könnte es etwas Sinnloseres geben? — Für die Tennisbekleidung ist weiß von Kopf bis zu Fuß das Praktische und einzig Wahre. — Zum hellen Sonnenlicht, zum weißen Sand und zum blauen Sommerhimmel gehören weiße Gestalten. Selbst kleine Abweichungen wie grau und weiß gestreifte Flanellhosen oder braune Segeltuchschuhe oder gestreifte Flanellhemden wirken störend und unschön. Das Tennishemd, am besten aus weißem Panamastoff, wird während des Spiels mit aufgerollten Aermeln getragen, um das Handgelenk völlig frei zu halten. Der weiche, umgelegte Kragen ist mit dem Hemd eins, nur so ist auch der Hals ganz frei, während angeknöpfte Kragen leicht beengen und deshalb gleich der Binde bei praktischer



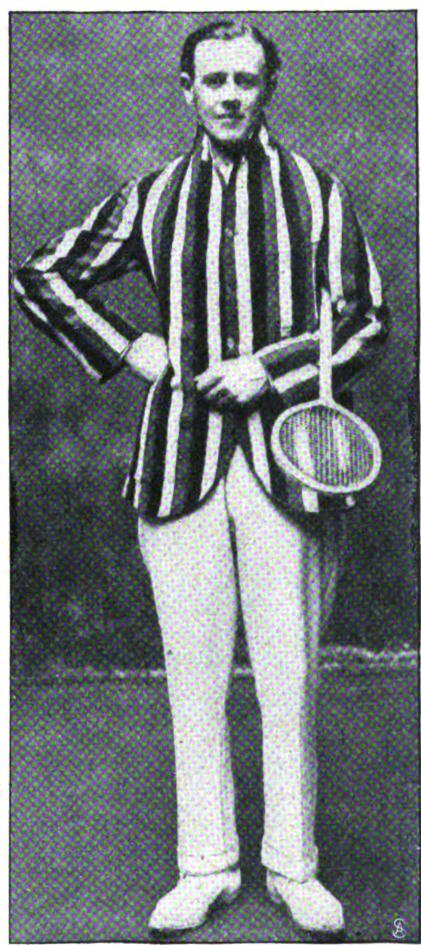
Fußball.



Jagdbekleidung.

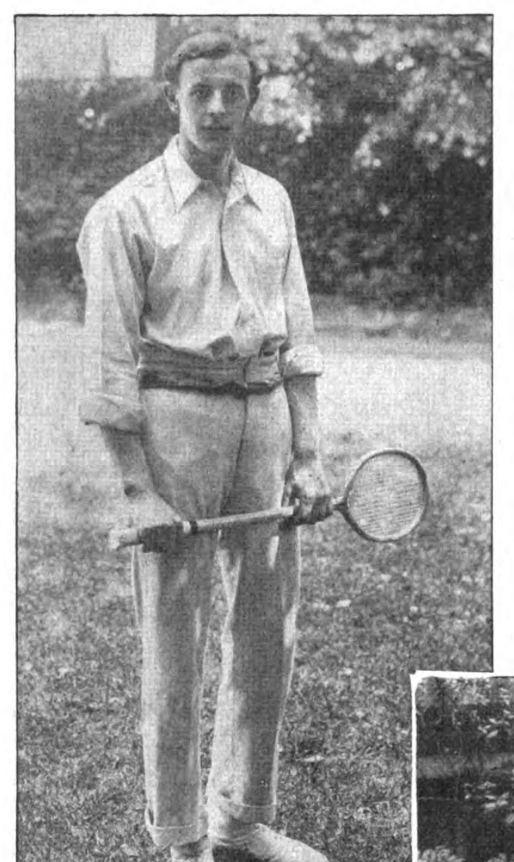


Kricket.



Phot. Sport & General.

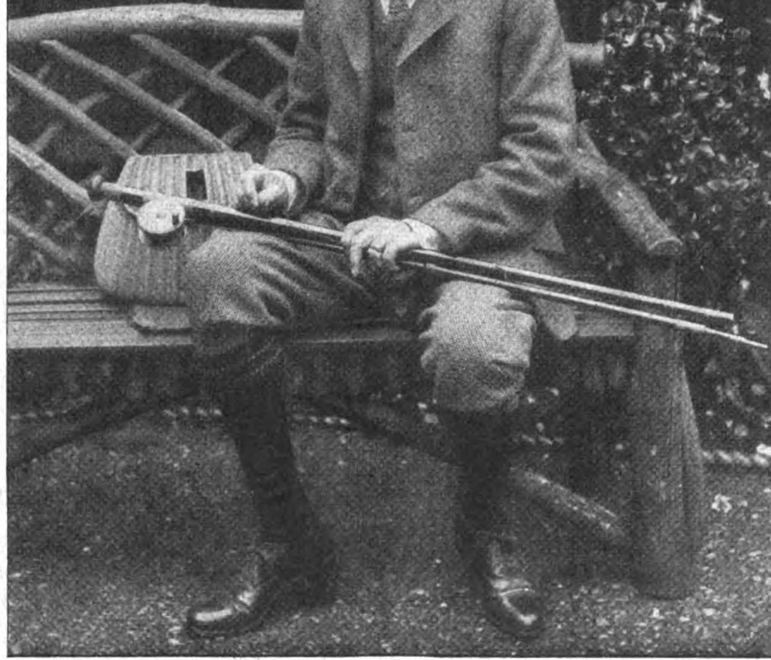
Lawn-Tennis.



Tennis.



Golf.



Angeln.

und eleganter Tennisbekleidung verpönt sind. Nach dem Spiel schützt ein leichtes Woll- oder Flanelljackett gegen Erkältung. Wer Turniere mitspielt, mag sich auch einen langen weißen Mantel mit großen Knöpfen und riesigen Taschen erlauben; beim gelegentlichen Spieler ist er überflüssig und hat deshalb einen Stich ins Stutzerhafte.

Die über dem Knie endende kurze, weite Hose wird bei Fußball, Kricket oder Polo überhaupt zum Rasensport getragen, bei dem dem Kniegelenk eine Bewegungsfreiheit gegeben ist, wie man sie bei langer Hose nicht erreicht. Allerdings kann man zum Golfspiel, das ja auch zum Rasensport gehört, lange Hosen tragen, da das Spiel einem ruhigen Spaziergang gleicht. Junge Leute wählen in England zu Golf und Tennis oft ein bunt gestreiftes Jäckchen in den Farben ihres Klubs, das sogenannte „Golfjackett“.

Der Jagdanzug muß im Gegensatz zur übrigen Sportbekleidung jegliches Weiß, überhaupt jede leuchtende Farbe meiden, da oft schon der schmale weiße Kragen auf Anstand oder Pirschgang für das scheue, scharf äugende Wild verräterisch sein kann. Es gibt deshalb für den Jagdanzug nur die drei Farben, die sich am besten der Umgebung in Wald und Feld anpassen: grün graugrün und braun. Die Jagdjoppe wird mit einem Gürtel zusammengehalten und hat vier große aufgenähte Taschen, der Kragen ist entweder hochgeschlossen oder mit Revers; ersteres ist

bei Wind und Wetter praktischer. Ein blaues oder blau und weiß gestreiftes Flanellhemd ist wenigstens für die Waldjagd sehr empfehlenswert. Kurze Hosen mit langen Strümpfen oder am besten Ledergamaschen sind auf der Jagd unerläßlich, bei der Gemsjagd natürlich die kniefreie Hose wegen der damit verbundenen Kletterpartien. Als Kopfbedeckung für die Jagd wählt der Engländer das „Capy", während der deutsche Jäger den grünen oder braunen Lodenhut vorzieht, der aber beileibe keinen „imitierten" Gamsbart tragen darf.

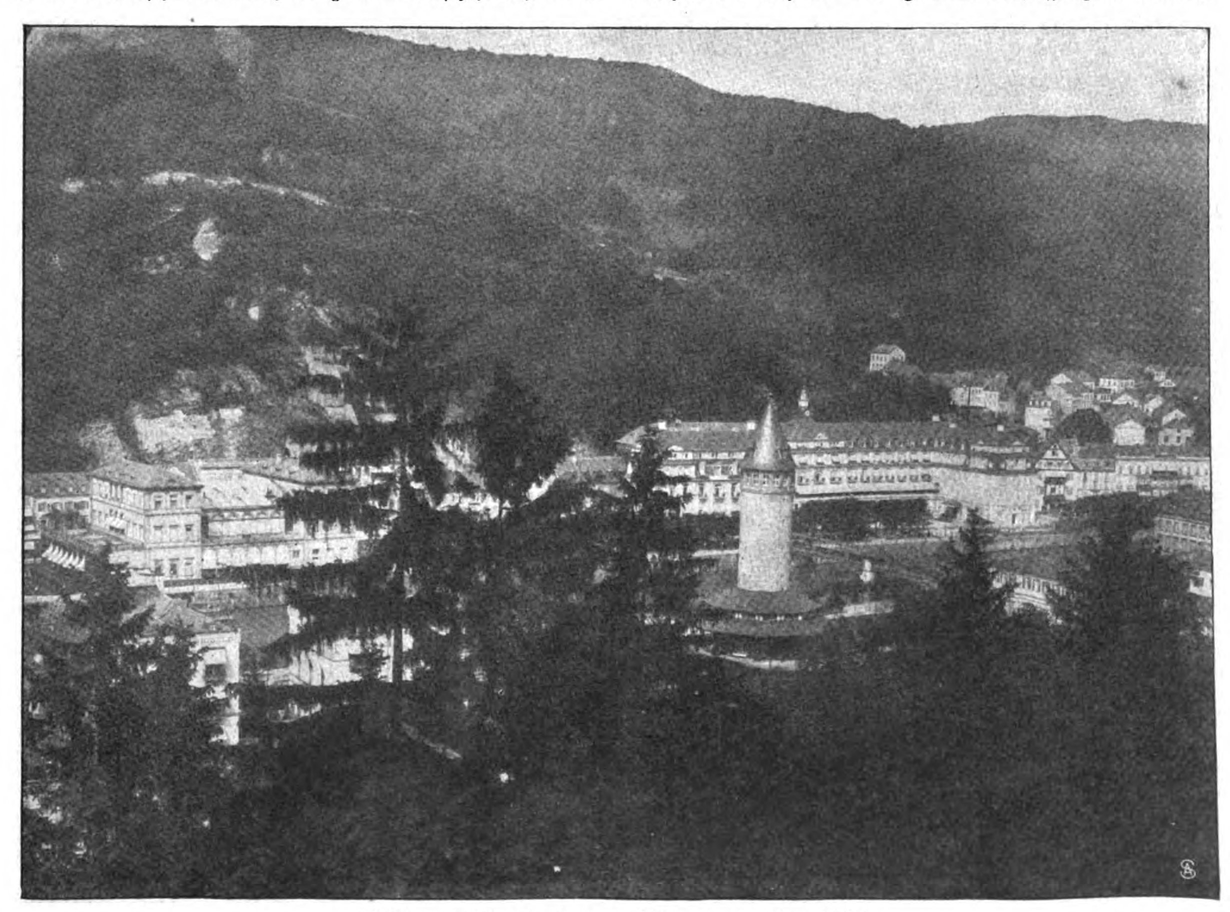
Beim Reitanzug haben die festen braunen Ledergamaschen den langen Reitstiefel fast ganz verdrängt, sie sind bequemer, und mit gutem braunem Schuhwerk getragen, auch recht kleidsam, übrigens sind sie im Heer zum Dienstanzug gestattet. Zu wenig Beachtung findet bei uns noch immer die schöne, weiße Reitbinde, der „hunting tie", die sich weich und bequem um den Hals legt und in jeder Beziehung den steifen, häßlichen Stehkragen schlägt.

England, die Heimat des Sports, ist für die Sportbekleidung vorbildlich. Wer sich aber zum Sport zweckmäßig zu kleiden versteht, der wird auch immer gut angezogen sein. Es bedarf keines „arbiter elegantiarum" mehr wie einst im alten Rom. P. v. B.

Bilder aus Bad Ems.

Von Hermann Ritter. — Hierzu 4 photogr. Aufnahmen von Hofphot. Schipper, Wiesbaden.

Selige Sommerruhe wohnt im Waldesdom der Malberghöhe bei Ems. Kaum ist ein anderer Laut vernehmbar als das Insektensummen hoch oben in den Buchenwipfeln, der Ewigkeitslaut des glückverträumten deutschen Hochwaldes zur Johanniszeit. Menschliche Stimmen werden nur gedämpft und in langen Pausen laut, und doch ist der Wald reich an Gästen, die aber alle in seine grünen Hallen getreten sind, um still mit ihm zu träumen. An den Rändern des Forstes, an der Grenze heuduftender Wiesen blicken helle Kleider und Sonnenschirme durch die grünen Büsche, ruht man lang hingestreckt in Liegestühlen und schaut in wunschlosem Behagen in die grüngoldenen Buchenwipfel. Alle die vielen Bänke und schattigen Plätzchen sind mit solchen Sommerträumern besetzt, die glückerfüllt Seele und Brust sich weiten fühlen in Stimmung und köstlicher Frische des Hochwaldes. Einige haben ihren Blicken ein Stück Tallandschaft erhalten, ein Stückchen Ems, auf das sie hinabschauen durch grünen Waldesschacht, das mit grauen und roten Schieferdächern, mit weißen Hotelbauten, bunten Gärten und einer mattleuchtenden Scheibe des grünen Lahnspiegels drunten



Blick vom Schweizerhaus auf das engere Kurviertel.





Brunnenpromenade auf dem Kurhof während des Frühkonzerts.

Waldluft und entzükkende Aussicht in Verbindung mit Kaffee, Kuchen und vom Tal heraufschallendem Kurkonzert genossen. Tassenklirren und munteres Geplauder dringen in das heraufquellende Musikgewoge. Schweigt die Musik, so haben die Amseln in den jenseitigen Bergen das Wort und übertönen in triumphierendem Schmettern alle andern Laute. In grünen Wellen steigt der Wald über der Zeile stattlicher Gasthofbauten und dem imposanten neuen Kurhaus auf bis zum Kamm des Berges, der eine der typischen Bismarcksäulen trägt. Waldgrün füllt die Spalten und Mulden der felskantigen Bäderlay, die diesem Berg gegenüber den Eingang zu einem Nebental flankiert, und auf der sich der sogenannte Konkordiaturm erhebt.

In breitem Behagen liegt der schmucke Badeort mit seinen Zeilen stattlicher, hellschimmernder Hotels, Pensionen und Villen, den blumigen Balkonen, leuchtenden Beeten und den saftgrünen Alleen des Kurgartens neben dem blanken Band der Lahn in der im flirrenden Sonnenlicht liegt und die Waldeskühle hier oben doppelt wohltuend empfinden läßt.

Zur Gewinnung weiterer Aussicht lockt mich der Aussichtsturm. Das Panorama ist herrlich. Der ganze langgestreckte Kurort liegt helleuchtend drunten im Parkversteck, zwischen steil aufsteigenden Bergen. Weit öffnet sich vor meinen Augen lahnabwärts das waldige Bergland. Wie auf einer Insel in grünem Meer stehe ich auf der Plattform des Turmes. Aber diese kleine, betonierte Inselfläche strahlt in blendender Helle und will mir bald als glühende Platte eines Opferaltars erscheinen. So tauche ich wieder unter in dem grünen Waldmeer, eile ich die Steintreppe hinunter und steige durch den verträumten Hain bis zur Station der Malbergbahn, wo man in treppenförmigem Aussichtswagen an einem Drahtseil durch steile, grüne Waldschneise rasch bis zum Fuß des Berges hinabgelassen wird.

Drunten biegt zur Rechten ein Weg in den Wald ein, auf dem ich aufsteigend rasch zur Terrasse des Schweizerhauses gelange. Hier werden

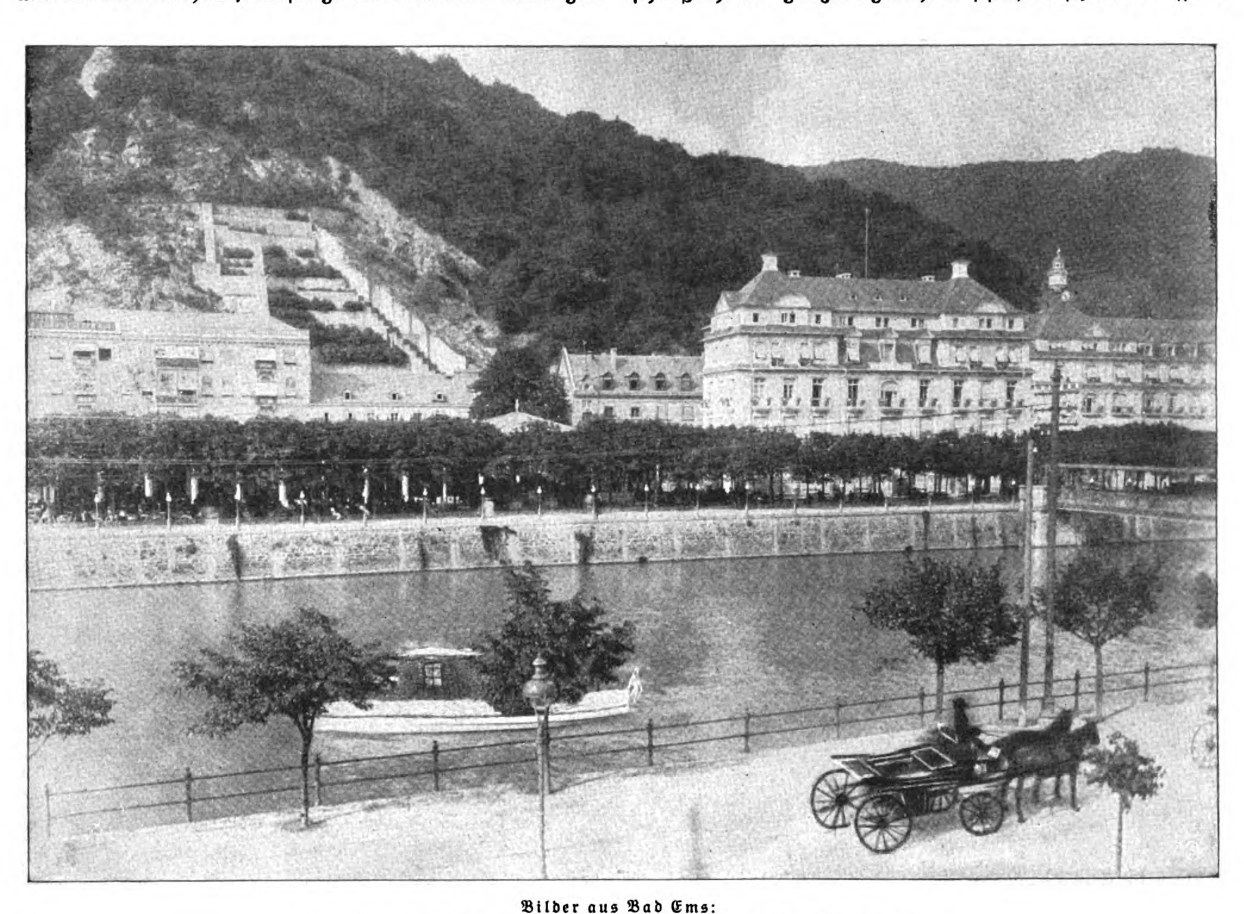


Zugänge zur Brunnenhalle.

heißen Sonne. Einen Augenblick stört ein Eisenbahnzug polternd die vornehme Ruhe seines Idylls. Dann schmettern wieder Amseln und Finken, klirren wieder die Tassen, klingt von den Nachbartischen Gesprächsgewirr in deutschen, französischen, englischen und russischen Lauten. Vom Kurgarten herauf schallt Karl Maria von Webers „Aufforderung zum Tanz" in wiegenden, prickelnden Tönen.

Der Sommerabend senkt sich leise herab in das Lahntal; er dringt in die Platanenallee neben der unteren Wandelhalle, umfängt die Villen und blumigen blühende Blumen und Rosen duften, wo die Jugend dem Leben, der Zukunft entgegenträumt.

Aber er kommt nicht auf gegen den Geist unendlichen Behagens in wohliger Abendluft, eines allgemeinen Versponnenseins in ruhiges, gesundheitförderndes Genießen. Und die Musik fördert und vertieft diese Stimmung mit sanft einlullenden Weisen, die passen zu all den köstlichen Blüten- und Blumendüften, zu dem Zittern der goldigen Lichtreflexe im Lahnspiegel, und die eine frühzeitige Wanderung zur Lagerstätte schließlich als ganz angenehme Pflicht erscheinen lassen.



Bilder aus Bad Ems:

Der Konzertplatz im Kurgarten, von der linken Lahnseite gesehen.

Reiche und liebkost die Rosen, deren Duft schwer und süß über die Promenadenwege zieht. Drüben in der Geschäftstraße lehnen hier und da am Türrahmen, froh abendlicher Ruhe, die jungen Aufwärterinnen in schwarzer Bluse, weißer Schürze und weißem Spitzenkrägelchen, jene artigen, flinken Emser und Nassauer Mädchen, die in fröhlicher Dienstbereitschaft und schöner Wohlerzogenheit dem Fremden in jedem Haus rasch ein Stück Heimgefühl schaffen. Der Kurgarten füllt sich allmählich und fast geräuschlos mit der Menge der Kurgäste, die größtenteils Bänke und Stühle füllt, um dem Abendkonzert zu lauschen, und nur zum kleinen Teil sich in einem langsamen, behaglichen Hin- und Herschlendern gefällt. Etwas Flirt liegt ja auch in der Abendluft, weil's nicht anders sein kann, wo

Anders ist der Auftakt des Badelebens am andern Morgen gegen sieben Uhr. Geschäftig und lebendig, wohlausgeruht strömt die kurbeflissene Menschheit zu den Kränchenbrunnen und dem Brunnen des linken Ufers. Jeder versieht sich mit seinem Glas, begibt sich zur Quellstätte, die seiner Individualität als passend bezeichnet wurde, und genießt das laue, säuerliche Wasser, auf und ab wandernd, in kleinen Schlucken.

Noch liegt der Ortsteil am Fuß der Lay im Schatten, aber über den Kurgarten und das neue Villenviertel am Malberg flutet schon helles Sonnenlicht. Ein neuer Tag voller Sonnenglanz, voller Lindenblüten- und Rosenduft beginnt, ein Tag des Lebensgewinns und gesteigerter Lebensfreude für alle, die in diesem Paradies und an seinen Heilquellen weilen.



Stadtschlüssel.

Plauderei von Peter Fernau.

Als kürzlich Skutari von den Montenegrinern genommen worden war, fuhr ein mit Girlanden und Fahnen reich geschmücktes Automobil zur Hauptstadt König Nikitas; das moderne Fahrzeug wurde vom Erbprinzen gelenkt; wo es hindurchfuhr, stand das Volk in Reihen und streute Blumen auf den Weg; denn dieses Automobil brachte dem Montenegrinerkönig in offizieller Feierlichkeit den Stadtschlüssel der Festung! Seltsam stimmte die neuzeitliche Art des Gefährts mit dem uralten Schlüsselsymbol zusammen. — Bekanntlich war die Freude nur von kurzer Dauer, denn die Schlüsselgewalt über die Tore Skutaris liegt nicht mehr in den Händen Montenegros. Trotzdem wird wahrscheinlich der große und vielleicht sehr kunstvolle alte Schlüssel dort jetzt in einem Museum auf weichem Kissen für lange Zeit ausruhen können.

Auch in Berlin besitzen wir im Zeughaus eine ganze Reihe von Stadt- und Festungschlüsseln. Es befindet sich da z. B. aus alter Zeit ja auch ein Schlüssel von Adrianopel. Es befindet sich da aber auch — als ein Symbol seiner jetzigen Zwecklosigkeit — der Stadtschlüssel der Stadt Berlin. Den hatten die Franzosen im Jahr 1806 nach ihrem Sprachgebrauch „erobert" und nach dem unseren „geraubt"; im Jahr 1815 hatten die Berliner ihn sich aber wiedergeholt. Allerdings kann kein heutiger Forscher angeben, zu welchem Tor er jemals gepaßt hat. Trotzdem ist es schön, daß wir ihn wiederbekommen haben. Auch praktisch Zweckloses hat seinen hohen Wert, wenn es nur eine edle Sprache redet; und Dinge, die von alten Tagen reden, führen meist eine edle Sprache.

Aus den Kriegen von 1813 besitzen wir in unserm Zeughaus die Schlüssel von Châlons, Tionville und Herzogenbusch; die Jahre 1870-71 brachten uns als Trophäen die Schlüssel von Straßburg, Metz, Sedan, Belfort, Lunéville, Diedenhofen, Neu-Breisach, Schlettstadt, Bitsch, Toul, Verdun, Pfalzburg, Longueville, Montmedy, Mézières.

In alten Zeiten, als noch rauhere Sitten zu größerer Vorsicht mahnten, als noch die Städte des Mauer- und Torschutzes bedurften, spielte der Schlüssel aber nicht nur seine symbolische Rolle. Die Zeit liegt noch gar nicht einmal so weit hinter uns, wie die jungen Leute unserer schnellebigen Tage sich das vorstellen möchten. Es war damals ein ungemein wichtiger Moment, wenn des Morgens die Tore aufgeschlossen wurden, oder wenn sie sich abends knarrend schlossen. Im Mittelalter gab es viele Städte, in denen es dem Gesindel deshalb nachts in der Stadt unbehaglich war, wo sie lieber draußen auf dem wilden Feld sich ihre Schlupfwinkel bauten. Das Gefühl des strengen Abgeschlossenseins gab dem Bürger ein Gefühl sicheren Behagens. In damaliger Zeit, als man noch alte Bräuche fest bewahrte, war an ein Wiederaufschließen des Tores nicht zu denken. Wer zu spät kam, mußte bis zum nächsten Morgen warten; vor Morgenbeginn, vor der festgesetzten Stunde, wurde nicht geöffnet.

Wenn z. B. in nächtlichen Schlägereien ein Totschlag ausgeübt war, so konnte der Mörder erst bei Toröffnung aus der Stadt entwischen.

Wenn es trotzdem einmal vorkam, daß ein wohlweiser Rat einmal eine Ausnahme machte, so gab das leicht Ärgernis. So erzählt Beneke in seiner trefflichen hamburgischen Chronik von dem Besuch der Königin Christine von Schweden im Jahr 1654: „Am 16. Juli wurde sie nebst den hessischen Herrschaften und anderen Standespersonen auf der Burg zu Wandsbek, die dem dänischen Residenten Albert Balthasar Berens gehörte, herrlich bewirtet, so daß sie sich bis nach Mitternacht erlustierte. Als sie heimkehrte, war das Steintor längst verschlossen, und wurde selbiges ihr erst auf expresse Order Herrn Bürgermeister Mollers eröffnet, welcher Herr darüber beinahe Verdruß bekommen, indem die Bürger hierüber fast schwürig geworden waren. Morgens darauf mit Toröffnung ritt sie wieder davon!"

Diese kleine Szene malt die Bedeutung des damaligen Torschlusses. So grämlich der Ärger der „fast schwürigen" Bürger gewesen sein mag, so groß war sicher das Vergnügen der in Wandsbek Bankettierenden gewesen. Königin Christine war ja keine Spielverderberin; die Chronik läßt uns leider darüber im unklaren, ob besagter Bürgermeister Moller mit bei der Partie gewesen ist und von außen her die Torwärter angewiesen hat, aufzuschließen, oder ob er aus ehrbarem Schlummer geweckt worden war, um die schwierige politische Lage zu klären. Sehr lange hat die Königin es alsdann ja nicht in der Stadt ausgehalten; sie mußte allerdings wie jedes schlichte Bürgerweib die morgendliche Toröffnung erst abwarten.

Unzählbar sind alle jene Geschehnisse, bei denen Verfolgern das Tor vor der Nase zugeschlossen wurde; bei denen das Zukrachen der Torflügel und das Knarren des Stadtschlüssels jene Erlösung brachte, die bei Gespenstergeschichten das Schlagen der Turmuhr brachte, wenn sie die erste Stunde dröhnend anmeldete. Die Verfolger hatten dann nicht einmal mehr das Nachsehen. Ihr einziger Trost blieb dann jedesmal, daß die Flüchtlinge ja nun drinnen wie im Käfig saßen und nicht heraus konnten; und daß sie deshalb am nächsten Morgen um so sicherer mit Hilfe des Gerichts gefangen werden konnten.

So ging es damals um das Jahr 1635 einem jungen Liebespaar; er war ein schwedischer Oberst; und sie, die er entführt hatte, war die Tochter eines holsteinischen Grafen. Der Alte war den beiden auf den Fersen. Heutigestags würde in solchen Fällen das Automobil seine Rolle spielen. Damals mußten jedesmal die „schaumbedeckten" Rosse heran. Auch in diesem Fall kamen die Flüchtlinge so recht balladenhaft gerade heran, als die Tore Hamburgs eben geschlossen werden sollten. Der zürnende Vater mußte draußen bleiben. All sein Suchen am nächsten Tag hat ihm aber nichts genutzt. Die beiden blieben für immer verschollen. Erst nach vielen Jahren fand man die Leichen der beiden Liebenden in der Kluft unter dem Dom; da entsann man sich der alten Entführungsgeschichte und zog den Schluß, daß die beiden da unten ein Versteck gesucht hätten, und daß infolge der Übermattung sie ein schneller Tod gleichzeitig für immer vereinigt hatte. Die trockene Bleiluft des Kellers hatte jede Verwesung behindert; wie eben eingeschlafen, blühend und friedlich lagen sie da.

Jeder Schlüssel war in früheren Zeiten etwas Geheimnisvolles. Und nun erst ein Stadtschlüssel! Wieviel tausend Sagen knüpfen sich an solch alte Symbole! Die Chronik erzählt tausenderlei davon. Die Chronik scheint geschwätzig, weil sie immerzu und immerzu erzählt. Aber wenn wir bedenken, wieviel sie bei all diesen Geschichten



an heiteren und an traurigen Dingen verschweigt, könnte sie uns fast wortkarg erscheinen. Heine hat gesagt: „Aus alten Märchen winkt es hervor mit weißer Hand!“ Ich finde, das ist gar nicht der Fall. Denn die echten alten Märchen erzählen bei all ihrer tollen Phantastik, die nur eine scheinbare ist, doch nur immer ganz Typisches, nur ganz Alltägliches, was wir alle erleben. Da erkennen wir uns selbst in den Märchengestalten; oder wir haben das richtige Märchen eben nicht verstanden. Sonderschicksale bietet das Märchen nicht. Die Sage aber redet von Sonderschicksalen, denn ihr fehlt jede tendenziöse Absicht, und sie will einfach gewissenhaft berichten, was dann oder dann geschah.

Und deshalb liegt über den schönen alten Sagen so viel Geheimnisvolles und Undurchdringliches, was wir nicht durchschauen können wie das durchsichtige Gewebe des Märchens; und deshalb könnte man viel eher sagen, daß es „aus alten Sagen winke“.

Kein Schlüssel war so bewacht wie der Stadtschlüssel. Dietrich Sander, der Meisterdieb, der Brandenburger, der zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in Hamburg schlosserte und jenes Instrument erfand, dem er seinen Namen „Dietrich“ gegeben hat, konnte das alte Stadttor nicht mit seinem hinterlistigen Instrument öffnen, als er in der Nacht zum Mörder geworden war und fliehen wollte. Er mußte warten, bis die Wärter, die ständig am Tor standen, den Schlüssel aus der Wachtstube holten und aufschlossen. Es war damals die Zeit, wo man auch in Norddeutschland kunstvolle Schlüssel mit seltsamen Bärten herstellte. Die Pfiffigkeit hatte Dietrichs Schlauheit geweckt, und er hatte sein Instrument gebildet, mit dem er Truhen und Türen öffnen konnte. Daß er ein abgefeimter Bursche war, sehen wir daraus, daß er bei seinen weiteren Räubereien schließlich auf dies sein eigenstes Kunstmittel verzichtete und lange Jahre hindurch als abenteuernder Liebhaber sich bei den Mägden einschlich, um dann erst nachher den Einbrecher zu spielen. Als ihm das auch zu langweilig schien, legte er sich auf den Pferdediebstahl auf mecklenburgischen Märkten; denn reiten konnte er auch. Bei der Gelegenheit wurde er einmal gefaßt und endete auf dem Hamburger Gänsemarkt am Galgen. — Aus alten Sagen winkt es!

Bedeutungsvoller als unserer Jugend mag den Zeitgenossen Schillers jene kleine Wallensteinsche Szene erschienen sein, wenn im letzten Akt der Kommandant kommt und die Festungschlüssel bringt. Der damaligen Zeit war solche Zeremonie noch etwas Vertrauteres. Bei der Wucht dieser Zeremonie genügte es dem Dichter, wenn Kommandant und Festungschlüssel hinter der Szene blieben. Heute würde der Kommandant wohl recht wirksam mit dem Symbol der friedvollen Abgeschlossenheit auf der Bühne erscheinen können, wenn solche Änderungen möglich wären.

Ein solcher Schutz besteht für unsere heutigen Städte nicht mehr. Diese Abgeschlossenheit paßt nicht mehr in unsere von Telephonen und Automobilen durchschrillten und durchtosten Nächte. Daß aber die großen Städte doch immer noch mit einer besonders sorgfältigen Bewachung der Nachtstunden rechnen müssen, zeigt uns die Regelung des Eisenbahnverkehrs. In allen großen Hauptstädten ist eine nächtliche Ankunft mit der Bahn so ziemlich ausgeschlossen. Die polizeiliche Überwachung der nächtlichen Ankömmlinge würde zu schwierig sein. Das ist noch so ein Rest der alten Stadtschlüsselträgersorgen.

Bilder aus aller Welt.

Die erste amtliche Feuerwehrfachschule in Deutschland wurde in Marienburg von der Westpreußischen Provinzial-Feuersozietät ins Leben gerufen. Sie bezweckt die Ausbildung ländlicher Spritzenführer von Pflichtfeuerwehren der Provinz Westpreußen und arbeitet mit achttägigen Lehrkursen.

Das Elberfelder Theater ist städtisch geworden und der



Phot. Klein.

Direktor von Gerlach,

der neue Intendant des Elberfelder Stadttheaters.

bisherige verdienstvolle Direktor von Gerlach zum Intendanten ernannt worden.

Der bekannte Orgelvirtuose und Domkapellmeister Gustav Eduard Stehle in St. Gallen trat aus Altersrücksichten in den Ruhestand.

Die beliebte englische Primadonna Maggie Teyte kehrte kürzlich von einer



1. Oberbrandmeister Monath-Marienburg. 2 Provinzial-Feuersozietätsdirektor Dr. Funck-Danzig. 3. Feuerwehrtechnischer Berater der Sozietät Bruhns-Zoppot. 4. Brandmeister Kühn-Marienburg.

Die Leiter und Schüler der Westpreußischen Feuerwehrfachschule.

Von der ersten amtlichen Feuerwehrfachschule in Marienburg.



Phot. Krenn.

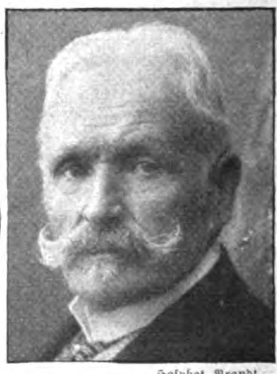
Dr. G. E. Stehle,

St. Gallen, bekannter Orgelvirtuose und Domkapellmeister, trat in d. Ruhestand.



Maggie Teyte,

die bekannte englische Sängerin, mit ihren Lieblingshunden.



Hofphot. Brandt.

Kom.-Rat Carl Knorr,

Heilbronn, Chef der bekannten Nahrungsmittelfabrik, wurde 70 Jahre.

amerikanischen Tournee zurück und sang mit großem Erfolg in der Albert Hall in London. Nach Ablauf der „Season" wird die Künstlerin wieder nach Amerika zurückkehren. Unser Bild zeigt die Künstlerin mit ihren Lieblingshunden.

Kommerzienrat Carl Knorr, Inhaber der Nahrungsmittel-Fabriken C. H. Knorr in Heilbronn, feierte in voller Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag.

Kommerzienrat Hugo Rempel, Präsident der Handelskammer in Bielefeld, beging seinen 70. Geburtstag.

Ein um das Schlachtwesen in Deutschland sehr verdienter Mann, der Schlachthausdirektor a. D. Albert Kleinschmidt in Erfurt, beging vor kurzem seinen 80. Geburtstag. Er ist der Erfinder der vielverwendeten Betäubungsapparate für Schlachtvieh.



Phot. Küken Nachf.

Kom.-Rat Hugo Rempel,

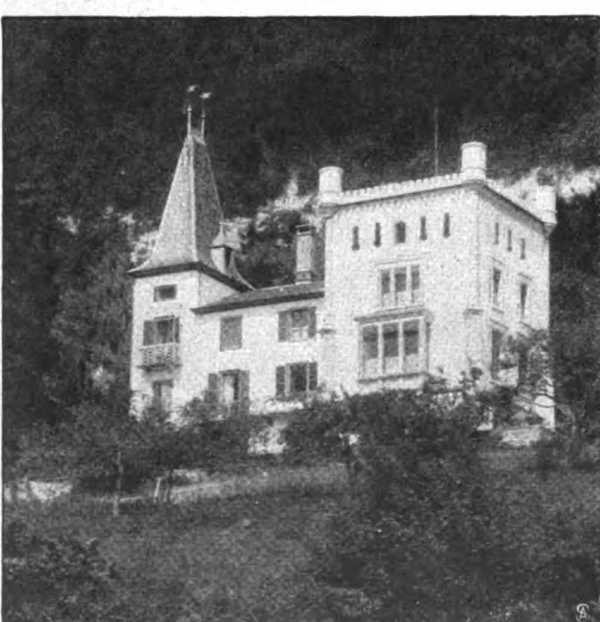
Bielefeld, wurde 70 Jahre.



Hofphot. Strnad.

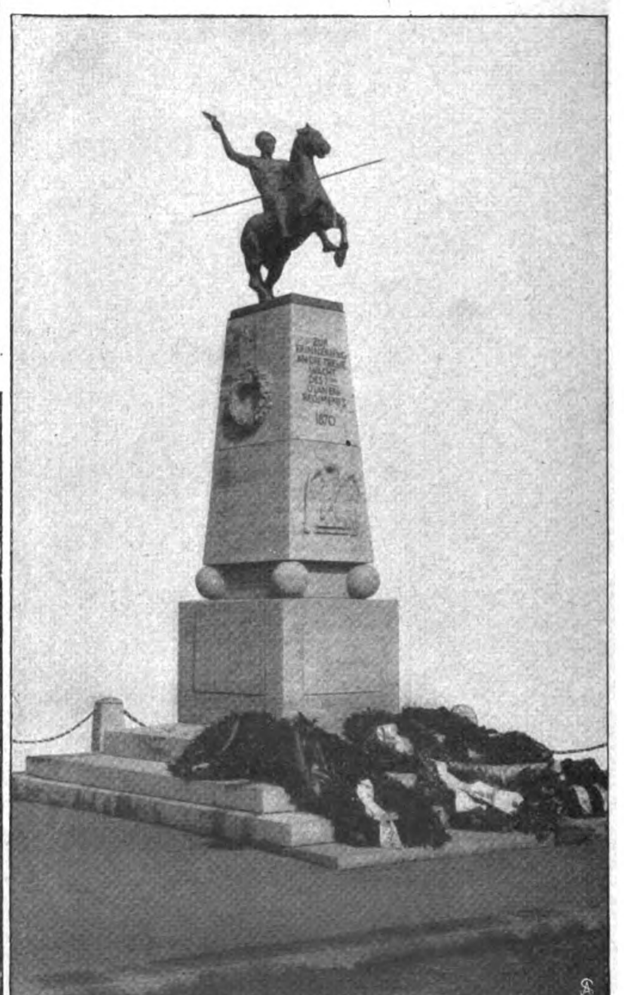
Albert Kleinschmidt, Erfurt,

Schlachthausdirektor a. D., wurde 80 Jahre.



Das neu eröffnete Deutsche Altersheim in Pieterlen,

Kanton Bern (Schweiz).



Phot. Gebr. Gollas.

Denkmal zur Erinnerung an die Verteidigung von Saarbrücken

durch die 7. Ulanen, 1870.



Phot. Lallie Charles.

Viscountess Curzon als Königin der Schönheit.
Von dem historischen „Ballfest in Versailles“ in der Royal Albert Hall in London.



Phot. Becker & Maaß.

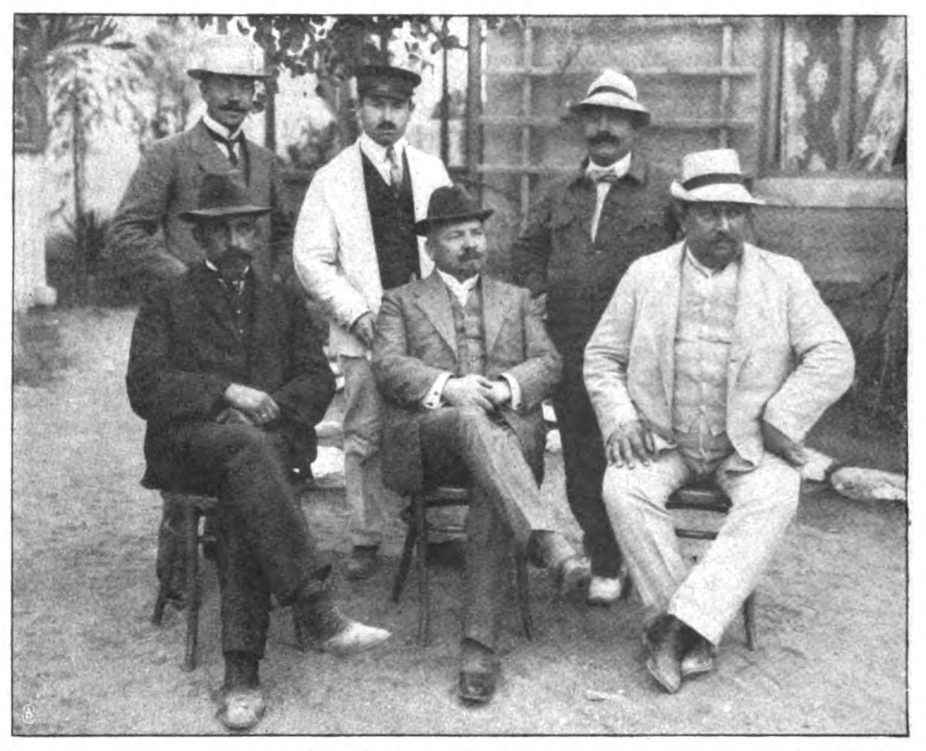
Albert Patry, Berlin,
wurde zum Oberregisseur des Kgl. Schauspielhauses ernannt.

Kürzlich wurde in Pieterlen, Kanton Bern in der Schweiz, das neuerbaute Deutsche Altersheim eröffnet.

Zur Erinnerung an die heldenmütige Verteidigung Saarbrückens durch die 7. Ulanen 1870 wurde vor kurzem ein Denkmal errichtet. Der Schöpfer des Kunstwerkes ist Prof. Fritz Klimsch, Berlin.

Der langjährige Regisseur des Berliner Kgl. Schauspielhauses Albert Patry wurde zum Oberregisseur ernannt.

In Karibib erfolgte kürzlich die Gründung des Deutsch-Südwestafrikanischen Landesschützenverbandes. Die Bestrebungen des Verbandes richten sich auf die Stärkung der Wehrkraft.



Sitzend von links: Rugheimer, Karibib; Uhlemann, Windhuk; Bohn, Tsumeb. Stehend von links: Zingel, Kuibis. Staebe, Gobabis; Lübcky, Okahandja.

Die konstituierende Gründungs-Delegierten-Versammlung des Deutsch-Südwestafrikanischen Landesschützenverbandes in Karibib.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 28. Berlin, den 12. Juli 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 28.



Die sieben Tage der Woche.

3. Juli.

Der König und die Königin von Italien reisen an Bord der „Trinacria“ von Kiel nach Stockholm.

Der Bundesrat erteilt den Wehr- und Deckungsvorlagen in der vom Reichstage beschlossenen Form seine Zustimmung.

Die bulgarische Regierung fordert in Athen Genugtuung für die Entwaffnung und Gefangennahme der bulgarischen Truppen in Saloniki.

Die Griechen besetzen Nigrita am Tachino-See; die Bulgaren erobern das ihnen entrissene Gjevgelü am Wardar zurück.

4. Juli.

Der preußische Kriegsminister von Heeringen wird an Stelle des in den Ruhestand tretenden Generalfeldmarschalls Freiherrn v. d. Goltz zum Generalinspekteur der Zweiten Armeeinspektion (Berlin) ernannt (Portr. S. 1162).

General Biccola telegraphiert aus Banghaho nach Rom, daß eine mit dem Bau einer Straße beschäftigte Abteilung der italienischen Genietruppen von Eingeborenen angegriffen wurde und sich vor der Uebermacht unter bedeutenden Verlusten nach Cyrene zurückziehen mußte.

In der griechischen Kammer verliest der Ministerpräsident Venizelos eine Botschaft des Königs an das Volk, in der gesagt wird, angesichts der bulgarischen Treulosigkeit sei der griechischen Armee und Flotte der Befehl zum Vorrücken erteilt worden.

Eine heftige Schlacht bei Kilkisch (Kukus), nördlich von Saloniki, endet mit dem von den Bulgaren allerdings bestrittenen Siege der Griechen. — Die Serben erobern nach blutigem Ringen Kotschana, südwestlich von Küstendil. — Die Bulgaren dringen bei Zajetschar am Timok in Serbien ein.

5. Juli.

Die Kaiserin trifft zur Kur in Bad Homburg v. d. Höhe ein.

In einer mehrtägigen Schlacht bei Krivolac am Wardar wollen die Bulgaren einen großen Sieg errungen und eine serbische Division völlig niedergemacht haben. Die Serben behaupten dagegen, die Bulgaren seien zurückgeschlagen.

Aus Marokko kommen Nachrichten über neue Kämpfe zwischen Spaniern und Kabylen bei Tetuan und Laurient.

Ueber Johannesburg und das Randgebiet wird nach blutigen Zusammenstößen zwischen Militär und ausständigen Minenarbeitern, bei denen mehrere Personen getötet wurden, der Belagerungszustand verhängt.

6. Juli.

In Aachen wird die 14. Generalversammlung des Verbandes christlicher Bergarbeiter Deutschlands eröffnet.

Die serbische Regierung beruft ihren Gesandten in Sofia ab und stellt dem bulgarischen Gesandten in Belgrad seine Pässe zu. Auch zwischen Griechenland und Bulgarien werden die diplomatischen Beziehungen abgebrochen.

Griechische Truppen besetzen Doiran nördlich von Kilkisch. — Am Soeti Nikolapaß schlagen die Bulgaren sechs serbische Bataillone in die Flucht.

7. Juli.

Zum preußischen Kriegsminister wird Generalmajor von Falkenhayn, bisher Chef im Generalstab des 4. Armeekorps, unter Beförderung zum Generalleutnant ernannt (Portr. S. 1163).

Die französische Kammer nimmt den grundlegenden Artikel des Gesetzes über die dreijährige Dienstzeit an.

8. Juli.

Vom Balkan wird gemeldet, daß die Bulgaren von der Linie Doiran-Kilkisch zurückgewichen sind.

Das englische Unterhaus nimmt die Homerule-Bill für Irland in dritter Lesung an.

9. Juli.

Vom Balkan wird gemeldet, daß die Serben Istip besetzt haben.

Serbien.

Balkanerlebnisse und Erkenntnisse. Von Kurt Aram.

Kommt man in Sofia an, freut man sich der schönen Straßen, durch die der Weg zu den Hotels führt. Kommt man in Belgrad an, ärgert man sich über die Verwahrlosung grade in der Umgebung des Bahnhofs, die man erst überwinden muß, um in erträgliche Gegenden zu gelangen. Da erste Eindrücke am festesten haften bleiben, wird der Fremde sie erst bei längerem Aufenthalt in beiden Ländern sachgemäß revidieren können. Über Bulgarien wird das Endurteil dann doch nicht ganz so günstig lauten, wie der erste Eindruck es vermuten läßt. Über Serbien wird es mit der Zeit lange nicht so ungünstig lauten, trotzdem der Europäer in Serbien erst das Mißtrauen infolge der wirtschaftlichen Kalamitäten des Jahres 1895 und die seelische Übelkeit in Erinnerung an den Königsmord und alle Begleitumstände überwinden muß. Nun ist Serbien seit der Verständigung mit seinen Gläubigern 1895 seinen Verpflichtungen stets nachgekommen, und das bedeutet eine recht respektable Leistung, und auch die Staatseinnahmen befinden sich in stetem Steigen. Der sehr dankenswerte, ausführliche und zuverlässige Handelsbericht des Belgrader deutschen Konsulats von 1911-12 bezeichnet den serbischen Staat sogar als „Primakunde“. Das deutsche Konsulat in Sofia gibt bis jetzt leider noch keinen analogen Bericht heraus, soviel ich wenigstens habe in Erfahrung bringen können. Für den deutschen Handel und die deutsche Industrie

würde das aber grade nach dem Balkankrieg sehr wichtig sein. Für Bulgarien sind wir in der Hauptsache auf bulgarisches Material angewiesen und auf einige kleine Monographien über einzelne Industriezweige, die unser Bukarester Konsulat erscheinen läßt. In den „Berichten über Handel und Industrie" und in den „Handelsberichten über das Ausland", wie sie das Reichsamt des Innern zusammenstellt, erfahren wir immer noch mehr über Persiens wirtschaftliche Verhältnisse als über die Bulgariens, was den tatsächlichen Bedürfnissen für die nächste Zukunft schwerlich entsprechen dürfte.

Auch Serbien ist wie Bulgarien in der Hauptsache Agrarstaat und kennt ebenfalls so gut wie keinen Großgrundbesitz. Auch Serbien besaß vor Ausbruch des Krieges durch zwei gute Ernten gefüllte Scheuern, aus denen es sogar noch an Bulgarien abgeben konnte. Wie auch Vieh und Munition, womit es reichlicher versehen war als der jetzt so bitter gehaßte Verbündete. Auch in Serbien überwiegt der Mittelbauernbetrieb. Nur daß Viehzucht, Ochsen und Schweine, hier eine größere Rolle spielen, wozu als serbische Spezialität noch die Pflaume tritt, deren Wert in getrocknetem Zustand als Exportartikel 1911 noch den von Weizen und Mais übertraf. Er betrug fast 16½ Millionen Dinar. Der des Weizens fast 16 Millionen, der des Mais rund 14½ Millionen. Dann folgt frisches Schweinefleisch im Wert von fast 10 Millionen.

Auch in Serbien konnte in diesem Jahr der größte Teil des nutzbaren Landes bestellt werden. Es sollen gegen 70 Prozent sein. Dabei erwies sich die altslawische Einrichtung der Zadruga, der kollektiven Bodenbestellung, die dem Serben noch tiefer im Blut steckt als dem Bulgaren, als besonders wirksam. Danach stehen nämlich jedem Bauern der Reihe nach die Kräfte der Nachbarn zur Verfügung, was in Kriegzeiten natürlich von besonderem Wert ist. Das erklärt auch, wieso die Genossenschaftsbewegung grade in Serbien schnell und fest Fuß fassen konnte. Es bestehen allein über tausend landwirtschaftliche Genossenschaften über das ganze Land hin, eine gewaltige Macht zur Aufklärung und wirtschaftlichen Erziehung des Bauern, die sich auch ziffernmäßig erkennen läßt. So hat sich z. B. dank dieser Organisation der Import in landwirtschaftlichen Geräten, namentlich in eisernen Pflügen, in den letzten sechs Jahren verdreifacht. Die Hauptlieferanten sind Österreich und Deutschland. Infolge des österreichischen Zollkrieges überflügelte Deutschland 1910 Österreich um eine halbe Million Dinar. 1911 marschierte dann Österreich wieder an der Spitze. Aber das Übergewicht war nicht sehr beträchtlich.

Der Zollkrieg hatte Folgen, an die Österreich schwerlich gedacht hat. Er zwang Serbien, für seine Ausfuhr einen neuen Weg zu suchen und ihn nach dem Adriatischen Meer hin zu finden. Infolge dieses Zollkriegs wurde es dem Serben erst völlig klar, was die Adria wirtschaftlich für ihn bedeuten kann. Dank der Aufklärung der landwirtschaftlichen Genossenschaften durch Vorträge, Schriften, Versammlungen weiß heute jeder serbische Bauer auch im kleinsten serbischen Nest darüber Bescheid. Aus der wirtschaftlichen Kalamität wurde eine wirtschaftliche Forderung und aus der wirtschaftlichen naturgemäß eine politische, hinter der jetzt ganz Serbien wie ein Mann steht: Zugang zum Adriatischen Meer. Kein Wunder, daß Österreich, das diesen Zugang aus guten Gründen verlegen will, heute bei jedem Serben auch im entlegensten Dorf der meistgehaßte Staat ist. Heute noch viel mehr und viel tiefergehend als 1906. Und wenn der Lärm darüber auch reichlich mit Phrasen gespickt ist, er ist viel mehr als Phrase, was ein Beispiel aus meinen Erlebnissen illustrieren mag. Ich lernte bei einem offiziellen Frühstück einen österreichischen Großbankier etwas näher kennen, da er zufällig mein Tischnachbar war. Als junger Mann war er lange in Belgrad geschäftlich tätig gewesen und befand sich nun wieder in Serbien, angeblich, um alten, guten serbischen Freunden nach langer Trennung einmal wieder guten Tag zu sagen. Die Serben waren darüber sehr gerührt, und auch mein Bankier war sehr gerührt, aber sentimentalen Anwandlungen traue ich sogar bei österreichischen Bankiers nicht recht, obwohl sie ihnen immer noch etwas glaubhafter zu Gesicht stehen als etwa Berliner Bankiers. Der heimtückische Zufall wollte es nun, daß, wo immer ich auch mit gewichtigeren Geschäftsleuten in Belgrad zusammentraf, sei es in Banken oder in Cafés, auch mein Frühstücksbekannter sich einfand. Es gab rührende Szenen des Wiedersehens, liebevolle Erkundigungen nach den beiderseitigen Frau Gemahlinnen, in Wehmut getauchte Erinnerungen an die schönen Zeiten, da man noch jung war und die Jugend gemeinsam in Belgrad genoß, dann folgten reichliche Lobsprüche meines Frühstücksbekannten über die fabelhafte Entwicklung Belgrads in den letzten fünfzehn, zwanzig Jahren, und dann gab es eine Pause, und als taktvoller Mensch drückte ich mich. Der Zufall aber erwies sich weiter als tückisch, denn als ich schließlich auf Rat eines Arztes Belgrad verließ, um nicht in einem ungarischen Dorf eventuell einer mehrwöchigen Quarantäne ausgesetzt zu sein, traf ich den österreichischen Großbankier im Zug wieder. Er befand sich nicht grade in rosiger Laune, und kurz vor Budapest gestand er mir, er sei auch Geschäfte halber in Serbien gewesen. Er hatte einige nicht unbeträchtliche Millionen anzubieten und als einer, der sich in Serbien auskennt und unter den Serben viele persönliche Freunde besitzt, erwartet, keinen Refüs zu erhalten. Er hatte sich getäuscht. „Jetzt österreichisches Geld annehmen? Das grenze an Hochverrat!" Das ist die allgemeine Stimmung, mit der gerechnet werden muß. Der deutsche Export nach Serbien kann unter solchen Umständen in nächster Zeit nur wachsen. Über das, was sich besonders empfiehlt, kann sich jeder Interessent bis in alle Details auf das genaueste und zuverlässigste durch den schon genannten Konsularbericht informieren. Auch Serbien gegenüber ist wieder besonders bemerkenswert, daß der Gesamtumsatz der Dreibundländer zwar nicht 111 Millionen wie mit dem größeren Bulgarien beträgt, wohl aber 96 Millionen, über viermal soviel als der Gesamtumsatz mit den Ländern des Dreiverbandes, der rund 20 Millionen ausmacht. Wirtschaftlich betrachtet, stehen die Interessen Österreich-Ungarns und Deutschlands überall auf dem Balkan an allererster Stelle.

Serbien befand sich nun von jeher in einer weniger unglücklichen Lage als Bulgarien. Die Türken waren seinerzeit Herren eigentlich nur in den Festungstädten, vor allem in Belgrad. Weit darüber hinaus ging ihr Einfluß nicht. Tief in das Land hinein reichte er nie, wie es bei Bulgarien der Fall war. Auch wenn man es nicht aus der Geschichte wüßte, müßte man es sofort an einer Äußerlichkeit sehen: an Serbiens Waldreichtum. Wo der Türke wirklich Herr wird, gibt es das nicht.

Lag Bulgarien bis vor wenigen Jahrzehnten, völlig isoliert und fern jedem westeuropäischen Einfluß inmitten primitiver Völkerschaften, wirklich ganz und gar im Orient, so befand sich Serbien von jeher mit seiner ganzen



Nordgrenze in enger Fühlung mit einem fruchtbaren westeuropäischen Staat. Kam der Bulgare bis vor kurzem fast nur als Saisonarbeiter, Gärtner, mit westeuropäischen Verhältnissen in Fühlung, so lebten Serben längst in großen Scharen inmitten westeuropäischer Gesittung und westeuropäischer Wirtschaftsformen. Als das Türkenjoch beseitigt war, früher als in Bulgarien, konnte Serbien sich leicht westlichen Bräuchen anbequemen. Auch ist der Serbe ein Slawe mit allen Vorzügen dieser Rasse: begabt, beweglich und anpassungsfähig, worin nicht grade die Vorzüge des Bulgaren zu erblicken sind, der schwerblütig und langsam und voller Ecken und Kanten ist, soweit er nicht Mazedonier ist und damit einige Tropfen Griechenblut in den Adern hat.

Kommt man in einem mittleren bulgarischen Hotel an, so ist man zunächst einfach ein Ausländer und wird mit aller Zurückhaltung, aber sachgemäß behandelt. Man liebt den Ausländer nicht, aber man tut, was angemessen ist. Erfahren die Leute dann, daß man Reichsdeutscher ist, so wird die Zurückhaltung noch größer, denn der Reichsdeutsche gilt als Türkenfreund und ist nichts weniger als beliebt; und wenn sich in bulgarischen Köpfen erst einmal eine Ansicht festgesetzt hat, ist sie so leicht nicht wieder zu vertreiben. In den bulgarischen Köpfen saß es z. B. fest, daß sich in Adrianopel bei den Türken mindestens sechzig deutsche Offiziere befänden. Als Adrianopel fiel, suchte man die ganze Stadt nach diesen Offizieren ab und fand einen Oberleutnant, der längst aus der sächsischen Armee ausgetreten war, einen recht harmlosen Menschen, den ich als Gefangenen in Philippopel kennen lernte. Trotzdem wollte man von dem Wahn nicht lassen und hat sogar den österreichischen Konsul, wie er mir selbst erzählte, als ich in Adrianopel war, zwei Tage wie einen Gefangenen gehalten, weil man sich von dem Wahn nicht trennen konnte, da man nur einen deutschen Leutnant fand, müßten die andern neunundfünfzig im österreichischen Konsulat versteckt sein. Das war natürlich Unsinn, denn deutsche Offiziere verstecken sich nicht, aber den bulgarischen Dickschädeln wird der Wahn noch lange im Blut spuken, und das Mißtrauen gegen den Deutschen, auch wenn es völlig unberechtigt ist, wird noch lange nicht auszutreiben sein. Trotzdem, man behandelt den Deutschen, wenn auch ohne Herzlichkeit, so doch anständig.

Gelangt man in ein serbisches Hotel gleicher Güte, so will sogar der Hausdiener sofort wissen, woher man kommt und stammt. Hat man das Glück, aus Berlin zu kommen, stellt der Hausdiener zunächst einmal den Koffer ab und beginnt im Flur eine leidenschaftliche Diskussion über politische Fragen, an der sich das übrige Personal und auch etwaige serbische Passanten sehr bald leidenschaftlich beteiligen. Das kann sehr amüsant und lehrreich sein, aber dem Fremden würde es am Ende noch lieber sein, er gelangte samt dem Koffer etwas schneller auf sein Zimmer. Das erreicht man allerdings sofort, wenn man aus Wien kommt. Aber dann werden auch die Koffer bei dem Transport auf das Zimmer nicht grade freundschaftlich behandelt. Schon der zweite Satz in jedem Gespräch mit einem ungebildeten Serben enthält einen Wutausbruch gegen Bulgarien. Der erste Satz gilt Österreich. Mit einem gewöhnlichen Bulgaren muß man hingegen schon recht bekannt sein, bis er es zu einer offenen Äußerung über Serbien kommen läßt. Dann schimpft er allerdings nicht weniger. Sagt man sich nach reichlichem Verkehr mit nicht besonders gebildeten jungen Bulgaren: eine sehr kühle, aber solide Gesellschaft, so sagt man sich bei dem entsprechenden serbischen Umgang schon eher, sehr amüsante, begabte, aber recht undisziplinierte Lausbuben. Beim Bulgaren wird man so leicht nicht warm, aber man braucht sich über ihn auch nicht zu ärgern. Der Serbe macht einen sehr schnell warm, und man weiß nie gleich, ob man sich über ihn ärgern oder ob man einfach lachen soll.

Der Bulgare ist sparsam bis zum Geiz. Der Serbe hat eine lockere Hand bis zur Verschwendungsucht. Der Bulgare ist im allgemeinen sittenstreng, der Serbe neigt mehr zur Leichtlebigkeit.

Wenn der Serbe schimpft, wirkt das nicht allzu tragisch, denn es ist zu viel Phantasie, Stimmung und einfaches Emotionsbedürfnis dabei. Wenn der Bulgare schimpft, wirkt es viel ernster. Stimmungen vergehen bald, Urteile und Vorurteile viel schwerer und langsamer. Erinnert der Bulgare in seiner nüchternen, phantasiearmen Tüchtigkeit an den Japaner, über dessen wahre Gaben wir uns heute ja nicht mehr so leicht täuschen wie früher, da wir seine Abhängigkeit von der chinesischen Kultur noch nicht kannten — so erinnert der Serbe mit seinen überschäumenden Stimmungen und Phantasien immer ein wenig an den Gascogner. Hübsche Menschen, diese Serben, Menschen, mit denen sich reden läßt, die sich auch überreden lassen. Nur weiß man nie, ob sie sich nicht schon morgen von einem andern grade so nett überreden lassen. Unzweifelhaft ein begabtes Volk mit mancherlei sinnfälligen Vorzügen, aber keinesfalls so solide, stetig, sparsam und fleißig wie der Bulgare.

Um so angenehmer ist man überrascht von dem wirtschaftlichen Aufschwung, den auch Serbien in der letzten Zeit genommen hat. Und da Serbien überhaupt nicht in gleichem Maß unter dem Krieg zu leiden hatte wie Bulgarien, so braucht es auch hier nicht zu wirtschaftlichen Katastrophen zu kommen. Auch die des Landes kundigen europäischen Geschäftsleute in Serbien sind dieser Anschauung. Zwar hat der Viehbestand natürlich stark gelitten, aber bei dem Überfluß an Vieh, der vorhanden war, läßt sich dieser Schaden tragen. Ein großes Glück im gegenwärtigen Augenblick bedeutet es, daß die serbische Viehzucht ohne viel menschliche Hilfe auskommen kann, da Stallfütterung noch eine Seltenheit ist. Und wenn sich der Bestand an Rindvieh auch nicht von heute auf morgen wieder ergänzen läßt, so tut wenigstens das fruchtbare Schwein trotz Krieg und Kriegsgeschrei ungestört das seine zur Hebung des Wohlstandes; und das bedeutet grade für den serbischen Bauern nicht wenig. Ferner gelten auch die Ernteaussichten für Serbien als günstig. Auch die Regierung tut das Ihre zur Sanierung der Verhältnisse. Sowohl die beiden halbstaatlichen Banken, die Nationalbank und die Uprawa Fondawa, die einzige Hypothekenbank, die in Betracht kommt, wie auch die meisten der übrigen 143 Banken und Geldinstitute blicken auf günstige Geschäftsjahre zurück, denn die guten letzten Ernten brachten viel Geld aus dem Ausland. Daß die wirtschaftliche Gesamtsituation nicht grade ungünstig ist, beweist wohl am besten die Tatsache, daß von den infolge des Moratoriums gestundeten Zahlungen in Höhe von 30—50 Millionen Dinar ungefähr die Hälfte trotz der Kriegzeiten beglichen wurde. Auch die Industrie hatte sich in der letzten Zeit vor den kriegerischen Ereignissen gehoben. 1911 gab es 488 Industrieunternehmungen, vor allem Mühlen, Bergwerksunternehmungen, Sägewerke und Ziegeleien. Hervorgehoben seien noch die neun Bierbrauereien, fünf Exportschlächtereien und die Belgrader Zuckerfabrik, die sich in deutschen Händen befindet

und ungefähr den ganzen serbischen Bedarf deckt. Ein Teil der Industrie, der mit Armeelieferungen zu tun hatte, hat natürlich auch während des Krieges gute Geschäfte gemacht. Etwaige Verluste der übrigen Industrie sind für das Volksganze nicht von einschneidender Bedeutung. Dazu ist auch in Serbien die Industrie noch nicht bedeutend genug.

Serbien ist genau so wie Bulgarien heute noch im wesentlichen eine recht primitive Agrardemokratie. Der wirtschaftliche Organismus einer solchen gleicht einer einfachen, kräftig gebauten Maschine, deren grob gefügte Teile leicht zu übersehen sind. Ein solcher Mechanismus kann einen kräftigen Puff leichter aushalten, ohne den Betrieb einstellen zu müssen, als eine so komplizierte, kaum noch übersehbare Maschinerie, wie sie jeder westeuropäische Volkskörper wirtschaftlich darstellt.

Der Choleriker auf Reisen.

Von Victor Ottmann.

Man kennt seine Schicksalsgenossen des Daseins nur halb, wenn man sie immer nur in den gewohnten Bahnen ihrer Alltäglichkeit sieht; erst auf Reisen, unter veränderten Lebensbedingungen, frei von der Bürde des Berufs, zeigen sie uns ihr zweites Gesicht. Da ist es merkwürdig, welche durchgreifenden und nicht stets erfreulichen Veränderungen wir im Wesen so mancher guten Freunde, getreuen Nachbarn und desgleichen zu beobachten haben. Oft macht sich die Metamorphose schon lange vor der Abfahrt bemerkbar. Die Reisenervosität, dieser fieberhafte Erregungszustand, dessen Bazillus noch seines Entdeckers harrt, heischt ihre Opfer. Frauen von sonst ungetrübter Zuversicht blättern verzweifelt im Kursbuch, bis die Buchstaben und Zahlen vor ihren Augen einen tollen Cakewalk tanzen; starke Männer gebärden sich hilflos wie kleine Kinder, wenn sie ans Kofferpacken gehen; sanftmütige Mustergatten sind imstande, alle Grundsätze einer guten ehelichen Erziehung über Bord zu werfen, weil sie sich über die Mitnahme oder Nichtmitnahme einer Hutschachtel nicht einigen können. Das Thermometer des Reisefiebers erreicht bei der Abfahrt den kritischen Punkt. Wie kommt es nur, daß so viele Menschen in einen Zustand äußerster Reizbarkeit geraten, sobald sie den Zug besteigen? Weshalb schreien sie denen, die auch mit wollen, ein barsches „Alles besetzt!“ ins Gesicht, obwohl noch die Hälfte der Plätze frei ist? Was soll dieser kleinliche Egoismus, der in jedem Fahrtgenossen den Feind erblickt, dieser Mangel an Wohlwollen, der so schlecht zur Ferienstimmung paßt? Er ist zum mindesten unhygienisch, weil er den Gleichmut der Seele gefährdet und damit gegen eine Gesundheitsregel verstößt, die „bekanntlich“ schon Hippokrates aufgestellt, und später Horaz in einer Ode besungen hat — nebenbei bemerkt, durchaus nicht nach dem Geschmack der Sekundaner, die sich mit dieser schwierigen Ode plagen müssen.

Zum Glück für die Reisenden schwillt das Reisefieber bald ab, wenn erst der Zug in Bewegung ist und das Gefühl des Geborgenseins seine dämpfende Wirkung ausübt. Aber eine Menschenklasse gibt es, deren Temperament dafür sorgt, daß sie aus der Reizbarkeit nicht herauskommt: das sind die ausgesprochenen Choleriker mit hypochondrischem Einschlag. Der Choleriker mag der vorzüglichste Mensch unter der Sonne sein, zum Reisegenossen wird man ihn nicht ohne Bedenken wählen. Er scheint hauptsächlich zu dem Zweck von Ort zu Ort zu wandern, um sich über die Unzulänglichkeit der irdischen Einrichtungen zu entrüsten, und er ist davon überzeugt, daß alle Steine des Anstoßes auf der Welt es ganz besonders auf ihn abgesehen haben. Seine Neigung zu starken, raschen Gemütsbewegungen, vor allem aber zu Unlustgefühlen spielt ihm Streiche über Streiche, und wenn er auch zehnmal den Entschluß faßt, sich nicht mehr zu ärgern, kann er es dank seiner allzu gründlichen Veranlagung doch nicht lassen. Sein Blut ist zu schwer, als daß er sich über die unvermeidlichen kleinen Leiden des Lebens und die „Tücke des Objekts“ leicht hinwegsetzen könnte. Ein lästiger Fahrtgenosse, ein verfehlter Anschluß, ein schlechtes Nachtquartier, eine kleine Prellerei — alle diese und andere Unvermeidlichkeiten jeder größeren Reise werden für den Choleriker zum Angelpunkt selbstquälerischer Betrachtungen und galliger Nörgeleien.

Im Grunde handelt es sich bei ihm nur um die Schwächen übertriebener Tugenden. Seine Gründlichkeit macht ihn zum Pedanten, sein Gerechtigkeitsgefühl zum unduldsamen Eiferer, sein Lebensernst zum Pessimisten. Schon bei den Vorbereitungen zur Reise verfällt er in den Fehler, alles viel zu umständlich anzufassen und vielzuviel zu erwarten. Er stellt ein Riesenprogramm auf, das sich ohne ermüdende Hetzerei nicht erledigen läßt; er macht sich auf Grund sorgfältiger Studien der einschlägigen Literatur ein bestimmtes Bild von der zu bereisenden Gegend und ist dann sehr enttäuscht, wenn die Wirklichkeit nicht im Einklang steht mit der vorgefaßten Meinung. Die goldene Gabe eines bißchen Leichtsinns ist ihm versagt; der Choleriker weiß nicht, wie hübsch es ist, einmal ganz unvorbereitet ins Blaue zu fahren und sich von den Eindrücken überraschen zu lassen. Ebensowenig scheint er zu wissen, daß die Menschen nicht durchweg Tugendbolde sind, sondern allerlei Schwächen und Unarten haben und von diesen Eigenschaften grade auf Reisen bisweilen reichlich Gebrauch machen. Man muß da schon ein Auge zudrücken, bisweilen sogar alle beide. Aber der Choleriker tut das nicht, im Gegenteil, er hat ein hervorragendes Talent, alles Unangenehme sofort zu entdecken und in eine verärgerte Stimmung hineinzugeraten, die ihn bald völlig beherrscht. Seine Neigung zur Kritik verkümmert ihm die Genußfreudigkeit und verleitet ihn zu Urteilen von oft übertriebener Schärfe. Ganz schlimm wird die Sache, wenn der Choleriker in Ländern reist, in denen die kleinen Handlanger der Fremdenindustrie allerlei unerfreuliche Eigenschaften haben und es mit der Ehrlichkeit nicht sehr genau nehmen. Er legt immer den heimischen Maßstab an alle Dinge und ahnt nicht, daß zum Beispiel ein neapolitanischer Droschkenkutscher aus seiner eigenen, gänzlich anders gearteten Weltanschauung heraus begriffen und genommen werden will, und daß man besser daran tut, lieber nicht nach Neapel zu reisen, wenn man so wenig kosmopolitische Duldsamkeit besitzt. Es hat wirklich nicht den geringsten Zweck, sich mit einem Vetturino in eine Diskussion über die Grenzen der Ehrlichkeit einzulassen oder sich über ihn zu entrüsten.

Am verhängnisvollsten wird für den hypochondrischen



Choleriker die Beteiligung an Gesellschaftsreisen. Solche Fahrten in großem Kreis, besonders zur See, können reizend sein und haben ja unzählige Freunde, die sie jeder anderen Form des Reisens vorziehen, aber sie setzen bei den Teilnehmern ein gewisses Maß geselliger Triebe und Talente voraus, die eben nicht jeder besitzt. Wo Hunderte von Menschen ein paar Wochen lang ständig beisammen sind, da geht es ohne gegenseitige Rücksichtnahme und ohne Zugeständnisse nicht ab, zumal auf dem Schiff mit seinem begrenzten Raum. Wer jemals an einer Gesellschaftsreise zur See teilgenommen und dabei Charakterstudien gemacht hat, der kennt den niemals fehlenden Typ des verstimmten Cholerikers. Der Bedauernswerte fühlt sich nicht wohl, sein Kabinengenosse ist ihm unausstehlich, die Tischnachbarn entsprechen nicht seinem Geschmack, die fröhliche Jugend belästigt ihn durch ihre Spiele, überhaupt paßt ihm die ganze Gesellschaft nicht recht, auch findet er plötzlich, daß das Reiseprogramm eigentlich verfehlt und der Reisemarschall seiner Aufgabe offenbar nicht gewachsen ist. So hält er sich entweder geflissentlich abseits und sehnt enttäuscht und ungeduldig das Ende der Fahrt herbei, oder er entwickelt sich zu dem bekannten galligen Nörgler, dessen Sarkasmen mehr gefürchtet sind als beliebt.

Auch mit dem Reiseanschluß an einzelne gute Bekannte ist es ein eigenes Ding, und zwar nicht bloß für den Choleriker. Wie viele der besten Freundschaften sind nicht schon auf Reisen in die Brüche gegangen! Üble Laune, zumeist durch Übermüdung entstanden, nervöse Reizbarkeit, allerlei Meinungsverschiedenheiten — das fängt klein und unmerklich an, und nach ein paar Tagen ist es zur Unerträglichkeit geworden. Die bisher so guten Freunde lernen sich plötzlich von einer ganz neuen Seite kennen, und wenn sie klug sind, nehmen sie rasch entschlossen in Frieden Abschied, ehe die glimmende Glut zur hellen Flamme emporschlägt.

Am ungefährlichsten und reizvollsten sind nach alter Erfahrung immer noch die im Vorübergehen geschlossenen, nur kurze Zeit währenden Reisebekanntschaften. Man ist sich gegenseitig noch neu, man hat sich etwas zu erzählen — und man geht wieder auseinander, ehe man sich „satt" bekommen hat.

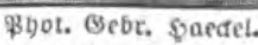
Wenn übrigens bisher nur vom Choleriker als Maskulinum die Rede war, so soll damit nicht gesagt sein, daß es cholerische Reisende weiblichen Geschlechts nicht gebe. Aber im allgemeinen und Gott sei Dank sind die Frauen unverwüstliche Optimisten und im Ertragen kleiner Beschwerden geduldiger als der Mann. Sie haben keinen starken Hang zur Kritik und nehmen die Dinge gern wie sie sind, ohne sich den Kopf zu zerbrechen und ohne gleich in jenen edlen Verbesserungswahn zu verfallen, der für den cholerischen Mann so kennzeichnend ist. Gleichviel ob sanguinischen oder phlegmatischen Temperaments, die Frau entfaltet als Touristin so hervorragende Eigenschaften der Anpassung und des Gutgelauntseins, daß mancher Ehemann seine Gattin nirgends liebenswerter findet als auf Reisen. Wer daran zweifelt oder das Gegenteil behauptet, zahlt einen Taler!

Auf, in die Freiheit!

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Die großen Schulferien sind da, der heiß ersehnte Tag der Abreise in die Sommerfrische ist gekommen, den Jungen und Mädels hängt der Himmel voller Geigen. In die Ecke mit euch, du lederner Cicero, ihr greulichen Logarithmen und ihr perfiden unregelmäßigen Verben! Dort draußen in blauer Ferne winken die Berge und rauschen die Wogen, dort wölbt der Wald sein schattiges Dach, dort rieselt der Dünensand, dort streicht über sonnenbeglänzten Feldern der Duft der Scholle




Phot. Gebr. Haeckel.

Droschke auf Droschke rollt heran.





Zur Hochtour in die Sächsische Schweiz. Phot. Gebr. Haeckel.

behrlicher, in Wirklichkeit wahrscheinlich sehr überflüssiger Gegenstand fehlt. Endlich ist die Stunde der Abfahrt gekommen. Pferdedroschken und Autos, bis zum Verdeck vollgepfropft mit lebendigem und totem Inventar, rollen den Bahnhöfen entgegen; Gepäckträger und Expeditionsbeamte haben ihre liebe Not, die Wagenburgen von Koffern und Kästen zu bewältigen. Welche Anforderungen ein solcher Abreisetag in einer Stadt wie Berlin an die Leistungsfähigkeit der Eisen-

um Stirn und Haar. Ach, wie köstlich wird das sein, die tausend Pläne, die das jugendliche Hirn für die Ferienzeit geschmiedet hat, in Taten umzusetzen! Man wird Ritter und Räuber spielen, im Freien kampieren, die merkwürdigsten Dinge essen und in der Hängematte spannende Schmöker lesen. Aber auch die Großen werden vom Reisefieber ergriffen und

bahn stellt, davon macht sich mancher Fernstehende kaum einen richtigen Begriff. Es ist wie eine kleine Mobilmachung. An einem einzigen Tag, dem 5. Juli, sind von den Berliner Bahnhöfen außer den fahrplanmäßigen Zügen rund 360 besondere, dem Ferienverkehr dienende Züge abgelassen worden, dazu kommt noch die beträchtliche Anzahl der von auswärts



Die letzten Augenblicke vor der Abfahrt. Phot. Gebr. Haeckel.

warten mit Ungeduld auf den Tag, der sie aus dem Dunst der Häuserwüste, aus den Amtsstuben und Kontoren hinaus in die Freiheit entläßt. Vorher gibt's noch alle Hände voll zu tun. Das Kofferpacken, das Sichern der verwaisten Wohnung, die vielen Besorgungen, die sich oft in letzter Stunde zusammendrängen, alles versetzt das Haus in fieberhafte Erregung. „Habt ihr auch nichts vergessen?", fragt die treubesorgte Mutter zum dreißigstenmal, und immer wieder stellt es sich heraus, daß hier und dort noch ein angeblich unent-

eintreffenden Sonderzüge. Daß trotz der enormen Inanspruchnahme der Beamten und des Materials sich alles pünktlich und sicher abwickelt, das spricht für die ausgezeichnete Organisation unseres Eisenbahnwesens.

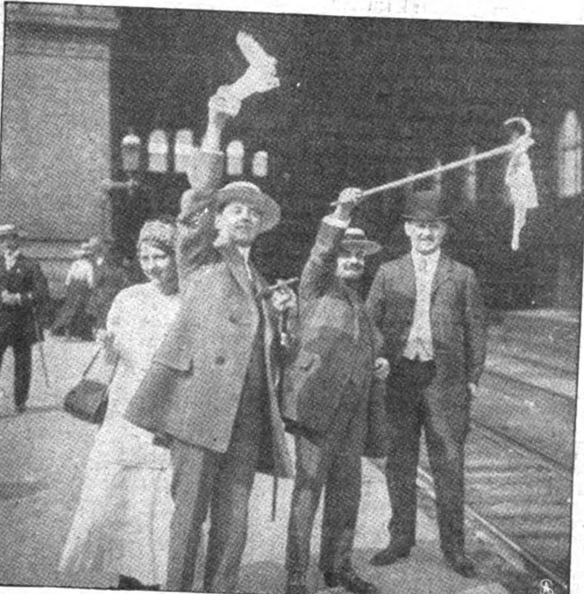
Wer gern fröhliche Menschen sieht, kommt an solch einem Tag des großen Exodus auf seine Rechnung. Zwar fehlt unter den Tausenden, die sich dann in den Bahnhofshallen drängen, auch der ewig mißvergnügte Nörgler nicht, aber im allgemeinen überwiegt die rosigste Reiselaune. Am meisten



Letzte Grüße.

Phot. Gebr. Haeckel.

natürlich bei der Schuljugend, der schon die Fahrt im überfüllten Zug zum köstlichen Erlebnis wird. Man braucht übrigens keine Prophetengabe zu besitzen, um das Reiseziel zu erkennen; ein Blick auf die Ausstattung genügt zumeist. Sandeimer und Spaten deuten auf den Badestrand hin, während die kecke Spielhahnfeder, die genagelten Schuhe und der Bergstock natürlich alpinistischen Ehrgeiz verraten — womit nicht bestritten werden soll, daß für manchen so Ausgestatteten die Alpen schon in der Sächsischen Schweiz beginnen. Und wie zum richtigen Kartenspieler der „Kiebitz", so gehört zum echten und gerechten Ferienreisenden die abschiednehmende Begleitung in Gestalt von Ehemännern, die als mehr oder minder betrübte Strohwitwer zurückbleiben müssen, oder von anderen Angehörigen und guten Freunden. Die schwergeprüften Bahnbeamten lassen den Orkan von Fragen und Beschwerden mit ei,erner Geduld über sich ergehen. Endlich hat jeder Unterkunft gefunden, sogar der niemals fehlende Gemütsmensch, der „nur" zwölf Stück Handgepäck in seinem Abteil verstaut und es dank der Gutmütigkeit der Fahrtgenossen auch wirklich fertigbringt. Das Abfahrtsignal ertönt, fauchend ziehen die beiden Lokomotiven an. „Glückliche Reise! Grüßt auch! Schreibt mal 'ne Ansichtskarte!" schallt es brausend im Chor der Zurückgebliebenen. Die Taschentücher wehen .... Glückliche Fahrt, ihr Sommervögel, und daß ihr alle mit den Farben der Gesundheit, mit durchlüfteten, erstarkten Sinnen später in die gewohnten Gleise zurückkehren möget!



Die tiefbetrübten Strohwitwer.

Phot. Gebr. Haeckel.



Der Trost der Zurückgebliebenen: Die Plantschwiese.

Phot. Gebr. Haeckel.

Unsere Bilder

Die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit König Viktor Emanuel (Abb. S. 1161) in Kiel trug einen überaus herzlichen Charakter und legte wiederum Zeugnis von der Freundschaft ab, die Deutschland mit dem italienischen Bundesgenossen verbindet. Der Monarchenbegegnung wurde um so größere Wichtigkeit beigemessen, als sie zu einem höchst wichtigen Zeitpunkt stattfand, an dem es mancherlei ungemein schwierige Fragen aktuellen Interesses, die der neu entbrannte Krieg auf dem Balkan noch problematischer gestaltet, zu besprechen galt.

Zum Wechsel im Kriegsministerium (zu unsern Porträts S. 1162 u. 1163). Wie zu erwarten war, ist der preußische Kriegsminister General d. Infanterie von Heeringen nach Verabschiedung der großen Militärvorlage von seinem hohen Posten zurückgetreten. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er zum Generalinspekteur der Zweiten Armeeinspektion (Berlin) ernannt, ein Posten, den bislang Generalfeldmarschall Frhr. v. d. Goltz innehatte. Mit diesem scheidet einer der hervorragendsten Führer und einer der besten Lehrmeister aus der Armee. Als Nachfolger des Generals von Heeringen am Kriegsministerium wurde Generalmajor von Falkenhayn, der Chef des Generalstabes des 4. Armeekorps in Magdeburg, unter Beförderung zum Generalleutnant ohne Patent vom Kaiser ernannt.

Die junge Großherzogin Marie Adelheid von Luxemburg, (Abb. S. 1162), die durch ihre am 14. Juni 1912 erfolgte Großjährigkeit auf den Thron des Großherzogtums Luxemburg gelangte, weilte unlängst zu Besuch beim belgischen Königspaar. Die Königin ist ihre richtige Cousine. Unsere Abbildung zeigt den Einzug der jungen Fürstin in die belgische Hauptstadt.

Der Kronprinz beim Tennisturnier in Zoppot. Die Liebe und das Interesse, das unser Kronprinz dem Tennis entgegenbringt, ist allgemein bekannt. Unsere Aufnahme auf S. 1164 zeigt ihn im Kreise von Damen anläßlich des Zoppoter Turniers.

Großherzoginwitwe Luise von Baden, deren neuste Porträtaufnahme wir auf Seite 1165 bringen, steht gegenwärtig im 75. Lebensjahr. Trotz ihres hohen Alters erfreut sich die greise Fürstin noch großer Rüstigkeit und Frische.

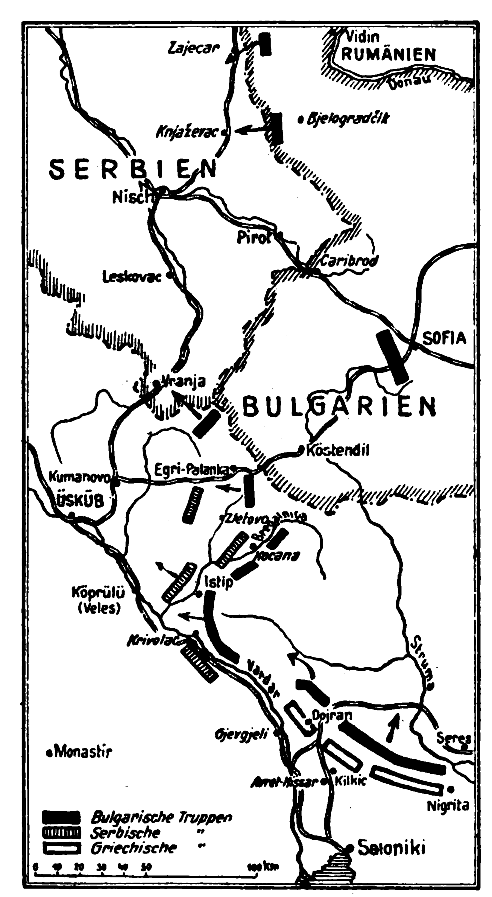
Der Dämmerschoppen der Berliner Studentenschaft auf dem Alten Markt von Potsdam (Abb. S. 1164) bildete einen sympathischen Ausklang zu all den verschiedenen Huldigungen für unsern Kaiser, die aus Anlaß seines 25jährigen Regierungsjubiläums in allen Gauen der deutschen Lande veranstaltet wurden.

Der Verlag August Scherl G. m. b. H. hat nun auch in Westerland eine Lesehalle (Abb. S. 1163) für seine Freunde errichtet. Inmitten der schönen Strandanlagen und Restaurants erhebt sich das schmucke, im friesischen Stil vom Architekten Eckehard Meyer erbaute Haus, das in seiner Farbenfreudigkeit das Bild der Strandanlage noch mehr belebt. Die innere Ausstattung mit der stark farbigen Wandmalerei von Heinrich Jäger wird dazu beitragen, den Aufenthalt in dieser Lesehalle recht angenehm zu machen. — In dem Nebenraum befinden sich die Verkaufsstelle und Inseratenannahme des Hauses Scherl und ein Billettverkauf der Hamburg-Amerika-Linie.

Heidelberger Schloßfestspiele (Abb. S. 1166). Zur Erinnerung an die 300ste Wiederkehr des Einzugs der Prinzessin Elisabeth Stuart von Großbritannien nach ihrer Vermählung mit dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz fanden im altehrwürdigen Schloß zu Heidelberg kürzlich Festspiele statt.

Personalien. (Portr. S. 1168). Der bayrische Senatspräsident Aloys von Hörmann ist in den Ruhestand getreten. — Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. Karl Binding, der berühmte Strafrechtslehrer der Leipziger Universität, hat sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum gefeiert.

In dem Aufsatz „**Der Kaiser als Regimentschef**“ in der vorliegenden Nummer hat in einem kleinen Teil der Gesamtauflage durch ein Versehen der Druckerei eine Verwechslung zweier Porträts stattgefunden. Auf S. 1177 müssen die Porträts der Herren Oberst von Friedeburg und Oberstleutnant Freiherr von Rotsmann miteinander vertauscht werden, damit Bild und Unterschrift miteinander übereinstimmen.



Zu den neuen Kämpfen auf dem Balkan.

Zu unserer Kartenskizze (Abb. nebenst.). Die Kriegslage auf dem mazedonischen Kriegschauplatz hat sich bisher nur in Einzelheiten geändert. Serbien wird nach wie vor darauf bedacht sein, den kürzesten Weg nach Sofia einzuschlagen. Dabei ist von außerordentlicher Wichtigkeit, ob die griechischen Kräfte imstande sind, gegen Norden vorzudringen.

Der ehemalige Reichstagsabgeordnete Kreisdirektor Konrad Langerfeldt (Abb. S. 1168), der den Wahlkreis Braunschweig I in der Legislaturperiode 1907 bis 1912 vertrat, ist im Alter von 73 Jahren gestorben.

Die Turftoiletten der Pariserinnen (Abb. S. 1167). Auch in diesem Jahr konnte man wiederum auf dem Rasen zu Auteuil und anderen bekannten Plätzen, die dem Sport geweiht sind, allerlei Extravaganzen sowie eine fast unerhörte Farbenpracht bewundern. Scheint es doch, als haben Frühling und Sommer diesmal besonders stark leuchtende Farben auch über die Pariser Damenwelt ausgeschüttet.

Warnung vor einem Schwindler. Aus mehrfachen bei uns eingelaufenen Anfragen ersehen wir, daß unter der falschen Angabe, Mitglied der Redaktion „Woche“ zu sein, ein Schwindler unter verschiedenen Namen und akademischen Graden Angehörige aus literarischen und künstlerischen Kreisen aufsucht und seine Dienste zur Veröffentlichung von Biographien in der „Woche“ anbietet. Der Bezeichnete läßt sich seine vermeintlichen Bemühungen sofort hoch bezahlen. Wir betonen ausdrücklich, daß er zu unserer Redaktion in keiner Beziehung steht, und daß seine Angaben Vorspiegelung falscher Tatsachen sind; deshalb warnen wir nachdrücklichst vor ihm.

Die Redaktion der „Woche“.

Die Toten der Woche

Kreisdirektor **Konrad Langerfeldt**, früherer Reichstagsabgeordneter und Präsident des braunschweigischen Landtags, † in Braunschweig am 6. Juli. (Portr. S. 1168.)

Professor Dr. **Robert Lendlmayr von Lendenfeld**, bekannter Zoologe und Rektor der Prager deutschen Universität, † in Prag am 3. Juli im Alter von 55 Jahren.

Franz Maecker, bekannter Landschaftsmaler, † in München am 5. Juli im Alter von 48 Jahren.



Phot. Th. Jürgensen.

Ritter von Mann, Kommandant S. M. S. „Kaiser". Großadmiral von Tirpitz. Der König von Italien. Der Kaiser. von Ingenohl, Flottenchef.

Der Kaiser und der König von Italien an Bord S. M. S. „Kaiser".

Von der Monarchenzusammenkunft in Kiel.



Hofphot. Perscheid.

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz
trat von seinem Amt als Generalinspekteur der Zweiten Armeeinspektion zurück.



Hofphot. Perscheid.

Kriegsminister von Heeringen
trat von seinem Amt zurück und wurde zum Generalinspekteur der Zweiten Armeeinspektion ernannt.



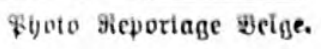


Photo Reportage Belge.

Zum Besuch der Großherzogin von Luxemburg in Belgien.
Die junge Großherzogin mit dem belgischen Königspaar im Wagen.





Phot. A. Meyer.

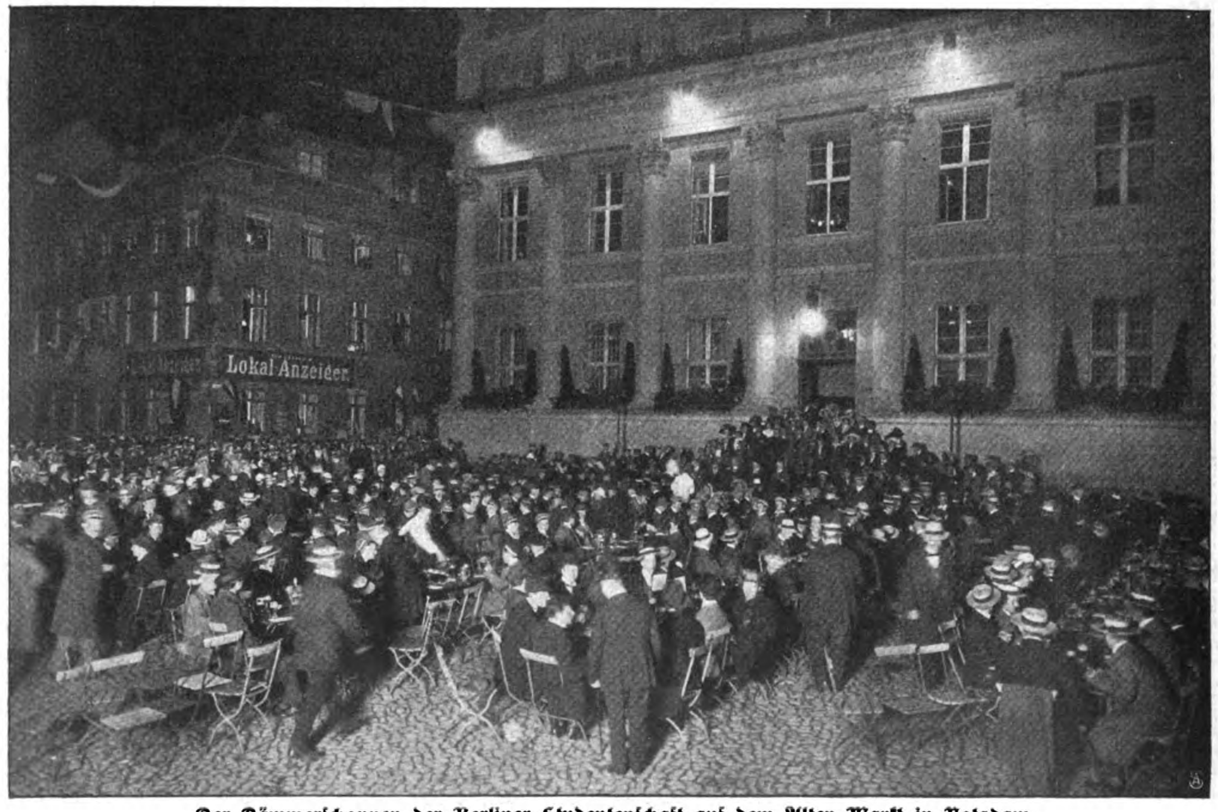
Generalleutnant von Falkenhayn,
der neuernannte Kriegsminister.



Phot. Hohlwein.

Frl. Klawitter. Frl. Müller-Beck. Der Kronprinz. Fr. Assessor Kleinecke.

Der Kronprinz beim Tennisturnier in Zoppot.



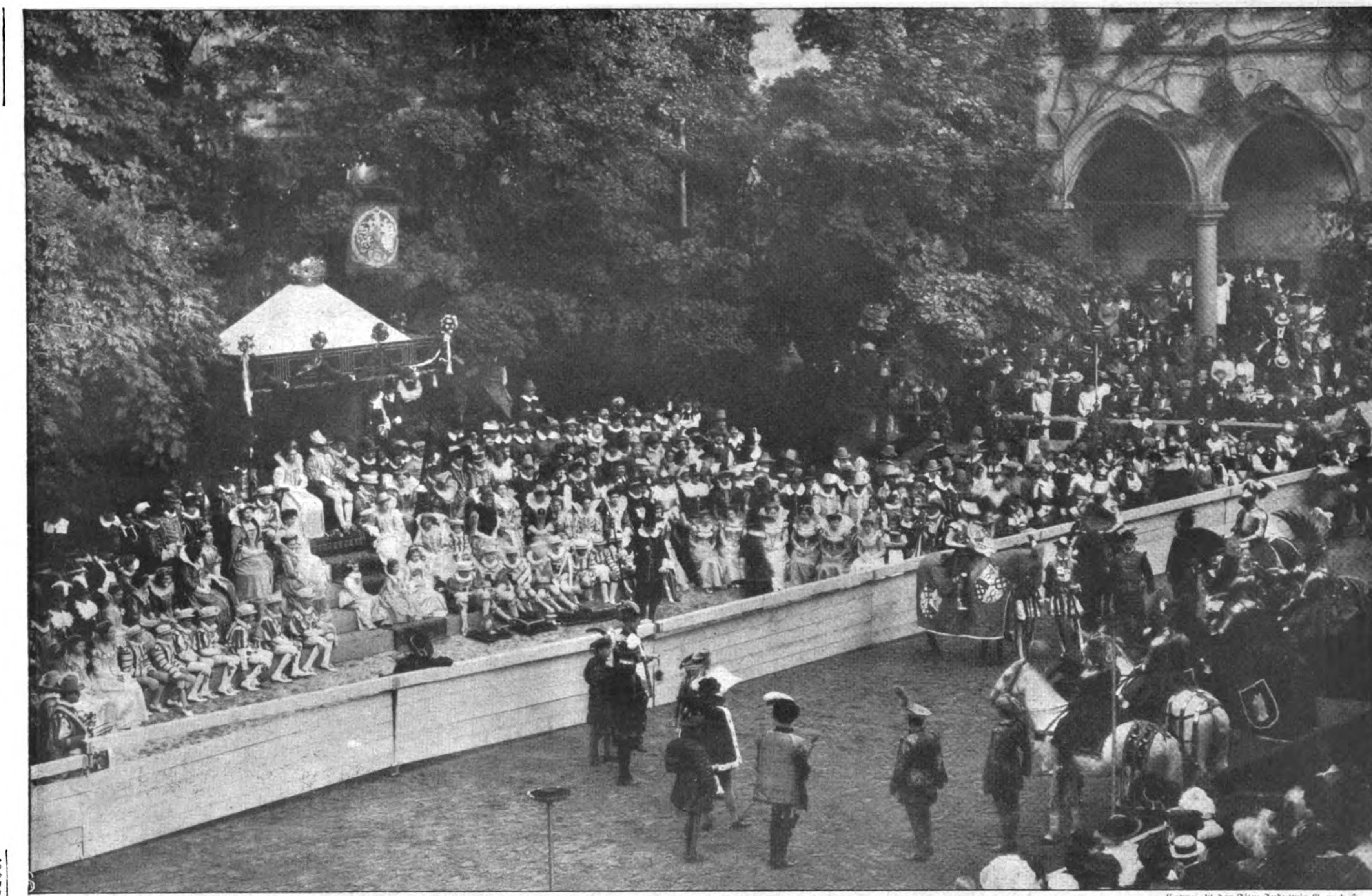
Der Dämmerschoppen der Berliner Studentenschaft auf dem Alten Markt in Potsdam.

Spezialaufnahme der „Woche".



Großherzoginwitwe Luise von Baden.

Neueste Aufnahme des Kunstphotographen Hirsch, Karlsruhe.



Historisches Schloßfest in Heidelberg aus Anlaß der Dreihundertjahrfeier des Einzuges der Prinzessin Elisabeth Stuart.

Vor Beginn des Turniers: Der Herold verliest die Turnierregeln.



1, 2 u. 4. Weiße Toiletten mit Spitzenjacken.
3. Volanttoilette aus Tüll.

Pariser Rennbahn-Toiletten.

Phot. Géniaux.

5. Seidenkleid mit armenischer Schärpe.
6. Zwei Seidenkleider mit farbigen Miedern.



Konrad Langerfeldt †
Präsident des braunschweigischen Landtags und ehemals Reichstagsabgeordneter.



Prof. Dr. Karl Binding,
Leipzig, bekannter Strafrechtslehrer, beging sein goldenes Doktorjubiläum.



Phot. Aluf.

Aloys von Hörmann,
München, Senatspräsident am Verwaltungsgerichtshof, trat von seinem Amt zurück.

Die neue Lesehalle des Verlages August Scherl G. m. b. H. in Westerland-Sylt.

Rechts: Die Halle von außen.
Unten: Der Schalter der Firma August Scherl G. m. b. H.
Links: Billettverkaufschalter der Hamburg-Amerika-Linie

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

7. Fortsetzung.

Gina konnte sich nicht beruhigen. Leidenschaftlich sprach sie auf Lou ein, die ruhig bei ihr stand: „Alles, alles habe ich für euch hingegeben. Und jetzt noch — als Modell stehe ich deinem Vater . . . Was ich bin und habe, gebe ich euch, rechne nie! Stehe da und sage immer nur: nehmt euch, nehmt euch . . . Aber es ist euch nicht genug, alles noch nicht genug."

Sie glitt vollends vom Bett herunter und schluchzte in die Kissen hinein. Weinte heiße Tränen.

„Kein Herz habt ihr, kein bißchen Gefühl! Menschen — die sind für euch wie eure Puppen da unten im Atelier. Nein, die unten sind euch mehr wert!"

Lou stand mit schmerzhaft geschlossenen Augen hinter ihr, und die Worte brausten um sie herum wie hohe Wogen, in denen sie zu versinken drohte. Sie dachte an den Vater — an weitere Szenen, Auseinandersetzungen. Sie hörte wieder das wilde Aneinanderprallen lauter Stimmen, das Knallen von Türen. Sie sah vor sich, die Reihe toter Tage, wenn der Vater wie gelähmt auf seinem Ruhebett lag, rauchte — ohne ein Wort zu sprechen, kaum etwas zu sich nahm, kaum Befehle gab, die Tücher anzufeuchten, gleichgültig wurde gegen sich, gegen sein Schaffen und der lodernde Zorn sich langsam in ihm ansammelte, ihn zu einer Unüberlegtheit hinriß, zum Herostratentum an seiner eigenen Kunst. Kaum zwei Jahre war es her, daß er eine nahezu vollendete Arbeit in einem Wutanfall in Stücke geschlagen hatte und mit ihr tausend ehrgeizige Träume und Erwartungen. Wenn der Vater erfuhr, was seinem „Hexensabbat" jetzt bevorstand, erfuhr, daß sein Geld, für das er sich freies Schaffen zu erkaufen gehofft hatte, leichtfertig von seiner Frau ausgegeben war — dann gab es eine jener Katastrophen, deren Tragweite nie abzusehen war.

Zu viel Erbitterung hatte sich angesammelt, zu gespannt waren alle Nerven dieser zwei Menschen, deren Ehe noch immer in der explosiven Sturmperiode eines schwankenden Liebesverhältnisses steckte.

„Ja . . . was soll nun werden", murmelte Lou tonlos.

„Ich weiß nicht . . . ich bin jetzt krank. Geh, laß mich allein . . . Ich telegraphiere an meinen Vetter nach Warschau."

Frau Gina wickelte sich zitternd in ihre gelbseidene Decke, setzte sich auf den Bettrand.

„Ganz elend hast du mich gemacht." Und sie fügte mit leiser Ängstlichkeit in der Stimme hinzu: „Mach mir nicht auch Papa verdreht. Papa muß seine Ruhe haben. Er braucht nicht all das dumme Zeug zu wissen."

Da sie aber das bittere Lächeln in Lous Mundwinkeln sah, fügte sie hastig hinzu: „Morgen haben wir die Anweisung. Dann fährst du gleich hin und bezahlst den Menschen." Und sie setzte mit der großartigen Geste einer Königin dazu: „Unsere Kundschaft hat er natürlich verloren!"

Lou verließ das Zimmer. Sehr leise schloß sie die Tür hinter sich. Sehr blaß war sie, und ihre kalten, feuchten Hände griffen tastend nach den Möbeln.

Ohne zu überlegen, wie sie es als Kind getan, wenn sie sich eine Beule geschlagen oder eine Puppe zerbrochen hatte, ging sie zur alten Seraphine, die oben, zwischen den Dienstbotengelassen, eine große Mansardenstube bewohnte. In dem breiten, sehr niederen Gang, der den Trockenboden von den Leutezimmern trennte, standen ein paar Männer mit glattrasierten Gesichtern und dreisten, beobachtenden Blicken. Ein anderer Mann kam aus der Stube der Beschließerin heraus, wurde gerade mit leisem Lachen, Tuscheln und mit Ausrufen empfangen. Die Luft hatte den unangenehmen Geruch getragener feuchter Kleidung und allzustark gewichster Stiefel.

Nun kam auch Seraphine aus ihrem Zimmer. Sie hatte ein Buch in der Hand und jagte damit die Männer wie eine Schar Vögel auseinander.

„Bin schon versehen, kann niemand mehr brauchen."

Sie erblickte Lou, fuhr sich mit der Hand über das erhitzte Gesicht. Die Männer drängten sich vor der Treppe, tapsten schwer und rücksichtslos die Stufen hinab.

Seraphine zupfte das junge Mädchen am Kleid zu sich herein.

„Und nu, mein Häseken, will ich mal erst lüften in meiner Stube. Haste die Antons alle jesehen? Haste jemerkt, daß ich den Leuten immer die jleichen Namen jebe? Anton und Marie und Auguste und Fritz, wo komm ick denn da hin mit meinem ollen Kopp, wenn ick mir all die neuen Namen merken müßte!"

Lou nickte müde. Das war ihr nichts Neues mehr. Alle paar Wochen stand fremdes Gesinde in dem breiten Gang, erfüllte den Boden mit seinem Lärm, seinem Geruch, der dreisten Neugier seiner Blicke.

Sie ließ sich in den alten Ledersessel fallen vor dem niederen Doppelfenster mit den Hyazinthenzwiebeln unter weißem Glas. Hier saß sie gern. Lieber noch als in ihrem eigenen, elegant möblierten Zimmer. Hier erinnerte noch alles an die Derfflingerstraße. Die Bilder ihrer Mutter hingen an den Wänden über dem türkischen Samtsofa aus der kleinen Wohnstube, hier stand der alte zerkratzte Nähtisch, die bauchige Kommode mit der grauen Marmorplatte und der plumpe Schrank mit den vielen weißen Punkten in der Spiegelscheibe, hier hing auch die Krone aus dem alten Eßzimmer und die verschossene Portiere aus dem kleinen, koketten Atelier. Es war alles so zusammengewürfelt, paßte so gar nicht zueinander und war ihr doch alles so vertraut, so heimisch. Es war das einzige Zimmer, wo sie die jagende Unruhe



nicht spürte, die bald wie ein schwüler Samum, bald wie ein eisiger Nordwind durch das Haus raste.

„Komm, Häseken, leg dich auf mein Bett, schlaf 'n bißken."

„Nein, laß mich nur hier, laß nur."

„Soll ick dir was zu essen bringen, zu trinken, he? 'N bißchen was Warmes, eine Eierspeise will ich dir machen, selbst mache ich sie dir, Häseken, wie früher, willst du?"

Lou schüttelte matt den Kopf.

„Nein, nichts, nur Ruhe, Ruhe."

Der kühle Aprilwind strich durch das offene Fenster, das blonde flockige Haar huschte ihr wie ein Schatten über die Stirn, rollte die großen, kalten Tränen, die unter ihren Wimpern hervorquollen, in kleinen Kügelchen über die spitzen Wangen.

So groß war ihre Erschöpfung, daß sie es gar nicht bemerkte, als die alte Frau ihr die Tränen wegwischte, das Fenster schloß und mit zur Decke emporgehobenen Armen die Stube verließ.

Nach einer Stunde fuhr das kleine Autocoupé der Fürstin Sukewitsch vor. Frau Gina, in Pelz gehüllt, einen wundervollen Frühjahrshut auf dem kunstvoll frisierten Haar, erschien vor dem dunklen Gitter.

Der neue Diener hielt die warme Fußdecke. Dann kam Hörselkamp. Ohne Hut, in seinem weißen Kittel. Sehr breit und wohlgelaunt stand er da, musterte den Wagen, faßte die Hand seiner Frau, drückte seine Lippen in die runde Öffnung des Handschuhs, half ihr sorglich beim Einsteigen, nahm dem Diener die Decke ab, legte sie selbst um ihre Knie — und dann sprachen beide noch eine Weile durch die offene Tür, lachend, Hand in Hand wie Liebesleute, die sich nicht trennen können.

Als Lou eine halbe Stunde später an die Ateliertür klopfte, fragte, ob sie dem Vater das Frühstück schicken solle, sah er sich gar nicht um nach ihr, antwortete nur: „Bloß ein Glas Wein. Ich bin so drin in der Arbeit — da darf nichts dazwischenkommen. Famos geht's heute!" ...

Und seine Stimme klang jung und gut wie in seinen besten, glücklichsten Tagen.

* * *

Vor dem stillen Haus am Kupfergraben sollte die ganze Front entlang Stroh aufgeschichtet werden. So hatte Exzellenz Gräfin Marie Antoinette es befohlen. Der Graf meinte zwar, es sei nicht nötig, aber sie sagte: „Ich bitte, daß es geschieht."

Und Graf Oberwall hatte mit leisem, höflichem Achselzucken nachgegeben.

Gerhard Oberwall war plötzlich in der Nacht erkrankt. Schon am Tag hatte die Exzellenz eine heftige Erregung an ihm bemerkt, und gedrängt von ihren Fragen, hatte er die Szenen im Hörselkampschen Haus geschildert. Mit eingekniffenen Lippen hatte sie ihm zugehört, in steigendem Groll gegen die extravagante Polin. Ihr Unmut wurde noch größer, als sie erfuhr, daß er den Abend bei den Roeckwitz verbringen sollte. Giftig fragte sie: „Weißt du, was du dort sollst?"

Er wußte es nicht. Und das Spiel seiner Muskeln in dem nervösen Gesicht mit den gespannten Zügen, das feste Aneinanderpressen seiner Zähne und der dunkle Blick seiner Augen sagten ihr genug.

Graf Andre Oberwall war bereits im Frack, als man ihm meldete, „der Herr Doktor" wäre krank.

Er wendete sich um mit hochgezogenen Brauen, mehr erstaunt über den ungewohnten Titel als erschreckt.

„Der Herr Doktor ... ach so ... ja."

Nun — die geistige Nobilitierung schuf eben auch Parvenüs! ... So ließ er denn mit seinem überlegenen Lächeln und konziliaten Diplomatenton dem „Herrn Doktor" gute Besserung wünschen und sagen, er würde ihn bei den Roeckwitzschen Herrschaften entschuldigen. Um zehn Uhr aber wurde er bereits von seinem Diener antelephoniert mit der Nachricht, der Herr Doktor hätte starkes Fieber, und man hätte soeben den Arzt gerufen.

Als Graf Andre an das Bett seines Sohnes trat, erkannte Gerhard ihn nicht mehr.

Der Hausarzt wollte die Erkrankung erst auf eine Erkältung schieben. Als er aber am nächsten Vormittag wiederkam, da sprach er von Überarbeitung, Nervenchock, von seltsamen Erschütterungen äußerlich ruhiger, aber empfindlicher Naturen.

„Seit Wochen trägt er die Krankheit in sich, aber du hast natürlich nichts gemerkt", sagte die Exzellenz, als Graf Andre zu ihr hinaufkam. „Das Roeckwitzfieber hat er, lieber Sohn. Und das werde ich auch bald bekommen! Wenn ich den Namen höre, fühle ich ein Ameisenkribbeln in den Fingerspitzen. Ebenso kannst du den Jungen mit einer Chinesin verheiraten."

Graf Andre lächelte.

„Erlaube, Mama" ...

„Jawohl, mein Lieber. Wir haben auch weiße Chinesen, Chinesinnen mit blonden Zöpfen. Aber denen sind nicht die Füße, denen sind Kopf und Herz abgebunden worden."

Die Familie Roeckwitz hatte endgültig bei ihr verspielt, seitdem die Baronin mit ihren zwei Töchtern Besuch bei ihr gemacht hatte. Die drei strohblonden, einander zum Verwechseln ähnlichen Frauen mit den langen, rassigen Pferdegesichtern und der steifen Vornehmheit armer Offiziersdamen hatten mit ihren etwas hervorstehenden glänzenden Augen jeden Gegenstand ihres Zimmers förmlich in sich aufgesogen. Die Mutter — beherrschter und gewandter als die Töchter — hatte mit Berufung auf die einstigen „innigen Beziehungen" der zwei Familien Fragen gestellt wie eine Heiratsvermittlerin. Und bei jeder Antwort hatten die sechs hervorstehenden Augen sich ineinander festgeankert in steifer Abwehr gegen das „Fremdartige", was sie herausfühlten. Die Mutter vom Grafen Gerhard lebte also? Sie hatten alle sehr gefühlvoll gehofft, sie wäre längst tot. Man sprach doch nie von ihr. Nun, sie zählte ja wohl auch nicht. Jedes Haus hatte seine „lebendige Leiche". Da mußte man einfach die Augen schließen.

Die alte Exzellenz hatte den Sohn, als sie ihm das erzählte, bissig von der Seite angeblickt und hatte ihre mächtigen Schultern gereckt und ihre beringten Hände zusammengeballt, wie um gewaltsam niederzudrücken,



was sie sonst noch zu sagen gehabt hätte. Sie war wohl auch so eine „lebendige Leiche" für das Haus Roeckwitz gewesen.

Graf Andre aber meinte: „Liebe Mama, glaube mir, es sind mehr nationale als persönliche Gegensätze, die dich der Roeckwitzschen Familie entfremden"...

Worauf die alte Dame ein bißchen den Kopf verlor und offen erklärte: „Ich kenne ein kleines Mädchen, das so deutsch ist wie das Gretchen im ‚Faust'."

„Du kennst das Gretchen ja doch nur mit der Gounodschen Musik, liebe Mama", fiel Graf Oberwall nicht ohne Spott ein. „Das Haus Hörselkamp aber, auf das du wohl anspielst, macht schlechte Musik. Man muß sich die Ohren zuhalten, wenn man sie hört, und man hört nur zu viel davon."

Die Exzellenz blieb in der übelsten Laune zurück. Wenn die Sukewitsch kam, wollte sie ihr den Kopf waschen. Aber gründlich! Schon um ihren Ärger loszuwerden. An irgend jemand mußte sie ihn auslassen, sonst erstickte sie.

Alle Viertelstunden schickte sie die Mendel hinunter, um nach dem Befinden des Grafen Gerhard zu fragen. Die Mendel kam immer mit den gleichen Worten und dem gleichen starren Gesichtsausdruck zurück. „Unverändert, Exzellenz" ... Der Haushofmeister meldete, der Herr Doktor hätte vierzig Grad Fieber; die Exzellenz aber schrie: „Was für ein Herr Doktor ... Was sind das für neue Moden?"

Es war Frau Ginas Pech, daß sie sich gerade in dem Augenblick bei der Mendel ansagte. Sie hatte kaum Zeit, die alte Dame zu begrüßen mit dem üblichen Kuß auf die kalkigen Wangen, als ein Hagelschauer von Vorwürfen auf sie niederprasselte. Ursprünglich hatte sie ihr sagen wollen, daß sie durch den Enkel von der seltsamen Szene in ihrem Haus gehört hatte, daß sie aber jedenfalls zu ihrem Enkel stünde, und daß sie auf ihre Fürsprache rechnen könnte. Nun war ihr die Laune verdorben.

„Sie sind unmöglich, meine Liebe. Wie können Sie glauben, daß ein Oberwall sich aus Ihrem Haus eine Frau holen wird? Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, wie es bei Ihnen zugeht. Jeden Tag gibt's etwas zu hören."

Ganz fassungslos starrte die junge Frau die Exzellenz an. Nicht einmal Platz war ihr angeboten worden. Und sie stand mit ihrem kostbaren Pelzwerk und ihrem wundervollen Frühjahrshut in dem rosenrot beleuchteten, überhitzten Zimmer, und kleine Perlen setzten sich vor Erregung und Beschämung an ihre Lippen.

Sie dachte jetzt nicht an Lou, nur an sich selbst dachte sie, nur an das, was dieses boshafte, alte Gespenst nun auch ihr wie schon so vielen anderen vor ihr zu bieten wagte.

„Ich muß bitten, Exzellenz"...

„Was wollen Sie bitten, was haben Sie zu bitten?"

Mit einem blütenweißen Taschentuch, das ihr zur Hand lag, schlug sie nach ihr wie nach einer lästigen Fliege.

„Ich habe Sie empfangen, weil Sie eine Fürstin Sukewitsch sind und ich annahm, daß Sie wissen, welche Verpflichtungen Ihnen Ihr Name auferlegt. Es geht aber bei Ihnen zu wie in einem Tollhaus, Madame Hörselkamp... wie in einem Tollhaus. In Ihrem Salon werden Tänze getanzt wie im Tingeltangel, Sie balgen sich vor Ihren Dienstboten mit Ihrem Mann herum, Sie empfangen in einem Kostüm, das man kaum im Seebad riskieren würde, meine Liebe... ich bedaure... Ich bedaure es für die Kleine, die mir gefällt, für meinen Enkel, der krank ist. Jawohl, Madame Hörselkamp, krank."

Und als wäre diese Krankheit allein Frau Ginas Schuld, so giftig war der Blick, den die alte Exzellenz ihr zuwarf.

„Er fiebert, er redet irre. Weiß der Himmel, was wir dabei noch alles über Sie zu hören bekommen."

Frau Gina schlug den Schleier hoch und warf den Kopf zurück: „Ich möchte den sehen, der mir etwas vorzuwerfen hätte. Mein Mann"...

Unendlich geringschätzig zuckte die alte Frau die Achseln: „Kommen Sie mir nicht mit Ihrem Mann, meine Liebe. Was weiß so ein Künstler. Wenn die Frau ihm treu ist — mehr verlangt er gar nicht."

Sehr spitz sagte die Fürstin Sukewitsch: „Das scheint mir aber auch was wert zu sein."

Und ihre hübschen braunen Augen bohrten sich in das weiße Gesicht der alten Dame, um deren stürmische Jugend sich eine wahre kleine Legende gebildet hatte.

Gräfin Marie Antoinette legte ihren Kopf schief zur Seite und lächelte fast gutmütig: „Gewiß, meine Liebe, gewiß... Aber Treue ist eine stille Tugend — kein lärmendes Vorrecht."

Frau Gina hatte sich in ihrem Muff die Handschuhspitzen durchgerissen.

„Ja ... Exzellenz, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als"...

„Als stiller zu werden, meine Liebe ... nur stiller."

Und sie öffnete die kleine Sevresbonbonniere und schob mit spitzen Fingern eine veilchenduftende Lakritze zwischen ihre dunkelroten strichdünnen Lippen.

Der Fürstin Sukewitsch stieg das heiße Polenblut wieder heftig zu Kopf.

„Nur Ihr Alter hindert mich, Exzellenz, Ihnen zu antworten, wie ich müßte", rief sie mit gellender Stimme.

Und ganz sanft antwortete Gräfin Marie Antoinette: „Ein trauriges Vorrecht, meine Liebe, das aber diesmal Ihnen zugute kommt. Denn sonst müßte ich die Mendel bitten, Sie zur Tür zu geleiten, während ich so noch immer hoffe, daß Sie den Weg allein finden, der zu mir zurückführt."

Frau Gina starrte die alte Frau im roten Brokatsessel wie entgeistert an. War das Hohn, oder hatte sie wirklich gewagt, sie hinauszuwerfen — sie, die Fürstin Sukewitsch?!

„Ich empfehle mich, Exzellenz", rang es sich fast tonlos von ihren Lippen.

„Alles Gute, meine Liebe, alles Gute. Grüßen Sie die Kleine."

Frau Gina taumelte förmlich hinaus. Sie mußte sich beim Hinabsteigen am Treppengeländer festhalten. Nur das Rauschen ihres Kleides erfüllte die Stille des alten Hauses. Lautlos kam ein alter Diener aus einem



Gang heraus, verschwand hinter einer Tür, respektvoll öffnete ein anderer das schmale Haustor mit dem Schmiedegitter vor der Glasscheibe.

Das kleine Automobil fuhr vor.

„Nach Hause!“

Sie warf sich in die Ecke, riß die Handschuhe ab, zerrte an der Kante ihres Taschentuches.

So eine garstige, abscheuliche alte Hexe! Überhaupt die ganzen Oberwalls! Eine aufgeblasene Gesellschaft. Nie würde sie es zugeben, daß Lou . . . nie! Gut, daß Gerhard krank war.

Sie war ehrlich erfreut darüber. So kam man am besten über die ganze Geschichte hinweg. Vor allem recht bald abreisen. Am Gardasee, in der entzückenden Villa, würde alles bald vergessen sein! . . . Plötzlich fiel ihr wieder der Auftritt mit Lou ein, und daß sie versprochen hatte, zehntausend Mark zu beschaffen. Jetzt mußte sie vor allem an den Vetter telegraphieren. So. Und frühstücken mußte sie auch irgendwo in einem Hotel, während das Auto wartete. Und dann ... die Siebert war ganz in der Nähe, da konnte sie gleich anprobieren. Es war fünf Uhr, als ihr einfiel, daß sie ihrem Mann versprochen hatte, um drei im Atelier zu sein.

Sie erschrak ein bißchen. Nicht zu viel, denn sie hatte „so viele Opfer für ihre Leute gebracht“, daß sie es als ihr gutes Recht empfand, „einmal im Leben an sich selbst zu denken“. Und so besuchte sie noch zwei Tees und telephonierte um sieben nach Haus, sie würde jetzt gleich heimkommen.

Dabei erfuhr sie von Lou, daß der Papa nach langem Warten ärgerlich fortgegangen, und daß vom Warschauer Vetter eine Karte aus Monaco gekommen wäre, in der er, ohne eine Adresse anzugeben, die Absicht aussprach, noch ein bißchen „durch Italien zu bummeln“.

Ihre Depesche hatte ihn also in Warschau nicht getroffen.

* * *

Bruno Taysen hatte sich, seitdem er seine Stellung angetreten, gar nicht mehr im Haus Oberwall und nur selten in der Rauchstraße sehen lassen. Als Lou ihm Vorhaltungen machte, lächelte er: „Sie vermissen mich ja doch nicht, Fräulein Lou, und ich muß mit meiner Zeit haushalten. So ein Sattelwechsel ist nicht einfach.“

Aber als er das letztemal fortging, hielt er Lous schmale, kühle Finger eine Sekunde länger in seiner kräftigen, braunen Hand als sonst und sagte: „Wenn's Ihnen hier mal zu viel wird, rufen Sie mich. Ich bin immer da für Sie und werde Ihnen helfen, wenn ich kann.“

Sie hatte ihn da ein bißchen erstaunt angesehen, mit einer leichten Verlegenheit in den Zügen. Aber in seinem Ton war etwas, was keine Frage zuließ, und so murmelte sie nur: „Ich werde es nicht vergessen.“

Im Hörselkampschen Haus aber war nie Zeit für stille Gedanken. Jetzt weniger denn je.

„Gerhard Oberwall ist krank, und die Exzellenz hat sich in einer Weise mir gegenüber benommen, daß du ihr Haus nicht mehr betreten kannst.“

Mit diesen Worten war die Fürstin Sukewitsch abends nach Haus gekommen.

Sie wollte es nicht bemerken, daß Lou totenblaß wurde, schnitt alle Fragen mit einem hastigen: „Lassen wir das — erinnere mich nicht daran“ ab.

Dann saßen sie einander allein beim Speisen gegenüber, wortkarg, mit ausweichenden Blicken.

Einmal fragte Lou: „Hast du an das Geld gedacht?“

Sie verstummte aber wieder, als die Stiefmutter ungewöhnlich hart antwortete: „Selbstverständlich. Laß das. Kümmere dich nicht darum.“

Lou schlief die Nacht nicht; fing zehnmal einen Brief an Gerhard Oberwall an, um ihn wieder zu zerreißen. Was sollte auch der Brief in dem Haus, das augenblicklich verschlossen für sie war. Erschöpft, ratlos wollte sie zu Bett gehen. Es war drei Uhr früh. Da ging die Tür auf, und Frau Gina trat ein, mit zornig flackernden Augen, bebender Stimme: „Wo ist Papa hingegangen?“

Lou setzte sich auf ihr Bett, faltete die Hände: „Ich weiß nicht. Ich weiß nur — er hat auf dich gewartet. Stundenlang.“

„Wenn Papa auch noch die Nächte außer dem Haus verbringt —“

Lou wiederholte kopfschüttelnd, mit bitterem Lächeln: „Auch noch?“

„Ich bin nicht seine Sklavin, sein bezahltes Modell.“

Dann saßen sie wieder eine Stunde einander gegenüber, ohne zu sprechen. Und ebenso wortlos ging Frau Gina aus dem Zimmer. Lou merkte es kaum. Der Morgen graute, als sie hörte, wie die Klinke des Gitters niedergedrückt wurde. Sie trat ans Fenster und erkannte die Silhouette des Vaters. Aber vergeblich lauschte sie auf seine Schritte im Haus. Offenbar hatte er sich im Atelier eingeschlossen. Als sie um acht Uhr hinunterging, stand die Ateliertür weit auf. Der Diener machte Ordnung und antwortete auf ihre Frage: „Der gnädige Herr ist bereits ausgegangen.“

Ratlos ging Lou in die Plättzimmer, weil Seraphine um diese Zeit den Leuten die Wäsche für den ganzen Tag herausgab. Die Alte beugte sich gerade sehr angelegentlich über duftende Wäschestöße.

„Da soll ich täglich neue Tischwäsche auflegen, täglich ihr Bett beziehen lassen — eine ganze Waschanstalt ist das bei uns. Tafelwäsche haben wir so viel wie bei Kaisers, aber Küchenhandtücher — 'ne Schande. Zehnmal hab ich ihr's gesagt. Die Servietten soll ich nehmen, sagt sie. Hast du gehört, Häseken, olle Servietten?“

Heftig warf sie die Bündel in den Schrank zurück, rasselte ärgerlich mit den Schlüsseln.

„Was kommst du, Häseken, was willste von mir?“

„Hast du Papa gesehen, Raffelchen?“

Lous Stimme war ausdruckslos, aber ihre Augen bohrten sich ängstlich in das Gesicht der alten Frau.

„Wohl hab ich ihn gesehen. Heute früh um sechs, wie ich aufstand. Umgezogen hat er sich, nach Briefen gefragt, und denn is er wieder fortjejangen.“

Lou wendete sich ab und ging wieder hinaus. Sie wußte, daß der Vater in der Derfflingerstraße manchmal angeheitert nach Haus gekommen war. Nicht betrunken, aber doch so, daß er an einen Stuhl anrannte oder seine Sachen achtlos im Zimmer herumwarf. Das



war nie wieder vorgekommen seit seiner Verheiratung. Jetzt zum erstenmal —

Wie tot war das Haus den ganzen Tag. Frau Gina blieb zu Bett, heuchelte Migräne, ließ sich nicht sprechen. Abends war Gesellschaft — der übliche große Wochenempfang mit kaltem Büfett und folgendem Tanz.

„Soll ich absagen?" fragte Lou draußen vor der Tür.

„Warum? Abends bin ich wieder gesund." Die Stimme klang spitz und schrill.

„Soll ich absagen?" fragte Lou zum zweitenmal.

„Nein."

„Aber Papa ist nicht zu Haus" . . .

Tränen zitterten in ihrer Stimme, sie rüttelte an der Klinke. „Du hörst doch, Papa ist nicht zu Haus."

Die Tür wurde von innen aufgerissen. Die Stiefmutter stand vor ihr, mit geröteten Wangen, das Haar ungeordnet, den Kimono über dem Hemd.

„So — wirklich — er ist nicht da?" Sie lachte kurz auf. „Tja, meine Liebe Künstler haben ihre Launen. Was geht das die Gesellschaft an? Ihr vergeßt, daß eine Fürstin Sukewitsch der Welt gegenüber ihre Verpflichtungen hat. Und ich erfülle eben meine Pflichten. Frage doch die alte Exzellenz Oberwall, was die Spatzen über unser Haus alles von den Dächern pfeifen! Jetzt habe ich genug davon."

Die Tür flog krachend ins Schloß. Und durch die geschlossene Tür, vielleicht um das entsetzte Gesicht der Stieftochter nicht zu sehen, fügte sie hämisch hinzu: „Frage nur die Exzellenz, ob ein Oberwall ein Fräulein Hörselkamp heiratet. Frage sie nur."

Lou rührte sich nicht. Aber das Herz schlug ihr bis zum Hals hinauf. Sie hörte noch, wie die Stiefmutter nach einer Weile rief: „Bist du da? Bist du noch da, Lou?"

Dann schlich sie sich hinaus, fiel in ihrem Zimmer halb ohnmächtig auf das Bett.

Frau Gina streckte vorsichtig den Kopf zur Tür hinaus. Sie empfand etwas wie Reue. Als sie Lou nicht mehr sah, atmete sie erleichtert auf. So. Und nun wollte sie nicht mehr an all die dummen Geschichten denken. Irgendwie würde sich schon alles regeln. Sie mußte nur schön sein. Und wenn ihr Mann sie dann sah — kam alles wieder so oder so in Ordnung.

Aber sie wurde doch unruhig, als der ganze Tag verging, ohne daß Hörselkamp nach Haus kam.

Er wußte doch, daß abends Gäste kamen. So weit würde er die Rücksichtslosigkeit doch nicht treiben . . .

„Lou — er wird doch nicht — Lou" —

Lou begrüßte die Gäste in ihrer stillen, einfachen Art, mit dem blassen Lächeln um die jungen Lippen. Ihre Augen blickten wie erloschen über all diese Menschen hinweg, die ihr nichts gaben, deren Kommen und Gehen ihr immer gleichgültig, heute aber fast unerträglich war. Die Sorge um den Vater, die Angst um Gerhard Oberwall schnürten ihr das Herz zusammen. Unerträgliche Anstrengung kosteten sie die wenigen Worte, die sie an die Gäste richtete. Und manchmal legte sich eine heiße, nervöse Hand auf ihre Schulter, eine gedämpfte, vor Erregung zitternde Stimme flüsterte: „Also was sagst du — Lou" —

Und dann wieder klang das Lachen der Fürstin Sukewitsch durch die Salons, lauter noch als sonst, beinah herausfordernd; ihre üppige, schöne Gestalt richtete sich noch höher auf, und ihre weißen Finger verästelten sich in der wundervollen Perlenschnur, die milchig zart den stolzen Nacken umschmeichelte.

Früher als sonst gab Lou das Zeichen, die Türen zum Speisesaal zu öffnen, wo das Büfett aufgestellt war.

Sie hoffte, den ganzen qualvollen Abend auf diese Weise abzukürzen oder wenigstens einen Augenblick Sammlung zu gewinnen, während die Gäste ins Eßzimmer gingen, sich zur Fütterung versammelten.

Die Diener schlugen den großen Teppich im Salon zusammen, stellten den Phonographen auf.

Die Fürstin hielt heute offenbar an dem üblichen Programm fest . . Der neue Diener stellte ein paar Fragen an Lou. Sie antwortete mechanisch, mit trockenen Lippen. Plötzlich kam ihr der Gedanke, der Vater könnte unten im Atelier sein, sich eingeschlichen haben, froh — nicht dabei sein zu müssen bei all dem Trubel. Sie lief die Treppe hinunter. Die Ateliertür war nur angelehnt, der Raum dunkel.

„Papa," rief sie leise, „Papa!"

Nichts. Alles blieb still. Und als sie das Licht anknipste, sah sie die tote Leere eines unbenützten Raumes. Mit schweren Füßen schleppte sie sich die Treppe hinauf, zurück in den Salon. Ein harter Schritt auf dem kahlen Parkett ließ sie aufhorchen; gleich darauf erkannte sie Bruno Taysen.

„Wie nett von Ihnen, daß Sie gekommen sind.“ Ihre Hand zitterte, aber über ihr Gesicht flog ein Lächeln ehrlicher Freude.

„Ich sah noch Licht bei Ihnen und bin heraufgekommen. In acht Tagen soll ich nach Neuyork hinüber, da wollte ich doch erst einen kurzen Abschiedsbesuch machen.“

„Sie fahren auf lange?“

„Auf sechs Monate höchstens. Mein Chef ist mit Rockefeller verbündet, und ich soll dort ‚arbeiten‘ lernen.“

„So — ja — das ist gewiß sehr gut für Sie.“

Er nickte: „Gewiß ja — für die Zukunft. Vorläufig macht es mich nicht reicher. Aber ehrlich gestanden ist mir's lieb, daß ich von hier wegkomme.“

Er brach ab, fügte leise hinzu: „Sie sehen nicht besser aus als das letztemal.“

Ihre Lippen zuckten. Ohne ihn anzublicken, sagte sie: „Gerhard Oberwall ist krank, und — meine Stiefmutter hat sich mit der Exzellenz veruneinigt.“

Sein Gesicht wurde wieder ernst und hart. „Gerhard ist krank, das tut mir leid. Aber ist Ihnen — der Verkehr mit dem Haus Oberwall so wichtig?“

Sie neigte den Kopf, daß er die tiefe Röte sah auf ihrem Hals. „Sehr wichtig“, murmelte sie.

Er fuhr sich mit der Hand über das kurzgeschorene Haar, schüttelte den Kopf. „Schade, Fräulein Lou.“

Sie sah ihn an mit großen, flehenden Augen.

Er lächelte wieder: „Nein, Fräulein Lou, ich will Ihnen nicht wehe tun. Jeder muß sein Leben herunterleben, wie es ihm das Schicksal bestimmt. Ein bißchen Fatalist ist auch der Tatkräftigste, wenn er über das Leben nachdenkt. Es ist mein Schicksal, Ihnen ein guter Freund zu sein. Und Ihres ist es — das zu dulden.“

Sie hielt ihm beide Hände hin: „Ich bin dem Schicksal dankbar.“

Die Fürstin Sukewitsch erschien auf der Schwelle. Ein sehr verwunderter Blick traf Lou.

„Herr Taysen ist auch da? Ein seltener Vorzug.“

Seitdem Taysen nicht einmal mehr den Reiz einer Uniform hatte, sah sie seine Zweckdienlichkeit nicht mehr ein. Wenn sich die Partie mit Gerhard Oberwall nicht machte, mußten eben andere Leute herangezogen werden. Keinesfalls durfte die Kleine Anlaß geben zu einer Mißdeutung. Und sie rief Lou an ihre Seite, mit einer Absichtlichkeit, die Taysen ein Lächeln abzwang.

„Bleiben Sie noch“, flüsterte Lou ihm eilig zu.

Und er blieb, weil im Ton ihrer Stimme mehr lag als eine gesellschaftliche Höflichkeit. (Fortsetzung folgt.)

Wie die Sieben-Millionen-Stadt an der Themse verwaltet wird.

Von Henriette Jastrow, London.

Wie London verwaltet wird? Etwas Krauseres kann man sich kaum denken. Schon zu definieren, was London ist, wo es liegt, wie weit es sich erstreckt, ist nicht so einfach. London als parlamentarischer Wahlbezirk ist anders als das Postgebiet London, wieder anders und verschieden unter sich begrenzt sind der Schuldistrikt London, der Steuerbezirk, das Gebiet der Wasserversorgung, das Bereich der Armenpflege, wieder andere Grenzen sind der Polizei gezogen, die über die Sicherheit der Bürger wacht, abweichend von denen, die für die Rechtsprechung gelten, aber selbst innerhalb des Justizgebiets sind wiederum die Bereiche verschieden für die unteren Gerichtsbarkeiten und die oberen. Und zwischen all diesem steht die City von London, unberührt von den Ungleichheiten um sie herum, unantastbar in ihrem Jahrhunderte alten Privileg, sich selbst zu regieren.

Ursprünglich war sie allein nur „London“. Die Distrikte, die sich nach und nach um sie herum bildeten, behalfen sich ohne einen gemeinsamen Namen, bis sie im Jahr 1855 offiziell als „die Metropole“ bezeichnet wurden. Im Jahr 1899 wurde der Bezirk auf etwa 118 englische Quadratmeilen (etwa 190 Kilometer) — einschließlich der City — erweitert und in die Grafschaft London „Administrative County of London“ verwandelt, und diese Begrenzung besteht geographisch noch heute. Großlondon hingegen erstreckt sich viel weiter. Es umfaßt alle Gemeinden, die sich ganz oder teilweise innerhalb 11 bis 15 Meilen von Charing Croß befinden, und gebietet über einen Flächenraum von 693 Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von über 7½ Millionen.

Ungefähr 300 öffentliche Körperschaften geben sich der Verwaltung Londons hin, und das wird schon als eine Vereinfachung empfunden, denn früher waren nahezu 500 verschiedene Behörden damit beschäftigt. Durch das Verwaltungsgesetz „The London Government Act 1899“, das 1901 in Kraft trat, wurden zahlreiche kleinere Behörden aufgehoben, die Bezirke wurden in Gemeinden eingeteilt (Metropolitan Borough Councils), und jede Gemeinde übt in gewissen Grenzen Selbstverwaltung in ihrem Bereich aus, durch ihre Stadtverordneten (Councillors und Aldermen), die alle drei Jahre neu gewählt werden. Aus ihrer Mitte erwählt dieses Kollegium den Bürgermeister (Mayor), der für die Zeit ihrer Amtsperiode der Ratsversammlung vorsteht. Die 28 Mayors der Londoner Boroughs vermögen sich zwar weder an äußerlichem Glanz noch an Machtbefugnis mit dem Lord-Mayor zu messen, der in der City von London fast wie ein Monarch das Zepter führt, aber mit den Amtsketten geschmückt, die die Gemeinden ihnen als Abzeichen ihrer Würde verliehen haben, nehmen sie sich stattlich aus im Rat der Weisen, deren Händen das Wohl und Wehe ihrer Boroughs anvertraut ist.

Zahlreich und verschiedenartig sind die Geschäfte, die den Vertretungen der Boroughs obliegen. Es fallen darunter Pflege, Ausbau, Beleuchtung und Reinigung des Straßengebiets, Armenfürsorge, Einrichtung und Verwaltung von Volksbädern und Waschhäusern sowie von Volksbibliotheken, die Armenpflege ist ihnen unterstellt, sie sind die „Baupolizei“, die Sanitätsbehörde, für die Regelung des Verkehrs sind sie zuständig usw. Allein oder in Verbindung mit der größeren Behörde „The London County Council“ haben sie für all das zu sorgen, und zur Bestreitung der Kosten erheben sie ihre separate Steuer von den Einwohnern. Daher die un-



gleiche Besteuerung der Londoner Bürger, je nach dem Distrikt, in dem sie wohnen. Nächst den eigenen Wählern sind die Borough Councils nur dem Local Government Board verantwortlich, das ist die Staatsaufsichtsbehörde für alle lokalen Verwaltungskörper in England.

Aber ein viel reicheres Feld der Tätigkeit als diesen Gemeindevertretungen und den mannigfaltigen anderen Organisationen, die noch neben ihnen existieren, steht der Zentralbehörde für die Verwaltung Londons offen, dem London County Council, dem Provinzialrat (denn London bildet eine Provinz für sich) oder, wie er in Deutschland zumeist genannt wird, dem Grafschaftsrat von London. Von seiner großen Bedeutung gibt schon sein Budget Kunde; denn von dem Betrag von 25½ Millionen Pfund Sterling (510 Millionen Mark), der insgesamt, von allen Behörden zusammen, für die Verwaltung Londons im Jahr 1911*) verausgabt wurde, fiel auf die Zentralbehörde fast die Hälfte, nämlich über 12¼ Millionen Pfund Sterling. Wie diese gewaltige Summe, 245 Millionen Mark, am weisesten und fruchtbringendsten verwendet werde, darüber sitzen die von den Steuerzahlern gewählten Vertreter zu Rat, nämlich 118 Councillors (Grafschaftsräte) und 19 Aldermen, die ersteren mit einer dreijährigen, die Aldermen mit einer sechsjährigen Amtsperiode. Durch die Parlamentsakte von 1907 wurde auch den Frauen die Zulassung zu beiden Ämtern eröffnet, „weder Geschlecht noch Heirat soll sie ausschließen“, wie das Gesetz es ausdrückt, von dieser Ehrenpflicht. Hiervon haben die Wähler nicht gezögert Gebrauch zu machen, und die Frauen haben sich als wertvolle Mitglieder der Ratsversammlung erwiesen. Zur Bewältigung des großen und vielseitigen Arbeitspensums, das dem County Council obliegt, teilt er sich in Kommissionen, die ihrerseits selbständige Befugnisse haben. Von den etwa 25 Kommissionen dürften als die wichtigsten bezeichnet werden: die Schulkommission, die Kommission für Wasserversorgung, für Kanalisation, für die Armen- und Irrenpflege, für die Straßenverwaltung, für die Verwaltung der öffentlichen Plätze und Anlagen, für die Ausführung der Sanitäts- und baupolizeilichen Vorschriften, für Verwaltung und Ausbau der Straßenbahnen, für die Feuerwehr der Stadt, und natürlich ist eine Finanzkommission da, und wenn irgendeine, so kann diese sicher sein, in der Kritik der Steuerzahler nie leer auszugehen.

Wenn wir uns mit einigen der Kommissionen näher beschäftigen wollen, so zunächst mit der, die für das notwendigste Lebensbedürfnis sorgt: das Wasser; eine um so interessantere Materie, als sie verhältnismäßig neu ist für die Londoner Stadtverwaltung. Die städtische Wasserversorgung neu in London? Ja, wie wurde denn bis dahin die Stadt mit Wasser versehen? So unfaßlich es klingt, noch bis vor 9 Jahren hatte die Stadt nichts damit zu tun, die englische Metropole war für ihre Wasserversorgung auf acht verschiedene alte Gesellschaften angewiesen; und in heißen, trockenen Sommern spielten sich unglaubliche Szenen in London ab, wenn im East End die Wasserleitung versagte und das Naß in Fässern durch die Straßen gefahren wurde und von den armen Bewohnern für schweres Geld gekauft werden mußte. Das und noch manches andere konnten sich die Gesellschaften herausnehmen, denn alte Privilegien beschützten sie; befand sich doch unter ihren Gründern sogar ein König, nämlich Jakob I., der der New River Company im Jahr 1609 die Hälfte des Gründungskapitals lieferte gegen Zusicherung der Hälfte des Gewinns. Diese Aktien stiegen nachmals zu schwindelhafter Höhe, und im Jahr 1889 erzielte ein einziger 2000-Mark-Anteil nicht weniger als rund 2½ Millionen Mark (123,000 Pfd. Strl.). Dazwischen hatte eine Zeit des Niederganges gelegen, aber die Stadtverwaltung hatte sie nicht wahrgenommen. Nachher schreckte man vor den riesenhaften Forderungen zurück, die die Gesellschaften für die Preisgabe ihrer Privilegien stellten, die Forderungen aber wuchsen noch während der Zögerung, und als endlich im Jahr 1904 die Wasserwerke der acht Gesellschaften in städtischen Besitz übergingen, hatte man über 600 Millionen Mark in bar zu zahlen und 220 Millionen verzinsbarer Obligationen zu übernehmen, und mehr als 5 Millionen Mark waren in Kosten des Schiedsgerichts für die Festsetzung der Entschädigungsummen draufgegangen. Allerdings waren die Besitztümer nicht gering. Von der Themse und dem Fluß Lee und von 50 tiefen Brunnen kam das Wasser, das in 122 mächtigen Reservoiren angesammelt wurde. Das Filtrieren des Wassers geschah von 238 Motoren mit 33,000 Pferdekräften, es nahm einen Raum von 143 Acker ein, und die Schläuche hatten eine Länge von 6000 englischen Meilen. Aber weit wird all das übertroffen von dem großen Plan, den die Stadtverwaltung für die Wasserversorgung Londons bis zum Jahr 1941 hat, und der bis dahin alljährlich 220 Millionen Mark Anlagekapital verschlingen soll. Gegenwärtig versieht die Stadt nahezu 1¼ Millionen Häuser mit Wasser, und im Durchschnitt hat jeder Einwohner 7.85 M. jährlich für sein Wasser zu zahlen.

Weniger kostspielig und endlich mehr Vergnügen spendend sind die Wäldchen, Parks, Gärten, grüne Flächen und Spielplätze, die London in so beneidenswert reichem Maß besitzt. Zumeist stehen sie unter der Obhut des Grafschaftsrats, zum Teil aber gehören sie, obwohl außerhalb des Citygebietes, der City von London und auch teilweise den Boroughs. Zusammen sind es gegen 200 mit einem Flächeninhalt von 15,153 Acker (Paris hat 540 Acker öffentlicher Gärten, Berlin 1740 Acker). Und wie herrlich sind die Londoner Parks, manche mit ausgewählten Blumenanlagen, andere in natürlicher Wildheit und Schönheit erhalten, und allen gemeinsam der saftig grüne, prächtige Rasen, auf dem Schafe weiden, die sozusagen als städtische Beamte fungieren, denn neben dem Fettwerden liegt es ihnen auch ob, das Gras kurz zu erhalten. Und von dem schönen Rasen wird der Fußgänger nicht ängstlich ferngehalten, nein, er mag auf ihm umherspazieren oder sich mit Kind und Kegel auf ihm lagern, und hier kommt ein ganzer Kricketklub an und steckt sich ein Feld ab für sein Spiel. Ja, wird ihnen auch niemand den schönen Platz streitig machen? Oder bezahlen sie dafür? Nein, nicht einen Heller haben sie zu bezahlen. Und streitig gemacht wird ihnen auch nichts, denn Sport und Spiel sind hier viel zu wichtige Sachen, als daß man sie dem aussetzte. Das arrangiert man alles sorgfältig zu Anfang jeder Spielsaison, die Klubs verständigen sich darüber untereinander und mit den Parkverwaltungen. Nicht weniger als 25,000 Kricketspiele gab es im vorletzten Sommer in den Parks. 13,000 mal wurde Fußball gespielt, 15,500 mal Bowls, und die Lawn-Tennis-Spiele erreichten sogar die Zahl von 134,500. Daneben lief auch noch Krocket mit 1100, Hockey mit 2100, Lacrosse mit 77 und Quoits mit 3100 Spielen. Auch für musikalische Genüsse im Grünen sorgt die Stadtverwaltung. Ihre eigenen drei Kapellen mit je 40 Mu-

*) Auch die folgenden Angaben beziehen sich auf das Jahr 1911.

sikern und 60 zeitweise beschäftigte Kapellen gaben 1283 Konzerte in den Parks, und eine Auszählung der Zuhörer am Pfingstmontag 1911 wies etwa 93,000 Personen auf. Grollt der Steuerzahler auch über manches andere, so doch nicht über die 3½ Millionen Mark, die für die Parks ausgegeben werden, und noch weniger über die 210,000 M. für die musikalischen Darbietungen.

Ein anderer Posten im Etat, für den der Säckel des Steuerzahlers sich ebenfalls ohne Murren auftut, ist der für die Feuerwehr, eine ausgewählte Truppe von 1479 Mann, auf die jeder Londoner stolz ist. Früher existierte die Feuerwehr nur als eine private Einrichtung der Versicherungsgesellschaften, bis im Jahr 1866 eine besondere Behörde sie übernahm. Das Gesetz von 1888 übertrug sie dem Grafschaftsrat. Die Versicherungsgesellschaften sind noch heute daran beteiligt, insofern sie einen Beitrag zu den Kosten zu liefern haben, und zwar 700 M. jährlich für je 20 Millionen Mark versicherten Grundbesitz. Auch der Staat gibt eine Beisteuer von 200,000 M. jährlich her. Selbst nach Abzug dieser Zuschüsse belaufen sich die Ausgaben des Grafschaftsrats für die Feuerwehr noch auf über 6 Millionen Mark das Jahr. Wenig bekannt ist, daß London auch eine schwimmende Feuerwehr besitzt, zum besonderen Schutz der Werften und Lagerhäuser, die reiche Schätze von Waren aller Art beherbergen. Zwei, mit einem Kostenaufwand von 5¾ Millionen Mark erbaute Feuerwehrschiffe, Alpha und Beta, sind diesem Dienst gewidmet, Beta ein Doppelschraubendampfer von 100 Fuß Länge, imstande, 14,000 Liter Wasser in der Minute auf das brennende Gebäude zu entladen.

Aber was werden die Pädagogen von uns denken, daß wir noch mit keinem Wort der großen Tätigkeit des Londoner Grafschaftsrates auf dem Erziehungsgebiet Erwähnung getan haben? In der Tat ist dieses eines der allerbedeutsamsten Bereiche der städtischen Körperschaft, und der Größe und Wichtigkeit ihrer Aufgabe entsprechend ist die Schulkommission — die Unterrichtsbehörde für ganz London — auch numerisch die stärkste der Kommissionen. Sie besteht aus 50 Mitgliedern, von denen gesetzmäßig wenigstens 5 weiblichen Geschlechts sein müssen. Auch im Haushalt der Stadt nimmt sie den ersten Platz ein, denn sie verschlingt nahezu die Hälfte der Ausgaben des County Council, nämlich rund 110 Millionen Mark. Das darf nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß sie einen Stab von 17,963 Lehrkräften beschäftigt und allein an Gehältern rund 50 Millionen Mark jährlich auszahlt. Unter den Lehrkräften überwiegt bei weitem das weibliche Geschlecht: 12,456 Lehrerinnen stehen nur 5507 Lehrern gegenüber. Ja sogar unter den Rektoren sind sie in der Mehrheit: 1512 gegen 799, doch ist beides dahin zu erklären, daß nur die Knabenschulen männliche Rektoren und Lehrer haben, während der Unterricht in den Mädchenschulen sowohl wie auch in den gemischten Schulen und ferner auch in den Kleinkinderschulen ausschließlich in den Händen von Frauen liegt. Die Kleinkinderschulen (infant schools) nehmen die 3- bis 5jährigen Kinder auf, die hier schon in diesem Alter schulfähig sind. Unter den 800,923 Schulkindern Londons gibt es rund 56,000 Infants. Ein Stab von Schulärzten und Ärztinnen inspiziert die Gesundheit der Kinder, wobei die Zahnpflege einen wichtigen Platz einnimmt, wissenschaftlich ausgebildete „Sanitätsbesucher" geben den Müttern Rat und Unterweisung, und zur Unterstützung all dessen werden den unzureichend ernährten Kindern Mahlzeiten in der Schule verabreicht. Im Jahr 1908 kamen rund 4 Millionen Mahlzeiten zur Verteilung, im Jahr 1911 stieg die Zahl auf 8⅓ Millionen, wofür ein Betrag von etwa 1¾ Millionen Mark verausgabt wurde. — Auch für die höhere Schulbildung Londons ist der Grafschaftsrat seit dem Schulgesetz von 1902/3 verantwortlich. Er erledigt sich der Aufgabe in der Art, daß er bestehende Unterrichtsinstitute, die seinen Anforderungen entsprechen, in gewisser Weise subventioniert, und nur wo ein Bedürfnis dafür vorhanden ist, gründet die Behörde selbst höhere Lehranstalten. So gibt es denn neuerdings städtische höhere Schulen in London, ein Blick in den Etat aber zeigt, wie verhältnismäßig unbedeutend bisher der Zweig noch ist: gegen rund 4⅔ Millionen Pfund Sterling für Elementarunterricht steht nicht ganz eine Million für höhere Schulen. — Dagegen ist der Fortbildungsunterricht des London County Council ein sehr großes Feld, und seine Abendklassen für Knaben und Mädchen für eine große Reihe von Gegenständen spannen sich wie ein Netzwerk über ganz London.

All die anderen zahlreichen Tätigkeiten des Grafschaftsrates müssen wir übergehen, um noch ein Wort der berühmten Londoner Polizei zu widmen, die über die Sicherheit der Stadt und ihrer Bürger wacht. Auf nichts ist der Londoner gewiß mit größerer Berechtigung stolz als auf „Bobby" (Robertchen), wie der Schutzmann im Volksmund heißt. Regelt doch sein Bobby den ungeheuren Verkehr der größten Stadt der Welt in einer Weise, daß niemand umhin kann, es zu bewundern: still, ruhig und sicher, ohne Wortwechsel, mit Feldherrnblick und mit dem Aufheben seiner Hand; bewältigt er doch seine Aufgabe selbst den unerwünschten Elementen der Bevölkerung gegenüber unbewaffnet; ist er doch des ruhigen Bürgers Freund und sorgt für dessen Sicherheit in geräuschloser Weise, und ist er doch besonders noch der hilfsbereite Freund der Schwachen, der Schutzbedürftigen groß und klein. „Schutzleute?" meinte ein begeisterter Landsmann, „sagen Sie Schutzengel!" Und seine Dame versicherte, sie möchte ihnen allen um den Hals fallen. Aber hat sie bedacht, daß es ihrer 20,000 gibt, ungerechnet die besondere Polizei der inneren Stadt? Während diese letztere von den Stadtvätern der City unterhalten wird, ist die sonstige Londoner Polizei, die „Metropolitan Police", ein Institut der Regierung und direkt dem Ministerium des Innern unterstellt. An der Spitze steht der „Commissioner", ein wichtiger und verantwortungsreicher Posten, der auch dementsprechend besoldet wird: mit 40,000 bis 50,000 Mark jährlich, während seine drei ersten Assistenten je 27,000 Mark beziehen. Im ganzen stellt sich der Etat der Metropolitan Police auf rund 35 Millionen Mark jährlich, eine ansehnliche Summe, für die aber anderseits auch Gewaltiges geleistet wird. Es wäre interessant, darauf näher einzugehen, aber für heute würde das zu weit führen.

Und das allerinteressanteste in der Verwaltung Londons ist die City von London, diese einzigartige unter allen Munizipalitäten der Welt, die sich heute noch so regiert wie vor Jahrhunderten, mit alten Rechten und alter Macht, mit altem Stolz und altem Reichtum, mit altem Glanz und Prunk und mit dem altertümlichen Zeremoniell vergangener Zeiten. Ihr kann unter all den vielen anderen nicht Gerechtigkeit geschehen, ihr gebührt ein besonderes Eingehen auf ihre Eigenart, und das wollen wir uns für einen weiteren Aufsatz vorbehalten.

Der Kaiser als Regimentschef.

Von Eberhard Freiherrn von Wechmar. — Hierzu 17 Porträtaufnahmen.

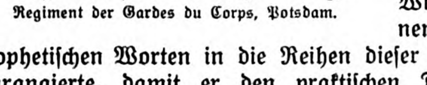
Wie schon seit einigen Jahren, so trägt auch die neue Rangliste der Königlich Preußischen Armee und des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps auf dem ersten Druckbogen den Namen des Kaisers. In diesem Jubiläumsjahr umschlingt ein Kranz von Eichen- und Lorbeerzweigen den kurzen Satz, der hier wiedergegeben sein möge, weil er nicht allgemein bekannt sein dürfte. Er lautet: „Chef der Armee. Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm." Den umrahmenden Kranz überragt die Kaiserkrone, unten stehen die Zahlen 1888—1913.

Diese erste Seite des offiziellen Nachschlagwerkes, das alljährlich vom Kriegsministerium und der Geheimen Kriegskanzlei redigiert und auf Befehl des Kaisers herausgegeben wird, enthält demnach den wichtigen Hinweis, wie der Kaiser als oberster Kriegsherr seine Stellung zu den in der Liste aufgeführten Truppenteilen auffaßt: Er will Chef aller sein! — Jeder einzelne Mann in der Armee steht daher dem Herzen seines Kaisers gleich nahe, und wenn noch Zweifel über diese kaiserliche Auffassung bestehen könnten, so sei daran erinnert, daß Wilhelm II. sich bald nach seinem Regierungsantritt zum Chef des damals jüngsten Regiments mit der höchsten Nummer ernannte, das seit dem Jahr 1893 den Titel „Königs-Infanterie-Regiment (6. Lothringisches) Nr. 145" führt.



Oberstleutnant von Dommes,
Leib-Garde-Husaren-Regiment, Potsdam.





Major Graf von der Schulenburg,
Regiment der Gardes du Corps, Potsdam.

Man weiß, in welchen durch Familientradition gefestigten Beziehungen das Haus Hohenzollern zum Ersten Garde-Regiment z. Fuß steht, dem der Kaiser schon in sehr jugendlichem Alter nahetrat, da er wie alle Hohenzollernprinzen mit dem zehnten Jahr zum Leutnant dieses Königlichen „Familienregiments" ernannt wurde. Der bedeutungsvollste Tag für die Armee Wilhelms II. war jedoch der 9. Febr. 1877, an dem Kaiser Wilhelm I. seinen Enkel mit prophetischen Worten in die Reihen dieser Elitetruppen einrangierte, damit er den praktischen Dienst unter den ehrwürdigen, von Kugeln zerfetzten Fahnen kennen lerne. Die Passion zum Soldatenberuf wurde in jenen Zeiten bei dem der Schule kurz zuvor entwachsenen Prinzen recht eigentlich erst geweckt, und die Eindrücke, die der spätere Kaiser als junger Offizier, Schulter an



Hofphot. W. Höffert.

Oberst von Friedeburg,
1. Garde-Regiment zu Fuß, Potsdam.



Oberst von Frankenberg u. Ludwigsdorf,
Königs-Ulanen-Rgt. (1. Hannov.) Nr. 13, Hannover.



Hofphot. W. Höffert.

Oberstleutnant Freiherr von Rotsmann,
1. Garde-Feldartillerie-Regiment, Berlin.



Schulter mit der Mannschaft, erhielt, waren bleibend und bestimmend für die Zukunft. Am Tag seines Regierungsantritts ernannte er sich zum Chef des Ersten Garde-Regiments zu Fuß und des Regiments der Garde du Corps und dann am 19. Juni 1888 zum Chef des Leib-



Phot. Siemssen.

Oberstleutnant Freiherr von Crailsheim,
1. Ulanen-Regiment
Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, Bamberg.



Oberst von Trotta gen. Treyden,
Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Großherzogl. Hess.) Nr. 116, Gießen.



Hofphot. Jacobi.

Oberst von der Heyde,
Königs-Inf.-Rgt. (6 Lothring.) Nr. 145, Metz.

Garde-Husaren-Regiments — eine Order, der er am 1. September des gleichen Jahres die Ernennung zum Chef des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments folgen ließ.

Daß die Leibregimenter zum Chef der Armee am Tag des Regierungswechsels ebenfalls in direkte Beziehungen traten, entsprach, wie man wußte, altem Herkommen. Mit Ausnahme des damaligen „2. Leib-Husaren-Regiments Kaiserin Nr. 2", deren Chef „Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Friedrich" wurde, deren zweiter Chef jetzt des Kaiserpaares einzige Tochter ist, blieben damals im gleichen Verhältnis: das Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgisches) Nr. 8, das Leib-Kürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schlesisches) Nr. 1 und das 1. Leib-Husaren-Regiment Nr. 1, das der Kronprinz zurzeit als Oberst kommandiert. Ferner betrachtet sich der Kaiser seit dem 19. Juni 1888 „stillschweigend" als Chef des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommerschen) Nr. 2, er ernannte sich jedoch ausdrücklich zum Chef des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreußischen) Nr. 3, und zwar in einer längeren Kabinettsorder vom 9. September 1901. Von diesen Regimentern erhält der Kaiser regelmäßige Rapporte, auch sind ihm alle Vorgänge direkt zu melden. Diese persönliche Anteilnahme an allem, was ein Leibregiment betrifft, oder ein solches, zu dessen Chef sich der Kaiser ernannte, erinnert in etwas an die Stellung, die früher die Chefs den



Hofphot. Th. Voigt.

Oberst von Wright,
Großh. Meckl. Füs.-Rgt. Nr. 90 Kais. Wilhelm, Rostock.



Phot. M. Schönberg.

Oberst Meister,
Kgl. Sächs. Gren.-Rgt. Nr. 101 Kaiser Wilhelm, König von Preußen, Dresden.



Hofphot. Engelmann.

Oberstleutnant von Rosenberg-Lipinsky,
Regiment Königs-Jäger zu Pferde Nr. 1, Posen.


Phot. Marz.

Major von Gleich,
Dragoner-Regiment Königin Olga (1. Württ.) Nr. 25, Ludwigsburg.

tungen, in wertvollen Geschenken oder in äußeren Abzeichen.

Bekanntlich tragen die Regimentschefs die Uniform des ihnen verliehenen Truppenteils; sind sie Generale, was ja fast immer zutrifft, so fallen bei den Beinkleidern die breiten roten Streifen fort, weshalb



Oberst von Körbling,
Inf.-Rgt Kaiser Wilhelm, König von Preußen (2. Württ. Nr. 120), Ulm.

ihnen verliehenen Truppenteilen gegenüber einnahmen. Einst wurden bekanntlich verdienten Männern Patente zur Errichtung eines Regiments erteilt; diese Ehrenposten brachten ihnen neben aller Sorge, die nötige Mannschaft zusammenzubringen, sie zu uniformieren, zu beköstigen und einzuexerzieren, bedeutende Gerechtsame ein, so in der Regel auch das Recht, Offiziere zu ernennen. Auf diese Weise verwuchsen die Chefs aufs engste mit ihrem Regiment, und dieses persönliche Interesse kommt in wohlwollendster Form seitens des Kaisers seinen Leibregimentern zugute, sei es in Stif-


Phot. Rauch.

Oberst Freih. von Diepenbroick-Grüter,
2. Bad. Gren.-Rgt. Kais. Wilhelm I. Nr. 110, Mannheim.


Phot. Traunecker.

Oberst von Kirschbaum,
6. Inf.-Rgt. Kaiser Wilhelm, König v. Preußen, Amberg

Ohren. So erfuhr das 13. Ulanen-Regiment am 13. September 1889 durch den Mund des Kaisers selbst, daß es sich fortan Königsulanen nennen durfte. Der Kaiser sprengte den anrückenden hannoverschen Lanzenreitern entgegen, zog seinen Säbel, während er dem Obersten von Wurmb die Worte zurief: „Ich erkläre mich hiermit zum Chef des Regiments“, und führte die hochbeglückten Ulanen der Kaiserin und den anwesenden Fürstlichkeiten vor. Auch das Regiment Königs-Jäger zu Pferde Nr. 1 erlebte am 8. August 1905 eine ähnliche freudige Ueberraschung, als sich der Kaiser



Oberst von Wedel,
Gren.-Rgt. König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreuß.) Nr. 3, Königsberg i. Pr.

auch der Kaiser bei Anlegung der Paradeuniform, beispielsweise der des Ersten Garde-Regiments, nur die einfache dünne Biese trägt. Früher kam den durch Uebernahme der Chefstelle durch Wilhelm II. ausgezeichneten Regimentern die diese Ehre kündende kaiserliche Order gelegentlich ganz überraschend zu


Phot. Niclou.

Major Roßbach,
Kgl. Sächs. 3. Ulanen-Rgt. Nr. 21 Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, Chemnitz.

auf dem Truppenübungsplatz Weißenburg bei Posen zum Chef dieser jungen Reitertruppe ernannte.

Aber nicht nur preußische Regimenter verehren den Kaiser und König als ihren hohen Chef, sondern auch in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und Mecklenburg tragen Truppenteile seinen Namen.

So ist der Kaiser seit dem 19. Juni 1888 Inhaber des Königlich Bayerischen 1. Ulanen-Regiments Kaiser Wilhelm II., König von Preußen und seit dem 25. Januar 1896 Inhaber des 6. Infanterie-Regiments Kaiser Wilhelm, König von Preußen. Er wurde vom König von Sachsen am 9. April 1888 zum Chef des 2. Grenadier-Regiments Nr. 101 und am 25. Oktober 1905 zum Chef des 3. Ulanen-Regiments Nr. 21 ernannt; beide Regimenter führen den Titel: „Kaiser Wilhelm, König von Preußen", letzteres noch die II zum Namen. Am 22. Juni 1888 stellte der König von Württemberg den Kaiser als Chef an die Spitze des Infanterie-Regiments Nr. 120, das seitdem „Kaiser Wilhelm, König von Preußen" heißt. Auch die Olga-Dragoner erhielten den Kaiser am 7. September 1909 zum Chef. Das 2. Badische Grenadier-Regiment Kaiser Wilhelm I. Nr. 110 behielt zwar seinen Namen bei, doch wurde unser Kaiser am 13. September 1893 zu seinem Chef ernannt. Aelteren Datums ist die Ernennung zum Chef des Infanterie-Regiments Kaiser Wilhelm (2. Großherz. Hess.) Nr. 116, die am 12. September 1891 erfolgte. Erst kürzlich wurde der Kaiser Chef des Großherzoglich Mecklenburgischen Füsilier-Regiments Nr. 90 Kaiser Wilhelm. So ist die Armee innerlich aufs engste mit ihrem allerhöchsten Chef verbunden, die „Kaiserregimenter" aber bilden in der gefürchteten, fest gefügten Formation die Fähnlein, die sich der Ehre bewußt sind, für alle des Kaisers Namen zu tragen.

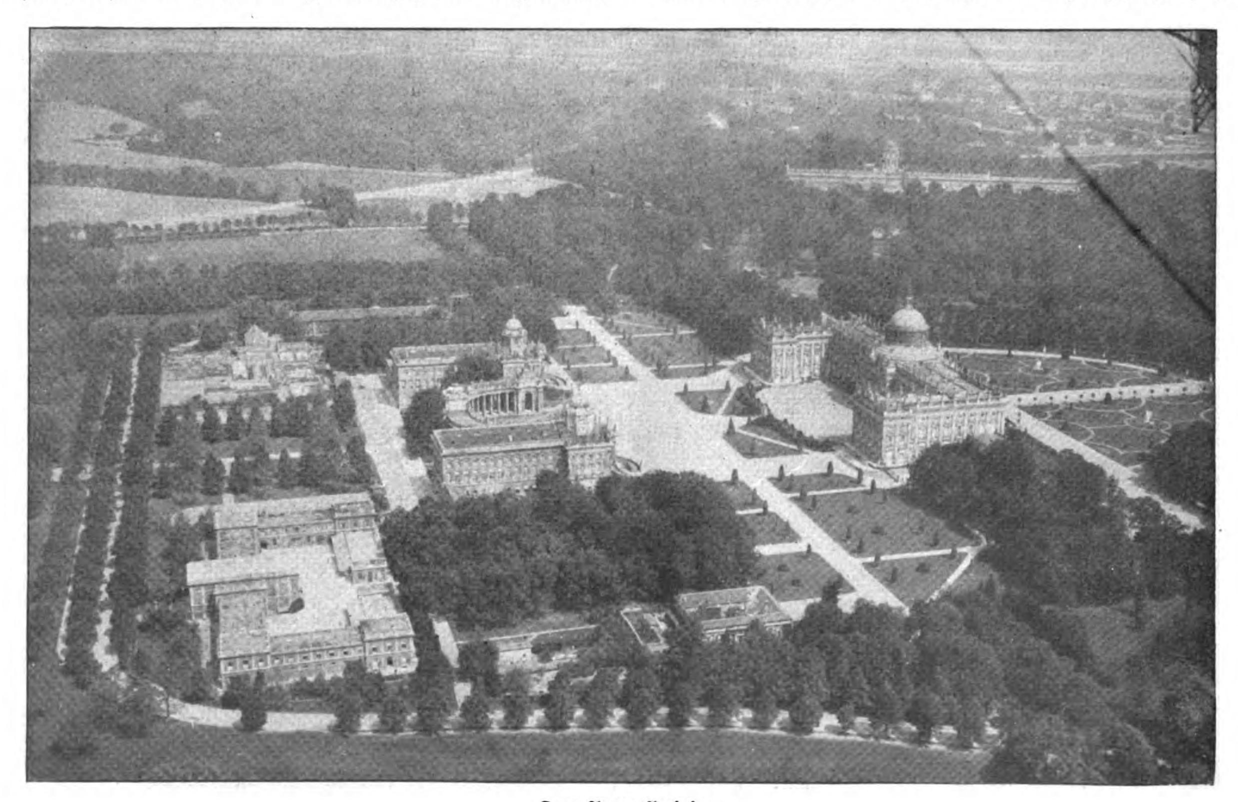
Deutsche Ballonaufnahmen: Potsdam.

Von Else von Boetticher. — Hierzu 7 Aufnahmen aus dem Luftschiff „Hansa" von H. Kühn, Baden-Baden.

Aus der lärm- und raucherfüllten Luft Berlins, vorbei an den dunklen Baummassen des Grunewalds und an der blauen, von weißen Segeln belebten Flut des Wannsees geht es bis an die Havel, an deren Ufern die Türme und Kuppeln Potsdams aufragen. Von Wasser umrauscht, von bewaldeten Höhen umkränzt, reich an Gärten und blühender Blumenzier ist es wohl die schönste Stadt der Mark Brandenburg.

Was wäre Berlin ohne Potsdam? Eine Millionenstadt, erfüllt von der drängenden Hast des Augenblicks, vom modernen Getriebe, in der jene alte Kultur, auf der sich doch das Leben der Gegenwart erst aufbaut, oft ganz zu verschwinden droht. In Potsdam redet sie mit vernehmlicher Stimme, in Berlin wird sie fast erdrückt vom lauten Anspruch des Tages — jene Vergangenheit, auf der auch die Größe Berlins beruht.

Man kann die Hauptstadt in ihrer historischen Bedeutung erst ganz verstehen, wenn man Potsdam, die Residenz ihrer Könige, kennt. Hierher hat sich die Tradition gerettet, die Tradition des Herrscherhauses,



Das Neue Palais.





Das Brandenburger Tor in Potsdam.

durch das Deutschland groß wurde. Hier treten uns die Könige von zwei Jahrhunderten lebendig entgegen. Teils haben sie mitgebaut an der Pracht der Gärten und Paläste, teils haben sie hier Stunden stiller Zurückgezogenheit verlebt. Eine Gestalt aber überragt sie alle, die des Großen Friedrich. Sein Wille war es, der formgebend und gestaltend wirkte. Er beherrscht noch heute das Bild Potsdams. Und ihm verdankt es seine bauliche Schönheit, jene Einheit des Stils, der wir sonst so selten in den Städten der Neuzeit begegnen.

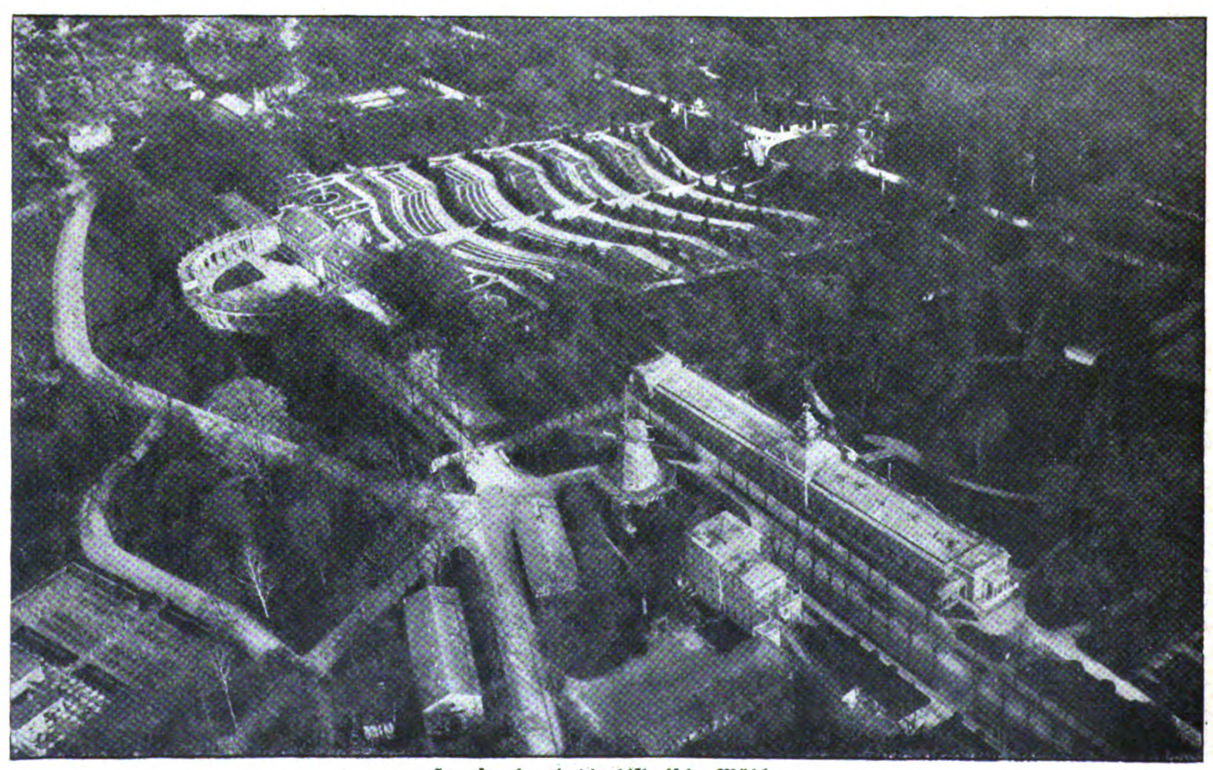
Die stillen Straßen mit den Rotdorn- und Lindenalleen, die streng gegliederten, mit Reliefkränzen geschmückten Häuserfassaden atmen die Ruhe einer vergangenen Zeit. Wohl fühlt man auch hier den Pulsschlag des nahen Großstadtlebens. Dennoch aber wahrte sich Potsdam seine vornehme Ruhe, seine harmonische Abgeschlossenheit. Wenn man aus dem überreizten Hasten Berlins hierher kommt, wirkt das so wohltuend, so nervenberuhigend, daß der Aufenthalt zum Genuß wird. Leicht verständlich ist es daher, daß auch der Kaiser Potsdam für den größten Teil des Jahres zur Residenz erwählte. Hier findet er im statuengeschmückten Prachtbau des Neuen Palais bei Wildpark

Die Pfaueninsel.
Potsdam, vom Luftschiff aus.

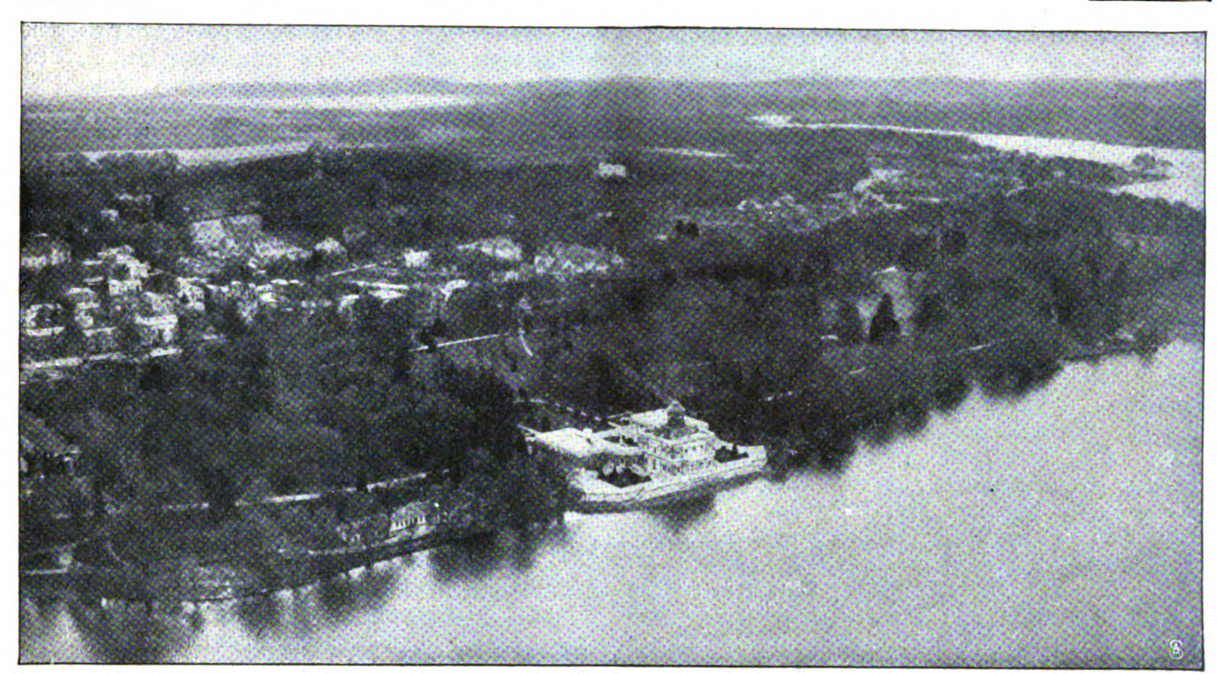


Blick auf das Stadtschloß und Umgebung.

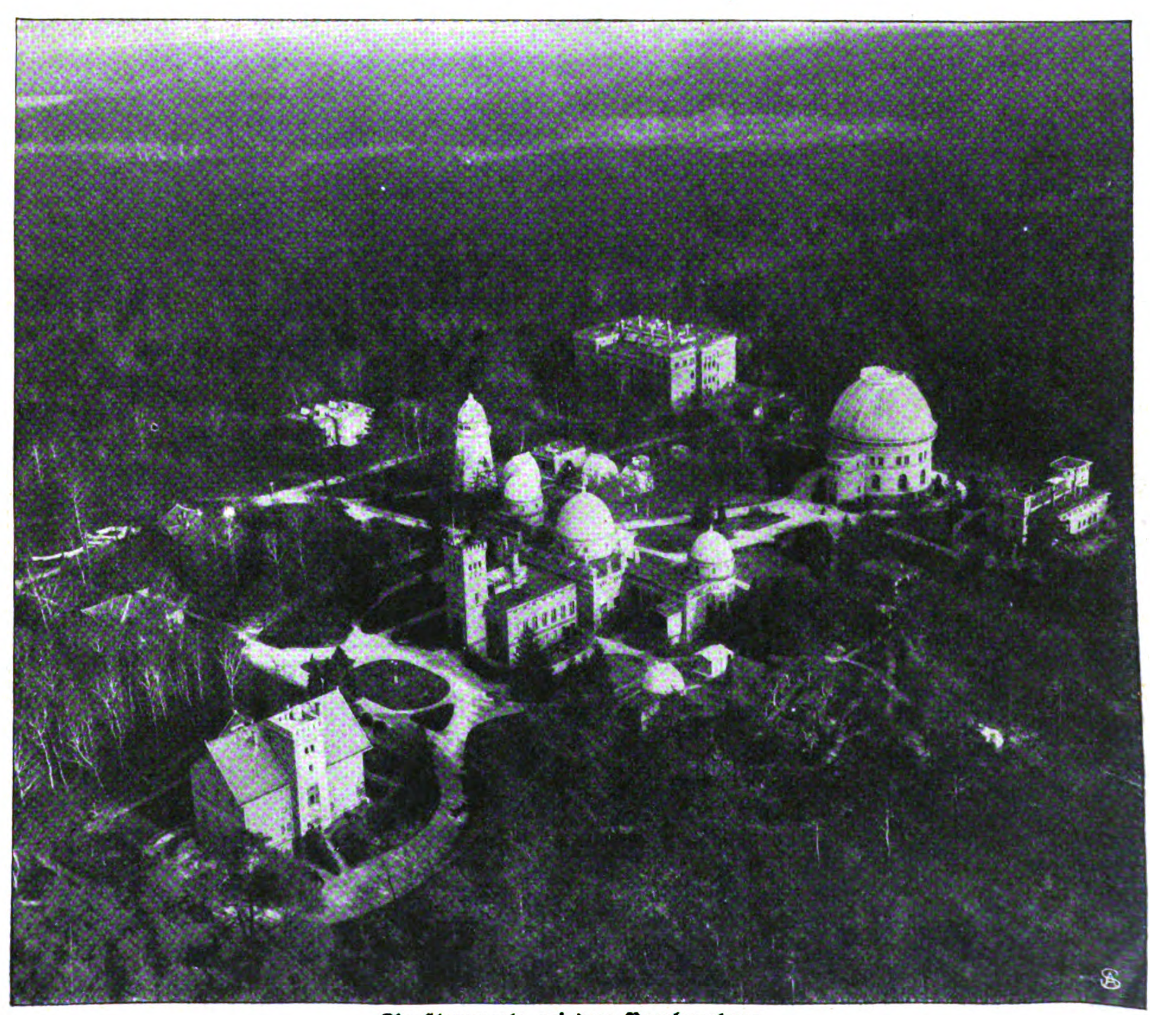
(Abbild. S. 1180), umgeben von weiten Parks und duftenden Wiesenflächen — gleichsam auf einem Edelsitz ganz großen Stils — die Ruhe, deren er inmitten der Anforderungen seines vielbelasteten Regentendaseins bedarf. Unmittelbar nach dem Siebenjährigen Krieg befahl Friedrich der Große den Bau des Neuen Palais, das er mit einem Aufwand von 3 Millionen aufführen ließ, um zu zeigen, daß Preußens Finanzen noch nicht erschöpft seien. Der Park schließt sich an den von Sanssouci.



Sanssouci und die historische Mühle.



Das Marmorpalais.



Die Sternwarte auf dem Brauhausberg.



Wenn von seinen Werken nichts übriggeblieben wäre als das niedrige Schlößchen Sanssouci (Abb. 1182) mit dem grünen Kupferdach, so würde es schon allein genügen, um zu beweisen, daß er ein Genie gewesen ist. Trotz seiner Kleinheit beherrscht es die ganze Gegend von erhabenem Standpunkt, trotz seiner Schlichtheit ist es mit so erlesenem Geschmack eingerichtet, jedes Möbel, jeder Schmuckgegenstand ein so kostbares Kunstwerk, daß es wahrhaft königlich wirkt. Weit schweift der Blick aus den Fenstern über die Kuppeln und Türme Potsdams bis zu den bläulichen Höhen jenseit der Havel, wo der Turm der Sternwarte am Brauhausberg (Abb. S. 1183) emporragt. Zu Füßen der Terrasse dehnt sich der weite Park, wo im Lenz die Kastanien blühen, gleich hohen Kerzen emporstreben und die Fliederbüsche violett schimmernde Mauern bilden. Dunkelrote Blutbuchen und goldig lichte Eichen, purpurn glühende Azaleen und weiß leuchtende Schneeballen bilden hier auf dem smaragdgrünen Rasen Farbensinfonien von berauschender Pracht, ebenbürtig der Pflanzenzier italienischer Parks.

Im Sommer aber erstrahlt der Garten in reichem Rosenflor. Rosen umblühen die Schloßterrasse und die alte historische Mühle, sie prangen im Sizilianischen Garten. Ihr Duft zieht hinab bis zu den plätschernden Springbrunnen und den weißen Marmorbildern, die neugierig aus Taxus- und Lorbeernischen hervorlugen und mit kokettem Lächeln von einer Zeit anmutigen Liebesgetändels berichten, neben deren graziösem Glanz unsere Lebensformen nüchtern und kalt erscheinen.

Steinbilder zieren auch die geradlinigen Lindenalleen, die den Paradeplatz vor dem Potsdamer Stadtschloß (Abb. 1182) umsäumen. Statuen, antike Urnen und Königsadler zieren den Sims des Schlosses, das Tor und die Steinbalustrade, die hier das Flußufer umsäumt. Knobelsdorff, der geniale Architekt Friedrichs des Großen, gab dem Bau seine jetzige Gestalt, verlieh ihm das Gepräge der Zopfzeit. Dicht hinter dem Schloß, von weitem scheinbar ihm angegliedert, ragt die runde, säulengetragene Kuppel der Nikolaikirche auf. Zur Rechten aber erhebt sich der viereckige Turm der Garnisonkirche, von dem der Wind die Klänge des Glockenspiels herüberweht, das den Bewohnern Potsdams alle Stunden zuruft: „Ueb immer Treu und Redlichkeit bis an dein stilles Grab!“

So redet die Vergangenheit bald von strenger Pflichterfüllung, bald von frohem Lebensgenuß. Ein Wehen und Flüstern, das von fernen Freudentagen berichtet, geht durch die Wipfel des Neuen Gartens. Heute noch stehen hier Muschelgrotten und kleine Tempel, die einst der Schauplatz geheimnisvoller Freimaurersitzungen und höfischer Maskenfeste waren. In den Fluten des Heiligen Sees aber spiegelt sich das säulengeschmückte Marmorpalais (Abb. 1183), das, von Friedrich Wilhelm II. erbaut, unserem Kaiser 1881—1888 als Wohnsitz diente und auch mehrere Jahre vom jetzigen Kronprinzenpaar bewohnt wurde.

Der Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise war die havelumspülte Pfaueninsel (Abb. 1181), ein Eiland, das infolge seines feuchten Klimas eine wundersam üppige Vegetation hat und reich ist an seltenen Koniferen, alten Eichen und saftigen Wiesenflächen. In dem als Burgruine erbauten Landhaus nehmen die Glieder des Kaiserhauses zuweilen den Tee. Meist aber liegt die Pfaueninsel in stillem Märchenschlaf da, und hier scheint er wirklich Gestalt zu gewinnen, jener Geist der Vergangenheit, der den Parks und Schlössern Potsdams solch einen Zauber verleiht. Durch ihn werden sie zu einem Hintergrund für den Kaiserhof, wie er schöner und würdiger nicht gedacht werden kann.

Die junge Frau Ise.

Skizze von Lo-Lott.

Lange Jahre schon ist Frau Ise verheiratet. Sie weiß gar nicht, wie lange. Wenn jemand sie danach fragt, muß sie es erst ausrechnen. Der kleine Peter hat angefangen zur Schule zu gehen, er ist sechs Jahre — also ist sie sieben Jahre verheiratet. Und dann muß Frau Ise lächeln.

So rechtzeitig war der Junge zur Welt gekommen! Gerade so, als hätte Herr Peter Wingren einen Wechsel einzulösen gehabt auf das Schicksal. Akkurat und pünktlich wie bei Herrn Wingren alles geschah. Aber als er das schreiende Kindchen zum erstenmal in die Höhe gehoben und wieder in die Kissen zurückgelegt hatte, mit dem ihm eigenen selbstgefälligen Lächeln, das in jedem Zug sich selbst lobt, und das jedes Recht auf den Kleinen sich vorwegnahm, hatte Frau Ise doch widersprochen und energisch ihr Teil für sich verlangt.

Sie war ja so voll unerschöpften Lebens in die Ehe mit Peter Wingren gegangen! Wohl nicht mehr ganz jung — oder ganz naiv wie etwa eine Tochter vom Land. Aber auch da ist es Sache des Temperaments. Und Ise hatte Temperament. Vielleicht ein wenig zu viel. Nicht nur die Damen behaupteten das — nein, auch die Herren. Sie pflegten, wenn die Rede auf Ise kam, nachdenklich die Glut ihrer Zigarettenasche abzuschütteln, in das Blaue zu starren und nach einer Weile schwersten Nachdenkens mit verkniffenem Lächeln, das halb Lust, halb Angst war: „gefährlich, äußerst gefährlich!“ zu sagen. Was Ises Eheaussichten nicht gerade förderlich war.

Denn wenn dieses gefährliche Temperament die Kavaliere auch anzog und lockte und wohl kein Mädchen in der Stadt war, das gleich ihr gefeiert wurde, war doch niemand da, der Ise in allen Ehren zum Weib begehrte. Sie war eben nur ein Flirt.

Ise grämte sich nicht darum. Mit blanken Augen hielt sie jeden Morgen das Leben in den Händen wie ein schäumendes Glas Champagner, und wenn der Abend kam, hatte sie es durchkostet, heißhungrig — atemlos — und ihre Nächte waren voll von Träumen.

Einmal freilich wurde es anders. Das war, als die Schwester, vier Jahre jünger als Ise, den Myrtenkranz trug, als das Leben sein größtes und heiligstes Rätsel in der letzten Stunde innigster schwesterlicher Gemeinsamkeit den beiden Mädchen in die Hände legte und nur die eine zugreifen durfte mit zitterndem Herzschlag.



Da war Ilse zurückgetreten aus der Sonne, die in den Frühling schien, und hatte den Kopf geneigt, tief und schwer wie ein Blütenbaum in seiner ersten Fülle, wenn der Wind über ihn hingeht.

Und es war eine nervöse Hast seit jener Zeit über sie gekommen, eine Unruhe des Blutes, der sie nicht Herr werden konnte. Der Rausch und der Traum gingen aus ihrem Leben.

Und dann kam Peter Wingren. Irgendwoher aus dem Norden. Niemand kannte ihn in der Stadt. Niemand kannte er. Als er festen Fuß gefaßt hatte und ein Mann in Stellung war, freite er um Ilse. Die Herren lächelten verschmitzt — die Damen schüttelten die Köpfe. Aber Peter Wingren kümmerte sich nicht darum. Er heiratete Ilse.

Wie lange ist das her? Wie gesagt, Frau Ilse muß es sich immer erst ausrechnen, und dann muß sie unwillkürlich lächeln.

Nun sitzt sie in der Fliederlaube ihres Gartens bei Peter, der seine Schulaufgaben macht. Er hat den Griffel in der Hand und malt graue, schräge Striche in die roten Doppellinien der Schiefertafel.

Frau Ilse sieht zu, ohne zu sehen, was Peter hinmalt.

Nun fängt das an, denkt Frau Ilse. Nun werde ich jeden Tag bei Peters Schulaufgaben sitzen, gerade wie zuerst bei seiner Milchflasche und später bei seinen Hottehüpferdchen.

Wie alt man wird!

Sie hat den blonden Kopf in die Hand gestützt, den vollen, gesunden Körper weit zurückgelehnt gegen die Gartenbank. Ihre Augen gehen ab von dem schwarzen Schiefer, der sich langsam mit den zittrigen Strichen der Kinderhand füllt. Sie gehen über das Grün der Sträucher, über die ersten Knospen an Baum und Busch, dem Blau des Himmels zu. Die weißen, kleinen Schäferwölkchen halten sie fest — und nun jagen sie ihnen nach, die immer flinker eilen, wie einer fernen Sehnsucht zu.

Jener Sehnsucht ihrer Mädchenjahre, die Lachen und Freude war und ewiges Singen und ewige Lust, der ein heißer Blick aus willigen Augen das höchste Geschenk schien ... Und angstvoll süß und schwer wie Gegenwart kommt mit der Erinnerung die gesteigerte Lebenslust jener Jahre über Frau Ilse, da sie noch frei war und jeden Morgen das Leben in der Hand hielt wie ein Glas schäumenden Champagner.

Ein Verlangen faßt Frau Ilse, aufzuspringen — die Arme dem Frühling und dem Leben entgegenzustrecken, das Kelchglas wieder an die Lippen zu setzen und jung — so herrlich jung zu sein! —

„Mutti — sind die nicht schön?"

Peter hat sich zwischen sie und den Frühling gedrängt. Er hält die Schiefertafel mit den Strichen ihr dicht vor die Nase.

Frau Ilse fährt sich über die lichttrunkenen Augen. Alles flimmert vor ihrem Blick. Peters schräge Striche tanzen. Sie muß sich zusammennehmen, daß sie den Jungen nicht anfährt.

Peter wartet auf sein Lob. Er ist erstaunt, denn er ist nicht gewohnt, daß Mutti damit kargt. Er wirft die Tafel fort, klettert auf Muttis Schoß, umschlingt sie fest mit seinen Armen.

„Mutti — sind . . . . die . . . ."

Frau Ilse schüttelt ihn ab.

„Sehr schön, Peter", sagt sie hastig und schreitet durch den Garten. Als sie an der Pforte vorübergehen will, die Rosen umranken, sieht sie ganz von ungefähr eine, die schon im vollen Blühen ist.

Frau Ilse hat nie eine Rose gepflückt von Peter Wingrens sorgsam behüteten Sträuchern. Heute muß sie diese Rose brechen, die zu früh erblühte, die zu früh auch zum Welken bestimmt ist. Wie ein Dieb, der sich fürchtet, ertappt zu werden, späht sie vorerst die Straße entlang.

Und da — ganz weit unten sieht sie die Gestalt eines Mannes.

Frau Ilse vermag sich nicht zu rühren. Ihre Hand hält zögernd die ungeknickte Rose am Strauch, die zittert.

Nun ist der Mann gleich an ihrer Pforte. Langsamer werden seine Schritte. Mit großen, wunschschweren Augen sieht er Frau Ilse an. Er greift nach seinem Hut — seine Lippen wollen sich öffnen . . .

Glühender als die Rose am Strauch flammt Frau Ilse auf . . . .

Für einen Augenblick, so kurz, daß der Mann das Wort nicht über die Lippen bringt, stehen sie sich gegenüber. Frühlingstrunken Auge in Auge . . . .

Dann schlägt Frau Ilse die Hände hastig vor das Gesicht und läuft zurück in den Garten.

Peter sitzt noch bei seinen Schulaufgaben.

„Mutti!" schreit er angstvoll, als er Tränen in ihren Augen sieht. Frau Ilse kann Peter nicht in die Arme nehmen. Sie schämt sich vor ihrem Jungen . . . . . sie schämt sich vor sich selbst . . .

So war die Sehnsucht nach Leben und Jugend und Frühling . . . . So war die alte, junge Ilse von einst . .

Mühsam faßt sich Frau Wingren, denn Peter Wingren ist zu Tisch gekommen. Laut ruft er durch den Garten: „Alte — heda — Alte — ich bin da!"

Da geht Frau Ilse hin zu ihm, und im Vorübergehen streift ihre Hand die blühende Rose am Strauch, und ihre Lippen lächeln — traurig — müde . . .

Pariser Sommermoden.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Der weibliche Anzug wird immer verwickelter, und es ist ein fast hoffnungsloses Beginnen, ihn beschreiben zu wollen. Die neue Mode wird nicht ganz mit Unrecht ein Zusammenspiel von Phantasien genannt, dessen geheime Zusammenhänge nur für den fühlbar sind, der seit Jahren die Mode studiert und daher weiß, woraus das, was man sieht, entstanden ist, und wohin es aller Wahrscheinlichkeit nach steuert. Da kann man denn in der augenblicklichen Sommermode einzelne Punkte festhalten: erstens das Vollerwerden der Figur, namentlich jener bisher ängstlich verleugneten Partie, die man mit „Leib" zu bezeichnen pflegt; zweitens Verstärkung der Rockweite um Hüften und Knie bei gleichzeitigem Einziehen der Draperien um die Fußgelenke und drittens loser Sitz des Mieders im Rücken. Aus diesen drei Hauptdingen ergeben sich folgerichtig auch die anderen zunächst überraschenden Erscheinungen.

An dem Nachmittagsgewand aus lichtmalven-



farbenem Seidenkrepp (Abb. 3) sehen wir die obere Rockbauschung und die Verengung um die Füße ebensowohl wie das Ausbauschen des jackenartigen Mieders im Rücken. Der orientalische Anklang, der in der Mode immer noch beliebt ist, macht sich durch die breite, wie ein Sattel über die Hüften niederreichende Faltenschärpe aus kirschrot-gold und malvenlila broschiertem schwerem Seidenstoff geltend. Der gleiche farbig leuchtende Stoff bildet den kleinen runden Umlegekragen, der den vorn spitzen Halsausschnitt, den eine eingeheftete Spitze füllt, umrandet. Auch die an den langen, mäßig weiten Kimonoärmeln angebrachten weichen Spitzenmanschetten sind sehr modern. Häufiger als in dieser Form sieht man sie an weiteren, bald langen, bald dreiviertel- oder halblangen Aermeln. So z. B. an dem Anzug auf Abb. 5, einem lachsfarbenen Kreppkleid, ebenfalls für den Nachmittagsgebrauch, an dem Krageneinsatz und Volantmanschetten aus weißem Tüll sind. Charakteristisch für die augenblickliche Mode ist die Schultern verbreiternde Achselklappengarnierung des Mieders und die starke Stofffülle des dreistufig angeordneten Rockes und seiner rundumlaufenden Besatzstreifen. An dem Kleid auf Abb. 6 ist die Verstärkung von Büste und Schulterpartie mit Hilfe eines weißen Tüll-

Phot. Manuel.
Als Gesellschaftskleid mit Zipfelschleppe.
1b. Dunkelrotes Samtkleid



Phot. Manuel.
Als Interieurtoilette.
1a. Dunkelrotes Samtkleid



Phot. Talbot.
2. Buntgestickter Bolero. Kleiner Seidenhut.



Phot. Manuel.
Als Besuchstoilette.
1c. Dunkelrotes Samtkleid
mit offenem Vorderteil.

und Spitzenfichus ausgeführt. Die mäßig weiten, aber durch ihre Garnierung sehr verbreiterten Kimonoärmel erhielten ebenfalls Tüllgarnituren. Der in Prinzeßform lose, nicht übermäßig enge Rock ist aus altrosa Charmeuse, dem libertyartigen modernen weichen Seidenstoff, gefertigt. Eine



Phot. Manuel.

3. Nachmittagskleid mit bauschigem gerafftem Rock
und breiter orientalischer Wickelschärpe.



Phot. Manuel.

4. Gesellschaftskleid mit Zuavenrock,
Kreuzbänderschuhen und Helmhut.



ſehr breite, in Tollfalten gelegte Bandſchärpe aus dunkelrötlichem Moiréband umſchließt die hochgeſchobene Taille und fällt in zwei langen, dem Rock durch Silberſtickerei angehefteten Schärpenenden herab. Die Toilette für kleinere Geſellſchaften (Abb. 7) beſteht aus roſa Atlas mit einem Ueberwurf von ſehr weitmaſchigem Goldtüll. Die Jacke, die eigentlich nur aus dem hinten geſpaltenen Schoß und den gleichfalls im Rücken ſpaltig aneinandergeſetzten großen Kimonoärmeln beſteht, iſt einſeitig gearbeitet, teilweiſe durch den erwähnten Goldtüll verdeckt und wirkt ſo im Verein mit der einſeitig angeordneten, durch eine verſchlungene Schärpengarnierung noch ſchiefer erſcheinenden Rockraffung ſehr bezeichnend für die Beſtrebungen der Mode von heute. Dieſe Art Jacken ſind





Oberes Bild:
5. Lachsfarbenes Kreppkleid
mit Spitzen und Stufenrock.

Linkes Bild:
6. Roſa Charmeuſekleid
mit breiter Schärpe.

Rechtes Bild:
7. Roſa Atlaskleid
mit abnehmbarer Jacke.

Phot. Auſtin.

annehmbar. Ein ähnliches Gewand ist auch das Kleid aus myrtengrüner Charmeuse auf Abb. 4, das alle eingangs erwähnten Hauptmerkmale der diesjährigen Mode stark betont. Namentlich die Verengung des Rockes um die Füße kommt hier durch die Rockverkürzung sehr zur Geltung. Und aus ihr ergibt sich wieder die Fußbekleidung, bestehend aus lichtgrünen Seidenflorstrümpfen mit sepiafarbenen Atlasschuhen, die durch Kreuzbänder geschnürt werden. Die als Fichu um die Schultern und die Büste gekreuzte Schärpe ist aus sepiafarbenem Seidenmusselin. Hoher Taillensitz, Zusammenraffung der hauptsächlichsten Stoffülle, die hier noch durch eine große eingestickte Blume betont wird, ein spitzer Halsausschnitt und endlich die kleine, helmartige Kopfbedeckung aus sepiafarbenem, tüllumwundenem Stroh mit aufsteigender lichtgrüner Straußfederaigrette stempeln das Kleid vollends zu einem bezeichnenden Modell von 1913. Der ganz anders geformte Hut zu dem gelben, kirschrot gestickten seidenen Bolerojäckchen (Abb. 2) ist gleichfalls typisch für unsere Modeepoche, die zwar die kleinen hochstrebenden Hüte des vorbeschriebenen Genres bevorzugt, dabei aber bestrebt ist, die Mode je nach der Individualität zu ändern und nicht einer Eintönigkeit das Wort zu reden. Die Form ist niedrig und weich und läßt an Stelle der hochstrebenden Garnierung eine auf dem hochgeschlagenen Rand ruhende Bandrosette sehen, die sich in das immer beliebter werdende, um das Kinn geschlungene Kapottenband fortsetzt. Das Kleid auf Abb. 1 endlich zeigt sich uns in drei verschiedenen Ansichten. Bei 1a ist es ein ziemlich einfaches, offenkundig korsettlos getragenes Kleid, von unauffälliger Eleganz, aus kirschrotem, weichem Samt mit breitem, gold- und kirschrot getöntem Bortenbesatz auf Rock und Mieder. Der flache runde Ausschnitt, die halben Aermel, die schlichte, von einem Goldband und kirschrotem kleinem Reiher vervollständigte Coiffure, die breite Goldschnallen tragenden roten, hochhackigen Seidenschuhe — alles zusammen ruft den Eindruck anspruchsloser Eleganz hervor. Abb. 1b aber läßt auch die Zipfelschleppe mit dem reichen goldroten Brocheebesatz erkennen, und Abb. 1c gar zeigt an, daß das Gewand sich in der Mittelnaht weit auseinanderteilen läßt, um ein Vorderteil von schwerem Goldstoff freizugeben. Die drei verschiedenen Haartrachten auf den drei Bildern (Reiher, ungeschmückter Kopf und kleiner herabgebogener Blumenhut) sind recht charakteristisch für die Eigenart unserer Sommermode. Da sie den Ausschnitt auch am Tageskleid jeder Art stark erweitert, schafft sie ein Kleid wie dieses Modell ebenso passend für Nachmittagsbesuche wie für den Hausgebrauch oder für Geselligkeitzwecke. Also läßt sich auch in der neuen Mode Kleidsamkeit mit Zweckmäßigkeit vereinen. Klementine.

Griechische Wälder.

Von Dr. Adolf Stengel, K. K. Forstrat, Athen. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Alljährlich führt die Reisezeit zahlreiche Fremde nach Griechenland. Das Ziel ist das alte Hellas mit seinen Kunstschätzen und Architekturdenkmälern. Athen, Delphi, Olympia und etwa noch Mykenä, Akrokorinth werden besucht und ab und zu zur Vervollständigung des Altertumstudiums auch ein Ausflug ins Land unternommen, um Gegenden zu sehen, in denen berühmte Schlachten geschlagen worden sind, in die die

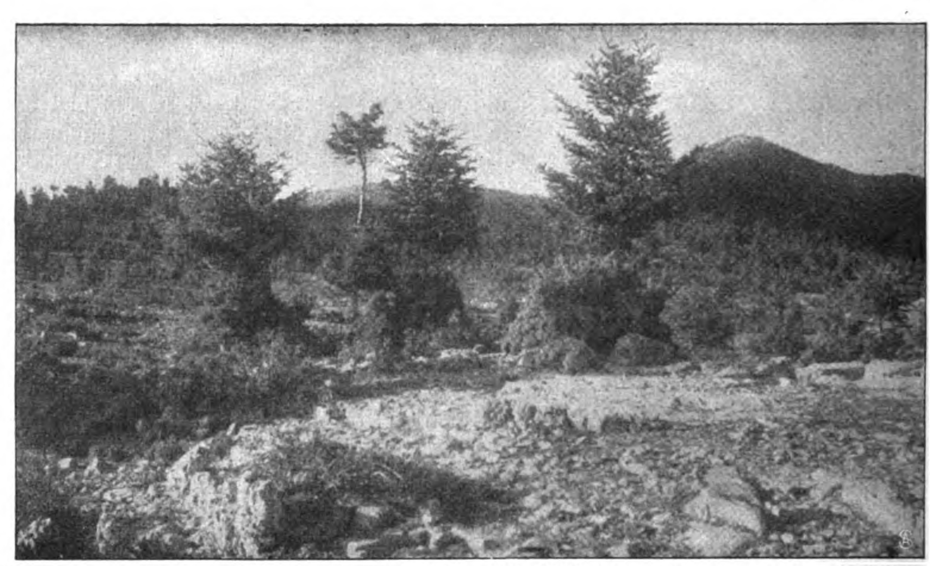


Partie aus Westthessalien nahe der türkischen Grenze.

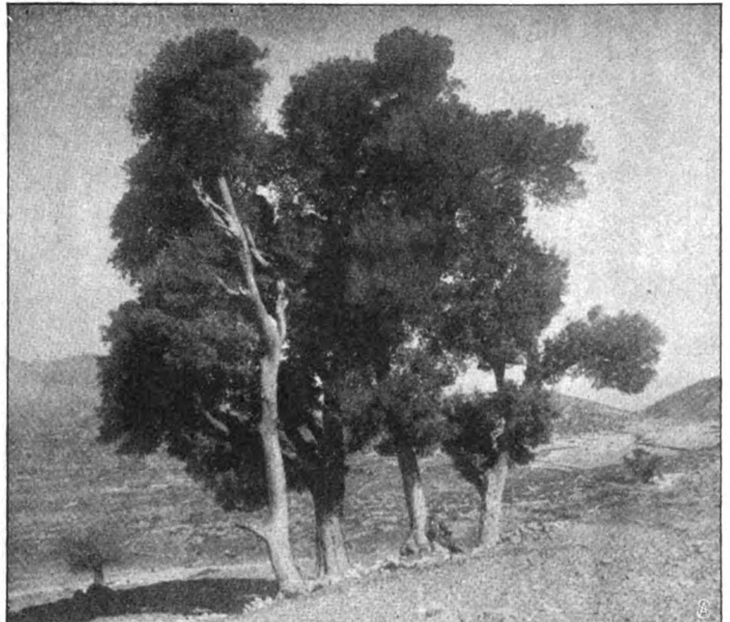


Mythe den Sitz der Götter verlegt hat usw. Das Land selbst, wie es heute ist, kommt bei diesen Ausflügen meist gar nicht in Betracht. Und doch bietet es viel Sehenswertes, macht einen Besuch durch aparte Landschaftsbilder, prächtige, nicht selten wildromantische Gebirgszenerien, märchenhaft schöne Farbentönungen ebenso lohnend wie etwa das vielbereiste Italien.

Die Ursache dieses Verhaltens des reisenden Publikums liegt vor allem in der allerdings nicht ganz unbegründeten Scheu vor den Unbequemlichkeiten des Reisens im Innern des Landes. Diese sind indessen lange nicht so groß, wie man sie sich vorzustellen pflegt, zumal die außerordentliche Gastfreundlichkeit der Bevölkerung bis zu einem gewissen Grad den Mangel besonderer Einrichtungen für den Reisenden ersetzt. Anderseits läßt sich manch lohnender Ausflug im Federwagen von Städten mit leidlichen Gasthöfen aus in einem Tag abmachen, so daß die Frage der Unterkunft gar nicht in Betracht kommt.

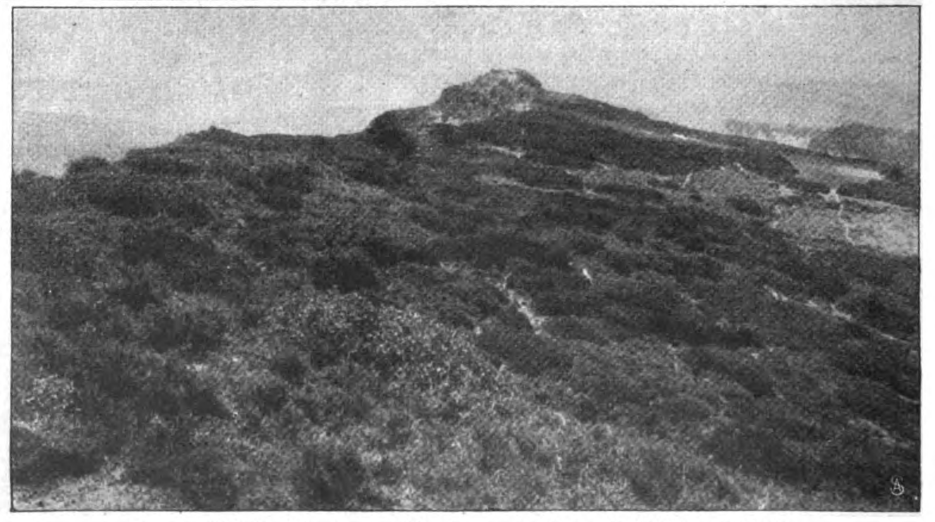


„Kollerbüsche“ (von Ziegen verbissene Tannen) in Arkadien.



Kermeseichen in Arkadien.

Manchen dürfte auch die Furcht vor der angeblichen Unsicherheit im Land abhalten, von den vielbegangenen Verkehrstraßen abzuzweigen. Ganz mit Unrecht. Die Sicherheitsverhältnisse lassen heute nichts zu wünschen übrig dank den aufrichtigen, energischen Bemühungen der Regierung, die über das ganze Land ein engmaschiges Netz starker Gendarmerieposten spannte und längs der türkischen Grenze eine Reihe von Wachthäusern errichtete. Diese mit den braven Grenztruppen — den Evzonen — besetzt, haben unter anderen auch die Aufgabe, den Uebertritt von Räuberbanden aus Mazedonien und Albanien zu verhüten sowie etwaigen Verkehr zweifelhafter Individuen mit gleichgesinnten Genossen jenseit der



„Frygana“-Bodenüberzug, gebildet von nieorigen, stachlichten Sträuchern.



Holztrift am Pinios in Westthessalien.

Grenze zu unterbinden, trefflich erfüllt(Abb.S.1189). Nicht zuletzt dürfte an der erwähnten Interesselosigkeit des reisenden Publikums der Umstand Schuld tragen, daß das Bild, das sich ihm beim Besuch der meisten Altertumstätten, besonders aber jener in Attika, darbietet, infolge des Fehlens des Grüns als Grundton in der Landschaft etwas Trauriges, wenig Anziehendes in sich trägt. Die Verhältnisse liegen jedoch in vielen Teilen des Landes weit günstiger. Ist doch Griechenland keineswegs des Waldschmucks bar, besitzt vielmehr da und dort in wechselnder Verteilung ganz ansehnliche Waldkomplexe.

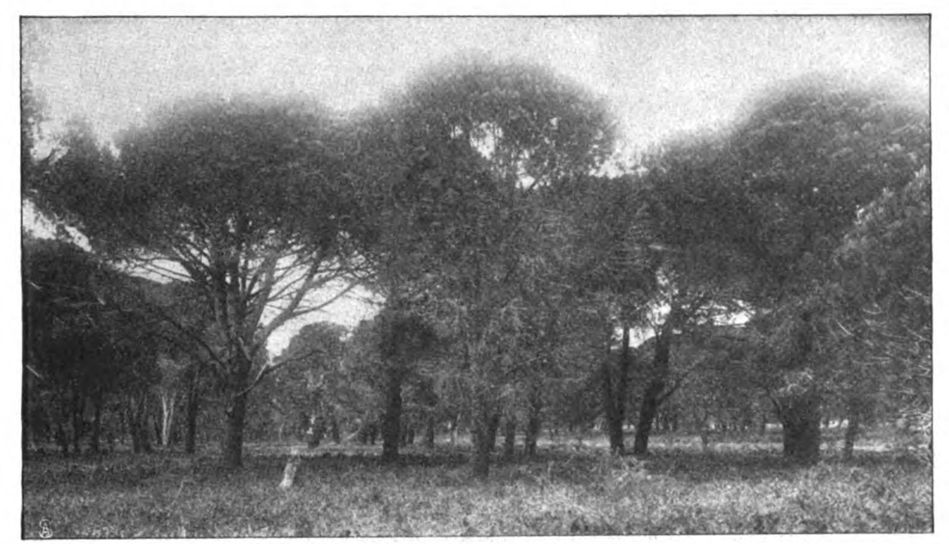
Ueberdies ist Griechenland reich an Flächen, die mit dem der mediterranen Zone eigentümlichen Buschwald — der



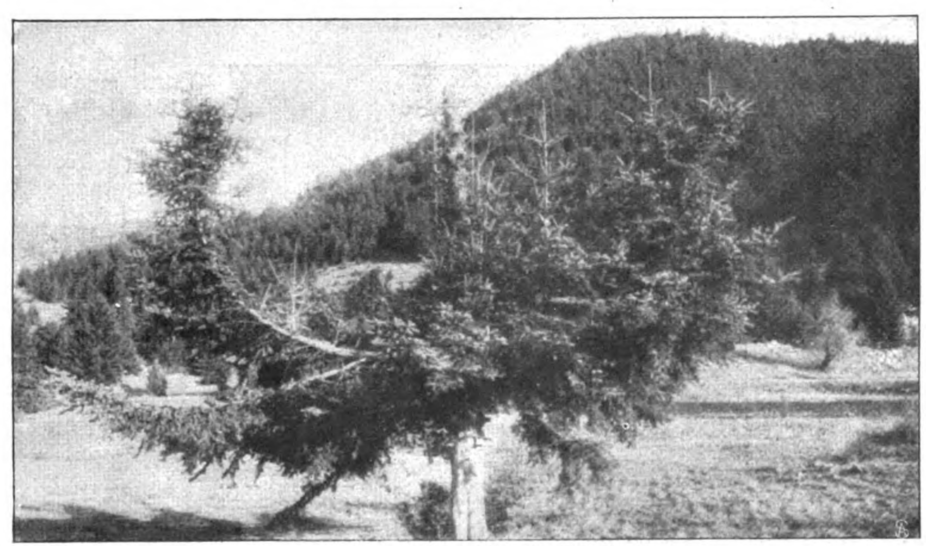
Rotbuchen am Kissavos (Ossagebirge) in Ostthessalien.

Maccie — bedeckt sind. Dieser, aus einer Reihe immergrüner Sträucher zusammengesetzt, breitet sich in den wärmeren Tieflagen der Gebirge, meist in der Nähe der Küsten aus und bildet — oft von einem schüttern Oberholz hochstämmiger Holzarten (Aleppokiefer, ab und zu sommergrüne Eichen usw.) beschirmt — den Uebergang zum Hochwald in unserm Sinn. Anderseits schiebt sich zwischen die Maccie und das eigentliche Oedland die „Frygana" ein. Sie wird aus niedrigen, scharfbedornten Kleinsträuchern gebildet und überzieht den Boden in dicht verfilzten großen Polstern, wie wir dies auf dem Landschaftsbild bei Gummeron im Peloponnes sehen (Abbildung S. 1190).

Ganz eigentümlich ist der Eindruck,



Pinienbestand im Westpeloponnes.



„Kandelabertanne“ in Arkadien.



Waldbild an der Straße Tripolis-Vytina in Arkadien.

den der Wanderer aus dem Norden empfängt, wenn er unter dem immer blauen, heißen griechischen Himmel aus ödem, karstigem Gebiet in einen schattigen Hochwald tritt, der ihn glauben läßt, er befinde sich in Forsten seiner Heimat. Einen solchen Wald besitzt Arkadien, wo etwa 18,000 Hektar des Menalongebirges und der peloponnesischen Zentralkette von schönen, geschlossenen Schwarzwäldern bedeckt sind. Ein Teil dieser wird von der ebenso kühn wie kunstvoll angelegten und wohlgepflegten Straße Tripolis-Vytina durchzogen, von der aus sich allenthalben reizende Ausblicke in bewaldete Täler und auf gut bestockte Berglehnen eröffnen (Abb. untenst.).

Die den Bestand bildende Holzart ist hier die in Habitus viel mehr an unsere Rotfichte (Picca excelsa Link.) als an ihre nordische Schwester, die Weißtanne (Abies pectinata D. C.), erinnernde Königin-Amalien-Tanne, eine Varietät der kephalonischen Tanne (Abies cephalonica Laud.). Von ihren besonderen Eigenschaften wäre eine große Widerstandskraft gegen Mißhandlungen zu erwähnen. Zahlreiche „Kollerbüsche“ — von den Ziegen durch viele Jahre zu regelmäßig geformten Kegeln verbissene Baumindividuen — schießen, nachdem sie mit ihrem Wipfel dem Maul der Ziege entwachsen sind, rasch in die Höhe und entwickeln dann bald oberhalb des Kegels eine regelmäßig geformte Baumkrone (Abb. S. 1190).

Im Wesen auf das gleiche ist die Fähigkeit zurückzuführen, bei Verlust der oberen Stammpartie Seitenäste oder



einzelne Zweige zu Tochterstämmen auszubilden, wodurch mit der Zeit mehrwipflige sogenannte Kandelaberbäume entstehen (Abb. S. 1192).

Außer in dem genannten Gebiet finden wir diese sowie die zweite Varietät der Abies cephalonica, die Abies Apollinis, in mehr oder weniger ausgedehnten Beständen auf ganz Griechenland verteilt. Hervorzuheben wären besonders die Bestände im westlichen Thessalien und im Westen von Zentralgriechenland. Hier arbeitet in leider viel zu intensiver und die Gebote der rationellen Forstbenutzung mißachtender Weise die Holzaxt an der Exploitierung der Wälder, deren Produkte in wilder Trift bis zu den Sägewerken gebracht werden (Abb. S. 1191).

Die Tanne tritt in Griechenland meist in reinen Beständen auf. Ab und zu gesellt sich ihr die Schwarzföhre (Pinus Laricio Poir.) bei, die ihrerseits gleichfalls in reinen Beständen vorkommt. Während aber diese zwei Holzarten im allgemeinen die oberen Partien der von der Meeresküste abgerückten Gebirge bedecken, übernimmt in tieferen Lagen in der Nähe der Küste ihre Rolle die Aleppokiefer (Pinus halepensis Mill.), die wiederum näher dem Meeresstrand stellenweise der Pinie (Pinus Pinea L.) den Platz räumt. Aleppokiefer und Pinie, besonders aber die letztgenannte, sind heute zumeist auf mehr oder weniger große Horste und Einzelständer zurückgedrängt, wenn auch stellenweise noch schöne geschlossene Bestände von beiden (Aleppokiefer am Parnaß, Pinie an der Westküste des Peloponnes) anzutreffen sind (Abb. S. 1192). Von den Laubhölzern gebührt im griechischen Wald der erste Platz den Eichen, von denen Elis und Thessalien die größten geschlossenen Komplexe aufzuweisen haben. Unter den überaus zahlreichen Spezies dieser Holzart verdient die ungarische Eiche, Quercus conferta Kit. mit ihren Varietäten, wegen ihrer Raschwüchsigkeit, der vorzüglich geradlinigen Schaftausbildung und schier unverwüstlichen Ausschlagskraft hervorgehoben zu werden. Unter den wintergrünen Eichen ist es die Kermeseiche, Quercus coecifera L., die über ganz Griechenland verbreitet ist und als Hauptelement der Maccie einen großen Anteil an der Bestandesbildung im ganzen Land hat. Sie kommt übrigens in einer wahrscheinlich besonderen Varietät auch hochstämmig vor und erreicht dann, allerdings erst nach vielen Jahren, ganz bedeutende Dimensionen (Abb. S. 1190).

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, zu konstatieren, daß unsere Rotbuche (Fagus sylvatica L.) nicht selten in ausgedehnten reinen Beständen vorkommt und, über die Region der sommergrünen Eichen und der Nadelhölzer emporsteigend, meist den obersten Gürtel der Baumvegetation bildet. Bei tiefgründigem, frischem Boden sind mitunter Bestände dieser Holzart anzutreffen, die in der Ausbildung der Stämme, den Höhen- und Stärkendimensionen den besten Bonitäten Mitteleuropas nicht nachstehen (Abb. S. 1191).

Die übrigen in Griechenland heimischen Holzarten sind wegen ihres beschränkten Vorkommens von untergeordneter Bedeutung, wenn auch einzelnen von ihnen, wie z. B. der Edelkastanie und der Zypresse, im zukünftigen Kulturforst eine wichtige Rolle zufallen dürfte.

Mutterleid.

Draußen in Regen und Wind
Irrt mein liebstes Kind.
Irrt in der Fremde friedlos umher,
Findet niemals nach Hause mehr.

Als es noch klein und hilflos war,
Küßt ich oft selig sein lichtes Haar,
Dachte, wir wollten nie uns trennen,
Sollte nie Hunger und Kälte kennen.

Draußen in Regen und Wind
Irrt mein liebstes Kind,
Trägt an seinem Leben so schwer,
Findet niemals nach Hause mehr.

Else Bardenwerper.



Bilder aus aller Welt.

Zu den vielen Feierlichkeiten, die in dem Erinnerungsjahr 1913 bisher im Deutschen Reich veranstaltet wurden, gehörte auch ein wohlgelungenes Reiterfest der Erfurter Garnison. Unsere Bilder zeigen eine Offiziersquadrille in der Tracht der Lützower Jäger und den Prinzen Albert von Schleswig-Holstein als Zuschauer.



Phot. Benade.

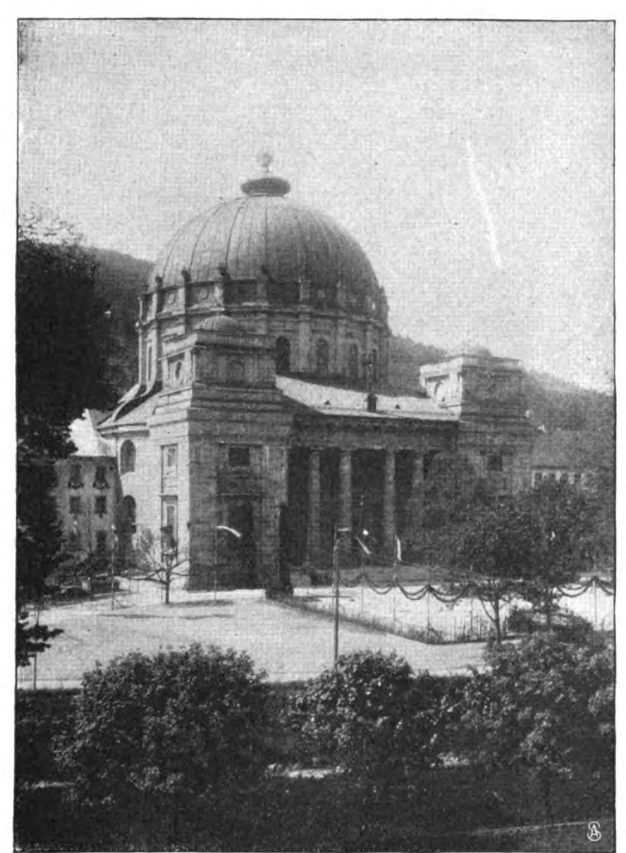
Ein Reiterfest in der Tracht der Lützower Jäger in Erfurt: Die Offiziersquadrille.

Prinz Albert von Schleswig-Holstein als Zuschauer.

In St. Blasien wurde die 1874 durch Feuer zerstörte alte Abteikirche wieder neu aufgebaut und kürzlich der Benutzung übergeben.

Der bekannte Berliner Pianist Bruno Hinze-Rein-





Die wiederaufgebaute Kirche der Benediktinerabtei in St. Blasien.

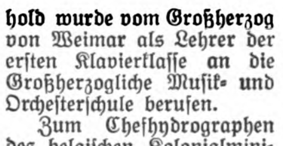


Phot. Dührkoop.

Bruno Hinze-Reinhold,
bekannter Pianist, wurde an die Orchesterschule nach Weimar berufen.



v. Willemoës d'Obry,
der neue Chefhydrograph des belgischen Kolonialministeriums.



hold wurde vom Großherzog von Weimar als Lehrer der ersten Klavierklasse an die Großherzogliche Musik- und Orchesterschule berufen.

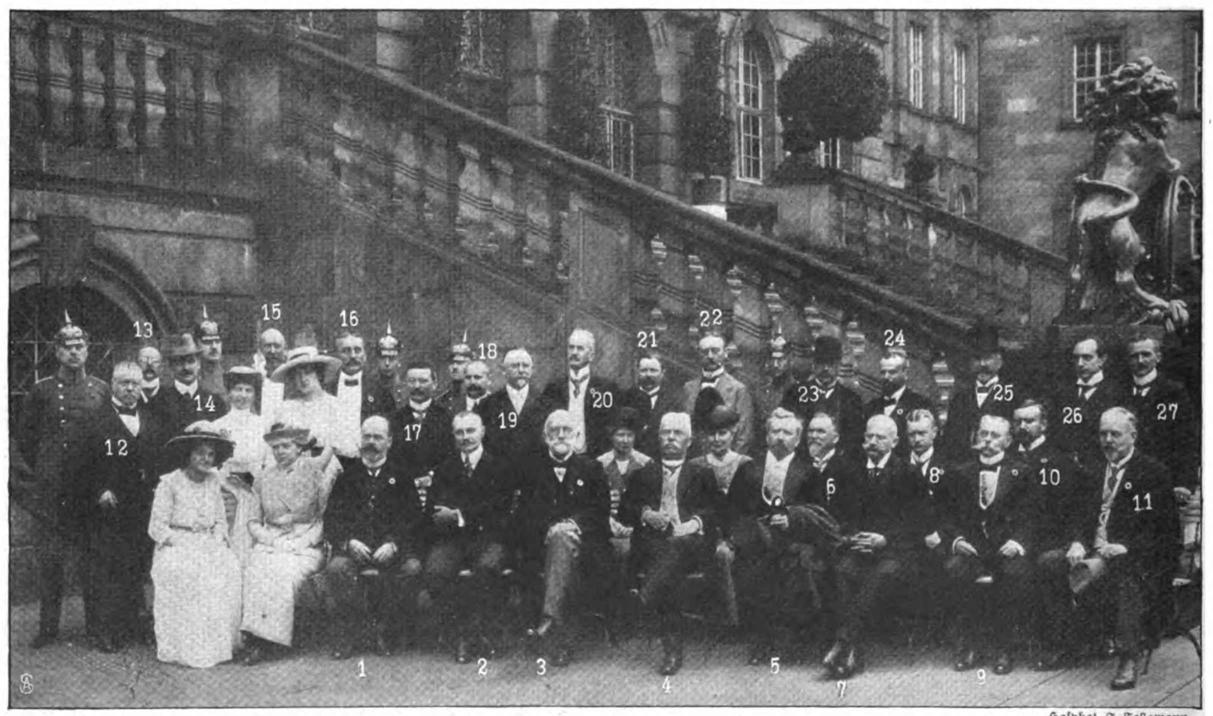
Zum Chefhydrographen des belgischen Kolonialministeriums wurde von Willemoës d'Obry ernannt. Er ist geborener Skandinavier und wird sich mit der Erforschung des Kongo befassen.

Der bekannte Lehrer für Statik und Ingenieurwissenschaften Geh. Rat Professor Dr. Ch. Mehrtens in Dresden beging seinen 70. Geburtstag.

In Kassel tagte die 15. Hauptversammlung des Deut-



Geh. Rat Prof. Ch. Mehrtens,
Dresden, bek. Ingenieur, wurde 70 Jahre.



Hofphot. F. Tellgmann.

1. Ministerialdirektor a. D. Dr. Hermes; 2. Oberbürgermeister Dr. Scholz; 3. Staatsminister Exzellenz von Möller, Vorsitzender; 4. Wirkl. Geh. Rat Exzellenz Dr. Förster; 5. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Hildebrand; 6. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Rumpf; 7. Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Dietrich; 8. Sanitätsrat Dr. von Wild; 9. Generaloberarzt z. D. Dr. Funcke; 10. Verkehrsinspektor Weber; 11. Geh. Reg.- u. Med.-Rat Dr. Rockwitz; 12. Geh. Justizrat Schröder; 13. Polizeiarzt Dr. Weigl; 14. Stadtrat Dr. Saran; 15. Dr. Schwidop; 16. Bürgermeister Dr. May; 17. Dr. Müller; 18. Dr. Blau; 19. Kreisarzt Dr. Fromm; 20. Bankier Schirmer; 21. Buchdruckereibesitzer Neumann; 22. Dr. Michael; 23. Kreisarzt Dr. Wittich; 24. Dr. Alsberg; 25. Stadtrat Kühnemann; 26. Sekretär Abendroth; 27. Sekretär Striening.

Von der 15. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene in Kassel.



Geraldine Farrar, die bekannte Opernsängerin. Zu ihrer europäischen Tournee.

Neuste Spezialaufnahme der „Woche“.





Der Eingang und der Hauptweg.

Von der Ausstellung an der Unterweser für Gewerbe, Industrie und Schiffahrt in Bremerhaven.

schen Vereins für Volkshygiene unter dem Vorsitz des früheren Staatsministers von Möller.

Geraldine Farrar, der Stern des Metropolitan Opera House in Neuyork, früher Mitglied der Königl. Oper in Berlin, weilt augenblicklich in Berlin. Unser Bild ist die neuste Aufnahme der durch Liebreiz und Stimme gleich bestrickenden Künstlerin.

In Bremerhaven wurde eine Unterweserausstellung eröffnet, sie führt die offizielle Bezeichnung „Ausstellung an der Unterweser für Gewerbe, Industrie und Schiffahrt“. In dieser Ausstellung soll ein anschauliches Bild von den Erwerbsquellen und Industrien, die im Unterwesergebiet die Hauptrolle spielen, gegeben werden.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 29. Berlin, den 19. Juli 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 29.



Die sieben Tage der Woche.

10. Juli.

Der Kaiser trifft auf seiner Nordlandreise in Bergen ein.

Bei der Reichstagsstichwahl in Salzwedel-Gardelegen wird an Stelle des konservativen Abgeordneten von Kröcher, dessen Mandat für ungültig erklärt wurde, der nationalliberale Bauernbündler Dr. Boehme gewählt.

In Wannsee stirbt, 76 Jahre alt, der Geheime Baurat und Berliner Stadtverordnete Walter Kyllmann (Portr. S. 1211).

Aus Marokko kommt die Nachricht, daß der bekannte deutsche Industrielle Robert Mannesmann auf seiner Farm bei Saffi, 48 Jahre alt, gestorben ist.

Die rumänische Armee überschreitet die bulgarische Grenze. Der rumänische Gesandte in Sofia macht hiervon der bulgarischen Regierung Mitteilung mit dem Bemerken, daß Rumänien bei der endgültigen Verteilung der Gebiete der europäischen Türkei mitreden werde.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß Bulgarien erklärt habe, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, überlasse es völlig der russischen Regierung, die Einstellung der Feindseligkeiten herbeizuführen.

11. Juli.

Bei der Reichstagsstichwahl in Zauch-Belzig wird an Stelle des Abgeordneten von Oertzen von der Reichspartei, dessen Mandat der Reichstag für ungültig erklärt hat, der Sozialdemokrat Ewald gewählt.

Vom mazedonischen Kriegschauplatz wird gemeldet, daß die Griechen bei Demirhissar einen neuen Sieg über die Bulgaren errungen haben.

Die französische Kammer nimmt fast einstimmig einen Antrag auf Erlaß eines Gesetzes gegen die Antimilitaristen an.

Die Berliner bulgarische Gesandtschaft teilt mit, daß der Ministerrat in Sofia die Oberleitung des Heeres angewiesen hat, den Rumänen bei ihrem Einmarsch in bulgarisches Gebiet keinen Widerstand zu leisten.

12. Juli.

Der Kaiser trifft an Bord der „Hohenzollern" in Balholm ein.

In Leipzig wird das 12. Deutsche Turnfest eröffnet (Abb. S. 1205 u. 1206).

König Konstantin von Griechenland erläßt einen Protest gegen die von den Bulgaren verübten Grausamkeiten.

Die türkische Armee erhält den Befehl, die von den Bulgaren noch nicht geräumten, der Türkei verbliebenen Orte zu besetzen.

13. Juli.

In Breslau wird der 35. Abgeordnetentag des Deutschen Kriegerbundes eröffnet.

14. Juli.

Die rumänische Regierung stellt dem bulgarischen Gesandten in Bukarest seine Pässe zu.

Aus Sebastopol wird gemeldet, daß die dorthin geflüchtete bulgarische Flotte auf Anordnung des russischen Hafenkommandanten ihre Geschütze an Land gebracht hat.

15. Juli.

Die Arbeiter der Hamburger Werft Blohm & Voß stellen die Arbeit ein. Die Arbeiter aller übrigen Hamburger Seeschiffswerften schließen sich dem Ausstand fast ausnahmslos an.

16. Juli.

Das rumänische Parlament wird mit einer Thronrede eröffnet, die einige durch den Kriegszustand notwendig gewordene Gesetzentwürfe ankündigt; einer von ihnen ermächtigt die Regierung, erforderlichenfalls den Belagerungszustand zu verhängen.

Ernährungsfragen.

Von Prof. E. von Düring (Semmering).

Wissenschaftlich und praktisch sind in den letzten zehn Jahren Erfahrungen in der Ernährungsfrage gewonnen, die erst teilweise Allgemeingut, auch der Ärzte, zu werden beginnen. Ja, man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Anschauungen, die wir älteren Ärzte aus der Zeit unseres Studiums mitbekommen haben und die sich an die Namen von Voit und Pettenkofer knüpfen, selbst von Autoritäten gegenüber den neueren Anschauungen verteidigt und festgehalten werden — zum Schaden besserer Allgemeinerkenntnis.

Und doch werden diese neugewonnenen Anschauungen langsam, aber sicher ihren Weg machen, denn sie sind für die Volksgesundheit, für die Nationalökonomie und sogar für die Ethik von großer Bedeutung.

Für die Volksgesundheit — weil, wenn wir gelernt haben, daß unsere Ernährungsgrundsätze falsch, daß sie Ursache vieler Leiden, besonders nervöser Beschwerden, sind, eine bessere Erkenntnis Platz greifen und ihre Befolgung viele Menschen gesünder machen wird.

Für die Nationalökonomie — weil die Erkenntnis von der Überschätzung der Fleisch-Eiweißernährung, von der Unterschätzung der viel billigeren Kohlenhydratnahrung auch dem Minderbemittelten erlaubt, gut, ausreichend und billiger zu leben; weil dann das Wort von der „Fleischteuerung" viel von seiner sozialen Bedeutung verliert.

Für die Ethik — weil bei größerer Gesundheit eine größere individuelle Leistungsfähigkeit, ein größerer

Optimismus, eine persönliche Fröhlichkeit und Zufriedenheit eintritt; und ganz besonders, weil die Fleisch-Eiweißfrage eng mit der Alkoholfrage zusammenhängt! Die einseitige, meist noch gewürzte Fleisch-Eiweißkost (einbegriffen Würste und dergleichen) mit ihrem Reichtum an Salzen und Extraktivstoffen zwingt zu größerer Flüssigkeitsaufnahme — man muß trinken; und daß da ein gutes Glas Bier einem Glas Wasser vorgezogen wird, ist klar!

Wir haben gelernt nach Voit, daß der erwachsene Mensch 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlenhydrate nötig hat zu seiner Ernährung. Ich will kurz hinzufügen, ohne auf Erklärungen einzugehen, daß wir die Nahrung jetzt nach „Kalorien", Wärme- oder Verbrennungseinheiten, berechnen; es enthalten ein Gramm Eiweiß und ein Gramm Kohlenhydrat je 4.1 Kal., ein Gramm Fett 9.3 Kal. Berechnet man die obigen Zahlen nach ihrem Kalorienwert, so ergibt das einen Tagesbedarf von 3054.6 Kal.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ich mich an dieser Stelle nur auf Mitteilungen von Tatsachen und deren Deutung beschränken muß, ohne mich auf die ausführliche Begründung einlassen zu können. Der zweifellose Fehler der Voitschen Untersuchungen beruht darauf, daß er beliebige, bei einer ihnen gewohnten Kost sich wohl und leistungsfähig befindende Menschen zur Feststellung des Eiweißbedarfs genommen hat. Damit ist festgestellt, daß der betreffende Mensch soundso viel Gramm Eiweiß verbraucht — aber nicht, daß der Mensch überhaupt diese Menge gebraucht.

Darüber, daß die Voitschen Zahlen den Durchschnittsbedarf bedeutend übersteigen, darüber ist kaum noch ein Zweifel, das wird von allen Physiologen und Praktikern im Grundsatz zugegeben. Aber die praktischen Folgerungen aus dieser Erkenntnis werden entweder nicht oder sehr zögernd gezogen und häufig mit dem Zusatz, daß zwar eine niedrigere Zahl ausreichend, insbesondere aber eine reichliche Eiweißernährung doch anscheinend gut und nötig sei.

Das ist nun zweifellos nicht richtig. Es ist sehr interessant zu sehen, zu welchen Ergebnissen ausgedehnte, folgerichtig durchgeführte Untersuchungen gekommen sind. Wir wollen da besonders zwei Forscher zu Wort kommen lassen: Chittenden in Amerika und Hindhede in Kopenhagen, von denen letzterer sich durch große Originalität auszeichnet und durch einen gewissen begeisterten Fanatismus den Widerspruch stark hervorruft.

Einer unserer großen Kliniker hat vor einiger Zeit die Bemerkung gemacht in bezug auf die Vertreter neuer Anschauungen und neuer Richtungen in der Therapie, daß sie in der Art urwüchsig-burschikoser Jugend die Älteren brüskierend vorgehen und dadurch Widerspruch erregen und sich nicht grade beliebt machen. Darin liegt eine Kern von Wahrheit und trifft in etwas auch auf Hindhede zu. Gleichwohl möchte ich jedem, der sich für Ernährungsfragen interessiert, das Studium des Hindhedeschen Buches „Eine Reform unserer Ernährung" (und des dazugehörigen Kochbuches) empfehlen. Nicht als ob ich nun seine Normen oder seine Anschauungen zu den meinigen machen möchte. Aber er hat recht, er weist schlagend nach, daß der Mensch bei einer ganz anders zusammengesetzten und bei bedeutend mäßigerer Ernährung sehr wohl, sehr frisch sich durchaus im normalen Ernährungszustand halten und glänzend leistungsfähig sein kann. Ohne also die recht radikale Richtung mitzumachen — die, ich betone es noch einmal, sicher keinen Schaden bringt — bleibe ich bei denen, die eine mannigfaltigere Kost und mehr Fleisch genießen, in der Überzeugung, daß das Geheimnis der gesunden Ernährung in der sorgfältigen Zubereitung (langsamem Kochen), dem guten Kauen — und vor allen Dingen in der Mäßigkeit liegt!

Wie finden in Hindhedes Buch kurz alle früheren, die Voitschen Versuche in Frage stellenden Untersuchungen zusammengestellt — eigentümlich ist es, daß die Autorität Voits sie alle vor der Schlußfolgerung: der Voitsche Standard ist falsch, haltmachen ließ — und man kann ruhig sagen, heute unsere Ernährungsphysiologen noch haltmachen läßt. So führt Hindhede z. B. die Untersuchung Prof. Saffas bei einer lediglich von Obst (frisch und trocken), Gemüsen und etwas Getreidenahrung lebenden Familie an, deren Nahrung statt der 120 Gramm 33—24 Gramm Eiweiß und statt der vorausgesetzten 2400—1500 Kalorien (es handelt sich um Frauen und Kinder) 1300—1200 Kalorien enthielt. Bei dieser, nach unseren Anschauungen „Unterernährung" nehmen die Kinder an Gewicht zu. Aber trotzdem zögert Saffa, hieraus einen praktischen Schluß zu ziehen. Es wäre verlockend, hier länger zu verweilen — aber ich will nur kurz die so vielfach seit Jahren zitierten Chittendenschen Versuche anführen, die für Hindhede von Beginn an sehr wichtig geworden sind.

Der Ausgang für Chittendens Versuche waren die am eigenen Körper angestellten Versuche des vielgenannten Mr. Fletcher (dessen Buch „Die Freßsucht" wohl vielen bekannt ist). Fletcher hat in höheren Lebensjahren seine Gesundheit wiedererlangt und sich körperlich leistungsfähig erhalten bei einer aus Getreide, Milch und Zucker bestehenden Nahrung, die nur 44.9 Gramm Eiweiß, 38 Gramm Fett, 253 Gramm Kohlenhydrate, also nur 1106 Kalorien enthielt; dabei führte er ohne Übung und ohne Anstrengung körperliche Leistungen aus, die nach dem Bericht des Direktors des gymnastischen Instituts der Yale-Universität, Dr. William Anderson, sonst nur von trainierten Athleten geleistet wurden! (Übrigens sind Fletchers Anschauungen und Ausführungen kolossal übertrieben, zum Teil undurchführbar und zum Teil entschieden schädlich.) Interessant ist aber, daß die Ernährungsziffer entschieden genügte. Fletcher veranlaßte Chittenden unter Bereitstellung größerer Mittel, ausgedehnte Versuche zu machen. 27 Männer: 6 Professoren des Kollegs, 8 sporttreibende Studenten und 13 Soldaten — und Chittenden selbst — unterwarfen sich fünf Monate lang systematischen Untersuchungen. Es zeigte sich, daß durchschnittlich zirka 50 Gramm Eiweiß genügen, um im Ernährungsgleichgewicht frisch und leistungsfähig zu bleiben. Ja, Chittenden, der durchschnittlich während der Versuche an sich selbst nur zirka 1600 Kalorien Nahrung und 40 Gramm Eiweiß zu sich genommen hat, sagt:

„Gesundheit, Stärke, geistige und körperliche Kraft haben sich ungeschwächt erhalten, und ich gewinne immer mehr die Überzeugung, daß in vielen Beziehungen eine merkliche Besserung sowohl des körperlichen als auch des seelischen Zustandes eingetreten ist. Mehr Freisein von Müdigkeit, größere Arbeitslust, mehr Freisein von kleinen Unpäßlichkeiten stehen meiner Überzeugung nach mit dem verminderten Eiweißumsatz in Verbindung. Ich bin mir zwar vollständig darüber klar, daß man darin vorsichtig sein muß, seine Empfindungen als Maß für die körper-



liche und geistige Verfassung zu benutzen, aber ich bin gegenüber jedem Symptom und Gefühl während all dieser Experimente sehr auf der Hut gewesen und hege jetzt die Überzeugung, daß viel Gutes zu gewinnen ist dabei, daß man sich an eine Kost gewöhnt, die mit den wirklichen Bedürfnissen des Körpers mehr übereinstimmt. Wenn man z. B. an 40 Gramm Eiweiß und 2000 Kalorien genug hat, warum sollte man dann seine Organe mit dreimal soviel Eiweiß und anderthalbmal soviel Kalorien überladen? Indem ich schließlich meine Erfahrungen zusammenfasse, bin ich geneigt zu sagen, daß ich, während ich diese Experimente anfing allein zu dem Zweck, die Frage von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus zu studieren, von dem großen Gewinn für den Körper bei dieser Lebensweise so fest überzeugt worden bin und mein System sich so daran gewöhnt hat, daß ich durchaus keine Lust verspüre, zu den liberaleren diätetischen Gewohnheiten der früheren Jahre zurückzukehren."

Ich habe Chittendens Worte so ausführlich hierhergesetzt, weil sie von einem Wissenschaftler kommen, der nicht etwa von der Überzeugung ausgehend — wie Hindhede — daß unsere Voitschen Grundsätze falsch sind, diese seine Überzeugung durch das Experiment beweisen wollte, sondern von einem Anhänger der bisher gültigen Standardzahlen, der durch das unerwartete Ergebnis seiner Versuche mit seinen früheren Überzeugungen zu brechen gezwungen wurde.

Hindhede war von vornherein überzeugt, daß die „Schulzahlen" falsch sind. Es ist amüsant zu lesen, wie dieser „Bauernjung" mit seinem neugewonnenen Wissen zu Hause reformieren will — wie er aber stutzig wird, daß seine Heimatsgenossen bei, nach der herrschenden Ansicht „irrationeller" Lebensweise so frisch, kräftig und gesund sind. Wie er nun, ich möchte fast sagen, vom entgegengesetzten Ende wie Chittenden beginnend, festzustellen versucht an den freiwillig sich zur Verfügung stellenden Männern, dann an seiner Familie: mit wie wenig Nahrung, mit wie wenig Eiweiß, bei wie billiger, einfacher Kost sich der Mensch frisch, kräftig, gesund, leistungsfähig und glücklich fühlt und — wie billig man leben kann, ohne sich zu schädigen!

Es würde den zur Verfügung stehenden Raum überschreiten — oder vielleicht einem späteren Aufsatz vorbehalten bleiben, auf diese eigenartigen, interessanten Versuche einzugehen. Aber als Kuriosum will ich einige Tatsachen mitteilen. Bei einer aus Gerstengrütze, Grünkohlsuppe, Kartoffeln und Kartoffelsalat, Pfannkuchen, Schwarz- und Roggenbrot, Milch, Zucker, Tee und Margarine bestehenden Nahrung kommt Hindhede auf eine durchaus — vom praktischen Standpunkt aus, nicht dem des Wohllebens — durchführbare Ernährung mit 2133 Kalorien pro Tag und 40 Gramm Eiweiß und einer Ausgabe von 32 Pfennigen! Pro Tag und Kopf! Nehmen wir selbst an, was zweifellos der Fall, dieser Preis sei für Berliner Verhältnisse zu niedrig bemessen, sagen wir selbst, es koste hier das Doppelte — mit zirka 60 Pf. pro Tag — für eine Person berechnet — durchaus genügend und zweckentsprechend ernährt zu werden, ist sicher ein Ideal, was mancher noch so Entsagungsfähige für unmöglich halten würde!

Hindhede selbst, seine ganze Familie, alle, die sich ihm angeschlossen haben, sind schlank, muskulös, gesund, sehr leistungsfähig. Ich wiederhole, was ich oben sagte — ich lebe lieber anders und die meisten Menschen wohl auch. Aber was wir alle und besonders wir Ärzte aus diesen Erfahrungen lernen sollten, ist, daß wir uns über die genügende Ernährung unter unseren sozialen Verhältnissen nicht so viele Sorgen zu machen brauchen wie über die richtige. Fast alle sind wir und unsere Patienten überernährt, und die Überernährung ist die Ursache von allen möglichen Beschwerden und späteren Organerkrankungen. Es wird ja jetzt der Diätetik in der Therapie eine weitgehende, durchaus ernste und nötige Aufmerksamkeit geschenkt, und diätetische Kochbücher erscheinen in Masse. Aber alle diätetischen Vorschriften, alle Kochbücher sind auf dem Grundsatz aufgebaut: nur ja genügend ernähren, nur ja das genügende Eiweiß! Niemals wird der Gedanke ausgesprochen, daß eine Unterernährung auch einmal recht heilsam sein kann, daß es viele Organismen gibt, die durch „Überernährung" „unterernährt" sind, d. h. der Organismus ist nicht imstande gewesen, die theoretisch vielleicht glänzend zusammengesetzte Nahrung auszunutzen, der Organismus ist deshalb voller Schlacken, kann das zugeführte Material gar nicht verwerten; deshalb tritt trotz anscheinender Überernährung unbedingt Unterernährung ein, Blutarmut, Schwäche, Müdigkeit und Appetitlosigkeit. Da bringen die Kochbücher die mannigfachsten Vorschriften und Ratschläge — Abwechslung, Gewürze usw. und vergessen: Hunger ist der beste Koch.

Wenn wir uns einmal umsehen und nachdenken, welchen biologischen Faktoren die oft verrücktesten, übertriebenen, einseitigen, häufig schädlichen, aber unbestreitbar in manchen Fällen erstaunliche Heilwirkungen erzielenden Diätkuren ihre Erfolge verdanken, Erfolge grade in Fällen, in denen die gewiegtesten Kliniker, die besten Ärzte versagt haben, Erfolge, die nicht lediglich auf der suggestiven Wirkung des Therapeuten beruhen — so ist es die allen diesen Kuren gemeinsame „Unterernährung". Ob es sich nun um Schrotsche Kur, um Rohkost-, Kartoffelkuren, um Fletcherismus usw. handelt — zunächst tritt eine ausgesprochene Unterernährung ein. Wie viele Menschen das nicht vertragen, darüber zugrunde gehen, einen nicht wieder gutzumachenden Schaden dadurch erleiden — darüber wird keine Statistik geführt. Aber diejenigen, die ohne wesentliche organische Leiden bei Überernährung leidend, nervös, schlaflos, arbeitsunfähig, psychisch deprimiert waren und sich nun — wie Chittenden und Hindhede es beschreiben, als „andere Menschen" fühlen — die machen den Ruhm dieser irrationellen, einseitigen Kuren. Wenn wir das biologische Prinzip erkannt haben, können wir dieselben Erfolge viel besser, viel dauernder, weil die vernünftige Diät stets beibehalten werden kann, und ohne Gefahr für die Patienten auch auf rationellerem Wege erreichen. Allerdings dürfen wir keine Angst vor gelegentlichen Abnahmen des Körpergewichts und einer anscheinend ungünstigen Stickstoffbilanz des Körpers haben. Die meisten Ärzte, die sich so sehr vor negativer Stickstoffbilanz fürchten, vergessen ganz, daß der Organismus das Körpereiweiß, also das, was seinen wichtigsten Baustein ausmacht, selbst beim Hungern, man kann sagen ängstlich, festhält!

So viel steht für mich fest: Unter unseren sozialen Verhältnissen ist die Zahl derer, die wegen Überernährung krank sind, so unendlich viel größer als die Zahl derer, die eine „nicht genügend ernährende" Kost bekommen, daß mir die Sorge, einen meiner Patienten in „Unterernährung" zu setzen, außerordentlich wenig Kopfzerbrechen macht! Hindhedes Versuche, verbunden mit einer außerordentlich geschickten, durch große Beredsam-



keit und glühende Begeisterung unterstützten Agitation im Dienst einer hygienisch, nationalökonomisch und sozial wichtigen Frage zu wirken, haben in Dänemark seit Jahren große Aufmerksamkeit erregt. Die öffentliche Meinung hat die Regierung gezwungen, diesem ganz, man könnte fast sagen kindlich selbstlosen Mann die Mittel zu gewähren, seine in der Praxis gewonnenen und auf theoretisch-praktischen Erwägungen begründeten Ansichten nun experimentell im Laboratorium zu begründen. Trotz aller Widerstände ist ihm jetzt an der Universität Kopenhagen ein mit allen Erfordernissen ausgerüstetes Laboratorium zur Verfügung gestellt. Die Forderung ist wesentlich damit begründet worden, welch außerordentlich nationalökonomische Bedeutung im Hinblick auf die teuren Fleischpreise dem wissenschaftlichen Nachweis zukomme, daß eine gesündere, auskömmliche Ernährung auf anderem, billigerem Wege zu erreichen sei! Auch die Bedeutung für die Alkoholfrage ist erkannt, und es ist zweifellos, daß in dem geistig äußerst regsamen, intelligenten Dänenvolk die Erkenntnis von der Richtigkeit der Hindhedeschen Anschauungen einer grundsätzlichen Änderung der ganzen Volksernährung durch staatliche und private Mittel die Wege bahnen wird. Was die energischen Nordländer darin zu leisten vermögen, beweist ja das früher alkoholverseuchteste Volk der Norweger, das heute das nüchternste Volk genannt werden darf.

Aber mit der nötigen Kritik und Reserve können wir andern alle davon lernen. Man vergesse nicht, daß die Durchsetzung neuer, unseren alten Anschauungen widersprechenden Ideen stets mit einer etwas fanatischen, zur Übertreibung neigenden Begeisterung einsetzen muß!

Garnisonvermehrung und Bürgerschaft.

Von Freiherrn von Seckendorff, Generalleutnant z. D.

Die letzte und größte Heeresverstärkung seit 1871 ist nicht zum geringsten mit aus der Erkenntnis des überwiegenden Teils unseres Volkes von ihrer Notwendigkeit entstanden, und die Durchführung gemäß der Regierungsforderung durch die Verteter „aller bürgerlichen“ Parteien daher pflichtgemäß gewährleistet worden. Das ist die unumstößliche und hocherfreuliche Tatsache in unserer politisch ernsten Zeit. Die Feststellung derselben und der Dank durch den Reichskanzler war daher voll gerechtfertigt. Von den letzten Errungenschaften und Opfern im Interesse unseres Volksheeres sind die für den weiteren Ausbau der allgemeinen Wehrpflicht die bedeutungsvollsten. Sie stellen sich in der 1913—1915 durchzuführenden Gesamtvermehrung der Friedenspräsenzstärke von 544 211 auf 661 176, also um 116 965 Mann dar. Einschließlich der Gestellungen für die Marine (78 846 Mann) werden danach künftig zum Waffendienst herangezogen: Preußen mit zugehörigen Kontingenten mit 1.152 850, Bayern mit 1.093 158, Sachsen mit 1.084 474, Württemberg mit 1.108 561, das Deutsche Reich mit 1.139 739 Prozent der Bevölkerung. Infolge der hieraus erwachsenden Neuformationen und Etatserhöhungen war die Verteilung und Unterbringung naturgemäß Gegenstand lebhafter Erörterungen.

Alle Wünsche der Magistrate, Provinzen und Abgeordneten für Truppenbelegung konnten nicht in Erfüllung gehen, da das Landesverteidigungs- und -Ausbildungs-Interesse voranstehen. Gleichwohl wird am 1. Oktober eine Anzahl neuer kleiner Garnisonen entstehen. Zu ihnen zählen: Stuhm in Westpreußen, Tarnowitz in Oberschlesien, Geldern in Westfalen, Villingen in Baden, Donaueschingen, Friedberg in Hessen, Holzminden, Eutin, Striegau, Mühlhausen in Thüringen, die je 1 Infanterie-Bataillon mit 19 Offizieren, 3 Beamten, 719 oder 641 Unteroffizieren und Mannschaften erhalten. Hierzu treten noch eine kleine westfälische Stadt für das neue Bataillon Infanterie-Regiments 158 in Paderborn und die neuen Standorte in Sachsen, Bayern und Württemberg. Als neue Kavallerie-Garnisonen werden Angerburg in Ostpreußen, Goldap, Tarnowitz, Lublinitz mit Regimentsstab und 4 Eskadrons oder einer Eskadron belegt. Das bedeutet einen Zuwachs von 34 Offizieren, 2 Beamten, 770 Unteroffizieren und Mannschaften und 776 Pferden für die größeren, von 4 Offizieren, zirka 160 Unteroffizieren und Mannschaften und zirka 150 Pferden für die kleineren Städte. Für Luftschiffer- und Flieger-Kompagnien treten Berlin (Markendorf), Hannover, Dresden, Düsseldorf, Darmstadt, Mannheim, Lahr in Baden, Königsberg in Preußen, Graudenz, Schneidemühl, Zeithain, Posen, Freiburg in Baden zu den vorhandenen hinzu. Die Stärke der Luftschiffer-Kompagnien beträgt 4 Offiziere, 165 Unteroffiziere und Mannschaften, die der Flieger-Kompagnien 4 Offiziere, 135 Unteroffiziere und Mannschaften. Von kleinen bestehenden Garnisonen erhalten Brieg, St. Avold und Saarlouis 1 Bataillon oder je 1 neues Kavallerie-Regiment, Mutzig im Elsaß und Lötzen in Ostpreußen je eine Festungs-Maschinengewehrabteilung und die Jäger- und Schützen-Bataillone in Potsdam, Berlin-Lichterfelde, Ortelsburg, Neustettin, Lübben, Naumburg an der Saale, Hirschberg, Öls, Bückeburg, Schlettstadt, Ratzeburg, Goslar, Marburg, Colmar im Elsaß außer den Maschinengewehr-Kompagnien je eine Radfahrer-Kompagnie in Stärke von 3 Offizieren, 113 Mann. Alle übrigen bestehenden Garnisonen erfahren schließlich durch neue Kommando-Behörden, Verschiebung von Feldartillerie-Batterien, Neuaufstellung von Pionier-Verkehrs- und Flieger-Bataillonen, Fußartillerie- und Train-Kompagnien sowie Erhöhung der Etats an Offizieren, Mannschaften und Pferden bei allen Waffen eine wesentliche Vermehrung.

Für alle Städte ist die Veränderung von großer Bedeutung, besonders für die mittelgroßen und kleinen neuen Garnisonen. Sie liegt in erster Linie auf wirtschaftlichem Gebiet. Der Umsatzzuwachs steigert sich erheblich. Er wird bedingt durch neue Bauten, gesteigerten Konsum aller Bedarfs- und Verpflegungsartikel sowie Beitrag der Offiziere und Beamten zu den Gemeindeabgaben und zu Wohltätigkeitszwecken. Dieser Umsatzzuwachs ist für eine neue Garnison mit einem Infanterie-Bataillon auf eine halbe Million Mark, für eine solche mit dem Stab und 4 Eskadrons eines Kavallerie-Regiments auf etwas mehr und mit einem ganzen Kavallerie-Regiment auf mindestens 600,000 Mark zu veranschlagen. Eine einzelne Eskadron würde mit 125,000 Mark Umsatzzuwachs einzuschätzen sein. Bei Grenzgarnisonen tritt die erhöhte Sicherheit bei gespannter politischer Lage oder Kriegsausbruch und in allen Standorten die Hilfe der Truppen bei Notständen als bedeutender Wertfaktor hinzu.



Vermehrte Arbeitsgelegenheit, der Verdienst und Neuerwerb kommen hauptsächlich den Kaufleuten, Lieferanten, Hausbesitzern, den umwohnenden Landwirten, den Handwerkern und Arbeitern aller Zweige zugute. Die Städte heben sich an Einwohnerzahl, baulichem Umfang, Schönheit der Anlagen, in bezug auf hygienische Einrichtungen und alle öffentlichen wie Verkehrsverhältnisse rasch, und der allgemeine Wohlstand mehrt sich.

So stehen den durch die Armeevermehrung dem Volke zugefallenen vergrößerten persönlichen und materiellen Opfern, abgesehen von dem daraus für Industrie und Handel im großen erwachsenden Nutzen, wesentliche wirtschaftliche Vorteile der beteiligten Garnisonen und ihrer Umgebung gegenüber.

Auf gleicher Höhe steht aber der ideelle Wertzuwachs im Volks- und Gemeindeinteresse. Die Armee ist und bleibt die große Fortbildungsschule auch in sittlicher und nationaler Beziehung für die männliche Jugend und in Erinnerung an treue Dienstzeit die Pflanzstätte für weitere Betätigung der ehemaligen Angehörigen in vaterländischem Sinne. Nichts im Leben wirkt mehr als das Beispiel, und so werden alle guten Elemente der Bürgerschaft mit ihrem Bataillon, Regiment oder ihrer Eskadron zusammenwirken in frohen und ernsten Zeiten, in Treue und Vaterlandsliebe. Die Zahl der abseits Stehenden wird sich namentlich in kleineren Städten vermindern. Die Bestrebungen der nationalen Jugendpflege werden an Umfang und Schwung infolge der zu leistenden Unterstützung zunehmen, und der persönliche und geistige Verkehr werden erfreulich wachsen. Wer wie ich in kleinen Garnisonen seine militärische Jugend glücklich verlebt und die Weiterentwicklung der liebgewonnenen Städte verfolgt hat, der wird dem zustimmen. Wie schön, inhaltreich und fröhlich kann sich nach ernster Arbeit das Leben zwischen Bevölkerung und Garnison gestalten, wenn der beiderseitige gute Wille vorhanden ist. Bei Ausschluß unrichtiger Konkurrenz bleibt die Militärmusik immer ein belebender und erfreuender Faktor. Sport, Feste und patriotische Feiern gewinnen an Leben, selbst die „Knüppelmusik" der Spielleute des alleinstehenden Bataillons und die Marschlieder werden gern gehört. Die örtlichen Krieger- und Militärvereine erhalten Unterstützung und neuen Zuzug. Flugmaschinen und Lenkluftschiffe lenken den Blick nach oben, Kraftfahrzeuge, Funkenstationen und alle technischen Einrichtungen treten vor die Augen — und der gemeinschaftliche Kirchgang läßt an den alten Soldatenspruch denken:

„Mit Gott und Welt sei stets gestellt,
Die Rechnung dein hübsch klar und rein!"

Die persönlichen Beziehungen zwischen Bürgerschaft und Truppe knüpfen sich rasch. Heiraten bringen Verwandtschaft. Die Magistrate und Zivilverwaltungen nehmen gern ihnen bekannte tüchtige Unteroffiziere in ihre Dienste, und in nicht langer Zeit heißt es: „Unser" Regiment, „unser" Bataillon, „unsere" Eskadron — und „unsere" Garnison, in der sich viele Freiwillige der Umgegend zum Diensteintritt melden werden. Beim Ausrücken wird die frische Weise erschallen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", und beim Einrücken „der alte Dessauer": „So leben wir" oder andere beliebte Armeemärsche.

Die Lage der meisten neuen Garnisonen ist schön. Die waldreichen Ufer der masurischen Seen bei Angerburg, die Nogat und Marienburg bei Stuhm, das nahe Riesengebirge bei Striegau, die Holsteinische Schweiz und die Kieler Bucht unweit Eutin, der Weserstrand bei Holzminden, die niederrheinische und holländische Landschaft bei Geldern, Schwarzwald und Donau bei Villingen und Donaueschingen, der Taunus und das Vogelsgebirge nahe bei Friedberg, der Thüringer Wald und die Goldene Aue bei Mühlhausen werden den Truppen in und außer Dienst reiche Abwechslung, Erholung und Erfrischung bieten.

So wird der Einzug der neuen Truppen für Bürgerschaft und Garnisonen Anlaß zu frohem Ausblick in die Zukunft geben.

Im Poloklub von Bagatelle.

Von Siegmund Feldmann. — Mit 8 Abb. von de Gwencky.

Wenn man die Sportspiele nicht bloß auf ihren hygienischen, sondern vor allem auf ihren gesellschaftlichen und dekorativen Wert hin ansieht, dann gebührt ohne jeden Zweifel dem Polo die Palme. Es ist mithin kein Wunder, daß die elegante Welt von Paris sich beim Aufmarsch in das Klubhaus von Bagatelle (Abb. S. 1202) so zahlreich zusammenfindet. Man sieht es dem Zug, in dem alle sich gut zu kennen scheinen, sofort an, daß dieser Zeitvertreib nur Herrschaften zugänglich ist, die guter Leute oder zum mindesten guter Kurse Kind sind. Nein, das ist kein Sport für Sie und mich. Sie können sich, auch ohne grade Rotschild beerbt zu haben, als Mitglied des Ruderklubs „Muskelprotz" hervortun, und ich kann mir zur Not trotz meiner trostlosen Vermögenslage immer noch ein Paar Skis kaufen; höchstens bleibe ich den dazugehörigen Sweater schuldig. Aber beim Polo ist es mit einem Sweater wahrhaftig nicht getan. Was ein richtiger Champion sein will, der sollte in seinem Stall allermindestens vier von jenen besondern Poloponys füttern, von denen ein jeder fast so teuer ist wie heutzutage ein falscher Rembrandt. Und da der team, um zu bestehen, die verwegensten Schulreiterkünste entwickeln muß, erfordert das Spiel obendrein ein sehr zeitraubendes Training. Zeit ist auch Geld. Und wo soll unsereins die hernehmen, wenn man bis Mittag schlafen und dann bis Mitternacht im Café sitzen und nachdenken muß!

Allein dieser Mangel soll Sie und mich nicht hindern, uns wenigstens als Zaungäste auf den Poloplatz im Boulogner Wäldchen zu begeben. Unterwegs kann ich Ihnen durch die Mitteilung imponieren, daß dies edle Spiel von einem indischen



Die drei Grazien des Poloplatzes.



Aufmarsch zum Polo.

Sträfling erfunden wurde, der dadurch seinen Kopf und den gestrengen Rajah vor der Langweile rettete; daß es von Indien nach Persien gelangte, wo es, wie ein Bild im British Museum zeigt, unter dem glorreichen Schah Afrasiah, Allah sei seinem Schatten gnädig, sogar von Frauen geritten wurde, bis es, erst 1860, in London auftauchte, dessen Gentlemen es bald nach dem Kontinent verpflanzten. Und wenn ich Sie noch belehrt habe, daß ein team jene vier Reiter sind, die unter Führung ihres back bemüht sind, den vom Unparteiischen auf die — ausgerechnet — immer 275 Meter lange und 183 breite Bahn geworfenen Ball hinter das goal oder Pfähle des Gegners zu schleudern („out" heißt das im bürger-

Madame Sommery,
eine bekannte Erscheinung auf dem Poloplatz.



Unaufmerksame Zuschauer.



lichen Tennis ungefähr), dann werden Sie sich gewiß im stillen sagen, daß Sie gar nicht geahnt hätten, was für ein patenter Kerl ich sei.

Unter diesen anregenden Gesprächen erreichen wir allmählich den Ground mit seinem äußerst fashionablen Klubhaus, aus dessen Fenstern man über die Wiesen und Wipfel hinweg den berühmten Rennplatz von Longchamps grüßt. Der Pariser Poloklub hat hier rings um das entzückende Empireschlößchen Bagatelle für die Welt, die zu leben weiß, einen Sammelpunkt geschaffen, der Komfort und Bukolik ganz wunderbar vereint und von den Mitgliedern auch gern aufgesucht wird, wenn nicht grade geritten wird. Nehmen wir nun an, daß eins dieser Mitglieder, verführt durch unser gesittetes Betragen und unsere geruchlos geputzten Handschuhe, Ihnen und mir die Pforten dieses ängstlich gehüteten Paradieses öffnet. Was erblicken wir da? Wir erblicken vor allem eine von hellen Frühjahrstoiletten durchleuchtete Gesellschaft in Erwartung des Finish (Abb. obenst.) aber ohne jede Aufregung, ohne eine Spur jener Emotion, die sonst auf plebejischerem Turfboden die Menge bewegt. Man ist eben keine Menge, man ist eine Auslese, die unter allen Umständen Haltung bewahrt, und zur Haltung gehört zunächst eine Miene der Gleichgültigkeit, selbst wenn einen die Sache fabelhaft interessiert. Noch viel deutlicher markiert diese distinguierte Gleichgültigkeit eine Gruppe von unaufmerksamen Zuschauern (Abb. S. 1202), die hart an der Piste dem Rasen, auf dem sich eben eine anscheinend recht leidenschaftliche Partie tummelt, den Rücken kehrt, um zu plaudern. Und derselben Beschäftigung geben sich da und dort, um die Tribünen (Abb. obenst.) und in den Laubengängen auch andere Gruppen und zumal (Abb. nebenst.) die Fürstin Arenberg, die Gemahlin des Gründers des Pariser Poloklubs, mit dem Fürsten La Tour d'Auvergne hin, der, die Hände in die Taille gestemmt, die magisch bestickte Krepprobe der Fürstin höchlich zu bewundern scheint. Und ich möchte wetten, daß die Prinzessin Murat nur darum so eilig an dem Vicomte und der Vicomtesse de Petiteville vorbeischreitet (Abb. S. 1204), weil auch sie ein Plauderstündchen verabredet hat. Hingegen schenken der Großfürst Alexander von Rußland und seine Tochter Irina (Abb. nebenst.) dem Match eine sichtlich große Teilnahme. Die junge Großfürstin sieht ganz reizend aus und fällt selbst in diesen mit reizvollen Weiblichkeiten so gut versorgten Kreise durch ihre Anmut auf. Hoffentlich werden die Fräuleins Barlolocci (Abb. S. 1201), die Schwesterntrias, die man auf dem Ground die drei Grazien des Polo nennt, nicht noch eifersüchtig auf ihre sarmatische Rivalin.

Das alles ist so fein, so abgestimmt, so wohlgetönt und verbreitet einen Duft von köstlicher Wäsche, ästhetischem Ueberfluß und stilisiertem Müßiggang, der mich angenehm in der Nase kitzelt. Ich werde mich erkundigen, ob man nicht vielleicht auch auf Schaukelpferden oder auf jenen hygienisch so wichtigen Sätteln, die die Institute für Massage ihren beleibten



In Erwartung des Finish.
Oben: Großfürst Alexander mit seiner Tochter Irina.



Fürstin Arenberg mit dem Fürsten La Tour d'Auvergne.



Prinzessin Murat und Vicomte und Vicomtesse de Petiteville.

Gästen zur Verfügung stellen, Polo reiten kann. Dann bin ich im nächsten Jahr ebenfalls Mitglied des Klubs von Bagatelle und tauche mit Ihnen gern von neuem in den maßvollen Strudel dieser echt pariserisch gehaltenen Geselligkeit unter.

Unsere Bilder

Das 12. Deutsche Turnfest in Leipzig (Abb. S. 1205 u. 1206) wurde am Sonnabend nachmittag in Anwesenheit von etwa 80 000 Turnern feierlich eröffnet. Der Kampfplatz ist mit seinen 490 000 Quadratmeter das größte Stadion der Welt und etwa viermal so groß wie das Berliner Stadion auf der Grunewald-Rennbahn. Der 87jährige Präsident der Deutschen Turnerschaft Geheimer Sanitätsrat Dr. Goetz, der erstaunlich rüstige Senior der Festteilnehmer, hielt die Festrede.

Die „Imperator"-Fahrt des Kaisers (Abb. S. 1208) am 8. d. M. bedeutete die eigentliche Weihe des größten Ozeanriesen, der zuvor seine erste Amerikareise beendet hatte. Der Kaiser und sein Gefolge fuhren mit dem gigantischen Dampfer von der Altenbrucher Reede nach Helgoland und kehrten am frühen Morgen des folgenden Tages nach der Abfahrtstelle zurück.

Der Besuch des italienischen Königspaares am schwedischen Königshof (Abb. S. 1210) schloß sich unmittelbar an die Kieler Zusammenkunft des deutschen und italienischen Herrscherpaares an.

Prinz Alexander Ferdinand von Preußen (Abbild. S. 1212), der Sohn des Prinzenpaars August Wilhelm, hat am zweiten Weihnachtsfeiertag des vergangenen Jahres im väterlichen Stadtschloß in der Wilhelmstraße zu Berlin das Licht der Welt erblickt. Er ist der erste Sproß der am 22. Oktober 1908 geschlossenen Ehe.

Eines der bedeutungsvollsten Ereignisse des zweiten Balkankrieges ist die Besetzung Kawalas durch die Griechen (Abb. S. 1207). Unsere Bilder zeigen ferner bulgarische Gefangene, und die Karte gibt Aufschluß über die Gebietsvergrößerung, die Rumänien anstrebt.

Das Grenadierregiment Prinz Karl von Preußen (2. Brandenb.) Nr. 12 in Frankfurt a. O. (Abb. S. 1207) feierte sein hundertjähriges Bestehen. Bei dem Festakt, an dem Tausende ehemaliger Regimentsangehöriger teilnahmen, vertrat Generalleutnant Wichura den Kaiser.

Die Rheinisch-Historischen Festspiele in Bonn (Abb. S. 1209) finden in diesem Jahr zum erstenmal statt und sollen fortan jährlich abgehalten werden. Sie stellen die im Jahr 1346 zu Bonn erfolgte Krönung Kaiser Karls IV. dar und wirkten bei ihrer Premiere durch historisch treue, prächtige Bilder.

Die Düsseldorfer Festspiele (Abb. S. 1211), die der Rheinische Goethe-Verein unter der künstlerischen Leitung Max Grubes im Stadttheater veranstaltet, erfreuen sich auch in diesem Jahr der Mitwirkung hervorragender Schauspielkräfte der besten deutschen Bühnen. Die beiden ersten Abende waren Hebbels Nibelungen gewidmet.

Mit dem Geheimen Baurat Walter Kyllmann (Abb. S. 1211), der in der Nacht zum 10. d. M., 76 Jahre alt, in seiner Villa am Kleinen Wannsee starb, ist einer der verdientesten Bürger Berlins dahingegangen. Ueber ein Vierteljahrhundert hat er als Stadtverordneter der Reichshauptstadt besonders in künstlerischen Fragen mit seinem reichen Wissen gedient. Zahlreiche hervorragende Monumentalbauten im ganzen Reich haben den Namen des auch persönlich ungemein geschätzten Mannes über Berlin hinaus bekanntgemacht.

Professor Dr. Abbot Lawrence Lowell (Abb. S. 1211), seit vier Jahren Präsident der Harvard-Universität in Boston und damit die leitende Persönlichkeit im amerikanischen Bildungsleben, wurde anläßlich seines Berliner Besuchs u. a. durch einen Festakt in der Aula der Universität gefeiert.



Karte zum Grenzanspruch Rumäniens.

Der französische Flieger Léon Letort (Abb. S. 1212) hat am Sonntag im Wettbewerb um den Pommery-Pokal mit dem Umweg über Holland die etwa 1000 Kilometer lange Strecke Paris—Berlin in 8 Stunden 49 Minuten ohne Zwischenlandung durchflogen.

Im Großen Preis von Berlin (Abb. S. 1212) auf der Grunewald-Rennbahn war am Sonntag Freiherrn von Oppenheims Majestic unter Jockei Archibald sicherer Sieger.

Der Geheime Sanitätsrat Dr. Otto Lehnerdt (Abb. S. 1212), der in seiner Vaterstadt Berlin, 75 Jahre alt, starb, war hier viele Jahre Leiter des Elisabeth-Krankenhauses. Der angesehene Arzt hat auch in mehreren Feldzügen eine verdienstliche Tätigkeit entfaltet.

Graf Hayashi (Abb. S. 1211), der frühere japanische Botschafter in London, starb am 11. d. M. in Tokio.

Die Toten der Woche

Landtagsabgeordneter Oberrealschuldirektor Dr. Hintzmann, † in Elberfeld am 13. Juli im Alter von 59 Jahren.

Stadtverordneter Geheimer Baurat Walter Kyllmann, † in Berlin am 9. Juli im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 1211).

Geh. Sanitätsrat Dr. O. Lehnerdt, † in Berlin am 11. Juli im Alter von 74 Jahren.

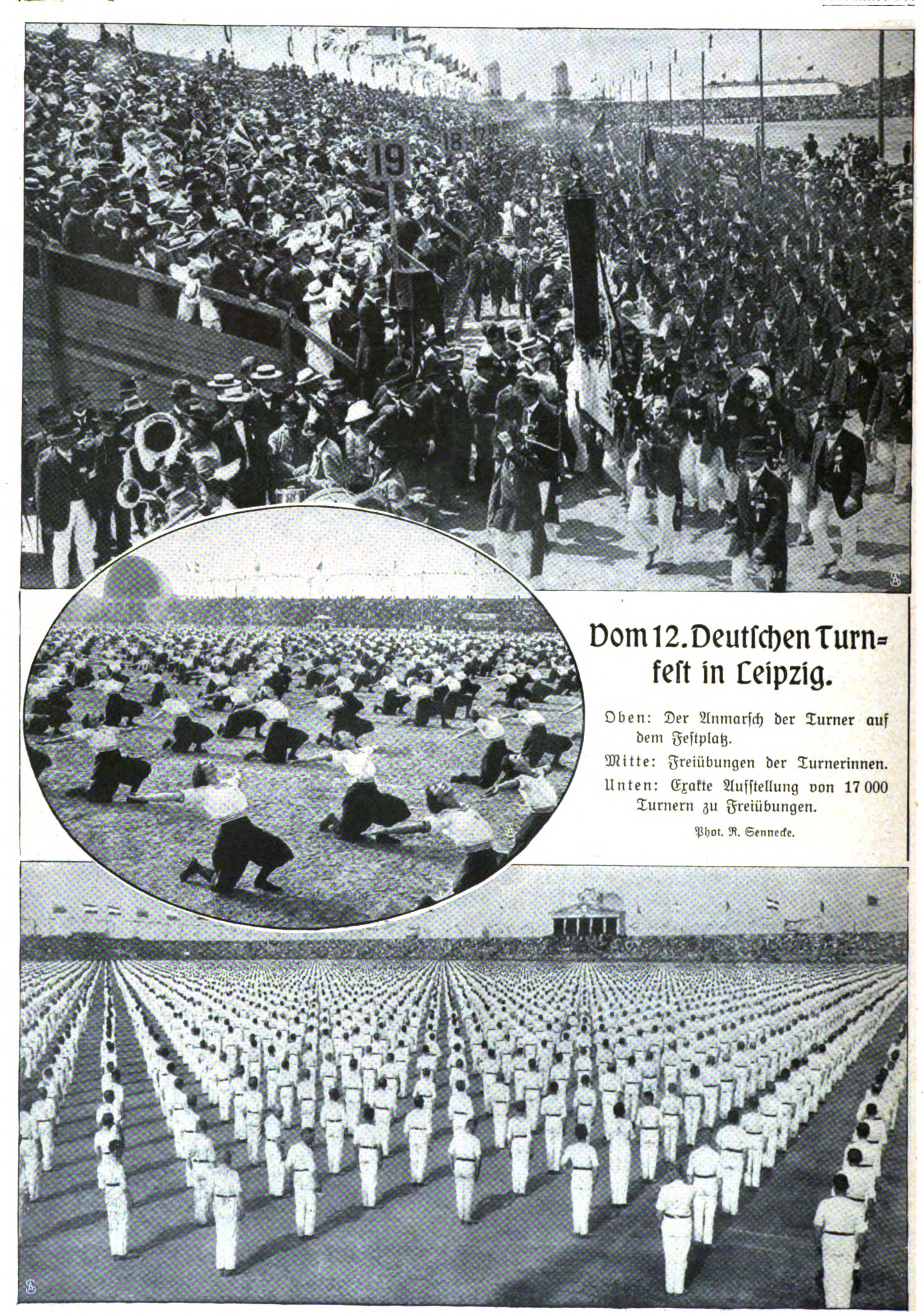
Robert Mannesmann, Mitinhaber der Industriewerke Gebrüder Mannesmann in Remscheid, † auf seiner Farm Kraka bei Saffi in Marokko am 9. Juli im Alter von 48 Jahren.

Königlicher Hof- und Domprediger a. D. Schniewind, † in Berlin am 10. Juli im Alter von 63 Jahren.



Phot. Hänich.

Geheimer Sanitätsrat Dr. Goetz hält die Festrede.
Vom 12. Deutschen Turnfest in Leipzig.



Vom 12. Deutschen Turnfest in Leipzig.

Oben: Der Anmarsch der Turner auf dem Festplatz.

Mitte: Freiübungen der Turnerinnen.

Unten: Exakte Aufstellung von 17 000 Turnern zu Freiübungen.

Phot. R. Sennecke.



Argus Photo Reportage.

Der von den Griechen eroberte, bisher von den Bulgaren besetzte Hafen von Kawala am Aegäischen Meer.



Die ersten bulgarischen Gefangenen in Belgrad.



Bulgaren als griechische Gefangene in Saloniki.

Vom Kriegschauplatz auf dem Balkan.



Generalleutnant Wichura als Vertreter des Kaisers schreitet die Front ab.
Von der Hundertjahrfeier der Prinz-Karl-Grenadiere in Frankfurt a. O.

Phot. Riehlmann.

Phot. Riehlmann.

Phot. Atel. Schaul.

Phot. Atel. Schaul.

1. Der Kaiser (X) auf der Kommandobrücke bei der Ausfahrt. 2. Der Kaiser und Ballin auf der Kommandobrücke. 3. Der Kaiser verläßt den „Imperator“. 4. Der „Imperator“ und der Kreuzer „Stralsund“ als Begleitschiff.

Von der „Imperator“-Reise des Kaisers.



Phot. Schafgans.

Stehend von links: Klinkenberg, Schultgen, Frl. Klein, Cloth, Frl. v. Rath, Dr. Selbach, Fr. v. Rath, Fr. Dr. Foller, Reintges, Frl. Jorrissen, Fr. Dr. Selbach, Dalberg, Rucini. Sitzend von links: Giesen, Fr. v. Carstanjen, v. Rath.

Kaiser Karl IV. mit seinem Hofstaat.



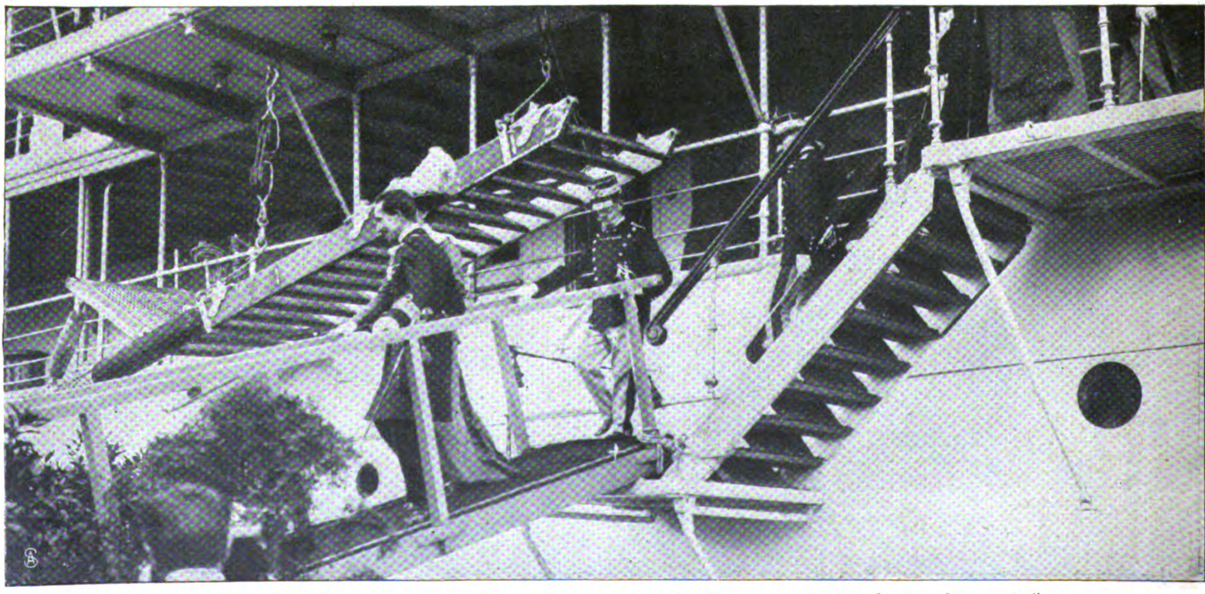
Phot. Schafgans.

Ritter und Edeldamen auf dem Turnierplatz.

Von den Rheinisch-Historischen Festspielen in Bonn: Krönung Karls IV.

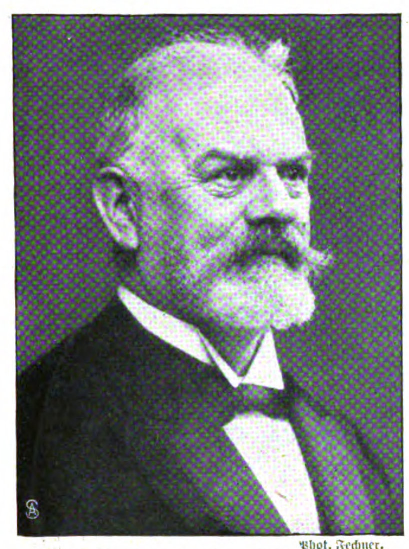
Phot. Wallberg.

Der König von Schweden mit der Königin Helene und der König von Italien mit der Kronprinzessin von Schweden und der Kronprinz von Schweden nach dem Besuch des Biologischen Museums in Stockholm.



Das italienische Königspaar verläßt auf der Rückkehr in Swinemünde die Jacht „Trinacria".

Vom Besuch des italienischen Königspaares am schwedischen Königshof.



Phot. Fechner.

Geh. Baurat Walter Kyllmann †
Berlin, hervorragender Architekt.



Prof. A. Lawrence Lowell,
Präsident der Harvard-Universität, weilte in Berlin.



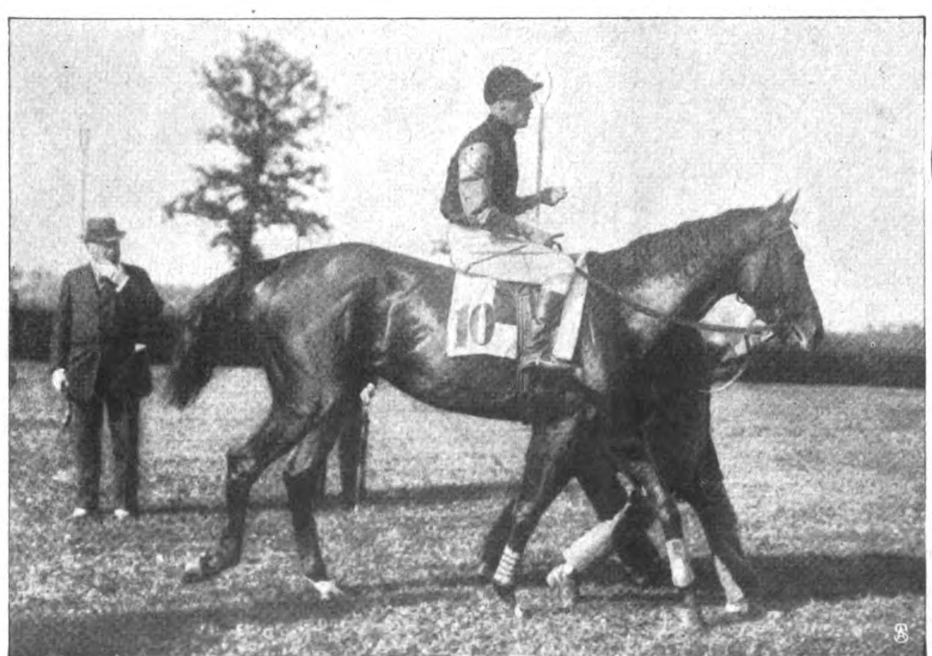
Graf Hayashi †
Tokio, früherer Botschafter in London

Phot. Frobsinn.

Aus Hebbels Nibelungen: Hagen (Leopold v. Ledebur), Kriemhild (Maria Fein) in Siegfrieds Tod.
Von den diesjährigen rheinischen Goethe-Festspielen in Düsseldorf.

Prinz Alexander Ferdinand
der Sohn des Prinzenpaars
August Wilhelm von Preußen.

Kgl. Hofphot.
W. Niederastroth
(Selle & Kuntze), Potsdam.



Phot. A. Menzendorf.

Der Sieger im Großen Preis von Berlin im Grunewald
Freiherrn S. A. von Oppenheims „Majestic“ unter G. Archibald.



Phot. Fischer.

Léon Lefort,
franz. Flieger, flog ohne Zwischenlandung von Paris nach Berlin.



Phot. Fechner.

Sanitätsrat Dr. O. Lehnerdt †
Berlin.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

8. Fortsetzung.

Die Gäste Hörselkamps, gesättigt und vergnügungshungrig, strömten in die Salons zurück. Festliches Leben rauschte durch die prächtigen Gemächer. Lou hatte viel zu tun. Die Fürstin teilte Befehle aus wie der Generalissimus einer Armee. Die Unruhe Hörselkamps wegen hatte sich in trotzige, innere Abwehr gewandelt.

Auf die Fragen der Gäste hatte sie ein und dieselbe Antwort. Er wäre bei einem offiziellen Diner. Sie renommierte ein bißchen, sprach vom Kultusminister mit der intimen Geste einer guten Bekannten, ließ durchblicken, daß allerhöchste Aufträge in Aussicht waren, umhüllte einen millionenreichen ehemaligen Pferdehändler, der sich seit wenigen Monaten Kommissionsrat nennen durfte, mit dem bestrickenden Zauber ihrer Liebenswürdigkeit und dem suggestiven Reiz ihres fürstlichen Namens. Der Herr Kommissionsrat brannte schon darauf, seine Büste mit allen Orden in kostbarem, von Hörselkamp gezeichnetem Marmor zu besitzen. Er hatte noch die rührende Ehrfurcht vor den Staatsgewaltigen seines Landes und dünkte sich ihnen näher bei dem Gedanken, daß es die gleichen Hände sein könnten, die ihre Züge und die seinen einer staunenden Menge überantworteten. Strahlend, im Bewußtsein ihrer sieghaften Schönheit, stand die Fürstin Sukewitsch unter dem Kronleuchter ihres Salons. Das weiße Licht rieselte über ihre vollen Schultern, glitzerte in den Pailletten ihrer Robe, streichelte die köstlichen Perlen um ihren Hals. Wahrhaft fürstlich sah sie aus, als sie mit stolzem Neigen des Kopfes die Huldigungen entgegennahm, die bald ihrem Haus, bald ihrer Schönheit, bald dem Namen ihres Gatten galten.

Plötzlich wurden ihre glänzenden Augen starr, ihre Lippen schlossen sich, wie um einen Aufschrei zu unterdrücken, und im selben Augenblick tauchte Hörselkamps große, schlanke Gestalt hinter einer Portiere auf, seine Stimme durchschnitt laut und heiser das Stimmgewirr der Gäste: „Lassen Sie sich nicht stören, meine Herrschaften . . . Das bin nur ich —“

Hörselkamp mochte kaum von einem offiziellen Diner kommen mit seinem einfachen Jackettanzug. Schlips und Kragen waren verdrückt, die Haare lagen ihm wirr um Scheitel und Schläfen. Das Gesicht hatte eine grüne Färbung, die Augen waren geschwollen, und die Worte kamen ihm, wenn auch deutlich, so doch schwer von den Lippen. Er ging sehr gerade, beinah gespreizt, wie einer, der achtgeben muß auf seine Schritte.

„Papa“ . . .. klang es erstickt aus einer Ecke des Saales.

Hörselkamp lächelte. Höhnisch, mit unheimlichem Glimmen in den Augen.

„Freue mich, meine Herrschaften, daß ich Sie noch alle treffe. Macht Spaß, wieder in anständige Gesellschaft zu kommen, wenn man zwei Tage gesumpft hat. 'n Abend, hab die Ehre, Kompliment.“

Er teilte rechts und links warme Händedrücke aus, beugte sich übertrieben tief über ein paar Damenhände. Dann fixierte er den Kommissionsrat, stellte sich vor: „Hörselkamp.“

Er winkte ab, als der verdutzte Pferdehändler auch seinen Namen nennen wollte.

„Nicht nötig, Verehrtester, hier sind alle willkommen. Alle. Wir geben nichts auf Namen. Wir sind nicht stolz. Sehen Sie meine Frau — eine Fürstin Sukewitsch — hat doch einen einfachen Hörselkamp geheiratet.“

Seine Augen bekamen etwas Kaltes, Gläsernes.

„Wo warst du so lange?“ Frau Gina suchte Lachen in ihre Stimme zu zwängen, das Lachen, mit dem sie zu sagen pflegte: „Künstlerlaunen“, und sie nahm alle durch eine Bewegung zu Zeugen ihrer Heiterkeit. Denn es war doch nur alles ein Spaß, konnte nur ein Spaß sein.

Und lachend kam die Antwort: „In der Kneipe war ich. Ja, meine lieben Herrschaften, in so 'ner richtigen Künstlerkneipe — irgendwo am Wasser. Da sitzt man beisammen und sumpft. Spricht von Kunst und sumpft. Statt Tee — trinkt man Bier oder Wein. Aber sonst ist's das gleiche wie in der Gesellschaft.“

Höfliches Lachen, unterdrücktes Kichern.

Die Röte stieg Hörselkamp in die Schläfen, ein leiser Taumel umnebelte den letzten Rest seiner klaren Vernunft.

„Du bist betrunken“, raunte Frau Gina ihm hinter ihrem Fächer zu.

Sehr laut rief Hörselkamp: „Meine liebe Frau meint, ich hätte des Guten zuviel getan — finden Sie das wirklich? Meine Frau ist sehr sensibel. Das dürfen Künstlerfrauen nicht sein. Weißt du — mit wem ich zusammen war? Mit Wachmann.“

Sie wechselte die Farbe: „Wieso mit Wachmann, mit welchem Wachmann?“

Er lachte gutmütig: „Wachmann ist mein Mäzen. Stellen Sie sich vor, meine verehrten Herrschaften — ein Mann, der mir jahrelang Kredit gibt — ohne daß ich es auch nur weiß. Fabelhaft — nicht wahr? Tja — natürlich muß so was belohnt werden. Jede Liebe findet ihren Lohn — sollte sie finden. Heute belohne ich sie.“

Er legte den Arm um die Schulter seiner Frau. Über sein jetzt wieder fahles Gesicht flog ein verzerrtes Lächeln. Seine Hand nestelte an dem Perlenkollier,



seine Finger drückten auf das Schloß. Die Kette glitt weich über die weiße Büste.

„Was machst du?" schrie Frau Gina auf — aber noch ehe sie die Perlen fassen konnte, schwang Hörselkamp das Kollier hoch in der Luft.

„Nichts", sagte er gelassen. „Das Schloß hält nicht. Ich werde meinen Mäzen bitten, daß er es reparieren läßt."

Damit versenkte er die Perlen in die Taschen seines Jacketts und wendete sich ab.

Man wußte nicht, was man von all dem halten sollte. Einige sahen bestürzt drein — andere interessiert. Eine Dame lachte verlegen.

Frau Gina schwankte. Sie war kreidebleich.

„Gib mir meine Perlen wieder — gib mir meine Perlen" . . .

Ohne sich nach ihr umzusehen, ganz langsam, mit gleichsam eingefrorenem Lächeln schritt Hörselkamp der Tür zu.

Frau Gina sank in die Knie.

„Halten Sie ihn! Meine Perlen — er hat mir meine Perlen genommen."

Ihre Stimme hatte nichts Menschliches. Wie das Stöhnen eines zu Tode verwundeten Tieres war es. Ihre Nägel krallten sich in die Seide des Sessels ein; er rollte auf dem glatten Parkett hin und her, und sie rutschte ihm auf ihren Knien unbewußt nach.

„Meine Perlen — Lou — er hat meine Perlen — halten Sie ihn doch — er ist wahnsinnig — haltet ihn."

Geisterhaft still war es in dem licht- und duftüberströmten Raum. Niemand rührte sich. Wie erstarrt blickten alle auf die fassungslose, in Tränen aufgelöste schluchzende Frau.

„Sie werden doch einen Scherz nicht tragisch nehmen, Gnädigste", sagte plötzlich eine harte Stimme, und Taysens braune Hand legte sich schwer auf die zuckenden Schultern der Fürstin Sukewitsch. Sie stieß die Hand von sich, ihre Augen irrten wie die einer Wahnsinnigen über die umstehenden Menschen.

„Ich habe ihm alles gegeben . . . Alles — meine Liebe, mein Leben, alles, was ich bin, alles, was ich habe. Das Letzte hat er mir genommen. Ich zeige ihn an — ich schwöre es bei Gott . . . Ihr seid meine Zeugen — ihr alle —"

Sie schrie auf, weil Taysen ihr das Handgelenk fast zermalmte in heftigem Druck.

„Es ist ein Scherz, hören Sie", schrie er sie an, so laut, daß man es hören mußte, und schüttete ein Glas Wasser, das eine Dame ihm brachte, über ihren Nacken. Sie wimmerte: „Nein — nein — ich weiß — er hat sie mir genommen — er hat sie gestohlen — gestohlen — gestohlen!" —

Sie rief es gellend in den Saal, ihrer Sinne nicht mächtig. Jemand war ans Klavier getreten und griff laute Akkorde, um ihre Worte zu übertönen, ein anderer hatte den Phonographen aufgezogen.

Alles schrie und lärmte durcheinander. Nachdem die erste Sensation befriedigt war, wollte niemand ernsthaft glauben — daß sich eine Fürstin Sukewitsch so vergessen konnte. Eine Dame, bei der man verkehrte . . .

Das Entree füllte sich mit Frauen, die bleich und zitternd ihre Mäntel verlangten, mit Dienstboten, die, statt zu helfen, alles noch mehr verwirrten.

Die alte Seraphine, eine weiße Nachthaube auf dem Kopf, in kurzem, dunklem Unterrock und Barchentjacke, stürzte die Treppe hinunter. Ihre Lippen bewegten sich in sinnlosen, kurzen Ausrufen: „Hat sie's so weit jebracht — hat sie's . . . Wo ist Louluchen? Wo ist das Kind — det bringt se mir noch um."

Wagen und Automobile fuhren vor. In kopfloser Hast verschwanden die Gäste, mit offenen Mänteln, wehenden Tüchern in der Hand.

Nach einigen Augenblicken war niemand mehr da.

„Fräulein Lou — Lou —" rief Taysen durch das ganze Haus.

Und die alte Seraphine stolperte ihm nach mit gerungenen Händen.

„Häseken, mein Häseken, so hör doch —"

Sie brach ab, schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „In meiner Stube wird sie sein, Herr Leutnant, immer ist sie dort, wenn's wieder mal zu doll bei uns ist. Nich so schnell, Herr Leutnant, ich kann nicht."

Taysen, der den Weg nicht kannte, riß und zerrte die Alte mühsam über die Stufen.

Die Fürstin Sukewitsch war allein in dem lichten Festsaal.

Noch immer quäkte das Grammophon, vermischte sein letztes Gerassel mit ihrem wilden Stöhnen. Schwer stützte sie sich auf den Sessel, erhob sich, ganz weiß im Gesicht. Aber ihre Augen glühten, und die Lippen brannten rot und rissig wie wundes Fleisch. Aufreizend klang das Tuten und Schleifen der Automobile vor dem Haus, das langgedehnte Rufen: „Lou — Lou —"

Sie griff nach ihrem Hals. Ein Blutstropfen färbte ihren langen, rosigen Nagel.

Wo war der Mann jetzt — ihr Mann, der sich betrunken, sie bestohlen hatte wie ein Straßenräuber. Im Atelier war er, eingeschlossen — hohnlachend! — Spielte mit ihren Perlen und verkaufte sie morgen — dem ersten besten. Dem Wachmann oder einem andern. Wer ihm gerade Geld dafür gab — lumpige zehntausend Mark. Und der gab sie dann nicht wieder. Der brachte sie in Sicherheit, machte ein Geschäft daraus. Sechzigtausend waren sie wert, diese Perlen, an denen sie hing wie am Leben selbst, die sie gesammelt hatte Stück um Stück, mit verliebtem Eifer . . .

Sie mußte zu ihrem Mann. Wenn's nötig war, würde sie sich ihm zu Füßen werfen. Vor Lou, vor den Dienstboten. Sie durften nicht aus dem Haus, die Perlen — um keinen Preis durften sie aus dem Haus.

Sie wankte zur Tür. Der Eingang war leer. Wie trunken torkelte sie die Treppe hinunter, den Gang entlang. Sie stieß sich an den Wänden, weil sie vergessen hatte, das Licht anzuknipsen. Und dann stand sie vor der Tür.

„Ich bin es — ich."

Zitternd kamen ihr die Worte von den Lippen. Sie lächelte, obwohl niemand sie sehen konnte. Sie war bereit, ihn zu küssen, seine Hände wollte sie küssen, sich alles gefallen lassen von ihm. Ihre Brillantohrringe wollte sie



verkaufen, nur die Perlen mußte er ihr wiedergeben, die Perlen auf alle Fälle

Sie klopfte.

„Ich bin es, du —“

Dann drückte sie auf die Klinke.

Die Tür gab nach.

Sie riß den Vorhang zur Seite. Und nochmal ein letztes Hoffen: „Ich bin es.“

Ihre Hand tastete nach dem Knipser. Ein Ruck — es wurde hell.

Leer. Das Atelier war leer. Sie riß den Wandschirm um, das Tischchen mit dem türkischen Tabaksbeutel. Ihre Schleppe blieb an irgendeiner Holzleiste hängen. Achtlos riß sie sie ab. Die glitzernden Fetzen fegten über den Boden, verfingen sich in den Löwentatzen des Dogensessels. Sie fiel nieder, schlug mit dem Kopf auf das Podium. Ein scharfes Instrument lag da, sie ergriff es, schnitt, ohne sich zu besinnen, den kostbaren Stoff mitten durch, erhob sich taumelnd. Die Knie versagten, ihre Finger suchten einen Halt, krallten sich an einem nassen Tuch fest. Und sie zerrte an dem Tuch, bis es ihr in der Hand blieb und sie sich selbst erblickte, groß und grau, mit dem sinnenfrohen Lächeln glücklicher Tage, dem lockenden Blick ihrer großen Augen. Sie sah ihre eigenen Arme, ihre eigenen Glieder — wie sie sich streckten und dehnten in Abwehr und Glückseligkeit — sah ihren eigenen Nacken in der weichen, hingebenden Linie.

Eine zügellose, wahnwitzige Wut bemächtigte sich ihrer. Auslöschen mußte sie diese Küsse, vernichten mußte sie diesen Nacken, die lockenden Augen vernichten.

Nie sollte er mehr seine Blicke an ihr weiden — nie sollte auch nur ein Atom ihres Körpers ihm dienen in seiner Kunst — nie — nie!

Und sie stürzte sich auf ihr graues, totes Ebenbild, packte den edelgeformten Hals mit beiden Händen, als wollte sie ihren eigenen, lebendigen Atem in ihm erdrosseln, bohrte ihre Finger in die Höhlung der Augen, riß die weich geschwungenen Lippen auseinander, daß der Mund wie eine grauenerregende, riesengroße Wunde auseinanderklaffte.

Wie dickes Blut staute sich der Ton unter ihren langen, festen Nägeln. Und weil ihre Hände zu schwach waren, das Werk der Verstümmelung zu vollenden, griff sie nach dem Messer, das die Fetzen ihrer Schleppe durchschnitten hatte, und jagte es mit grellem Lachen in die Glieder der „Heiligen Eva“, in ihre eigenen, sündhaften Glieder, die sie zur Sklavin erniedrigt hatten, stieß es in die feuchte, kalte Brust, da, wo bei ihr selbst das Herz schlug in tollen, zuckenden Stößen. Und als wäre der Verstümmelung nicht genug, raste sie in ihrer tobenden, asiatischen Wut, einer Mänade gleich, durch das Atelier, bis sie den großen Hammer fand, der, wie Hörselkamp zu sagen pflegte, „Marmorblöcke zum Leben erweckte“. Diesmal sollte er Tod geben. Tod und Vernichtung...

Sausend prasselten die mit übernatürlicher Kraft geführten Schläge nieder auf das verstümmelte Haupt der „Heiligen Eva“, auf ihren zerfetzten Rumpf, ihre aufgerissenen Glieder.

Polternd, in tausend Stücke fielen die Klumpen formlos nieder, rollten auf die Erde, erfüllten die Luft mit grauem, schwerem Staub und dumpfem Getöse...

— — — Langsam, erschöpft schleppte sich Lou die Gitter der Straße entlang zurück ins Haus.

Sie hatte den Vater nicht einholen können. Er hatte ihr angstvolles, beschwörendes Rufen, mit dem sie ihm nachgestürzt war, nicht gehört, nicht hören wollen.

Und sie war hinter ihm drein gejagt, solange ihr Herz und Atem nicht versagten. Dann war sie umgekehrt. Mit feuchtem, zerzaustem Haar und keuchendem Atem. Wagen kamen ihr entgegen und Automobile. Sie drückte sich scheu an die Häuservorsprünge, verbarg ihr Gesicht in dem dunklen Schleiertuch, das sie vom Riegel gerissen hatte, ohne zu fragen, wem es gehörte.

Bald wurde es still in der Straße. Die alte Seraphine und Taysen standen vor dem Gitter, spähten ratlos nach allen Seiten aus.

„Da kommt sie“, rief Taysen und fing sie in den Armen auf.

„Häseken, liebes“, schrie die Alte auf.

„Warum sind Sie fortgelaufen, das nützt ja nichts“, sagte Taysen.

„Nein, das nützt nichts“, wiederholte sie tonlos.

Aber gleich darauf riß sie sich von ihm los, streckte den Arm aus, steif, unbeweglich.

„Da . . . .“

Sie zeigte auf das helle, weiße Licht, das aus den breiten Fenstern des Ateliers strömte. Regungslos starrten alle drei auf die weiße, strahlende Fläche, und unwillkürlich preßten sie sich aneinander, fest und lückenlos wie eine Mauer — wie in Ahnung einer Katastrophe, die noch entsetzlicher sein konnte als alles bisher Erlebte.

Und dann zerriß ein kurzer Aufschrei die kühle, dunkle Nachtluft, eine gebrochene, fremde Stimme lallte: „Sie . . . sie ist dort drin.“

Und ehe noch Taysen zur Besinnung kam, stürzte Lou mit weit ausgebreiteten Armen und dumpfen, unartikulierten Lauten über die Treppe ins Haus.

Wenige Augenblicke später fanden sie sie ohnmächtig mitten auf dem Teppich, unter den Tonklumpen der „Heiligen Eva“. In der zusammengeballten Hand hielt sie einen Fetzen vom Paillettenkleid der Fürstin Sukewitsch.

* * *

Man hatte Gerhard Oberwall aus der Enge seines Schlafzimmers in den großen Paradesalon getragen und sein Bett da aufgeschlagen, wo Exzellenz Gräfin Marie Antoinette nach dem Tod aufgebahrt werden wollte.

In der zweiten Nacht seiner Erkrankung, die so heftig einsetzte, daß ein Wärter die Pflege übernehmen mußte, war er in seinem Fieberwahn aus dem Bett gesprungen, hatte den Wärter zur Seite gestoßen und sich durch die offengelassene Verbindungstür in sein Arbeitzimmer geflüchtet. Es kostete unendlich viel Mühe, ihn wieder ins Bett zurückzubringen, der Wärter hatte dazu das ganze Haus alarmieren müssen. Aber erst dem Grafen Andre gelang es, den Sohn zu beruhigen. Dabei bemerkte er, daß Gerhard das leuchtend bunte Are-

nenbildchen im Arm hielt. Er hielt es ganz fest an sich gepreßt, hatte sich auch wohl nur in seine Zimmer geschlichen, um es von der Wand abzuhaken.

Seitdem saßen zwei Wärter an Gerhard Oberwalls Bett. Eigentlich war es nicht nötig, denn er lag meist ganz ruhig in seinen Kissen. Nur manchmal, gegen Abend, wenn das Fieber stieg, sprach er stundenlang vor sich hin, bald laut, bald flüsternd, meist Französisch; holperig und im singenden Dialekt des Südens, mit Ausdrücken, die er als kleiner Junge den Schäfern der Camargue abgelauscht haben mochte, wenn sie sich zur Lohnzahlung im Gutshof der Mutter versammelten. Nur manchmal rang sich wie ein Angstschrei eine Silbe von seinen Lippen — Lou — Lou . . . .

So durchdringend war dieser Ruf, daß er wie ein unheimliches Heulen durch die nächtliche Stille des Hauses zog.

„Was ist das, Mendel?" fragte die Exzellenz und richtete sich auf in den hochgetürmten Kissen ihres breiten französischen Bettes.

Die Mendel, die nicht mehr aus den Kleidern kam und ihre heißen geschwollenen Füße in einer Schüssel mit lauem Wasser kühlte, sagte: „Graf Gerhard phantasiert."

Und sie mußte sich dazu bequemen, zum sechstenmal hinunterzugehen, mit Filzschuhen über der bloßen Haut.

Die alte Exzellenz aber riß einen Rosenkranz, der bisher nur aus dekorativen Gründen über einem köstlichen Kruzifix aus Elfenbein hing, von der Wand und fing an zu beten. Das heißt, sie bewegte nur die Lippen und wiederholte: „O mein Gott, ich bitte dich!" „O mein Herr, ich bitte dich!" Denn sie hatte die Gebete vergessen, die sie von ihrer Mutter, der schönen Gräfin aus dem Languedoc, gelernt hatte.

Graf Andre Oberwall saß indessen halb versteckt in einer dunklen Ecke des zum Krankenzimmer verwandelten Salons. Saß da, mit streng geschlossenen Lippen und hart aneinandergepreßten, kalten Händen, und nur das Spiel seiner verästelten Finger zeigte etwas von der Erregung, die er mühsam niederzwang.

Die Roeckwitzschen Damen fühlten sich verpflichtet, der Exzellenz einen Besuch abzustatten. Sie drangen ein, noch bevor sie der Mendel Order geben konnte abzuweisen.

„Ich empfange heute nicht, ich fühle mich nicht wohl", schrie die Exzellenz sie an und wickelte ihre Hände ostentativ in ihren Schal. Die Damen lächelten teilnahmvoll.

„Aber ich bitte Sie, wir sind doch unter uns", sagte die Baronin. Das klang wie: „Wir gehören doch zur Familie."

Die Baronessen suchten mit ihren Lippen das Stückchen Seide zu erhaschen, das der Hand der Exzellenz am nächsten war.

„Wenn ich mich krank fühle, spreche ich nicht gern", stieß die alte Dame wütend hervor.

Und sehr liebenswürdig meinte die Baronin: „Brauchen Sie auch nicht, teure Exzellenz. Wir werden Sie ein bißchen zerstreuen, Ihnen ein bißchen was erzählen. Vor allem, wie geht es unserem lieben, armen Gerhard?"

„Schlecht. Sehr schlecht", antwortete die Exzellenz trocken und fest entschlossen, kein Wort mehr über die Lippen zu bringen.

Die Damen aber machten sehr betrübte Gesichter und suchten sich die bequemsten Sessel zum Sitzen aus. Die Baronin meinte, das wäre furchtbar traurig, sie liebte Gerhard wie einen Sohn. Dann sah sie sich im Zimmer um, riß die Knöpfe ihrer grauen Frühlingsjacke auf und sagte den Töchtern: „Macht eure Jacken auf, Kinder. Es ist eine Glut hier. Ich begreife nicht, daß unsere teure Exzellenz noch heizen läßt. Und dann kein Sonnenstrahl — immer diese künstliche Beleuchtung."

Sie versuchte freilich vergeblich, die Hände der alten Dame zu erhaschen.

„Wenn ich hier was zu sagen hätte, Exzellenz! Ich risse Ihnen die Vorhänge auf und alle beiden Fenster. Kühl und hell müßte es bei Ihnen sein. Wie gesund würden Sie sich dann fühlen, teure, liebe Exzellenz."

Gräfin Marie Antoinette wurde bleich vor Zorn hinter ihrer weißen Pasta. Die Person war imstande, das wirklich zu tun.

„Mendel," rief sie, „Mendel! Legen Sie Holz nach. Ich friere."

Die sechs blauen Augen sahen sich bedeutungsvoll an. Man mußte vorsichtig sein. Diese alte Frau war unerhört tückisch. Und mit wahrem Entsetzen sahen sie, wie die Mendel vor dem Kamin niederkniete und zwei Riesenscheite in die aufprasselnde Glut legte.

Dann kam Gesellschaftsklatsch an die Reihe: Graf Ansbach hatte sich mit der Hofdame einer preußischen Prinzessin verlobt, Baronesse Löhning hatte die dritte Partie verweigert, um Medizin zu studieren, Geheimrat Solten trat von seinem Posten als Legationsrat bei der deutschen Botschaft in Madrid zurück, weil er dort mit einer dem spanischen Hof höchst mißliebigen Dame Beziehungen unterhielt, die Prinzessin A. aus der Hardenbergstraße hatte bei ihrem letzten Diner einen Berliner Schriftsteller zwischen eine Exzellenz und eine Königliche Hoheit gesetzt. . . .

Die Baronin machte ein sehr spitzes Gesicht und bemerkte dazu: „Es ist sehr bedauerlich, daß auch derartige Salons ihre Türen der Künstlerwelt öffnen. Man muß dabei immer auf eine Bloßstellung gefaßt sein. Wenn ich denke, daß ich mich beinah hätte überreden lassen, mir das Hörselkampsche Haus anzusehen, natürlich ohne meine Töchter."

Die Exzellenz sah die Baronin von der Seite an: „Na, und wo wäre da das Unglück gewesen?" sagte sie sehr geringschätzig.

Die drei Roeckwitzschen Damen flatterten von ihren Stühlen auf. Ganz rot waren sie, mit gläsernen Blicken spießten sie die alte Dame beinah auf.

„Sie wissen offenbar nicht, teure Exzellenz . . ."

Gräfin Marie Antoinette wurde unruhig. Ganz klein wurden ihre dunklen Augen, ganz rund ihr breiter Rücken.

„Was weiß ich nicht? Was ist denn passiert?"

„Aber ich bitte Sie, ganz Berlin spricht von nichts anderem. Ein Skandal — unerhört! Hörselkamp hat seiner Frau Schmuck genommen im Wert von einigen

hunderttausend Mark. Denken Sie, Exzellenz, gestohlen! Der Mann war verschuldet bis über beide Ohren. Alles, was er im Atelier hatte, war beschlagnahmt. Die arme Fürstin Sukewitsch war es müde, seine Schulden zu bezahlen, es überstieg auch ihre Kräfte vielleicht. Kurz — wie konnte sie ahnen, nicht wahr? Also nach einem Ball in der Villa, die meisten Gäste waren noch da — verläßt der Mann einfach — den Schmuck seiner Frau in der Tasche — das Haus. Allgemeine Bestürzung. Die Frau bekommt einen Nervenanfall, die Tochter rennt durch den Tiergarten, wird von einem Offizier gerade in dem Augenblick gerettet, als sie sich ins Wasser stürzen will. Man kommt ins Atelier — alles zerschlagen, alles verwüstet, unbekümmert um die Siegel. Also natürlich haben die Gläubiger das Nachsehen. Unterdessen wird im Salon flott weitergetanzt — einer Dame kommt aus dem Entree ein kostbarer Umhang weg, einem Herrn ein goldnes Zigarettenetui — na also kurz — unbeschreiblich. Die Tochter geht in der Nacht mit dem Offizier durch, und die Fürstin macht das Klügste, was sie tun kann. Sie läßt einen Koffer packen und reist noch in der gleichen Nacht ab. Der gute Mann aber wurde nicht mehr gesehen. Man sagt, die Villa ist verschlossen; die Dienerschaft nach allen Windrichtungen auseinander.“

Ohne es zu wissen, riß die Exzellenz breite Löcher in ihre kostbare Blondenspitze. Sie unterbrach die Baronin mit keinem Wort, blickte auch nicht auf von ihren emsig bohrenden Finger.

„Nun, was sagen Sie dazu, liebe teure Exzellenz?“

Die Roeckwitzschen Damen ahnten nicht, welches Interesse die alte Gräfin der Familie Hörselkamp entgegenbrachte, konnten es nur gar nicht begreifen, warum sie die herrliche Spitze zersetzte. „Kannten Sie die Leute, Exzellenz?“ fragte die Baronin.

Und sehr hochmütig antwortete Gräfin Marie Antoinette: „Genug, um zu wissen, was an all diesem Gerede wahr und was unwahr ist.“

Die Art, wie sie sich in ihren Sessel zurücklehnte, war ein nicht mißzuverstehender Abschied. Sie konnte es kaum erwarten, bis sie alle draußen waren; klingelte ungeduldig, da es ihr schien, als hielten sie sich länger im Vorraum auf, als nötig war, um ihre Schirme zu nehmen.

„Was schwatzen Sie da, Mendel? Was sind das für neue Moden? Ich will meinen Sohn sprechen. Der Herr Graf möchte gleich kommen, augenblicklich.“

Und er kam augenblicklich. Die rosige Beleuchtung täuschte sie nicht. Sie sah, daß er nervös und angegriffen aussah.

„Wir werden nicht jünger, lieber Andre“, sagte sie und klemmte die Mundwinkel ein.

„Es ist das einzige, was einen mit dem Leben aussöhnt“, antwortete er ruhig.

Gereizt sah sie ihn von der Seite an.

„Es gehen Dinge in Berlin vor, die mich sehr interessieren. Aus welchem Grunde werden sie mir verheimlicht?“

Der ehemalige Diplomat liebte solche brüske Attacken nicht. Vielleicht nur um Zeit zu gewinnen, strich er mit einer sanften Bewegung über die Schultern der alten Dame.

„Liebe Mama, ich denke, wir haben augenblicklich drückendere Sorgen als Debatten über fremde Familienverhältnisse. Im übrigen — hat das alles wirklich kein Interesse mehr für mich!“

„Aber für mich, Lieber . . . stelle dir das vor — für mich!“

Er zuckte mit einer weichen, müden Bewegung die Achseln, dann sagte er kurz, daß Taysen bei ihm gewesen wäre. Eigentlich nur, um sich nach Gerhards Befinden zu erkundigen. Bei der Gelegenheit hätte er ihm auch von der Katastrophe im Hörselkampschen Haus erzählt. Der Zufall habe es gewollt, daß Taysen gerade zugegen war.

Sehr zurückhaltend und sachlich schilderte Graf Oberwall die Vorgänge mit einem kaum merklichen Unterton von Genugtuung, daß nun doch alles so gekommen war, wie er es für früher oder später erwartet hätte.

„Heute sind gerade jene, die am eifrigsten im Hörselkampschen Haus verkehrten, am tiefsten entrüstet über den Schluß. Das ist natürlich ganz unsinnig. Für Leute — wie die Hörselkamps bestehen die strengen Satzungen unserer Gesellschaftskreise nicht. Es sind und bleiben Fremde. Reizvoll, schillernd — durch ihre Begabung auch wertvoll — wie Hörselkamp selbst es für die Kunst sein mag — aber doch immerhin Wesen, die außerhalb unseres bürgerlichen Lebens stehen. Wesen, die durch ihre Geburt, ihr Temperament, ihre Weltanschauung — so grundverschieden sind von uns — daß sie sich nie mit uns innig verbinden können. Fremde bleiben. Bleiben müssen. Hörselkamp ist keine Einzelerscheinung. Jeder Künstler ist mehr oder weniger ein Ausländer. Wie die wilden Tiere, so verlangen auch die schillernden Exoten

ihren besonderen Käfig. Sonst brechen sie aus. Richten zugrunde oder gehen zugrunde."

„So", sagte die Gräfin Marie Antoinette Oberwall. Eine tiefe Falte schnitt ihre weiße Stirn mit den hochgewölbten schwarzen Crayonbrauen in zwei wulstige Hälften.

Graf Andre Oberwall starrte auf die stumme, alte Sevresuhr, und sein feines, aristokratisches Gesicht hatte den geschlossenen, nachdenklichen Ausdruck der stillen Arbeitstunden, jener Stunden, die für ihn Sammlung bedeuteten, und in denen er die kürzeste, prägnanteste Fassung suchte für die Wiedergabe seiner Gedanken.

„All diese Ausländer in Menschengestalt sind Wesen, deren Triebe nach der phantastischen Seite zu neigen. Sie sind aktiv veranlagt. Aber ihre Aktivität hat nichts mit Stetigkeit gemein, und ihr Ziel ist nicht Nutzen, sondern Bewegung. Sich ausleben ist ihr stärkster Instinkt. Aber ihrem Leben Richtung geben, das vermögen sie nicht. Sie hassen jede Beschränkung — folgen nur dem Imperativ ihres Temperaments. Darin liegt ihr Reiz — und ihre Gefahr. Man muß bei ihnen immer auf Überraschungen gefaßt sein, liebe Mama. Wer kein Freund solcher Überraschungen ist — tut gut daran, sich oder sie fernzuhalten, wenn sie einem fremd sind — ihnen die geeigneten . . . sagen wir, um bei dem Bild zu bleiben, Käfige zu geben, wenn sie einem nahestehen."

Die Exzellenz drehte ihre glitzernden Ringe. Ihre dünnen, tiefroten Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln.

„Wenn es nach mir ginge, lieber Andre, dann würden die Roeckwitzschen Exemplare in Käfige gesperrt werden. Schon damit ich ihnen nicht zu begegnen brauchte. Aber das liegt wohl daran, daß ich selber so ein halber Exot bin — bitte, bitte" — unterbrach sie den Sohn, der protestierend die Hand erhoben hatte — „ich fasse das gar nicht als Beleidigung auf."

Sie lächelte jetzt liebenswürdig, doch mit leicht betonter Überlegenheit.

„Könntest du mir übrigens sagen, wo sich die kleine Hörselkamp befindet?"

„Taysen hat sie zu ihren Eltern gebracht", sagte Graf Oberwall und erhob sich.

Sie schlug mit der Hand auf die goldene Lehne.

„Wie kommt er dazu?!" rief sie entrüstet.

„Wußtest du einen passenderen Ort?"

So kühl und kurz war die Frage, daß sie die Lippen einkniff und tückisch wie eine Katze, der man auf die Pfoten getreten ist, den Rücken krümmte.

Graf Oberwall nahm das Monokel aus seiner Westentasche und putzte es angelegentlich.

„Wenn ich etwas bedaure, liebe Mama, so ist es nur, daß Taysen auf ein halbes Jahr verreisen muß. Er scheint mir ganz der Mann zu sein, das verpfuschte Leben dieses jungen Geschöpfes — das, ich gebe es zu — nichts vom Exoten hat — in normale, glückliche Bahnen zu leiten. Ja, mehr noch — ich wäre bereit, Taysen dabei in jeder Beziehung zu unterstützen . . . in jeder", wiederholte er und klemmte das Glas vor sein rechtes, um vieles schwachsichtigeres Auge.

Die Exzellenz legte den Kopf schief auf die Seite.

„Schade, Lieber, daß du nicht Diplomat geblieben bist."

Ein farbloses Lächeln huschte über die scharfgeschnittenen Züge des alten Herrn.

„Wieso, Mama?"

Sie lächelte sehr freundlich.

„Wenn wir Frauen Hausdiplomatie treiben, nennt ihr Herren das ‚intrigieren'. Darum wünschte ich dir ein weiteres Feld für deine diplomatischen Fähigkeiten."

Ein bißchen spöttisch sagte er: „Das klingt ja fast wie eine Kriegserklärung!"

Dann führte er die leise widerstrebende Hand der Mutter an seine Lippen und verließ das Zimmer.

* * *

Abends war Ärztekonsilium. Die Mendel mußte am Treppenabsatz stehen und sofort melden, wenn die Ärzte sich zurückzogen. In der Zwischenzeit kam Hofmann und brachte die letzte Post.

„Legen Sie alles auf den Kaminsims", befahl die Exzellenz.

Sie war jetzt nicht imstande, auch nur einen Brief zu lesen. Erst nach einer Stunde kam die Mendel. Mit langem, grauem Gesicht und ausweichendem Blick. Dann erschien Graf Oberwall auf wenige Augenblicke. Er war sehr bleich und sprach noch leiser als sonst. Die Ärzte hatten wenig Hoffnung gemacht. Wenn es nicht zu spät war bis dahin, wollten sie in vier Tagen wieder zusammenkommen. Abwarten war das einzige. Dann fügte er hinzu — noch leiser und mit schmerzlich zusammengezogenen Brauen: „Gerhards Mutter hat geschrieben. Ich hatte ihr von Gerhards Erkrankung Mitteilung gemacht. Die Nachricht hat sie sehr erregt. Sie fragt an, ob sie kommen soll. Natürlich hat das gar keinen Sinn, gar keinen Zweck. Eine Aufregung mehr, weiter nichts. Ich wollte dich nur bitten, Mama, ihr das zu schreiben. Schonend. Von mir aus klingt es vielleicht brutal. Dazu liegt kein Grund vor."

Er sprach abgerissen, mit fliehenden Augen, kurzen, hastigen Bewegungen. Er wartete die Antwort nicht ab.

„Ich muß jetzt zu Gerhard hinunter. Unser Hausarzt wird die Nacht hier verbringen. Ich muß das Nötige veranlassen. Wir dürfen die Hoffnung nicht verlieren." . .

Er war draußen, ehe sie etwas erwidern, etwas Näheres erfragen konnte.

Nachts wütete ein heftiger Aprilsturm um das Haus.

Gräfin Marie Antoinette Oberwall saß in ihrem Bett und hielt den Rosenkranz zwischen den Fingern. Die Nachtlampe verbreitete ein sanftes, orangenfarbiges Licht im niederen, aber breiten Zimmer.

Die Mendel lag angekleidet auf dem kurzen Ruhebett, schlief mit offenem Mund und leise rasselndem Geräusch. Die Exzellenz warf ein Buch zur Erde, um sie zu wecken. Vergebens. Ab und zu drang ein schriller oder ein heulender Laut durch die Stille der Nacht zu ihr herauf. Sie hielt sich die Ohren zu. Murmelte: „Herr, o hilf!" „Herr, ich bitte dich!" Dann rüttelte etwas an den Fenstern, irgendwo klirrte es wie von zertrümmertem Glas. Mit unsäglicher Mühe, zähneklappernd wälzte sie sich aus



den Kissen heraus, berührte mit den noch immer schönen, für ihren schweren Körper zu kleinen Füßen den Bettvorleger aus Tigerfell.

Ihr pelzgefütterter Schlafrock lag über der nächsten Stuhllehne.

„Infames Schnarchen!“ murmelte sie und warf einen wütenden Blick auf die Mendel. Aber sie weckte sie nicht. Mit den Füßen schlüpfte sie in die ebenfalls mit Pelz abgefütterten, seidenen Schlafschuhe. Dann schlich sie aus dem Zimmer. Knipste das Licht an in ihrem Salon, schritt weiter bis zum Entree. Öffnete die Tür, vorsichtig, als fürchtete sie, jemand zu wecken. Das Treppenhaus war nur spärlich erhellt. Einige Türen waren auf. Ein Wärter, mit einer großen Schüssel voll Eis, kam aus einem Gang, verschwand hinter der offenen Tür. Der alte Kammerdiener des Grafen Oberwall, ohne Kragen, in Morgenlivree, klopfte an die Tür, die zu den Gemächern seines Herrn führte. Dann war alles still. Nur ein leises Flüstern wisperte aus den dunklen Ecken.

(Fortsetzung folgt.)

Sashimi und Sake.

Eine gastronomische Plauderei aus Japan. Von Felix Baumann.

Aller Anfang ist schwer. So auch die ersten Versuche des Abendländers mit japanischen Speisen. Mancher lernt es nie. Er kann über den Begriff „roh“ nicht hinwegkommen und nicht einmal mit geschlossenen Augen eine Scheibe Sashimi hinunterwürgen.

Sashimi, ein Gericht, zu dem die rote Meerbrasse verwendet wird, gehört jedoch noch zu den europäischen Augen harmlos erscheinenden japanischen Speisen. Aber man lasse einmal seine Blicke über eine vollbesetzte japanische Tafel schweifen und versuche, den Inhalt der einzelnen kleinen Lack- oder Porzellanschälchen genauer zu zerlegen. Der Neuling wird rat- und hilflos in sein Suppenschälchen starren; in allen Farben und Formen schwimmt es in der klaren Brühe herum, und nur mit Zittern und Zagen greift er zu den Eßstäbchen und beginnt in der Suppe zu fischen. Wehe ihm, wenn er gleich anfangs eine Meeresalge oder etwas Ähnliches erwischt, sein Urteil über die japanische Küche ist gewöhnlich fertig.

Aber mit Unrecht. Denn trotz der vielen dem europäischen Gaumen nicht zusagenden Speisen weist die japanische Küche eine Anzahl Gerichte auf, die auch die verwöhnteste junge Miß aus Albions Reich nicht zu verschmähen braucht. Gewiß, die Hauptbestandteile einer urjapanischen Mahlzeit setzen sich aus Fischen und Gemüsen, in fernorientalischer Art zubereitet, zusammen. Man braucht sich jedoch nur in ein japanisches Fleischrestaurant zu begeben, um sich überzeugen zu können, daß der Japaner auch schmackhafte Fleischspeisen zu bereiten versteht, und zwar jeder Japaner, wie die Anrichtung des „Giuniko“ beweist. Das Rindfleisch wird nicht fertig serviert, sondern der Gast brät es sich selbst. Die kleine niedliche Kellnerin bringt zuerst ein Kohlenbecken und eine Fleischpfanne, in der Butter oder Fett geschmolzen wird. Dann wird Soya (die japanische Worcestersauce), Zucker und etwas Sake hinzugetan und schließlich das Fleisch und Zwiebeln, in kleine Würfel geschnitten, in die Pfanne geworfen. Fleisch und Zucker erscheint nun wiederum paradox, aber essen wir nicht — Rosinenfleisch?

Dieses Fleischgericht ist eine Nationalspeise der Japaner und wird mit Vorliebe auch von den in Berlin weilenden Japanern im Nipponklub zubereitet. Zu dreien oder vieren kann man sie hier um eine Bratpfanne sitzen sehen, nur daß das Kohlenbecken hier durch einen Spirituskocher ersetzt wird.

Der Japaner muß im Ausland heute auf seine heimatlichen Speisen nicht verzichten, denn es gibt z. B. in der deutschen Reichshauptstadt Geschäfte, die fast alle japanischen Gerichte einführen. Der Versand ist um so leichter, weil die Sachen sich lange halten. Nur mit den frischen Fischgerichten hapert es, aber auch dafür findet sich Ersatz, und ein Sashimi, aus einem Karpfen zubereitet, hat noch keinen japanischen Verächter gefunden.

So seltsam, wie uns Europäern das Rindfleisch mit Zucker erscheint, berühren uns auch die gebratenen Forellen. Japan besitzt ganz ausgezeichnete Forellen, was auf die Klarheit der Gebirgsbäche zurückgeführt wird. Als Zutaten kennt der Japaner nur Soya und Essig. Dadurch wie auch durch das Braten verliert jedoch die Forelle nach unseren Begriffen ihren pikanten und zarten Geschmack. Eigentümlich mutet uns auch die Verwendung des von uns so geschätzten Herings und der nicht minder beliebten Sardelle an. Beide werden in Japan nur wenig genossen, sondern hauptsächlich als — Dünger benutzt. Aal wird geröstet und ebenfalls mit Zucker gegessen. Austern gibt es im Lande der aufgehenden Sonne in Hülle und Fülle, sie gelten jedoch nicht als Delikatesse. Sie werden gekocht, gebraten oder geröstet mit Soya und Essig verzehrt. Beliebter sind die Venusmuscheln, die in den Vereinigten Staaten unter dem Namen „Clams“ sehr bekannt sind und dort als Auster für den sogenannten „oyster cocktail“ verwendet werden. Auch Krebse und Krabben bilden für den Japaner keine Delikatesse — eine Erscheinung, die sich in allen Ländern wiederholt, in denen es diese Tiere im Überfluß gibt.

Von dem japanischen Fischreichtum legt ein Gang in frühester Morgenstunde durch den Nihonbashi-Fischmarkt in Tokio Zeugnis ab. Sobald die Boote mit ihrer frischen Ware von Mikasi und der Awa- und Katsusa-Küste in Sicht kommen, beginnt es auf dem Markt lebhaft zu werden. Nach der Landung geht die noch lebende Ware zuerst in die Hände der Auktionatoren über, die sie an die Fischhändler versteigern. Von den Vorgängen kann jedoch auch ein des Japanischen mächtiger Europäer kein Wort verstehen, denn auf dem Nihonbashi-Fischmarkt wird ein eigener „Fischjargon“ gesprochen. Unverständlich erscheint auch dem Fremdling, daß während der Verhandlung kein Geld gehandhabt wird. Das erklärt sich dadurch, daß die Käufer mit den Auktionatoren einen Vertrag geschlossen haben, nach dem nur an einem bestimmten Tag dreimal im Jahr abgerechnet wird. Am tollsten geht es am 2. Januar jedes Jahres auf dem Fischmarkt zu, denn an diesem Tag geben sich dort alle Händler und Restaurantköche ein Rendezvous, um den Glücklichen zu sehen, der den ersten Fisch im neuen Jahr ersteht. Vor Jahren war der Bonito-Fisch sehr beliebt, und wie mancher Münchner sein Bett versetzt, um die Kar-

nevalredoute besuchen zu können, so trug der Tokioer seine Kleider zum „Onkel“, um sich einen „Bonito“ zu kaufen.

Ein Besuch der Gemüsemärkte in Kanda, Daikongashi, Kyobashi und Ayogoku offenbart die vegetarische Vorliebe der Japaner. Auch hier fallen dem Fremdling viele Arten in die Augen, die nicht in seine Geschmacksrichtung passen, wie die Bambusschößlinge und gewisse japanische Wurzelarten. Dagegen würden die Riesenrettiche aus Kagoshima einen Bayern in Entzücken versetzen.

Die japanischen Desserts sind zu süß, um immer den ungeteilten europäischen Beifall zu finden. Vor allem die japanischen Kuchen. Nach dem Japanisch-Russischen Krieg wurde eine sogenannte „Friedensuppe“ erfunden, die jedoch an Süßigkeit die süßesten japanischen Gemüse übertraf. Die Suppe wurde aus einer starke Süßigkeiten enthaltenden würfelförmigen Materie hergestellt, die in einem Schälchen heißen Wassers aufgelöst wurde. Nach der Auflösung kam eine kleine Nudel mit der japanischen Flagge zum Vorschein. Man denke sich eine Tasse Kaffee, in der zwölf „ausgewachsene“ Zuckerstücke aufgelöst wurden, und voilà: die japanische Friedensuppe.

Die Würze eines japanischen Mahles ist der Sake. Besagt doch schon das alte Sprichwort:

„Sake ist der Trunk des Volkes,
Branntwein aus des Reises Kraft.“

Natürlich gibt es europäische Gaumen, die auch dem warm genossenen japanischen Nationalgetränk keinen Geschmack abgewinnen können, während umgekehrt der Japaner kein Verächter des deutschen Bieres ist. Im japanischen Leben spielt der Sake eine große Rolle. Am Neujahrstag wird er mit dem duftenden „Toso“ gewürzt und ununterbrochen Verwandten, Freunden und Bekannten serviert. An einem Hochzeitstag, ob im kaiserlichen Schloß oder im Bürgerhaus, gehört der Sake unbedingt zur Trauungszeremonie. Unter den Hochzeitsgeschenken des verstorbenen Kaisers Mutsuhito für den Prinzen Terkeda und die Prinzessin Masako befand sich ein Krug Sake, und bei der Trauung wurde der Sitte gemäß der Ehebund durch die vorgeschriebenen Schälchen Sake besiegelt. Der „Brauttrunk“ wird bei jeder kaiserlichen Hochzeit auch zwischen dem Kaiserpaar und den jungen Eheleuten vollzogen.

Übermäßig genossen führt der Sake einen gefährlichen Rauschzustand herbei. In Japan wird ein Trinker „jogo“ (Trichter) genannt, und man teilt die Saketrinker je nach der Wirkung des Reisweins in drei Gattungen ein: in den Lachtrichter (warai-jogo), den Zorntrichter (okori-jogo) und den Heultrichter (naki-jogo).

Dem Fremdling aber kann nur geraten werden:

„Bier auf Sake, das ist fein,
Sake auf Bier, das laß sein.“

Andante.

Bleicher werden alle Lichter,
Und der Abend geht.
Irgendeiner singt ein Liedchen,
Das der Wind verweht.

Leise kommt die Nacht. Mit kühler,
Nebelfeuchter Hand
Deckt sie ihren blauen Schleier
Ueber stilles Land.

Und sie wischt das letzte Glühen
Sacht vom Kirchturmknauf;
Aber hoch im Blauen blühen
Goldne Sterne auf.

Hans Binder.

Französische Schriftstellerinnen von heute.

Von J. de Vaës. — Hierzu 19 Porträtaufnahmen.

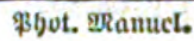
Die Femmes de lettres sind in Frankreich keine Begleiterscheinung der modernen Frauenbewegung, denn die französische Literatur konnte von jeher glänzende Frauennamen verzeichnen. Nur war das „Schreiben“ früher mehr eine Sache des Zeitvertreibs, und selbst epochemachende Romane entstanden häufiger als eine Folge anregender und angeregter Causerien, als — wie in den gegenwärtigen Zeiten des Feminismus — eine Aufgabe des Berufs, als ein Verfechten von Anschauungen und eine Stellungnahme zu den Fragen des Lebens. Längst schon sind die französischen Schriftstellerinnen keine Einzelerscheinungen, und es fällt beinah schwer, aus der großen Zahl der Erzählerinnen, Novellistinnen und Lyrikerinnen, die zumeist in Paris leben, eine kleine Gruppe herauszusondern und auch deutschen Lesern näher zu bringen, ohne andere, ungenannt bleibende damit in zweite Reihe stellen zu wollen

Da ist — um alphabetisch vorzugehen — zunächst Madame Jean Bertheroy (Abb. S. 1225), unter den schriftstellernden französischen Frauen wohl die einzige, die sich der historischen Richtung zugewandt. In ihren Gedichten verwebt sie vielfach altgriechische Motive mit dem geistigen Inhalt der Gegenwart, so z. B. in den Femmes antiques. — Madame de Broutelles (Abb. S. 1223) findet trotz ihrer angestrengten Tätigkeit als Herausgeberin zweier Zeitschriften für Frauen noch Zeit, sich mit fein durchdachten Aufsätzen über Erziehung und Arbeitsmaterial der Jugend eingehend zu beschäftigen, wobei sie vorzugsweise das Pariser Milieu berücksichtigt. — Madame Alphonse Daudet (Abb. S. 1222), früher die Mitarbeiterin ihres Mannes, führte nach seinem Tod einige seiner Gedanken weiter aus und schrieb u. a. die beiden vielgenannten Bücher: Enfants et Mères und Miroirs et Mirages. — Madame Dieulafoy (Abb. S. 1224), eine vielgereiste Dame, die immer Männerkleidung trägt, erhielt für ihre Ueberführung des Löwenfrieses vom Palast des Artaxerxes nach dem Louvremuseum das Kreuz der Ehrenlegion. Die Akademie verlieh ihr den Preis für ihr großes Reisewerk: La Perse, la Chaldée et la Susiane. Außerdem ist Frau Dieulafoy eine gern gehörte Vortragskünstlerin. — Madame Judith Gautier (Abb. S. 1222), die Tochter Teophile Gautiers, schilderte im Beginn ihrer schriftstellerischen Laufbahn besonders gern die künstlerische Atmosphäre ihres väterlichen Hauses. Später begeisterte sie der Orient mit seiner Farbenpracht und seinen





Mme. Rosemonde Gérard, die Gattin Edmond Rostands.



Phot. Manuel.



Mme. Daniel Lesueur.

Phot. Boissonnas & Taponier.



Comtesse M. de Noailles.



Mme. Séverine.



Phot. Otto.

Mme. Gyp.

die von der offiziellen zu Lebzeiten Felix Faures grundverschieden war. — Madame Daniel Lesueur (Abb. S. 1221) ist die erste Schriftstellerin Frankreichs, die für einen Roman das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Zwei ihrer Romane wurden für die Bühne umgearbeitet und hatten viel Erfolg. — Madame la Comtesse Matthieu de Noailles (Abb. S. 1221) veröffentlichte außer Gedichten auch einige Romane, die von der großen Zahl ihrer Anhänger freudig begrüßt wurden. — Madame Lecomte du Nouy (Abb. S. 1224), die Verfasserin des in immer neuen Auflagen erscheinenden



Mme. Alphonse Daudet.

Phot. Otto.

Legenden zu mehreren Romanen, und endlich war es das aufsehenerregende Werk über Richard Wagner, das ihr allgemeine Bewunderung eintrug. — Madame Rosemonde Gérard (Abb. S. 1221), die Gattin von Edmond Rostand, verfaßte mit ihrem Söhnchen eine Komödie für die Großen und die Kleinen und errang damit vor zwei Jahren in Paris einen Erfolg, der ihrem in der nächsten Saison aufzuführenden historischen Lustspiel „Septentrion" zu wünschen wäre. — Madame Gyp (Abb. obenst.), geb. de Martel Mirabeau, ist die Schöpferin des Dialogromans. Sie glänzt in den kleinen Koketterien, Mißverständnissen und Behaglichkeiten mondainer Häuslichkeiten und weiß ihren pikanten Stil durch allerliebste flüchtige Zeichnungen noch interessanter zu gestalten. — Madame Lucie Faure-Goyau, die vor kurzem verstorbene Tochter des ehemaligen Präsidenten der französischen Republik, verherrlichte in ihren Schriften die Schönheit, den Idealismus und den Glauben und baute sich eine Welt auf,



Phot. Boissonnas & Taponier.



Mme. Judith Gautier.

Phot. Boissonnas & Taponier.

Phot. Boissonnas & Taponier.



Mme. Marcelle Tynaire.

Mme. de Broutelles.
Phot. Boissonnas & Taponier.

Mme. Valentine de Saint-Point.
Phot. Manuel.

Mme. Colette Yver.
Phot. Pirou.

Romans Amitié amoureuse, gab kürzlich einen Band Anekdoten heraus: En regardant passer la Vie, in dem alles, was zur Gesellschaft gehört, durchgenommen und Bonmots und — anderes sehr witzig verspottet wird. — Madame de Peyrebrune (Abb. S. 1225) liebt die Zergliederung der Seele, vor allem natürlich die der weiblichen Seele. Ueber ihren Arbeiten liegt etwas von der Melancholie und der Resignation, die jedes Frauenleben durchziehen. — Madame Claude Ferval, Baronin de Pierrebourg, (Abb. nebensteh.), in deren Pariser Salon sich alle namhaften Franzosen treffen, wurde gleichfalls dekoriert. Ihr Roman Le plus fort bedeutete für sie einen großen Gewinn an Ruhm und Gold. — Madame Gabrielle Réval (Abb. S. 1224) „fand sich eines Tages berühmt". Sie schrieb den sehr beachtenswerten Erziehungsroman les Sévriennes, eine Studie über die jungen Mädchen des Lyzeums von Sèvres. Später folgte dann die Behandlung ähnlicher Themen. — Madame la Duchesse de Rohan (Abb. S. 1225) gab neben ihren kaukasischen Reisebeschreibungen ein Versbuch heraus, das beweist, wie diese vielseitige Frau, die Präsidentin von mehr als fünfzig künstlerischen und literarischen Vereinigungen und stets bereit zu jeder Hilfe ist, das Leben ansieht. — Madame Valentine de Saint-Point (Abb. obenst.) zählt zu den ganz Modernen, die mit kühner Hand in alle Tiefen des Daseins hineingreifen und vor der Aus-

Mme. Claude Ferval (Baronne de Pierrebourg).
Phot. Boissonnas & Taponier.



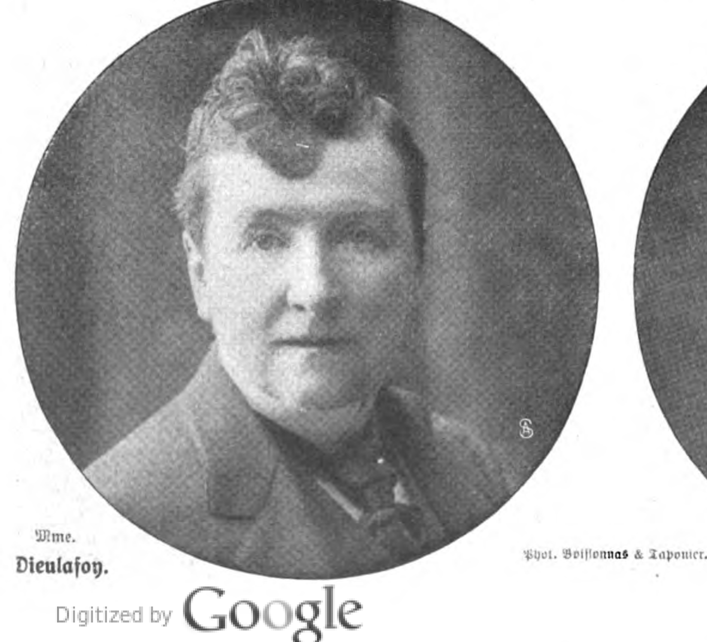

Mme. Lecomte du Nouy. Phot. Otto.



Phot. Manuel.

Mme. Yvonne Sarcey (Mme. Adolphe Brisson).

gestaltung gewagter Probleme nicht zurückschrecken. — Madame Yvonne Sarcey (Madame Adolphe Brisson) (Abb. obenst.) ist auch im Ausland keine Fremde mehr. Unter dem Pseudonym „Cousine Yvonne" hat sie sich die Herzen der Kinder und der jungen Mädchen erobert und arbeitet unermüdlich für eine Verständigung der französischen Jugend mit der anderer Länder; sie veranstaltet Vorträge und gemeinschaftliche Reisen und schreibt seit Jahren inhaltvolle Aufsätze für und über das heranwachsende Geschlecht. — Madame Séverine (Abb. S. 1222), in deren Adern lothringisches Blut fließt, ist dennoch ganz von Pariser Esprit durchdrungen, dem sich eine revolutionäre Energie zugesellt. Weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus bekannt, ist sie auch uns Deutschen keine Fremde mehr. Sie kämpft gegen alle, die in sicherem Besitz und in sicherer Stellung sind, und für alle, die das Schicksal zu Entbehrungen und Erniederungen zwingt, die vergeblich um einen Platz an der Sonne ringen. Sie



Mme. Dieulafoy.

Phot. Boissonnas & Taponier.



Mme. G. Réval.

schrieb eine Reihe herausfordernder Aufsätze und Broschüren gegen die Regierung und rühmt sich, eine „Frondeuse violente" zu sein. — Madame Marcelle Tinayre (Abb. S. 1222) lernte mit ihrem Buch La Rebelle die Freude eines vollen Erfolges kennen. Auch sie wendet sich den Verlassenen zu, nur ist ihre Tonart weich und ihr Anklagen von schwermütigem Ernst. — Madame Colette Yver (Abb. S. 1223) tritt gleichfalls für die Rechte der Frau ein, mehr noch für ihre Hoheits- als nur für die allgemeinen Menschenrechte.

Wer die französische Literatur der letzten Jahre verfolgte, weiß, wie lückenhaft diese Liste ist, und wie viele Namen von bestem Klang übergangen werden mußten. Es muß einem Geschichtswerk überlassen bleiben, jede einzelne der Femmes de lettres in Frankreich nach Gebühr aufzuzählen.


Phot. Boissonnas & Taponier.

Mme. Jean Bertheroy.


Phot. Chéri-Rousseau.

Mme. de Peyrebruné.


Phot. Boissonnas & Taponier.

Mme. la Duchesse de Rohan.

Fischfang mit Reuse und Schleppnetz.

Von Hanns Fechner. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen von J. Boyer.

„Wer Fische fängt mit Leidenschaft, mit Meisterschaft und Wissenschaft und hält dabei sich tugendhaft, gewissenhaft und ehrenhaft, den reichen Fang mit Maß betreibt, sorgt, daß im Wasser auch was bleibt, und angelt nicht um Geld und Gunst, nein, nur aus Freude an der Kunst, der ist, wär's der geringste Knecht, Sportangler und auch fischgerecht." Mit diesen Worten schildert du Bois-Reymond die Tugenden des fisch-



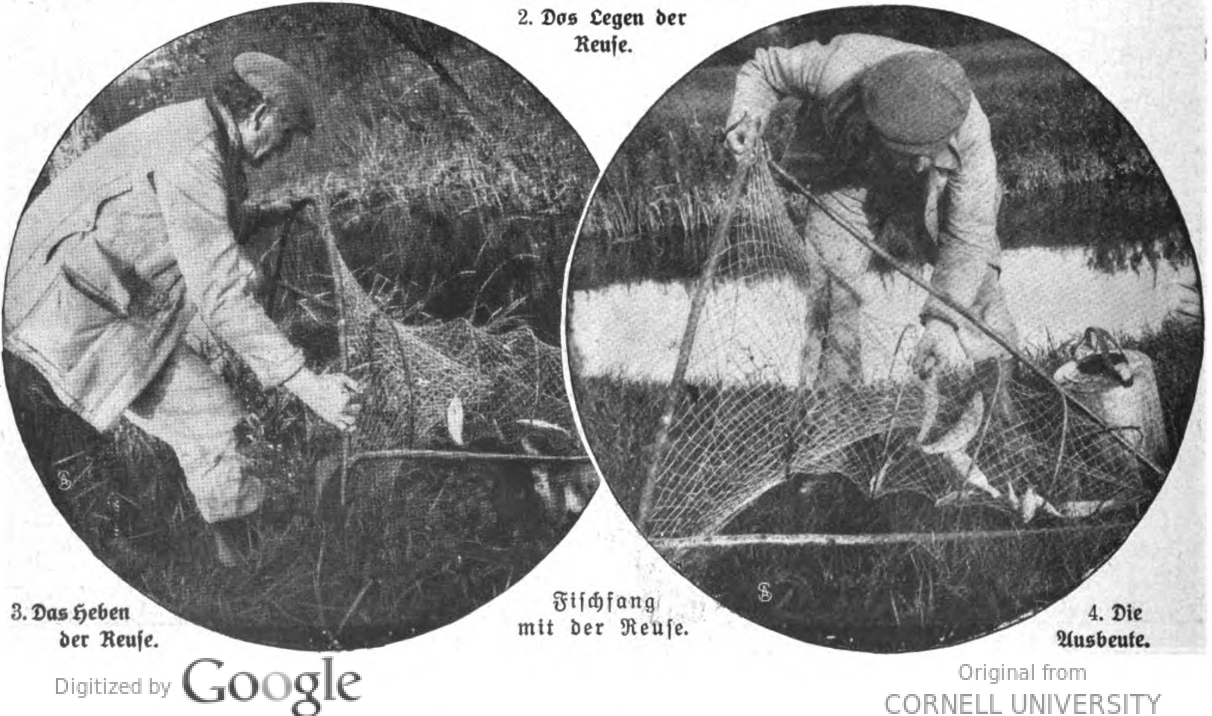
1. Das Ausspannen des Garnsacks oder der Reuse.

gerechten Anglers. Tugenden, die auch dem ehrsamen, gewerbsmäßigen Fischer, der wohl nur ausnahmsweise den hohen Genuß der Fischweid kennen lernt, gut anstehen. Aber der Berufsfischer muß ja um des lieben Brotes willen seine kostbare Beute dem Wasser in anstrengender und mühevoller Arbeit abgewinnen; listig und schlau muß er sein Wild umgarnen.

Mit den verschiedenartigsten Netzen, je nach Art der Fische oder der Beschaffenheit der Fischgründe, muß der Fischer seine Fallen stellen. Oftmals, bei günstigen Fischzeiten, darf er viele Nächte hindurch die schweren Wasserstiefel nicht von den Beinen ziehen; und wenn er in der Morgenfrühe müde mit reicher Beute heimkehrt, gibt es ein Ausruhen erst dann, wenn die Fische



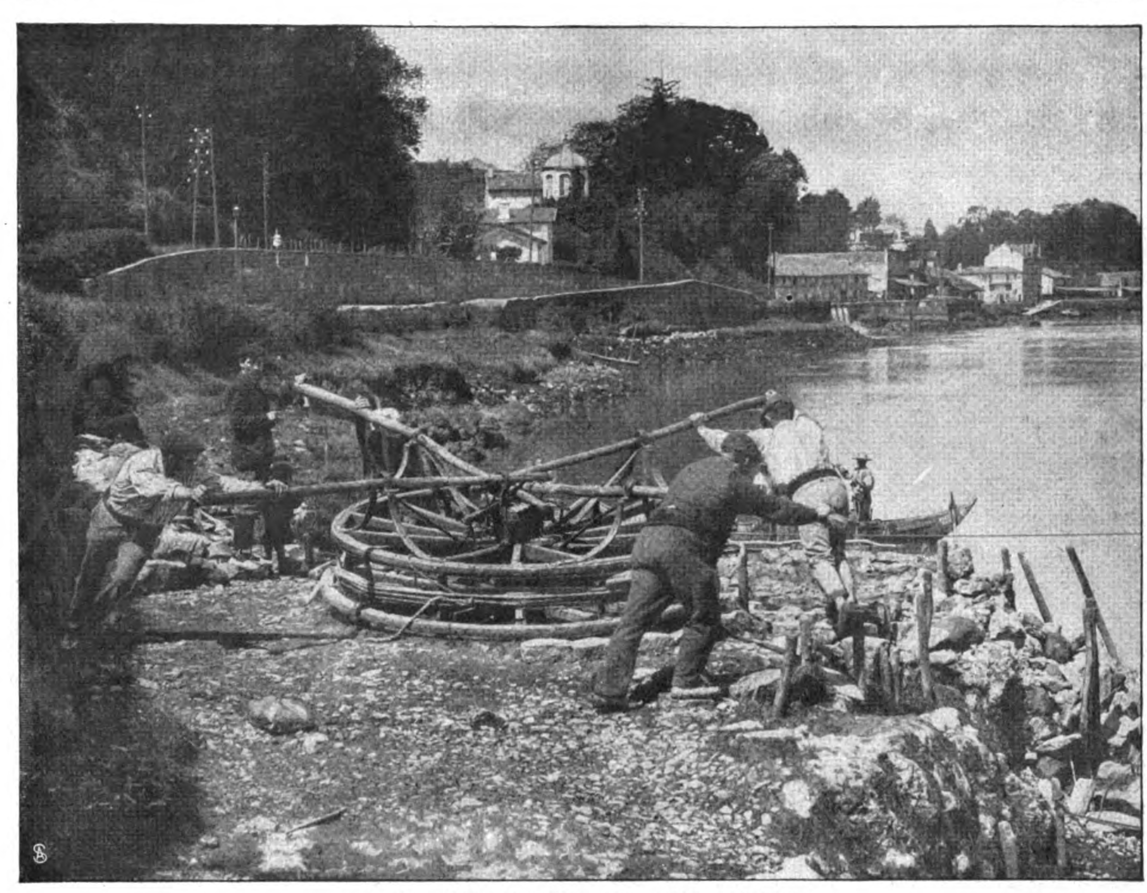
2. Das Legen der Reuse.



3. Das Heben der Reuse.

Fischfang mit der Reuse.

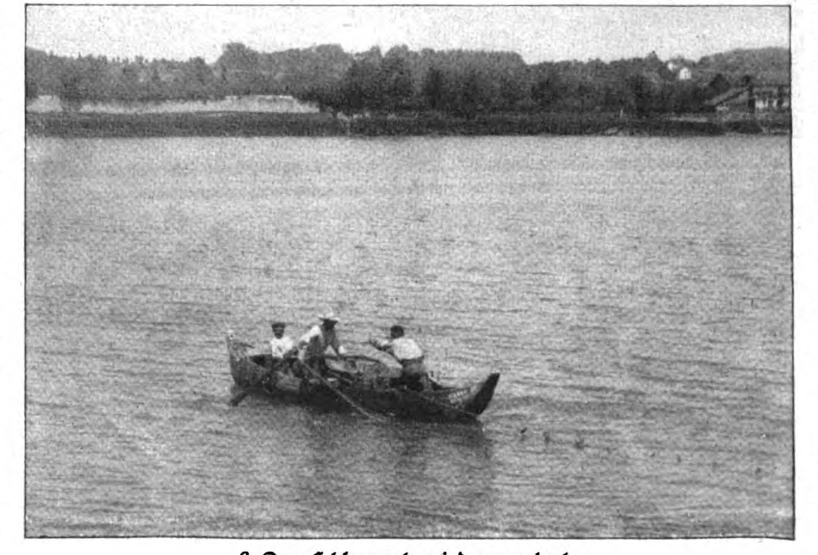
4. Die Ausbeute.



5. Heranholen des Zugnetzes mit der Winde.

ausgesucht, sortiert und in die großen Wasserbehälter verladen sind, bereit zum Fortschaffen in die Stadt. Nach der Ruhepause aber sollen die Netze sofort wieder getrocknet und klargemacht werden. Da helfen dann wohl die flinken Hände der Fischerfrau mit, und ihrem in der Sonne strahlenden Gesicht, den blitzenden blauen Augen merkt man es alsbald an, ob Petrus seiner Gilde gut gesinnt war. Bei uns in Deutschland ergibt besonders der Aalfang reichliche Einnahmen, und Gewässer mit guten Erträgnissen bringen hohe Pacht. Ja, man trifft hier und da noch auf alte Wassermühlengrundstücke mit sogenannten Aalfängen neben der Mühle, wo das überkommene Recht auf den Aalfang einen weit höheren Erlös bringt als die ganze Müllerei. Kein Wunder, daß die Aalfischerei in hohem Ansehen steht und mit allen Mitteln ausgebeutet wird. Ein Allzuviel schadet natürlich, wie jeder Raubbau. So zerstört häufiges Schleppen mit Senknetzen die fischnährende Grundfauna- und flora und verringert den Fischreichtum mit den Jahren.

An und für sich ist nichts gegen das Fortfangen möglichst vieler Aale einzuwenden; nur darf es nicht auf Kosten anderer Fischarten geschehen. Es wandern ihrer immer noch genügend ins Meer, um dort ihr Liebesleben in den Tiefen zu beginnen. Zurück in das Süßwasser kommen sie bekanntlich nicht; erst die junge, noch ganz kleine Aalbrut zieht es wieder da hinauf. Uralten Instinkten folgend, so scheint es, suchen sie jene Flüsse wieder auf, in denen ihre Vorfahren ihre Jugendjahre verlebten. Darum wäre es auch falsch, wenn man alle abwandernden Aale fortfinge, wie es früher wohl gelegentlich



6. Das Schleppnetz wird ausgelegt.

von Fischern vorgeschlagen wurde. Eine verständige Ausbeutung sorgt für Beschaffung von Brut und sucht da, wo sich ein Abnehmen der Menge an Jungfischen bemerkbar macht, durch Einsetzen von Brutfischen nachzuhelfen. Vor wenigen Jahren wurde zum erstenmal der Versuch gemacht, Aalbrut aus England herüberzuholen. 1906 hatte Dr. Johs. Schmidt die interessanten Ergebnisse seiner Forschung über die Laichplätze des nordeuropäischen Flußaals im Atlantischen Ozean, westlich von Großbritannien, veröffentlicht und darauf hingewiesen, daß Unmengen der kleinen Aalchen in die nächstgelegenen Süßwassergebiete hinaufstiegen und möglicherweise von dort aus nach Deutschland als Besatzfische hinübergebracht werden könnten. Auf diese Anregung hin machten sich der Generalsekretär vom Deutschen Fischereiverein Fr. Fischer, Fischereidirektor H. Lübbert, Hamburg, und Regierungsrat Dr. Dröscher, Vorsitzender des Mecklenburgischen Fischereivereins, sofort daran, diese Anregung in die Tat umzusetzen. In der Nähe von Gloucester fanden sie die von Schmidt angegebenen Verhältnisse vor, setzten sich mit den Fischereipächtern in Verbindung und versuchten nun, eine möglichst geeignete Transportart der jungen Aale auszuproben. Nach vielen Mühen gelang es tatsächlich endlich, die kleinen durchsichtigen Aale so zu verpacken und zu versenden, daß nur ein geringer Prozentsatz bei dem weiten Transport zugrunde ging. Bei den ersten viermaligen Versuchen war es schließlich gelungen, rund 70000 Stück lebende Aalbrut in deutsche Gewässer auszusetzen, und der Beweis erbracht worden, daß eine Einfuhr bei geeigneter sorgfältiger Transportart gut möglich ist. Im fünften, sechsten Lebensjahr des Aales im Süßwasser regt sich sein Wandertrieb, die Sehnsucht nach der Heimat im Meer. Das ist die geeignetste Zeit für den Massenfang. Der Fischer stellt seine Aalreusen auf (Abb. 2), die Oeffnung flußaufwärts gerichtet. Solche Aalreuse gleicht einem großen gestrickten, nach der Spitze zu engmaschig zusammenlaufenden Trichter. Vier bis fünf sich verjüngende Ringe geben dem Netzkörper die richtige Form; und zwei Stöcke, die zu beiden Seiten außen zwischen den ersten und letzten Reifen gespannt werden, halten den Garnsack fest auseinander (Abb. 1). Ein zweiter Maschentrichter führt vom äußersten, weitesten Ring in die Reuse hinein. Dieser Einlauf bildet durch feste Spannung an seiner Spitze eine schmale Oeffnung im Innern der Reuse, so daß die Fische ihren Weg zwar hinein-, aber nicht wieder hinausfinden. Die gefangenen Aale sammeln sich in der Spitze der Reuse, ohne erst den Versuch zu machen, nach rückwärts einen Ausweg zu suchen. Der Trieb, flußabwärts zu gelangen und von dieser Richtung nicht abzuweichen, wird ihnen somit zum Verderben. Früh, vor Tag und Tau, hebt der Fischer seine Reusen aus dem Wasser (Abb. 3), um dann die Spitze des Garnsackes aufzubinden und die mehr oder minder reiche Beute herauszulangen (Abb. 4).

7. **Die Ausbeute** von Maifischen.

8. **Das Einholen des Netzes.**

Während für das Reusenlegen nur zwei Hände nötig sind, bedarf es zur Bedienung des großen Zugnetzes derer viele. Drei bis vier Paar kräftige Fischerfäuste sind nötig, wenn das Netz richtig ausgestellt werden soll. Einer steht am Ufer und hält die Leine des Netzes, die andern fahren im Boot hinaus (Abb. 6) und lassen das Netz, das oben mit Korken, unten aber mit Bleistücken besetzt ist, langsam ins Wasser gleiten. Am **jenseitigen** Ufer wenden sie mit dem Boot **und fahren in einem Bogen nach** dem diesseitigen Ufer **zurück. Das nasse Netz** ist schwer, und zum **Hereinholen bedient man** sich einer am Ufer aufgestellten **Winde (Abb. 5),** um die Leine aufzuhaspeln, bis das **andere Netzende** den flachen Strand erreicht. Untere **und obere Leine** des Netzes werden **nun** gleichmäßig **von beiden Seiten** mitsamt dem Netz so an das Ufer **geschleift, daß** die Fische nicht wieder hinauskönnen **(Abb. 8). Dann** geht es an das Herausholen und **Bergen des Fanges** (Abb. 7). Vergeblich würde man **aber unter der Ausbeute** den Aal suchen. Die Maschen **des Zugnetzes müssen** so weit sein, daß untermaßige Fische hindurchschlüpfen können — und das von Gesetzes **wegen.** Der Aal aber windet sich selbst durch engeres



9. **Die gefangenen Fische werden aus dem Netz geholt.**

Maschenwerk glatt hindurch; für ihn bedarf es des ganz engen Netzwerkes, wie es die Garnsäcke aufweisen. Uebrigens richtet sich die Maschengröße der Zugnetze gewöhnlich nach der besonderen Fischgattung, die man erbeuten will. Der Fortpflanzungstrieb führt viele Friedfischarten, die Herdenfische, zu bestimmten Zeiten — anders wie **die Aale, die** ja **flußab dem Meer zuwandern — flußaufwärts, um ihre Laichplätze in den oberen Flußläufen aufzusuchen. So steigen z. B. die Maifische, zur Gattung der Heringe gehörig, in den Frühjahrsmonaten in ungeheuren Mengen die Flüsse hinauf, und beutefroh machen sich die Fischer an die Arbeit, wenn die Nachricht: „Achtung, der Maifisch kommt!"** blitzschnell die Ufer hinaufeilt. Eifrig werden die Netze **zu Wasser gebracht,** und durch abwechselnde Bedienung **von drei Mannschaften können neun Fischzüge in der Stunde gemacht werden. Fast jedesmal werden 100 bis 120 drei- bis vierpfündige Fische aus dem Netz geholt, getötet und für das Räuchern vorbereitet (Abb. 9). Und ähnlich so, wie unsere Abbildungen diesen Fischfang in einem der französischen Flüsse zeigen, geht der Fang von Maifischen auch bei uns im Rhein und in der Elbe vor sich.**

****

Die Kette.

Skizze von Gertrud Papendick.

Die Wiesbadener Kurkapelle spielte den „Walkürenritt". Und das Wiesbadener Kurpublikum, gesund und krank, alt und jung, gut und schlecht, trank auf der Terrasse unter den mächtigen Klängen Wagnerscher Musik in harmonischer Beschaulichkeit seinen Nachmittagskaffee.

Brencken saß faul und behaglich in der Sonne, hatte den Stock auf den Tisch gelegt, hielt mit der Linken die nächste Stuhllehne umfaßt und sah sich das Treiben an.

Gewandt und lautlos wie geschmeidige Angorakatzen glitten die weißbefrackten Kellner zwischen den Tischen hindurch, auf den fünf Fingerspitzen ein Tablett mit Tassen oder Obstkuchen balancierend. Ein Gewirr von Hunderten von Stimmen erfüllte die Luft, die alten Herren erzählten Witze, die jungen Mädchen lachten und flirteten, die Kaffeetassen klapperten, die Löffel klirrten. Die Sonne schien. Da war ein ständiges Kommen, und niemand ging fort. Die Tische füllten sich.

Brencken amüsierte sich. Seit zwei Monaten war er nun wieder im Land, seit ein paar Tagen hier. Nach fast fünfjähriger Abwesenheit wieder auf Heimatboden.

Die Jahre waren hart gewesen da unten in Deutsch-Südwest, und ein Stück seiner Gesundheit hatte man dort gelassen. Nun war man aus der Schutztruppe ausgeschieden und hatte ein Halbjahr Urlaub bewilligt bekommen, um die Maschine, die sich menschlicher Körper nannte, wieder in Gang zu bringen.

Zuerst hatten die Ärzte ihn an die Riviera geschickt, dann nach Wiesbaden. Da war er nun. Und der Mann, der bei den Kameraden drunten ein wenig als Kosmopolit gegolten hatte, freute sich wie ein Kind über die vielen deutschen Menschen, die deutsche Kaffeegemütlichkeit und die deutsche Musik.

Brencken hatte heute seinen guten Tag: keine Kopfschmerzen, keine Mattigkeit. Und die Zigarre schmeckte so gut, wie eben nur eine verbotene Frucht schmecken kann.

Die jungen Frauen und jungen Mädchen, die da herumsaßen oder vorübergingen, streiften den einsamen Herrn hie und da mit einem neugierigen Blick. Und Brencken sah mit unverhohlenem Wohlgefallen in die

blauen und braunen Augen. Es war doch gut, zu wissen, daß man noch nicht ganz zum alten Eisen gehörte, daß eine hübsche Frau einen immer noch ansah. Es lebe das Leben. . . .

Ein Mann und eine Frau kamen den Gang herauf. Er eine große, schwere Figur mit den ausgebogenen Schenkeln und den ein wenig krummen Schultern des Kavalleristen — Kürassierkaliber. Ein mächtiger Bauernschädel, ein gutmütig derbes Gesicht. Die Frau an seiner Seite kaum kleiner als er, aber schlank, biegsam, eine wundervolle Gestalt in der langschößigen gelben Spitzenjacke, ein schönes, helles, hochmütiges Gesicht unter dem Federhut.

Himmel, dachte Brencken, wer ist das nur? Die Frau kannte er nicht. Aber den Mann?

Die beiden suchten einen Platz, aber jeder Tisch war besetzt. Sie blieben unschlüssig stehen. Er sah zu Brencken hinüber, der ganz allein saß, und machte eine leise Bemerkung. Sie zog unwillig die Brauen zusammen, kniff den Mund. Aber der Mann zuckte die Achseln, trat an den Tisch, zog den Hut: „Pardon. Sie gestatten wohl — es ist nämlich nirgends mehr Platz."

„Bitte sehr."

Sie setzten sich, die Frau Brencken gegenüber, der Mann ihm zur Seite. „St! Ober! — Was befiehlst du, mein Herz? Kaffee oder Schokolade? — Also zwei Kaffee, bitte."

Brencken drehte sich herum und legte dem andern die Hand auf den Arm: „Na, guten Tag auch, Radonitz."

Der fuhr auf: „Zum Donnerwetter, wer ist's denn? Herr des Himmels, Brencken, Sie? Ich denke, Sie stecken in Südwest. Was machen Sie denn hier?"

„Kur."

„Nanu?"

„Erst haben Sie mal die Güte, bitte . . ."

„Verzeih, Mieke, Hauptmann Brencken, ein Kriegsschulkamerad und alter Freund von mir."

Die blonde Frau gab dem Fremden mit kühler Liebenswürdigkeit die Hand: „Ich freue mich sehr."

„Also nun sagen Sie mal, Brencken: das Vergnügen da unten hat ein Ende? Gesundheitsrücksichten, was? Dabei sieht der Kerl aus wie's liebe Leben. Nee, was ich mich freue!"

„Nett von Ihnen", sagte Brencken. „Ihr Gatte hatte immer eine ganz unbegründete Vorliebe für mich, gnädige Frau. Ich bin ganz unschuldig dran. Jawohl, Deutschland hat mich wieder. Ich hoffe, ich komme wieder ins alte Regiment. Wie steht's denn mit Ihnen, Radonitz?"

Der andre reckte sich behaglich in den Schultern: „Sie wissen, mir war von jeher das Koller zu heiß und der Helm zu schwer. Abgegangen bin ich. Und nahm ein Weib, wie Figura zeigt."

Mieke Radonitz lächelte matt: „Es ist gut, daß Herr Brencken deine geschmackvollen Scherze schon von früher kennt, Heino."

Brencken lachte: „Ja, gnädige Frau, ich freue mich, ihn so wohlerhalten wiederzufinden."

Radonitz schüttelte ergebensvoll den Kopf: „Was man sich von der Frau alles sagen lassen muß. Geschmackvoll soll ich sein! Das ist zu viel. Na, was tut's? Ich geb Ihnen mein Wort, Brencken, ich bin ein glücklicher Mensch. Was ist das für ein genußreiches Leben, nun man sich nicht mehr um Reitstunde und Besichtigungen zu scheren braucht. Ich habe auch das Üben aufgesteckt. Nur so bei Alten-Herren-Essen und im Manöver krieg ich die Leute mal zu Gesicht. Und meinem Staat dien ich dabei doch: sitze in der Mark und baue Kartoffeln."

„Sehr große gewiß."

Die Frau lachte amüsiert auf: „Bravo!"

„Brencken, ich schicke Ihnen noch heute abend meinen Sekundanten — faute de mieux den Zahlkellner vom Kurhaus, der Mann sieht ganz passabel aus. Mein ganzes Leben lang kriege ich Unglückseliger Dummheit vorgeworfen, weil ich einst vor unzähligen Jahren das Kriegschulexamen vorbeimachte. Es kann doch nicht jeder ein Kirchenlicht sein wie Sie. Warum sitzen Sie überhaupt nicht längst im Kriegsministerium? Sie sind doch der Mann dazu. Was mußten Sie denn damals durchaus zur Schutztruppe?"

Brencken sog an der Zigarre: „Sehen Sie, es hat jeder seine Gründe. Bei mir war's halt nur die Liebe zum Handwerk. Beim andern sind's die Schulden, beim dritten ist's die Frau."

Er hielt inne. Die blonde Frau ihm gegenüber sah ihn an. In ihren Augen stand's wie ein Schreck, und über das blasse Gesicht ging eine matte Röte. Sie bewegte die Lippen wie zum Sprechen, schloß sie wieder und wandte dann den Kopf, sah hinaus in den Park.

„Na ja", gab Radonitz zur Antwort. Er redete weiter, redete mit der ganzen Ausführlichkeit und Selbstgefälligkeit beschränkter Menschen, und eigentlich nur von sich.

Brencken antwortete mechanisch.

Was war's mit der Frau? Sie sah schon aus wie eine, um die man ans Ende der Welt gehen konnte, sie zu erringen oder — zu vergessen. Sie war eines andern Frau. Wenn einer um sie zur Schutztruppe ging, war's, um zu vergessen. . . .

Sie hielt den Kopf noch immer abgewandt, hörte wohl gar nicht, was ihr Mann sprach, sah nichts von den Menschen. Ihr Gesicht war wieder unbewegt, und vor den Augen lag's wie ein Schleier. Nur die Hände ließen mit nervösem Spielen immer wieder die Handschuhe durch die Finger gleiten. Sie trugen keine Ringe, nicht einmal den Trauring. Vielleicht wußte die Frau, daß Hände wie die ihren keines Schmuckes bedurften. Nur um ihren Hals schloß sich eine Kette. Und mit brennendem Staunen sah Brencken die plötzlich.

Die Kette . . . Woher kenn ich die Kette nur?

Es war keine sehr schwere Kette, aber ein Meisterwerk alter Goldschmiedekunst, ein wundervolles, kostbares Stück, wie es sich in alten Familien forterbt. . . .

„Tatsächlich, Brencken," erzählte Radonitz gerade, „ich fahre kaum mal nach Berlin. Solch ein Musterknabe wird man . . ."

Sie ist wohl doch von ihm, dachte Brencken, und ich kenne sie von früher aus seiner Familie. Doch plötzlich packte ihn die Erinnerung: Auf Botschin bei den Ziesows war's. Da hatte er vor jenen neun bis zehn Jahren einmal im Quartier gelegen. Und eines Abends, als das Schloß voll Gäste war, trug Frau von Ziesow, die damals schon in den Fünfzigern sein mochte, eine wunderschöne alte goldene Kette um den Hals. Und am nächsten Morgen entdeckte Brencken in der Ahnengalerie: jede Frau des Hauses Ziesow, die auf Botschin Herrin gewesen, trug diese Kette.

Der alte Ziesow war damals schon tot, die Frau starb bald darauf. Die Besitzung war nicht zu halten und kam in fremde Hände. Albrecht Ziesow, der einzige Sohn, mußte sich von der Garde in die Provinz versetzen lassen.

„Sehen Sie, Brencken," sagte wieder Radonitz in des andern Gedanken hinein, „meiner Frau gefällt's hier, mir nicht. Ich sehne mich nach meinen märkischen Ochsen und dem Mistgeruch."

„Das kann ich sehr verstehen." Brencken gab sich Mühe, mit seinen Gedanken bei dem Gespräch zu bleiben; aber der Anblick der Kette um den schmalen Frauenhals ließ ihn nicht los. Es mußte jene sein — war es sicher.

Und nun trat noch ein anderes Bild in seine Erinnerung: Vor ein paar Jahren kam Albrecht Ziesow zur Schutztruppe nach Deutsch-Südwest. Schuldenhalber, hieß es. Und er, Brencken, dachte auch nichts anderes — er kannte den Mann ja kaum. Doch in einer Nacht — auf einem längeren Patrouillenritt, als Ziesow und er Seite an Seite auf ihren Mänteln lagen — in einer jener seltsam stillen, sternenklaren afrikanischen Nächte, die die Seelen einander näherrücken und die Herzen öffnen, hatte der andere gesprochen: „Wissen Sie, was heute ist, Brencken? Mein Geburtstag." Und dann: „Es gibt in Deutschland eine Frau, die denkt heute an mich. Und die trägt um den Hals eine Kette unseres Geschlechts. Sie ist ein Familienstück und noch nie in fremde Hände gekommen. Aber das Gut ist's ja längst, das Haus und alles andere. Warum sollte sie's nicht auch? Und dann: auf der Innenseite steht an einer Stelle graviert: ‚der libsten fraue.' Darum gab ich sie ihr, ehe ich herüberging, als Andenken. Sie ist eines andern Frau ..."

Brencken sah Mieke Radonitz an. Du libste fraue! dachte er. Also darum fehlt deiner Hand der Trauring, weil du um den Hals die Kette eines andern trägst!

Sein Blick ging zu dem Mann. Was mochte denn in seinen Augen diese Kette sein? Aber Radonitz war ja kein Mensch, der sich über irgend etwas Gedanken machte; der glaubte wahrscheinlich an irgendein Märchen von einem Erbstück. Merkwürdiger Zufall oder merkwürdige Schicksalsführung: da saß er hier an einem Tisch mit der Frau, um derentwillen sein Kamerad dort unten einst die Heimat verließ — verließ, um zu vergessen . . .

Radonitz bestellte sich ein Glas Bier. „Was ist eigentlich aus Heinisch geworden, Brencken? Ist der noch drüben?"

„Gefallen!"

„Himmel, davon wußte ich nichts! Wann denn?"

„Vor zwei Jahren."

„Und Wergemann?"

„Kommt nächstes Jahr auf Urlaub."

Mieke Radonitz hörte zu, und ihre wunderschönen Augen belebten sich: „Den habe ich auch noch gekannt. Das war ein famoser Mensch." Und dann fragte sie plötzlich Brencken mit einer ganz klaren, ruhigen Stimme: „Sind Sie drüben auch mit Herrn von Ziesow zusammengetroffen? Er stand bei den Dragonern in M. und ist wohl seit drei oder vier Jahren in Südwest."

Einen Augenblick war Brencken stumm, stumm vor Staunen und Schreck. Was wagte die Frau?

Aber Radonitz lächelte nur gutmütig: „Für den interessiert sich meine Frau. Er hat ihr nämlich mal sehr den Hof gemacht, aber sie ließ ihn mit der gewohnten Unnahbarkeit abfallen. Das nahm er sich so zu Herzen, daß er sich zur Schutztruppe meldete."

„Stimmt auffallend, Heino", sagte die Frau gelassen.

„Ziesow war längere Zeit bei dem gleichen Kommando wie ich, gnädige Frau, ein selten tüchtiger Offizier und famoser Kamerad. Wir haben manch schweren Tag zusammen durchgezwungen."

Brencken fürchtete sich vor dem Weitersprechen. Wie, wenn die Frau plötzlich die Fassung verlor?

Aber Mieke Radonitz sah ihn an, und ihr Gesicht war ganz beherrscht. „Bleibt Herr von Ziesow denn noch drüben?"

„Ja, gnädige Frau."

Ihre Augen ruhten noch immer auf ihm, und unter dem Zwang dieses Blicks brachte er's heraus — gegen seinen Willen: „Die Armee verlor einen sehr brauchbaren Mann an ihm. Lesen Sie denn keine Zeitung mehr, Radonitz? Er hat vor einem Jahr den Abschied genommen und sich angekauft — ist Farmer geworden."

„Ach nee!" sagte Radonitz. „Der letzte übriggebliebene Ziesow — Farmer!"

Dann entstand ein Schweigen.

Radonitz sah sich nach einem hübschen Mädchen um, das vorbeiging. Brencken hörte die Musik und summte leise die Melodie mit, ohne es zu wissen. In seinem Ohr klang noch das Wort, das er eben gesprochen. Was war's denn Besonderes? „Er nahm den Abschied — ja — wurde Farmer." Das kam doch öfters vor.

Aber der Frau da vor ihm war's das Ende: er kommt nicht wieder . . . Es gab etwas, das Brencken fürchtete: Frauenaugen, die gern weinen möchten und nicht dürfen.

Er sah den Park hinunter, studierte die Laternenpfähle. Wenn ich sie nur nicht anzusehen brauchte! dachte er. Dann tat er's doch.

Und in dem gleichen Augenblick sagte Mieke Radonitz zu ihrem Mann mit der gleichen leichten, ruhigen Stimme wie sonst: „Was spielen sie da eigentlich, Heino?"

„Ahn ich nicht, mein Herz."

„Frag doch mal."

„Ober, was wird jetzt gespielt?"

Doch der Kellner hob im Vorübergehen nur bedauernd die Schultern.

„Geh doch nachsehen, Heino!"

„Brencken, wissen Sie's nicht?"

„Nein, kenn's nicht. Es ist wohl was Neueres."

Da stand denn Radonitz gehorsam auf. — Brencken saß mit der Frau allein. Und die Frau schwieg.

Was soll's denn nun? fragte er sich. Vor wem spielt sie Komödie? Vor dem Mann, vor mir oder vor dem in Afrika? Aber er selbst sprach auch nicht. Ich will warten, dachte er.

Radonitz stand unten an der Promenade und hielt einen kleinen älteren Herrn am Rockknopf fest. Wenn er ins Reden kam, fand er nicht so bald ein Ende.

Brencken drehte an seiner Stockkrücke. Vielleicht war alles nur Spiel auf ihrer Seite. Vielleicht trug die Frau die Kette des Hauses Ziesow zu Unrecht.

Er sah auf. Und da sah er das doch, was ihm weh tat zu sehen: Frauenaugen, die gern weinen möchten und das Weinen hinunterzwingen....

Nun wußte er's: der Mann hatte sich losgemacht von dem, was ihn zu binden drohte, und war damit fertiggeworden, wie eben Männer fertigwerden mit dem, was sich Liebe nennt. Der baute sich drüben ein neues Leben, wurzelte fest in dem fremden Boden. Was ihm einst Schicksal hieß, wurde Erinnerung.

Die Frau aber trug die Kette immer noch. Und ging vielleicht zugrunde, wenn man sie ihr nahm.

Es gibt Frauen, die von der Treue leben — selbst wenn sie aufhört, Sinn zu haben....

Brencken beugte sich vor: „Gnädige Frau, ich möchte Ihnen gern etwas sagen."

Sie sah ihn an. Und in ihren Augen stand ein Flehen.

Brencken sprach. Seine tiefe, warme Stimme ging nur zu der Frau hinüber. Und er log. Er, der bisher vielleicht in keiner Lebenslage zu einer Lüge Zuflucht genommen hatte, log aus Mitleid mit der rührenden Treue dieser Frau: „Als ich aus Afrika fortging, sagte mir einer, der blieb: ‚Wenn Sie in Deutschland die Frau finden, die meine Kette trägt, sagen Sie ihr, sie solle die Kette weitertragen, immer, durchs ganze Leben. Sie soll nie aufhören, mein zu sein, und wenn uns das Leben auch vielleicht nie mehr zusammenbringt.'"

Mieke Radonitz hörte zu und lächelte gläubig wie ein Kind, dem man die ersehnten goldenen Berge verspricht. „Danke," sagte sie leise, „ich wußte es."

Dann wurde es wieder still zwischen ihnen. Brencken dachte an den andern: Du wirst mir die Lüge vergeben, mein Kamerad!...

Die Geigen setzten ab, das Stück war aus. Radonitz kam die Stufen herauf und ließ sich auf seinen Stuhl fallen: „Der Kommerzienrat Vorandt läßt sich dir zu Füßen legen, Mieke. Er stirbt fast vor Gram darüber, daß wir morgen reisen. Es war übrigens ‚Tiefland'."

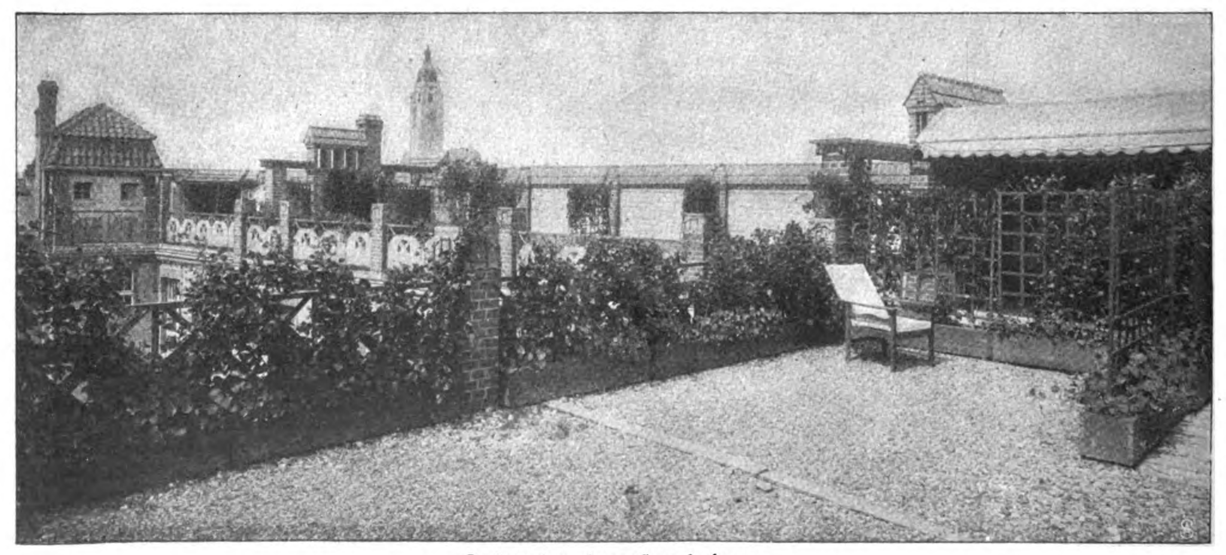
Dachgärten.

Von Garteningenieur Karl Hinze. — Mit 6 Aufn.



Privatdachgarten in Charlottenburg.

Von Dachgärten hat mancher wohl schon hier und da gehört oder gelesen, aber den rechten Begriff von einem solchen Garten, seiner Ausgestaltungsmöglichkeit und seinem Wert, den er in hygienischer wie wirtschaftlicher Beziehung haben kann, werden wohl nur wenige bekommen haben. Dachgärten, also Gärten, die sich auf einem Dach befinden, sind solche mit Rasenflächen, Wegen, Blumenbeeten, Rosen, Beerensträuchern und sogar mit Bäumen, letztere allerdings — aber nur aus rein technischen Gründen — in kleineren Formen. Wohl wachsen auch hier große Bäume, aber ein starker Sturm könnte diese sehr leicht mit der wenigen Erde, in der sie ihre Wurzeln verankern, einmal umlegen und dadurch großen Schaden verursachen. Deshalb dürfen hohe, dem Wind große Angriffsflächen bietende Bäume in einem Dachgarten nicht angepflanzt werden. Und ein derartiger Garten, der ebenso wie ein zu ebener Erde befindlicher alles mögliche an Blumen, Obst und Gemüse zu liefern imstande ist, läßt sich auf einem jeden platten oder geringe Neigung besitzenden Dach anlegen. Er beansprucht keine sonderlichen Kosten und liefert, weil er von anderen Gebäuden gar nicht eingeengt werden kann, infolgedessen



Dachgarten eines Sanatoriums.

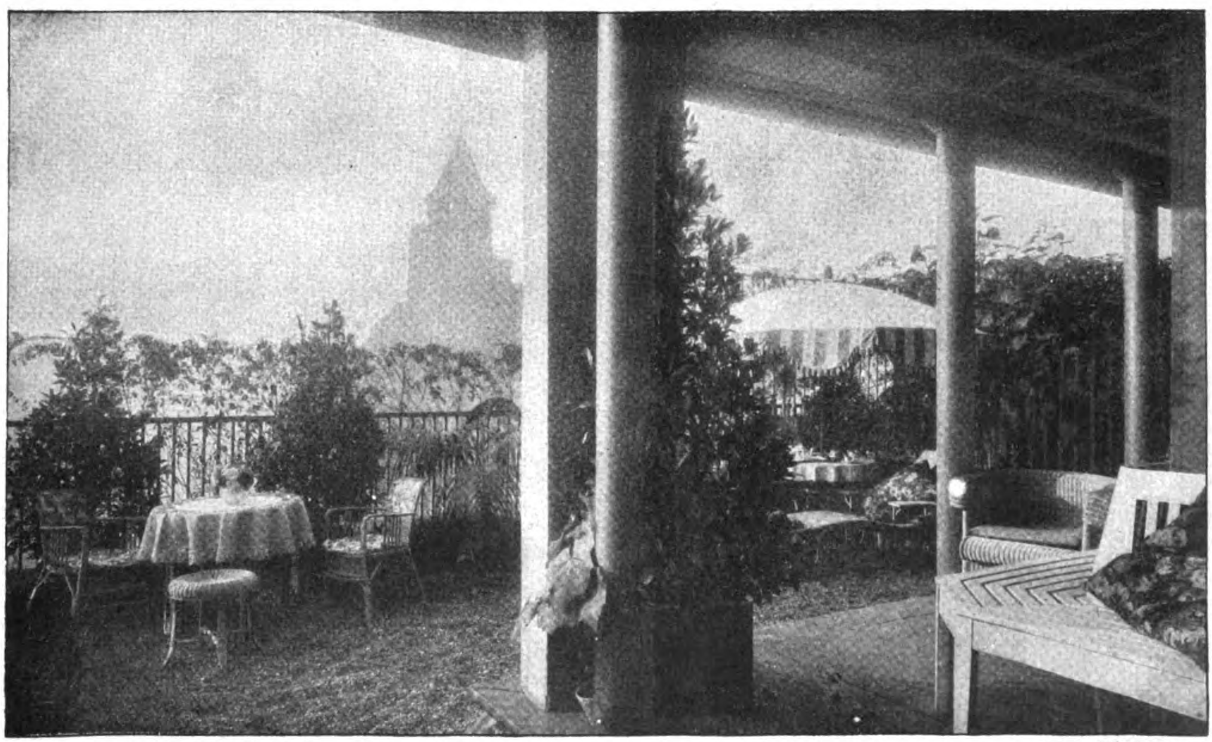


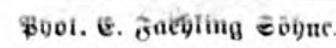
Phot. E. Faehling Söhne.

Ein Haus am Kurfürstendamm mit Dachgärten.

auch mehr Sonne bekommt, zum mindesten ebenso gute Ernten wie irgendein anderer Garten.

Die Möglichkeit, einen Dachgarten anzulegen, hängt nur davon ab, daß man ein ziemlich flaches Dach auf einem Gebäude besitzt, dem es an ausreichender Tragfähigkeit nicht fehlt. Bei der Anlage eines Daches, das einen Garten tragen soll, ist immer darauf Rücksicht zu nehmen, daß auf den Quadratmeter etwa 0,3 Kubikmeter Erde und ungefähr 0,03 bis 0,05 Kubikmeter Sand oder feiner Kies kommen, deren Gewicht sich bei den verschiedenen Erdarten immer anders stellen wird, wobei aber noch zu berücksichtigen ist, daß durch auffallenden Regen, Schnee und Tau das Gewicht sich vergrößert. Am leichtesten sind Humus-, Kompost-, Mistbeet-, Laub- und Heideerde, von denen die beiden ersten ohne Beimischung, Mistbeeterde jedoch mit einer Beimischung von Sand und lehmiger Gartenerde, Laub- und Heideerde, aber unter sehr reichlicher Beimengung von altem Baulehm, Rasenerde, verwittertem Teichschlamm, Humus, Kompost, Gartenerde, Wiesenlehm und Sand erst brauchbar gemacht werden können. Ohne





Phot. E. Faehling Söhne.

Dachgarten auf einem Berliner Wohnhaus.





Phot. Franz Linkhorst.

Ein Hausgarten.

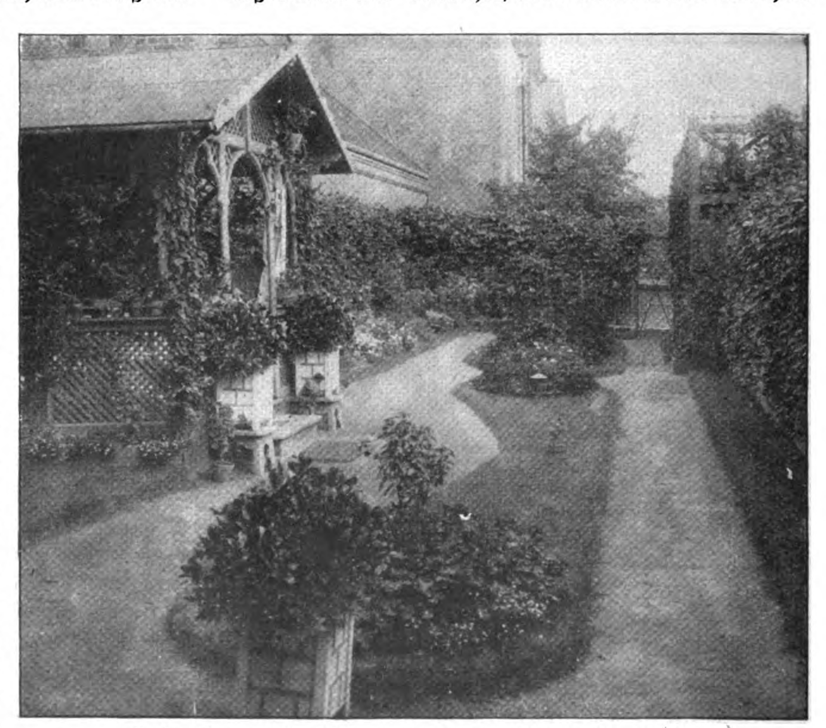
werden um so besser gedeihen, je zeitiger — spätestens Mitte April — sie gepflanzt wurden, je wüchsiger sie waren, und je nahrhafter der Boden ist, in den sie kommen. Dieser Boden kann jahrelang benutzt werden, verlangt aber ebenso wie der Garten zu ebener Erde öfter eine Düngung mit altem, kurz und mürbe gewordenem Dung, Blutmehl, Knochenmehl, Hornspänen oder Hornmehl, zerriebenem Hühner- und Taubendung, Ruß, Holzasche, wenig Kalk in feinkrümeligem, frisch gelöschtem Zustand, vorsichtige Gaben von Kunstdünger. Der Wuchs der Pflanzen ist bei sachgemäßer Pflege ausgezeichnet, und ich habe bei den verschiedenen Dachgärten, die ich gesehen und selbst angelegt habe, immer wahrgenommen, daß sich die Frühjahrspflanzen früher auf dem Dach als im Garten entwickelten, was auf die aus dem Haus emporsteigende Wärme zurückzuführen ist. In gleicher Weise reiften aber auch die Früchte oben früher, und die Triebe der Gehölze kamen immer in ausgereiftem Zustand in den Winter.

Bedenkt man, daß in der Großstadt die wenigen Gärten, die zuweilen zwischen hohen Häusern ein kümmerliches Dasein fristen, nach und nach fast ganz verschwinden und das wenige Grün, das sich noch erhält, nur einem nicht verwöhnten Auge noch etwas bietet, dann müßte man meinen, daß es sogar das Bestreben der Behörden sein müßte, wieder darauf hinzuwirken, daß Bäume und Sträucher, Gras und Blumen innerhalb

diese Beimengungen sind die Erdarten mit Ausnahme des Komposts und der Gartenerde (Humus) nicht anwendbar, und auch diesen muß in vielen Fällen noch Sand, zweckmäßig auch pulverisierter Kalk beigemengt werden.

Neben guter Tragfähigkeit der Wände und des Daches ist eine Abdichtung des Daches erforderlich, um das Durchsickern von Wasser zu verhindern. Heute, wo der armierte Beton in so ausgedehntem Maß Anwendung findet, dürfte dieser als ein durchaus zweckmäßiger Gartenuntergrund zu betrachten sein; die erforderliche Wasserundurchlässigkeit erhält er entweder durch Verseifung der obersten Zementschicht oder durch mehrmalige Tränkung der obersten Schicht mit heißem Teer oder Asphalt.

Auf das eigentliche Dach kommt zunächst eine etwa 4 Zentimeter hohe Schicht Kies, dessen stärkste Körner etwa Haselnußgröße besitzen. Diese Schicht kann auch gleich den Weg bilden, sollte aber hier mit etwas bindendem Lehm schwach durchsetzt werden, um das Begehen der Wege angenehmer zu machen. Der der Bepflanzung dienende Teil wird mit Erde bedeckt, und nach dem Weg zu fällt er leicht ab. Um das Beschmutzen der Wege mit der Erde zu verhindern, werden die Kanten vorteilhaft etwa ½ Meter breit mit Rasen besät; das sieht am besten aus und ist auf die Dauer auch das billigste. Im übrigen können die Flächen mit allem möglichen besetzt werden, und alle Pflanzen



Dachgarten auf der Feuerwache in der Turmstraße (Berlin).

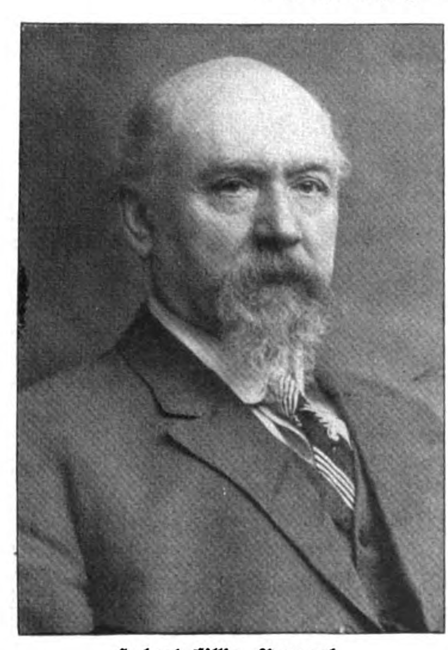
der städtischen Peripherie wieder mehr anzutreffen wären. Nicht allein, daß der Anblick dem Auge wohltut, nein, die ganze Gemütsverfassung wird dadurch gehoben, und neben diesem kommt auch die Pflanze als Luftverbesserer in Betracht, und für den Besitzer eines derartigen Dachgartens kommt noch hinzu, daß er sich nicht allein an dem Grün und den Blumen seines Gartens erfreuen kann, sondern er kann nach Belieben in seinem Garten sich ergehen oder durch leichte Gartenarbeit seiner Gesundheit förderlich sein. Der Hauptwert liegt aber darin, daß er Früchte und Gemüse in der schönsten Qualität ziehen kann; genau wie in einem anderen Garten. Erdbeeren, Stachel-, Johannis- und Himbeeren, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen und dergleichen mehr kann er von freistehenden Büschen oder Spalieren, die sich an den Außenseiten befinden, genau so ernten wie im „Parterregarten". Lauben, Sitzplätze, Spaliere, Springbrunnen, Vasen und alles andere, was sonst einen Garten schmückt, ist hier so gut anzubringen wie anderwärts, und wenn den Dachgarten an den Grenzen 3—4 Meter hohe Spaliere umhegen, dann wird man sich zwingen müssen, um sich zu vergegenwärtigen, daß man sich hoch über der Erde befindet. Läßt man nun da, wo sich hübsche Blicke auf die Stadt, einzelne Gebäude oder die Umgebung bieten, offene Stellen, so werden diese Durchblicke zur weiteren Verschönerung des Dachgartens wesentlich beitragen.

Nun mag vielleicht mancher glauben, daß der Rauch der Kamine den Dachgartenbesitzer belästigen könnte; das ist aber fast nie der Fall, da der Garten doch nur im Sommer aufgesucht wird, wenn nur die Küchenfeuerungen brennen, und hier wird vielfach mit Gas gekocht, dagegen brennen die übrigen Heizungen im Sommer nicht, und wer an schönen Wintertagen auf dem Dachgarten herumspaziert, der wird auch dann den Rauch kaum als lästig empfinden, es aber jedenfalls freudig begrüßen, daß es ihm so bequem gemacht ist, in frischer Luft spazierengehen zu können, ohne sich zuvor besonders in Wichs werfen zu müssen.

Zieht man schließlich noch in Berücksichtigung, daß ein flaches Dach nicht teurer ist als ein anderes, so muß man sich wundern, daß der Dachgarten bisher noch keine weitere Verbreitung gefunden hat, und das um so mehr, da der Dachgarten eine Einrichtung ermöglicht, die dem Großstädter, und sei es auch nur dem Hausbesitzer selbst, wieder den Genuß der Natur und des Gartens und seiner Erträge verschafft. Und von Erträgen kann man ruhig reden, denn ein Haus von 20 Meter Front und 10—15 Meter Tiefe bedeckt immerhin eine Fläche von 200—300 Quadratmeter, so daß die Anlage von 150—200 Quadratmeter Kulturfläche (die Wege, Sitzplätze usw. abgerechnet) immerhin möglich ist. Nun denke man sich solche Gärten auf den meisten Häusern einer oder mehrerer Straßen und vergegenwärtige sich dann das daraus entstehende Bild; es wird da gewiß ein jeder zu der Ueberzeugung kommen, daß auf diese Weise sich der Garten, den der Moloch Großstadt mit ehernem Tritt von Jahr zu Jahr in immer größerem Umfang zertritt, so daß oft Jahrhunderte alte Kulturstätten von der Erdoberfläche verschwinden, auch in der Großstadt wieder einfinden kann. Denn daß der Garten und Gartenbau dem zumeist geistig Tätigen oder in eintönig geisttötender Beschäftigung Befindlichen ein Bedürfnis geworden ist, das beweisen die in allen größeren Städten zu Hunderten aufblühenden Gartenkolonien.

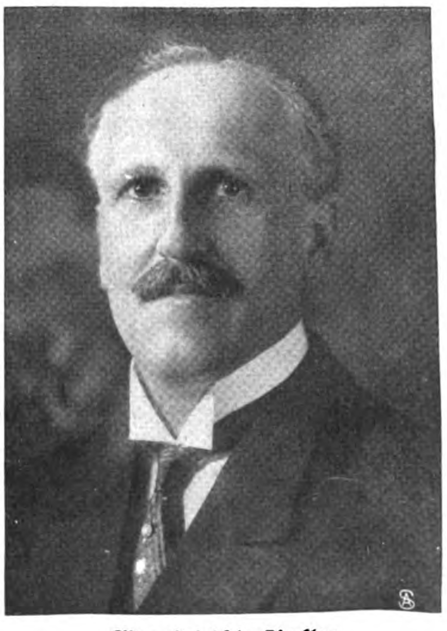
Das Deutsch-Amerikanische Lehrerseminar in Milwaukee.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.



Hubert Cillis, Neuyork,
Präsident der Deutschen Seminargesellschaft.

Das Rassebewußtsein im Deutschen, der nach Amerika ausgewandert ist, hat in den letzten Jahren eine erfreuliche Erstarkung erfahren. Dank den unausgesetzten Bemühungen deutsch-amerikanischer Blätter sowie des mächtigen „Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes" unter Leitung von Dr. C. J. Hexamer trägt der Deutsche in Amerika heute sein Deutschtum stolzer zur Schau als je. Sein Standpunkt ist, daß kein anderer von den Eingewanderten so gewaltige Verdienste um den Aufbau und Ausbau des amerikanischen Gemeinwesens sich erworben hat, in Krieg und Frieden, wie der Deutsche, und daß ihm dafür Anerkennung gebührt. Den



Max Griebsch, Direktor
des Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminars in Milwaukee.

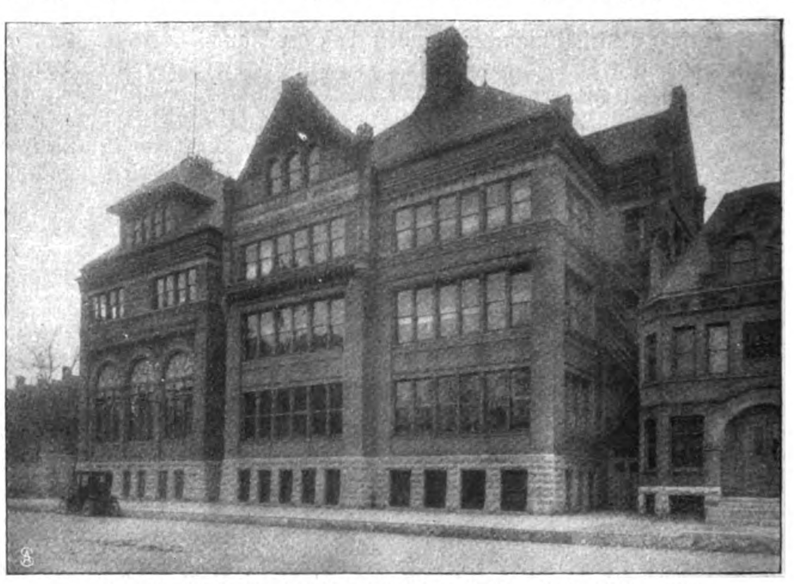
innigsten Anteil an diesem moralischen Aufstieg des Deutschtums hat das „Nationale Deutsch-Amerikanische Lehrerseminar" in Milwaukee genommen. Frühzeitig ist auch in Amerika, als es noch kulturell im Dornröschenschlaf lag, der deutsche Schulmeister erschienen und hat es aus dem Schlaf geweckt. Deutsche Privatschulen blühten allenthalben, um so mehr, je schlechter anfangs die amerikanische Schule war. Diese deutschen Schulmeister schlossen sich im August 1870 zu dem „Deutsch-Amerikanischen Lehrerbund" zusammen. Die großen Ereignisse von 1870 mögen auch in ihnen das deutsche Selbstbewußtsein mächtig gekräftigt und die Ueberzeugung gefestigt haben,



Adolf Finkler, Milwaukee,
Präsident des Verwaltungsrats des Nationalen Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminars.

daß von nun an der deutsche Lehrer in erster Linie eine hohe Kulturaufgabe in einem Land zu erfüllen habe, das von deutschem Wesen so gründlich durchsetzt war. Zur besseren Verwirklichung ihrer Ideen gründeten sie im Jahr 1878 das genannte Seminar. Milwaukee war die dazu berufene Stadt, denn nirgends sonst übte das Deutschtum einen so überragenden Einfluß aus wie dort. Noch andere Erwägungen empfahlen gerade Milwaukee: eine tatkräftige finanzielle Unterstützung und die Verbindung des Seminars mit einer Musterschule, der „Deutsch-Englischen Akademie", die von dem verdienstvollen Peter Engelmann gegründet worden war. Freilich — ohne Kampf war auch hier kein Sieg. Offene und heimliche Deutschfeindlichkeit, die auch heute noch in Amerika lustig wuchert trotz aller schönen offiziösen Redensarten hüben und drüben, und die wachsende pekuniäre Lauheit der eigenen Landsleute machten dem Seminar lange Jahre das Leben sauer. Aber beide Hindernisse sind heute überwunden, oder es ist alle Aussicht, sie zu überwinden. Mehr und mehr begreift man in den amerikanischen Kreisen, daß die durch das Lehrerseminar und seine Akademie ausgebildeten deutschen Sprachlehrer von ungeheurem Nutzen für amerikanische Elementarschulen und das amerikanische Schulwesen sind und in weiterem und höherem Sinn für amerikanische Bildung überhaupt. Zumal im Staat Wisconsin, dessen Hauptstadt Milwaukee ist, wird den Lehrern des deutschen Instituts bereitwillig Tür und Tor an allen Bildungsanstalten geöffnet. Doch auch über Wisconsin hinaus sendet das Institut seine Zöglinge zu fruchtbringender Tätigkeit aus. Sie alle sind deutsche Kulturträger im besten Sinn des Wortes, auch dann, wenn sie in Amerika selbst geboren und in jeder andern Beziehung Amerikaner sind. Gewiß ein glänzendes Ergebnis deutscher Erziehung, das den Leiter der Anstalt Max Griebsch und den Vorsitzenden des Verwaltungsrats Adolf Finkler mit Genugtuung erfüllen muß. Schon mußte dem alten Schulgebäude ein Neubau für eine Knabenhochschule hinzugefügt werden.

Die Finanzen des Seminars und seiner Schule hätten sicher nicht so viele Schwierigkeiten gemacht, wenn die Leiter Schulgeld erhoben hätten. Aber die Ausbildung ist unentgeltlich. Ja — besonders befähigten Schülern werden sogar Vorschüsse gewährt, die sie später nach ihrer Anstellung freilich zurückerstatten müssen. Gewiß leisteten deutschbewußte Deutsche hilfreiche Zuschüsse. Aber sie genügten gegenüber den gewaltigen Kosten nicht. Eine erfreuliche Besserung trat ein, als sich unter dem Vorsitz von Hubert Cillis, einem der angesehensten Neuyorker Deutschen und wackeren Förderer deutscher Bestrebungen, in Neuyork



Hauptgebäude der Deutsch-Englischen Akademie in Milwaukee,
gleichzeitig Heim des Nationalen Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminars.

eine „Deutsche Seminargesellschaft" bildete. Ihr Zweck ist die Aufbringung eines größeren Geldbetrages für das Lehrerseminar, um es finanziell sicher zu stellen. Durch diese Gesellschaft und von anderer Seite konnten dem Seminar kürzlich 20,000 Dollar zugeführt werden, so daß der Ausblick in die Zukunft erfolgversprechend ist. Wenn den Deutsch-Amerikanern erst voll zum Bewußtsein gekommen sein wird, welche hohe Kulturaufgabe das Seminar in Milwaukee erfüllt, werden sie gewiß allgemeiner in die Tasche greifen. Sie haben's ja. Aber auch die alte Heimat hat alle Ursache, auf diese idealen Vorkämpfer wertvollsten Deutschtums im Dollarland stolz zu sein. Ihr Erfolg ist ein Erfolg des Deutschtums überhaupt.

Bilder aus aller Welt.

Der Vorsteher des Königlichen Jägerhofes Groß-Glienicke und Dresseur der königlichen Meute Oberpikör Palm beging vor kurzem sein 25jähriges Jubiläum als Oberpikör.

Der Intendant des Karlsruher Hoftheaters Dr. August Bassermann beging sein 40jähriges Dienstjubiläum. Ursprünglich Jurist, wurde er von Oberlaender in Berlin zum Schauspieler ausgebildet. Er trat erst in Dresden, dann in Wien auf und übernahm als Nachfolger Bürklins den Intendantenposten in Karlsruhe.

Bei dem kürzlich im Berliner Lessing-Theater stattgehabten Gastspiel des Münchner Gärtner-Theaters mit der Operette „Alt Wien“ zeichnete sich die jugendliche Soubrette Frl. Emmy Nicklaß besonders aus und errang



Phot. Berger.

Oberpikör Palm,
Dresseur der Kgl. Meute und Vorsteher des Kgl. Jägerhofes Groß-Glienicke beging sein 25jähriges Jubiläum.



Phot. Gebr. Hirsch.

Dr. August Bassermann,
Hoftheaterintendant in Karlsruhe, beging sein 40jähriges Dienstjubiläum.



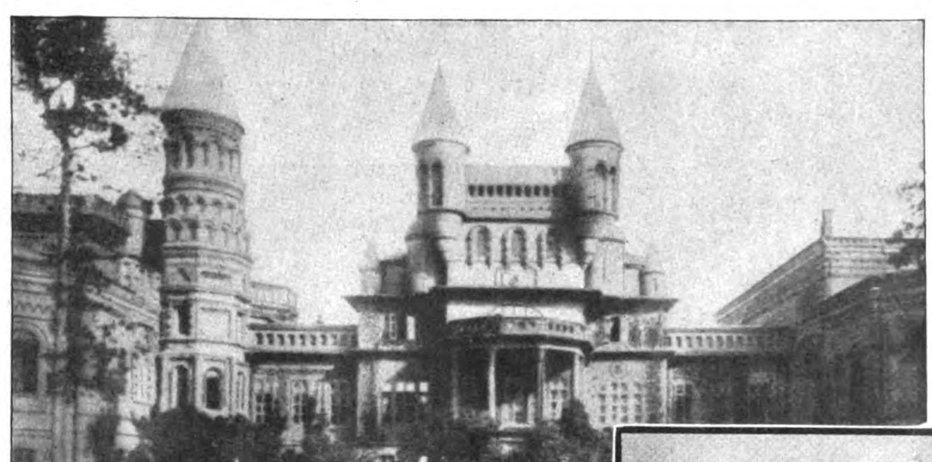
Emmy Nicklaß,
die Soubrette des Münchner Gärtner-Theaters, sang mit großem Erfolg in „Alt Wien“ gelegentlich des Berliner Gastspiels.



Phot. Alfeis.

Obere Reihe stehend: Halfpape, Düsseldorf; Teichmann, Berlin; Arnold, Bochum; Schmidt, Kaiserslautern; Freytag, Nürnberg; Graul, Plauen; Sander, Leipzig; Kolle, Göttingen; Müsse, Iserlohn; Lohöfener, Bielefeld; Günther, Goslar; Eschemann, Hildesheim; Ibscher, Köln; Einsiedel, München; Lichte, Berlin; Jungmann, Straßburg. Mittlere Reihe stehend: Strnad, Erfurt; Wolff, Stettin; Rudolph, Erfurt; Haertwig, Magdeburg; Thormann, Kiel; Klingenberg, Sekr. d. Handwerkskammer, Hildesheim; Zehr, Elbing; Baumgarten, Synd. d. Handwerkskammer, Braunschweig; Mader, Görlitz; Springmeyer, Einbek; Niklon, Chemnitz; Gausselmann, Münster; König, Halle; Arke, Danzig; Alfeis, Hildesheim. Untere Reihe sitzend: Phusch, Wiesbaden; Eicke, Vorsitz. d. Handwerkskammer, Braunschweig; Kapps, Hildesheim, Vorsitz. d. Obermeistertags; Gerdom, Thorn; Schlegel, Vorsitzender d. C. V. D. Ph. Vereine; Scheithauer, Zwickau; Freundt, Hannover; Hohmann, Braunschweig; Feldt, Lübeck.

Erster Obermeistertag der deutschen Photographeninnungen in Hildesheim.



Schloß Pokrowskoïe-Strechnewo.
Eines der ältesten Schlösser in der Nähe von Moskau.



Kgl. Musikdirektor Scraback,
Schneidemühl, beging sein 25jähriges Dirigentenjubiläum.

als Lini Stöckl einen großen Erfolg. Die Künstlerin ist die Tochter der bekannten Gesangslehrerin Nicklaß-Kempner in Berlin.

In Hildesheim tagte vor kurzem der erste Obermeistertag der deutschen Photographeninnungen. Die Verhandlungen wurden vom Obermeister Kapps, Hildesheim, geleitet und zeitigten erfreuliche Resultate.

Unter den wenigen heute noch unverändert erhaltenen russischen Schlössern aus alter Zeit ist eines der schönsten das etwa 12 Kilometer von Moskau entfernt gelegene Schloß Pokrowskoïe-Strechnewo. Die jetzige Besitzerin, die Fürstin Schakovskoy-Gleboff-Strechneff, eine kunstsinnige Dame, ist die treue Hüterin der vielen historischen Schätze, die das altehrwürdige Bauwerk beherbergt.

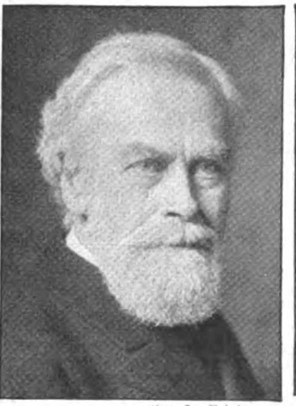
Der Kgl. Musikdirektor Scraback in Schneidemühl beging vor kurzem sein 25jähriges Dirigentenjubiläum.

Frau Barbara Miekley-Kemp, zurzeit Opernsängerin am Stadttheater in Breslau, wurde vom 1. September d. J. ab an die Kgl. Hofoper in Berlin engagiert.

Geheimer Rat Superintendent a. D. D. theol. Oskar Pank in Leipzig, Präsident des Gustav-Adolf-Ver-



Fürstin Schakovskoy-Gleboff-Strechneff,
die Schloßherrin von Pokrowskoïe-Strechnewo, nach einem Gemälde von Jalabert



Phot. Fr. Reinhard.

Superintendent a. D. O. Pank,
Leipzig, beging seinen 75. Geburtstag.

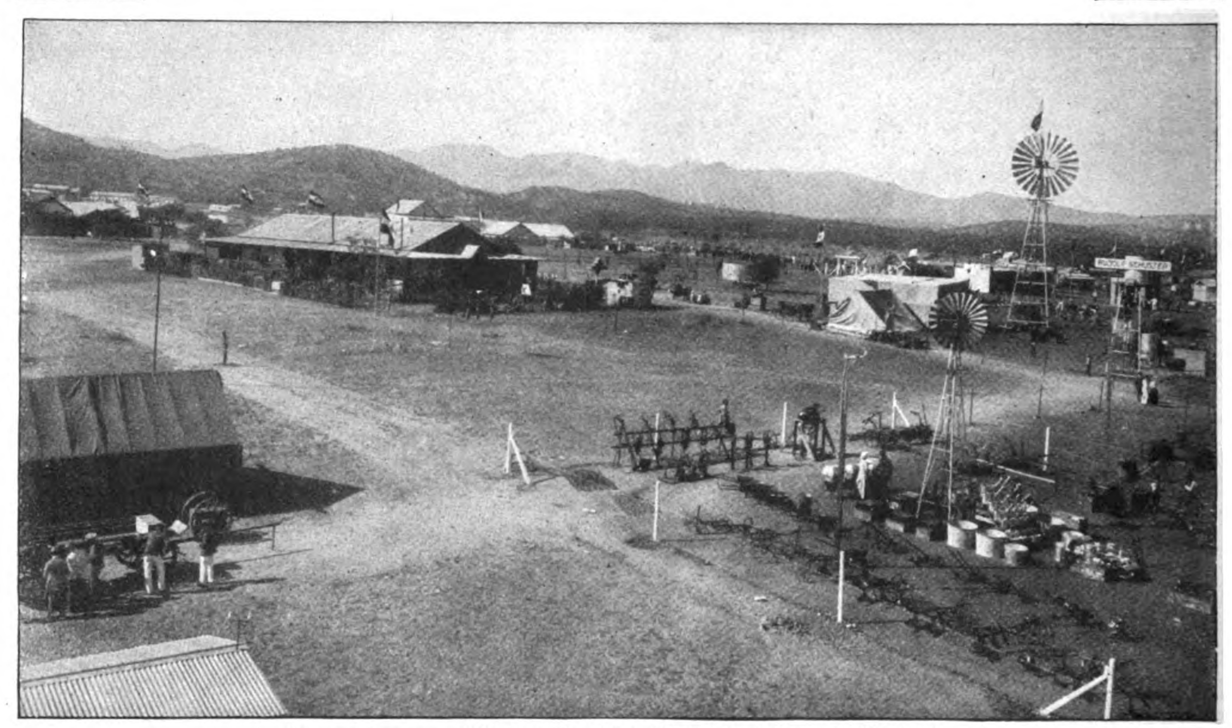


Paul Ludwig,
Düsseldorf, Cellist, wurde zum Kammervirtuosen ernannt.

Frau Barbara Miekley-Kemp,
Breslau, wurde der Berliner Hofoper verpflichtet.

Phot. Lallie Charles.

Die junge Herzogin von Sutherland.



Die vor kurzem eröffnete landwirtschaftliche Ausstellung in Windhuk.

eins, feierte seinen 75. Geburtstag und zugleich das Fest **der** goldenen Hochzeit.

Paul Ludwig, ein bekannter und erfolgreicher Cellovirtuose in Düsseldorf, wurde vom Fürsten Wilhelm von Hohenzollern zum Kammervirtuosen ernannt.

Die junge Herzogin von Sutherland, die älteste Tochter des Earl of Lanesborough, ist die Gattin des Marqueß of Stafford, der durch den kürzlich erfolgten Tod seines Vaters, des vierten Herzogs von Sutherland, dessen Erbe wurde.

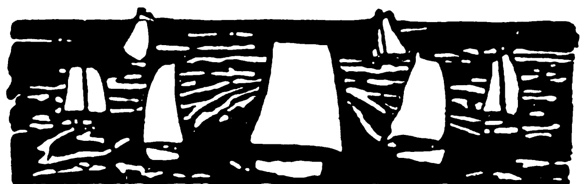
In Windhuk wurde vor kurzem eine landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet, ein erfreuliches Zeichen für die landwirtschaftliche Fortentwicklung in unseren Kolonien.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 30. | Berlin, den 26. Juli 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 30.



Die sieben Tage der Woche.

17. Juli.

In Wiesbaden tritt der 30. Landwirtschaftliche Genossenschaftstag zusammen.

Das Militärluftschiff „Schütte-Lanz" wird in Schneidemühl durch einen Sturm aus seiner Verankerung gerissen und zerstört. Ein Soldat kommt dabei ums Leben (Abb. S. 1256).

Aus Bukarest wird gemeldet, daß sich König Ferdinand direkt an König Carol wegen des Friedens gewandt und die Antwort erhalten habe, Bulgarien müsse den Frieden gleichzeitig mit Rumänien, Serbien und Griechenland schließen.

Aus China kommen Nachrichten über eine Revolution der südlichen Provinzen.

18. Juli.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Weilheim wird an Stelle des verstorbenen Abgeordneten Freiherrn von Thünefeld der Zentrumskandidat Amtsrichter Emminger gewählt.

Auf der Germaniawerft und auf den Howaldtswerken in Kiel treten die Arbeiter in den Ausstand.

Die Botschafter Rußlands, Frankreichs und Englands erheben bei der Pforte erfolglos Vorstellungen wegen des Vormarsches der türkischen Armee über die Linie Midia—Enos hinaus.

Im norwegischen Storthing wird ein Antrag auf Abschaffung der Ordenszeichen, obwohl 75 Abgeordnete dafür und nur 47 dagegen stimmen, abgelehnt, da zur Annahme Zweidrittelmajorität notwendig wäre.

In Bulgarien bildet Radoslawow ein neues Kabinett, in dem Genadiew das Ministerium des Aeußern übernimmt.

19. Juli.

Die französische Kammer nimmt in der Gesamtabstimmung das Gesetz über die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit mit 358 gegen 204 Stimmen an.

Aus Bukarest wird amtlich gemeldet, daß die erste rumänische Kavalleriedivision eine Brigade der neunten bulgarischen Division gefangengenommen und zwölf Kanonen erbeutet hat. Die rumänischen Truppen sind in Wratscha, die türkische Kavallerie vor Adrianopel eingetroffen.

General Briccola meldet aus Benghasi, daß eine italienische Abteilung die bei Tobruk zusammengezogenen Truppen der aufrührerischen Tripolitaner in die Flucht geschlagen hat.

Das Arsenal in Schanghai fällt durch Verrat in die Hände der südchinesischen Aufständischen.

20. Juli.

In Süddeutschland und Elsaß-Lothringen findet ein starkes Erdbeben statt (Karte S. 1248).

Die bulgarischen Generale Paprikow und Iwantschiew treffen als Friedensdelegierte in Nisch ein.

In Lissabon wird eine anarchistische Revolte durch das Militär im Keim erstickt.

21. Juli.

In Stettin legen die Werftarbeiter die Arbeit nieder.

In Karlsbad wird der Internationale Bergarbeiterkongreß eröffnet.

Bulgarien nimmt in einer Depesche an die Regierung in Bukarest die Friedensbedingungen Rumäniens an.

22. Juli.

Türkische Truppen ziehen, ohne erheblichen Widerstand zu finden, in Adrianopel ein.

Das neuste Zeppelin-Luftschiff „L Z 20" (jetzt „Z 5") wird nach Absolvierung seiner großen Dauerfahrt von der Militärverwaltung in Friedrichshafen abgenommen.

23. Juli.

In der staatlichen Pulverfabrik von Angoulême werden durch Explosion von Schießbaumwolle 5 Arbeiter lebensgefährlich verwundet.

Rosegger.

Von Franz Goldhann.

Ist es denn wirklich wahr, daß wir schon heuer Roseggers Siebzigsten begehen?! — Vor zwanzig Jahren saßen des Meisters Freunde mit allen, die Rosegger heißen, frohgemut in Krieglach beieinander — der Dichter selbst war nach überstandener schwerer Krankheit, einer Lungenentzündung, wieder frischer denn zuvor — und erwärmten sich an dem reichen Sonnenschein, den die Liebe treuer Menschen und des deutschen Volkes ins Poetenheim getragen hatte.

Jahre emsiger Arbeit und reicher Fruchtbarkeit reihten sich an. In das folgende Jahrzehnt fällt auch die Gründung des Waldschulhauses in Alpl (1902), einer Lieblingsschöpfung Roseggers. Ende November 1901 schrieb mir der Dichterfreund nach Bozen: „Du freust Dich, wenn mir in meinem bescheidenen Streben einmal etwas Gutes gelingt, und Du tust selber mit. Solche Freunde zu haben ist ein Glück. Der morgige 5. Ausweis zeigt, wieviel ich schon habe. Es wird ein schönes, wohleingerichtetes Schulhaus werden. Bei der Einweihung im September 1902! Ich hoffe dabei zu sein, obschon unter meinen Bekannten und Freunden allzuviel waren, die grade im 59. Jahr schlafen gegangen sind."

Ein kleines Vermögen hat dieser größte Gönner der Waldheimatleute für den Bau der Schule und für deren Ausgestaltung erlesen; es kam ihm oft sauer an, dem Publikum die Zeit zu vertreiben, für den guten Zweck nahm er aber das Geld, wo er es fand. Wer freiwillig und aus gutem Herzen gibt, dessen Spenden sind will-

kommen; nur den Bettel mag Rosegger nicht. Darüber äußerte er sich während des Baues der Waldschule: „Die Schulsammlung stelle ich noch nicht ein; eines steierischen Schulhauses wegen darf aber nicht ganz Deutschland alarmiert werden. Man wollte nämlich dort durch die Blätter eine systematische Sammlung einleiten. Würde auf Steiermark kein gutes Licht werfen. Habe nicht bloß aufs Schulhaus zu schauen, auch auf die Ehre des Heimatlandes." — Und vor 10 Jahren: „Ein Waldheimat-Stipendium wäre ja immerhin etwas sehr Schönes, besonders wenn es für landwirtschaftliche Studien verwendet würde. Ich habe es aber abgelehnt, weil mir der Bettel, der in meinem Namen wieder hätte eingeleitet werden müssen, schon bis in die Seele hinein zuwider war! Aus diesem Grund habe ich's abgelehnt und das sollte einmal berichtigt werden. Alles, was unter einer gewissen Pression geschieht, ist mir zuwider. Was einer aus eigenem Antrieb oder direkt infolge meiner Werke tut, das macht mir Freude und bringt Segen. Alles andere hat zu unterbleiben."

Voriges Jahr bekam Rosegger Kunde davon, daß man mit der Absicht umgeht, in Mariagrün (bei Graz) am Haus, in dem er mit Anzengruber das Bündnis der Zusammengehörigkeit besiegelte, eine Gedenktafel anzubringen. Schwups kam der Dämpfer: „Am Haus, wo Anzengruber und ich uns fanden, eine Gedenktafel? Laßt das sein; das sind eitle Sachen, die uns nur an der Verinnerlichung des Lebens hindern und uns veräußerlichen. Erhöhen sie etwa unsern Wert, unsere Kraft, unsere Bedeutung, auch nur unsere Ehre? Gern und mit Dank nehme ich stets solche Gedenken, die ganz dem freien Willen entspringen, wobei niemand verhalten ist, in die Tasche zu greifen. Für mich ist schon gebettelt genug worden, leider, und ich selbst habe so ländererschütternd gebettelt (Millionensammlung für den Deutschen Schulverein), daß es wirklich damit genug sein soll." Ein über Eitelkeit geführtes Gespräch klang aus in dem Satz: „Kein Mensch kann sich der Eitelkeit ganz entäußern, aber unterkriegen lassen wir uns nicht von ihr, dafür sind wir zu stolz; zu stolz, um eitel zu sein. Gibt sie zeitweilig ein bißchen zu schaffen, so stellt man ihr lachend ein Bein."

Entwerfen derartige Äußerungen eines großen Mannes nicht eine schärfere Charakterskizze denn die prächtigste „Studie" über ihn?

Auch über Denkmalpflege hat Rosegger seine eigenen Gedanken: „Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters," sagt er, „bestehen darin, gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volk zu wirken. Wenn das Kapital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden, auf Zinsen angelegt würde und aus denselben jährlich Hunderte von Werken des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesensfrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig verteilt werden möchten, es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergleichliches Denkmal."

Wenn Peter Rosegger auch nicht der große Volksdichter geworden wäre, der er ist, das Beispiel seines Lebens allein muß jedem Verehrung abringen, Gemütsverwandte aber anspornen zur Nachahmung.

Des Dichters Naturgefühl, seine herrliche Religion der Liebe und Vergebung, seine sozialen Anschauungen und Ideen, sein künstlerisches Können, sie bilden eine unerschöpfliche Kraftquelle für jeden, der sich zu höherem Menschentum emportasten will. Auch ohne den akademischen Freibrief reifte er zu einem Weisen heran, der über den Zünftlern steht.

Nur so nebenbei möchte ich hier andeuten, welche Anschauungen der berühmte Schriftsteller über literarisches Schaffen hat. „Das Bestreben eines Schriftstellers", sagte Rosegger einmal, „soll dahingehen, das Schuldeutsch zu vergessen, dann die flache Form der Zeitungsschreiberei nicht zur Anwendung zu bringen. Man muß bestrebt sein, einen persönlichen Stil zu finden, um das zum Ausdruck bringen zu können, was man denkt und sagen möchte. Die Schilderung des Tatsächlichen als solche muß wirken. Eine schlichte, einfache Darstellung ist der heutigen Lesewelt lieber als eine mit vielen poetischen, aber schon abgebrauchten Wendungen versehene. Es kommt alles nur darauf an, daß der Beschreibende Dinge sieht, die von anderen unbeachtet bleiben, und daß er diese Dinge kurz und plastisch darstellt — das wirkt heute; dann nur das Charakteristische hervorheben, auch scheinbar bezeichnende Beiwörter möglichst vermeiden, objektiv schildern, so daß der Leser nicht einmal weiß, hat's dem Mann gefallen oder nicht, sondern, daß er sich aus der Kraft der Darstellung selber ein Bild machen muß, ob es schön sei oder nicht. Natürlich läßt sich nicht in allen Fällen so handeln, doch im ganzen sei obiges die Regel. Ich selbst habe lange gebraucht," bekennt der Dichter, „bevor ich mich von den ausgetretenen und deshalb banal gewordenen Pfaden zur Not emanzipieren konnte." —

Rosegger selbst arbeitet in der Regel nur an *einem* Vorwurf, mag es ein größerer oder ein kleinerer sein. Wenn beispielsweise ein Roman geschrieben wird, entsteht während dieser Zeit nicht die kleinste Skizze. Der Dichter hat das Verlangen, rasch zu arbeiten. Zu Beginn ist das Tempo noch ein ruhiges, es wird aber immer stärker, weil ihm das Drängen nach dem Fertigwerden keine Ruhe läßt. — Zurzeit beschäftigt den Verfasser der „Schriften des Waldschulmeisters" eine große Arbeit: in den nächsten Jahren wird Roseggers Lebenswerk als neue Ausgabe in vier Serien zu zehn Bänden in endgültiger Fassung erscheinen. Der Autor muß also, wie er lächelnd sagt, vier Jahr „Rosegger lesen". Uebrigens dürfte er bei seinem großen Eifer vor der festgestellten Zeit fertig werden. Alles Ueberflüssige und Wiederholungen kommen fort. Manches wird umgearbeitet. Jugendschriften bleiben, der Kennzeichnung wegen, stehen.

In Rosegger, dem Schilderer der steierischen Volksseele, pulst seines Volkes Herzschlag wie in wenig anderen Zeitgenossen, und so ist er auch zum Schöpfer geworden der unvergleichlichen Idee: „Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen", die heute in festgefügter Form als Dreimillionenfonds dem Deutschen Schulverein unschätzbare Dienste leistet. — Und „den Dank für die Millionen" hat in einer stillen Stunde Schreiber dieser Zeilen ausgedacht. Es war im Jahr 1910, als ich mit dem Vorschlag vor die Öffentlichkeit trat, dem Dichter, der jede persönliche Kundgebung ablehnt, dadurch zu ehren, daß der Dank für die Millionen den armen Waldheimatkindern zugute kommen soll, indem ein Kapital von 20,000 Kronen als bleibender Fonds anzulegen ist, dessen jährliche Zinsen zur Deckung der Kosten für die Schulsuppe und Christbescherung der beiden Waldschulen zu dienen haben. Wer gleich uns weiß, mit welcher Liebe und Treue der große Sohn unserer steierischen Berge an seiner Waldheimat hängt und wie sehr ihm die Wohlfahrtseinrichtungen, die er dort im Laufe der Jahre ins Leben rief, am Herzen liegen, wird zugeben müssen, daß die gewählte Form des Dankes sich am besten dem Empfinden des Dichters anpaßt. Die Hauptleitung des

Deutschen Schulvereins widmete denn auch im Herbst 1910 die vorgeschlagene Summe für besagten Zweck, von der Rosegger 5000 Kronen dem Kathreiner Schulhause und 15,000 Kronen, ergänzt durch die von ihm gesammelten 5000 Kronen, dem Waldschulhaus eignete. — Am 31. Juli d. J. wird der Waldheimschutzherr vom Deutschen Schulverein einen sinnig ausgestatteten Stiftungsbrief — alle bisher gebauten Roseggerschulen erscheinen auf der Urkunde bildlich dargestellt — erhalten, der den Beschluß der Grazer Hauptversammlung vom Jahr 1910 betreffend die Bildung des Roseggerfonds und den Beschluß der Hauptleitung über die Zuwendung für die Waldschulen enthält. Da Waldheimatfreunde noch immer gern greifbare Weihnachtsgrüße nach Alpl senden, ist es möglich geworden, ersparte Zinsen für die Ausgestaltung des Waldschulhauses zu verwenden; so konnte diesem eine Werkstätte angegliedert werden, in der die Buben vom Waldschulmeister in allen praktischen Handfertigkeiten unterwiesen werden. Rosegger, dem das Bestimmungsrecht über die Verwendung der Zinsen zukommt, half auch durch Ankauf eines Grundstückes den Schulgarten wesentlich vergrößern. Dem Waldschulmeister wurde die Möglichkeit geboten, einen landwirtschaftlichen Kurs zu absolvieren, um seinen Älplern auch hierin das Wichtigste beibringen zu können. Die Bienenzucht, die der Schulleiter vor wenigen Jahren versuchsweise einführte, floriert heut in ganz Alpl. Begreiflich ist daher Roseggers Ausspruch: „Das Waldschulhaus, diese kleine Hochschule in Alpl, bleibt halt doch die Freude meiner alten Tage!“

In das letzte Jahrzehnt (1904) fällt der Brand und Wiederaufbau der Kirche in St. Kathrein am Hauenstein. — „Daß grade diese Kirche abbrennen mußte!“ rief Rosegger damals traurig aus. „Wenn ich der armen Gemeinde helfen kann, ihr sie wieder aufzubauen, so mag das wohl mein letztes Werk sein. Dann will ich den Bettelsack für immer ablegen. Schon aus Rücksicht für meine Freunde. Ich weiß, daß es was Gutes, Ideales ist, das wir hier wieder anstreben. Für andere, fürs Gemeinsame treu arbeiten, das verleiht unserem sonst so kummervollen Leben Weihe und Wert.“ Die Sammlung ging nicht besonders gut, schließlich kam der Baufonds doch größtenteils zusammen. Zu Weihnachten 1912 ernannte die Gemeinde St. Kathrein Rosegger zum Ehrenbürger! Rasch folgte des also Geehrten Dank:

„Geehrte Gemeindevertretung! Liebe Heimatgenossen!

Unter dem diesjährigen Christbaum habe ich eine besondere Freude und Überraschung erlebt: das Diplom meiner Ernennung zum Ehrenmitglied der Gemeinde St. Kathrein am Hauenstein. Ich danke Euch für diese Auszeichnung, auf die ich besonders stolz bin.

Die älteren Bewohner von Kathrein dürften sich noch an den armen und doch so frohen Schneiderlehrbuben erinnern, der in den Jahren 1860—1865 unter dem lieben unvergeßlichen Meister Ignaz Orthofer in Euren Häusern herumgeschneidert, herumgescherzt, herumgesungen und herumgedichtet hat. Der in Euren Wäldern und Wiesen so lustig, in Eurem Schulhaus wegen Schwerlernens oft so gedrückt und in Eurer schönen Kirche so glücklich gewesen ist. Diese liebe Kirche, die der Himmel meiner Kindheit war. Wenn Ihr wüßtet, wie lieb ich diese Kirche hatte, Ihr hättet Euch nicht wundern können über meine Betrübnis vor 8 Jahren, als das Unglück geschah.

Die allermeisten meiner St. Kathreiner Jugendgenossen sind wohl schon heimgegangen, aber ich habe Eurem stillen, wälderumkränzten Ort meine treue Anhänglichkeit bewahrt, und jetzt — durch die Ernennung zum Ehrenmitglied der Gemeinde — wird das Band ein noch innigeres, so daß ich das nun geworden bin, was ich nicht einmal in früheren Zeiten war: ein wirklicher Kathreiner. Wenn ich, liebe Gemeindegenossen, für Euch ein paarmal etwas tun konnte, so ist es vor allem dem zu danken, der mich vermögende, einflußreiche Freunde finden ließ, die Euch dann ein wenig geholfen haben. Wären all meine Absichten gelungen, die ich (außerhalb meiner Waldschule in Alpl) für Euch Kathreiner hegte, Ihr hättet freilich heut keine Kirchen- und keine Schulhausschuld mehr. Indessen hoffe ich, daß die edlen Freunde, die bisher Eurer Kirche, Schule, Suppenanstalt, Christbaum, Postanstalt usw. gedacht, uns auch ferner treu bleiben werden. In dieser Zuversicht, liebe Heimat- und Gemeindegenossen, mit frohem Glückwunsch für die kommenden Zeiten

Euer

Graz, 25. Dezember 1912. Peter Rosegger.“

So spricht aus jedem Wort, aus jedem Zug des großen Älplers immer wieder seine unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit zur heimatlichen Scholle. Schon im Herbst, wenn der Dichter mit seiner Familie Krieglach verläßt, um nach Graz überzusiedeln, fängt er an sich zu freuen auf das Wiederkommen im Frühling. Es duldet ihn auch nicht gleich in Graz, er hat Heimweh nach den sonnigen Matten von Krieglach und muß noch einmal zurück ins Sommerheim, um dort im leeren Haus von jedem Gegenstand Abschied zu nehmen.

Jeden Weg und Steig, den der Waldbauernbub einst gegangen, wandert der alte Rosegger im Geist tausendmal wieder, sowie frohe und wehmütige Erinnerungen an das Vaterhaus einen breiten Platz seines Innenlebens ausfüllen. Das Vaterhaus! — Schreiber dieses ist seit Jahrzehnten bemüht, die Stätte vor Vernichtung zu bewahren, vor dem natürlichen Schicksal jedes unbewohnten, Naturgewalten preisgegebenen Holzbaues. Die wechselnden Besitzer übten soweit Rücksicht, sie ließen Ausbesserungen vornehmen und versprachen, das Haus in Ehren zu halten; war die Not am höchsten, dann griff halt die Waldheimat-Gesellschaft ein. Vor 25 Jahren äußerte sich Rosegger mir gegenüber: „Mein Geburtshaus geht zwar nicht den Weg alles Fleisches, aber den Weg alles Holzes — es morscht und modert hin, ist unbewohnt, sehr öde, für mich nur ein Gegenstand stiller Wehmut.“ Und zehn Jahr später: „Laßt das alte, hinfällige Haus schlafen gehen, aber haltet am Platz die Aussicht frei; sie will um und um schon verwachsen. Fünf Minuten hinter dem Kluppeneggerhaus ist eine etwa 1250 Meter hohe Anhöhe, ein Kogel. Würde man auf demselben die ohnehin sehr kümmerlichen, verwitterten Bäume schlagen, so hätte man eine ganz prächtige Aussicht.“ — Im Jahr 1903 wurde auf der bezeichneten Kuppe die 15 Meter hohe „Waldheimat-Warte“ erbaut.

Um die sich seit Jahrzehnten verschleppende Frage wegen der Erhaltung des Vaterhauses endlich einmal spruchreif zu machen, habe ich den Ankauf des Kluppeneggerhofes mit dazugehörigem Grund und Boden als Nationalgeschenk für das deutsche Volk in das Programm zur Ehrung des Dichters anläßlich seines 70. Geburtstages aufgenommen. Das heurige Jahr kann unsere Absichten fördern; läßt Großgrundbesitzer Ramsauer, der

Eigentümer des Waldheimatbodens, mit sich reden, dann ist zur Stunde, wenn diese Zeilen der Öffentlichkeit übergeben werden, Roseggers Geburtshaus Gemeingut des deutschen Volkes geworden.

Sinnverwandt mit dieser Ehrung werden heuer auch andere Liebesbeweise der Steierer sein, deren Kundgebungen im Einklang zu stehen haben mit des Meisters Eigenart.

„In der stillen Einsamkeit des Waldes oder der Flur, im heiteren Frieden der Familie ruht mein Heil und Leben", sagt Rosegger, der jeden Tag als ein Glück betrachtet, an dem er, was hier besonders unterstrichen sei, ganz sich selbst und seiner Familie angehören kann. — Als der Jubilar vor zehn Jahren gedankt hatte, nach allen Seiten hin, jeder Körperschaft und jedem einzelnen, für alle Grüße, für alle Ehrungen, für alle Liebe, beschloß er seine Danksagung mit den Worten: „Und nun lasset mich wieder zurückkehren zu mir selbst!" —

Heut ist der Dichter um zehn Jahr älter. — Daß auch der Siebzigste nicht ohne laute Kundgebungen vorbeiziehen wird, steht fest, gehört doch der Weise von Krieglach dem ganzen deutschen Volk, das ihn liebt und verehrt; aber eben darum, aus Liebe müssen wir ihn schonen. Der Arme hat einen schlimmen Winter hinter sich, Kräfte und Arzt erlauben sehr wenig, darum ist es Pflicht der Jünger, Sorge dafür zu tragen, daß jede Aufregung vom Meister ferngehalten werde.

Wer den Dichter verehrt und ihn wahrhaftig liebt, wer ihm wohl will, der mäßige in den Tagen der Erinnerung den Drang seiner Empfindungen und halte sich an unseren Leitspruch, der da lautet: „Eng schließen wir ins Herz dich ein — das soll der Feier Zauber sein."

Aus dem Programm der Badekommission.

Von Hans von Hülsen.

Wo sind die Zeiten hin, da man noch zu dem ausgesprochenen Zweck reiste: sich zu erholen, seine von anstrengender Berufsarbeit abgenutzten Nerven aufzufrischen und für neue Tätigkeit zu stählen! Da infolgedessen die Bäder noch ruhige, idyllische Orte waren, irgendwo im Grünen versteckt, in eine Talmulde zwischen Waldbergen eingebettet, möglichst weit entfernt von dem Lärm und hastigen Treiben der großen Städte, den nervenzerstörenden Zentren des wirtschaftlichen, des gesellschaftlichen Lebens! — Sagenhaft muten uns heut diese Zeiten an, und wenn wir von den kleinen, verträumten Kurorten jener Zeit hören, so scheint ferne Märchenluft unsere Stirn zu umfächeln, und wir denken melancholisch: „Ja, damals!" . . .

Heut ist das alles ganz anders. Bedeutete eine Badereise früher eine Flucht aus der Öffentlichkeit — heut bedeutet sie viel eher eine Flucht in die Öffentlichkeit; die Kurorte, ehedem Stätten des Friedens, des Idylls, sind große Städte geworden, fashionable Städte, ausgestattet mit allem Komfort, den der moderne Kurgast verlangt.

Er ist anspruchsvoll, der moderne Kurgast, sein Auge, sein Ohr, sein Gaumen — alles an ihm ist verwöhnt, überfeinert, neugierig. Auch ist er sehr auf seine persönliche, luxuriöse Bequemlichkeit bedacht, und mahnte noch der gute alte Philander von Sittewald in seinem hübschen Reisesprüchlein: „Wer reisen will, der schweig' fein still, nehm' wenig mit" . . . — heut heißt die Losung: Recht viel mitnehmen, alles jedenfalls, was zur Bequemlichkeit und zum eleganten Auftreten gehört, und besonders unsere verehrten Damen würden sich heute wohl nicht mehr dazu verstehen, ohne ein paar Rohrplattenkoffer von riesenhaften Ausmaßen und ohne ein paar — heuer ja gottlob weniger umfangreiche — Hutschachteln nach Cannes oder Ostende oder an den Lido zu fahren.

Sie haben ganz recht! Denn sie reisen zu ihrer Erholung — und ist Vergnügen nicht auch Erholung? Der Kranke, der Leidende suche die Bäder auf, die seinem Leiden Heilung versprechen. Wer aber gesund ist an Leib und Seele und nur ein wenig abgespannt von den Pflichten der Saison, der reise in jene Kurorte, die ihm allen Komfort, die ganze Buntheit der großen Städte bieten, ohne ihm die Pflichten aufzuzwingen, deren Sklave er daheim ist. Bei einem freien, jeder Verpflichtung ledigen, gänzlich ungebundenen Dasein wird er sich vorzüglich erholen — naschend von den tausendfältigen bunten Dingen, die aus dem schier unerschöpflichen Füllhorn eines solchen Bades ihm entgegenströmen.

Lassen Sie sich eine kleine Neuigkeit ins Ohr sagen, meine Damen und Herren, die Sie entzücken wird: In jedem Badeort gibt es ein kleines unscheinbares Etwas, das ganz im Verborgenen, unsichtbar Ihren Augen, arbeitet, ein winziges und doch sehr bedeutsames Ding, ohne dessen stille Tätigkeit Sie sich in allen Modebädern sträflich langweilen würden. Dies kleine, bescheidene Ding, das man nie zu sehen bekommt, dessen segensreiches Wirken man aber Tag für Tag, Abend für Abend spürt, ist — die Badekommission! Sie ist etwas ganz ungeheuer Wichtiges, vielleicht der wichtigste Faktor im Betrieb eines großen Bades — nächst dem Publikum, versteht sich! — sie ist die Keimzelle, ist sozusagen die Brutanstalt des Vergnügens, und ihr Programm ist für den Kurgast das Buch der Bücher!

Bitte, der Vergleich ist gar nicht schlecht; denn wenn man den Umfang der meisten dieser Programme sieht, so kann man wohl von einem Buche reden. Und wen darf das wundernehmen? — In einem Weltbade strömen im Laufe der Saison Hunderttausende von Menschen zusammen, Menschen der verschiedensten Länder und Gesellschaftsklassen, mit grundverschiedenen Neigungen, Ansprüchen und Bedürfnissen. Alle sind während ihres Aufenthaltes soidisant Kinder der großen Familien San Sebastian oder Karlsbad, Borkum oder Zoppot. . . . Die Badekommission aber ist die große, gütige Mutter, die es sich liebevoll angelegen sein läßt, die Kinder zu beschäftigen, jedes nach seiner Anlage und dennoch alle gemeinsam. . . .

Wie erfinderisch muß so eine Mutter sein! Ihre Gedanken müssen die Fähigkeit eines Proteus haben, fortwährend die Gestalt zu wechseln. Nicht nur, weil die Kinder sehr anspruchsvoll und schnell gelangweilt sind — ganz wie richtige Kinder! — sondern vor allem, weil die außerordentlich große Konkurrenz immer auf der Lauer liegt, der Rivalin das Wasser abzugraben . . . Immer neue Einfälle! Und vor allem alljährlich eine neue Attraktion, die niemand sonst in den Sinn gekommen ist. Darauf kommt es an. Natürlich dürfen die alten Pro-

grammnummern, die Attraktionen früherer Jahre, soweit sie den Beifall des Publikums gefunden haben, nicht vernachlässigt werden; sie sind traditionell geworden, mit geringen Modifizierungen kehren sie alljährlich in den immer mehr anschwellenden Vergnügungsprogrammen der Badekommissionen wieder. Kurkonzerte z. B. sind ganz selbstverständlich. Man will doch zu den leichten, scharmanten Klängen der Musik — Lehar oder Leo Fall — im schattigen Kurgarten promenieren, mit Bekannten schwätzen und seinen Brunnen trinken! Und wenn der tauige Abend kommt, wie herrlich läßt es sich in dem von Tausenden von bunten Lichtern illuminierten Park lustwandeln: fern verklingt Musik, schillernd wie eine Schlange steigt die Leuchtfontäne, da schwillt des Backfischs Herz, und ein schmachtend-weicher Blick trifft die jungen Herren in schmucker Uniform oder im Sportdreß. . . . Dies ist die Stunde, wo manch ein kleiner, reizender Sommerflirt sich anspinnt, weitherzig toleriert von den wachsamen Müttern. Und er wird fortgesetzt! An Gelegenheit fehlt es ja nicht — dank der stillen Fürsorge der Badekommission. Auf dem immerhin beschränkten Raum trifft man sich hier und dort, man kann sich ja gar nicht verfehlen, selbst wenn man's wollte! Man trifft sich auf den beliebten Reunions im Kurhause — schmachtend schmiegen sich die Schönen in den Arm ihrer galanten Tänzer, die sie sicher über das spiegelnde Parkett führen. . . . Die heitere Bekanntschaft wird fortgesetzt beim großen Brillant-Feuerwerk, das immer einen Hauptpunkt im Programm der Badekommission bildet. Immer raffinierter wird es zusammengestellt; die „Frösche", Raketen und Leuchtkugeln — früher Sensationen, du lieber Gott! — dienen heut nur noch zur Ausfüllung der Pausen zwischen den umfangreichen, kostspieligen Glanznummern. Seebäder erhöhen die Anziehungskraft des Feuerwerks, indem sie das Ganze aufs nachtdunkle Meer hinaus verlegen — dann blitzt und glitzert und strahlt und flimmert es vor dem schwarzen Himmelsdom, so daß Mond und Sterne sich aus Scham über ihren matten Glanz am liebsten verstecken möchten. Oder es gibt einen Wasserkorso mit phantastisch geschmückten und illuminierten Schaluppen und Motorbooten — entsprechend dem Blumenkorso in Bädern des Binnenlandes, wo geschmackvoll mit bunten Gewinden dekorierte Wagen, deren Form und Blumenarrangement übermütige Laune und verschwenderische Phantasie ersonnen, von ihrer schönen Herrin gelenkt, bestaunt und begeistert applaudiert von dem zahlreichen Publikum, langsam in schier endlosem Zug durch die Straßen fahren. Sportfeste aller Art dürfen natürlich nicht fehlen, Segelregatten und Rasensportveranstaltungen, Polospiel und Hockey und Tennisturniere . . . am besten gleich eine ganze Sportwoche oder gar zwei! Pferde- und Automobilrennen um sensationelle Preise finden sich heut wohl in dem Programm jedes großen Bades, und dazu kommen Wettschwimmen, Turnspiele und — Hunderennen, die sich immer einer großen Beliebtheit erfreuen und mit ihrer drastischen Komik, mit ihren zwerchfellerschütternden Überraschungen besonders bei der Jugend immer unbeschreiblichen Jubel entfesseln.

Ja, die Jugend! Das ist ein eigenes Kapitel. In einem Bad sammeln sich so viele Kinder jeden Alters an, deren Unterhaltung der Badekommission nicht wenig Mühe bereitet. Denn sie sind anspruchsvoll, die kleinen Herrchen und Dämchen! Alles wollen sie ebenso haben wie die Erwachsenen — und die Badekommission ist eine nachgiebige Mutter. So sind denn zahlreiche Veranstaltungen nur für die lieben Kleinen in ihrem Programm vorgesehen, Kinderbadefeste, Kinderwettschwimmen, Kindertennisturniere, Kinderblumenkorso . . . ein ganzer Vergnügungsapparat en miniature. Dies Jahr ist man in Ostende auf eine neue originelle Idee verfallen: die Kleinen müssen, von einer Startlinie aus, einen Reifen bis zu einer Barriere treiben; dort gilt es, rasch in einen bereitliegenden Anzug zu schlüpfen und dann den Reifen möglichst schnell zurückzurollen; wer zuerst am Start anlangt, wird preisgekrönt! — Das ist augenblicklich am Strand von Ostende die Attraktion. . . .

Denn ohne Attraktion geht es nicht mehr! Irgend etwas muß da sein, ein Clou, der von sich reden macht, den man mit keinem andern Bad teilt. Nicht jedes Bad freilich hat eine solche Attraktion wie Zoppot, wo ein leibhaftiger Kronprinz im Tennisturnier mitspielt! Aber irgend etwas hat jedes Bad, ein aufsehenerregendes Fest, von dem die Zeitungen sprechen, oder eine sportliche Sensation. . . . Ein Aeroplan, der ein paar Kurven über der Stadt ausführte, war vor drei, vier Jahren noch etwas Unerhörtes, das Tausende anlockte; heut ist ein internationales Fliegermeeting keine Seltenheit mehr; und wir werden noch dahin kommen, daß lenkbare Luftschiffe aus aller Herren Länder, für schweres Geld engagiert, sich über den Weltbädern ein kleines Rendezvous geben: das wird dann sicher der Kulminationspunkt in den Programmen der Badekommissionen sein!

Ueber die Jungfrau im Aeroplan.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 1255.

In wenigen Wochen, am 23. September, sind drei Jahre verflossen, daß der unglückliche Peruaner Geo Chavez von Brig im Wallis aus das Wagestück unternahm, im Aeroplan die Alpen auf der Simplonroute zu überfliegen. Noch ist es wohl in aller Erinnerung, wie der kühne Aviatiker nach einem grandiosen Flug in etwa 2400 Meter Höhe glücklich über Gletscher und Gipfel hinüberkam, wenige Sekunden vor der Landung in Domodossola aber, keine zehn Meter vom Erdboden entfernt, mit seinem Apparat stürzte und zwei Tage nachher seinen Verletzungen erlag. Zu hoch war damals noch der Alpenflug für den Stand der Aviatik, zu kühn auch für den mutigsten Flieger; noch triumphierten die Naturgewalten über den menschlichen Geist, über die Tapferkeit eines einzelnen, der in den entsetzlichsten vierzig Minuten seines Lebens, da er alle grauenhaften Erlebnisse zwischen Sturm und Kälte, Luftwirbeln und Wolken durchzukosten hatte, derart die ganze Kraft seines Lebens ausgab, daß er im Angesicht des winkenden Zieles todesmatt zur Erde niedertaumelte. . . . Und heute? Die Aviatik lebt schnell, und eine Ruhmestat schlägt die andere. Bald wird es nichts mehr geben, was für die Aviatik unmöglich ist, bald auch der allerletzte Schlagbaum gefallen sein; Meere und Länder werden überflogen, und auch vor den eisgepanzerten Bergriesen macht heute der Pilot nicht mehr halt, sondern er steigt, die Elemente meisternd, in weitausspannendem Flug über sie hinweg. Im Frühling dieses Jahres kam die Kunde der Bezwingung des Simplon durch einen Landsmann von Chavez, Bielovucic, fast am gleichen Tage zog der schweizerische Pilot Oskar Bider siegreich über die Pyrenäen, und am 13. Juli eilte die Kunde von einer neuen aviatischen Großtat durch die Welt, da bekannt wurde, daß in einem Flug von Bern nach Mailand das gewaltige Massiv der Berner Alpen vom letztgenannten Flieger überflogen wurde. Wie lange ist es her, da die erste Flugmaschine in ein paar dürftigen Sprüngen vom Erdboden wegkam, und heute fliegt ein Riesenvogel, durch menschliche Kunst gesteuert und motorische Kraft getrieben, in wenig mehr als vier Stunden über Eiszinnen und Gletscher, Tausende von Metern hoch, in dünner, schneidend kalter Luft aus dem Lande der Alpen hinunter nach dem sonnigen Süden . . .

Von der schweizerischen Aviatik hat die Welt bisher noch wenig gehört; von den etwa 30 schweizerischen Fliegern haben

fünf oder sechs als Pioniere ihr Leben lassen müssen und für die übrigen bot sich im eignen Lande bisher nur wenig Gelegenheit zu Ruhm und Gewinn. Der heute zweiundzwanzigjährige Basler Oskar Bider verschaffte der schweizerischen Aviatik zu Beginn dieses Jahres das erste bedeutendere Datum in ihrer Geschichte, da ihm der Pyrenäenflug gelang. Schon zu Beginn dieses Monats trug sich Bider mit dem Plan, das Berner Oberland auf einem Flug von Bern nach Mailand zu traversieren, doch mußte er einen ersten Versuch unmittelbar vor dem Jungfraugletscher aufgeben, da sein Blerioteindecker für diesen Höhenflug zu stark belastet erschien. Sonntag, den 13. Juli, stieg Bider, nur von ganz wenigen Freunden zum Start begleitet, in der vierten Morgenstunde neuerdings auf dem Militärfeld in Bern auf, schraubte seine stark erleichterte Maschine in etwa einstündigem Flug noch über der Stadt auf 3000 Meter empor und verließ dann das Flachland in der Richtung gegen die Berner Alpen. Punkt 5 Uhr morgens wurde er zum letztenmal von Bern aus gesehen, gegen halb 6 Uhr gelang es ihm, über das 3550 Meter hohe Jungfraujoch in etwa 3600 Meter Höhe hinwegzukommen, und ein ganz außerordentlicher Zufall brachte es mit sich, daß der Moment, da von Bider der Grad des Jungfraujoches überflogen wurde, photographisch von einem Trüpplein Touristen, die sich gerade im Aufstieg befanden, aufgenommen werden konnte, ein Momentbild, das seinesgleichen suchen dürfte. Nach Passieren der Berner Alpen und des großen Aletschgletschers zog Bider über das 2900 Meter hohe Eggishorn im Wallis, alsdann über Brig und das 3200 Meter hohe Helsenhorn und landete, wie vorgesehen, in Domodossola, um hier für die Weiterfahrt frisches Oel und Benzin einzunehmen. Nach einem Aufenthalt von zehn Minuten stieg er 6 Uhr 50 wieder auf, stand kurz nach 8 Uhr über Mailand, mußte hier aber einige Zeit über der Stadt kreisen, bis es ihm in dem starken Nebel gelang, den durch Tücher kenntlich gemachten Landungsplatz zu finden und 8 Uhr 44 dort glatt niederzugehen. Die ganze in der Luftlinie 230 Kilometer betragende Strecke, die durch die zur Erreichung der Höhe nötigen Kreisflüge auf etwa 280 Kilometer ausgedehnt werden mußte, legte Oskar Bider in vierunddreiviertel Stunden zurück.

Als der Stadtrat von Bern Anfang Juli ein Begrüßungsschreiben an die Mailänder Behörden aufsetzte, das Bider auf dem Luftweg überbringen wollte, glaubte der erstere wohl kaum, daß es so bald auf dem beabsichtigten Weg in die Hände des Adressaten gelangen würde. In dem Schreiben übermittelte die Bundeshauptstadt der Metropole Oberitaliens, mit der sie durch die kürzlich eröffnete Lötschbergbahn enger verbunden worden ist, die herzlichsten Grüße und empfahl den jungen schweizerischen Piloten einer freundlichen Aufnahme. Das geschah selbstverständlich; herzlicher und begeisterter ist jedenfalls noch kein Postbote von den Behörden empfangen worden als der schweizerische „Briefträger" Oskar Bider, auf den sein Land stolz zu sein alle Ursache hat. Der Sache der schweizerischen Militäraviatik, für die im Laufe dieses Jahres im Schweizer Volk gegen anderthalb Millionen Frank gesammelt worden sind (ca. 40 Cts. pro Kopf der Bevölkerung), ist durch diesen Alpenflug jedenfalls ein ganz außerordentlicher Dienst geleistet worden.

Paul Willi Bierbaum, Zürich.



Fritz Meyer als Pepi.

Zu dem Artikel: Wenn der Städter auf die Berge steigt.

Wenn der Städter auf die Berge steigt.

Von S. Alm. — Mit 5 Abbildungen von R. Jobst.

Wenn man sieht, wie die Großstädter in die Berge gehen, wird man unwillkürlich an den alljährlich stattfindenden Alpenball erinnert, der wie eine Generalprobe zur sommerlichen Reise anmutet. Wer also im Juli auf die Berge kraxeln will, kann im Februar mit den Studien beginnen. Man muß

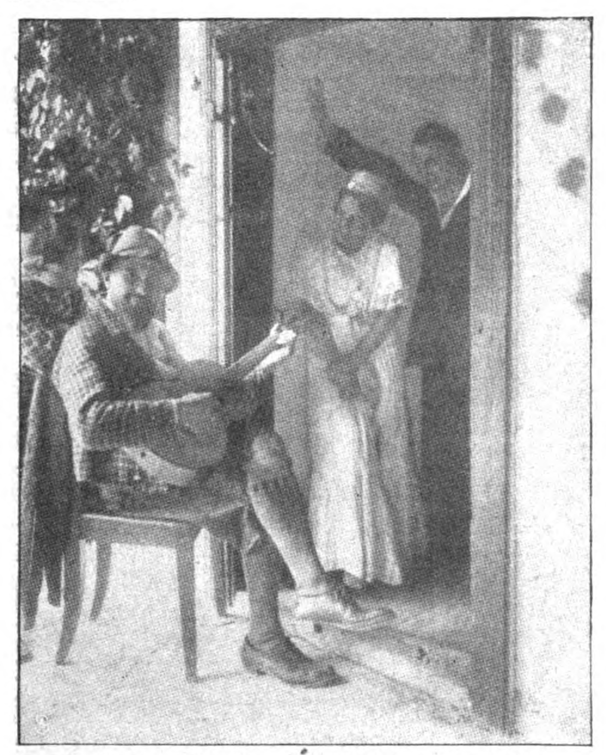


„Verliabte Leut" aus der Großstadt.

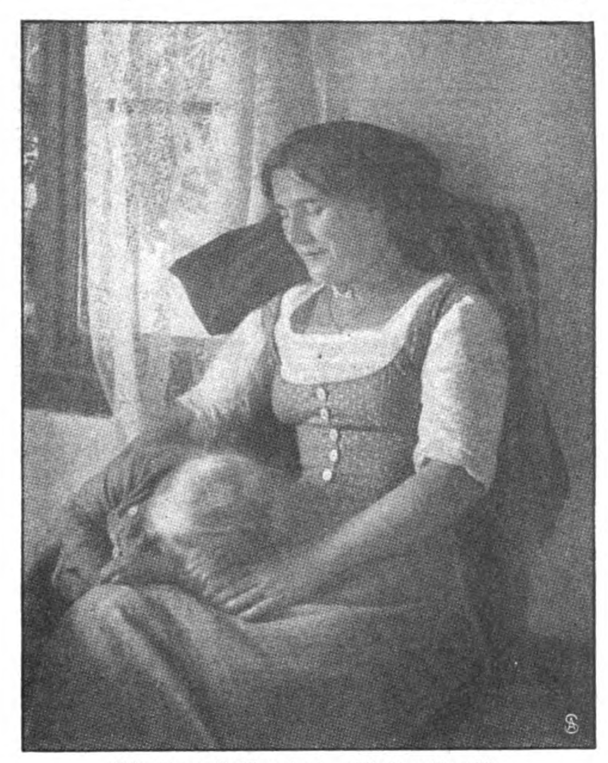
immer und zu jeder Zeit ganz stilvoll sein. Wer ins Grödnertal geht oder ins Passeier- oder Pustertal, der darf nicht nur mit einem Reiseführer, Bergstock oder Nagelschuhen ausgerüstet sein, sondern er schlage vorher zu Hause nach, was er auf dem Alpenball an Kenntnissen sammelte.

Wenn der Städter auf die Berge steigt, heißt es beim Kofferpacken gewaltig aufpassen. Die Gamsledernen hat er bei dem Lieferanten für Gebirgsausstattungen dreimal anprobiert, und im letzten Augenblick hat dieser sie doch noch zu lang geliefert. Und was für eine Qual hat der Gürtel gemacht. Die eingestickten Sprüche waren der gestrengen Ehegattin alle zu forsch gewesen, und das Hüterl hat er zu keck auf den Kopf gesetzt. Er wußte die ihr fremde Kunde von der verschiedenartigen Bedeutung der Schnüre am Hut. Eine rote Schnur bedeutet den freien Mann, die grüne den Ehemann, und rot und grün zusammen kennzeichnet den, der einen Verspruch getan. Er hat eine rote Schnur dem Gamsbart und der Spielhahnfeder zugesellt, versucht einen Juchzer und nimmt mit sauersüßem Lächeln die Quittung über einen mißlungenen Versuch entgegen, wie die Bauernbuben schallend aufs Knie zu schlagen. Was tut's, die Zither wird ihm helfen, und mit den dem Spiel ein wenig entwöhnten Händen spielt er jene Lieder, mit denen er einst die Madeln entzückte, da er die rote Schnur noch mit Recht trug. Da oben in der weinumsponnenen Tiroler Hütte — oh, die Erinnerung läßt ihn freudig schnalzen. Das war in Terlan, in dem Tal zwischen Bozen und Meran, das ebenso berühmt ist wegen seines Weins, seines schiefen Turms und der lebenslustigen Mädchen, von denen die bösartige Sage geht, daß, wenn eine einem Buben einen Kuß verweigere, sich der Turm vor Staunen grade aufrichte.

Der Gattin hat's die Kärntner Tracht angetan, der buntblumige Kattun und der pralle Schnitt, der die Schlankheit der Figur in so recht günstige Beleuchtung rückt. Nach vieler



Der Herr Rechtsanwalt mit der „Klampfen“.



Die Frau Justizrat als „Mutter Zenzi“.

Mühe hat die Schneiderin das Original-Alpen-Bauernkostüm geliefert. Keine Galatoilette hat so viel Anproben erfordert — aber wenn man schon in die Berge steigt und sich wie in der Jugend Maientage die Gretchenzöpfe um den Kopf stecken kann — wer täte da nicht mit. Alle Sorgen bleiben daheim: die Dienstmädchenplage, die gesellschaftlichen Anforderungen, der Tennismatch und die Schulkindersorgen. Die Kinder sind selbstverständlich aus dem allgemeinen Verwandlungsinstitut als echte Tiroler hervorgegangen. Erstens wegen des harmonischen Stilgefühls der Familie, zweitens weil man dabei so viel Wäsche spart, und wenn die Hosen erst ein paar Löcher haben, sind sie erst ganz richtig und stilgerecht. Dann werden die Rucksäcke geschnürt. Mit dem Bergstock in der Hand, den Nagelschuhen an den Füßen, ganz grün und bunt von oben bis unten — das „selbstgepflückte“ Edelweiß bereits am Hut — winkt man den Zurückbleibenden am Bahnhof mit dem rotgewürfelten Taschentuch das letzte Lebewohl zu.

Im Gepäckwagen fährt aber ein Koffer mit, auf dessen Grund säuberlich verpackt Smoking und Lackschuhe, Gesellschaftskleid, Manikureapparate und Ondolierschere liegen. Wenn man doch noch zum Schluß nach Karersee ginge — Entschlüsse sind wandelbar — da muß man auch wieder stilecht sein und mit den Wölfen heulen und Tango tanzen.



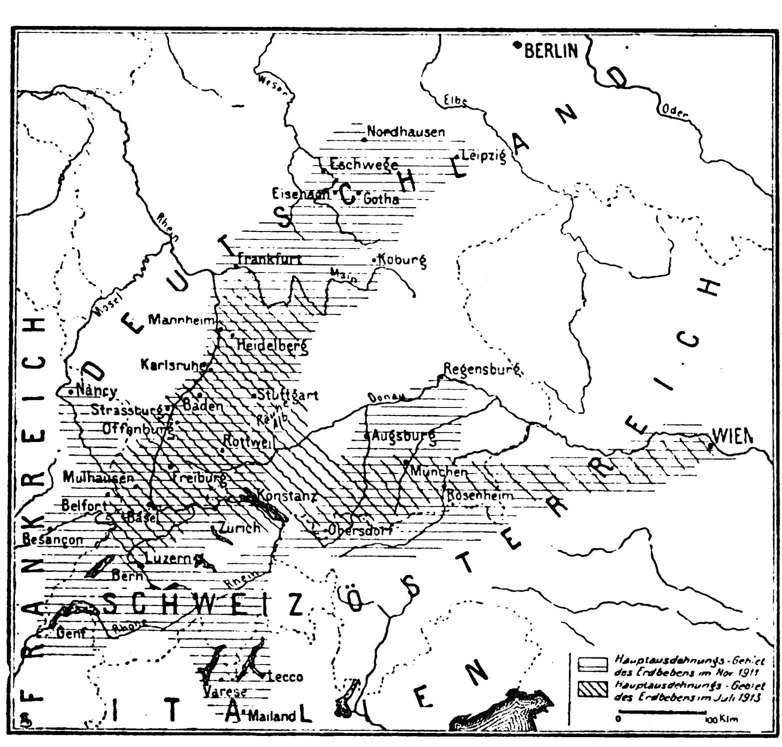
Das Liebespaar aus Berlin W.

Unsere Bilder

Die Nordlandreise des Kaisers (Abb. S. 1251) erhält in diesem Jahr eine erhöhte Bedeutung, da sie die fünfundzwanzigste ist und der Kaiser als Geschenk für das gastfreundliche Land die von Professor Max Unger geschaffene Frithjof-Statue mitgebracht hat, deren feierliche Enthüllung in seiner und des norwegischen Königspaares Gegenwart in Vangsnes stattfinden wird.

Ein Denkmal des Großen Kurfürsten (Abb. S. 1254), des Erbauers der Festung Pillau, wurde daselbst in feierlicher Weise enthüllt. Die Weiherede hielt Bürgermeister Dr. Haberland.

Der französische Kriegsminister Etienne (Abb. S. 1251) kann sich mit dem Ministerpräsidenten Barthou in den Erfolg teilen, bei der Kammer den dreijährigen Militärdienst in Frankreich durchgesetzt zu haben.



Karte zu dem Erdbeben in Südwestdeutschland.

Kronprinz Alexander von Serbien (Abb. S. 1252) hat sich auch im zweiten Balkankrieg bei seinen siegreichen Truppen befunden.

Die Truppenschau in Longchamps (Abb. S. 1250), die am Tage des französischen Nationalfestes abgehalten wird, vereinigte diesmal 20,000 Mann. An der Parade, der etwa eine Million Zuschauer beiwohnten, nahmen zum erstenmal farbige Kolonialsoldaten teil und fanden besondere Beachtung.

Das Militärluftschiff „Schütte-Lanz“, das im Dezember v. J. von der Armeeverwaltung für 700,000 Mark angekauft worden war, riß sich auf der Rückfahrt von Königsberg i. Pr. nach Berlin bei Schneidemühl, wo es eine Zwischenlandung vorgenommen hatte, von seiner Verankerung los und landete nach anderthalbstündiger führerloser Fahrt völlig zertrümmert bei Erpel (Abb. S. 1256).

Das Kinderheim im Nordseebad Wittdün (Abbildung S. 1256), eine Schöpfung des Vaterländischen Frauenvereins, wurde in Gegenwart der Prinzessin Heinrich von Preußen feierlich eröffnet. Bei dem stimmungsvollen Festakt hielt Propst Stoltenberg die Weiherede.

Personalien (Abb. S. 1251 u. 1252). Freiherr v. Seckendorff, der deutsche Gesandte in Tanger, ist zur Vertretung des erkrankten Gesandten von Harthausen in Aussicht genommen. — Baron Skerlecz wurde zum Königlichen Kommissar für Kroatien ernannt.

Hof und Gesellschaft (Abbildungen Seite 1253). Prinz Arthur von Connaught, der einzige Sohn des Herzogspaars von Connaught, hat sich mit der jungen Herzogin von Fife verlobt. — Die zweite Tochter des amerikanischen Präsidenten Wilson, Jessie Woodrow Wilson, hat sich mit dem Mitglied der Neuyorker Staatsanwaltschaft Robert Heysham Sayre vermählt. — Prinzessin Anna zu Fürstenberg, die zweite Tochter des Fürsten Max Egon zu Fürstenberg, wird sich demnächst mit dem Grafen Franz Eduard zu Khevenhüller-Metsch vermählen.

Das neue Erdbeben in Südwestdeutschland hat, wie die untenstehende Karte zeigt, einen großen Herd gehabt; es stand jedoch an Schwere dem vom November 1911 nach.

Der moskowitische Bildhauer Merkuroff (Abb. S. 1254) arbeitet an einem monumentalen Denkmal für den Grafen Leo Tolstoi.

Der tödliche Absturz des Fliegerleutnants Stoll (Abb. S. 1256) hat die deutsche Militäraviatik eines ihrer hoffnungsvollsten Piloten beraubt. Der 27jährige badische Leutnant erlitt bei einer mißglückten Landung in Jüterbog den Tod.

Der deutsche Schwimmer Hermann Veit (Abb. S. 1254) gewann den ersten Preis im Wettschwimmen „Quer durch Paris“.

Die Schweizergarde des Papstes (Abb. S. 1252) hat sich gegen den ihr mißliebigen Kommandeur Oberst Repond aufgelehnt und mußte entwaffnet werden.

Warnung vor einem Schwindler. Aus mehrfachen bei uns eingelaufenen Anfragen ersehen wir, daß unter der falschen Angabe, Mitglied der Redaktion der „Woche“ zu sein, ein Schwindler unter verschiedenen Namen und akademischen Graden Angehörige aus literarischen und künstlerischen Kreisen aufsucht und seine Dienste zur Veröffentlichung von Biographien in der „Woche“ anbietet. Der Bezeichnete läßt sich seine vermeintlichen Bemühungen sofort hoch bezahlen.

Wir betonen ausdrücklich, daß er zu unserer Redaktion in keiner Beziehung steht, und daß seine Angaben Vorspiegelungen falscher Tatsachen sind; deshalb warnen wir nachdrücklichst vor ihm. **Redaktion der „Woche“.**

Die Toten der Woche

Walter Caspari, bekannter Illustrator, † in München am 19. Juli im Alter von 43 Jahren.

Geheimrat Professor Dr. **Hermann Credner**, Direktor der Kgl. Sächsischen Geologischen Landesanstalt und früherer Ordinarius für Geologie und Paläontologie an der Universität Leipzig, † in Leipzig am 22. Juli im Alter von 72 Jahren.

Generalstabsarzt a. D. Dr. **von Bestelmeyer**, † in München am 16. Juli im Alter von 74 Jahren.

Steffen **Jantzen**, berühmter Lotsenkommandeur von Warnemünde, † in Warnemünde am 21. Juli im Alter von 86 Jahren.

Geh. Justizrat Kammergerichtsrat a. D. **Franz Kreich**, bekannter Jurist, † in Berlin am 21. Juli im Alter von 71 Jahren.

Professor Dr. **Julius von Leemann**, früherer Professor in Tübingen, † in Stuttgart am 15. Juli im Alter von 73 Jahren.

Kgl. Landes-Ökonomierat Professor Dr. **R. Stoll**, früherer Direktor der Kgl. Lehranstalt für Obst- und Gartenbau in Proskau O.-S., † in Görlitz am 20. Juli im Alter von 67 Jahren.



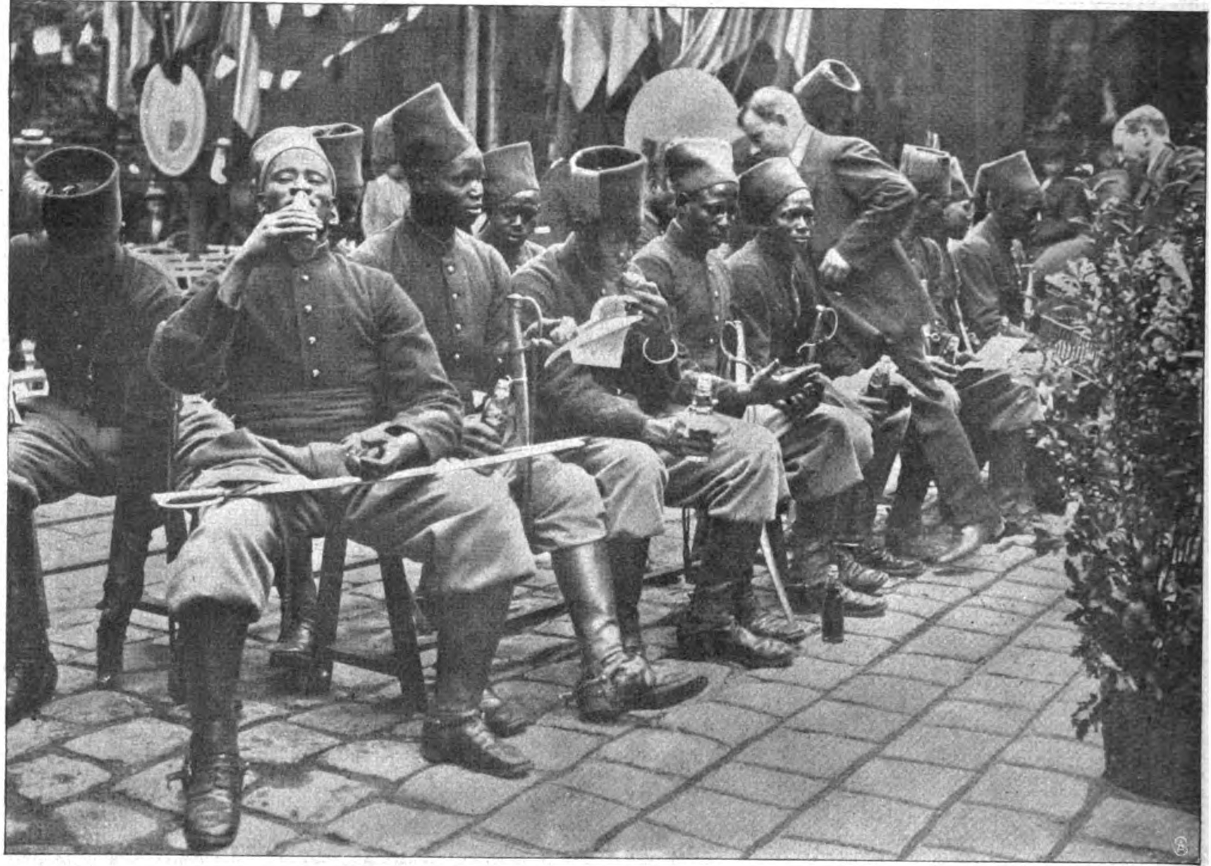
DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Pietzner.

Peter Rosegger.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag. Hierzu der Aufsatz auf Seite 1241.



Phot. Chusseau-Flaviens.

Die begeistert empfangenen Kolonialtruppen werden in Paris mit Tabak und Kuchen bewirtet.

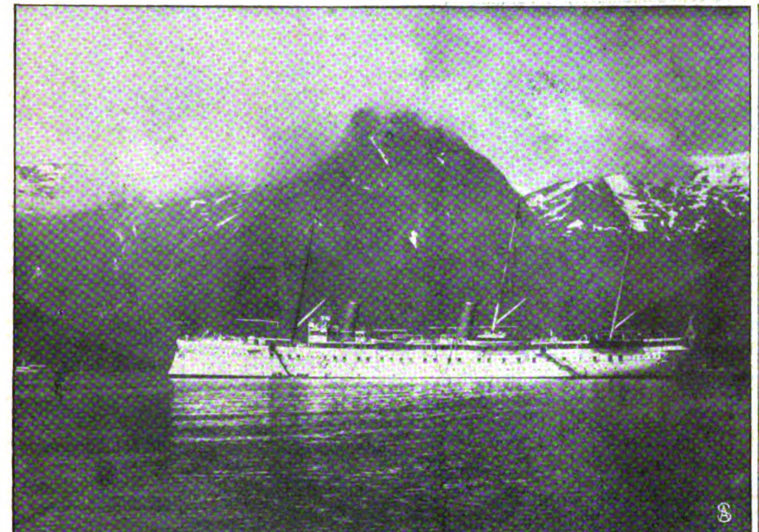


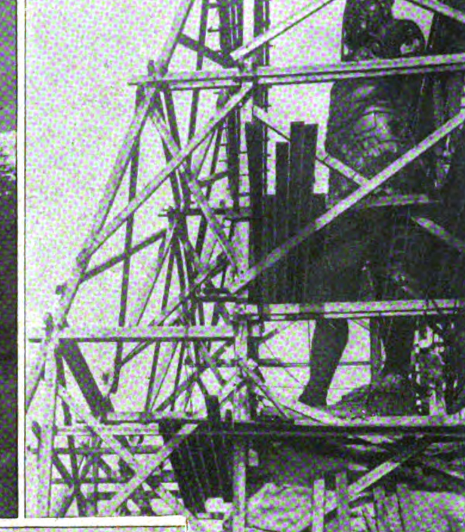
Phot. Harlingue.

Kolonialtruppen vom Senegal mit ihrer neuen Fahne.

Frankreichs „schwarze Armee" in Paris anläßlich der großen Truppenschau in Longchamps.





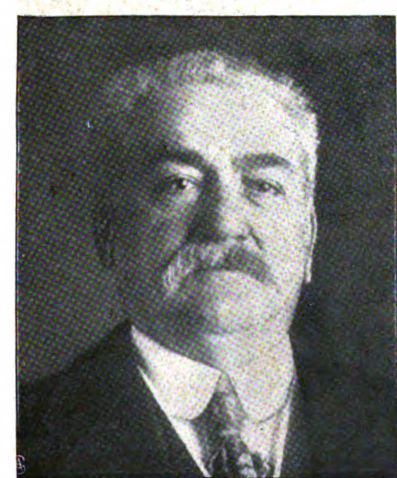




Von der Nordlandreise des Kaisers.

1. Die „Hohenzollern" in Balholm.
2. Die Frithjof-Statue in Vangsnes während der Errichtung.
3. Der Kaiser vor der Frithjof-Statue in Vangsnes.

Phot. Jürgensen.



Kriegsminister Etienne.



Phot. Manuel.

Ministerpräsident Barthou.

Zur Einführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich.



Freiherr v. Seckendorff

ist zur Vertretung des erkrankten Gesandten in Peking, v. Haxthausen, ausersehen.

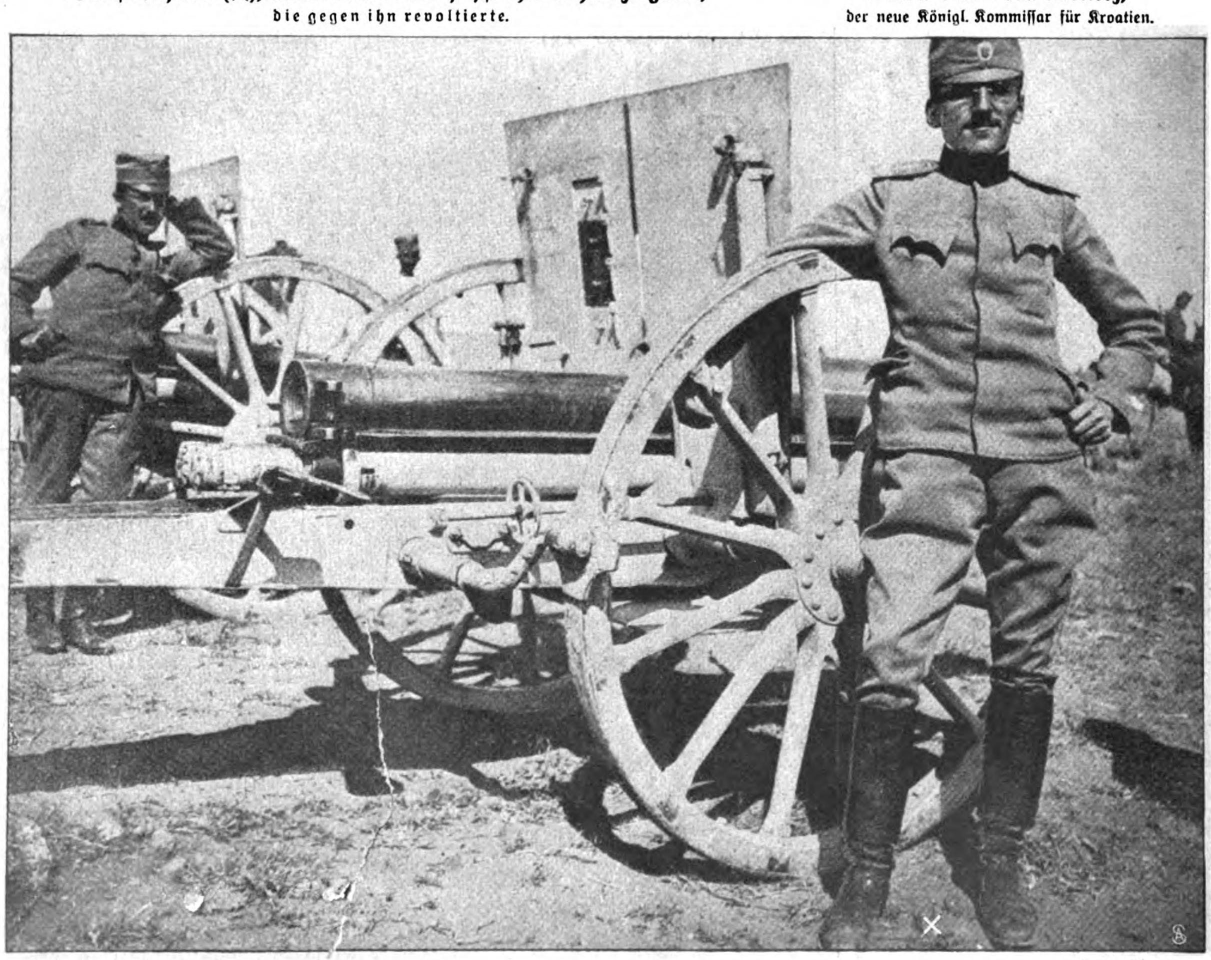


Phot. Trampus.

Oberst Repond (×), Kommandant der päpstlichen Schweizergarde,
die gegen ihn revoltierte.



Baron Iwan von Skerlecz,
der neue Königl. Kommissar für Kroatien.



Central-Photos.

Kronprinz Alexander von Serbien (×) bei eroberten bulgarischen Geschützen.
Vom Kriegschauplatz auf dem Balkan.



Phot. Downey.

Phot. Speaight, Ltd.

Eine Verlobung am englischen Königshof.

Prinz Arthur von Connaught. **Herzogin Alexandra von Fife.**



Phot. Brown Brothers.

Jessie Woodrow Wilson.



Phot. Brown Brothers.

Robert Heysham Sayre.

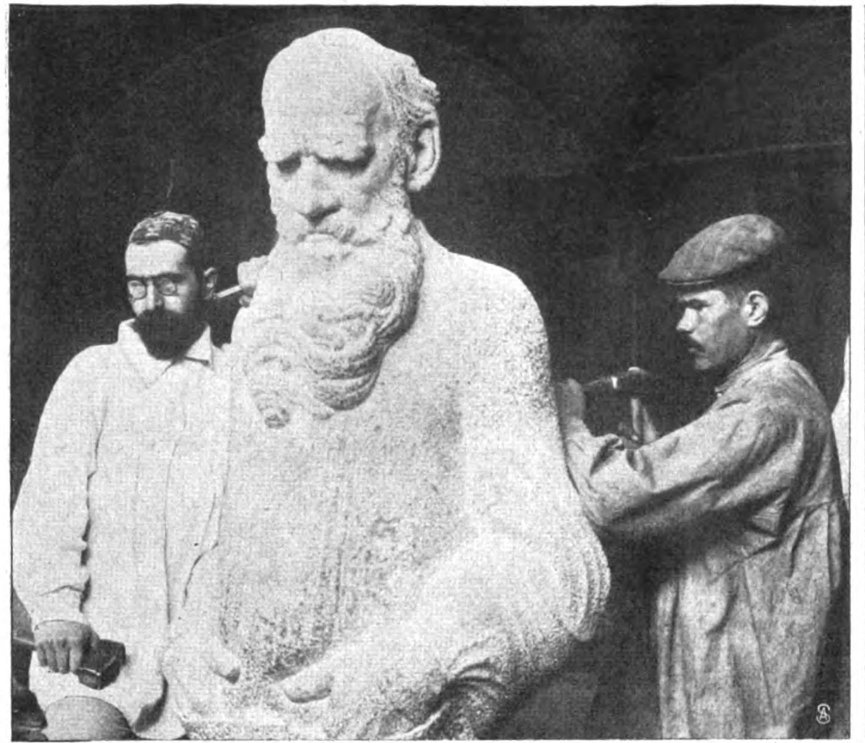
Tochter und Schwiegersohn des Präsidenten Wilson.



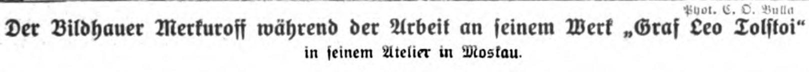
Hofatel. Kosel.

Graf Franz Eduard Khevenhüller-Metsch und Prinzessin Anna zu Fürstenberg.

Zur bevorstehenden Vermählung im Hause Fürstenberg.



Phot. C. O. Bulla



Der Bildhauer Merkuroff während der Arbeit an seinem Werk „Graf Leo Tolstoi“
in seinem Atelier in Moskau.



Central-Photos.

Der deutsche Schwimmer Herm. Veit
siegte im Wettschwimmen „Quer durch Paris“.

Hofphot. Kühlewindt.

Bürgermeister Dr. Haberland, Pillau, hält die Festrede.
Die Enthüllung des Denkmals des Großen Kurfürsten in Pillau.



Der Schweizer Bider über dem Gipfel der Jungfrau. Oben: Der kühne Flieger.

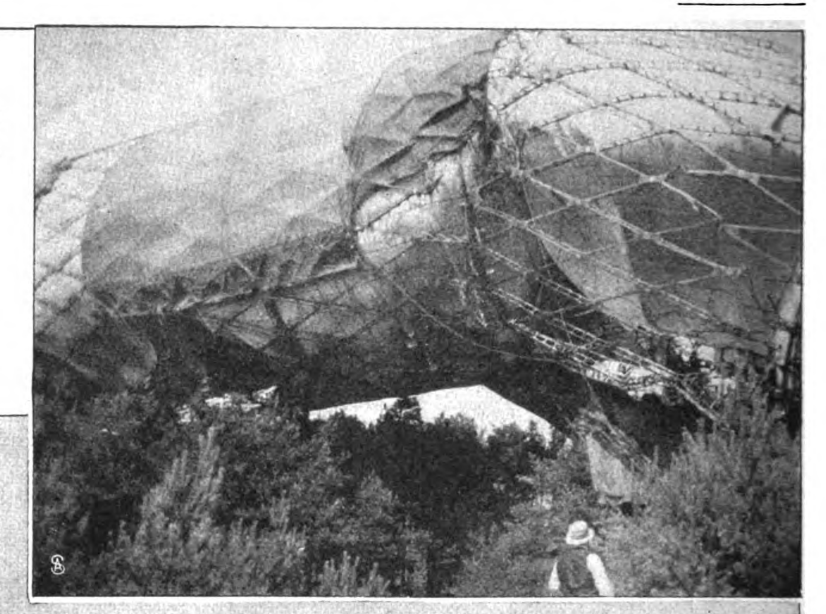
Die Bezwingung der Alpen durch den Aeroplan.

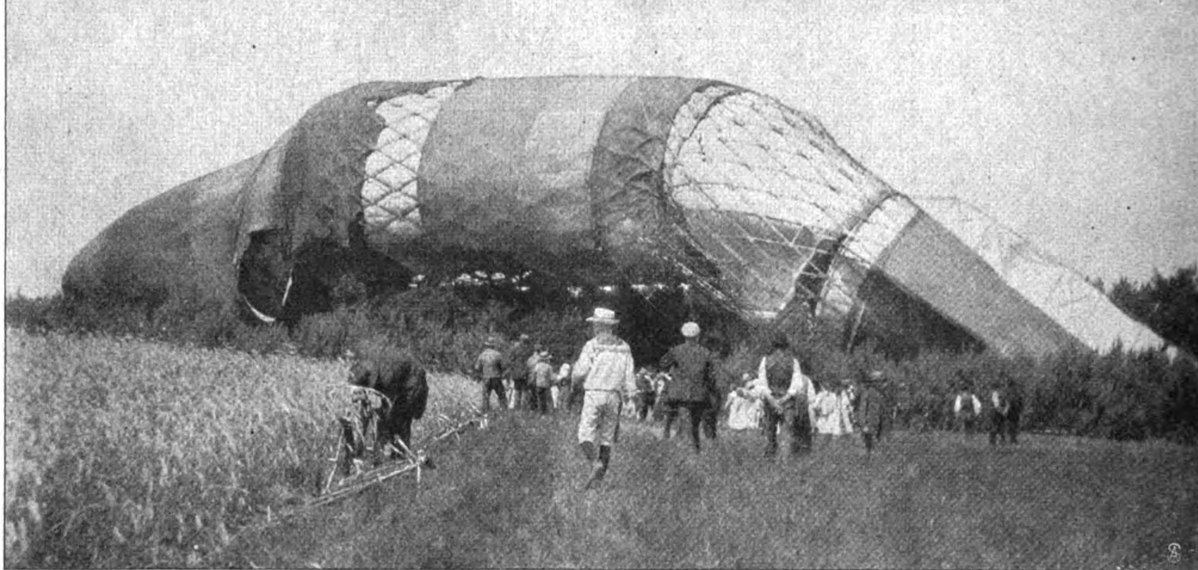
Hierzu der Aufsatz von P. W. Bierbaum.

Die Zerstörung des Luftkreuzers „Schütte-Lanz“ bei Schneidemühl.

Rechts oben: Das in der Luft schwebende Mittelstück des Schiffsrumpfes.

Unten: Die Unfallstelle bei Erpel mit dem in einem Föhrengehölz gestrandeten Luftschiff. Phot. Salinger.







Das in Gegenwart der Prinzessin Heinrich von Preußen in Wittdün auf Amrum eingeweihte Kinderheim des Vaterländischen Frauenvereins.



Phot. F. Fischer.

Leutnant Stoll †
erfolgreicher Militärflieger.



Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

9. Fortsetzung.

Und dann hörte die alte Gräfin die Stimme des kranken Enkels — eine Stimme, laut und vernehmlich in jauchzenden, irren Klängen.

Ein altes provenzalisches Volkslied war es, das Gräfin Marie Antoinette Oberwall von ihrer Mutter, der Generalin Rey, oftmals hatte singen hören, da sie als Kind mit jauchzendem Lachen auf ihrem Schoß gesessen.

„Lou proumié jour de mai“ ...

Wie ging das Lied doch weiter? ... Mit knarrender Stimme summte sie den Refrain mit, und es war, als senkten sich bei diesen altvertrauten und so lange nicht gehörten Worten hundert feine Nebelschleier, daß sie plötzlich die Zeit ihrer Kindheit vor sich sah, und die schöne französische Mutter, wie sie mit zärtlichen Augen und lachendem Mund von „Notre belle France“ sprach, der Heimat, der sie innerlich angehört hatte bis zu ihrem Tod. ...

Und nun sang der Urenkel in seinem Delirium das Lied, zu dem sie flüchtete, wenn das Heimweh sie packte, als hätte seine Seele ein feines, fernes Erinnern, von dem sein Geist nichts wußte; oder hatte auch seine Mutter ihm einst dies Lied vorgesungen?

Der Kranke war still geworden. Die alte Frau im pelzgefütterten Schlafrock beugte sich weit vor über das Treppengeländer. Lauschte mit angehaltenem Atem. Sie hörte das schwere, dumpfe Ticken der großen Standuhr aus dem Speisezimmer heraus. Sie hörte leise, gleitende Schritte, das Aufgehen einer Tür. Und dann plötzlich einen Aufschrei ... zwei-, dreimal. Ganz deutlich, gequält, verzweifelt: „Lou ... Lou!“ ... War es der Anfang des Liedes, das zu vollenden dem Kranken die Kraft fehlte, war es ein Name? ... Vielleicht war es beides: Erinnerung und Sehnsucht zugleich.

Dann wurde wieder alles still. ...

Fröstelnd, schwerfällig ging die alte Exzellenz zurück in ihre Gemächer. Im Kamin war noch etwas Glut. Sie streckte ihre Hände aus mit den knochigen Fingern, die so seltsam nackt aussahen ohne die glitzernden Ringe. Durch die offen gebliebene Tür des Schlafzimmers drang das laute Schnarchen der Mendel. Der goldgerahmte Kaminspiegel warf ihr das Bild eines sehr alten, sehr runzligen Gesichts zurück. Die zur Nacht abgewaschene Pasta deckte nicht mehr die pergamentartige, bräunliche gelbe Haut. Wie zwei dunkle glitzernde Punkte starrten die Augen völlig ausdruckslos durch die fehlende Rahmung der Crayonstriche der begleitenden Brauen. Eine turbanähnliche gewundene Haube aus heller Seide bedeckte den Kopf.

Die Jahre hatten alle Unterschiedlichkeiten des Geschlechtes verwischt. Es konnte ebensogut der Kopf eines alten Mannes sein. Sie schrak plötzlich zusammen vor dieser unerbittlichen Konsequenz des Lebens, die sich ihr in ihrem Spiegelbild offenbarte, und es erhob sich riesengroß in ihr die Angst vor der endgültigen Vernichtung dieses traurigen Überbleibsels ihrer selbst.

Ihr war, als kreiste der Tod in greifbarer Gestalt um das Haus. Wen holte er sich als Opfer? Sie ... die alte Frau, oder dort unten das bißchen Menschenleben? Ein krampfartiges Zittern erschütterte ihren Körper.

„Nicht mich, nicht mich!“ stöhnte sie auf in wahnwitziger Lebensgier.

Sie fiel in ihren Sessel. Kalter Schweiß brach auf ihren Schläfen aus.

„Mendel! Mendel!“ ...

Warum schlief das dumme Weib, während sie wachte. Wie durfte sie schlafen? Sie hatte so vieles von ihr bekommen, im Testament war sie bedacht ... für ihr ganzes Leben war sie versorgt — und nun schlief sie. Schlief — während ihre Herrin sich mit Todesfurcht quälte.

„Exzellenz befehlen“ ... Wie ein Automat reagierte die Mendel auf den Ruf.

„Ich friere, Mendel, und ich fürchte mich vor dem Bett.“

Die Mendel hüllte ihre Herrin schnell in warme Decken, bereitete Tee auf dem elektrisch angeschlossenen Teesieder. Solche nächtlichen Angststunden waren ihr nichts Neues.

„Exzellenz haben ja die Abendpost gar nicht durchgelesen“, sagte sie und nahm ein paar Briefe vom Kaminsims.

Ein Brief mit französischem Poststempel war darunter. Noch immer kamen Briefe aus Frankreich, und sie wurden immer zuerst von der Exzellenz geöffnet. So auch diesmal.

Sie setzte sich den großen, breitrandigen Klemmer auf die Nase und warf einen Blick auf die Unterschrift. Es war der Name ihrer Schwiegertochter. Sie stutzte. Ein bißchen Blut stieg ihr zu Kopf, durchwärmte ihre erstarrten Glieder. Der Brief war französisch geschrieben. Er war kurz und pathetisch.

„Madame!

Sie sind Mutter. Sie müssen es verstehen, was eine Mutter leidet, die nicht am Bett ihres kranken Kindes weilen darf. Ich wende mich an Sie. Nicht weil ich um die Erlaubnis bitten will, kommen zu dürfen. Sondern weil ich mein Recht, zu kommen — ausüben will. Solange ich mich überzeugen ließ, daß die Trennung von meinem Kind zu seinem Besten sei — habe ich mich dem Wunsch meines Gatten gefügt. Nichts in der Welt aber wird mich davon über-



zeugen, daß mein Platz heute nicht an seinem Krankenlager ist. Meine Gebete, meine Liebe und meine Pflege werden mehr vermögen als alle Kunst der Ärzte. Wollen Sie mir telegraphieren, gnädige Frau, ob Sie mir Gastfreundschaft gewähren wollen in dem Haus, das, wie ich weiß, das Ihrige ist.

Ich bin, gnädige Frau, Ihre sehr gehorsame Schwiegertochter

Susanne Gräfin Oberwall."

Der Tee verdampfte in der köstlichen Sevrestasse. Die Mendel lehnte an der Wand, ihr Kopf fiel hin und wieder schlaftrunken auf ihre Brust.

Die alte Exzellenz las den Brief zwei-, dreimal. Ihre Augen funkelten wieder. Um ihren Mund spielte das alte höhnische Lächeln. Sie dachte nicht mehr an den Tod, kaum an die Krankheit des Enkels. Sie dachte an das Leben, das ihr wieder eines seiner aufregenden Späße als Spielball in den Schoß warf. Sie dachte aber auch, daß es gut sein mochte, eine Schwiegertochter zu haben, die mit weichen, warmen Händen die Todesangst von ihr fernhalten würde in den letzten Stunden.

Aber über alles war die Neugierde in ihr, die Frau des Sohnes kennen zu lernen — die sich so kampflos aus seinem Leben hatte ausstreichen lassen.

„Mendel," sagte sie, „Sie müssen eine Depesche aufgeben."

„Die Post ist nachts nicht auf, Exzellenz."

Sie duckte sich, denn Gräfin Marie Antoinette Oberwall warf mit der Briefschere nach ihr.

„Halten Sie den Mund. Es gibt eine Hauptpost. Sie ziehen sich an. Nehmen einen Wagen, fahren hin und zurück. Wenn jemand im Haus Sie fragt, wohin — so sagen Sie, Sie hätten etwas aus der Apotheke zu holen. Verstanden?"

Die Exzellenz erhob sich, ging zum Sekretär. Sie humpelte nicht und hielt sich nirgends an beim Gehen.

„Hätten schon längst kommen sollen. Erwarte Sie. Gräfin Oberwall."

Sie händigte die Depesche der Mendel ein, die ganz eingemummelt wieder eintrat. Bei ihrem Anblick schüttelte sie mißbilligend den Kopf:

„Sie versimpeln sich aber was, Mendel. Wissen Sie, daß wir im Mai sind?"

„Es hat jetzt gerade wieder zu schneien angefangen, Exzellenz."

„So . . . na ja" . . .

„Soll ich Exzellenz erst ins Bett helfen?"

„Warum denn? Bin ich etwa gelähmt?"

Es war in den letzten zehn Jahren kein einziges Mal vorgekommen, daß sie ohne Hilfe zu Bett gegangen wäre. Ganz vergnügt richtete sie ihre Kissen, setzte sich auf den Rand und legte ein Bein nach dem anderen vorsichtig unter die Decken. Dann legte sie sich zurück und wartete.

„Lou proumié jour de mai
Larirai"

summte sie vor sich hin.

Es war halb drei, als die Mendel zurückkam.

„Ich kann nicht schlafen, Sie müssen vorlesen."

Und die Mendel setzte sich mit einem Buch ans Bett.

Die Exzellenz hörte gar nicht hin. Mit weit offenen, glänzenden Augen starrte sie zur Decke hinauf. Plötzlich wendete sie den Kopf. Warum las denn die Mendel nicht, was fiel ihr denn ein?"

Die Mendel lag mit dem Kopf auf dem Bettrand, von Müdigkeit überwältigt. Das Buch war ihr aus den Händen geglitten.

„Mendel . . . he . . . Mendel" . . .

„Ja . . . Exzellenz . . . ja" . . .

„Dummes Frauenzimmer! Schlief wie ein Sack!"

Exzellenz Gräfin Marie Antoinette Oberwall kniff ärgerlich die Lippen ein. Dann schob sie ihr behutsam ein Kissen unter den Kopf und warf ihr den Zipfel der seidenen Decke über die Schultern.

Wenn sie schnarcht, gebe ich ihr einen Fußtritt, daß sie fliegt, dachte sie dabei.

Fünf Minuten später schnarchten Herrin und Dienerin um die Wette.

* * *

In dieser Nacht war die Krisis eingetreten. Zwei Tage später war Gerhard Oberwall „gerettet".

Die alte Exzellenz schickte zehnmal hinunter fragen, ob keine Post für sie da sei. Sie hatte auf eine Depesche der Schwiegertochter gerechnet, die ihr die Ankunft meldete. Vergeblich. Jetzt erwartete sie einen Brief. Zählte die Stunden. Nicht ohne Unruhe beobachtete sie den Sohn während seiner täglichen Besuche. Vielleicht hatte er eine Nachricht? Einmal fragte sie: „Hat Gerhards Mutter nicht geschrieben?"

Sehr ruhig antwortete er: „Gewiß, mehrfach. Ich habe sie vor ein paar Tagen telegraphisch völlig darüber beruhigen können."

Gereizt meinte sie: „Du hast ihr wohl nie geschrieben, wie es wirklich um Gerhard stand?"

Ein kaum merkliches Zögern, dann kamen die Worte: „Warum hätte ich sie aufregen sollen. Eine schmerzliche Nachricht erfährt man nie zu spät."

Gräfin Marie Antoinette Oberwall legte dem Sohn die knochige, beringte Hand auf die Schulter, so hart und schwer, daß er sich ihr erstaunt, fast unwillig zuwendete.

„Und du hättest den Mut gehabt — eine Mutter vom Krankenbett ihres Sohnes fernzuhalten? Den Mut hättest du gehabt?"

Behutsam nahm er die Hand seiner Mutter, legte sie auf die goldene Lehne des roten Brokatsessels. Sein Gesicht war undurchdringlich.

„Ja, Mama . . . im Interesse dieses Kindes."

„Ach was . . . wirklich! Das ist ja" . . .

Sie hätte ihren großen, vornehmen, strengen Sohn mit beiden Fäusten prügeln mögen.

Er aber stellte sich so, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte, und sagte: „Sie hätte uns nach vier Tagen mit allen möglichen Quacksalbereien und Beschwörungsmitteln die Ärzte aus dem Haus getrieben, liebe Mama. Und wenn Gerhard daran zugrunde gegangen wäre, so hätte sie ihn nicht mehr zum Leben zurückrufen können — auch wenn sie sich die Pulsadern aufgeschnitten hätte."

Hart und unerbittlich war die Stimme, die an das Ohr der alten Frau schlug. Und die alte Frau spürte ein leises Zittern in den Gliedern, eine Schwere in den



Gelenken, eine bange, lähmende Furcht vor dem, was noch kommen mochte.

So stark war diese Furcht, daß sie nicht zu bekennen wagte, was sie getan. Sie senkte den Kopf tief auf die Brust und schwieg. Graf Andre Oberwall aber fand sein Gleichgewicht wieder — da er überzeugt zu haben glaubte. Und liebenswürdig, mit der bewegten Heiterkeit reservierter Menschen, die einer Gefahr durch kluge Bestimmtheit entgangen sind, brach er das Thema ab, erzählte von dem Diner, das er morgen seinen langentbehrten literarischen Freunden geben wollte. Seine Verleger sollten kommen, Professor Ramin, der bekannte Kunsthistoriker, ein Reichstagsabgeordneter, dessen fein ziselierte Reden ebenfalls bei Drager erscheinen sollten, und noch zwei Herren, die einen großen Namen mit Anmut und kleine literarische Erfolge mit Würde zu tragen verstanden. Dazu hatte er noch den alten Herrn von Roeckwitz gebeten. Er wirkte zwar etwas befremdend in dem Kreis, besaß aber Verständnis genug, diese Einladung als Auszeichnung zu betrachten.

„Uebrigens hat sich die Familie Roeckwitz während Gerhards Krankheit so außerordentlich teilnehmend benommen" — fügte er hinzu.

Die Exzellenz murmelte grollend: „Ja, man riecht's. Seit der Flieder billig ist — gibt's nicht Vasen genug im ganzen Haus für die Roeckwitzschen Bukette. Gehört wohl zur modernen Hygiene — der Flieder im Krankenzimmer?"

Graf Andre Oberwall aber neigte sich über die Hand der Mutter mit leisem, nachsichtigem Lächeln. Dann sagte er ernst: „Noch eins, Mama: Gerhard fragte mich heute nach Taysen und den Hörselkamps. Ich sagte ihm, schonend natürlich, wie die Dinge liegen. Wenn du ihn besuchst — bitte nicht mehr darauf zurückzukommen. Ist er erst halbwegs wohlauf, will ich eine kleine Mittelmeerfahrt mit ihm machen. Du glaubst nicht, welche Heilkraft der frische Seewind hat."

Gräfin Marie Antoinette blickte dem Sohn nach in ungewohnter stumpfer Ergebung. Vor wenigen Augenblicken noch wäre sie imstande gewesen, der Schwiegertochter abzutelegraphieren. Der Name Roeckwitz hatte sie wieder aufgestachelt. Aber nun wußte sie selbst nicht mehr, was sie tun sollte. Mochte das Schicksal seinen Lauf nehmen, mochte der Zufall die Ereignisse entscheiden.

Gerhard Oberwall aber lag noch immer in seinen Kissen und träumte mit wachen Augen, was er tun wollte, wenn er wieder stark und gesund war. Er holte sich Lou Hörselkamp und lief mit ihr fort, weit fort von der toten Stille des Vaterhauses, von dem Höllenbreughel der Rauchstraße. Fort auch aus dem Land mit dem grauen Himmel und der kalten Sonne. Irgendwohin, wo alles glühte und flimmerte, wo nachts die Sterne so niedrig standen, daß man sie mit den Fingern zu greifen meinte, und tagsüber die Sonne das Blut zum Sieden brachte. Dort wollte er Lous schlanken, feinen Kinderhals zwischen beide Hände nehmen und seinen Pulsschlag fühlen. Herr sein wollte er über ihr Leben und über sein eigenes.

Der Duft des Flieders drang durch die geschlossenen Türen, und mit jedem Atemzug wuchs die Sehnsucht in ihm nach dem heißen Brodem erdenschwerer, sonnendurchtränkter Luft. . .

Da kam der Vater herein, legte ihm seine kühle Hand auf die Stirn und sagte: „Das Thermometer, bitte. Ich fürchte, er fiebert wieder" . . .

Ihm war, als wälzten sich schwere Eisschollen auf ihn zu, und er stieß die Hand seines Vaters zurück, weil namenlose Angst ihn packte, daß sein Gehirn zermalmt würde von dem schweren, eisig kalten Druck.

* * *

Am nächsten Morgen begab sich das Ungewöhnliche, daß Exzellenz Gräfin Marie Antoinette Oberwall ihren Sohn bitten ließ, sie zu empfangen. Sie trug das schwere, schwarze Kreppkleid — wie sie es am Todestag ihres Gatten zu tragen pflegte, und den langen Witwenschleier. Auf die Mendel gestützt, betrat sie das helle, geräumige und steif-prächtige Gemach des Sohnes.

„Was verschafft mir die Ehre, Mama?"

„Sie können gehen, Mendel. Warten Sie vor der Tür."

Die Exzellenz stützte sich auf einen Stock, wehrte mit der freien Hand jede Hilfe ihres Sohnes ab.

Peinlich berührt von der Feierlichkeit ihrer Haltung und vielleicht auch von der Kunst, die angewendet war, die Zerstörungswut der Jahre zu korrigieren, eilte Graf Oberwall zum halbgeöffneten Fenster, um es zu schließen. Dann zog er noch die dunklen Vorhänge zu, als wollte er die alte Frau schonen, ihrem nur zu berechtigten Hang nach Halbdunkel feinfühlend entgegenkommen.

„Lieber Andre, ich muß dir eine Mitteilung machen."

Sie stockte, dann mit unnachahmlicher Würde und einer Autorität des Tones, die jede heftige Entgegnung im vornherein unterdrückte, fuhr sie fort: „Soeben telegraphiert mir Gerhards Mutter, daß sie heute abend hier eintrifft."

Graf Oberwall war am Fenster stehengeblieben. Seine Hände steckten, eng an den Oberkörper angeschlossen, in den Taschen seines dunkelblauen Morgenjacketts. Kein Muskel in seinem Gesicht bewegte sich. Er sah gerade vor sich hin. Es dauerte eine lange, bange Minute, ehe er sagte: „Ich werde alles zu ihrer Aufnahme veranlassen."

Seine Stimme schwankte nicht. Und er stellte auch keine Frage mehr. Er war es gewöhnt, mit Tatsachen zu rechnen, und darauf trainiert, ihnen mit Fassung zu begegnen. Seine Ruhe raubte der Exzellenz die Haltung.

„Ich bedaure, lieber Andre."

Ein leises, beinah trauriges Lächeln huschte wie ein Schatten über seine Lippen. Aber gleich darauf hatte er sich wieder in der Gewalt.

„Du hast es gewiß gut gemeint, Mama."

Sie schwankte, und er eilte auf sie zu, um sie zu stützen. Die Leidenschaft früherer Tage gab der Bewegung, mit der sie seinen Arm ergriff, ihn an sich zog, etwas Vehementes.

„Ich kam nicht selbst darauf. Sie fragte an, hörst du, Andre, sie schrieb mir. Und ich hatte nicht das Herz" . . .

Er drückte sie sanft — so sanft, wie es sonst nicht seine Art war, in den Sessel nieder, der an seinem Schreibtisch stand.

„Ich weiß alles, Mama. Damals, in der Nacht, als die Mendel in die Apotheke mußte, da hat sie deine Depesche aufgegeben. Sie kam am nächsten Tag als unbestellbar zurück. Du hattest die Adresse denn doch zu . . willkürlich abgekürzt."

„So . . . du wußtest" . . .

Die Exzellenz nahm ihr Taschentuch, fuhr sich über die Schläfen, wischte mit den Schweißtropfen die weiße Pasta ab, daß die gelbe Pergamenthaut in runden Flecken sichtbar wurde.

„Warum hast du das Telegramm dann nochmals abgeschickt?" forschte sie, ohne ihn anzusehen.

„Weil ich Briefe nicht zu unterschlagen pflege", antwortete er schroff. „Ich habe allerdings gleichzeitig telegraphiert, daß es Gerhard besser ginge und kein Grund zur Beunruhigung mehr vorläge. Das habe ich getan. Ich habe auf ihre Bequemlichkeit gerechnet. Auf ihr Phlegma. Auf die Jahre, die auch mütterliche Gefühle dämpfen."

Sie griff unsicher nach seiner Hand in plötzlichem Schuldgefühl.

„So kann ein Augenblick, ein kleiner Rechenfehler den Aufbau eines Lebens vernichten." . . .

Einen kurzen Blick warf sie auf ihn und sah, daß er in sich zusammengesunken dastand, mit Augen, die wie erloschen vor sich hinstarrten.

Und dann saßen sie eine lange Weile einander gegenüber, bis es plötzlich dunkel wurde im Zimmer von einer schweren, schwarzen Wolke, die sich wie ein Riesenvogel über die Häuser senkte, um sie mit seinen Schwingen zu umklammern.

Viele Jahre durchlebten Mutter und Sohn in diesem Schweigen, und als ihre Augen sich zuerst wieder trafen, da fühlen sie beide, wie verschieden die Wege waren, die sie gegangen. . . .

Ohne ein Wort der Verständigung erhoben sie sich.

„Gerhard muß es doch erfahren", murmelte die Exzellenz.

„Ich hatte eben vor, es ihm zu sagen."

Und sie gingen durch eine lange Flucht von Zimmern zum Kranken hinüber, setzten sich zum erstenmal zusammen an sein Bett. Sie hielten beide seine Hände und nahmen sich die Worte von den Lippen.

Gerhard Oberwall blickte regungslos vor sich hin, und als sie geendet hatten, sagte er: „So" . . .

Nur „So" . . . Aber seine Hand zerrte am Hemd über seiner Brust, als drücke ihn das leichte Gewebe. Nichts Freundliches sprach in ihm für die Mutter. Sie war ihm eine fremde Frau, und doch würde sie tausend Gefühle von ihm erwarten, die er nicht hatte: Liebe und gute Worte und Bekenntnisse. Und dann werde sie gewiß weinen, wie sie in ihren Briefen geweint hatte, und diese Tränen würden nichts in ihm auslösen wie Feindseligkeit und grollende Ungeduld.

Die alte Exzellenz schüttelte seine Hand — ärgerlich über diesen starren Gleichmut.

„Du, Junge, deine Mutter kommt . . . hörst du . . . deine Mutter!"

Graf Oberwall aber wendete sich ab, um das leise triumphierende Lächeln zu verbergen, das an seinen Lippen riß, und seine Finger legten sich in festem, dankbarem Druck um die Hand des Sohnes.

Es war sein Sohn! Mochte die Mutter nur kommen. Er fürchtete sie nicht mehr.

„Ich denke mir — sie wird gern Gerhards Schlafzimmer bewohnen", sagte er gelassen.

Die Exzellenz nickte.

„Und speisen soll sie mit mir zusammen."

„Ich wollte es dir vorschlagen."

„Sie wird wohl eine Jungfer mitbringen", meinte die alte Dame. „Die kann bei der Mendel im Zimmer schlafen."

„Wie du verfügst, Mama."

Sie erhob sich, und Graf Oberwall geleitete sie bis ins Treppenhaus.

„Wer holt sie von der Bahn ab?" fragte die Exzellenz plötzlich.

Sie sah den Sohn nicht an dabei, blickte sich angelegentlich nach der Mendel um.

„Selbstverständlich ich", sagte Graf Oberwall ruhig.

„Du hattest doch dein Diner" . . .

„Das wird natürlich abgesagt."

„Ja . . . natürlich."

Die Ruhe des Sohnes hatte fast etwas Beängstigendes für die alte Frau.

„Ich glaube, Gerhard ruft" . . . sagte sie und horchte auf.

„Ich werde gleich nachsehen."

Graf Oberwall ging sehr eilig in das Zimmer des Sohnes zurück. Der Wärter, der im Sessel eine Zeitung las, erhob sich.

„Hast du gerufen, mein Junge?"

„Nein, Papa!"

„So . . . ich dachte nur."

Graf Oberwall wußte nun, daß die Mutter ihn absichtlich fortgeschickt hatte, weil es ihr peinlich war, jetzt mit ihm zusammen zu sein.

* * *

Die Exzellenz hatte ihren Sohn durch die Mendel ersuchen lassen, die Schwiegertochter möchte, bevor sie zu Gerhard geführt würde, erst zu ihr heraufkommen.

Sie saß nun in einer ihrer silbergrauen, schwerseidenen Roben mit großem Ausschnitt und dichtem Tülleinsatz vor dem Kamin und wartete.

Sie hatte kostbares Geschmeide angelegt, und ihre Hände mit den glitzernden Ringen versandten sprühende Feuergarben. Ein kleines, weißes Taschentuch mit breiter Alençonspitze lag auf der goldenen Lehne zwischen dem goldenen Flakon mit Riechsalz und der blauen Sevresbonbonniere mit den veilchenduftenden Lakritzen.

Seit einer Stunde goß es in Strömen, und in die Stille des Zimmers drangen die glucksenden Töne der überfüllten Regenrinne.

Die Mendel stand am Fenster, hatte den Vorhang zurückgeschlagen und wartete ebenfalls: „Das Auto, Exzellenz!"

Die Gräfin Marie Antoinette Oberwall tastete alle Gegenstände ab, die ihr zur Rechten lagen, richtete ihre breiten Schultern hoch auf und sagte: „Gehen Sie, Mendel, ich brauche Sie nicht mehr."



Dann führte sie das Riechsalz zur Nase und faltete die Hände.

„Hier ist meine Mutter", sagte Graf Andre Oberwall.

Eine noch junge Frau, mittelgroß und sehr üppig, trat über die Schwelle. Ein schlecht sitzendes, ganz verdrücktes Kleid legte sich in ungewollten Falten um das offenbar ungewohnte Korsett. Wundervolle dunkle Augen, etwas verweint, strahlten fast übergroß aus dem länglichen, sehr weißen Gesicht. Das tiefbraune, leicht gekrauste Haar lag in starken Flechten zur Krone gewunden um den Kopf.

„Nun, Susanne, begrüße meine Mutter."

Graf Oberwall sprach Deutsch, mit der kühlen, blanken Stimme, die niemals etwas von dem verriet, was in ihm vorging.

Susanne Oberwall warf einen kurzen, ängstlichen Blick auf ihren Gatten, schritt dann auf die Exzellenz zu und drückte ihre Lippen auf die beringte Hand, ohne sie sonst zu berühren.

„Verzeihung, daß ich in meinem Reisekleid komme. Ich bin sehr schmutzig." Sie sprach Deutsch, mit stark französischem Akzent, aber grammatikalisch richtig.

Die Exzellenz sagte: „Sie können Französisch mit mir sprechen, liebes Kind. Meine Mutter ist aus Ihrer Gegend."

„Oh, wirklich? Ich bin sehr glücklich darüber. Ich wußte es nicht. Frankreich ist so groß und überall anders. Aber wenn wir in der Provence von Heimat sprechen, dann meinen wir unseren Süden."

Ihre Stimme zitterte ein wenig, und sie nestelte an der kleinen Brosche, die den niederen, mit weißer Spitze gesäumten Kragen schloß.

„Kommen Sie, liebes Kind, setzen Sie sich auf diesen Stuhl hier. So."

Gräfin Marie Antoinette Oberwall hakte das kostbare Diamantenkollier ab, das auf ihrem Tülleinsatz funkelte, und legte es der Schwiegertochter um den Hals. Sehr feierlich sagte sie: „Der Sitte des Hauses Oberwall gemäß übergebe ich Ihnen den Schmuck, der Ihnen beim Einzug in dieses Haus gebührt — und den ich nur zu lange getragen habe. Nicht wahr, Andre?"

Graf Oberwall hatte das Zimmer unbemerkt verlassen.

Susanne Oberwall lächelte zum erstenmal, daß man ihre blendend weißen Zähne sah.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau."

„Sagen Sie Mama, mein Kind", verbesserte die Exzellenz sehr huldvoll.

„Ich danke Ihnen, Mama. Ich werde diesen Schmuck hoch in Ehren halten, aber ich hoffe, daß er bald eine noch jüngere Frau schmücken wird."

Die Exzellenz hob das Kinn ihrer Schwiegertochter zu sich empor, sah ihr forschend in die Augen mit leiser Unruhe.

„Was meinen Sie damit?"

„Etwas ganz Natürliches, teure Mama. Ich hoffe, daß mein Sohn bald heiratet."

„Wissen Sie etwas Bestimmtes?"

Die alte Exzellenz hielt voller Erregung die Hände der Schwiegertochter fest in den ihren.

„Hat Andre Ihnen etwas geschrieben?"

Eine dunkle Blutwelle schoß Susanne ins Gesicht. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, das ist nicht nötig. Die Natur ist mitteilsam genug."

Der alten Exzellenz bemächtigte sich eine ihr fremde Unsicherheit. „Wie meinen Sie das, Susanne?"

„Ganz einfach, liebe Mama. Wir stehen in so engem Zusammenhang mit der Natur, daß wir Zeichen zu deuten wissen, die anderen unverständlich sind. Ich habe einen alten Schäfer auf dem Hof. Er wird wohl an die Neunzig sein. Er ist ganz blind. Aber wenn uns ein Stier in der Herde fehlt oder eine Ziege — so ist er der erste, der es bemerkt. Er ist es auch, der mir zuerst gesagt hat, daß mein Sohn krank ist, und mir auch geraten hat, die weite Reise zu machen."

Die alte Exzellenz kniff die Augen fest zusammen.

„Sie tun somit alles, was dieser alte Narr Ihnen sagt?"

Susanne Oberwall schüttelte den Kopf mit der herrlichen Haarkrone, und ihre wundervollen Augen sahen die Schwiegermutter bittend an.

„Sie müssen ihn keinen Narren schelten, liebe Mama. Er ist ein frommer und guter Mensch. Auch lasse ich seine Ratschläge von meinem Beichtvater prüfen und gewissenhaft erwägen, bevor ich sie ausführe."

Gräfin Marie Antoinette Oberwall nestelte an ihrem Kragen.

„Finden Sie nicht, liebes Kind, daß es sehr heiß ist in meinem Zimmer?"

„Ich liebe die Wärme, aber wenn Sie wünschen, Mama, werde ich das Fenster aufmachen."

„Nein, nein . . . lassen Sie" . . .

Die Exzellenz legte ihre glitzernden Finger auf die weiche, volle Schulter der Schwiegertochter.

„Ich glaube, mit der Zeit werden wir uns schon verstehen.“

„Gewiß, liebe Mama, das weiß ich.“

Die beiden Frauen sahen sich an und lächelten. Das Lächeln der alten Exzellenz war fast befangen.

Die Mendel trat ein mit der Meldung, daß Graf Gerhard eingeschlafen wäre und der Herr Graf die Frau Gräfin bitte lasse, ihn jetzt nicht zu wecken, sondern bei der Exzellenz zu speisen.

Die großen dunklen Augen füllten sich mit Tränen.

„Gut. Ich werde warten. Ich habe warten gelernt.“

Die Mendel deckte, vom Haushofmeister unterstützt, den Tisch. Um von etwas anderem zu sprechen, fragte die Exzellenz, ob die Jungfer schon die Koffer auspacke.

„Ich habe gar keine Jungfer“, sagte Susanne. „Zu Jungfern sind unsere Mägde nicht geeignet. Wir machen ja keine Toilette bei uns zu Hause.“

„Ich mache immer Toilette, auch wenn ich ganz allein bin“, sagte die Exzellenz wieder ein bißchen hoheitsvoll.

Susanne nickte.

„Ja — als ich eintrat, sahen Sie aus wie die heilige Barbara in unserer Gemeindekirche. Ich wagte es gar nicht, Sie zu umarmen.“

Die alte Frau lächelte versöhnt.

Der Haushofmeister fragte: „Darf aufgetragen werden, Exzellenz?“

„Ja . . . selbstverständlich.“

Susanne Oberwall aß mit einer seltsamen und beinah frommen Bedächtigkeit; gab nur noch spärliche und kurze Antworten. Die Exzellenz, die von allem nur naschte, beobachtete sie mit steigender Verwunderung. Ein bißchen unwirsch sagte sie plötzlich: „Ach, Liebe, nehmen Sie doch das Halsband ab. Es sieht infam aus auf Ihrem wollenen Kleid.“

Sehr bereitwillig folgte Susanne.

„Das dachte ich mir, liebe Mama.“

„Sie tragen wohl wenig Schmuck, liebes Kind?“

„Es ist so unbequem“, meinte Susanne und fügte, als sie den mißbilligenden Ausdruck im Antlitz der alten Frau bemerkte, hastig hinzu: „Zwei-, dreimal im Jahr da mache ich allerdings großen Staat. Zum Beispiel an meinem Namenstag, wenn die ganze Nachbarschaft zu mir kommt, und auch, wenn ich nach Nîmes fahre zu den spanischen Stierkämpfen.“

Die alte Exzellenz beugte sich interessiert vor.

„Ach was, das gibt's noch?“

„Bei uns in der Provence nicht — aber bei unseren Nachbarn im Languedoc. Mein guter Vater sagte immer, die Provence und der Languedoc wären verschieden wie Öl und Wein. Er selbst stammte aus Arles, wo auch unser altes Familienhaus steht. Meine Mutter aber ist aus Toulouse. Sie konnte nicht leben ohne die spanischen Stierkämpfe und reiste, als sie noch jünger war, jedes Jahr nach Nîmes oder Montpellier. Mein Vater mochte die Corrida nicht. Daran muß man eben von Kind an gewöhnt sein — dann macht es Vergnügen.“

„So . . . so . . . Ihnen machen die Stierkämpfe Vergnügen?“ forschte die Exzellenz.

Die dunklen, sanften Augen der jungen Frau leuchteten auf: „Riesig. Voriges Jahr hatten wir einen allerersten Matador.“

Die Exzellenz erinnerte sich, über „so was“ gelesen zu haben — in dem Memoirenwerk ihres Sohnes.

„Wie fanden Sie übrigens Andre, liebes Kind?“

„Ich weiß wirklich nicht, liebe Mama. Mir scheint, er sah etwas jünger aus, als ich ihn heiratete.“

Die Exzellenz schlug mit dem goldenen Löffelchen auf den Tisch.

„Etwas jünger! Liebes Kind — es ist ein Vierteljahrhundert und mehr darüber vergangen.“

„Meinen Sie wirklich, Mama, daß es so lange her ist? Ich weiß noch genau, wie ich damals von London abreiste. Andre war sehr böse auf mich.“

Sehr angelegentlich fragte die Exzellenz: „Warum war Andre so böse auf Sie?“

„Ich glaube, Mama, nur weil ich anders war als die anderen Damen. Ich war doch noch so jung damals und hatte immer nur auf dem Land gelebt. Immer in der Sonne. Wie ein Stückchen Paradies ist es dort unten bei uns. Wir sind so natürliche einfache Menschen. Und solange Andre krank war, hat es ihm gefallen bei uns. Aber dann später — hatte er an allem etwas auszusetzen. Und dann, als der Junge kam“ . . .

Susanne stockte, und ihre Unterlippe verzog sich wie bei einem Kind, das Tränen herunterschluckt. . . .

„Dann also“, drängte die Exzellenz.

„Was ich auch machte — nichts war ihm recht. Es herrschte gerade Brechruhr. Und unser Hausarzt fuhr Tag und Nacht zu allen Kindern und brachte die Ansteckung von den Kranken zu den Gesunden. Da klagte der Kleine eines Nachts über Schmerzen. Ich wollte nicht, daß der Arzt geholt würde. Ganz heimlich ging ich zu unserm Schäfer. Und dann lief ich auf seinen Rat mit ihm auf die Wiese, holte eine Schürze voll Klee und hielt sie unter das Euter einer Ziege, die er melkte. Diesen noch warmen und nassen Klee brachte ich dem Kind. Andre aber fährt mich an, wirft alles zum Fenster hinaus, läßt den Arzt holen. . . . Natürlich bekam das Kind nun auch die abscheuliche Krankheit. — Dann wurde es ganz schrecklich. Andre wollte so eine steife, gräßliche Engländerin kommen lassen. Ich bin fast gestorben vor Kummer. Unser wundervolles, friedliches Familienleben war ganz zerstört. Eines Tages kam Andre zu mir in den Garten und sagte, ich solle packen — wir würden nach London reisen. Ich weiß gar nicht, wie ich diesen Tag überlebt habe. Mutter und ich, wir saßen den ganzen Abend auf der Terrasse und weinten. Von diesem Tag ab habe ich geweint, bis ich wieder nach Haus zurückkehrte. Mitten in einer Gesellschaft mußte ich auf einmal weinen. Und an dem Abend, wo ich bei Hof vorgestellt werden sollte, hatte ich so geschwollene Augenlider, daß Andre mich mit dem Wagen nach Hause schickte. So böse wie damals habe ich ihn noch nie gesehen. Vier Wochen hat er kein Wort mit mir gesprochen.“

Gräfin Marie Antoinette Oberwall lächelte.

„Ja, so sind die Grafen Oberwall.“

(Fortsetzung folgt)

Weinbau in Burgund.

Von Dr. Bernhard Detmar.

Haben wir im schnell dahinsausenden Expreß der Linie Paris—Lyon—Mediterranée, die die Verbindung des nördlichen mit dem südlichen Meer vermittelt, nach kurzem Aufenthalt Dijon, bekannt als Mittelpunkt der letzten Kämpfe im Krieg 1870-71, verlassen, so sind wir überrascht durch den Wechsel der Landschaft, der sich unserm staunenden Auge bietet. Waren es bis dahin Getreide- und Obstkulturen, Wald- und Wiesenflächen, die den Schienenweg umsäumten oder sich auf sanft anstrebenden Hügeln in der Ferne verloren, hier nimmt das Dampfroß seinen Weg mitten durch unübersehbare Weinpflanzungen, die, dicht aneinandergereiht, die Ebene füllen und sich im Westen emporheben auf einer jäh aus dem Flachen ansteigenden Gebirgskette. Wir befinden uns an der goldenen Weinküste Frankreichs, der berühmten Côte d'or, die die ganze Welt mit dem altrenommierten Burgunder versorgt. Dieser Weinbezirk bildet nur einen Teil des heutigen gleichnamigen Departements mit der Hauptstadt Dijon und einen noch geringeren der alten Landschaft Burgund. Und doch ist er es, der beständig die Erinnerung an den historischen Landschaftsnamen wachhält.

Der Bahnstrecke und der mit ihr parallelziehenden, groß angelegten und ausgezeichnet unterhaltenen Route nationale folgend, erstreckt sich das eigentliche burgundische Weingebiet von Norden nach Süden bis zur Grenze des Departements. Die wahre „Côte", wie sie in Burgund kurzweg bezeichnet wird, beschränkt sich auf den ersten der westlich sich erhebenden Höhenzüge und die östlich davorgelagerte Ebene. Übersteigt man den Gebirgskamm oder wählt als bequeme Passage eines der weiten Täler, so gelangt man in die sogenannte „Arrière-Côte", die, östlich hinter der eigentlichen Côte gelegen, ebenfalls große Weinkultur treibt. Sie umfaßt einen kleinen Streifen Landes, dessen Begrenzungslinie, etwa zwei Stunden südöstlich von Gevrey-Chambertin beginnend, über die Weindörfer Bévy, Collonges, Meulley bei Nuits-St. Georges zur Côte zurückkehrt. Der Weinbau zeigt hier, gegenüber der Côte, den Unterschied, daß der Boden härtere und ausdauerndere Arbeit verlangt, und daß die Trauben bedeutend später zur Reife gelangen.

Im März, wenn die ersten wärmeren Strahlen die Natur aus ihrem Winterschlaf erwecken, beginnt der Winzer seine Arbeit. Junge, zarte Pflanzen werden dem Boden anvertraut, und die alten Kulturen werden einer scharfen Musterung unterzogen. Stämme, die irgendwie gelitten haben, werden ausgerodet, alle andern werden ausgiebig beschnitten. Man entfernt dabei sämtliche Zweige des ungefähr meterhohen Stammes, wobei man sorgfältig darauf achtet, an der Ansatzstelle zwei oder drei der wachstumswichtigen Augen zu belassen, ohne die der Stock verkümmern würde. Das Erdreich wird mit der zweispitzigen Hacke in großer Tiefe gelockert, um Luft und Feuchtigkeit den Eintritt zu gestatten. An besonders steil abstürzenden Gehängen werden Gräben aufgeworfen, die die Bestimmung haben, den durch heftige Regengüsse mitgerissenen Mutterboden abzufangen, mit dem dann die entblößten Wurzeln wieder bedeckt werden. Die einzelnen Stämme werden sorgfältig gerichtet und an die Steckpfähle gebunden. In langen Spalieren stehen dann die Stöcke wie ein Regiment Soldaten in Reih und Glied. Das Umhacken und Auflockern des Bodens ist eine harte und mühselige Arbeit, da sie nur in gebückter Stellung verrichtet werden kann. Den ganzen Sommer hindurch sieht man die Winzer bei dieser Tätigkeit, denn der Weinberg fordert eine drei- bis viermalige Bearbeitung. Wird er nur im geringsten vernachlässigt, so wird sein Ertrag dadurch schwer geschädigt, vor allem, was die Qualität der Trauben angeht, wogegen er im entgegengesetzten Fall alle Mühen und Kosten reichlich lohnt.

Auf die beschwerliche Arbeit von Frühjahr und Sommer folgt im Herbst die fröhliche Ernte. Ende September oder Anfang Oktober, je nach den Witterungsverhältnissen, beginnt die Weinlese. In allen Weinbergen sieht man frohgestimmte Scharen von Männern und Frauen, die, mit dem Sammelkörbchen in der Hand, mit dem Schneiden der mit Saft prall gefüllten Trauben beschäftigt sind. Leichtfließende Lieder, die alle die Weinlese zum Gegenstand haben, würzen die immerhin beschwerliche Tätigkeit. Muntere Scherzworte fliegen hin und her. Dazwischen erschallt der Ruf „Vide pannier". Der also Gerufene erscheint und leert die einzelnen Körbe in die bereitstehenden großen Tragkörbe. Ist eine gewisse Anzahl von diesen gefüllt, so werden sie in die auf den Wegen haltenden Wagen geladen oder auch sogleich in mitgeführte riesige Bottiche entleert. Der Weingutsbesitzer sorgt für den regen Fortgang der Arbeit, legt auch wohl selber Hand mit an und zählt vielleicht schon im Geist die Anzahl von „Stücken", die ihm die diesjährige Lese bringen wird.

Mit dem bis oben beladenen Wagen zu Haus angelangt, wird sofort mit der weiteren Verarbeitung der Trauben begonnen, die sich für die weißen und roten verschieden gestaltet.

Die weißen Trauben werden zunächst durch metallene Walzen gedreht, die sie zerquetschen. Der dabei ausfließende erste Saft wird getrennt für sich auf Tonnen gefüllt. Er gibt, da er sehr viel Zucker enthält, einen süßen und alkoholreichen Wein. Die zerquetschten Trauben werden dann in das eigentliche „Pressoir" gebracht. Der Mechanismus der Presse, eines viereckigen, transportablen Kastens, besteht einfach darin, daß sich die hintere Wand, durch ein Räderwerk getrieben, der vorderen nähert, wodurch der Weinsaft herausgedrückt wird, der dann durch das Gitterwerk des hölzernen Bodens abläuft und in bereitgehaltenen Kübeln aufgefangen und eingetonnt wird. Man kostet natürlich augenblicklich das kostbare Naß, trotzdem es vorläufig noch nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Vorstellung aufweist, die wir mit dem Wort Wein zu verbinden pflegen. Denn was dort quirlt und schäumt, hat eher das Aussehen einer lehmig trüben Flüssigkeit oder, noch besser, von schmutzigem Schüsselwasser. Als ich zum erstenmal dieses undurchsichtige, undefinierbare Gemisch sah und noch dazu den mir angebotenen Trunk aus Höflichkeit nicht verschmähen durfte, überlief mich ein gelinder Schauder. Doch der leichte, süße Geschmack straft das Aussehen Lügen, und ich habe späterhin noch manches Glas getrunken, und es ist mir gut bekommen. Auf die purgierende Wirkung, die dem Trank vom Volk zugeschrieben wird, möchte ich dabei nicht das größte Gewicht legen, obwohl ihm ein gewisser wohltätiger Einfluß auf die Verdauung nicht abzusprechen ist. Dieses so gewonnene Preßgemisch wird sodann von den gröbsten Verunreinigungen befreit und



kommt zu einem Teil als süßer „Vin nouveau", der unserm Most entspricht, in den Handel. Der weitaus größte Teil wird auf Tonnen gefüllt und dem Gärungsprozeß überlassen. Die Preßrückstände werden nun gründlich miteinander vermengt und von neuem durch die Presse getrieben. Der so gewonnene letzte Saft, der große Mengen Gerbsäure enthält, liefert einen Wein zweiter Qualität, von geringerem Alkohol- und Zuckergehalt und herbem, fast bitterm Geschmack.

Die roten Trauben werden, bevor sie in die Presse gelangen, in große Bottiche geschüttet, von denen zweierlei Arten in Gebrauch sind. Die „Cuves" sind kreisrund und besitzen eine Höhe von 3—4 Meter und einen Durchmesser von 1½—2 Meter; die sogenannten „Ballonges" sind oval und bedeutend niedriger. In diesen Behältern bleiben die Trauben entsprechend ihrem Gärungsvermögen 8—14 Tage. Die Gärung setzt vom ersten Tag an ein, und das lauschende Ohr vernimmt ein Brausen und Brodeln wie in einem Hexenkessel. Während dieser Zeit wird das Austreten des Weinsafts dadurch unterstützt, daß man Tag für Tag mittels angelegter Leiter in die hohen „Cuves" steigt und die Trauben mit nackten Beinen zerstampft und zerquetscht.

Die Gärung der Trauben in den „Cuves" verfolgt den Zweck, dem Wein seine ihm charakteristische dunkelrote Farbe zu geben, was durch die langdauernde innige Vermischung von Traubenfleisch und -saft erzielt wird. Nach Ablauf dieser Zeit werden die Trauben gepreßt in der vorher beschriebenen Weise. Unterzieht man dagegen die roten Trauben von vornherein dem gleichen Prozeß wie die weißen, so erhält man den sogenannten „Vin gris", einen Wein von goldig-rosiger Couleur, der von Liebhabern sehr gesucht wird. Leicht champagnisierbar, findet er auch als Hausmedizin beliebte Verwendung.

Nach vollständiger Beendigung des Pressens werden die gesamten Traubenrückstände durch Destillation zu einem scharfen Schnaps, dem „Marc", verarbeitet.

Der in die Tonnen eingefüllte Wein bleibt den Winter über sich selbst überlassen. Er gärt, und die ihn trübenden Partikelchen senken sich zu Boden. Im März jeden Jahrs werden die Tonnen gewechselt und der Bodensatz entfernt. Auf diese Weise erhält man mit der Zeit den Wein, wie er uns im Glas entgegenfunkelt, und wie er von den Dichtern aller Zeiten besungen worden ist.

Die Güte der Weine hängt natürlich in erster Linie ab von Sonne und Wärme, dann von der Menge und Zusammensetzung der Salze, die den Trauben vom Boden aus zugeführt werden. Diese Bedingungen sind in idealer Vereinigung erfüllt bei den Weinbergen der „Côte". So sehen wir denn hier die edelsten Erzeugnisse miteinander wetteifern. Marsannay, eine knappe Stunde südöstlich von Dijon, eröffnet den Reigen altberühmter roter Weine, den das historisch bekannte, winklige Beaune abschließt. Weiter südöstlich ist die Domäne der Weißweine, deren letzter Punkt Sautenay anzeigt.

Aus diesem Kranz mögen nur einige leuchtende Blumen Erwähnung finden. Außer dem wegen seiner milden Würze geschätzten Sautenayer erfreut der rote Saft von Gevrey-Chambertin des Kenners Herz durch den prickelnden Reiz seines einzigartigen Aromas.

Chambolle-Musigny und Vougeot rühmen sich Weine von leichterer Kolorierung und dem zarten Duft unbekannter Blüten. Tiefrote Färbung und verschleierte Schwere sind dem Gewächs von Nuits-Saint-Georges charakteristisch. Savigny les Beaune und Aloxe-Corton sind stolz auf das mild Herbe und leicht Reizende ihres Produkts. Von Weißweinen sind hochgeschätzt die von Pommard und Meursault. Ein Kabinettsgetränk ersten Rangs ist der Wein von Puligny-Montrochet, der dem Champagner gleichgeschätzt wird, und der von Sautenay. Denen der „Côte" stellen sich fast ebenbürtig an die Seite die Weißweine von Curtil-Vergy und zum Teil die Rotweine von Létang-Vergy in der „Arrière côte".

Der echte, erfahrene Weinkenner ist in der Lage, die verschiedensten Sorten nach Herkunft und Jahrgang genau zu bestimmen, soweit absolut reine Naturweine in Frage kommen. Denn der Wein erfährt oft die mannigfachsten Behandlungen, bevor er zum Verbrauch gelangt. So wird, um die Süße und den Alkoholgehalt zu erhöhen, Zucker zugesetzt. Selbst die die Gärung veranlassenden Hefepilze werden für viele Weinsorten geschickt ausgewählt. Um z. B. aus dem weniger guten Villard-Fontainer „echten" Nuits-Saint-Georges zu machen, fügt man außer Zucker die Hefepilze der Trauben der letzteren zu. Dieses Verfahren kann nicht — wie das Panschen — als direkte Fälschung bezeichnet werden. Gibt es doch z. B. in Beaune ein großes Institut mit Schulbetrieb, wo die verschiedenen Pilzsorten gezüchtet und ihre Anwendung gelehrt wird. Der Vertrieb der Hefepilze hat sich zu einem ganzen Handelzweig ausgewachsen.

Der Weinbau in Burgund ist in den letzten Jahrzehnten großen Schwankungen unterworfen gewesen. Abgesehen von den schädlichen Einflüssen regnerischer Jahre sind es hauptsächlich der Meltau und die Reblaus, die ihn arg bedrängten. Der erste, ein kleiner Pilz, der die Blätter befällt, wird mit scharfen, desinfizierenden Mitteln ziemlich wirksam bekämpft. Viel schlimmer ist dagegen die Reblaus, die Zerstörerin der Wurzel. Gegen diese furchtbare Feindin hat sich bis jetzt jedes Mittel als machtlos erwiesen. Im Jahr 1870 zeigte sie sich zuerst im Süden Frankreichs und erreichte etwa im Jahr 1876 Burgund, wo sie furchtbare Verheerungen anrichtete. 1890 war sie fast völlig verschwunden, kehrte aber mit verdoppelter Stärke 1894-95 zurück und vernichtete ungefähr sämtliche Pflanzungen. Die Weinkultur lag völlig danieder. Wo man früher blühende Weinberge gesehen hatte, erblickte man jetzt ausgedehnte Felder, bepflanzt mit Kohl, Mohrrüben und anderen Gemüsen. Selbst die schönen Weinberge von Sougeot hatten Bohnenpflanzungen den Platz geräumt. Noch heute sieht man zahlreiche, von ihren Besitzern aufgegebene Weinberge, die mit ihren kahlen Steckpfählen, den kümmerlich vegetierenden Pflanzen und dem halbwilden Wein einen traurig stimmenden Anblick gewähren.

Seit 1900 ist die Reblaus ziemlich verschwunden, und man hat seitdem viele neue Kulturen angelegt. Man verwendet dazu wilde amerikanische Stämme, die sich als sehr resistent gegen die Reblaus erwiesen haben. Sie werden mit heimischen Schößlingen okuliert und gedeihen gut. Die amerikanische Pflanze hat nur den Nachteil, daß sie später trägt und eine kürzere Lebensdauer besitzt als die französische, die ein Alter von 100 Jahren erreichen soll. So hat denn im letzten Jahrzehnt der Weinbau sich sehr erholt und, wenn auch viele regnerischen Sommer Mißernten brachten, einige recht gute Jahre gesehen. Ich erinnere nur an 1900, 1904, 1908 und vor allem 1911, das uns einen Qualitätswein ersten Ranges bescherte. Die letztjährige Ernte kann als gut mittelmäßig bezeichnet werden.



Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich in ihrem Heim.

Von Bettina Wirth. — Hierzu 10 Aufnahmen von H. Heydenhauß und anderen.

Der österreichische Hof ist arm an schönen Häuslichkeiten, die dem Volk als Beweis dienen könnten, daß das echte Familienleben in jedem Stand das höchste Glück bedeutet. Der Kaiser ist — wie lange schon — der einsame Bewohner der Kaiserlichen Burg und des Lustschlosses Schönbrunn. Der Kronprinz schied aus dem Leben, als er kaum den häuslichen Herd begründet. Eine Tochter hat ins Ausland geheiratet, die zweite weilt mit ihrer Kinderschar fern von Wien und kommt nur zuweilen auf Besuch. Das war einmal anders. Da stand im Mittelpunkt des Wiener Hoflebens eine Dame, die den hervorragenden Frauen vergangener Jahrhunderte in keiner Weise nachsteht. Der Kaiser, der damals schon ein einsamer Mann war, denn die Kaiserin befand sich den größten Teil des Jahres auf Reisen, sprach oft seine Bewunderung und seine Genugtuung aus, daß das Haus seines Bruders Karl Ludwig die Heimstätte des schönsten Familienlebens war, das sich nur denken ließ. Das Schicksal war mit dem Erzherzog in seiner Jugend hart verfahren, entschädigte ihn aber vollauf in seinen reifen Mannesjahren. Er hatte mit 23 Jahren die schöne, erst sechzehnjährige Prinzessin Margarete von Sachsen heimgeführt, und brachte sie nicht ganz zwei Jahre später als Leiche aus der Villa Reale in Monza, wo das junge Ehepaar zu Besuch geweilt hatte, nach Wien zurück. Sie war innerhalb drei Tagen, achtzehnjährig, an Typhus gestorben. Seine zweite Ehe mit der Prinzessin Annunziata von Bourbon dauerte neun Jahre und ihr entsprangen vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Der vierzigjährige Witwer vertraute sein und seiner Kinder Glück den Händen der nicht ganz achtzehnjährigen bildschönen Infantin Maria Theresia von Portugal an. Die junge Erzherzogin nahm ihr dreijähriges Stieftöchterchen ans Herz und vertrat ihren drei Stiefsöhnen aufs beste Mutterstelle. Im Lauf von fünf Jahren gesellten sich den Kindern noch zwei kleine, von allen zärtlich geliebte Schwestern zu, und in einem Alter, in dem junge Damen sonst vielfach erst zu Bräuten erkoren werden, stand die Erzherzogin in wahrhaft glänzender Weise einem Hausstand vor, der ernste Ansprüche an sie stellte. Der Kaiser hob wiederholt rühmend das Glück seines Bruders hervor, „der es gar so außerordentlich gut getroffen hatte“. Er war ein häufiger Gast im Palais auf der Wieden, wo er sich in den von der Erzherzogin mit Familienbildern



Erzherzogin Maria Theresia
bei einer Theatervorstellung.



Phot. Adèle.
Erzherzogin Maria Theresia
in früherer Zeit.

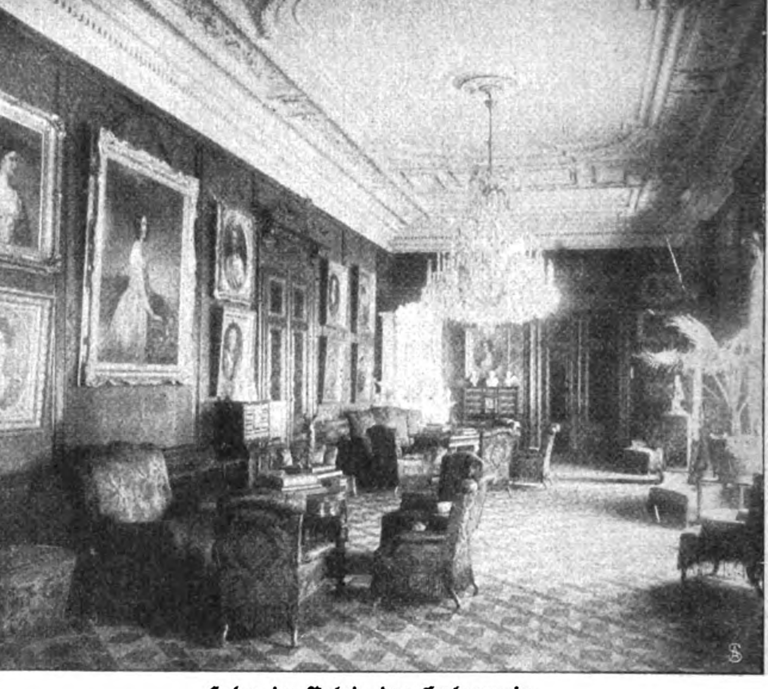


Phot. Adèle.
Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich.
Neueste Aufnahme.



Phot. Eckert.

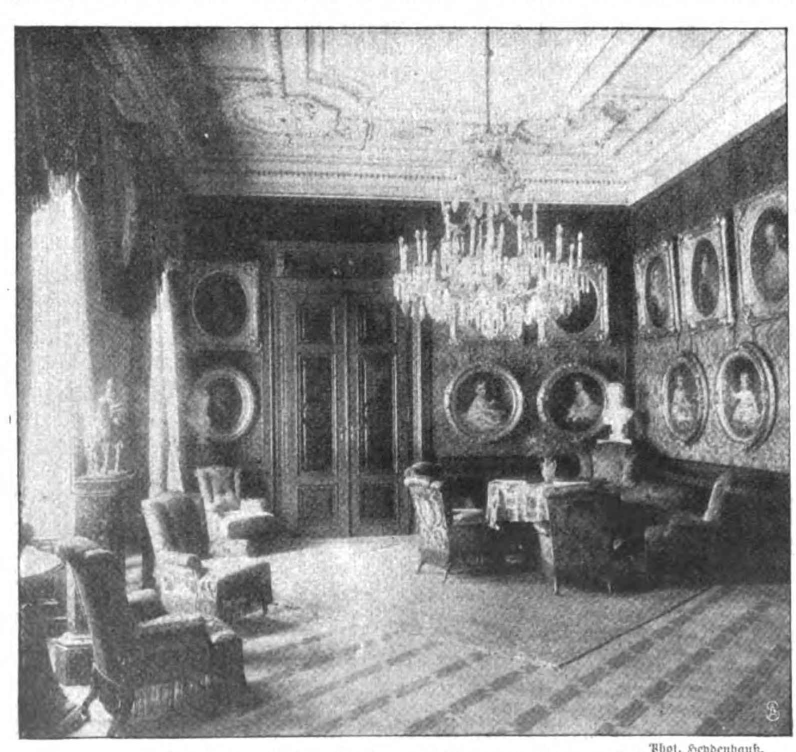
Erzherzogin Maria Annunciata.



Salon im Palais der Erzherzogin.

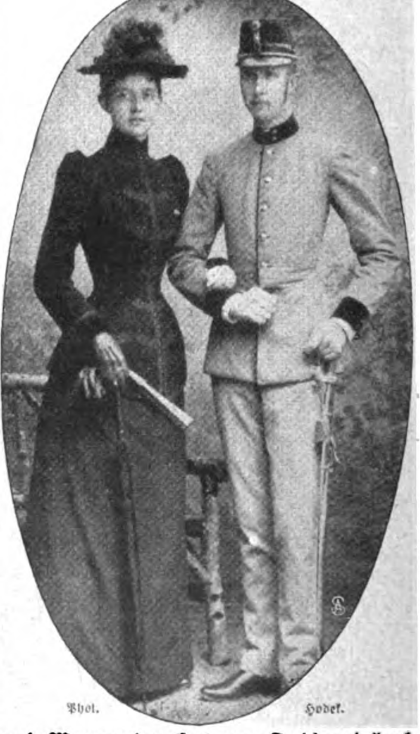
die gleichzeitig Kunstwerke waren, geschmückten Zimmern überaus wohl fühlte. Als sich die Erzherzogin später ein Zimmer zum Maleratelier einrichtete, bedauerte er, daß sie nur Blumen male, er wäre ihr gern zu seinem Porträt gesessen.

Wie viele glückliche und betrübte Tage hat die Erzherzogin in diesen traulichen Räumen verlebt; wie teuer mögen ihr die Erinnerungen sein an die Tage, da noch eine unbefangene, fröhliche Kinderschar sie umgab, mit der sie im verschneiten Garten herumtollte, sie selbst noch ein halbes Kind. An die portugiesische Königstochter erinnert ja nur ihr Aeußeres — vor allem die großen schwarzen Augen, mit denen sich in Wien keine anderen vergleichen können, und eine ge-



Phot. Heydenhauß.

Boudoir mit den Kinderporträten aus älterer Zeit.



Phot. Hodek.

Erzherzogin Margarete u. Erzherzog Ferdinand Karl.

wisse Camoensche Schwärmerei und Sehnsucht, deren sie sich selbst kaum bewußt ist. Im ganzen herzlichen Wesen ist die deutsche Mutter zum Durchbruch gekommen, und Wien hat seine unausbleibliche Wirkung auf die Adoptivtochter nicht verfehlt.

In der Villa Wartholz bei Reichenau wurden alle Geburtstage des Erzherzogs mit Theatervorstellungen, mit Musik, mit Ueberraschungen aller Art gefeiert. Dabei wurden Studienpläne streng eingehalten, und auch die Erzherzogin las und malte eine bestimmte Zeit jeden Tag. Die Heirat des Erzherzogs Otto bedeutete keine Einbuße für das glückliche Familienleben. Die sächsische Prinzessin wurde aufs wärmste willkommen geheißen und als Schwester betrachtet. Die Schwiegermama wußte mit gewohntem Takt und liebevollem Herzen über kleine Mißhelligkeiten der jungen Ehe hinwegzuhelfen.

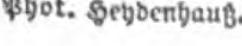


Die Söhne von links: Erzherzog Ferdinand Karl, Erzherzog Franz Ferdinand, Erzherzog Otto.
Die Töchter von unten nach oben: Erzherzogin Margarete, Annunziata, Elisabeth.

Die Stiefkinder und Kinder der Erzherzogin.

Eine schwere Prüfung, die sie glänzend bestand, kam im Winter 1891 über die Erzherzogin. Margarete, die ältere der drei Schwestern, erkrankte am Typhus, und die Erzherzogin rang sie sechs Wochen lang dem Tode ab. Sie selbst schilderte das Haus in jenen Tagen: „Wie in einem Feldlager sieht es bei uns aus. Diese Kinder haben einander alle so gerne, daß sie es nicht anders tun, als Tag und Nacht in unmittelbarer Nähe meiner Kranken zu bleiben. Auf Sofas und Fauteuils liegen sie herum und gehen nicht fort, bis die Grete wieder gesund ist.“ Aber sie freute sich doch, daß „ihre Kinder“ ebenso liebevoll aneinanderhingen, wie sie selbst an ihren Geschwistern. Die größte Gefahr war kaum überwunden, als bei Hof die Hochzeit des Prinzen Friedrich August von Sachsen mit der Erzherzogin Marie Luise von Toscana gefeiert wurde, und Erzherzogin Maria Theresia ließ sich am Bett ihrer lieben Kranken ankleiden, um bei den

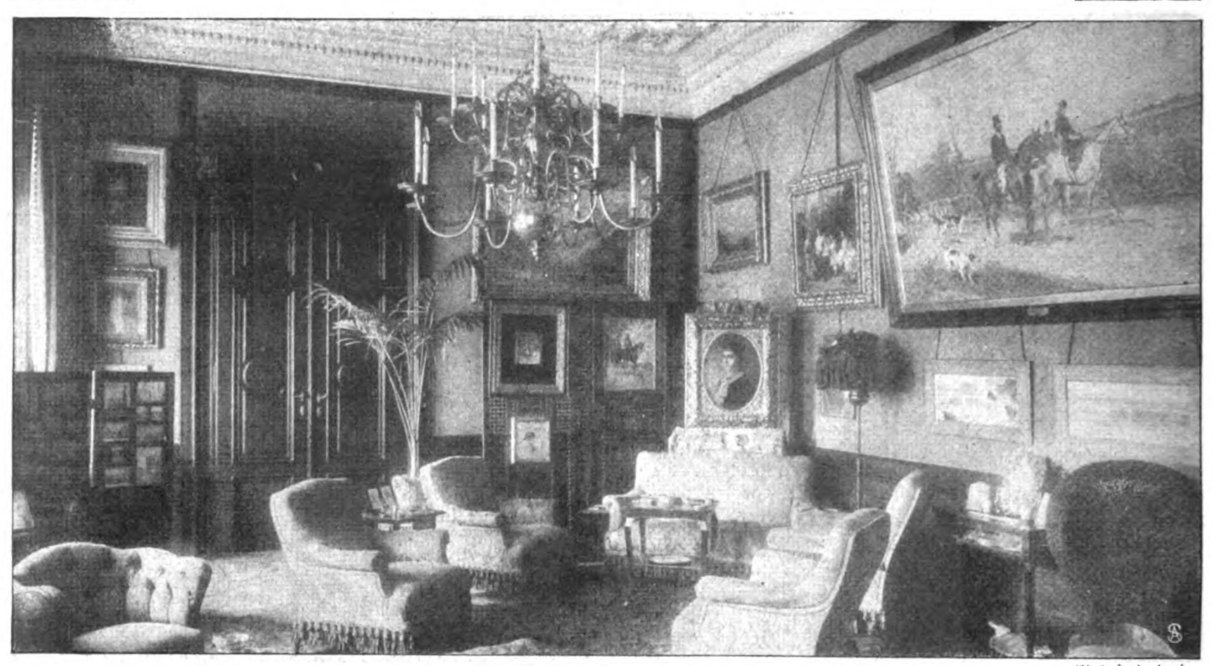




Phot. Heydenhauß.

Lesezimmer der Erzherzogin mit dem Knabenporträt des Kaisers.





Phot. Heydenhauß.

Salon mit dem Bild des Kaisers und der Kaiserin auf der Fuchsjagd in Gödöllö.

Hoffestlichkeiten ihre Pflicht zu tun, und kehrte im Augenblick, wo sie entbehrlich war, wieder dahin zurück.

Es kam noch einmal eine fröhliche Zeit. Erzherzogin Margarete, ihre Stieftochter, folgte Herzog Albrecht von Württemberg zum Altar. Nach der Hochzeit kam die Einkleidung ihrer ältesten Tochter, der Erzherzogin Annunziata, als Aebtissin des Theresianischen Damenstifts auf dem Hradschin in Prag. Mittlerweile hatte ihr die ernste Erkrankung des Erzherzogs Franz Ferdinand schwere Sorge bereitet, die aber behoben ward, da ihm seine Reise um die Welt die Gesundheit voll und ganz zurückgab. Zu jener Zeit tauchten zahlreiche Projekte für die Vermählung des Erzherzogs auf, die sich aber nicht verwirklichen ließen. Die Erzherzogin sagte damals: „Der Franz ist so romantisch veranlagt — der wird keine Konvenienzehe eingehen, der wird uns alle einmal recht überraschen!“

Dann kam die schwerste Prüfung von allen. Erzherzog Karl Ludwig, der das fromme Gemüt seiner Mutter geerbt hatte, war schon längere Zeit entschlossen, eine Wallfahrt zu den heiligen Stätten zu unternehmen, in der er eine Pflicht der Dankbarkeit für die Genesung seines Sohnes sah. Die Erzherzogin und ihre beiden jüngeren Töchter begleiteten ihn auf der Pilgerfahrt durch Palästina, wo sich der Erzherzog trotz sorgsamster Ueberwachung ein Darmleiden zuzog, das ihn im Mai 1896, bald nach seiner Rückkehr in die Heimat, dahinraffte.

Nach dem Tod ihres Gemahls zog sich die Erzherzogin ganz zurück, und es hieß eine Zeitlang, die schöne Frau würde dem Beispiel ihrer Mutter folgen und hinter Klostermauern ihr Leben beschließen. Nachdem sie jedoch die jüngste Tochter an den Prinzen von Liechtenstein verheiratet hatte und Zeugin eines neuen vollkommenen Familienglücks wurde, entsagte sie diesem Gedanken, der nach ihrer Ueberzeugung nicht ganz frei von Egoismus wäre, und sie widmet sich nun ganz denen, die ihr geblieben sind, teilt ihre glücklichen Stunden und ist vor allem bestrebt, sofort zur Stelle zu sein, wenn Unheil droht. Bei der großen Anzahl von Nichten und Neffen, die alle ihr großes Herz umschließt, fehlt es ihr nie an Freud und Leid. Der Liebling des Augenblicks ist der kaum drei Monat alte Erzherzog Franz Joseph Otto, in dem die noch jugendliche Frau zugleich den Urenkel und den Großneffen begrüßt. Ein Leben reich an Schicksalen!

Die Waldecker Talsperre.

Von H. de Méville. — Hierzu 5 photogr. Aufnahmen von Hofphot. Schubert.

Zu den sichtbaren Zeichen des mit der steigenden Kultur in gleichem Maß steigenden Bedürfnisses nach intensiverer Ausnützung der Natur und ihrer Schätze und Kräfte gehören die Talsperren in erster Linie. Gilt auf der einen Seite auch vom Wasser durchaus, was in der „Glocke“ von der Macht des Feuers gesagt wird, so sind auf der anderen weder die Schiffahrt noch auch die Industrie immer mit dem zufrieden, was die Natur ihnen freiwillig zur Verfügung stellt, und ihnen beiden gilt in erster Linie die Arbeit, die mit dem Bau auch der Waldecker Talsperre geleistet wird.

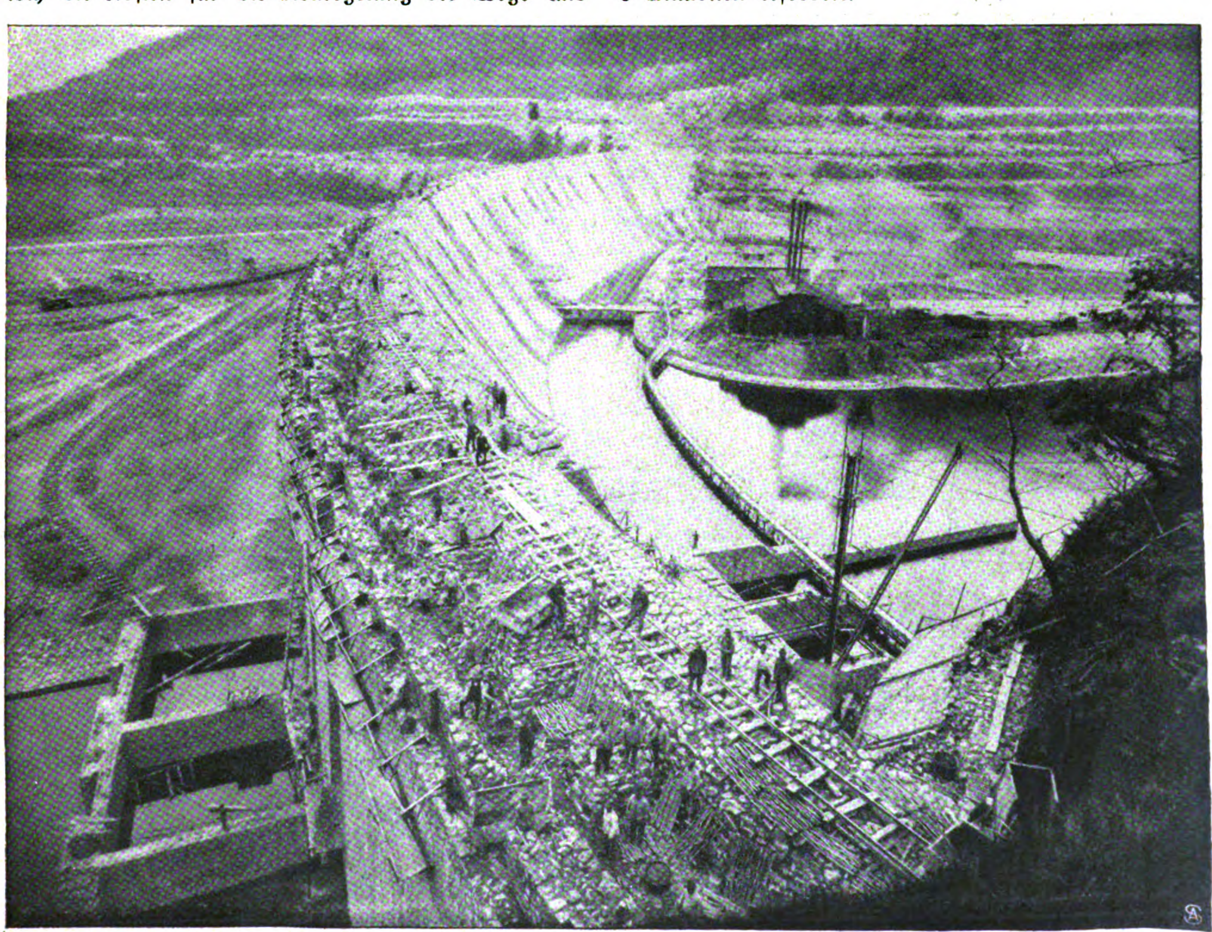
Wie von jeder technischen Arbeit, gilt auch von dieser der Satz, daß mit ihr nicht nur neue Werte geschaffen, sondern auch bestehende zugunsten des Neuen vernichtet werden, und im vorliegenden Fall tritt diese Nebenerscheinung jedes technischen Fortschritts vielleicht besonders auffällig zutage. Es handelt sich hier um die Absperrung eines Flußtales von rund



Helenenquelle in Bad Wildungen.

27 Kilometer Länge. In diesem, von einer 48 Meter hohen, in der Krone rund 400 Meter langen Riesenmauer abgeschlossenen Becken, das gefüllt einen gewaltigen See von rund 1000 Meter größter und etwa 175 Meter geringster Breite bei einer Tiefe von 42 Meter darstellt, sollen bis zu über 200 Millionen Kubikmeter Wasser aufgestaut werden, und unter dieser Flut verschwinden eine Reihe blühender Dörfer und Gehöfte, verschwinden Aecker und Wiesen, und ein ganzer Wald fällt dem neuen Wunder der Technik zum Opfer.

Dementsprechend entfällt natürlich ein beträchtlicher Teil der Kosten auf Entschädigungen für Grunderwerb, und zwar stehen auf diesem Konto rund 9 Millionen Mark, wozu noch die Kosten für die Neuregelung der Wege und die sonstigen Nebenanlagen mit nahezu 3 Millionen treten, während die eigentliche Talsperre etwa 8 Millionen erfordert.



Edertalsperre bei Bad Wildungen.

Der Zweck dieser enormen Aufwendungen an Geld und Arbeit ist in erster Linie in der Notwendigkeit des Ausbaues unserer Wasserstraßen zu suchen, einer Notwendigkeit, die sich immer gebieterischer geltend macht. Ein wichtiges Glied in dem Wasserstraßennetz, an dessen Ausbau bei uns zurzeit gearbeitet wird, wird nun der große Kanal bilden, der vom Rhein über den Dortmund-Ems-Kanal und die Weser nach Hannover führen soll, und dieser Kanal wird ganz erhebliche Wassermengen verbrauchen, die ihm im wesentlichen aus der Weser zugeführt werden müssen. Da nun grade die Weser auch noch für landwirtschaftliche Zwecke ziemlich bedeutende Wassermengen ständig abgeben muß, wäre es mindestens nötig gewesen, durch eine Kanalisierung des ganzen oberen Flußlaufs bis Minden herunter diese Verluste künstlich wieder auszugleichen. Durch die große Edertalsperre wird nun einmal diese kostspielige und mit allerlei Mißständen verknüpfte Kanalisierung entbehrlich, zum andern aber wird durch sie auch jeder Hochwassergefahr in dem in Betracht kommenden Gebiet gesteuert, und man gewinnt noch durch Ausnützung des aus dem gefüllten Becken abströmenden Wassers eine Kraft, die in ihrer größten Leistung auf über 12000 Pferdekräfte berechnet wird.



Gesamtansicht von Bad Wildungen, Ballonaufnahme.

Bemerkt sei dazu, daß die Eder, deren Wasser hier aufgestaut werden soll, der gefährlichste Hochwasserfluß des ganzen Wesergebiets ist, und daß die Regulierung ihrer großen Hochwässer bis Bremen hin fühlbar werden wird. Bei Kassel, Münden, Hameln und Minden werden weite Flächen, die heute als Überschwemmungsgebiet gelten, durch die Talsperre der Besiedlung und Bebauung erschlossen. Im übrigen aber kann man mit der Tatsache rechnen, daß die Weser in Zukunft bei Niedrigwasser nicht unbeträchtlich größere Tiefen aufweisen wird als Oder und Elbe.

Bietet heute während des Baues das verödende Tal mit den zum Teil schon verlassenen und abgebrochenen Dörfern, von denen die auch im Bild wiedergegebenen Flecken Berich und Bringhausen die bedeutendsten sind, ein keineswegs erfreuliches Bild, so wird sich dies nach der Fertigstellung der Sperre wesentlich ändern. Ein großer, von malerischen Bergen und schattigen Wäldern umrahmter See, wie ihn gleich schön und reizvoll ganz Mitteldeutschland nicht wieder aufzuweisen hat, wird ein beliebtes Ziel der Touristen und Ausflügler bilden, die vor allem von dem beliebten Bad Wildungen aus das Edertal aufsuchen werden. Das seiner reizvollen, landschaftlichen Lage und



Dorf Bringhausen.





Das Dorf Berich mit der alten Ruine.

nicht minder seiner Heilquellen wegen besuchte Wildungen wird auf diese Weise an Anziehungskraft nur gewinnen, und mit ihm auch Marburg, die alte Universitätsstadt, die viele die Perle des schönen Hessenlandes nennen. Von ihren direkten Wirkungen im Interesse der Industrie und des Wirtschaftslebens abgesehen, wird die neue Talsperre also auch eine sicher nicht unwesentliche Steigerung des Verkehrs in ihrer Umgebung herbeiführen und in hohem Maße zur Hebung der ganzen Gegend beitragen.

Hinnerk Hidgens Ehe.

Skizze von Margot Isbert.

Es war um die Zeit, als die Kastanien vor dem kleinen Lehrerhaus ihre hellen, steifen Kerzen angezündet hatten und nun, also festlich geschmückt, ruhig und schön in der flimmernden Mailuft standen. Da kam Hinnerk Higden von seiner letzten großen Fahrt als Steuermann des Hamburger Schoners „Stortebecker" zurück in die kleine, stille Stadt am Deich, deren niedere Häuser mit roten Schindeldächern ehrsam und steif unter blühenden Fliederbüschen standen.

„Sieh," sagten die Leute, „da ist ja der Hinnerk Higden wieder!" — Und sie erinnerten sich seiner tollen Knabenstreiche und erwarteten halb mißtrauisch, halb neugierig, was er nun zunächst beginnen werde. Und was keiner geglaubt hatte, geschah: die Kornspeicher in dem alten Haus der Higdens, das breitspurig vorn am Deich stand, füllten sich wieder, und von den großen Ewern, die mit reicher Fracht beladen zwischen Hamburg und Husum fuhren, legte nun manch einer in dem Hafen der kleinen Stadt an und hielt da breit und gewichtig mit ragenden Masten zwischen den braunen Kuffen der Heringsfänger.

Und es geschah in diesen hellen Tagen, da allenthalben die Hecken in Blüten standen, daß Heinke tor Straten in dem Lehrerhaus zu ihrer Tochter Hella sagte: „Er sah heute zu dir herein, als er vorüberging, Kind; hast du es nicht bemerkt?"

Hella tor Straten hob kaum ihren blonden Kopf von der Arbeit. „Nein," sagte sie, mit einem Klang von Spott und Härte in der Stimme, „ich hab nicht Zeit, zum Fenster hinauszusehen, wenn draußen einer vorbeigeht"...

Und doch erschrak sie bis tief in ihre stumme Mädchenseele hinein, wenn sie seinen Schritt unter den Kastanien der Straße hörte, und wunderte sich über den frühen Ernst in seinem jungen, braunen Gesicht.

Hinnerk Higden sah nicht rechts noch links, wenn er durch die Straßen ging. Schöne Mädchen gab's überall; und überall hatten sie seiner starken, herrischen Männlichkeit nur gar zu willig gehuldigt.... Was fragte er danach? Er hatte Ernsteres zu denken. Aber vor dem Lehrerhaus konnte er es doch nicht lassen, den Blick zu wenden und Hella tor Straten tief und fast feierlich zu

grüßen. Und er dachte bei sich: Warum siehst du mir nicht nach wie die anderen Mädchen, Hella? Warum ist dein helles Gesichtchen so kühl und ruhevoll?! — Meinst du, wenn ich wollte, ich könnte dich nicht auch gewinnen? Dich wie alle anderen... Und er zählte nach in Gedanken, wie alt sie wohl sei. Vier-, fünfundzwanzig schätzte er. — Und da war keiner, der ihre herbe, starke Schönheit begehrt hatte? Seltsam! — Und seltsam war es, daß seine Gedanken, wenn sie des Nachts wie stille Gäste durch das große Haus am Deich gingen, Hella tor Straten in ihrer Mitte führten, die ihn mit einem schnellen, halb widerwilligen Neigen ihres blonden Kopfes grüßte....

Da ging er denn an einem klaren Sonntag zu dem Lehrer Tor Straten, der ihn vor Jahren weidlich geprügelt hatte, erzählte dies und jenes von seinen Fahrten und kam dann allmählich mit der Sprache heraus, er müsse nun wohl anfangen, sich umzuschauen, ob nicht unter den Mädchen der Stadt eine schöne, tüchtige Frau für ihn zu finden sei. — Er sagte es mit der gleichen freundlichen Schelmerei, womit er schon als Knabe seine schlimmsten Widersacher entwaffnet hatte, und sah Hella dabei an, die gerade den Kaffee hereinbrachte; in seinen Augen aber stand die ganze Not vieler einsamer Tage. Sie stellte das Tablett so fest und heftig auf den Tisch, daß die Tassen klirrten, und ging mit heller Röte auf der Stirn eilig hinaus.

Die Mutter folgte ihr. „Was hast du nur, Kind? Er sah dich an wie dein Vater damals, als er um mich warb; und du liefst so schnell und zornig davon" . . .

Hella strich sich mit einer schnellen Bewegung die Haare aus der Stirn. „Was will er denn von mir? — Es ärgert ihn, daß ich ihm nicht nachlaufe wie die anderen Mädchen, das ist es! So war er immer: was er hatte, das mochte er nicht, das war ihm nicht einen Groschen wert. Aber was schwer zu erreichen war, das mußte er gewinnen!"

Sie war still und schweigsam, sooft er ins Haus kam, was nun immer häufiger geschah. Und doch ging in diesen Tagen ihre stolze Mädchenherrlichkeit langsam in tausend Trümmer. Aber wenn er sie grüßte, war keine Spur von Freundlichkeit in ihrem schönen Gesicht, und ihre Worte waren wie kärgliche, klingende Münze, die man einem Bettler hinwirft. — In der Stille ihrer Kammer, wenn sie des Abends allein war, dann kamen die Gedanken zu ihr. Und sie löste ihr schweres Haar und kämmte es langsam, freute sich an seinem Glanz und ließ es spielend über die weiße Haut ihrer nackten Schultern gleiten, gleichwie man einen kostbaren Mantel behutsam umlegt. —

Die Sommertage wurden lang und heiß. In hohen Halmen stand das gelbe Korn, und die Ähren neigten sich und wogten im Wind wie ein goldenes Meer. Gleichmäßig flossen die Wochen dahin; wie eine Reihe schöner Mädchen gingen sie mit Blumen in den Händen und einem leisen, sehnsüchtigen Singsang auf den Lippen. Und als die Heide ganz in roten Blüten brannte, da hielt der Wirt vom Eschenhof ein Tanzfest für die Jugend. — Hinnerk Higden, als er davon hörte, dachte bei sich: Da wirst du auch hingehen!

Hella tor Straten aber zählte, zwischen Wollen und Widerstreben hin und her gerissen, an den Knöpfen ihrer hellen Bluse ab: Soll ich hingehen? Ja! — Nein! Ja! Nein! . . . Nein? Nun gerade. Ich kann mich doch sehen lassen unter den anderen! Ich gehe. Ja, ich gehe hin. Ist etwa eines unter den Mädchen gerader und stattlicher von Gestalt? Und bin ich nicht jung und schön? — Und sie sah ihr Bild im Spiegel und freute sich ihrer Schönheit und fürchtete sich vor dem dunklen, stummen Drängen ihrer Seele.

Als aber der Tag des Festes kam, ging sie des Abends durch das weiche, graue Dämmerlicht dem Eschenhof zu.

Da war denn in der breiten Wirtsstube ein buntes Leben und Treiben. Hella sprach mit einer Freundin, die mit ihrem Tänzer daherkam, und trat selbst in die Reihe der Tanzenden, als ein junger Mensch, den sie noch von der Schulzeit her kannte, sie dazu aufforderte. Und sie kam so in Eifer und Glut, daß ihre Augen groß und dunkel und ihr weißes Gesichtchen warm und rosig wurden.

Hinnerk Higden aber stand von ein paar frischen Mädels umringt, und sein lautes, knabenhaftes Lachen klang zu Hella herüber. Da wurde sie unruhig in ihrer Seele. Er soll nicht lachen! dachte sie in Zorn und Angst. Er soll nicht so froh und übermütig sein; ich will es nicht! ...

Draußen schloß der Tag die hellen Augen; die Nacht ging über das schöne, stille Land.

Es war schon spät, als Hella einmal einen Moment, müde und heiß, ausruhend an der Tür stand; da kam Hinnerk Higden auf sie zu. Sie sah es unter halb geschlossenen Lidern hervor und zitterte und dachte: Nun wird er den Arm um mich legen und mit mir tanzen und wird mich ganz dicht und fest halten!

Und er tanzte mit ihr und hielt sie fest und dicht und sprach kein Wort dabei. Als aber der Tanz zu Ende war, faßte er sie an der Hand und sagte: „So! Nun ist es Zeit, nun wollen wir zusammen nach Hause gehen!"

Da gingen sie über die Felder zusammen heim. Die Stelle an Hellas Hand, wo er sie angefaßt hatte, brannte wie Feuer. Wie zwei Feinde gingen sie, deren einer des anderen Gefangener ist. — Das Marschland lag dunkel zu beiden Seiten und atmete ruhig und tief herben Erdduft aus; weiter hinter streckte sich die wilde, rote Heide. Wie eine schöne Frau mit ernsten Augen war die Nacht.

„Warum lachtest du so laut vorhin?" fragte Hella tor Straten.

„Oh... weil ich mich freute! Da war solch ein flinkes, kleines Ding, das hab' ich mitten auf den Mund geküßt, eh' sie's wehren konnte!" Und er lachte wieder, daß es über das stille Land klang. In seiner Seele aber stand groß und heiß das Verlangen nach der einen, die neben ihm dahinging.

„So!" sagte Hella, „so bist du also!" Und ihre junge Stimme war hart von Zorn und Spott.

Schweigsam gingen sie nun wieder wie vordem. Bis Hinnerk Higden ganz plötzlich und unvermittelt stillstand und tief atmend, als sei es ein schweres Werk, sagte: „Du denkst wohl, du bist stärker als ich, Hella tor Straten! Aber nun sag' ich dir: ich will jetzt wissen, wie es mit uns steht. Keinen Schritt gehst du mir weiter, eh' ich weiß, ob du meine Frau wirst!"

Er hatte ihre Arme umspannt und fühlte das Ringen ihrer zarten Gelenke unter seinen Händen.

„Ja oder nein?"

„Ja!" sagte sie kurz und hart. „Du brauchst wohl eine Frau in deinem großen Haus! Eine, die dir die Stuben in Ordnung hält und die Fenster blank putzt, daß sie hell über See blinken, wenn deine großen Schiffe vorbeifahren" —



Herrgott im Himmel! dachte er, was ist das für ein schlimmer Weiberstolz! Und alsogleich nahm er den Kampf auf. — „Ja, da hast du ganz recht, ich brauche eine Frau. Da ist zwar die alte Tiedemannsche, die mir das Haus in Ordnung hält; aber behüte! Was ist das für eine Lotterwirtschaft! Staub und Dreck in allen Ecken!"

„Den soll ich wohl fegen, wie?"

Er nickte. „Das dacht' ich mir so. — Deinen Eltern wär's lieb und recht."

„Und wenn ich nicht will!"

Er zwang seine Augen, daß sie ihr Gesicht nicht kosend streichelten. Sie standen nun vor dem Lehrerhaus, und neben ihnen in der hellen Nacht leuchteten ein paar Rosen von den Beeten des kleinen Gartens.

„In sechs Wochen soll die Hochzeit sein!" sagte Hinnerk Higden. „Ich mag nicht lange warten." — Hella nickte mit blassen Lippen. Er soll mich nicht zwingen! dachte sie; bitten soll er . . . Aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

Da gab er ihr die Hand und ging.

Über den stillen, weißen, holsteinschen Wegen stieg der Mond auf. — Immer ferner klang Hinnerk Higdens Schritt. Nun stieß sein Fuß an einen Stein; das gab einen kurzen, harten Klang, der hallend den dunklen Weg zurückflog. —

Jetzt wird er umkehren, dachte Hella.

Aber er ging langsam und ruhig in die uferlose Dunkelheit hinein und sah sich nicht ein einziges Mal um.

* * *

Als es Herbst geworden war, und die großen, schwarzen Wolken Tag für Tag über das graue Land und die graue See flogen, da waltete Hella schon als Hinnerk Higdens Frau in dem großen Haus am Deich.

Es war eine schlimme Zeit....

Ihr stählernes Mädchentum war in hellem Aufruhr gegen den Mann, der über ihren Stolz hingegangen war, ihn zertreten hatte wie ein welkes Blatt am Wege. Und nun lebte er neben ihr dahin, Tag für Tag, ohne ihre Schönheit und ihre stumme Sehnsucht zu sehen, ohne mit einem Wort an die Tür ihrer Seele zu klopfen oder zu begehren, was sein Eigen war. — Wie eine Magd lebte Hella tor Straten in ihres eigenen Mannes Haus.

Er selbst aber hatte nur einen harten Zug in seinem jungen Gesicht, und sooft er seine Frau hell und schlank durch das Haus gehen sah, wurde in seinen Augen das Verlangen wach und lag da reglos, wie ein Tiger mit glühenden Lichtern, zum Sprunge gebückt. Und doch bezwang er sich. Ich warte! dachte er. Ich muß warten, sonst wächst ihr Stolz bis in den Himmel hinein!

Es war eine schlimme Zeit. — Sie sagten sich gute Nacht und guten Morgen, saßen sich bei den Mahlzeiten stumm oder mit gleichgültigen Reden gegenüber und lebten so nebeneinander wie zwei fremde Menschen. — Zuweilen ging Hella zu ihren Eltern in das kleine Lehrerhaus unter den Kastanien und saß da nachmittagelang an ihrem alten Fensterplatz. Ruhig und schön saß sie da mit ihrem hellen Haar und dem feinen weißen Gesicht, und die Leute, die draußen vorübergingen, dachten wohl: Sie muß eine glückliche Frau sein! . . . Ihr Vater aber, ein ernster, kluger Mann, sah ihre Not und wollte ihr helfen. Eines Tages, als er mit ihr allein war, begann er von der Zeit seiner eigenen jungen Ehe zu reden und sprach behutsam in tastenden Worten; doch sie sah ihn fremd und ablehnend mit ihren grauen Augen an.

Was redete er da für Dinge? . . . War nicht alles gut so, wie es war? Sie hatte kein Verlangen nach dem zärtlichen Getändel eines Honigmondes! Sicher nicht!

Aber als sie an diesem Abend heimging, dem stillen, grauen Haus zu, das hinter dunklen Fenstern tausend ungelöste Fragen zu bergen schien, da wurde die Sorge und Not in ihr so groß, daß ihr das ganze Leben wie ein öder, steiniger Weg erschien, den sie nun gehen mußte, ohne zu wissen, wohin er führte. Und sie dachte: Nie kann ich gut zu ihm sein! Ich kann es nicht! Sie preßte die Lippen aufeinander und schloß minutenlang die Augen. — Das beste wird sein, ich gehe in einer dieser kalten Novembernächte von Haus, gehe immer weiter, einerlei wohin — und setze mich dann an den Wegrand und schlafe ein. Oder ich gehe ins Watt und warte da draußen auf die Flut . . .

Und in einer der nächsten Nächte öffnete sie wirklich ihre Kammertür, um hinauszugehen. Aber da stand draußen in der Dunkelheit des Flurs ihr Mann; er faßte sie am Arm, ruhig und bestimmt, und führte sie in ihre Kammer zurück. Da fühlte sie zum zweitenmal, daß sein Wille stärker war als der ihre, und wußte nun, wie treulich er über sie wachte. —

* * *

Der Winter kam und ging.

Die ersten weißen Wolken segelten auf blauem Grund lautlos dahin; die ersten Kätzchen blühten an den Knicks, und irgendwo in der Helle der schönen Tage sang ein Vogel zaghafte Triller. — Hella tor Straten aber trug in dieser Zeit ihre junge Schönheit wie eine Last.

Ihr Mann sah, wie sie sich quälte und wußte, daß es so nicht weitergehen konnte. Sie würden es beide nicht mehr lange ertragen: jedes Wort, das sie sich sagten, mochte es noch so gleichgültig sein, wurde zur Waffe, wurde zum Stein, der schwer in des anderen Leben fiel.

Da ging er eines Abends, als er seine Arbeit beendet hatte, geradewegs zu ihr in den Garten hinaus. Über den knospenden Büschen und den braunen Erdschollen der Beete stand blau die letzte Tageshelle.

„Was willst du?" fragte Hella und ließ die Samenkörner, die sie in der Schürze hielt, spielend durch ihre Hände gleiten.

Er antwortete schnell mit kurzen Worten. „Die „Frida Hollmann" geht nächste Woche mit Fracht nach Batavia in See. Eben bekam ich einen Brief, daß der Kapitän erkrankt ist. — Ich werde selbst fahren . . . Das wollt' ich dir nur sagen."

Da ging sie ohne ein Wort an ihm vorbei ins Haus zurück, ging in ihre Kammer und stieß die Fenster weit auf, daß die Luft frisch und kühl hereinströmte und ihr über die heißen Schläfen strich. — In sinnloser, verwirrender Angst wartete sie, ob er nicht käme, um ihren törichten Stolz klirrend wie hartes Glas zu zerbrechen. — Er hatte sie nur erschrecken wollen! Sicher! Sicher! Es war ja Wahnsinn, was er da gesagt hatte! . . .

War das nicht sein Schritt draußen? — Sie preßte lauschend das Ohr an die Tür. „Hinnerk, komm! Ich habe dich lieb; du sollst hierbleiben! — Hierbleiben, hörst du, Hinnerk! — Ich warte auf dich! Ich rufe dich, Hinnerk!" . . .

Endlos langsam schlich eine Stunde dahin. Die Nacht kam zu den offenen Fenstern herein. Da nahm Hella ihr Tuch aus dem Schrank und ging leise fort. Am Deich entlang ging sie und in die Marsch hinein, bis zu dem

kleinen Gehöft unter den drei Eschen, wo eine Freundin von der Schulzeit her bei ihren Eltern wohnt. Deren Mutter stand in dem Ruf, mehr zu wissen als andere Leute. Die Mädchen von der Stadt kamen oft des Abends zu ihr, um sich aus den Karten weissagen zu lassen. — Die alte Frau saß strickend unter der Lampe in der kleinen, rauchschwarzen Küche; ihr Mann besserte unter brummelnden Selbstgesprächen eine Forke aus. Mit leisen Schritten ging die Tochter ab und zu.

„Wer kommt denn da? — Hella tor Straten!? Das ist ja ein seltener Besuch! Setz dich zu mir, mein Kind; was willst du denn so spät?"

Nun schämte sich Hella doch, zu sagen, wozu sie gekommen war. — Sie setzte sich neben das offene Herdfeuer, und während ihr die Freundin dies und jenes erzählte, flatterten ihre Blicke schnell, wie kleine, scheue Vögel, durch den Raum. Die Mutter aber hatte in ihrem faltigen Gesicht ein paar seltsam helle, kluge Augen, die einen Menschen bis auf den Grund der Seele sehen konnten.

„Kennst du die Geschichte von Trina Stenersen?" fragte sie und bewegte klappernd die Nadeln ihres Strickstrumpfes.

„Nein!" sagte Hella, „die kenn' ich nicht!"

„Dann will ich sie dir mal erzählen. — Ja, das ist aber schon lange her. So an hundert Jahr. Da diente Trina Stenersen hier in der Gegend auf einem Hof. Sie war so schön, daß die jungen Burschen stundenweit gingen, um sie zu sehen. Und so stolz war sie, daß keiner ihr gut genug schien. Keiner unter den vielen. — Aber da war einer, der ließ nicht nach mit seinem Werben. Der sagte: Sie muß meine Frau werden, koste es, was es wolle! — Sein Leben hat es dann gekostet!". . .

„So", sagte Hella von ihrem dunkeln Winkel her, und ihre Hände lagen weiß und ruhig im Schoß. „Sein Leben hat es gekostet? Denn laß doch mal hören, wie das kam."

„Ja, das kam so: Sie wurde also richtig seine Frau, denn er war einer der Reichsten im Land und ging so schmuck und fein daher, daß man seine Freude daran haben konnte. Sie wurde seine Frau, aber am Hochzeitstag sagte sie zu ihm: Du sollst mich nicht anrühren, bis du mir gezeigt hast, daß du stärker und mutiger bist als alle anderen! — Da lachte Knud Drever und dachte bei sich: Das will ich ihr schon zeigen! — Und es kam eine Sturmnacht; draußen, wo Klippen und Sand dem Schiffer Tod und Verderben bringen, war ein Schoner in Seenot. — Drei Mann hoch fuhren sie hinaus, Knud Drever und zwei andere. Es war eine heiße Fahrt! Die weißen Wellenwölfe waren hungrig nach warmem Menschenfleisch; wie ein Rudel junger Welpen sprangen sie, die sich im Spiel haschen. Die drei im Boot hatten harte Arbeit. Die Augen starr und grade nach dem Schiff gerichtet, so saßen sie; die Muskeln zum Brechen gespannt, keuchend vom schnellen Atmen die gewaltigen Brüste. — Wie die Katzen sprangen sie über die Reling; schon sank das Schiff. Bis in die Maste krochen sie hinauf und holten herunter, was da droben von verzweifelten Menschen sich mit steifen Gliedern festgeklammert hatte. Neun Mann waren noch an Bord; am Bug stand ein Junge und starrte mit blauen Augen, in denen groß und schrecklich das Entsetzen stand, den rettenden Händen entgegen. Da griff ihn eine Welle und nahm ihn mit sich. Acht blieben. Die anderen ... der Himmel weiß, wo die waren! Acht Mann an Bord, die hatten Kinder daheim, alle acht, Weib und Kinder! — Zehn konnte das Boot fassen, nicht einen mehr. — „Wer bleibt?" fragten sie, und einer sah den anderen an, mit lebenshungrigen Augen. Da klang Knud Drevers Stimme; eine helle und harte Stimme war das! „Boot klar!" Er rief es kurz und schnell. „Stoß ab, Tjark, und fahr gut!" — Da flog das schwere Boot schon in die Dunkelheit hinein. Die Männer saßen stumm, bleich bis in die Lippen; keiner wandte den Blick. — Knud Drever aber sagte zu sich: Nun wird Trina Stenersen wissen, daß ihr Mann der Tapferste ist! ... Und er lehnte sich an den Mast und sah mit seinen hellen Augen grade vor sich und bat Gott, daß sein Ende schnell und kurz sein möge. — Das ist die Geschichte von Trina Stenersen. — Sie selbst, sagt man, habe den Verstand darüber verloren."

„Das ist eine seltsame Geschichte!" sagte Hella mit schwerer Stimme und einem Versuch, zu lächeln. — „Und nun haben wir doch wahrhaftig eine ganze Stunde verplaudert ... ich muß jetzt fort."

Und sie ging allein in die Dunkelheit hinaus; und mit ihr ging der ganze Jammer und die ganze Not ihres Lebens.

Als sie schon ein gutes Stück Wegs in die Marsch hineingegangen war, klangen Schritte hinter ihr, und die Stimme ihrer Freundin rief aus der Dunkelheit: „Du ... Trina Stenersen!"

„Laß das!" sagte Hella. „Nenn' mich nicht so!"

„Ich will dir etwas sagen, darum kam ich dir nach: Wenn ich Hinnerk Higden wäre, ich schlüge dich! Wie einen Hund schlüge ich dich, daß du's weißt!" —

Nun war sie wieder allein mit ihren Gedanken.

Ja, er hätte sie wohl schlagen müssen. Jeder andere hätte es getan. Er aber, Hinnerk Higden, war so stolz und sicher, daß er es nicht nötig hatte, sich einer Frau Liebe zu erzwingen oder darum zu betteln. Das also ist Männerstolz! dachte Hella. Frauenstolz trotzt und bäumt sich auf und ist heiß wie eine glühende Esse. Männerstolz aber ist wie graues Eis. — Zwei Tage noch, dann ging Hinnerk Higden wieder auf See. Weit fort. Für lange Zeit. — Für immer vielleicht. Und würde vielleicht draußen auf fremden Meeren in einer Sturmnacht sein Leben von sich werfen wie Knud Drever, und in seiner letzten, schrecklichen Not zu sich selbst sagen: Nun weiß Hella tor Straten, daß sie einen tapferen Mann hatte!

Mit einem Zittern in den Knien stieg sie die drei Steinstufen hinan, die zur Haustür führten.

Die Tür ging lautlos; dunkel lag der breite Flur, nur im fernsten Winkel schimmerte durch einen Türspalt schwacher Lichtschein.

„Ich will nun schlafen gehen. — Zwei Tage noch, dann" ...

Und plötzlich wußte sie, daß diese zwei Tage eine letzte armselige Frist waren.

„Hinnerk", sagte sie. Sie wollte es rufen, aber der Name klang fast lautlos in die Dunkelheit hinein.

Nichts regte sich. In dem ganzen Hause war nichts als die große, schwere Stille.

Sie legte die Hand auf die Türklinke von ihres Mannes Arbeitszimmer.

Da fuhr Hinnerk Higden drinnen auf aus seinen Gedanken. Was war das für ein Ton? Ein Schritt auf der Diele, ein Frauenschritt! — Hella? ... Nein! Eher mochte wohl ein Wunder geschehen. Und doch löschte er das Licht und trat, von einer seltsamen Unruhe geführt und getrieben, hinaus.



„Ich", sagte Hella, bis ins Innerste erschreckt, daß er so plötzlich vor ihr stand. „Ich wollte nur sehen, warum noch Licht ist in deiner Stube" ...

Sie standen so dicht, daß einer des anderen heißen Atem fühlte. Sekunden vergingen. Und in dem Schweigen dieser kurzen Spanne Zeit fiel aller törichte Stolz und Trotz und alle Härte von Hella ab wie ein häßlicher Mantel, der all die Zeit hindurch ihre weiße, herbe Frauenschönheit verhüllt hatte.

„Bleib hier!" sagte sie. Dabei tastete ihre Hand mit einer rührend hilflosen Gebärde nach der seinen — Und da es dunkel war, und kein Mensch es sehen konnte, hob sie seine Hand zu ihren Lippen hinauf und küßte sie.

Ihr helles Haar leuchtete in der Dunkelheit, wie mystischer Kerzenglanz in alten, dunklen Kirchen um heilige Madonnenbilder strahlt. — Und keiner von den beiden sprach ein Wort. Hinnerk Higden aber legte den Arm um seine junge Frau. Fest und stark hielt er sie und küßte ihr Augen, Stirn und Mund und ging mit ihr den dunklen Flur entlang. —

Draußen woben und schafften die Wunder der ersten Frühlingsnächte. Die großen Bäume vor dem Tor standen dunkel mit violetten Schatten, wie verzauberte Seelen.

Und in dem Haus am Deich wurde ein feines, helles, lautloses Klingen wach und besiegte mählich das tote Schweigen, das lange Zeit dort gewaltet hatte.

Eine Leopardenjagd.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Knarrend und kreischend drehen sich die Räder des Ochsenkarren. Schwerfällig schwankt das mächtige Gebäude hin und her, den Unebenheiten des Weges folgend, die keine Federung ausgleicht. Bei der unendlich langsamen Fahrt ein sanftes Wiegen — einschläfernd durch seinen fast gleichmäßigen Rhythmus.

Bequem ausgestreckt liege ich auf weichem Strohlager — Ting tang — ting tang — ting tang klingen über mir die Glöckchen zum langsam-ruhigen Schritt der Zebus.

Plötzliches Schweigen der Glöckchen, des einzigen Schutzes gegen wilde Tiere, weckt mich.

Ich erhebe mich und blicke zum Karren hinaus — wir halten in einem kleinen Singhalesendorf. Die Sonne steht noch niedrig, offenbar haben die Führer haltgemacht, um zu frühstücken. Auch ich lasse mir vom Koch eine Tasse köstlich aromatischen Tees von Nuwara Eliya und in Teig gebackene Bananen reichen und beobachte, während ich dies einfache Mahl verzehre, das Leben im Dorf.

Bald geht es weiter, und noch vor Mittagsglut ist Hambantota erreicht. Viele alte Bekannte begrüße ich hier und erfahre sofort, daß sich in einer einige Tagesreisen von hier entfernten Gegend zurzeit eine Menge Leoparden aufhalten, die großen Schaden am Vieh angerichtet und mehrfach Menschen angegriffen hätten. Das war eine interessante Nachricht.

Kaum war die ärgste Mittagshitze vorüber, so sauste ich schon in voller Fahrt meines Vierzylinders dem fernen Dorf zu, bis zu welchem eine gut fahrbare Straße führte. Langsam folgte einer der Ochsenkarren mit meinen besten Spürern und einem Reservegespann.

Tag um Tag drangen wir vor — unbeirrt durch Flüsse und Dickicht. Immer wieder fand sich ein Mittel, weiterzukommen, bis wir schließlich die Ruinen einer uralten, schon vor Jahrtausenden verlassenen Stadt erreichten. Sie hatte zum großen Teil aus Höhlenwohnungen bestanden, und eine von diesen war noch halbwegs bewohnbar.

Zahlreich waren die Spuren der Leoparden und Bären in dieser Gegend. Ich beschloß daher, hier mein Heim aufzuschlagen. Weiter vorzudringen war unmöglich — die Ochsen hier zu behalten, der vielen Raubtiere



Einer meiner Ochsenkarren mit Singhalesen.

wegen, dagegen nicht ratsam. Ich sandte daher den Karren mit bewaffneter Begleitung zum nächsten Dschungeldorf zurück mit dem Auftrag, nach einer gewissen Zeit mit Proviant zurückzukehren.

Mit nur zwei Singhalesen war ich jetzt allein inmitten der endlosen Wildnis — mein Heim eine rauchgeschwärzte Höhle, die wohl schon den Troglodyten zur Wohnung gedient. Bald hatten wir uns so behaglich als möglich eingerichtet.

Tage und Wochen durchstreiften wir nun die Dschungeln, aber zu meiner größten Enttäuschung wollte es doch nicht gelingen, einen Leoparden aufzuspüren, obwohl wir mehrmals den eigentümlichen Schrei hörten — stets verlief die Verfolgung fruchtlos. Da schoß ich einen alten Büffelbullen, und nun endlich war Aussicht vorhanden, einen Leoparden zu erlegen, denn der Geruch der riesigen verwesenden Fleischmasse mußte sicherlich eins der Raubtiere herbeilocken.

Mit dem frühesten Morgengrauen traten wir am nächsten Tag unsern Marsch an, um im Lauf des Vormittags beim Kadaver des Büffels anzukommen; pflegt doch der Leopard nach einem reichlichen Mahl, wie es der tote Büffel bot, nicht weit zu gehen, sondern in der Nähe an einem schattigen Platz die Zeit zu verschlafen.

Die scharfen Augen der Eingebornen fanden leicht den Weg zu der entfernten Stelle, wo wir den Büffel geschossen, indem sie unserer eigenen gestrigen Spur folgten. Stechend brannte die Sonne auf uns hernieder, während wir durch das fast schattenlose Dschungel dahineilten — dazu kein Tropfen Wasser — hatten wir doch bei dem so frühen Aufbruch keine Zeit gefunden, Wasser zu kochen. Ungekochtes zu trinken, bedeutete aber nur zu oft schwere Krankheit — langes Siechtum.

So ermattend, erschlaffend auch die Sonnenglut wirkte — für unser Vorhaben war sie äußerst günstig, mußte doch auch der Leopard, falls sich einer an unserem Büffel gesättigt hatte, unlustig sein, eine weite Strecke zurückzulegen. Unerträglich die Hitze — schmerzhaft brannte jede Berührung des Gewehrlaufes — jedes metallenen Gegenstandes — dazu watete der Fuß in tiefem, losem Sand eines Elefantenpfades. Da endlich, endlich jene Gruppe höherer Bäume, in deren Nähe der Büffel verendete.

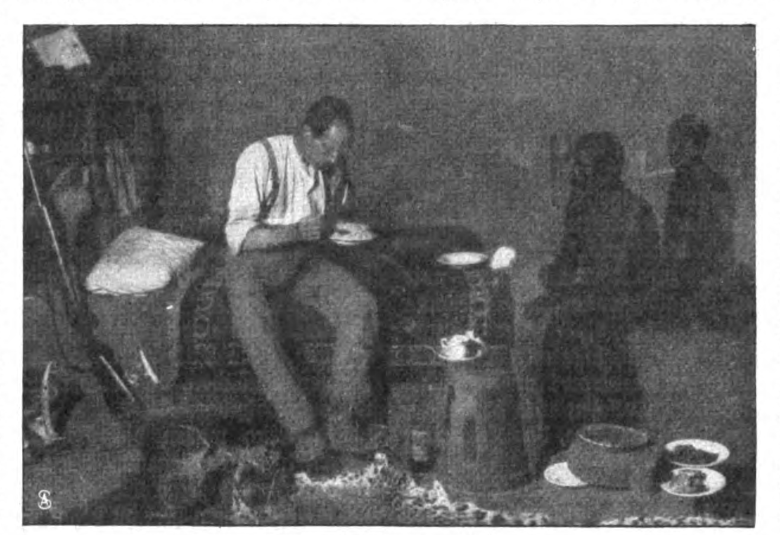
Die Singhalesen bleiben zurück, ich selbst schleiche unter vorsichtiger Beobachtung des Windes weiter — da liegt der Kadaver — kein Leopard ist im ganzen Umkreis zu sehen. Ich schleiche noch einige Schritt näher — ein Rascheln — ein gellend quiekender Schrei — eine dunkle Masse fliegt an mir vorbei — ein großes Wildschwein.

Ein Knall — wütendes Grunzen — der Keiler schießt noch ein paar Meter voraus und stürzt zusammen — ein paar zuckende, krampfhafte Bewegungen mit den Läufen — er ist verendet. Das schwere 11-mm-Dum-Dum-Geschoß, das für den Leoparden bestimmt, war zu mächtig, auch für das zähe Leben des Wildschweins.

Das Fleisch des Schweins schätzt der Leopard sehr; wurde daher ein solcher durch den Geruch des Büffels angelockt und fand das frisch geschossene Tier, so war mit Sicherheit zu erwarten, daß er nochmals zurückkehren werde. Das überhob mich der Notwendigkeit, die heutige Nacht beim Büffel zu wachen. Mit Ruhe konnten wir die Nacht in der Höhle verbringen — war der Leopard beim Büffel gewesen, so war er uns sicher.

Wir schleppten daher den Keiler an eine schattige Stelle und lösten den Schädel ab, der zusammen mit den besten Fleischstücken an eine Tragstange gebunden wurde. Alles übrige schleiften die Singhalesen nahe an den Büffelkadaver, dann ging es, so schnell es die Mittagshitze erlaubte, zum nicht sonderlich weit entfernten Wasser.

Der nächste Morgen fand uns wieder unterwegs zum Büffel, mit Proviant für mehrere Tage versehen



In der Höhle beim Mahl.

Dort der Büffel — kein Leopard zu sehen — doch, wo ist das Schwein? Ein Blick auf den Erdboden — deutlich zeigen sich an mehreren Stellen die Spuren gewaltiger Tatzen — rings um den Büffel führt die Spur — dort entfernt sie sich. Ein leichter Strich zeigt sich an manchen Stellen, wie mit einer Axt gezogen. Der Leopard hat das ganze Schwein im Rachen fortgeschleppt — wobei einer der herabhängenden Läufe jene Striche zeichnete.

Leicht folge ich der Spur — den Finger am Abzug der Büchse; konnte doch in jedem Augenblick der Leopard auftauchen. Nicht weit trug er die schwere Last — kaum fünfzig Meter — in einen dichten Strauch hineingeschoben das Schwein — ein Zeichen, daß das Raubtier den Rest seiner bequemen Beute später verzehren will. Ziemlich alt jedoch die Spur vom Beginn der vorigen Nacht, der Leopard also weit entfernt. Eine Zeitlang folgten wir der Fährte, vielleicht, daß ein Zufall das Raubtier in der Nähe gehalten — umsonst. Es bleibt kein Mittel als der nächtliche Anstand.

Die Umstände hierfür waren nicht besonders günstig — zum wenigsten war das Unternehmen etwas bedenklich. Ein Baum, hoch und stark genug, um einen Hochsitz zu errichten, war nicht in der Nähe — nichts als dorniges Unterholz. Von diesem eine Barrikade zu bauen, war gleichfalls unmöglich — die scharfen Augen des Raubtieres hätten sie gewahrt und es gehindert, sich seiner Beute zu nähern.

Mit Hilfe der scharfen Buschmesser wurden daher möglichst gerade, dünne Stangen aus zähem Dornenholz geschnitten — einer der Singhalesen suchte eine genügende Menge fester Lianen — dann begann der Bau



Durch Flüsse und Dickicht zogen die Wagen.

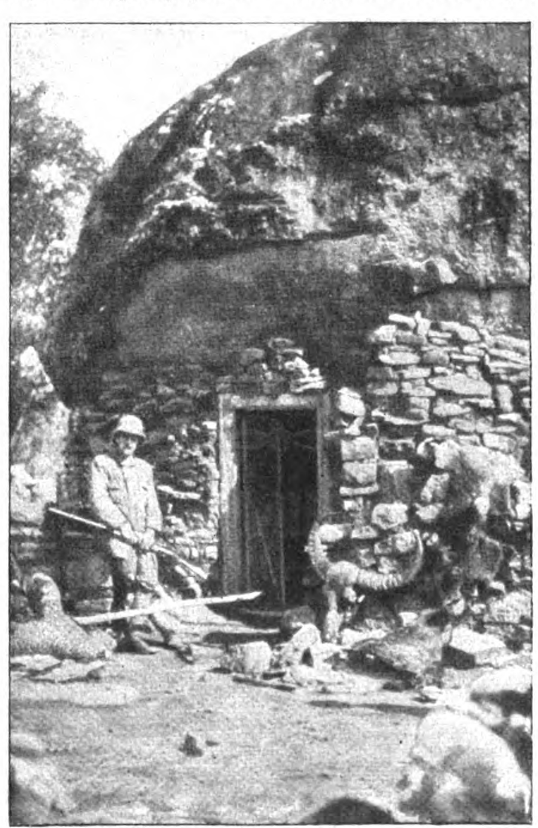
einer leichten Schutzwand. Die Mitte eines großen Strauches wurde herausgekappt, so daß eine kreisrunde, freie Fläche entstand, um die stehengebliebenen Äste schlangen sich bald zahlreiche Lianen, an passenden Stellen durch unauffällig angebrachte Stangen gehalten.

Ein Spinngewebe für die Riesenkraft eines zentnerschweren Raubtiers, aber durch die elastische Verbindung doch genügend stark, es im Sprung einen Moment zu hemmen — einen Moment nur, aber doch lange genug, um zu einem aus so unmittelbarer Nähe absolut verderblichen Schuß Gelegenheit zu geben.

Die Nacht nahte. Ein kühler Wind vertrieb die Gluthitze des Tages, aber heute brachte uns sein Hauch keine Erquickung — der kleine Verhau war natürlich so gelegen, daß keine Witterung von uns dorthin gelangen konnte, unumgängliche Vorsicht — aber wir erstickten fast in dem mefitischen Gestank der beiden verwesenden Kadaver.

Laut lärmte die Tierwelt. Merkwürdig, keine Affenherde läßt sich vernehmen, und doch sind jene höheren Bäume in einiger Entfernung wie geschaffen zu ihrem nächtlichen Aufenthalt.

Da — gellendes, heulendes Kreischen — offenbar in Angst vor einem furchtbaren Feind ausgestoßen. Der Leopard ist dort — die Affen haben sein Kommen gewittert und angstvoll geschwiegen, nun aber ist er offenbar unmittelbar unter ihrem Baum — ihre Angst nicht länger bemeisternd, hallt gellend das Gekreisch.



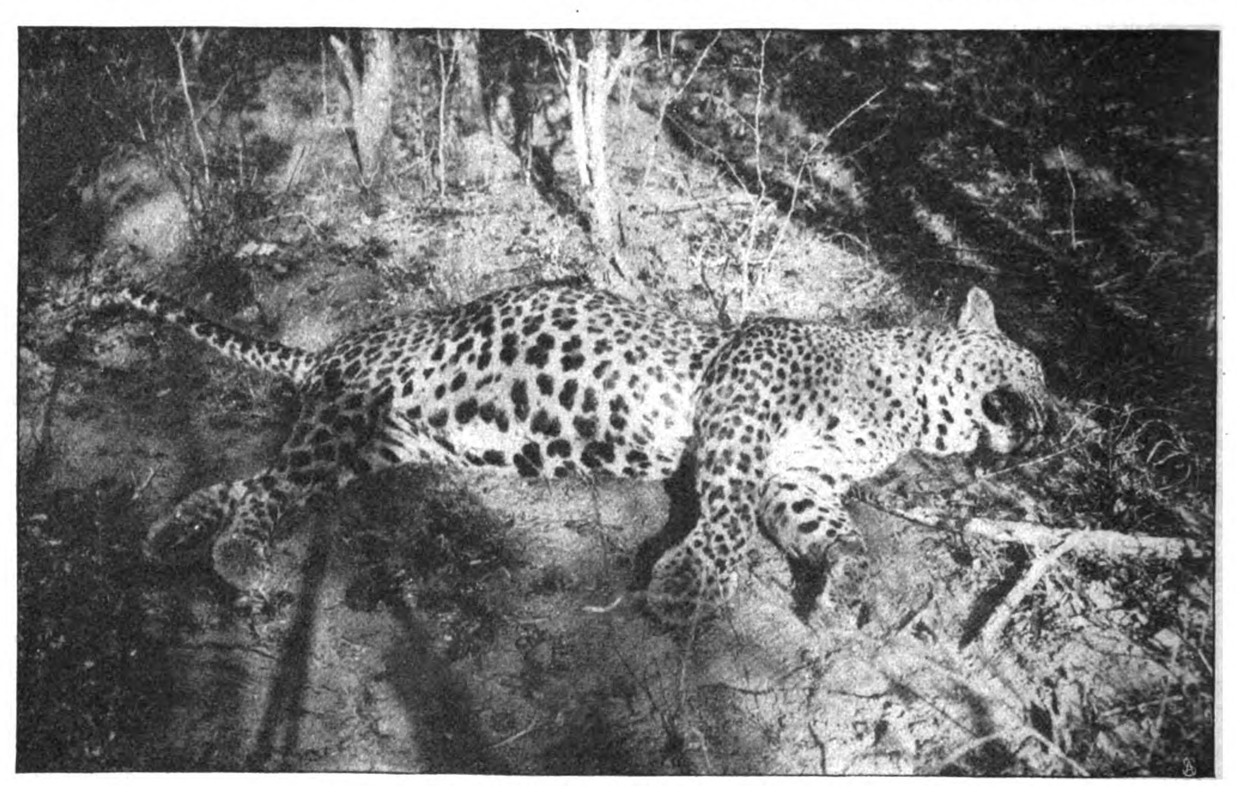
Der Eingang zu meiner Höhle.

Dunkel wird es — mühsam nur unterscheide ich die Konturen des Strauches, in dem der Kadaver verborgen. Vorsichtig schiebe ich den langen Lauf der Büchse vor — phosphorisierend leuchtet das Nachtkorn. Einige Minuten höchster Spannung — da leuchten zwei grünlich glühende Punkte im matten Abendlicht, im nächsten Augenblick sind sie verschwunden, aber ich sehe deutlich eine weißliche Masse sich nach jenem Strauch hin bewegen. Sie hält — der Leopard! Meine Augen bohren sich ins Dunkel — jetzt erkenne ich die Vorderpranken — dort das Herz. Ein scharfer, peitschenartiger Knall — und blitzschnell rasselt der Repetier-Mechanismus der Büchse — sie fliegt zur Schulter zurück, bereit, noch ein zweites der furchtbaren Dum-Dum-Geschosse zu versenden.

Lautlos ist der Leopard verschwunden, nur ein streifendes Rauschen kündet, daß er einen jähen Sprung

getan — wird er sich aus der Dunkelheit auf unsere schwache Schutzwehr stürzen? Krampfhaft umklammere ich den Schaft der Büchse — krampfhaft die Singhalesen die Griffe ihrer scharfen Äxte. Nichts rührt sich — doch, dort in kurzer Entfernung ein ruckweises Scharren und Schaben, als ob eine gewaltige Faust Sand und dürre Blätter zur Seite schleudere. Einige Minuten — dann zu gelangen. Eine Viertelstunde, dann wird unter jenen großen Bäumen gelagert, ist doch hier kein dichtes Gestrüpp, das ein Anschleichen des Raubtiers ermöglicht.

Abwechselnd wachen wir, bis der Morgen naht; sein Licht zeigt uns den Leoparden; das Geschöß ist eine Handbreit hinter dem Herzen eingedrungen. hat aber derartige innere Verletzungen verursacht, daß das Raub-



Meine Jagdbeute: Der Leopard.

tiefe Stille — nichts rührt sich dort drüben im gespenstischen Dunkel.

Eine halbe Stunde gespannter Erwartung, dann kriechen wir aus unserem Versteck hervor, wo es des Verwesungsgeruchs wegen unerträglich — in der Nähe umherliegendes Reisig flammt auf in lodernder Glut — ein sicherer Schutz vor dem etwa lauernden Raubtier. Dicke Reisigbündel dienen als Fackel, als wir vorsichtig in die Dschungel dringen, um in eine reinere Atmosphäre tier, ein mächtiges altes Männchen, nur noch einige krampfhafte Sätze machen konnte, um dann zu verenden.

Eine schwere Arbeit, das Tier bis zur entfernten Höhle zu schaffen, eine Arbeit, bei der ich häufig einen der Singhalesen ablösen mußte, eine notwendige Anstrengung jedoch, da dort sorgfältiges Abstreifen leichter als hier. Erschöpft erreichten wir erst gegen Mittag unser primitives Heim, wo bald das prächtige dreifarbige Fell zum Trocknen in der Sonne hing.



Tüllhüte.

Von Ola Alsen. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Es gibt Moden, die wie Pilze aus der Erde schießen. Plötzlich springt ein Gedanke auf und entzündet wahre Begeisterung. So geht es mit den Tüllhüten. Während man in Deutschland noch getreulich an den üblichen Strohhüten mit den verschiedensten Akzenten festhielt, griff man in der Modenresidenz Paris zu einer ganz neuen und recht graziösen Idee des Sommerhutes. Er verlor den kompakten Begriff Hut, wurde leicht, teilweise transparent, eine duftige Laune, eine tatsächliche Sommertracht. Aus schlichtem, meist schwarzem Tüll schafft man die mannigfaltigsten leichten Gebilde. Zu einer bestimmten Form ist man nicht verpflichtet. So gefügig das Material und die unsichtbar gemachten Drahtfäden sind, so unbeschränkt sind die Wege, die sie gehen. Meist führen sie in die Höhe. Die Ausdehnung, die man früher in horizontaler Weise schätzte, strebt jetzt himmelan. Unzählige Schleifen drängen sich aneinander, ganz hohe, die sich



Phot. Manuel.

1. Samthut mit verschlungenem Band und Tüllagen, die den Kopf verdecken.



Phot. Manuel.

2. Samthut mit Tüllvolants und seidenem Band.



Phot. Manuel.

3. Tüllhut mit Kopf aus Velours-Chiffon und Reihern.



Phot. Manuel.

4. Schwarzer Samthut mit Tüllvolants und Reihern.



abstufend in kleinen Formaten verlieren. Dann gleichen sie wiederum Windmühlenflügeln oder düstern Blumen. Sie liegen auf Tüllhauben, die das Haar verschleiern, so daß es durchschimmern kann. Es ist weiß nach neustem Modendekret, kupferbraun oder rotblond, zu welcher Nuance man sich entschlossen hat. Schwarzes Haar verhüllt man gern mit braunem Tüll, der ihm einen helleren Schein verleiht.

Von erstaunlicher Vielseitigkeit sind die Kombinationen der Tüllverwendung. Einen kleinen schwarzen Strohhut mit gebauschtem Seidenkopf umrahmen in scheinbar kunstlosen Drapierungen zwei Tüllvolants, während ein stattlicher weißer Reiherbusch die Tendenz zur Höhe wahrt (Abb. 7). In reicherem Maße garnieren breite und dichte Tüllagen den kleinen, seitlich hochgeschlagenen Samthut, der jetzt, wie alljährlich, zur Komplettierung des Sommeranzuges herangezogen



Phot. Manuel.

5. **Hut mit hochstehenden Tüllrüschen** und Samtband.



Phot. Manuel.

6. **Gradrandiger Hut aus Chantillyspitzen.**



Phot. Manuel.

7. **Hut mit Strohrand, seidenem Kopf** und hochstehenden Tüllrüschen.

wird. Tüll und Samt stehen, was Kleidung anbelangt, auf gleicher Stufe, daher ergibt die Kombination empfehlenswerte Effekte. Den Kopf umschließt in unaufdringlicher Weise ein farbiges Seidenband, das mit der übrigen Toilette in irgendeinem Zusammenhang stehen muß (Abb. 2). Auf äußerst flotte Weise illustriert die kokette kleine Form die neue Mode. Der Rand aus schwarzem Samt ist von einem breiten, lose geknoteten Band umfaßt. Drei sich scheinbar verschlingende Tüllschichten neigen sich schirmartig über den Kopf (Abb. 1). Auch die beliebte Samtkappe gewinnt durch den aktuellen Tüll an Ausdehnung. Ihrem Rand entsteigen breite, dichte Volants, die wie ein kleidsamer Rahmen den Kopf umgeben. Schwarze Reiherbüsche fügen sich der schrägen Linie an (Abb. 4).

Die hochstehende Tüllrüsche ist eine Spezies, die mit besonderer Sorgfalt kultiviert wird. Faltenreich und mit erstaunlicher Höhe entspringt sie dem bescheidenen Samtrand und verdeckt gänzlich den krausen, weichen Samtkopf (Abb. 5). Von beachtenswerter Kleidsamkeit und diskreter Vornehmheit gibt sich der rechts hochgebogene, von gedrahteten Blenden gehaltene Tüllrand, über dem die strahlenartig arrangierten Reiher herausragen. An den Kopf aus schwarzem Velours-Chiffon lehnen sich die seltsamen Gebilde, zu deren Herstellung die Reiherfeder das Material liefern muß. Auch die Zipfel der seidenen Schleifen hängen ein wenig neugierig über den Rand (Abb. 3). Dem Wesen des Tülls ist die Spitze nahe verwandt. So ergibt es sich als ganz natürlich, daß die Tüllmode die Spitze im Gefolge hat. Besonders die feinen Tüllspitzen, an erster Stelle Malines- und Chantillyspitzen, haben große Chancen. Man sieht vielfach auf Tüll- und Samthüten hochstehende Spitzenschleifen und eigenartig gedrahtete Spitzenwälle, die in wellenartigen Linien einen Teil des Kopfes verschanzen. Auch glattgespannte Spitzenränder gehören in das Gebiet des leichten Genres, das durch die ausgebreiteten Schmetterlingsflügel, die von einem richtigen Samtleib mit Fühlern ausgehen, nachdrücklichst charakterisiert wird (Abb. 6). Der Hutkopf besteht aus Taffet.

Bilder aus aller Welt.

Dr. Fr. Ludwig Hörth,
Freiburg, wurde als Oberregisseur an die Metropolitan-Oper in Neuyork verpflichtet.

Der bisherige leitende Opernregisseur am Freiburger Stadttheater Dr. Franz Ludwig Hörth wurde als Oberregisseur an die Metropolitan-Oper in Neuyork berufen.

Der Heldentenor des Straßburger Stadttheaters Theodor Wilke verabschiedete sich vor kurzem von der bisherigen Stätte seiner Wirksamkeit unter einer Fülle von Sympathiekundgebungen, wie sie wohl selten einem Künstler zuteil werden. Wilke ist vor allem Wagnersänger.

Das an der Saale reizend gelegene Thüringer Solbad „Bad Kösen" hat unter Aufwendung großer Mittel ein neues Kurmittelhaus errichtet. In diesem sind Einrichtungen für die Inhalationstherapie, pneumatische Kammern und ein Radium-Emanatorium enthalten, daneben eine Anzahl modern eingerichteter Gesellschaftsräume.

Der Berliner Beamten-Wirtschaftsverein hat vor kurzem ein Georg-Zeidler-Haus in Benneckenstein im Harz eröffnet. Das schöngelegene Haus dient als Jugenderholungsheim.

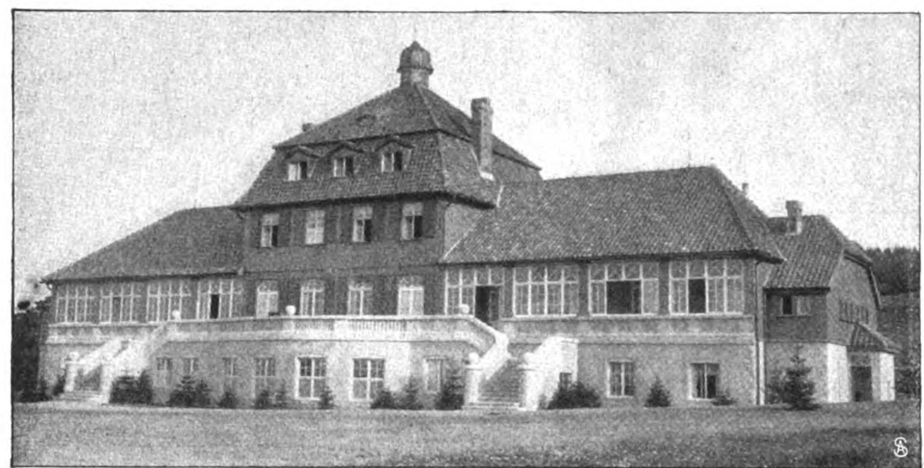


Theodor Wilke,
Straßburg, Heldentenor, feierte seinen Abschied von der dortigen Bühne.



Phot. Krause.

Das neue Kurmittelhaus des Thüringer Solbades „Bad Kösen".



Phot. Hallensleben.

Das Georg-Zeidler-Haus des Berliner Beamten-Wirtschaftsvereins in Benneckenstein i. H.



Phot. Laisie & Co.

Oskar Moor,

Leipzig, wurde an die „Vereinigten Theater" nach Kiel engagiert.

Der erfolgreiche Bassist und Regisseur Oskar Moor, der bisher am Stadttheater in Regensburg tätig war, wurde als Oberregisseur der Oper an die „Vereinigten Theater" in Kiel berufen.

Bei dem diesjährigen IX. Badischen Sängerbundfest in Mannheim stand der Festausschuß unter der Leitung von Hermann Waldeck, während als Festdirigent Musikdirektor Friedrich Gellert fungierte.

In Frankfurt a. M., auf dem Mozartplatz, wurde kürzlich das von Herrn Fink-Mack gestiftete Mozartdenkmal enthüllt. Der Denkmalsentwurf rührt von dem verstorbenen Bildhauer Franz Krüger her, die Ausführung im großen Maßstab stammt von dem bekannten Bildhauer G. Bäumler.

Der Infant Louis Ferdinand, Vetter des Königs von Spanien, ist Amateurschauspieler, und zwar mit gutem Erfolg. Er trat kürzlich in einer Wohltätigkeitsvorstellung in Paris auf. Unser Bild zeigt ihn als Pierrot. Der Infant hat neben seinem schauspielerischen Talent auch eine gute Singstimme.

April und Mai 1807 bewohnte Napoleon I. das schön gelegene Schloß Finckenstein in Westpreußen, das der Familie Dohna-Schlobitten gehört. Das Prunkbett, in dem der Kaiser schlief, Sofa und Tisch sind noch heute unverändert erhalten. Die mit einer Glasplatte geschützte Tischplatte zeigt eine Anzahl eingekratzter Striche, den Entwurf zu einem Schlachtplan.





Hofphot. Tillmann-Matter.

Friedr. Gellert, Festdirigent. **Herm. Waldeck,** Präsident des Festausschusses.

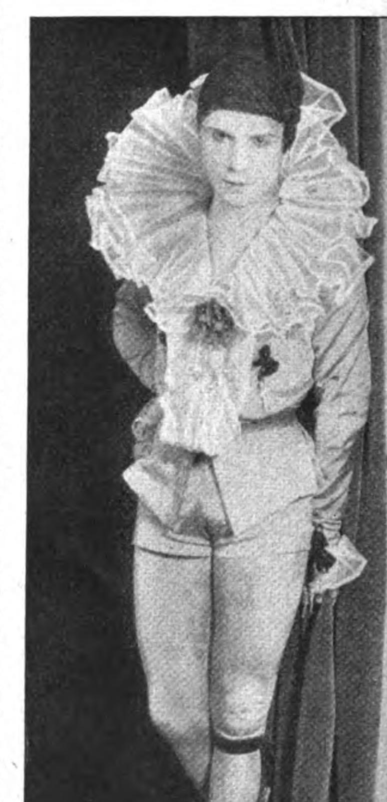
Vom IX. Badischen Sängerbundfest in Mannheim.



Berl. Jll. Ges.

Das neue Mozartdenkmal in Frankfurt a. M.

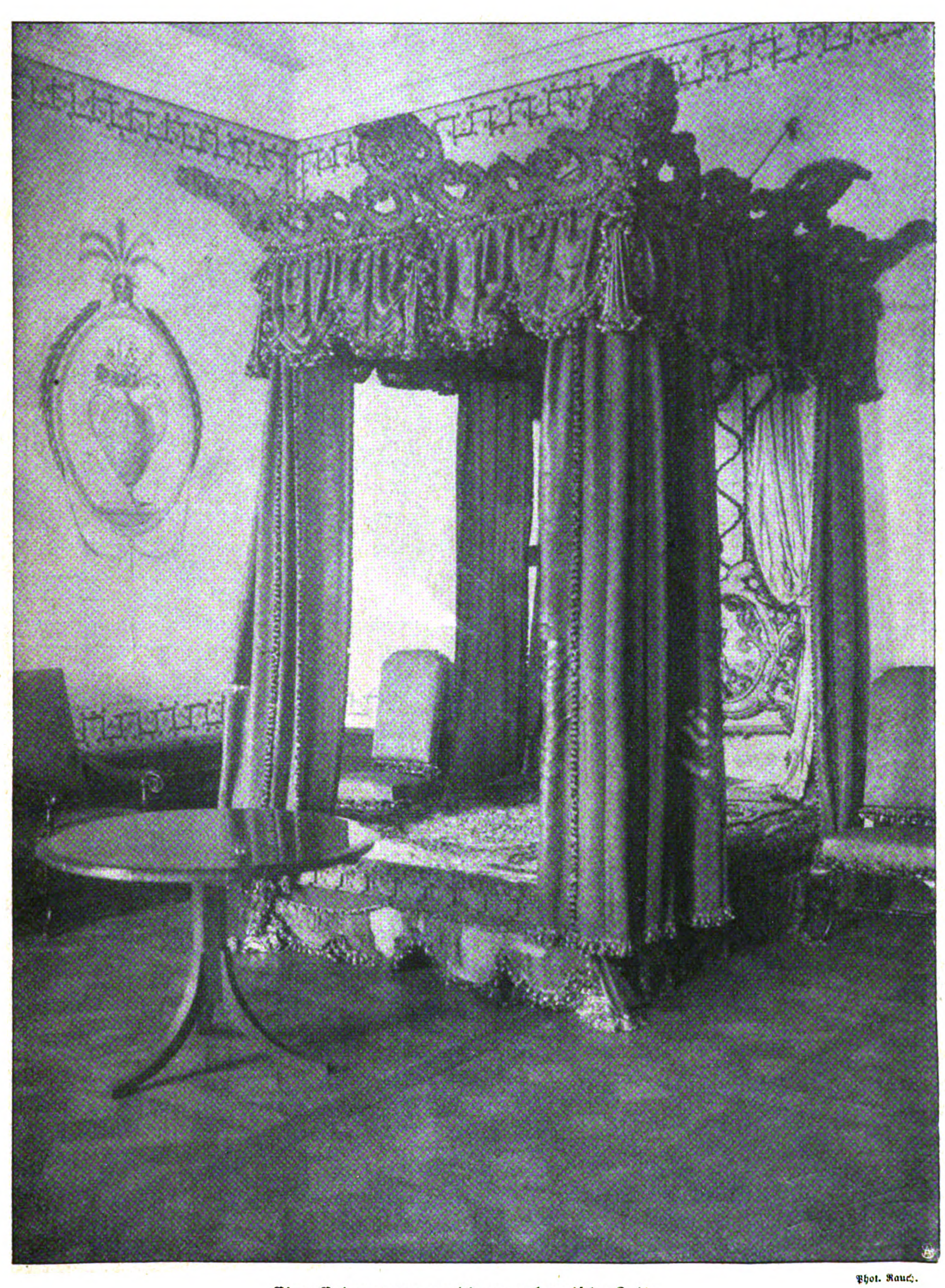
von G. Bäumler.



Phot. Hoppe.

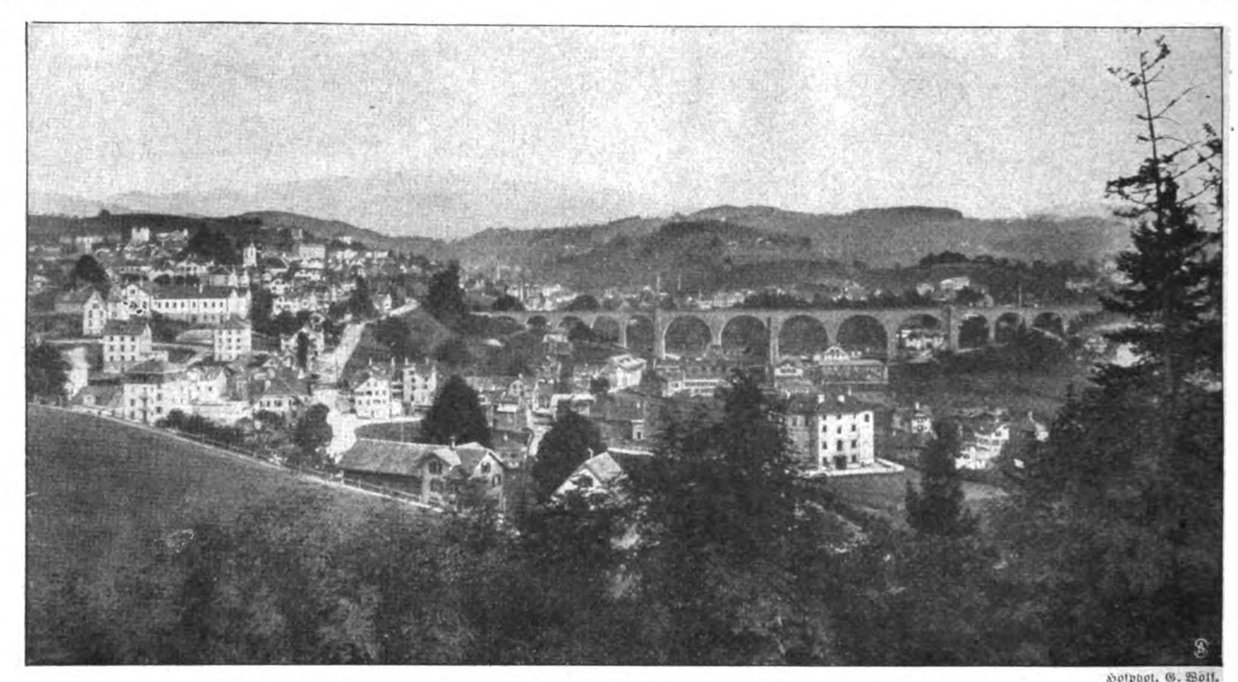
Louis Ferdinand von Spanien,

ein erfolgreicher Amateurschauspieler.



Phot. Rauch.

Eine Erinnerung an die napoleonische Zeit:
Das historische Schlafzimmer Napoleons I. in Schloß Finckenstein in Westpreußen.



Hofphot. G. Wolf.

Die neueröffnete Bodensee-Toggenburg-Bahn Romanshorn—St. Gallen—Liechtenstein.

Eine der schönsten Schweizer Bergbahnen ist die neueröffnete Bodensee-Toggenburg-Bahn, die von Romanshorn über St. Gallen nach Liechtenstein führt. Zahlreiche kühne Viadukte sind Meisterwerke der Technik und führen den Reisenden durch romantische und anmutige Täler und Schluchten und die Schönheiten der Schweizer Vorberge.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 31. Berlin, den 2. August 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 31.



Die sieben Tage der Woche.

24. Juli.

König Carol von Rumänien sendet an die Könige von Serbien, Griechenland und Montenegro Telegramme, in denen er ihnen rät, in die von Bulgarien gewünschte Einstellung der Feindseligkeiten vor Beginn der Friedensverhandlungen einzuwilligen.

Die Botschaftervereinigung in London berät die Lage auf dem Balkan. Es herrscht Einigkeit, daß von den Großmächten ein Schritt gegen den Vormarsch der Türken über die Grenze Midia-Enos getan werden müsse, doch wird ein formeller Vorschlag nicht gemacht.

Türkische Truppenabteilungen dringen von Kirk-Kilisse aus in altbulgarisches Gebiet ein. König Ferdinand ladet die Gesandten in sein Palais und bittet um sofortiges Einschreiten der Großmächte gegen die Türkei. Der bulgarische Minister des Aeußern fordert in einer Depesche an den Großwesir die sofortige Umkehr der türkischen Truppen.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß in Mexiko 6 Amerikaner ermordet und zwanzig gefangengenommen wurden.

25. Juli.

In Leipzig wird der 18. Deutsche Reichsfeuerwehrtag eröffnet.

Kaiser Franz Josef empfängt den Oberstlandmarschall von Böhmen in Audienz und genehmigt sein Entlassungsgesuch unter Verleihung des Ordens vom Goldenen Vlies.

Aus Athen wird gemeldet, daß Rußland und Oesterreich-Ungarn die serbische und die griechische Regierung vergeblich zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Bulgarien aufgefordert haben.

Die rumänische Regierung sendet an Griechenland, Serbien und Montenegro amtliche Einladungen, Bevollmächtigte für Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen nach Bukarest zu entsenden.

Serbien und Griechenland lehnen die Einstellung der Feindseligkeiten gegen Bulgarien vor dem Abschluß des Friedens ab.

Die Bulgaren räumen Dedeagatsch, die Griechen besetzen die Stadt.

26. Juli.

Kaiser Franz Josef verfügt die einstweilige Aufhebung der Autonomie in Böhmen. Der Landtag wird aufgelöst und eine aus Beamten bestehende Landesverwaltungskommission eingesetzt.

Bei Bramminge, zwei Stationen vor der Hafenstadt Esbjerg in Dänemark, entgleist ein aus Kopenhagen kommender Expreßzug. Dabei werden 16 Reisende getötet (Abb. S. 1296).

Aus Belgrad wird gemeldet, daß die Bulgaren einen allgemeinen Angriff auf die serbischen Stellungen unternommen haben.

Die Konsuln in Schanghai beschließen die Landung von Matrosen zum Schutz der Europäer.

Aus Peru kommen Nachrichten über den Ausbruch von Unruhen. In der Hauptstadt Lima haben blutige Straßenkämpfe stattgefunden.

27. Juli.

Die Griechen besiegen bei Simitli die Bulgaren.

28. Juli.

Vom Balkan wird gemeldet, daß sich die Türken aus dem altbulgarischen Gebiet nach Thrazien zurückgezogen haben.

Der deutsch-niederländische Auslieferungsantrag wird auf das deutsche Schutzgebiet Kiautschou ausgedehnt.

In Vangsnaes wird in Gegenwart des Kaisers die von ihm den Norwegern geschenkte Frithjofstatue enthüllt.

29. Juli.

Die portugiesische Gesandtschaft in Berlin erklärt, daß alle Gerüchte über Unruhen in Portugal und ein geplantes Attentat auf den Ministerpräsidenten unbegründet sind.

Der türkische Thronfolger Yussuf Izzeddin und Zia Eddin halten feierlichen Einzug in Adrianopel.

30. Juli.

In Frankfurt a. O. wird der zum Tode verurteilte Raubmörder Sternickel hingerichtet. Seine Komplicen werden zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

In Bukarest treten die Bevollmächtigten der fünf Balkanstaaten zur Friedenskonferenz zusammen.

Der Kampf um die Beute.

Balkanerlebnisse und Erkenntnisse.

Von Kurt Aram.

Der einzige, der außer den nächst Beteiligten den Wortlaut der Verträge kannte, durch die sich im vorigen Herbst die Balkanstaaten gegen die Türkei verbündeten, soll der russische Gesandte in Belgrad gewesen sein, denn ihm hatte man, wie es allgemein heißt, die Verträge vorher vorgelegt. Trotzdem ist es ziemlich sicher, daß die früheren Verbündeten zunächst nur an eine Eroberung Mazedoniens dachten. Zwar überschritten sie im Oktober letzten Jahres möglichst schnell und möglichst gleichzeitig an möglichst vielen Punkten die türkische Grenze nach dem Grundsatz: eine Schlappe auf feindlichem Boden wiegt unter Umständen leichter als ein siegreiches Gefecht auf eigenem Boden, aber der Einfall in Thrazien hatte zunächst nur den Zweck, die Türken von den bulgarischen Grenzen möglichst fernzuhalten. Durch den siegreichen Kampf bei Kirk-Kilisse wurde dann im Handumdrehen aus der bulgarischen Defensive eine Offensive, die die bulgarische Armee immer intensiver und ausschließlicher in Thrazien beschäftigte und festhielt. Die

Serben aber konnten nach ihrem glücklichen Sieg bei Kumanowo den Bulgaren in Thrazien noch zu Hilfe kommen. Erst als sich die Verbündeten von dem freudiden Schreck über ihre unerwartet großen Erfolge erholt hatten, dachte man wieder an die Verträge. Die Serben sagten: die Verträge sind ungültig, denn Bulgarien steckt jetzt ganz Thrazien ein, woran vorher kein Mensch gedacht hat. Also gebührt uns zum wenigsten ein größeres Stück von Mazedonien, als im Vertrag vorgesehen war. Die Bulgaren sagten: Das hättet ihr euch vorher überlegen sollen, Verträge sind Verträge, und wir bestehen auf ihnen. Zunächst begann nun ein furchtbares Schimpfduell auf dem Balkan, das ich aus nächster Nähe mitanhörte. Keiner der Verbündeten ließ ein gutes Haar an dem andern. Die Bulgaren schimpfen, während sie noch an der Tschataltschalinie festsaßen und nicht von dort abkommen konnten. Die Serben aber schimpften, derweil sie sich in Mazedonien nach Kräften häuslich einrichteten. Fünf Belgrader Banken errichteten Filialen in Üsküb, und die serbische Nationalbank setzte sich sogar schon am 1. April mit einer Filiale in Monastir fest.

„Werft uns raus, wenn ihr könnt!" sagten nun die Serben und fühlten sich ziemlich sicher, denn sie wußten, wie sehr der thrazische Feldzug die Bulgaren mitgenommen hatte, während sie selbst ihrer Armee nach dem Sieg bei Kumanowo nicht mehr allzuviel zumuten mußten.

„Wir werden euch schon rauswerfen!" drohten die Bulgaren. Nach den thrazischen Siegen trauten sie sich alles zu; und wenn man auch nur den geringsten Zweifel äußerte, wurde man ausgelacht oder verspottet.

Da aber serbische und bulgarische Intelligenz von westeuropäischer Zivilisation beleckt sind, fuhr man nach dem Schimpfen zunächst einmal schweres wissenschaftliches Geschütz in Broschüren und Artikeln aller Art auf, wodurch jede Partei der andern und vor allem Europa wissenschaftlich nachzuweisen suchte, daß nur sie allein aus geographischen und ethnologischen Gründen berechtigten Anspruch auf die strittigen Gebiete, das größte Stück der Beute, haben könne. Für einen Augenblick suchte man sich und Europa Sand in die Augen zu streuen, denn in Wahrheit hat es sich bei dem ganzen Streit ja nie um wissenschaftliche Fragen gehandelt, sondern einfach um Machtfragen. Und der Streit stammt ja auch gar nicht von heute, sondern ist schon viele Jahrzehnte alt und wurde auch früher nicht wissenschaftlich, sondern mit Handbomben geführt. Die mazedonischen Kämpfe galten von jeher weniger der türkischen Mißwirtschaft als vielmehr der nationalen Vorherrschaft. Es war von jeher ein Kampf des Patriarchats, der serbischen Nationalkirche, gegen das Exarchat, die bulgarische Nationalkirche; und zwar ein Kampf mit Bomben. Und wenn es auch nicht einen einzigen Türken in ganz Mazedonien mehr geben sollte, so wird dieser Kampf doch nicht eher aufhören, als bis Patriarchat oder Exarchat endgültig gesiegt hat. Und die Griechen werden sich bald der einen, bald der anderen Partei anschließen, je nachdem sie sich größere Vorteile versprechen. Vor Europa aber wird man immer so tun, als handle es sich um einen Kampf der Christen gegen türkische Mißwirtschaft. Man darf aber doch wohl annehmen, daß Europa dies endlich weder den Bulgaren noch den Serben oder Griechen mehr glauben wird. Denn inzwischen haben ja Bulgaren und Serben statt der wissenschaftlichen Geschütze längst Kanonen wider einander aufgefahren und den früheren türkischen in einen bulgarisch-serbisch-griechischen Kriegschauplatz gewandelt. Auf Serbiens Seite stehen diesmal naturgemäß die Griechen, denn sie haben inzwischen den Bulgaren in Thrazien als keineswegs liebenswürdigen und freigebigen Befreier kennen gelernt. Es hatte schon im Frühjahr etwas Tragikomisches zu beobachten, wie die Stimmung der Griechen umgeschlagen war. Als die siegreichen Bulgaren in Adrianopel einzogen, waren die Griechen wie berauscht von Begeisterung über die Bulgaren und ließen in dem Rausch, praktisch wie sie nun einmal sind, zugleich möglichst viel türkisches Eigentum mitgehen. Aber schon acht Tage später zeigten sich die Griechen in Adrianopel äußerst niedergeschlagen. Was haben sie mir die Ohren voll gejammert. Mit all den zweifelhaften Geschäften, die sich so bequem hinter dem breiten Rücken des largen Türken machen ließen, war es nun nichts mehr. Der Bulgare sah ihnen scharf auf die Finger. Ach, wie wären die Griechen schon damals froh gewesen, wenn statt des Bulgaren wieder der Türke Herr wäre in Adrianopel! Kein Wunder, daß sie heute dem Türken zujubeln; und vermutlich werden sie den Rausch von heute dazu benutzen, diesmal statt türkisches möglichst viel bulgarisches Eigentum mitgehen zu heißen. Denn in diesem Punkt sind sie absolut zuverlässig, mag ihre Begeisterung auch heute den Türken gelten, wie sie gestern den Bulgaren galt.

Wer im Mai auch nur einen Blick aus eigenen Augen in den thrazisch-mazedonischen Wirrwarr geworfen hat, der wußte, daß der Krieg um die Beute unvermeidlich sein, und daß das geschwächte Bulgarien dabei vermutlich den kürzeren ziehen würde. Für die allernächste Zukunft wenigstens.

Sehen wir uns nun die Beutestücke, um die so brüderlich gekämpft wird, etwas näher an.

Primitive Agrardemokratien, wie Bulgarien und Serbien es sind, haben Länder erobert und müssen sie sich mit der Zeit amalgamieren, die bisher im wesentlichen vom türkischen Großgrundbesitzer beherrscht wurden. Seine christlichen Untergebenen waren im allgemeinen nicht viel anders daran wie Leibeigene im Mittelalter. Der hörige Christ hatte die Arbeit zu verrichten. Der türkische Herr steckte den Ertrag ein. Dem Christen gehörte höchstens das Häuschen, das er bewohnte, oder etwas von dem Vieh, das er brauchte, oder ein kleines Stück von dem Land, das er für den Türken bebaute. Aber nie alles drei zusammen. Erst seit kurzer Zeit schenkte wohl hie und da einmal ein türkischer Großgrundbesitzer dem christlichen Bauern etwas Vieh oder ein Stück Land, um ihn bei der allgemeinen Abwanderung und dem Mangel an Menschen damit an seinen Grund und Boden zu fesseln. Im allgemeinen aber stand der christliche Bauer bis heute in dem angedeuteten Hörigkeitsverhältnis: und zwar besonders in Westmazedonien, speziell im Wilajet Monastir. Kein Wunder, daß die Bauern, wenn sie nur irgend konnten, auswanderten. Besonders die Bulgaren im Wilajet Monastir, denn sie sind wie überall in der europäischen Türkei, wenn man die Bezeichnung noch gebrauchen darf, immer nur Ackerbauern gewesen. Aber der Bulgare ist kein Kosmopolit, er hängt mit allen Fasern an der Heimat. Viel mehr als Serbe und Grieche. So ließ er denn die Familie meist in Mazedonien zurück und wanderte nur für seine Person als Weg- und Brückenarbeiter nach Amerika. Nicht, um dort zu bleiben, sondern um, wenn er genug verdient hatte, auch wieder nach Hause zurückzukehren. Diese Abwanderung muß im letzten Jahrzehnt einen außerordentlich



großen Umfang angenommen haben. Bankbeamte in Sofia versicherten mir, daß in guten Zeiten von bulgarischen Männern in Amerika allein für die Gegend um Kostor wöchentlich bis zu 7000 türkische Pfund, also rund 140,000 Frank, eingingen. Ich würde das nicht geglaubt haben, stände nicht in dem Bericht des deutschen Konsulats in Bukarest über die „Fabrikindustrie in der europäischen Türkei" zu lesen, daß der Betrag der jährlichen Geldüberweisungen der Auswanderer im Wilajet Monastir auf nicht weniger als 30 Millionen Frank berechnet würde.

Ein wenig anders als im Wilajet Monastir liegen die wirtschaftlichen Verhältnisse im Wilajet Adrianopel, das nur wenig Ackerbau kennt, sondern in der Hauptsache von Viehzucht und Seidenraupenzucht lebt. Der Getreidebau lohnt sich nicht, weil alle paar Jahre allzu rauhe Winde, die vom Meer her wehen, das Getreide vernichten. Hier herrscht also Weideland und Maulbeerbaum vor. Konstantinopel bezog bisher einen großen Teil seines Bedarfs an Milch, Käse usw. aus dem Wilajet Adrianopel.

Im Wilajet Saloniki herrscht Seidenraupenzucht und Tabak vor. In der Gegend von Saloniki ist das Klima sogar so günstig, daß die Seidenraupen im Freien bleiben können. An getrockneten Kokons wurden bis jetzt aus dieser Gegend im Jahr eine Million Kilogramm exportiert. Zumeist nach Italien. Noch mehr bedeutet aber der Tabak, denn er gilt für den besten, der überhaupt zu haben ist. Von hier bezog die türkische Regie, bezogen auch deutsche Großfirmen gewaltige Quantitäten. Der beste Tabak wächst in den Gebieten von Xanti und Drama. Man unterscheidet hier vier Arten und unter den Arten wieder bis zu fünf Qualitäten. Die beste hat die feinsten und kleinsten Blätter mit kaum noch zu erkennenden Rippen.

Nun wurden bisher alle intensiven Kulturen (Tabak- und Seidenraupenzucht) in Thrazien wie in Mazedonien in der Hauptsache von Türken und Griechen betrieben. Serben und Bulgaren waren fast ausschließlich Ackerbauern. Es bedeutet ein Glück für den endgültigen Sieger im Kampf um die Beute, daß es beim Tabakbau weniger auf die menschliche Arbeit als auf den Grund und Boden ankommt. Mit gutem Grund verspricht sich daher der Sieger besonders viel von dem Tabakbau unter seinem christlichen Regime. Unter türkischem Regime sah es im großen und ganzen folgendermaßen aus: Der Tabakbau ist in der Hauptsache Parzellenbau. Es sind Kleinbauern, die diese Kultur pflegen. Diese Kleinbauern aber, einerlei ob Griechen oder Türken, konnten ohne Kredit nicht fertig werden. Das bare Geld liehen sie zumeist vom griechischen Händler, der es ihnen für einen beträchtlichen Teil der nächsten Ernte gab, noch bevor sie gepflanzt war. Aber auch die Preise für den Rohtabak setzte dieser Händler fest. Anders ausgedrückt: ein echt orientalisches Wuchergeschäft schlimmster Art. Und daß heute der amerikanische Tabaktrust dort immer mehr maßgebend wird, wenn auch unter anderem Namen, erklärt sich sehr einfach daraus, daß er bessere Preise zahlt als der griechische Händler und dem Tabakbauer billiger Geld vorschießt.

Tabak- und Seidenraupenzucht sind in Thrazien weitaus bedeutender als in Mazedonien. Mit Thrazien hätten die Bulgaren also unzweifelhaft das fetteste Beutestück erwischt. Was ihnen jetzt noch davon übrigbleibt — wer weiß das in diesem Augenblick ganz genau? Im Interesse europäischer Wirtschaftspolitik wäre aber zu wünschen, daß ihnen trotz allem recht viel verbliebe, denn mag der Bulgare im allgemeinen auch kein übermäßig sympathischer Mensch zu sein, der solideste und tüchtigste Arbeiter ist er auf dem Balkan immer noch, und das ist für die wirtschaftliche Zukunft jener Gebiete das entscheidende.

Das schwierigste wirtschaftliche Problem für Thrazien und Mazedonien, das schon nach dem Krieg mit der Türkei schwierig genug war, ist durch den Bruderkrieg der christlichen Balkanvölker nur noch schwerer geworden: das Besiedelungsproblem. Der ganze Balkan ist dünn bevölkert. Woher die Menschen für Thrazien und Mazedonien nehmen, wenn die Türken weiter abwandern und diese Gebiete noch menschenärmer werden, als sie es bisher schon waren?

Man sagt, die Türken werden schon wieder zurückkommen, wenn nun auch noch der Bruderzwist zu Ende ist. Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich. Wie die einst verbündeten Heere mit türkischem Gut und türkischen Menschen nur allzu häufig umgesprungen sind, das mag in Europa nicht sehr bekannt sein oder bald wieder vergessen werden, aber in der Türkei weiß man es und wird es sobald auch nicht vergessen. Womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß die Türken als Sieger wesentlich anders verfahren wären. Und vor allen Dingen weiß man in der Türkei, woran man in Europa gar nicht denken mag, daß es in Thrazien und Mazedonien nie Ruhe geben wird, bis einer der beiden feindlichen Brüder, Serbe oder Bulgare, endgültig und für mindestens drei Generationen kaputt ist. Die Rivalität der Großmächte wird einen solchen Zustand nicht zulassen. Wie man sagt: im Interesse des Gleichgewichts auf dem Balkan. Die naturgemäße Folge aber wird sein, daß der heute Unterlegene morgen wieder der Überlegene zu werden wünscht, was dann selbstverständlich wieder zu neuen Kämpfen Anlaß geben wird. Der Türke in Thrazien und Mazedonien aber würde unter allen Umständen am schlechtesten dabei fahren. Er wird sich hüten, dorthin zurückzukehren, solange er noch irgendwo anders in der mohammedanischen Welt ein Plätzchen findet.

Vor dem Bruderkrieg rechneten die Bulgaren damit, daß ihre Auswanderer, die bei Beginn des Krieges gegen die Türkei in hellen Scharen zu den Fahnen eilten, nun im Land bleiben und sich in Thrazien und Mazedonien ansiedeln würden. Jetzt aber fragt es sich, wie viele von diesen Männern überhaupt noch übrig sind. Und in Gebieten, die unter serbische Oberhoheit gelangen, werden sie sich gewiß nicht ansiedeln, sondern immer noch lieber endgültig nach Amerika auswandern. Diesmal mit den Familien.

Vor dem Bruderkrieg rechneten die Serben damit, daß sich namentlich die armen südserbischen Bauern gern in den neuen Gebieten ansiedeln würden, wenn man ihnen die Existenz dort nach Möglichkeit erleichtere. Aber je größer jetzt der Gebietzuwachs für die Serben sein würde, um so kleiner wäre das Loch, das man mit diesen Ansiedlern zustopfen könnte. Und das Loch, das solche Abwanderung in den alten Gebieten reißt, würde dabei nur größer. Ob Altserbien das heute noch, nach dem Bruderkrieg, vertragen kann, ist doch recht zweifelhaft.

Der Sieger wird sich also zu einer großzügigen Ansiedlungspolitik entschließen müssen und dafür eine eifrige Propaganda in allen slawischen Ländern und Siedelungen betreiben. Der Erfolg hängt natürlich von den wirtschaftlichen Aussichten ab, die Thrazien und Mazedonien dann bieten. Daß sie an sich nicht schlecht sind,



geht aus dem schon Gesagten hervor. Es fragt sich nur, ob in diesen Gebieten in absehbarer Zeit wenigstens so viel Ruhe und Ordnung eintreten wird, daß der neue Ansiedler seines Lebens und seiner Habe sicher ist. Diese Frage aber könnte man heute gewissenhafterweise nicht unbedingt mit Ja beantworten. Selbst wenn Bulgaren und Serben, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, für einige Zeit einen erträglichen Modus vivendi finden und die Streitaxt für eine Generation begraben sollten, so dürfte das schwerlich dem Griechen passen, denn wenn die beiden einander Feind sind, macht er die besten Geschäfte: und das ist dem Durchschnittsgriechen nach meinen Erfahrungen wichtiger als alles andere. Jedenfalls hat der Bruderkrieg den Wert der Beute, um die der Kampf ging, für mindestens eine Menschengeneration beträchtlich vermindert. Er war eine gewaltige Dummheit, die sich nur aus dem Wahn erklärt, der gleicherweise bei Serben wie Bulgaren umging, Europa würde dulden, daß der eine Gegner den andern völlig ruiniert. Gerade das aber wird Europa im Interesse des „Gleichgewichts" verhindern. So bleiben nicht ein Sieger und ein Besiegter übrig, sondern zwei mehr oder weniger geschwächte Gegner, die schon im Augenblick des Friedens einen neuen Krieg vorbereiten werden. Der Tertius gaudens kann dabei auf die Dauer nur Rumänien sein. Keinesfalls aber gibt es auf dem Balkan nun lockende Aussichten für junge Deutsche, wie manche zu glauben scheinen. Sie würden nur bittere Enttäuschungen erleben. Der slawische Balkan bietet jungen Deutschen kein Feld der Betätigung. Aussichten haben dort nur deutsches Kapital und deutsche Industrieerzeugnisse. Darüber in einem weiteren Artikel.

Beerenobst.

Plauderei von Mia Mann.

Vor kurzem weilte ich als Gast in einem westpreußischen Pfarrhaus. Gleich am ersten Tag führte mich die junge Frau in den Keller und zeigte mir voll Stolz ein ganzes Regal mit großen und kleineren Gläsern, die alles enthielten, was für einen ländlichen Haushalt nötig, nützlich und angenehm ist. Da gab es Hecht, fertig gekocht, gebratene Rebhühner, Schweinefilet, Rehbraten, Gänseklein und -weißsauer, Spargel, Obst, Gemüse, Gelees, Marmeladen usw. Und alles, was auf den Tisch kam, schmeckte wie frisch zubereitet. Das ist der Segen der neuen Konservierungsmethoden, die durch Sterilisieren und vollkommenen Abschluß der Luft den Nahrungsmitteln eine schier unbegrenzte Haltbarkeit verleihen.

Wer selbst auf dem Land gewohnt hat, wird ermessen können, was dieser Fortschritt für einen ländlichen Haushalt bedeutet, wo jede Jahreszeit bisher von wenigen Nahrungsmitteln beherrscht war. Jetzt ist es der Hausfrau leicht, den Unterschied, der sich auch im Preis bemerkbar macht, auszugleichen und die Einförmigkeit der Frühjahrsmonate zu überwinden.

Auch in der Großstadt wäre den Hausfrauen dies Beispiel zu empfehlen, denn es wirtschaftet sich bequemer mit einer gefüllten Vorratskammer, aus der man die fertige Mahlzeit mit Ausnahme der Kartoffeln auf den Tisch bringen kann. Wohl kann man, falls es nicht auf den Kostenpunkt ankommt, mit Kon- und Präserven dasselbe zustande bringen, aber es fehlt die persönliche Note, die jede Hausfrau ihren Speisen gibt und auf der die Überlegenheit der Hauskost gegenüber dem Wirtshausessen beruht.

Noch deutlicher tritt dieser Unterschied bei der aus Gemüse, Obst und Früchten hergestellten Zukost zutage, die in sehr vielen Familien bei Fleischgerichten nicht fehlen darf. Hier steht die fabrikmäßig hergestellte Massenware, bei der regelmäßig an Gewürz gespart wird, tief unter dem Erzeugnis einer sorgsamen Hausfrau. Als Beispiel seien nur Gurken und Preiselbeeren genannt. Die sog. sauren Gurken sind nur in Salzwasser ohne jede Beigabe von Gewürzkräutern eingelegt, und die aus Gebirgsgegenden bezogenen eingekochten Preiselbeeren erfordern nicht nur eine Menge Zucker, sondern müssen sorgfältig durchgelesen werden, weil sie schlechte Beeren, ja sogar Blätter und Stiele enthalten. Mit solcher Ware kann man in billigen Speisewirtschaften sich begnügen, auf einen guten Familientisch gehören sie nicht.

Wo die Hausfrau sich mit Hilfe der Industrie bei der Küchenarbeit entlasten kann, ohne daß der Tisch darunter leidet, mag sie es tun. Nur beim Beerenobst nicht, das liebevoll, sorgsam behandelt werden muß, wenn man ihm seinen aromatischen Duft und zarten Geschmack bewahren will. Dazu gehört bereits die strenge Auslese, die alle überständigen Früchte entfernt, auch diejenigen, die infolge von Stoß oder Druck kleine Fäulnisstellen aufweisen. Die Tugend der Sparsamkeit ist hier nicht angebracht.

Ebenso wichtig ist es, den Zucker bis zu dem Grad zu erhitzen, der sich aus alter Erfahrung für eine bestimmte Frucht als der beste herausgestellt hat. Junge Frauen mögen darüber lächeln, daß so feine Unterschiede gemacht werden sollen, aber zu Unrecht. Erfahrene Hausfrauen und alte Kochbücher halten an den fünf Zuckergraden fest.

Der erste Grad ist nach kurzem Kochen, wobei auf 2 Pfd. Zucker ein halbes Liter Wasser genommen wird, erreicht, wenn der Zucker in breiten Flocken vom eingetauchten Löffel abläuft. Das ist der Breitlauf. Der zweite Grad, der kleine Faden, ist erreicht, wenn ein vom Löffel fallender Tropfen einen dünnen Faden nach sich zieht. Der dritte Grad, der große Faden, ist eingetreten, wenn sich der Zucker zwischen zwei Fingern, ohne zu reißen, zu einem langen Faden ausziehen läßt.

Der kleine und große Flug, die letzten Grade, sind daran zu erkennen, daß sich beim Blasen gegen den Schaumlöffel Bläschen bilden, die sich zuletzt zu einer Kette vereinigen.

Da der Grad durch eine kleine Probe festzustellen ist, und jedes gute Kochbuch die erforderlichen Angaben enthält, ist nicht einzusehen, weshalb man den Zucker für Himbeeren nicht bis zum letzten Flug, bei Aprikosen bis zum kleinen Faden usw. kochen lassen will. Darüber kann doch kein Zweifel sein, daß der Zucker durch längeres Kochen eine Veränderung erfährt, deren Folgen sich auch im Geschmack bemerkbar machen. Auch das zweite Aufkochen ist wichtig, wenn man die Früchte längere Zeit aufbewahren will.

Die alten Verschlußmethoden mit Rinds- oder Schweinsblase und einem Papierblatt, das mit Salizyl getränkt, auf die Früchte gelegt wurde, sind von den festen Glasdeckeln überholt, die jedes Eindringen von Luft unmöglich machen. Aber ein kühler und dabei trockener Keller ist noch immer als Ort der Aufbewahrung wünschenswert.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, ins einzelne gehende Anweisungen für jede Fruchtart zu geben, die man in jedem guten Kochbuch finden kann. Nur einige Anregungen, die nicht allgemein bekannt sind, mögen hier noch Platz finden.

Ein erfrischendes Getränk mit dem Geschmack der benutzten Frucht — am besten eignen sich dazu Heidel- oder Johannisbeeren — erhält man, wenn man zehn Liter Beeren mit zwanzig Liter Wasser übergießt und zehn bis fünfzehn Gramm Weinsteinsäure hinzusetzt. Nach einigen Stunden hat das Wasser das Aroma und den Geschmack der darinliegenden Beeren angenommen und ist von einer erfrischenden Fruchtlimonade nicht zu unterscheiden. Auf Flaschen gefüllt, läßt es sich sogar längere Zeit aufbewahren. Und das beste ist, daß sich die Beeren noch durch Einkochen verwerten lassen, da sie nichts an ihrem Geschmack eingebüßt haben. Einige Liter Blaubeeren, in Berlin „Besinge" genannt, sollte jede Hausfrau durch Trocknen konservieren und im Leinwandbeutel freihängend aufbewahren. Die getrockneten Beeren sind ein uraltes bewährtes Hausmittel bei verdorbenem Magen und nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen.

Unter den eingemachten Früchten stehen die Brombeeren durch ihr Aroma und ihren Geschmack obenan, sind aber schwer und nicht überall zu erhalten. Wo dazu Gelegenheit ist, sollte man auch das kleinste Quantum nicht verschmähen. Man nimmt so viel Zucker nach dem Gewicht wie Beeren, läßt ihn mit wenig Wasser klarkochen, tut die Beeren hinzu und läßt sie aufkochen. Ins Glas gefüllt, muß die Masse noch bis zum Eindicken kochen.

Preiselbeeren, denen man beim Einkochen ein Quantum Brombeeren zufügen kann, gewinnen außerordentlich. Auch Birnen eignen sich als Beigabe für eingemachte Preiselbeeren. Man wählt dazu süße, nicht zu weiche Sorten, die, geschält und geviertelt, mit den Beeren zusammen gekocht werden.

Die Trunkel- oder Rauschbeere, eine nahe Verwandte der Blaubeere, der sie auch im Aussehen ähnelt, ja beinah gleicht, kommt auf großen Mooren in Massen vor. Sie schmeckt, frisch genossen, etwas fad und soll nicht nur Übelkeit, sondern auch Rauschzustände hervorrufen. Ich wage das zu bezweifeln, denn ich habe in meiner Jugend Trunkelbeeren in Mengen verzehrt, ohne üble Folgen zu verspüren, und weiß außerdem, daß sie in manchen Orten genau so wie die Blaubeeren verwendet werden, deren Stelle sie vertreten müssen, weil kein Wald in der Nähe ist.

Ein anderes Produkt der Moore ist die Moosbeere und ihre größere, im Norden Europas wachsende Verwandte, die Kronbeere. Beide Arten sind käuflich, werden aber wenig beachtet und geschätzt, obwohl sie eingemacht jeden Feinschmecker entzücken, der sie kennen lernt. Sie erfordern allerdings viel Zucker, der bis zum großen Flug eingekocht werden muß. Wenn es sich tun läßt, soll man die Beeren erst sammeln oder kaufen, wenn sie im Spätherbst den ersten Frost bekommen haben. Als Kompott zu Mehlspeisen oder Plinsen oder als Würze für Reisspeisen werden sie in manchen Haushaltungen sehr hoch geschätzt. Sie sollen auch bei Magenverstimmungen wohltuend wirken. Und aus diesem Grund soll das Rehwild im Frühjahr, sobald der Schnee geschwunden ist, eifrig die Moosbeeren suchen und aufnehmen.

Daß man von jeder Art Beerenobst ohne Kochen ein besonders aromatisches Gelee herstellen kann, scheint noch wenig bekannt zu sein. Die Sache ist aber wohl einen Versuch wert, da man sich ohne Mühe in der Beerenzeit ein Gelee herstellen kann, das sich ziemlich lange hält. Man hat nur nötig, die Beeren zu quetschen und durch ein feines Sieb zu drücken, das die Kerne und Schalen zurückhält. Dann wird der Masse unter starkem Rühren nach und nach die gleiche Gewichtsmenge Puderzucker zugesetzt. In wenigen Tagen hat sich ein sehr schönes Gelee gebildet, das kräftiger schmeckt als das durch Kochen gewonnene.

Die Bereitung von Fruchtsäften, Marmeladen, ja selbst von Fruchtweinen sollte man auf dem Land, wo das erforderliche Material selbst gewonnen wird oder billig zu beschaffen ist, nicht der Industrie überlassen. Bei der Weinbereitung kann man mit einem kleinen Quantum beginnen, bis man die nötigen Erfahrungen gesammelt hat. Noch gibt es gastfreie Häuser auf dem Land, wo man mit Beeren- oder Obstwein erquickt wird, der mehr als ein Jahrzehnt gelagert hat.

Eine Quelle reiner Genüsse ist der Rumtopf, der zur Herbstzeit in keinem Haushalt fehlen sollte. Man beginnt mit Kirschen und Johannisbeeren, die man in einen großen Steintopf tut, worauf man dieselbe Gewichtsmenge Zucker hinzufügt und nach einer Stunde so viel guten Rum, bis die Früchte bedeckt sind. Auf dieselbe Weise füllt man den Topf nach und nach mit Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen, Mirabellen, Reineklauden und Ananasscheiben. Von Erd- und Himbeeren muß man Abstand nehmen, weil sie meistens sich auflösen und ihre Kerne den Geschmack des Saftes beeinträchtigen. Das Aroma, das sich aus den verschiedenen Früchten bildet, ist ganz köstlich. Deshalb darf auch nur sehr guter Rum verwendet werden.

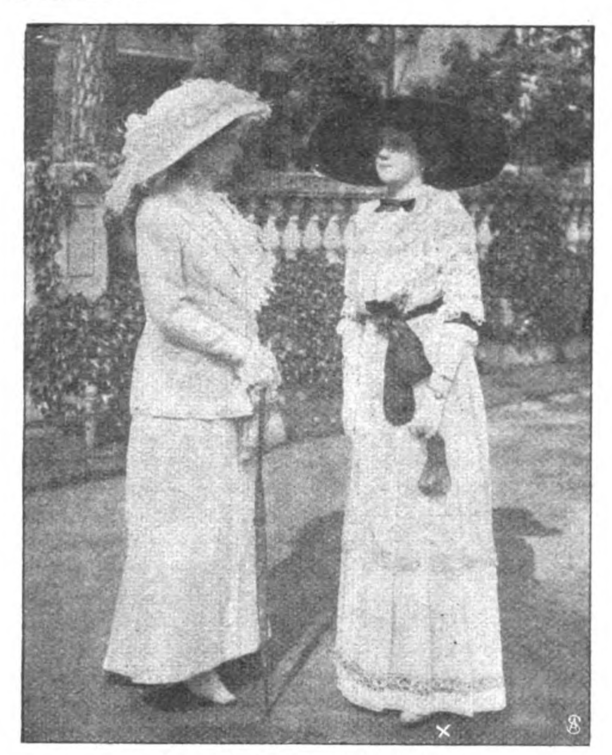
Leider pflegt sich der Rumtopf nicht lange zu halten, aber nicht, weil die Früchte verderben, sondern — weil sie zu vielen Zuspruch finden!

Schauspielerinnen in der Sommerfrische.

Von Wilhelm Conrad Gomoll.

Mit 7 photographischen Aufnahmen von Zander u. Labisch.

Ferienfreuden! ... Wer dürfte sie freudiger und hingebungsvoller genießen als die Mitglieder der großen weltstädtischen Theater? Die Welt der Kulissen und des schönen Scheines wird von einem strahlenden Engel mit zweischneidigem Schwert bewacht; sie wird von einem Himmel überlichtet, der verklärt, und der sich trotzdem plötzlich drohend gewitterschwer verdunkeln kann; sie lockt, von einem leichten, gleißenden Legendengewebe verschleiert, und stellt in Wahrheit die höchsten Forderungen an jeden, der mit ihr in engere Beziehungen getreten ist. Die Illusion des Theaters hört hart abgeschnitten vor dem Vorhang auf. Hinter der Gardine führt die Pflicht ein strenges Regiment, und wer sich dem Theater verschworen hat, muß willenlos sein, er muß immer wieder und oft Abend für Abend lachen oder weinen, ehe nach einem langen Winter endlich der Sommer und mit ihm die wohlverdienten Ferienwochen kommen. Und nun kann der helle Schein Wahrheit werden; denn nach den sauren Monaten der Saison kann es hinaus-

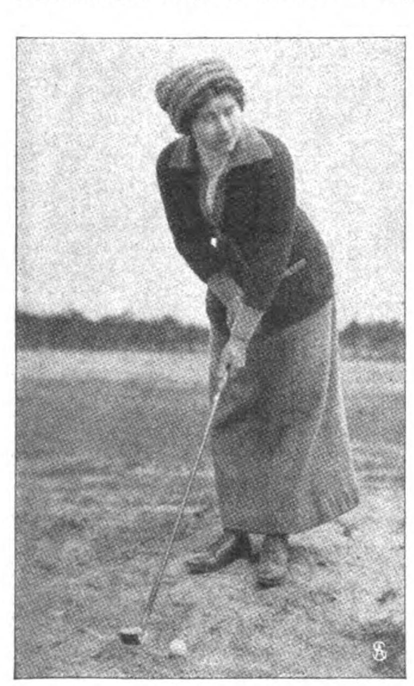


Frau Boehm van Endert (×)
vom Kgl Opernhaus auf der Rennbahn.

gehen in die Ferien, in die freie Natur, und all die Genüsse des Lebens, von denen der Darsteller so oft im Zwang des Berufes sprach, sie sind nun wirklich erreichbar und winken. Helle Freude bringt darum gerade den Angehörigen der Bühnen die Sommerferienzeit, und wer von ihnen so glücklich ist, sie ganz vogelfrei zu verleben, wen weder Sommertheaterverpflichtungen noch die heute in Deutschland an allen Ecken und Enden schon wie das Unkraut aufschießenden Naturtheater in einen neuen Zwang bringen, der kann nach seinem Herzen leben und sich zum Herrn der Welt emporträumen. Daß die Ferienfreude unter den Angehörigen der Bühne gründlich ausgekostet wird, und daß sie dabei ganz persönliche Gestalt nach Laune und Neigung annimmt, weisen die Ferienaufnahmen, die wir von einigen Berliner Künstlerinnen zeigen können.



Johanna Terwin
vom Deutschen Theater, eine eifrige Ruderin.



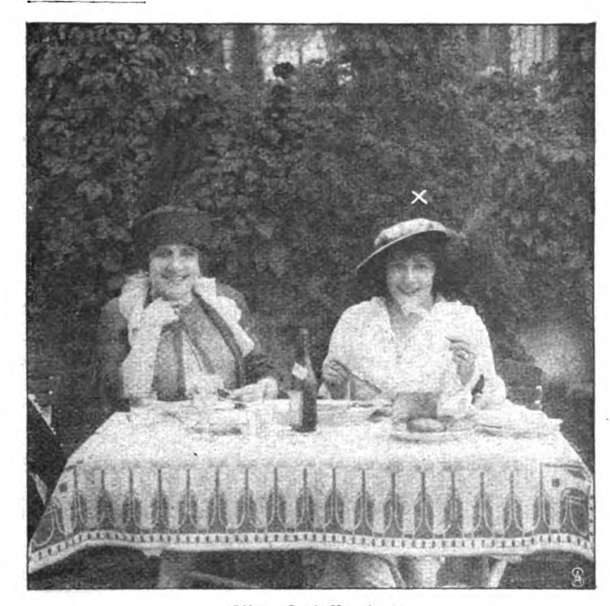
Marie Sera
vom Deutschen Schauspielhaus
beim Golf.



Martha Kriwitz
von Montis Operettentheater
bei einer Segelpartie.



Elsriede Heisler
vom Königlichen Schauspielhaus
beim Florettfechten.



Ellen Dalossy (×)
vom Thalia-Theater mit ihrer Freundin Helene Merviola beim gemütlichen Frühstück.

Frau Elisabeth Boehm van Endert von der Königlichen Hofoper ist eine große Freundin des rassigen Rennsports, Fräulein Elfriede Heisler, den theaterfreudigen Berlinern als Mitglied des Königlichen Schauspielhauses bekannt, liebt die edle Fechtkunst, der sie auch im Riesengebirge treugeblieben ist, Fräulein Marie Sera vom Deutschen Schauspielhaus ist eine begeisterte Golfspielerin, während Fräulein Johanna Terwin vom Deutschen Theater und Fräulein Martha Kriwitz, die lustige Soubrette des Montischen Ensembles, dem Wassersport huldigen. Die Damen Fritzi Massary und Madge Lessing, zwei nicht nur in Berlin bekannte Bühnensterne, lieben es, sich vom Automobil aus die Welt anzusehen, während Fräulein Ellen Dalossy, die beliebte Soubrette des Thalia-Theaters, es vorzog, sich mit ihrer Kollegin Helene Merviola, die gerade von einer erfolgreichen amerikanischen Tournee zurückkehrte, in die friedliche Stille eines grünumhegten Landhauses zurückzuziehen. Jedenfalls ist ihnen allen, den Vertreterinnen der ernsten wie der heiteren Kunst, die Ferienfreude auf dem Gesicht zu lesen, und zuweilen blitzt ein offenes Leuchten aus den Augen, das beredter als alle Worte ist.

Unsere Bilder

Des Kaisers Beschäftigung auf der Nordlandreise (Abb. S. 1295) kennt neben der Erledigung der Regierungsgeschäfte auch mancherlei Kurzweil. Mit Vorliebe widmet sich der Kaiser den Matrosen, die ihm Proben ihrer Kraft und Gewandtheit ablegen müssen. Bälle an Bord der „Hohenzollern", zu denen Einladungen an norwegische Persönlichkeiten und auch an Deutsche, die in Norwegen Erholung suchen, zu ergehen pflegen, beleben das Reiseprogramm des Kaisers.

König Konstantin von Griechenland (Abb. S. 1293) war schon im ersten Balkankrieg als Kronprinz Oberbefehlshaber der griechischen Truppen und befindet sich auch jetzt wieder bei seiner Armee.

Die neuen Kriegsereignisse auf dem Balkan, über die eine Situationskarte auf Seite 1292 Auskunft gibt, haben der Welt das unerwartete und beschämende Schauspiel eines blutigen Bruderkrieges gegeben. Griechen, Serben und Montenegriner, diese bisher allerdings nur dem Prinzip nach, haben sich gegen ihren bulgarischen Waffengefährten erhoben. Wie so häufig, gab die Beuteteilung den Anlaß zum Streit, und wie immer fand sich auch ein „lachender Dritter", diesmal sogar deren zwei: die eben erst von dem nunmehr zersprengten Balkanbund besiegte Türkei, die nun in Bulgarien einmarschiert ist und Adrianopel zurückgenommen hat, und Rumänien, das seinerseits aus dem chaotischen Durcheinander gleichfalls dauernde Vorteile ziehen will.

Erzherzog Karl Franz Josef und sein Sohn, der am 20. November vorigen Jahres geborene Franz Josef (Abb. S. 1294), sind die späteren Beherrscher der habsburgischen Monarchie, da der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, der Neffe des greisen Kaisers, eine



Madge Lessing (×) **und Fritzi Massary**
im Toeff-Toeff.

morganatische Ehe eingegangen ist. Erzherzog Karl Franz Josef ist der älteste Sohn des vor sieben Jahren verstorbenen Erzherzogs Otto Franz Josef. Er steht jetzt vor der Vollendung seines 26. Lebensjahres und ist seit dem 21. Oktober 1911 mit Zita, Prinzessin von Bourbon von Parma, vermählt.

Das Reit- und Fahrturnier in Heiligendamm (Abb. S. 1294) war eins der glänzendsten Sportfeste des Sommers. Das gesellschaftliche Bild erhielt einen besonderen Reiz durch die Teilnahme einer Reihe von Fürstlichkeiten. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin führte selbst seinen mit zwei ungarischen Schimmeljuckern bespannten Dogcart in der Ersten Mecklenburgischen Dauerfahrt vor neun Konkurrenten zum Sieg. Seine Schwestern, die deutsche Kronprinzessin und die dänische Königin mit ihrem Gemahl und dem Kronprinzen von Dänemark, die Großherzogin, Herzogin Antoinette, Prinzessin Reuß, Prinz Reuß XXXVIII. und Prinz Reuß XXXII. befanden sich unter den Teilnehmern.

Der österreichische Generalstab (Abb. S. 1298) pflegt ebenso wie der Generalstab unserer Armee in jedem Jahr eine Studienreise zu unternehmen. Unter Führung seines Chefs, des Freiherrn Konrad von Hötzendorf, sehen wir die Teilnehmer in dem oberösterreichischen Städtchen Wels an der Traun.

Die Feier des Reichsfeuerwehrverbandes am Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig gelegentlich der Tagung des 18. Deutschen Reichsfeuerwehrtages (Abb. S. 1297) gestaltete sich, ähnlich wie jüngst ebenda das 12. Deutsche Turnfest, zu einer erhebenden patriotischen Kundgebung, deren Höhepunkt die Festrede des Universitätsprofessors Dr. Brandenburg bedeutete. Der Feier wohnten auch Wehrabordnungen aus Oesterreich-Ungarn, Italien, Rußland, England, Schweden, Dänemark und der Schweiz bei.

Die Eisenbahnkatastrophe bei Bramminge (Jütland) (Abb. S. 1296) hat nicht weniger als sechzehn Personen, darunter acht Deutschen, das Leben gekostet. Die Reisezeit pflegt alljährlich der Statistik der Eisenbahnunfälle neue Zahlen zuzuführen, wobei meist die dichte Zugfolge die Ursache ergibt. Im vorliegenden Falle handelt es sich nach den amtlichen Untersuchungen um eine Entgleisung infolge starker Ausdehnung der Schienen unter Einwirkung der Sonnenstrahlen.

Das Historische Museum der Stadt München (Abb. S. 1299) beging am 29. v. M. sein 25jähriges Bestehen. Das Museum, das von dem Kgl. Archivrat Ernst von Destouches begründet wurde, stellt eine würdige Ergänzung zu dem berühmten Bayrischen Nationalmuseum in München dar und erfreut sich des größten Interesses von seiten der Münchner wie der Fremden. Die kostbare Sammlung ist in dem ehemaligen Büchsen- und Kornhaus, nachmaligen Landwehrzeughaus am St.-Jakobsplatz, untergebracht, einem der historisch interessantesten Gebäude Altmünchens, das seit vier Jahrhunderten in nahezu unveränderter Gestalt besteht.

Signora Stagno (Abb. S. 1299), eine Tochter der berühmten, auch in Deutschland wohlbekannten Sängerin Gemma Bellincioni, wurde der Hammersteinoper in Neuyork verpflichtet.

Geheimrat Professor Dr. Hermann Credner (Abb. S. 1299), der Direktor der Kgl. Sächsischen Geologischen Landesanstalt und einer der hervorragendsten Fachgelehrten, ist 72 Jahre alt in Leipzig gestorben.

Die Zahnradbahn in St. Andreasberg (Abb. S. 1300), die dieser Tage eröffnet wurde, verbindet in der höchstgelegenen Stadt Deutschlands den Bahnhof mit dem zweihundert Meter höher liegenden Stadtinnern. Die nur 1700 Meter lange Strecke führt durch ein prächtiges Stück Harzromantik. Der Touristen- und Wintersportverkehr in dem beliebten Ort dürfte sich durch die neue Bahn, deren Anlage Dreiviertelmillionen gekostet hat, wesentlich heben.

Schönheitskonkurrenzen in Bädern (Abb. S. 1300) sind in diesen sommerlichen Tagen ein beliebtes Zerstreuungsmittel für die Kurgäste. Unser Bild zeigt die siegreichen Schönen von Reichenhall, wo ein Sommernachtsfest durch den Schönheitswettbewerb eine besondere Spannung erhielt.



Staatsrat **Asser**, bekannter niederländischer Staatsrechtslehrer, † am 29. Juli zu Haag, 75 Jahre alt (Portr. untenst.).

Opernsänger **Julius Barré** aus Düsseldorf, † beim Eisenbahnunglück in Bramminge in Jütland (Portr. nebenst.).



Opernsänger Julius Barré †

Prof. Dr. **Louis Bourget**, bekannter Spezialist für Verdauungskrankheiten, † in Lausanne.

W. Chr. **Christophersen**, ehemaliger norwegischer Minister des Aeußern, † in Christiania am 26. Juli im Alter von 81 Jahren.

Wirkl. Geh. Oberjustizrat A. **von Ditfurth**, Oberstaatsanwalt beim Oberlandesgericht in Kassel, † in Kassel am 28. Juli im Alter von 65 Jahren.

Reichstagsabg. Prälat Dr. **Lender**, Alterspräsident des Reichstags, † am 29. Juli im Alter von 83 Jahren zu Sasbach, Baden (Portr. nebenst.).



Prälat Dr. Lender †



Staatsrat Asser †

Geh. Sanitätsrat Dr. Oskar **Mylius**, bekannter Mediziner, † in Rathenow am 22. Juli, 85 Jahre alt.

Kommerzienrat Fritz **Riedel**, bekannter Großindustrieller, † in Bad Homburg am 28. Juli im Alter von 60 Jahren.

Generalleutnant a. D. Bruno **Roessel**, † in Berlin-Wilmersdorf am 23. Juli im Alter von 72 Jahren.

Geistl. Rat Professor Dr. theol. Jos. **Schönfelder**, früherer Professor für die biblisch-orientalischen Sprachen und alttestamentarische Einleitung und Exegese an der Universität München, † in München am 23. Juli im Alter von 74 Jahren.

Geheimer Regierungsrat Reinhold **Trinius**, Schulrat a. D., Ritter hoher Orden, † in Potsdam am 25. Juli im Alter von 82 Jahren.

Geh. Regierungsrat Dr. Otto **Vogel**, Provinzialschulrat a. D., † in Spiez am Thurner See im Alter von 71 Jahren.



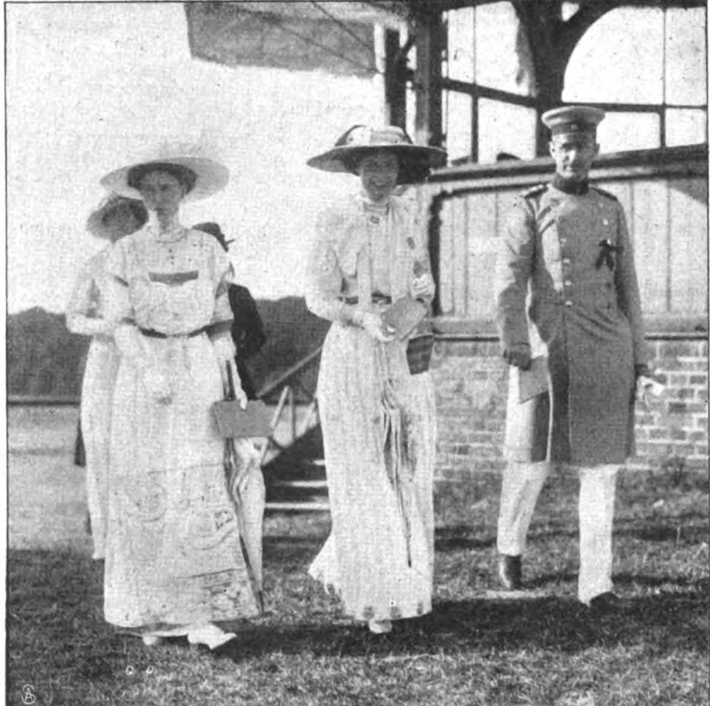
Situationskarte zu den kriegerischen Ereignissen auf dem Balkan.

Nummer 31.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage


Seite 1293.

König Konstantin von Griechenland im Hauptquartier.
Vom griechisch-bulgarischen Kriegschauplatz.





Kammerphot. Kranzfelder.

Erzherzog Karl Franz Josef
mit seinem Sohn Erzherzog Franz Joseph.

Die Kronprinzessin und das Großherzogspaar von Mecklenburg bei der Ankunft auf der Rennbahn.

Vom Reit- und Fahrturnier auf der Doberaner Rennbahn.

Phot. A. E. Hohlwein.



Der Großherzog von Mecklenburg mit seinem Juckergespann als Sieger im 40-Kilometer-Fahren.

Links unten:

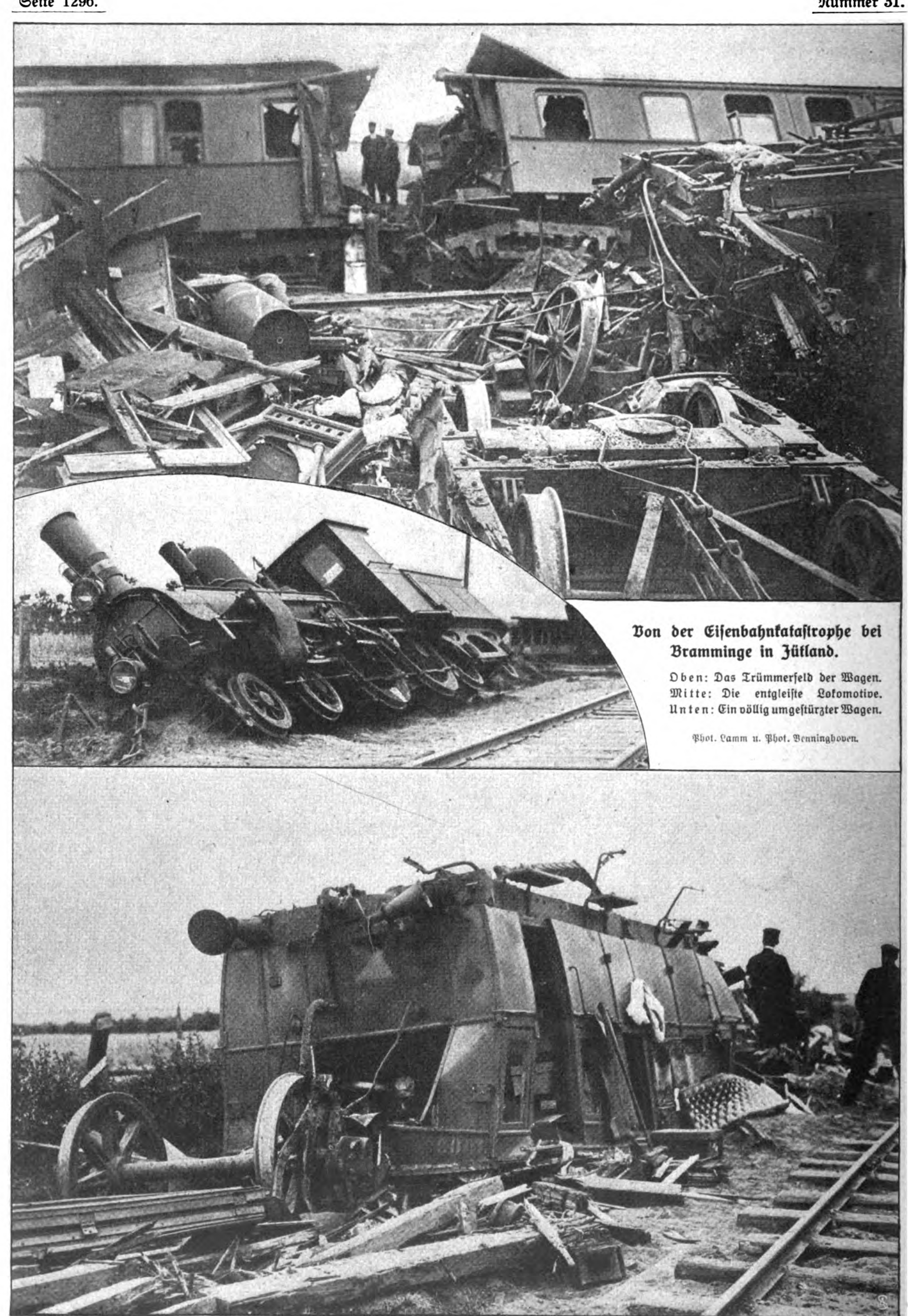
Ein guter Hochsprung im Heiligendammer Jagdspringen.



Bootsmanöver der Besatzung S. M. S. „Hertha“.
Rechts: Der Kaiser beim Turnen der Kadetten S. M. S. „Hertha“.
Unten: Ball an S. M. J. „Hohenzollern“.

Von der Nordlandreise des Kaisers.

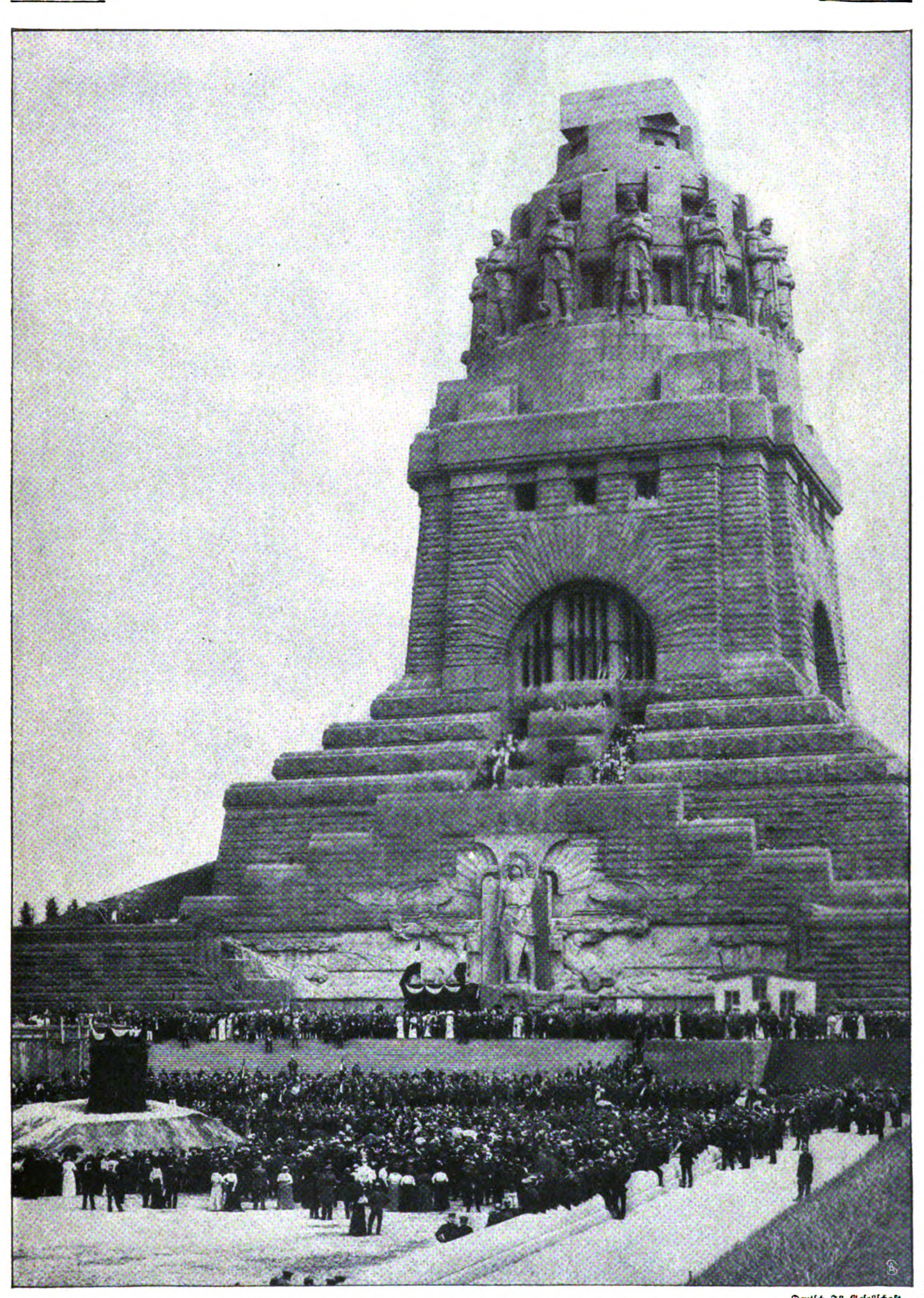
Phot. Jürgensen.



Von der Eisenbahnkatastrophe bei Bramminge in Jütland.

Oben: Das Trümmerfeld der Wagen.
Mitte: Die entgleiste Lokomotive.
Unten: Ein völlig umgestürzter Wagen.

Phot. Lamm u. Phot. Benninghoven.



Deutsch. Ill. Gesellschaft.

Von der patriotischen Feier des Reichsfeuerwehrverbandes am Völkerschlachtdenkmal in Leipzig.



K. u. k. Hofphot. Jos. Jabuota.

Vordere Reihe sitzend von links: FML. F. v. Csanády; FML. R. Stöger-Steiner Edl. v. Steinstätten; FML. K. Kr.tek; FZM. F. Ritt. v. Bockenheimer; Ch. d. Gnstb. G. d. J. Fhr. Conrad von Hötzendorf; FML. K. Gf. Huyn, FML. W. Wurm; FML. J. Fhr. Kirchbach auf Lauterbach; Gm. H. Ströhr. Zweite Reihe von links: Gm. K. Gelb Edl. v. Siegesstern; Gm. A. Ritt. v. Brudermann; Obst. Th. Stipek; Gm. Th. Fordt; Gm. F. Höfer Ritt. v. Feldsturm; Gm. M. Ritt. v. Flick; FML. J. Nikic; Obst. F. Kloiber; Gm. F. Kanik; Gm. G. Bscheiden; Mjr. Adj. R. Kundmann. Dritte Reihe von links: Mjr. A. Purischer; Mjr. A. Nowakowski; Gm. E. Edl. v. Sellner; Ob. J. Metzger; Obst. A. Richard v. Rostoczil; Obst. L. Greiner; Hptm. K. Wandas; Hptm. R. Jaschke; Obst. R. Jellenchich; Mjr. J. Lemesic Edl. v. Bebrinagornja; Obst. B. Grzesicki. Oberste Reihe von links: Mjr. O. Pflug; Hptm. R. Hazl; Mjr. O. Slameczka; Hptm. L. Klusacek; Hptm. R. Schilhawsky Ritt. v. Bahnbruck; Hptm. F. Ritt. v. Förster-Streffleur; Oblt. J. Kramar.

Von der diesjährigen Reise des k. k. österreichischen Generalstabes: Die Teilnehmer in Wels.



Phot. Hoenisch.

Geheimrat Hermann Credner †
Leipzig, berühmter Geologe.



Phot. Willinger.

Signora Stagno,
Tochter der Bellincioni, wurde der amerik. Hammersteinoper verpflichtet.



Phot. Hoffmann.

Archivrat E. v. Destouches,
der Gründer des Museums.

Das Museum.

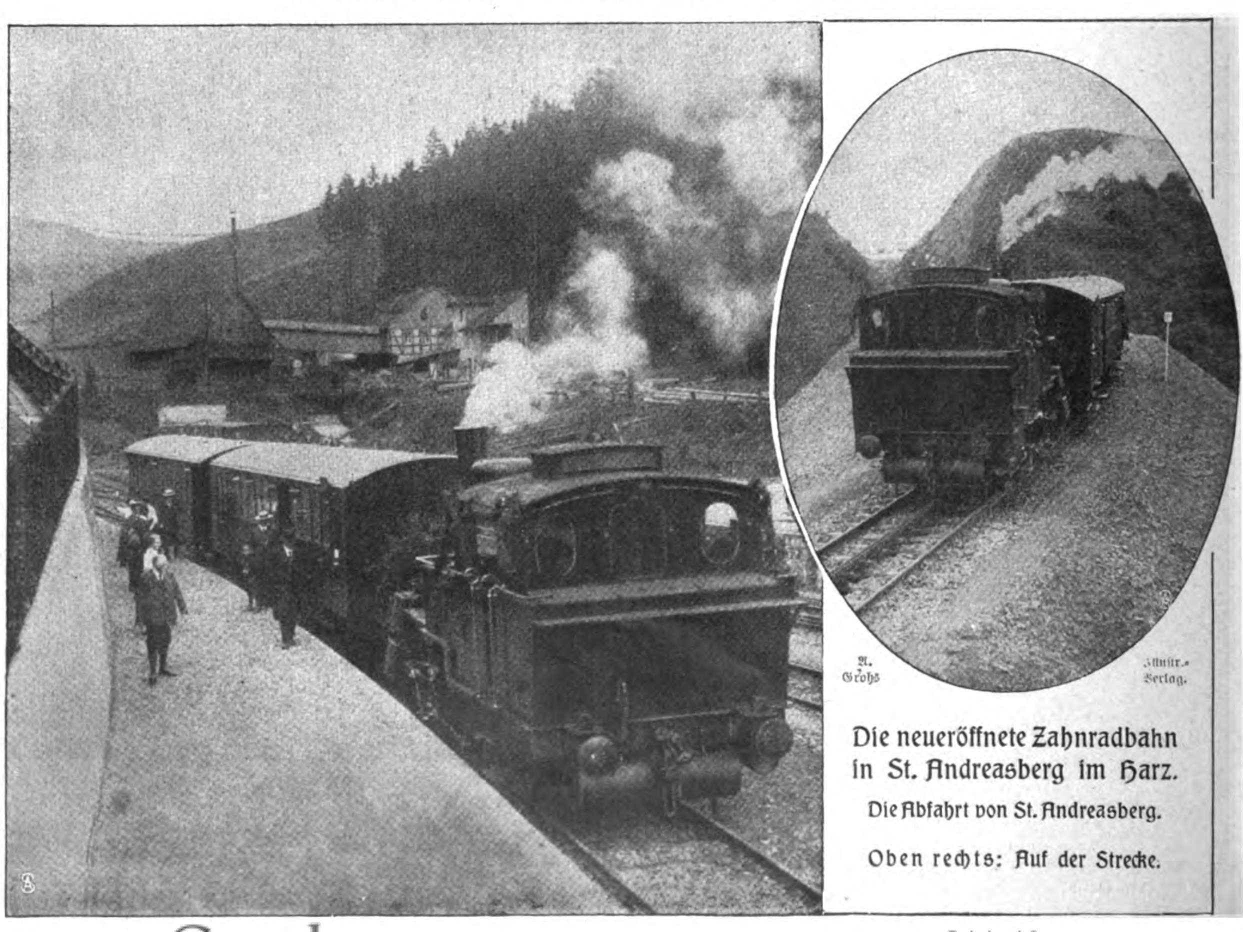
Zum 25jähr. Jubiläum des Historischen Museums der Stadt München.



Phot. Grainer.

Sitzend von links: Frl. Emilie von Mann, Rosenheim. Fr. Direktor Gisa Eibenschütz, Tarnow (Erster Preis). Fr. Dr. Annie Cornet, Bad Reichenhall (Zweiter Preis). Frl. Thea Narr, Nürnberg (Dritter Preis). Stehend von links: Frl. Dora Bergner, Bromberg. Frl. Lulu Senninger, Bad Reichenhall. Frl. Natascha Olschevska, Riga. Frl. Eva Ulbricht, Thorn. Frl. Mimy Georgescu, Bukarest.

Die Preisträgerinnen in der Schönheitskonkurrenz in Bad Reichenhall.



A. Grohs — Illustr.-Verlag.

Die neueröffnete Zahnradbahn in St. Andreasberg im Harz.

Die Abfahrt von St. Andreasberg.

Oben rechts: Auf der Strecke.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

10. Fortsetzung.

Susanne legte ihre warmen, weichen Lippen auf die knochige Hand der alten Exzellenz, so zärtlich und dankbar, daß die alte Frau plötzlich in einer ihr fremden Verlegenheit das Haar der Schwiegertochter streichelte.

„Ja, nicht wahr, Mama, schrecklich eigensinnig sind die Oberwalls“ . . .

„Man kann es auch so nennen.“ — Wieder das gleiche, halb spöttische, halb mitleidige Lächeln auf den strichdünnen Lippen.

„Auch Gerhard ist eigensinnig, nicht wahr?“

Sie sprach den Namen französisch aus, mit leiser Befangenheit, wie sie Menschen eigen, die einen Namen selten nennen.

„Das könnte sein, liebes Kind. Wenn auch in anderer Weise.“

Susanne seufzte auf. In ihren Augen glänzten Tränen.

„Nach dem Tod meines Vaters fuhr ich endlich nach Haus. Es war gewiß sehr traurig, wie ich meine Mutter wiederfand — Ahnchen heißt sie, seitdem Gerhard auf der Welt ist. Aber selbst in dieser Trauer lag Glück. Denn ich war in meiner Heimat.“

Ein bißchen enttäuscht legte sich die Exzellenz in den Sessel zurück . . . „Und das war alles?“

Susanne zog ein großes, weißes Leinentaschentuch heraus, hauchte es an und preßte es gegen ihre Augen.

„Dann kam das Schlimmste. Ein paar Jahre später. Andre holte den Knaben. Ich fiel ihm zu Füßen. Ich bettelte. Bot ihm all mein Hab und Gut an. Er sagte: ‚Du kannst mitkommen, wenn du willst, aber der Junge bleibt bei mir, wird von mir erzogen.‘“

Bei dieser Erinnerung schluchzte Susanne laut auf.

„Na . . . na“ . . . begütigte die Exzellenz. Und in der ihr eigenen brüsken Art fügte sie hinzu: „Sie haben immer zu viel geheult, liebes Kind, statt vernünftig zu handeln.“

Susanne schüttelte den Kopf.

„Nein . . . glauben Sie das nicht. Ich war nie unvernünftig.“

Sie schluckte wieder an ihren Tränen, wand sich das Taschentuch um die Finger.

„Ahnchen ließ Kasper kommen, unseren alten Schäfer. Er war schon damals blind und über siebzig Jahre alt. Sie sagte ihm, um was es sich handelte, und fragte ihn um Rat.“

Gräfin Marie Antoinette hob die Augen zur Decke.

„Nichts für ungut, liebes Kind, aber Sie haben da ein kurioses Familienorakel.“

Susanne beachtete den Einwurf nicht. Schneller als sie bisher gesprochen, beinah flüsternd fuhr sie fort: „Kasper versprach seine Antwort für den nächsten Tag. Es war die letzte Frist, die Andre mir gelassen hatte. Abends, ganz heimlich kam er zu Ahnchen ins Zimmer, wo auch ich mich befand. Erst betete er ein stilles Vaterunser, dann sagte er — ich solle meinen Sohn nur ruhig dem Vater geben. Denn wenn auch sein Körper mitginge, seine Seele bliebe bei uns. Und da die Seele stärker wäre als der Körper, würde sie auch den Körper zu uns zurückziehen. ‚Die Heimat wird ihn wieder haben‘, das waren seine Worte. Und dann sagte er noch, ich solle nach Lourdes wallfahren und der unbefleckten Jungfrau eine viereckige rote Marmortafel in der Basilika stiften mit der goldenen Inschrift: ‚Maria, Gütige, führe uns deine Wege.‘ Das habe ich alles getan. Nun können Sie nicht mehr sagen daß ich unvernünftig bin, liebe Mama!“

Die Exzellenz blinzelte die Schwiegertochter verwirrt und beinah hilflos an.

„Ja . . . wenn Sie das Vernunft nennen“ . . .

Sie sprach Deutsch jetzt, wie um selbst Haltung zu gewinnen oder um der Schwiegertochter etwas von ihrer Sicherheit zu nehmen.

„Es ist immer vernünftig, den Geboten innerster Überzeugung zu folgen“, antwortete Susanne ebenfalls deutsch.

Die alte Exzellenz fühlte, daß sie immer mehr Boden unter den Füßen verlor. Sie lenkte ab:

„Wie kommt es, daß Sie so gut Deutsch sprechen, liebes Kind?“

„Durch einen Zufall: Mein Klavierlehrer war ein Deutscher. Als er sah, daß ich kein Talent hatte für Musik, schlug er meinen Eltern vor, mir deutschen Sprachunterricht zu geben. Meine Eltern, die ihn nicht um seinen Verdienst bringen wollten, willigten ein. Später, als das Kind fort war, nahm ich meinen alten Lehrer auf den Hof, um die Sprache nicht zu vergessen, die Gerhard jetzt vielleicht lieber spricht als seine Muttersprache.“

Ihre Stimme brach ab.

„Ja . . . ja“ . . . sagte die Exzellenz mit schweren Lidern. „Aber wieso auf den Hof?“

Die weiche, volle Stimme der Schwiegertochter schläferte sie ein wie Musik.

Susanne lächelte.

„Schloß kann man unser Haus nicht nennen. Ein richtiger großer provenzalischer Meierhof ist es — eine halbe Stunde von der Camargue entfernt, wo die Herden weiden. Kennen Sie die Camargue, liebe Mama?“

Die alte Exzellenz lag im Sessel und lächelte mit geschlossenen Augen. Eine drollige Frage war das. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Liebe . . . südlicher als Paris bin ich nie gewesen.“

Dann schlief sie ein.



Als Gerhard Oberwall in dieser Nacht erwachte, erblickte er eine dunkeläugige Frau, die regungslos an seinem Bett saß. Er wußte gleich, daß dies seine Mutter war.

Aber er rührte sich nicht.

Nur seine Stirn verzog sich schmerzhaft.

„Mon petit enfant", flüsterte Susanne Oberwall, und ihre heißen, weißen Lippen drückten sich auf seine Hand.

Sie wiederholte auf deutsch: „Mein lieber, kleiner Junge" . . . Und ihre weichen, weißen Hände legten sich fest und zärtlich an Gerhards Wange.

Etwas war in ihrer Stimme, was ihn durchrieselte wie ein warmer Strom. Er schloß wieder seine Augen, drückte seine Wange fester gegen die weiße, zärtliche Hand. Seine Finger tasteten im Halbdunkel nach ihrer Schulter, glitten ab von ihrem Arm, fielen kraftlos auf die Decke zurück.

„Warte, mein Liebling, warte." . . .

Sie beugte sich tief über ihn, bettete seinen Kopf an ihre Brust, streichelte sein feines, blondes Haar, küßte seine Stirn.

„Warte, mein Liebling, warte." . . .

Behutsam legte sie seinen Kopf zurück in die Kissen.

„Ich habe dir was mitgebracht. Rate." . . .

Ein Lächeln huschte über seine Lippen. Wie drollig die Frau mit ihm sprach — wie mit einem ganz kleinen Jungen. . . . Das milchige Licht der kleinen Nachtlampe fiel jetzt gerade auf ihr Gesicht. Und er erkannte das Gesicht seiner Mutter — wie er es oft als Kind über sich gesehen — wie er es geliebt hatte so lange Jahre, bis die Entfremdung gekommen war, bis die Zeit ausgelöscht hatte, was sehnsüchtig in ihm nach ihr rief. Und er vermeinte den Duft zu verspüren — der länger noch als die Züge ihres Gesichtes die Erinnerung an die Tage seiner Kindheit wachgehalten hatte. Ein Duft von gedörrten Rosenblättern und Heu, der Sommerstimmung gab im tiefsten Winter.

Ganz unbewußt löste sich das Wort „ma mère" von seinen Lippen. Noch zögernd erst, wie verschämt.

Die Mutter aber lachte ganz leise und glücklich vor sich hin, drückte beide Hände des Sohnes leidenschaftlich gegen ihre Brust, flüsterte: „Wir zwei, mein Liebling — nicht wahr, wir zwei gehören zusammen?" Gleich darauf aber ließ sie seine Hände los und band ein kleines, graues Leinwandsäckchen an die Messingstelle seines Bettes, gerade oberhalb seines Kissens.

„Paß auf, mein Liebling, wie schnell du jetzt gesund wirst. In diesem Säckchen habe ich dir die zu Pulver verriebene Kohle mitgebracht von jedem Holzscheit, das wir in der Weihnachtszeit verbrannt haben. Weißt du noch — wie du selbst immer als Jüngster Feuer machen mußtest im Kamin am Weihnachtsabend? Weißt du noch? Nachdem du fort warst, mein Einziger, hat Kasper als der Älteste auf dem Hof das Scheit in Brand gesetzt. Und jedes Jahr hat er ein Stückchen Kohle aufgehoben, zerstoßen und in ein Säckchen gegeben. Sieh, mein Liebling, wie dick das Säckchen jetzt ist?! So viele Jahre hast du gefehlt zu Weihnachten. . . . Und wie du so krank wurdest, da ließ Kasper das Säckchen weihen und gab es mir mit, daß ich es an deinem Bett anbringe. Nun wirst du auch gesund, mein lieber, guter Junge. In wenigen Tagen wirst du gesund. Nicht wahr, mein Liebling, du versprichst mir, du wirst gesund?"

Er lächelte befangen und doch wie bezwungen von der heißen Leidenschaftlichkeit ihrer Worte.

„Das Leben ist so wundervoll in unserer Heimat, mein geliebter Junge. Hast du denn unseren blauen Himmel ganz vergessen, sag? Und unsere Sonne? In goldenen Garben strahlt sie vom Himmel herab! Da wirst du im Gras liegen, mitten unter Blumen und silberschimmernden Olivenbäumen. Wie große Schlangen sehen die Stämme aus, hast du mal als kleiner Junge gesagt. Und da hattest du auch vor wirklichen Schlangen Angst. Sie sind auch nicht giftig bei uns, und Kasper weiß sie abzurichten, daß sie folgsam werden wie kleine Hunde. Jetzt ist es schon so warm bei uns wie mitten im Sommer, und nächsten Sonntag wird die Farandole getanzt in unserer Arena, und Kaspers Urenkel wird zum erstenmal dem Stier die Kappe von den Hörnern reißen in der Camargue. Kannst du dich auf die Camargue besinnen, mein Liebling? Weißt du noch, wie wir auch mal mit dem großen Wagen hinausgefahren sind, und wie alle Nachbarn da zusammengekommen waren und ihre Wagen und Karren im Kreis aufgestellt hatten, daß es aussah wie ein Zirkus? Und wie Kasper dann unseren hübschen abgerichteten Stier mit flatternden Bändern in den Kreis führte, und wie die jungen Leute ihm Bänder und Kokarden zu entreißen suchten? Die Sonne leuchtete so herrlich, und du schriest und wolltest auch hinunter, und da warf dir ein junger Bursche ein rotes Band in den Wagen hinein, und die Frauen und Mädchen standen alle aufrecht in den Wagen und warfen mit Blumen und wehten mit ihren Tüchern. Weißt du noch? Da hast du dich mir noch um den Hals geworfen und gerufen: ‚Ich werde auch mal dem Stier die Kokarde abreißen . . ich auch!' Und die ganze Nacht darauf hast du im Schlaf mit dem Stier gekämpft, und all deine Decken und Kissen hast du aus dem Bett geworfen, und die Eisenstange hast du verbogen — so kräftig warst du! Und schließlich mußte ich Ahnchen rufen . . . Weißt du noch Ahnchen . . . Ahnchen?"

„Ahnchen!" . . .

Gerhard Oberwall richtete sich auf. Seine Augen blickten weit geöffnet gerade aus. . . Es war, als durchdränge ihr Blick die dicken Mauern des Zimmers, die lange Reihe kalter, einförmiger Jahre. . . .

Sein Kinderland war vor ihm erstanden — sein sonniges, heißes, frohes Kinderland . . . Vergangenheit und erträumte Zukunft.

„Ahnchen!" . .

Die schöne schwarze Frau mit der weißen Haube — seine Großmutter dort unten im Sonnenland. Die Großmutter mit den immer regen Händen, den bauschigen, schwarzen Röcken, den strengen und doch zärtlichen Augen.

„Ahnchen ist sehr alt geworden", sagte Susanne Oberwall. „Aber sie will nicht sterben, bevor sie dich nicht wiedergesehen hat."

Gerhard nickte: „Ich komme . . . Gewiß . . . ich komme!" . . .



„Weißt du noch ihr Lied, mein Liebling? Weißt du noch?“

Er schüttelte langsam den Kopf.

Ganz leise, kaum hörbar summte sie:

„Lou proumié jour de mai
Larilai.“ . . .

„Was ist dir“, unterbrach sie sich plötzlich, ganz erschreckt, als sie sah, wie sich Gerhards Augen in starrem, seltsamem Blick auf sie richteten.

„Ich komme. Aber ich komme nicht allein. Lou.“ . . . Seine Stimme brach ab, er fiel zurück in die Kissen.

„Sie heißt Lou“, sagte er abgerissen. Seine Gedanken zerflatterten wieder, verwirrten sich.

Susanne Oberwall aber lachte ganz leise, ein glückliches, kindliches Lachen, lehnte ihren Kopf an die bleiche Wange des Sohnes.

„Das wußten wir ja. . . Das hat Kasper uns gesagt. Darum bin ich ja gekommen. Schlaf, mein Liebling — es wird alles gut.“ . . .

Und sie rückte ganz nahe an das Bett heran und hielt die Hand des Sohnes in der ihren, bis das Frühlicht durch die blauseidenen Vorhänge drang, und der Wärter mit schlorrenden Schritten und schlaftrunkenen Augen zum Tisch trat und das Nachtlicht löschte.

* * *

Vergeblich versuchten die Roeckwitzschen Damen in den folgenden Tagen, persönliche Erkundigungen über Gerhard einzuziehen. Graf Oberwall ließ sich nur das erstemal telephonisch sprechen, gab einige ganz nichtssagende, unverbindliche Antworten, lehnte höflich und bestimmt jede „liebenswürdige Einladung“ auch im Namen seiner Frau ab. Seine Frau wäre gar nicht auf Gesellschaften eingerichtet, bliebe auch nur ganz kurze Zeit, „bis Gerhard aus dem Schlimmsten heraus wäre“. Sie vertrüge das Klima so gar nicht — und so weiter.

Später kam der Diener an den Apparat, gab lakonisch Bericht über die Krankheit. Es ginge übrigens von Tag zu Tag besser. Herr von Roeckwitz wurde endlich persönlich geschickt. Er hatte nie ein gewisses Ferngefühl zum Grafen Oberwall überwinden können, fühlte sich nie recht behaglich in Gegenwart des feinen, alten Diplomaten, dessen liebevoll gepflegte Schöngeistigkeit nicht recht zu seinem sehr robusten Haudegentum passen wollte.

Widerstrebend, und nur, weil er bei Uneinigkeit mit seinen Damen stets den kürzeren zog — machte sich Herr von Roeckwitz auf den Weg zum Kupfergraben. Ihm war ganz „flau“ zumute. Er fühlte, daß er sich da ziemlich taktlos aufdrängelte, um seinen Damen gefällig zu sein, die er in diesem Augenblick recht despektierlich: „Verfluchtes Weibervolk“ nannte. Das liebste wäre ihm noch gewesen, man hätte ihn nicht empfangen. Aber der Diener, der nur für die Damen Roeckwitz Instruktionen bekommen hatte, meldete ihn. Gleich darauf kam er zurück: „Der Herr Graf lassen bitten.“

Und dann stand er, Hut und Stock in der Hand, mitten im hellen Arbeitzimmer des Grafen Oberwall, räusperte sich, lachte sehr laut: „Na, altes Haus, was ist denn?

Sehr zurückhaltend, sehr leise antwortete Graf Oberwall: „Aber was soll denn sein, lieber Roeckwitz? Freue mich, daß du kommst.“

„So . . . so . . . freust dich . . . Na ja . . . dann ist's ja gut . . . ja . . . Hm!“

Wieder Räuspern, Lachen, übertrieben langes Händeschütteln.

„Also unserm Jungen geht's besser — na also! Gratuliere, gratuliere. War doch eine vernünftige Idee von deiner Frau Gemahlin, daß sie selbst gekommen ist. Eine Mutter — das ist die einzige richtige Pflegerin.“

„Ja, gewiß.“ . . .

Graf Oberwall setzte sich in das Halbdunkel seiner Schreibtischecke, schob dem Gast eine Kiste Importen zu.

Genüßlich führte Herr von Roeckwitz die Zigarre zur Nase, hob die buschigen, weißen Brauen, knipste umständlich die Spitze ab und rauchte an. Zwischendurch warf er einen kurzen, heimlichen Blick auf den Grafen Oberwall. Donnerwetter sah der Mann elend aus. Um zehn Jahre gealtert. Den hatte die Krankheit des Sohnes schön mitgenommen — verflucht noch mal!

„Von meinen Damen allerseits herzliche Grüße und Wünsche“ . . .

Roeckwitz wagte sich, den häuslichen Ermahnungen folgend, weiter vor: „Also du machst dir keinen Begriff, wie sich meine Weiber zu Hause aufgeregt haben. Keinen Begriff! Meine Frau wollte sich schon selbst zur Pflege anbieten — ja, wahrhaftig.“

„Sehr liebenswürdig“ — —

„Was heißt liebenswürdig? Nur verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, wenn man so zueinander steht wie wir — nicht wahr? Deine Frau Mutter ist ja auch nicht die Jüngste . . . also bezahlte Pfleger. . . . Meine Älteste hat es sich in den Kopf gesetzt, einen Krankenpflegekursus durchzumachen. Wenn der Junge erst so weit ist, will sie täglich kommen, ihm vorlesen. Ich sage dir — die Weiber! Kranke Männer sind ihnen wie Puppen. Die möchten sie immer nur hätscheln und päppeln.“

„Deine Damen sind wirklich sehr gütig“, sagte Graf Oberwall mit müdem Lächeln.

Roeckwitz streckte die Beine von sich, paffte eine dichte Wolke.

„Na, du weißt doch, lieber Freund, was sich meine Alte so in ihren Kopf setzt — das hält sie fest. Sie fürchtet nur, daß deine Frau Mutter“. . .

Er kaute an der Zigarre, fuhr sich mit dem Daumen über den Schnurrbart. Graf Oberwall saß regungslos in seinem Sessel, half ihm durch kein Wort, durch keine Bewegung.

„Tja . . . also . . . alter Freund, da heißt es nicht lange hinterm Berge halten, nicht wahr . . . ich glaube, deine Frau Mutter ist meinen Damen nicht recht grün.“

Graf Oberwall kreuzte die Hände über den Knien und tippte die Daumen aneinander: „Wir waren selten der gleichen Meinung, meine Mutter und ich“, sagte er, ohne Roeckwitz anzusehen.

Sehr hastig unterbroch Roeckwitz: „Na, das ist ja auch ganz egal! Die verehrte Exzellenz hat schließlich nicht die entscheidende Stimme. Da kommen zuerst die Eltern“ . . .

In diesem Augenblick hielt sich der gute Roeckwitz für einen großen Diplomaten — denn er hatte — wie ihn dünkte — unmerklich das Gespräch auf den sprin-

genden Punkt gebracht, wie er das nannte. Er richtete sich etwas breitspurig in seinem Sessel auf, strich seinen Schnurrbart in die Höhe und fuhr fort: „Darum, lieber Oberwall, wäre es unser aller Wunsch, deine verehrte Frau Gemahlin kennen zu lernen, und der Zweck meines Besuches ist — offen heraus gesagt — die Hoffnung, ihr vorgestellt zu werden."

Graf Oberwall war nicht überrascht. Er kannte die Menschen, wußte, daß die Besten unter ihnen unter dem Vorwand oder sogar in ehrlich gemeinter Herzlichkeit vor keiner Indiskretion zurückschreckten, wenn es galt, ein Ziel zu erreichen. Mit einer müden Bewegung, die Roeckwitz neu war an ihm, drückte er auf den elektrischen Knopf.

„Ich werde meine Frau herbitten lassen", sagte er.

Roeckwitz warf die Zigarre fort, sprang von seinem Sitz auf.

„Na also ... ich wußte es ja!"

Sein gerötetes Gesicht strahlte.

„Was die Weiber sich alles einbilden! Sie haben fast mit mir gewettet, daß ich deine Frau nicht zu sehen kriege. So was Verrücktes."

Er lachte, schlug sich wohlgelaunt auf seinen runden Magen, zwinkerte verstohlen vor sich hin, während Graf Oberwall dem Diener den Auftrag gab, „die Frau Gräfin herzubitten", wurde dann wieder ernst, sagte leise und sehr vertraulich: „Kannst überzeugt sein, lieber Freund, daß ich nichts mißverstehe. Wirst wohl deine Gründe gehabt haben, warum du uns nie von deiner Frau erzählt hast. Aber glaube mir — das beste ist immer in solchen Fällen: den Stier bei den Hörnern packen."

Graf Oberwall stand auf und machte eine Bewegung mit den Schultern, wie wenn er eine sehr lästige und drückende Berührung abschütteln wollte.

Er hatte sich immer als Einzelwesen empfunden; eine Ausnahmestellung — die keine Fläche zur Kritik und noch weniger zu intimen Vergleichen bot — liebevoll gepflegt. Jetzt war er für Roeckwitz das gleiche, was jeder verheiratete Mann war, der „eine Geschichte mit seiner Frau gehabt hatte". Und die Banalität dieser Auffassung mit den sich daran knüpfenden Ratschlägen verwundete ihn wie eine dreiste Berührung.

Der Diener trat wieder ein, öffnete die Tür, meldete: „Die Frau Gräfin."

Susanne Oberwall trat ein.

Ein ganz schlichtes, fast unmodernes schwarzseidenes Kleid umschloß ihre üppige Gestalt. Ihr Gang war langsam und wiegend, entbehrte aber nicht einer gewissen Würde.

„Du wünschtest mich zu sehen, Andre" . . .

Graf Oberwall ging ihr entgegen, strich mit den Fingern leise über ihren vollen Arm: „Ich wollte dir Herrn von Roeckwitz, den nächsten Freund unseres Hauses, vorstellen, liebe Susanne."

„Freut mich sehr", sagte sie und streckte ihm ihre Hand zur Begrüßung hin.

„Gnädigste Frau, ich bin sehr glücklich" . . .

Roeckwitz küßte die dargebotene Hand, räusperte sich und blieb mitten im Satz stecken. Das schöne, ruhige Gesicht der noch merkwürdig jungen und doch sehr mütterlichen, fast matronenhaft angezogenen Frau verwirrte ihn. So hatte er sich die Gräfin Oberwall nicht vorgestellt.

„Nimm Platz, Susanne", sagte Graf Oberwall.

Gehorsam setzte sie sich, faltete die Hände im Schoß des sich bauschenden Kleides.

Sie wußte bereits von der alten Exzellenz, welche Rolle die Roeckwitzsche Familie im Haus Oberwall spielte. Es tat ihr leid, daß der freundliche alte Herr sich so vergeblich „in Unkosten" stürzte für sie. Aber sie wollte ihren Mann nicht verletzen, war fast liebenswürdig in ihren Antworten und Erkundigungen nach den Damen. Ihr wundervolles weiches Organ gab ihren Worten erhöhte Bedeutung. Roeckwitz fand sie bezaubernd, vergaß die Zeit, den Zweck seines Besuches, machte ihr den Hof in ungeschickter, tapsiger Ritterlichkeit.

„Wann werden wir das Glück haben, Sie bei uns zu sehen?"

„Sobald ich meinen Sohn verlassen kann. Ich bin Ihren Damen eine Dankesvisite schuldig."

„Sprechen Sie nicht von Dank, Gnädigste, wir haben zu danken für alle Beweise von Freundschaft, die uns Ihr Gatte gegeben. Und wenn erst unser lieber Junge" . . .

„Sie haben einen Sohn, Herr von Roeckwitz?"

Roeckwitz lachte laut auf.

„Ich meine in diesem Fall Gerhard, meine Gnädigste. Wir lieben ihn, wie wir unseren Sohn lieben" . . .

„So . . . ja" . . .

Susanne Oberwall wurde rot, und ihre breiten, weißen Zähne gruben sich in ihre Unterlippe.

„Sie werden doch jetzt ganz hierbleiben, meine Gnädigste?"

Susanne lachte auf.

„Schwerlich, Herr von Roeckwitz. In die Großstadt passe ich nicht. Noch dazu in eine deutsche Großstadt. Nein — ich warte nur auf die Genesung meines Sohnes. Dann fahren wir zu mir aufs Gut. Dort soll er sich erholen."

„Sie entführen . . . Sie nehmen Gerhard mit?!"

Sehr ruhig antwortete Susanne Oberwall: „Unser Sohn ist majorenn, Herr von Roeckwitz. Wir werden uns wohl seinen Wünschen fügen müssen — nicht wahr, Andre?"

„Offenbar!" sagte Graf Oberwall kurz und blickte an seiner Frau vorbei

„Ja . . . hm . . . natürlich . . . selbstverständlich" —

Herr von Roeckwitz mußte auf dem Heimweg immer an das strohdumme Gesicht denken, das er in jenem Augenblick gemacht hatte. Nach dieser Antwort war er nicht lange mehr geblieben, hatte etwas von baldigem Wiedersehen gemurmelt und es vermieden, seinen Freund Oberwall anzusehen. Zu Hause wollte er nichts Bestimmtes sagen.

Frau von Roeckwitz meinte: „Die gute Gräfin Oberwall kann doch nicht plötzlich alle Pläne ihres Mannes über den Haufen werfen!"

Worauf Roeckwitz ziemlich derb erwiderte: „Glaubst du denn, hier allein herrscht das Weiberregiment?"

Dann zog er sich übellaunig in sein einfaches Arbeitszimmer zurück, paffte eine Zigarre nach der anderen und bedauerte es ehrlich, daß aus der Geschichte „gewiß nichts werden würde“. Aber er dachte dabei weniger an seine Tochter als an die wundervollen Augen dieser merkwürdigen Gräfin Oberwall und an das herrliche Organ, das ihm nach den scharfen, nasalen Stimmen seiner Damen so wohlgetan hatte . . .

Frau von Roeckwitz aber gab den Kampf nicht auf. Ein Abend wurde in der Roeckwitzschen Familie festgesetzt, an dem man Graf und Gräfin Oberwall abends zum Butterbrot bei sich zu sehen hoffte.

Graf Oberwall schickte das Briefchen seiner Frau und schrieb darunter: „Wir müssen wohl annehmen.“

Die Exzellenz, die davon erfuhr, lächelte höhnisch: „Sie wollen Sie einfangen, liebes Kind.“

Dann fragte sie, was Susanne anzuziehen gedächte.

„Wenn sie als Gräfin Oberwall auftreten, liebes Kind, dann müssen Sie sich Ihrem Rang entsprechend kleiden.“

Die Mendel sollte in aller Eile eine Schneiderin besorgen, und die Exzellenz ließ ihre Staatsroben vor sich ausbreiten.

„Die Schneiderin wird Ihnen etwas zusammenrichten, der Mode entsprechend.“

Sie wählte ein dunkelrotes Brokatkleid mit prächtiger Chantillyspitze.

„Hier, liebes Kind . . . dazu das Kollier — wie es sich für eine Gräfin Oberwall geziemt.“

Susanne nickte, während heiße, rote Flecken auf ihren Wangen brannten.

Die Exzellenz sah sich um, und da niemand im Zimmer war, zog sie die Schwiegertochter ganz nahe an ihren Sessel heran.

„Seien Sie nicht dumm, liebes Kind. Vergessen Sie nicht, daß Sie einen Gatten haben, daß dieser Gatte ein Mann ist, der nie unempfänglich war für Frauenschönheit.“

„Mama . . . ich bitte Sie“ . . . Glühende Röte stieg Susanne heiß in die weiße Stirn.

Gräfin Marie Antoinette legte ihren Kopf schief auf die Seite, und ihre dunklen Augen funkelten ihre Schwiegertochter an.

„Setzen Sie sich später mit Ihren Heiligen, Ihrem Beichtvater und dem Schäfer Kasper auseinander — wenn Sie das für notwendig halten. Für den Augenblick aber folgen Sie mir. Ich kenne meinen Sohn. Er hat den Kampf beinah aufgegeben. Vergewaltigungen liegen ihm nicht.“

Susanne Oberwall ließ sich auf den Schemel nieder, der neben dem roten Brokatsessel stand, stützte den Kopf in die Hand. Ihr weißes, schönes Gesicht mit den wundervollen Augen hielt sie tief über ihren Schoß gebeugt. Die knochigen Finger der alten Frau gruben sich in ihre Schultern ein.

„Machen Sie keine Dummheiten, liebes Kind. Ich, sehen Sie, war immer mehr Weib als Mutter. Sie aber sind mehr Mutter als Weib. Bei alledem ist der arme Andre zu kurz gekommen. Und wenn mich nicht alles trügt — es brauchte nur ein Wort von Ihnen, damit alles so würde, wie es unter Eheleuten sein soll, damit dies Haus seine Hausfrau und ich — meine Tochter bekäme.“

Susanne antwortete nicht. Sehr ergeben küßte sie die Hand der alten Frau und stand auf. Ihre schönen Augen leuchteten wie verklärt.

„Was eine Mutter für ihr Kind tun kann — das werde ich tun.“

Ein plötzliches Angstgefühl schnürte der alten Frau die Kehle zu.

„Susanne“ . . .

„Ja, Mama“ . . .

Liebevoll beugte Susanne Oberwall ihren schönen Kopf herab. Die alte Frau packte sie an beiden Armen, sah ihr in die Augen, schüttelte sie — wie ein verträumtes Kind, das man aus seinen Träumen aufscheuchen will.

„Betrügen läßt sich Andre nicht — hören Sie?“

Susanne Oberwall aber lächelte ruhig.

„Ich werde ihn nicht betrügen. Ich werde es ihm sagen . . . werde ihn bitten.“

Die Exzellenz nickte, die Hände fielen ihr in den Schoß.

„Eine Frau, die bittet, muß schön sein — merken Sie sich das, Kind“ . . .

Als Susanne dann in Gerhards Zimmer kam, fand sie ihn in einem Lehnstuhl am Fenster. Ein Plaid lag auf seinen Knien, ein anderes um seine Schultern. Vor ihm auf einem Tischchen stand eine getriebene silberne Kassette.

„Ich wollte dir doch den Schmuck zeigen, Mama, den Großmama mir für meine künftige Frau geschenkt hat.“

„Ach ja, Liebling, zeige“ . . .

Sehr eifrig rückte Susanne Oberwall einen Stuhl heran. Gerhard zog eine prächtige Perlenschnur her-

aus, köstliche, funkelnde Ringe, ein Kreuz aus herrlichen Rubinen. Susanne Oberwall spielte wie ein Kind mit all den Dingen, wiederholte immer wieder: „Wie wird sie sich freuen! Du mußt ihr gleich durch mich etwas schicken. Und die Perlen muß sie auf dem Brautkleid tragen — nein, nicht die Perlen. Die bedeuten Tränen. Ich schenke ihr mein Kollier aus Brillanten. Sie wird ja auch eine Oberwall — es ist ihr gutes Recht. Du sagst, sie ist blond? Ja? Sie wird Aufsehen machen bei uns. Eine blonde Frau! Man wird sie für die Fee Estrella halten. Die gute Fee Estrella, die der Provence Leben, Liebe und Fruchtbarkeit schenkt."

Gerhard zog die Hände der Mutter an seine Lippen.

„Seitdem du da bist, Mama, fühle ich neues Leben um mich herum", flüsterte er. „Warum bist du so spät gekommen?!"

„Du hast mich ja nie gerufen, du böser Junge."

Er lachte leise und glücklich.

„Ich hatte es ja vergessen, wie du bist. Ich hatte alles vergessen unter dem kalten, grauen Himmel. Ich war nie glücklich — nie war mir warm. Nie fühlte ich mich froh! Nur wenn ich Lou sah, wenn ich mit ihr sprach... Und so lebte ich mit meinen Büchern und mit einer leisen Hoffnung von einem Tag zum anderen weiter, ohne Freude am Leben."...

Ganz bleich war Susanne Oberwall, während sie die Hände des Sohnes zwischen den ihren hielt.

„Mein lieber, alter Junge" ...

Gerhard lehnte den Kopf an den Sessel zurück und starrte durchs Fenster.

„Manchmal habe ich die Arbeiter auf der Straße beneidet, wenn sie mit großen Bewegungen die Steine in die Erde schlugen. Mir war oft, als verkrüppelte alles an mir."...

„Und da wolltest du Gelehrter werden, mein großer, dummer Junge! Um glücklich zu sein — um leben zu können — bedarf es keiner Bücher. Bei uns draußen — da findest du kaum zehn Bände im ganzen Haus. Nur ein Gebetbuch, ein Kochbuch, ein paar Kalender. Im Sommer haben wir keine Zeit zum Lesen; und im Winter, da lesen wir in den Zeitschriften, die sich angesammelt haben. Denn so ganz verbauern braucht man ja nicht.... Du glaubst gar nicht, wie kluge Menschen und die Natur — Bücher ersetzen können... Guck du nur mal wieder in unseren blauen Himmel hinein!"

Sie rückte ganz nah an ihn heran, drückte ihre Wange an die seine.

„Und wenn du erst deine süße, blonde Frau hast und Kinder und ein paar flinke Pferde aus der Camargue... wirst du da über deine dummen Bücher lachen!" ...

Es war ihm immer, als höre er Märchen, wenn seine Mutter zu ihm sprach ... ferne, liebe Märchen....

Oben in seinem hellen prächtigen Arbeitszimmer aber ging Graf Andre ruhelos auf und nieder. Die Tinte trocknete im kostbaren Malachitbehälter ein, die Bücher lagen aufgeschlagen, doch ungelesen auf Tischen und Stühlen. Die letzten Wochen mit ihren Aufregungen hatten tiefe Spuren auf seinem Antlitz hinterlassen. Seine Augen blickten trübe und finster.

Manchmal blieb er mitten im Zimmer stehen, lauschte mit angehaltenem Atem, erhaschte einen weichen Laut, ein leises Lachen, das Rauschen eines bauschigen, seidenen Kleides — dann stieg ihm das Blut zu Kopf, und er trat ans Fenster, riß es auf, atmete in schweren, gepreßten Zügen die Luft ein mit ihrem bunten, schrillen Großstadtgebrause, schloß das Fenster wieder, ließ sich vor seinem Schreibtisch nieder und verharrte regungslos in seiner dämmerigen Ecke, bis der Diener eintrat mit einem Brief, einer Meldung oder seinem einsamen Mittagsmahl.

Und es kam vor, daß er an einem Tag zwei-, dreimal die Treppe zum Altweiberstübel hinaufstieg und sich wortlos der alten Frau im roten Brokatsessel gegenübersetzte.

Dann legte die alte Exzellenz wohl den Kopf schief auf die Seite und fragte: „Was suchst du bei mir alten Frau? Geh doch zu Frau und Kind hinunter."

Graf Andre Oberwall antwortete nicht. Nur einmal sagte er: „Weißt du, daß Gerhard der letzte Oberwall ist — wenn er kinderlos stirbt?"

„Daran bist du nur selber schuld", antwortete die alte Frau hart. „Du hast eine Frau, die dir zehn Kinder geschenkt hätte, wenn du bei ihr geblieben wärst!"

„Dafür nimmt sie es mir heute, dieses eine Kind."...

Etwas im Ton ihres kühlen und selbstbeherrschten Sohnes ging ihr nahe. So nahe, daß ihr altes, träges Herz zu zittern anfing, und ihre knochigen, glitzernden Hände sich ihm zitternd und zaghaft entgegenstreckten.

„Wir sind doch recht einsam, wir zwei", sagte sie leise.

Aber er ergriff ihre Hand nicht. Als scheute er sich, diese ungewohnte Schwäche in so nackten Worten einzugestehen. (Fortsetzung folgt.)

Blattgestalten.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

> Bei gewohnten Pflanzen sowie bei andern längst bekannten Gegenständen denken wir zuletzt gar nichts, und was ist Beschauen ohne Denken? Goethe.

Goethe gibt keine Antwort auf die selbstgestellte Frage; aber er fährt fort, daß in der ihm neu entgegentretenden Mannigfaltigkeit ihm jener Gedanke immer lebendiger werde, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne. Er war auf der Reise im Botanischen Garten zu Padua, als er diese Worte niederschrieb. Der Gedanke hat ihm keine Ruhe gelassen, wie er selbst im Jahr 1831 bei Gelegenheit eines Wiederabdrucks seiner Metamorphose der Pflanzen sagt. Die verschiedenen Gestalten der Blätter einer Palme, eines Chamaerops, waren es, die in ihm jenen Gedanken auslösten, der so befruchtend auf das Studium der ganzen Pflanzenwelt wirken sollte.

Wieder einmal ist jetzt die Reisezeit gekommen, und



so seien unsere Leser auf die verschiedenen Blattgestalten hingewiesen, die zu betrachten und darüber nachzudenken sie jetzt so reichliche Gelegenheit haben.

Die hauptsächlichste Aufgabe des Blattes ist es bekanntlich, mit Hilfe des grünen Farbstoffes, der sich in den Zellen befindet, die Kohlensäure der Luft zu assimilieren, d. h. ihr den Kohlenstoff zu entreißen und diesen mit jenen Bestandteilen, die wir beim Verbrennen der Pflanzensubstanz als Asche zurückbehalten, den sogenannten Aschenbestandteilen, sowie mit Wasser und Stickstoff zu organischer Substanz zu verarbeiten. Neben dieser Aufgabe hat das Blatt noch die Arbeit, das Wasser, das die Wurzeln in überflüssiger Menge aufnehmen mußten, um die Aschenbestandteile zu lösen, wieder abzugeben. Endlich kommt dem Blatt auch noch die Aufgabe zu, zu atmen, d. h. Sauerstoff aus der Luft aufzunehmen. Aus diesen drei Aufgaben ergibt sich die Gestalt des Blattes. Um möglichst viel Licht zu empfangen, muß das Blatt seine Fläche möglichst vergrößern; um nicht zu viel Wasser zu verdunsten, muß es seine Blattfläche auf ein bestimmtes Maß einschränken. Die Verdunstung wird je nach dem Standort eine ganz verschiedene sein. An frei der Sonne ausgesetzten Stellen wird das Blatt stärker verdunsten als an feuchten Stellen im schattigen Wald. An gegen Wind geschützten Stellen wirken ganz andere Kräfte als an offenen, sehr windreichen Stellen. Eine große Blattfläche wird vom Wind viel leichter zerrissen als eine schmale. Stehen die Blätter dicht gedrängt, so schattieren sie sich gegenseitig mehr oder weniger, d. h., sie nehmen sich mehr oder weniger Licht fort. Da hilft sich die Pflanze dadurch, daß sie die Blattfläche an den beschatteten Stellen erst gar nicht ausbildet, sie versieht das Blatt mit Einschnitten. Der Wirkung des Windes entgeht sie, indem sie das Blatt nicht nur schmäler macht, sondern die große Blattfläche auch in zahlreiche kleine Blattflächen auflöst, das Blatt in ein Fiederblatt umwandelt. Wächst die Pflanze an Standorten, an denen das Regenwasser schnell abfließt, also die Gefahr groß ist, daß durch eine zu starke Verdunstung das Leben der Pflanze gefährdet ist, so hilft sich die Pflanze nicht selten in der Weise, daß sie das Blatt fleischig macht. Denselben Weg schlägt sie aber auch ein, wenn sie auf einem Boden wächst, der reichlich Kochsalz enthält. Hier besteht die Gefahr, daß die Pflanze bei zu starker Verdunstung zu viel Kochsalz aufnehmen könnte. Um dem vorzubeugen, vermindert sie die Verdunstung und stattet die Blätter so aus, daß sie nur wenig verdunsten können. So treffen wir namentlich am Meeresstrand sehr häufig Pflanzen mit solchen fleischigen Blättern.

Aber auch andere äußere Einflüsse wirken bestimmend auf die Blattgestalt. Gar nicht selten treffen wir Blätter an, deren Fläche vorn in eine bald längere, bald kürzere Spitze ausgezogen ist. Beobachten wir solche Blätter bei Regenwetter, so sehen wir, wie diese Spitzen das Regenwasser schnell von der Blattfläche ableiten. Die zu ihnen führenden Nerven liegen in vertieften Rinnen, die das Wasser schnell zu den Spitzen hinleiten. Der Zweck ist in die Augen springend. Die Blattfläche soll möglichst bald wieder frei von Wasser gemacht werden, damit das Blatt seine übrigen Funktionen gut ausführen kann. Der von Tieren drohenden Gefahr beugt das Blatt nicht selten dadurch vor, daß es sich mit harten Stacheln versieht; indem es dann die Fläche zerteilt und die einzelnen Lappen in verschiedene Richtungen stellt, umgibt es zugleich die ganze Pflanze mit einem wirksamen Panzer. Hierher sind auch jene Blattgestalten zu rechnen, bei denen die Blattfläche auf schwankendem Stiel befestigt ist, wie wir es z. B. bei unserer Zitterpappel antreffen. Das ewig schwankende Blatt schreckt Raupen ab, sich auf die Blattfläche zu begeben. Ganz absonderliche Formen nimmt das Blatt an, wenn ihm Aufgaben zugewiesen werden, die mit seiner ursprünglichen Aufgabe wenig oder nichts zu tun haben. Bei den Kannenträgern wandelt sich die Blattfläche in einen veritablen Krug um, der innen mit reusenartig gestellten Haaren besetzt ist, damit in den Krug eintretende Insekten ihn nicht wieder verlassen können, sondern schließlich ermattet in die am Grund befindliche Verdauungsflüssigkeit fallen. Ähnliche Blätter können wir an einer heimischen Wasserpflanze beobachten, dem Wasserschlauch, dessen Blätter zunächst in zahlreiche feine Fäden aufgelöst sind, die kleine Fallen ähnlichen Baues tragen. Die zahlreichen in diesen befindlichen kleinen Krebschen zeigen, wie wirksam die Fallen sind. Bei einer anderen heimischen Wasserpflanze, der Aldrovandia, sind die Blattflächen gar als äußerst wirksame Klappfallen ausgebildet, die zusammenklappen, sowie ein kleines Wassertierchen die Blattfläche berührt.

Einen ganz besonderen Reiz gewinnen die Blätter, wenn wir sie vom Standpunkt der Stammesgeschichte der Pflanze aus betrachten. Sehen wir uns eine einjährige Pflanze an, welche noch all ihre Blätter besitzt, dann können wir leicht feststellen, daß sich die Blätter von unten nach oben immer mehr differenzieren, dann aber, wenn die Pflanze in die Blüteperiode kommt, wieder vereinfachen. Wenn wir nun verwandte Pflanzen miteinander vergleichen, dann können wir leicht feststellen, daß dieselben bis zu einem gewissen Punkt dieselbe Blattform besitzen, dann aber Abweichungen zeigen. Bis zu einem gewissen Grad finden wir solche Wiederholungen aber auch an manchen holzigen Gewächsen. Jeder Zweig wiederholt, wenn auch in sehr abgekürzter Form, die Stammesgeschichte der Pflanze.

Zu den Blättern gehören auch die der Blüten. Die Kelchblätter, wenn überhaupt vorhanden, zeigen noch am wenigsten Verschiedenheiten. Dagegen treffen wir an den Blütenblättern entsprechend der mannigfachen Aufgabe, die sie zu erfüllen haben, die verschiedensten Formen an. In erster Linie sind die Schaublätter, die die Insekten auf die Blumen aufmerksam machen sollen. Da ihre Lebensdauer nur eine kurze ist, so sind sie in den meisten Fällen von dünner Textur. Oft sollen sie die Geschlechtsorgane, welche ja ebenfalls Blätter sind, schützen. Da wachsen sie nur ein kurzes Stückchen, bleiben dann aber infolge besonders starken Wachstums ihrer Basis zu einer Röhre vereinigt. Der von den eigentlichen Blättern gebildete Saum nimmt bei manchen die wunderlichsten Formen an. Aber auch die freistehenden Blumenblätter können in wunderbarster Weise ausgebildet sein, wie die zahlreichen Schmetterlingsblumen unserer heimischen Flora lehren. Sehr viel einfacher sind dann meist die inneren Blätter der Blume, die Staubblätter und Fruchtblätter, geformt. Aber auch bei ihnen treffen wir nicht gar zu selten auf ganz wunderliche Gestalten.

Von welchem Standpunkt wir also auch immer die Blätter betrachten mögen, immer werden sie uns eine Fülle der mannigfachsten Anregung bieten. Mögen diese Zeilen dazu anregen, sie auf den Spaziergängen in den Ferien einmal näher zu betrachten. Der Gewinn wird für lange Zeit nach den Ferien ein wertvoller sein.



Am Zugfenster.



Immer die qualmende Wolke zur Seiten,
Windet die Fahrt sich an Bergen hinan;
Unter dem kräuslichen Wolkentor gleiten
Wechselnde Bilder heraus und heran:

Pappeln an regengeschwollenen Bächen,
Dorfdächer, leuchtend in moosgrünem Pelz.
Rotbraune Kuhherden. Moorheideflächen.
Tannen, durchwachsen von grauem Gefels.

Brücken, darüber die Schafherden schlendern.
Triften, mit Blöcken und Holder besetzt.
Heckenumrahmt dort an Buchenwaldrändern
Grabsteine, wo sich der Baumfalke setzt . . .

Immer die qualmende Wolke zur Seiten,
Windet die Fahrt sich an Bergen hinan;
Unter dem kräuslichen Wolkentor gleiten
Wechselnde Bilder heraus und heran:

Streulaubbeschüttete, kupferne Schrägen.
Ruinen im Wald auf verwetterter Wand.
Bänder von höhnübergürtenden Wegen.
Baumstraßen oben am Himmelsrand.

Gruppen von rotfarbnen Bergleuten gehen.
Raben entstreichen auf feuchtgrünem Feld.
Nebel erfüllen die Täler mit Seen.
Jetzt in den Tunnel der nachtschwarzen Welt.

Aber die glänzende Wolke zur Seiten,
Wiegt mich die Fahrt in die Sternnacht hinein.
Unter dem kränzenden Torbogen gleiten
Träume des Tages heraus und herein.

Leo Sternberg.

Die deutsche Kolonie in Teheran.

Von A. M. Gnüffky. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Für den Deutschen im Reich war Persien seit jeher im allgemeinen außerhalb jedes tieferen Interesses. Man wußte wohl, daß die schönen Teppiche dort herkommen, daß Persien auf einem Hochplateau liegt mit sehr viel Sonne und noch mehr Staub, daß ungefähr die Hälfte des Reichs aus unfruchtbaren Salzwüsten besteht, sonst — lag es so weit, noch weit hinter der Türkei! Nur wenn einmal der Schah nach Deutschland kam, wurde das Interesse etwas lebhafter, um aber nach Abreise des Königs der Könige sofort wieder nachzulassen. Durch die Unruhen der letzten Jahre ist ja wenigstens für die politisch interessierten Kreise Persien mehr in den Vordergrund gerückt worden, seit aber Deutschland sich im Potsdamer Abkommen politisch aus Persien zurückgezogen hat, ist auch für den Politiker Persien wieder das gleichgültigste Land geworden. Freilich, Politik treibt Deutschland in Persien nicht mehr, aber deshalb herrscht doch noch reges deutsches Leben; gearbeitet wird mehr wie zuvor, nicht eine Arbeit, die Scheinerfolge laut in die Welt hinausposaunt, sondern stille Kleinarbeit, die, ununterbrochen tätig, Früchte von dauerndem Wert zeitigt, den Persern zum Wohle, dem deutschen Namen zur Ehre.

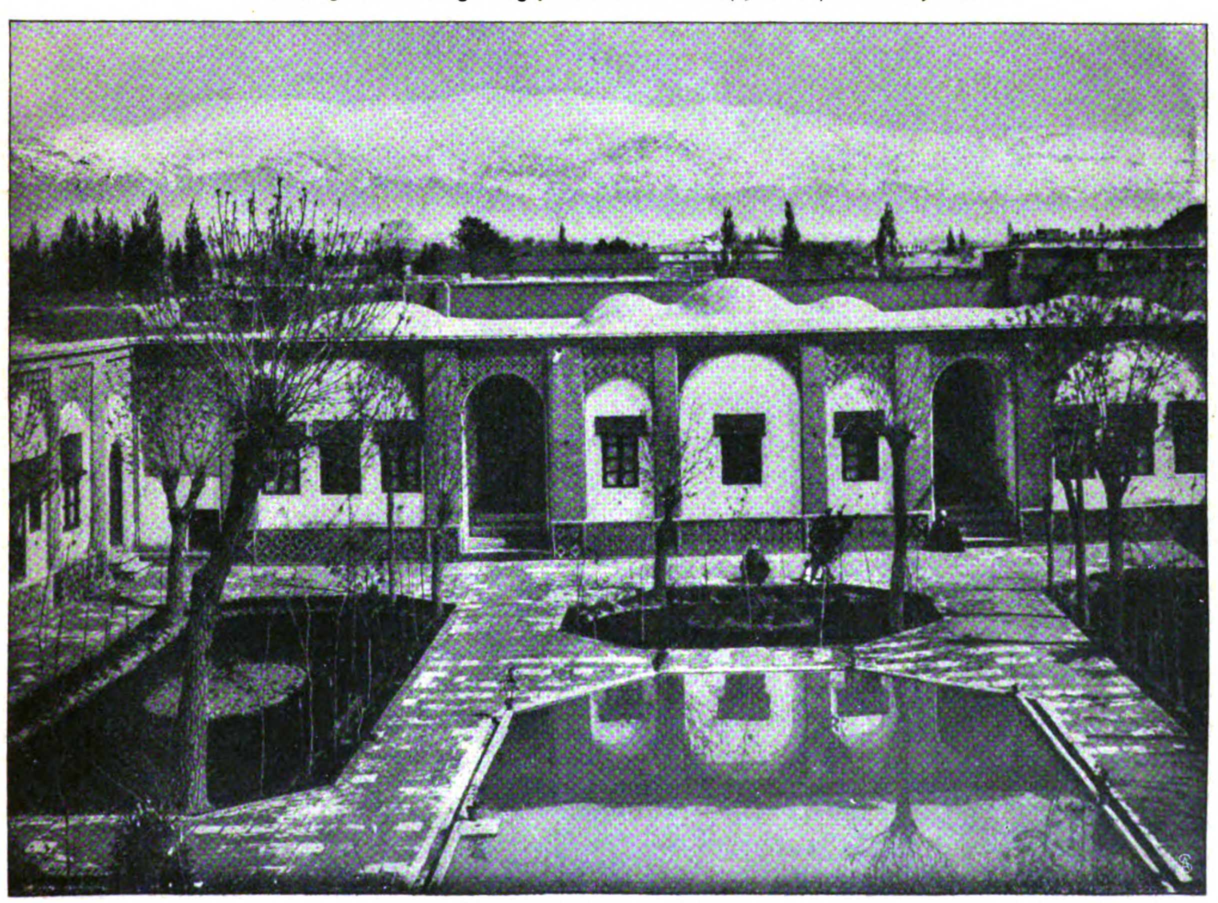
An erster Stelle sei hier des unter deutscher Leitung stehenden persischen Regierungshospitals in Teheran gedacht. Dieses Krankenhaus besteht seit etwa 55 Jahren und wurde anfangs von persischen Aerzten, seit 18 Jahren von dem jeweiligen Arzt der deutschen Gesandtschaft geleitet. Das Krankenhaus genügte natürlich bei weitem nicht europäischen Ansprüchen. Der gegenwärtige Leiter des Krankenhauses Gesandtschaftsarzt Stabsarzt Dr. Ilberg, der seit fünf Jahren in Teheran weilt, hat es sich deshalb vom ersten Tag an zur Aufgabe gestellt, das Krankenhaus nach Möglichkeit umzugestalten. Bei den bescheidenen Mitteln, die die persische Regierung zur Verfügung stellte, und bei gewissen Vorurteilen der Orientalen, die sich nur schwer überwinden ließen, war die Ausgestaltung des Krankenhauses fast unmöglich. Durch die vielen praktischen Aenderungen und Neubauten, die Dr. Ilberg im Lauf der Jahre vornahm, und die er bei den alljährlichen Besichtigungen den persischen Ministern und europäischen Gesandtschaften zeigen konnte, ist endlich auch die persische Regierung überzeugt worden; seit kurzem hat sie größere Mittel für das Krankenhaus zur Verfügung gestellt, damit Dr. Ilberg während seines Kommandos in Teheran nach Möglichkeit noch das Krankenhaus zu einem modernen und auch nach deutschen Begriffen ausreichenden umbaue. Schon jetzt hat das Krankenhaus alle ähnlichen Institute in Teheran bei weitem überholt; es genießt wie kein anderes selbst weit in der Provinz den Ruf eines Musterkrankenhauses.

Die Kranken sind in großen, hellen Zimmern untergebracht, die im Sommer stets frisch, im Winter Tag und Nacht warm gehalten werden. Man sieht auch, daß die Kranken sich wohl fühlen, wenngleich es sich fast nur um Schwerkranke, meist Operierte, handelt. Leichtkranke werden bei den augenblicklichen beschränkten Räumlichkeiten immer noch zum größten Teil ambulant behandelt. Durchschnittlich kommen täglich 150 bis 200 Kranke zur poliklinischen Behandlung. Hier besonders, aber auch bei Operationen bekommen die persischen Studenten praktische Ausbildung. — Mehrere große, helle Operationssäle, ganz mit Kacheln ausgelegt, eine große Poliklinik, Apotheke, Desinfektionsanstalt, Verwaltungsräume, Küche — all diese Einrichtungen wurden in den letzten Jahren neu angelegt, und in allen herrscht peinlichste Sauberkeit. Nur wer längere Zeit im Orient gelebt, weiß, welche Mühe es kostet, solche Neubauten herzustellen und sie dauernd in gutem und sauberem Zustand zu erhalten. — Im letzten Jahr erstand, mitten im schönen Garten gelegen und vom eigentlichen Krankenhaus getrennt, ein besonderes Haus für kranke Europäer. Ein langgehegter Wunsch der europäischen Kolonie und dringende Notwendigkeit. Eine Abteilung für Geisteskranke (30-40) wurde ganz nach deutschem Muster kürzlich fertiggestellt, und eine Abteilung für persische Frauen ist im Bau. Dr. Ilberg beabsichtigt, in diesem und, wenn es ihm gestattet ist, im kommenden Sommer noch mehrere große Neubauten auszuführen. Unter anderem soll im großen Garten des Krankenhauses selbst ein Wohnhaus für den zweiten deutschen Arzt (jetzt Oberarzt Dr. Becker aus Potsdam) gebaut werden, um so eine dauernde Beaufsichtigung des Krankenhauses zu erreichen. Auch die Anstellung einer deutschen Kranken-



Der deutsche Gesandte Prinz Heinrich XXXI. Reuß (in der Mitte stehend) mit den persischen Ministern.
Vor dem Gesandten der Onkel des regierenden Schahs Prinz Nusret (×).

Von der Feier des Regierungsjubiläums des Deutschen Kaisers in Teheran.



Das Krankenhaus in Teheran.

schwester ist beabsichtigt, was auch einem dringenden Bedürfnis entspricht.

Während das Hospital deutscherseits keine Geldbeihilfe erhält, bekommt die deutsche Schule zu Teheran alljährlich vom Deutschen Reich einen Zuschuß, der in diesem Jahr fast die Höhe des persischen Staatszuschusses erreicht hat (deutsch 40,000 M., persisch zirka 45,000 M.). Die deutsche Schule wurde im Herbst 1906 eröffnet mit drei nebeneinandergehenden Klassen; sie wird in diesem Jahr mit der zehnten Klasse voll ausgebaut sein. Die Abschlußprüfung im nächsten Jahr soll den Abiturienten gestatten, in Deutschland eine Hochschule zu besuchen. Das Ziel der Schule aber ist, ein Lehrerseminar anzugliedern, in dem junge Perser, die die deutsche Schule durchgemacht haben, zu Lehrern ausgebildet werden sollen. Diese sollen dann in den Provinzen persische Schulen in deutschem Geist leiten. Leider ist die persische Jugend sehr unbeständig, und nur ein kleiner Prozentsatz ist zu bewegen, die Schule von Anfang bis zu Ende durchzumachen. Und es fehlt an deutschen Unternehmungen, in denen die Schüler nach Absolvierung der Schule untergebracht werden könnten. Jetzt haben sich sowohl die Zollverwaltung als auch die Post und besonders die schwedische Gendarmerie bereiterklärt, Abiturienten der deutschen Schule in bevorzugte Stellungen zu bringen. So ist zu hoffen, daß eine größere Zahl von Schülern die Schule bis zum Schlußexamen besuchen wird, und auch genügend Teilnehmer an dem Lehrerseminar sich finden werden. Die Schule wird zurzeit von etwa 250 nur persischen Schülern besucht. Außer dem Direktor, jetzt Dr. Dräger, sind drei deutsche Oberlehrer und vier deutsche Mittelschullehrer angestellt; außerdem persische Lehrer für die persische, arabische und (islamitische) Religion. Auch



Die Einfahrt zum Krankenhaus.



Das Blumenhaus des Krankenhauses.



Deutsche Schule zu Teheran.



Direktorhaus der deutschen Schule.

die Schule hat in letzter Zeit einige Neuerungen durchgeführt. So wurde eine schöne Villa für den Direktor gebaut und rings um das Schulgebäude ein großer Garten angelegt, der sich schnell entwickelt hat. Die Lehrer finden Wohnung in einem vor einigen Jahren in europäischer Art erbauten Haus; abgesehen davon, daß die Herren in schönen, luftigen Räumen wohnen, wie sie sie so leicht in Teheran nicht finden würden, sind die Lehrer auch außerdienstlich in steter Fühlung. Sie haben so kaum die Empfindung, in der Fremde zu sein. So lebt die Schule in schönster Harmonie und Eintracht ihr Leben für sich, ganz ihrer hohen Aufgabe sich hingebend.

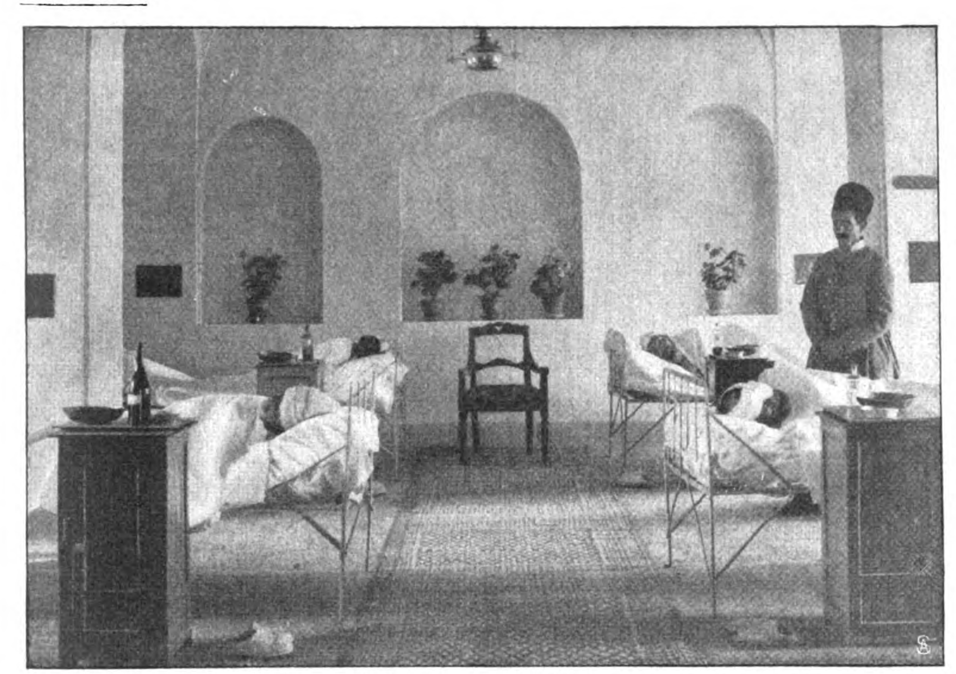
Der Krankenpflege und der Lehrtätigkeit widmen sich die deutsche Orientmission in Aserbeidschan (Zentrale Potsdam), die in Urmia und Choï unter den armenischen Christen wirkt, sowie die Hermannsburger Mission, die in Saudschpulac eine Missionsanstalt mit Schule unterhält und die alten christlichen syrischen Gemeinden in Aserbeidschan und Kurdistan unterstützt.

Auch die Handelsbeziehungen Deutschlands mit Persien nehmen beständig zu. Sind die Zahlen auch noch



Der deutsche Gesandte Prinz Heinrich XXXI. Reuß im Kreis der deutschen Kolonie gelegentlich der Kaiserjubiläumsfeier.

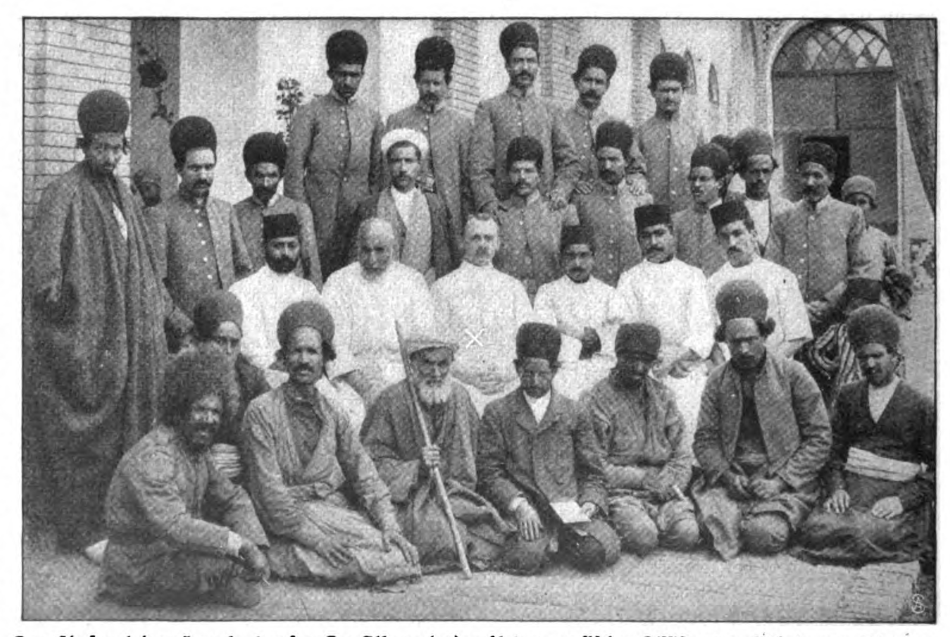




Ein Zimmer im Krankenhaus.

verhältnismäßig klein, so sind sie doch in den letzten Jahren ganz bedeutend gestiegen. Und mehr und mehr kommen deutsche Unternehmungen nach Persien. Ich erwähne hierbei die Persische Teppichgesellschaft A.-G. in Berlin, die in Täbris ein großes Unternehmen gegründet hat mit Zweiganstalten in allen persischen Teppichzentren. Auch Hamburger und Bremer Kaufleute haben ihre Niederlassungen in Persien. Bemerkt sei auch, daß seit Jahrzehnten deutsche Apotheken deutsche Arzneiwaren und Arzneikunde den Persern vermitteln. — Sie alle, Krankenhaus, Schule, Missionen und Handelshäuser, arbeiten gemeinsam, um, unterstützt und geschützt von der deutschen Gesandtschaft, den Persern deutsche Kultur zu vermitteln.

Doch nicht nur bei der ernsten Arbeit findet man uns Deutsche zusammen, auch die frohen Feste sehen uns einmütig beieinander. Regelmäßig zum Geburtstag unseres Kaisers geben Gesandtschaft und Kolonie Feiern. In diesem Jahr gab das Regierungsjubiläum des Kaisers uns noch Gelegenheit zu einem besonderen Fest. Schon am 11. Juni hatte der Kaiserliche Gesandte Seine Durchlaucht Prinz Heinrich XXXI. Reuß die persischen Minister und Großwürdenträger zu einem großen offiziellen Diner eingeladen, an dem auch Prinz Nusret, der Onkel des Schahs, teilnahm.



Der Chefarzt des Krankenhauses Dr. Ilberg (×) mit den persischen Assistenten, Wärtern u. Dienern.

Am 14. folgte dann die deutsche Kolonie der Einladung des Kaiserlichen Gesandten, auf dem Sommersitz der Gesandtschaft in Tadjrisch das Regierungsjubiläum des Kaisers zu begehen. Wurde es schon als sehr angenehm von der Kolonie empfunden, daß in Anbetracht des heißen Wetters „Sommeranzug“ für die Festteilnehmer vorgeschrieben war, so wurde es von einzelnen Mitgliedern der Kolonie ganz besonders geschätzt, daß der liebenswürdige Gastgeber Wagen zur Verfügung gestellt hatte, die die Gäste nach dem Sommersitz der Gesandtschaft bringen sollten. Da eine Wagenfahrt von Teheran nach Tadjrisch unter zwölf Mark nicht zu machen ist, wäre manch einem die Freude an dem Fest vergällt worden oder gar die Teilnahme unmöglich gemacht. So konnten alle leichten Herzens der Einladung folgen, und alle kamen.

Schon gegen fünf Uhr nachmittags trafen die Wagen in Tadjrisch ein, und bald widerhallte der große Park von den Kinderstimmen der spielenden oder der in den schattigen Gängen lustwandelnden Jugend, während die gesetzteren Leute sich um die vielen dargebotenen Erfrischungen gruppierten. Das Diner versammelte gegen acht Uhr die ganze Gesellschaft. Sehr eindrucksvoll waren die in den Gebüschen versteckten Lampions und der Blick von der Tafel aus auf die vom Mond beschienenen schneeigen Höhen des Elbrus-

gebirges. Die Tafel nahm einen fröhlichen Verlauf, wozu außer den gebotenen schönen Dingen besonders die herzliche Liebenswürdigkeit des Gastgebers beitrug. In seiner Ansprache, die in einem Hoch auf den Kaiser ausklang, betonte auch der Kaiserliche Gesandte Prinz Reuß, daß Deutschland in Persien keine Politik treiben wolle; daß wir aber im Schutz des von unserem Kaiser geschirmten Friedens unserer stillen Arbeit nachgehen können, und daß so auch in Persien deutschem Fleiß und deutscher Tüchtigkeit reiche Früchte reifen werden. — Eine besondere Ueberraschung bereitete der Kaiserliche Gesandte den Festteilnehmern durch Ueberreichung einer Erinnerungsmedaille in Bronze, die auf der Vorderseite den Kopf des Kaisers (von Oertel) zeigt, auf der Kehrseite in persischer Sprache die Inschrift trägt: „Zur Erinnerung an das 25jährige Regierungsjubiläum des Deutschen Kaisers von dem Kaiserlichen Gesandten Prinzen Heinrich XXXI. Reuß."

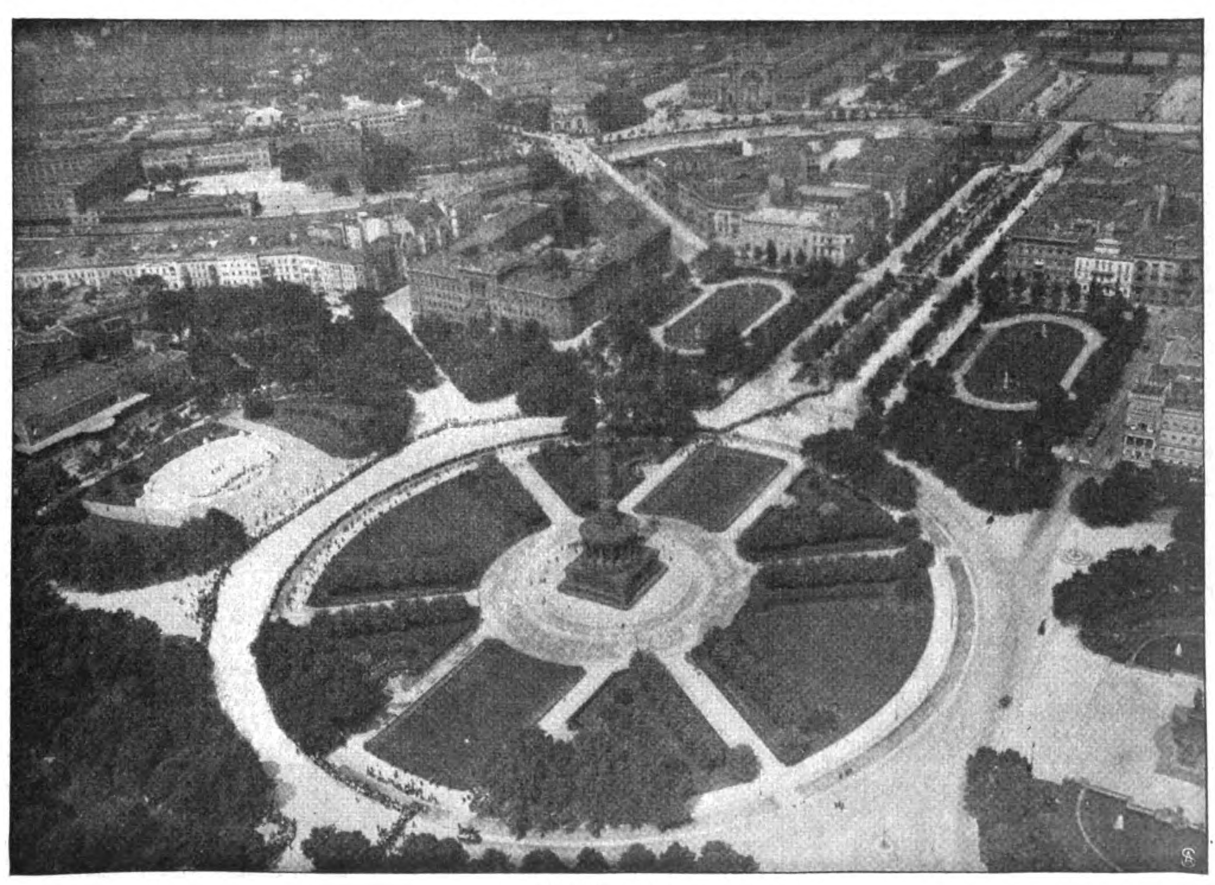
Ein Tanz beschloß die Feier, und spät erst in der Nacht, weit über die festgesetzte Zeit, vermochten die Festteilnehmer es, sich von dem gastlichen deutschen Haus und dem liebenswürdigen Gastgeber zu trennen.

Kreuzfahrt über Berlin.

Von Hans Brennert. — Mit 11 photographischen Aufnahmen von Hugo Kühn, Baden-Baden.

Immer wieder sieht man da oben im Blauen hoch über den Straßen diese gelben Fische dahinschwimmen oder den silbernen Luftkreuzer mit der flatternden Reichsflagge am Heck. Hoch über dem Straßenlärm dahin donnert das Brummen der Treibflügel hinab in die Schluchten der Gassen. Die Weltstadtsinfonie ist um den Klang eines neuen Instrumentes reicher: um das summende Sausen riesiger Aeolsharfen, die mit starken Maschinen die Luft durchschwingen.

Immer wieder sieht man diese riesigen Fahrzeuge, hört über sich diese fliegenden Donnerechsen, und hin und wieder brummt in kühnem Zug einer der großen künstlichen Vögel hoch dahin über Dampf und Dunst der Straßen und singt sein Lied und läßt uns die Hälse ausrecken, uns, hier unten auf dem Asphalt, die wir wissen, daß wir nichts als kümmerliche Erdenklöße von 1913 sind, während da oben fünfhundert Meter hoch über uns zwischen Leinwand, Drähten, Balken und einem funkelnden Motor, vor, über oder hinter sich, ein Mensch sitzt, der mindestens um hundert Jahr uns mit seinen Nerven voraus ist, nicht ein Mensch aus der Zeit, da man mit Automobilen noch auf Landstraßen Gänse und Enten totfuhr, sondern ein Luftmensch aus dem Jahr 2013 . . .



Die Siegessäule.



Dom, Schloß und Lustgarten.

deutschland, Wien, Paris, für Leute, die es noch eiliger haben, als es der Blitzzug mit seinem 90=km=Tempo zuläßt. Diese großen Luftkreuzer sind keine Luftdroschken für den Stadtverkehr. Sie werden die Abstände zwischen den Großstadtsiedlungen des Landes unheimlich verkürzen.

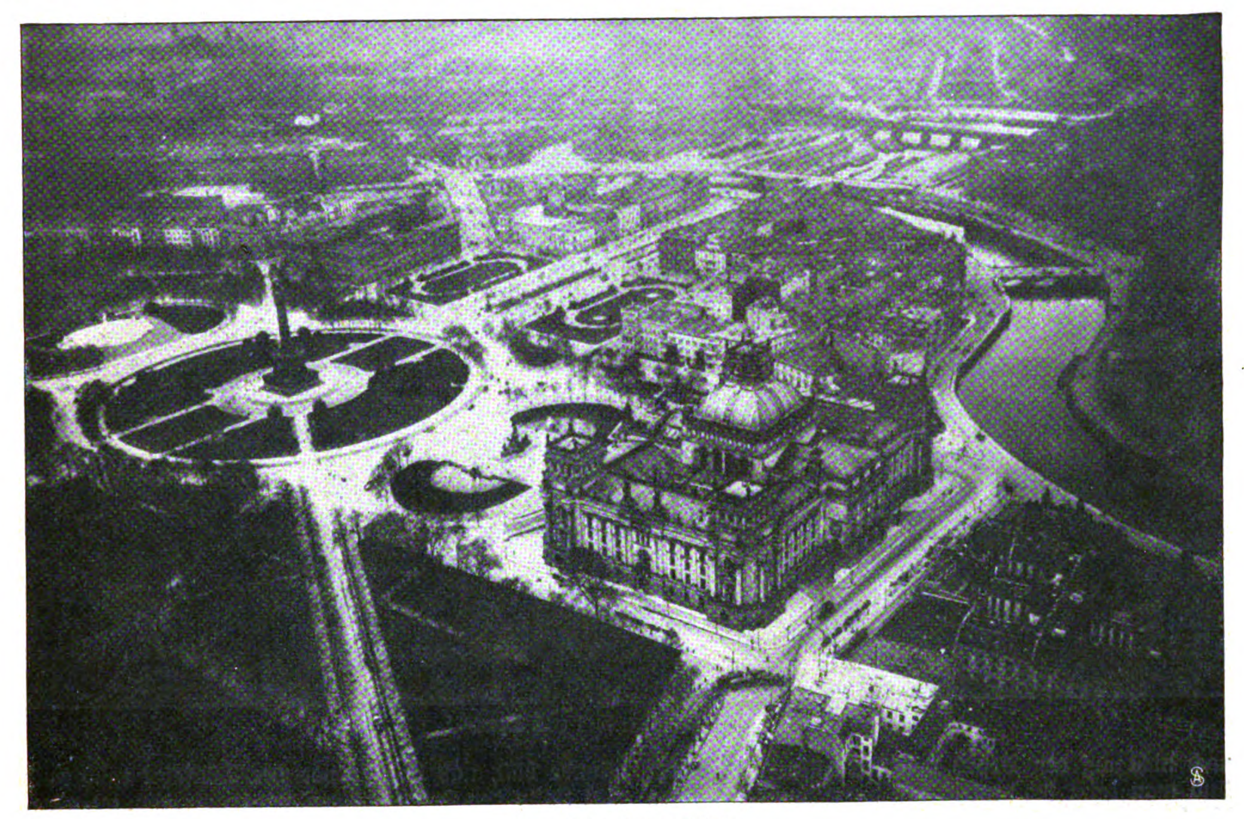
Wer aus der Kabine des Luftschiffes hinabsieht in das Berlin von 1913, muß sich bekümmert sagen, daß da unten eigentlich eine Riesensiedlung liegt, die im Begriff steht, einigermaßen zu veralten — sie scheint dem Flugmenschen fast wie eine versunkene Stadt, wie ein riesiges Vineta auf dem Grund des Luftmeers: mit ihren Bahnhöfen, Palästen, gefährlich spitzen Kirchtürmen und ungefügen Kuppeln ist sie ganz und gar

Immerhin, wir können auch schon über Berlin in der Luft herumfahren: wir brauchen nur ein Kajütticket zu lösen und schweben von Potsdam her bei sonnigem Sommerwetter über die blitzende Havel und die Grunewaldseen dahin gen Berlin — umrauscht vom Propellerdonner, den Sektkelch vor uns, mit 20 Sekundenmeter über den grünen Tiergarten, die Schloßkuppel hin und zurück; und es wird nächsten Winter eine neue Dinerfrage sein: „Sind Sie schon mit dem Zeppelin gefahren?"

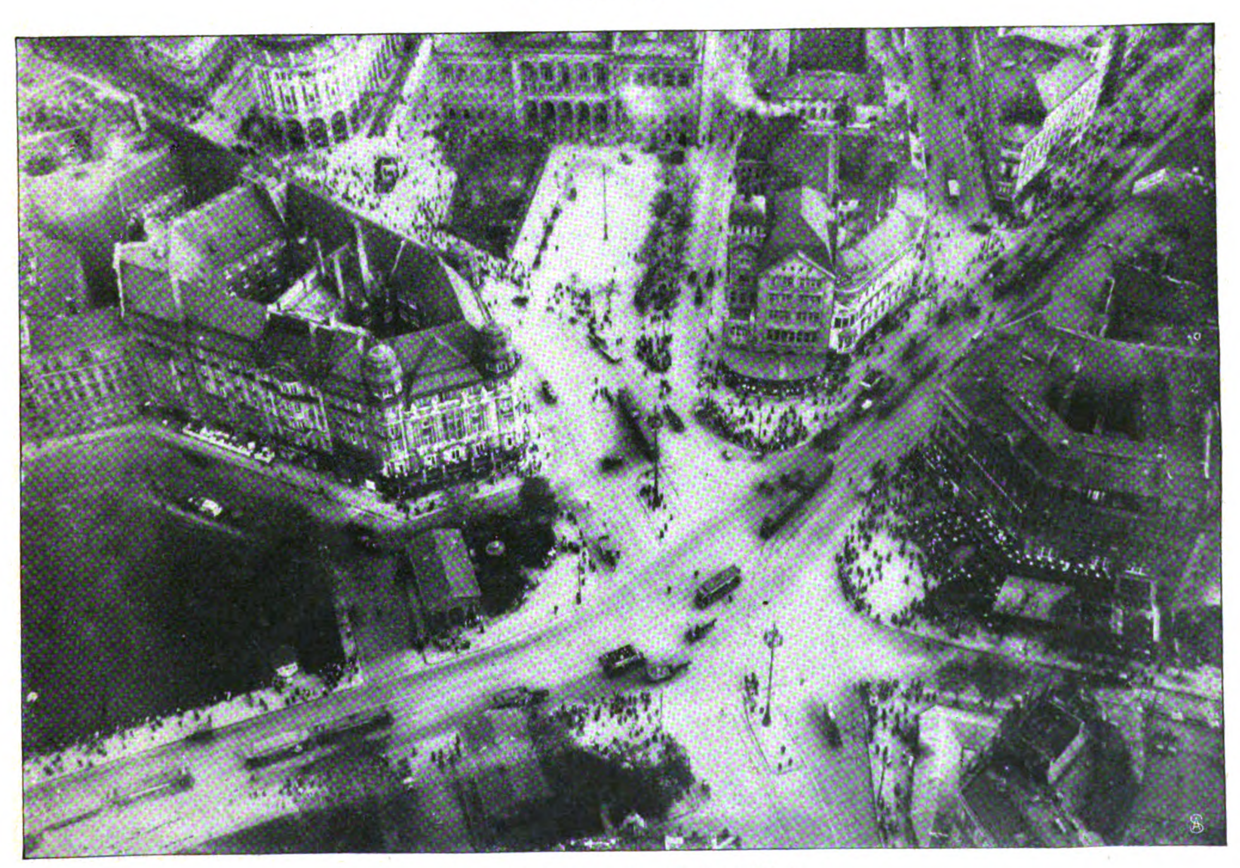
Ueber den Rand des Kajütenfensters hinweg sieht der Fluggast in Stundenfrist Großberlin von oben, das jetzt drei Etagen hat: die unterirdische mit ihren Tunnelbahnen, die Asphaltetage und die Etage über den Dächern. Sie ist jetzt noch ein Luxusaufenthalt für Leute, die Blaue genug haben, um ins Blaue oder im Blauen reisen zu können. Aber der Tag ist nicht allzufern, wo die Luftfahrten nicht mehr ein Luxus, sondern eine neue Art des Verkehrs sein werden: nicht zwischen Berlin und Potsdam, aber für einen Eilverkehr zwischen Berlin und der Waterkant, Süd=



Der Anhalter Bahnhof.



Das Reichstagsgebäude.



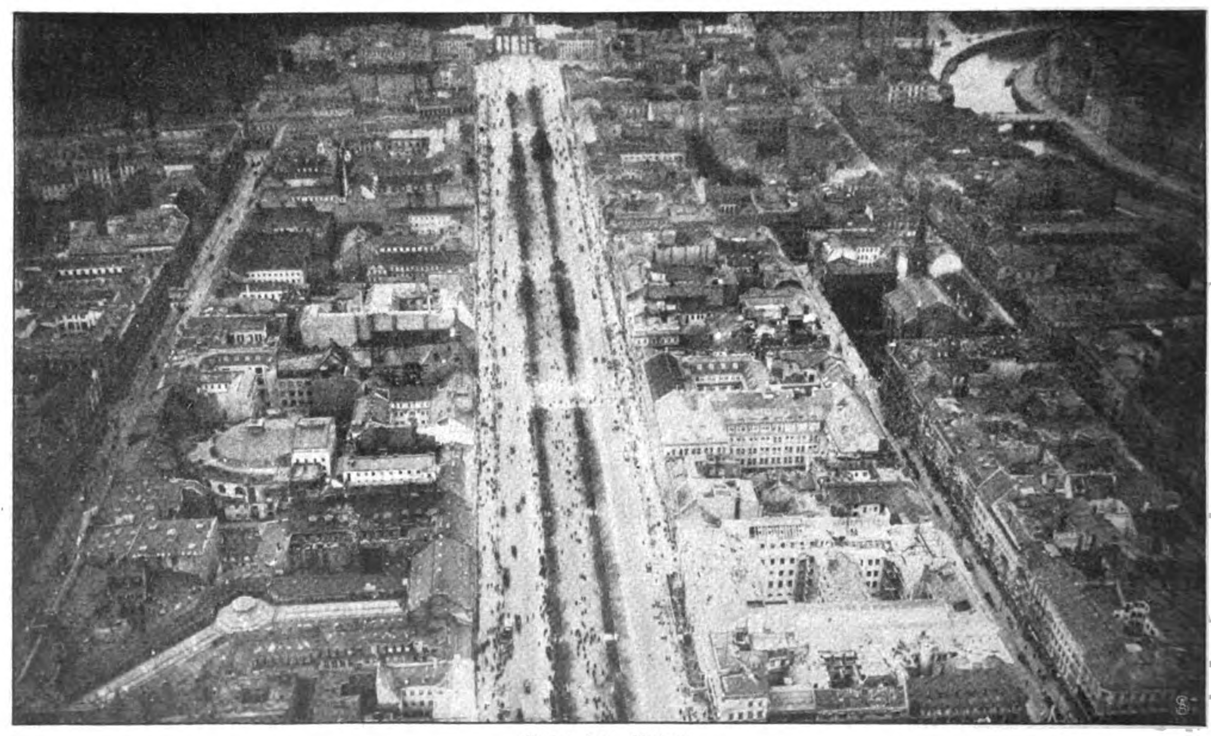
Der Potsdamer und Leipziger Platz.



Bibliothek, Universität und Oper.

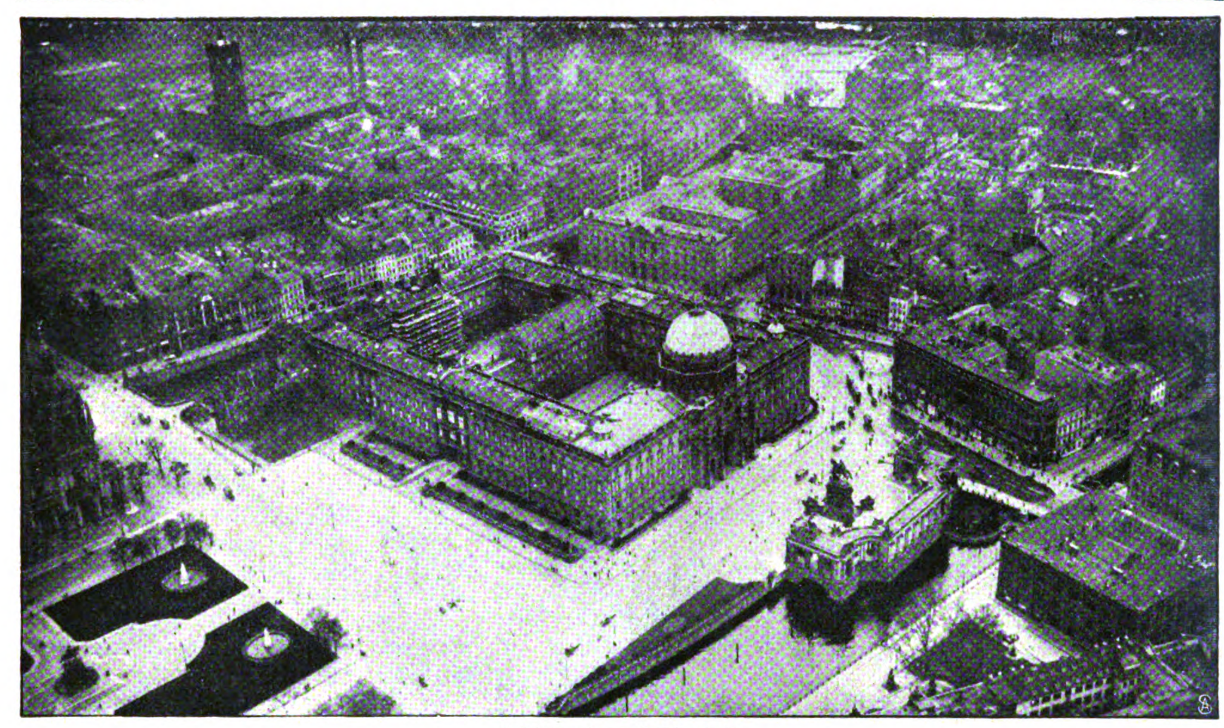
noch nicht auf den Besuch von Luftschiffen eingerichtet. Und man kann sich denken, daß in zweihundert Jahren die Städte von oben anders aussehen.

Wer weiß, der Anhalter Bahnhof gäbe vielleicht schon eine famose Ballonhalle. Und es läßt sich denken, daß in einigen Jahrzehnten die besseren Hamburger mittags von Hamburg zur Berliner Börse herüberkommen, die da unten an der Spree soeben Börsenstunde hält, und daß sie vor der Rückfahrt rasch noch bei Josty den Kaffee nehmen, am brausenden, tutenden, benzinduftenden Verkehrsbecken des Potsdamer Platzes, den wir vorhin überflogen. Und von den Kuppeln des Reichstagsgebäudes, der Dome am Gendarmenmarkt leuchten in späteren Tagen vielleicht in dunklen Nächten leuchtende Laternen, die dem nahenden Luftschiff den Weg weisen. Und was die Freiheitsstatue am Hafen



Unter den Linden.

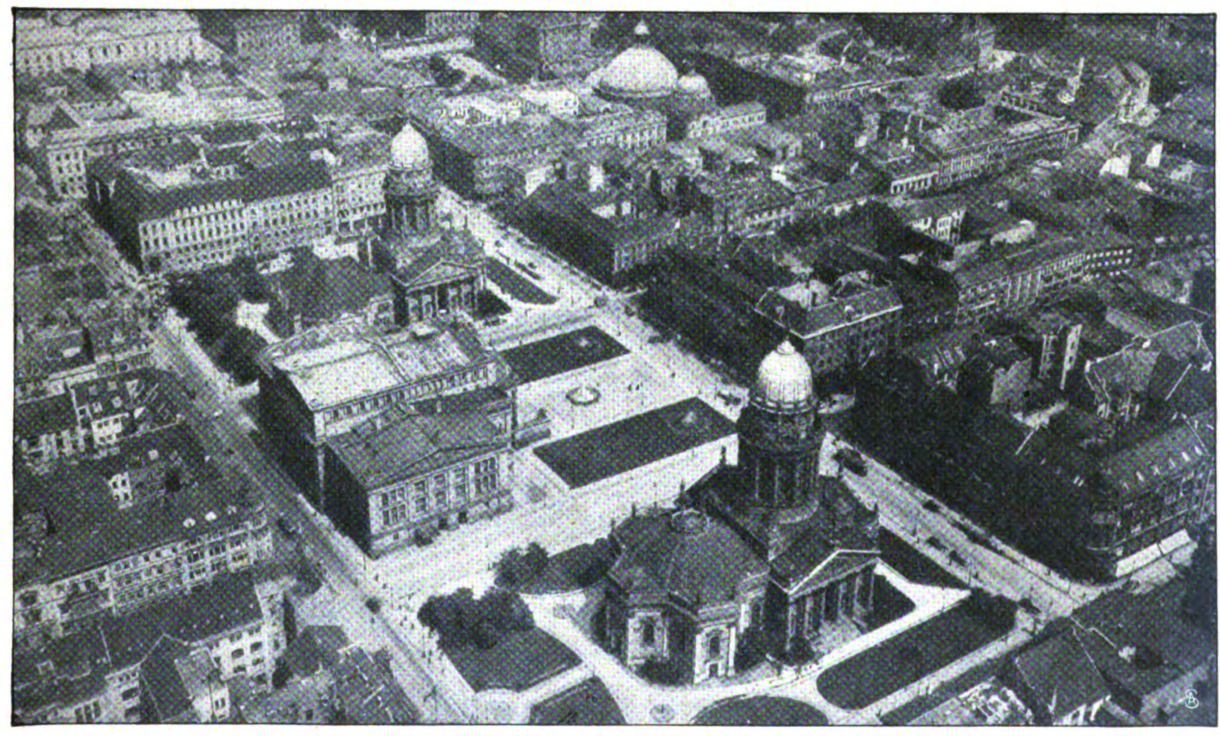




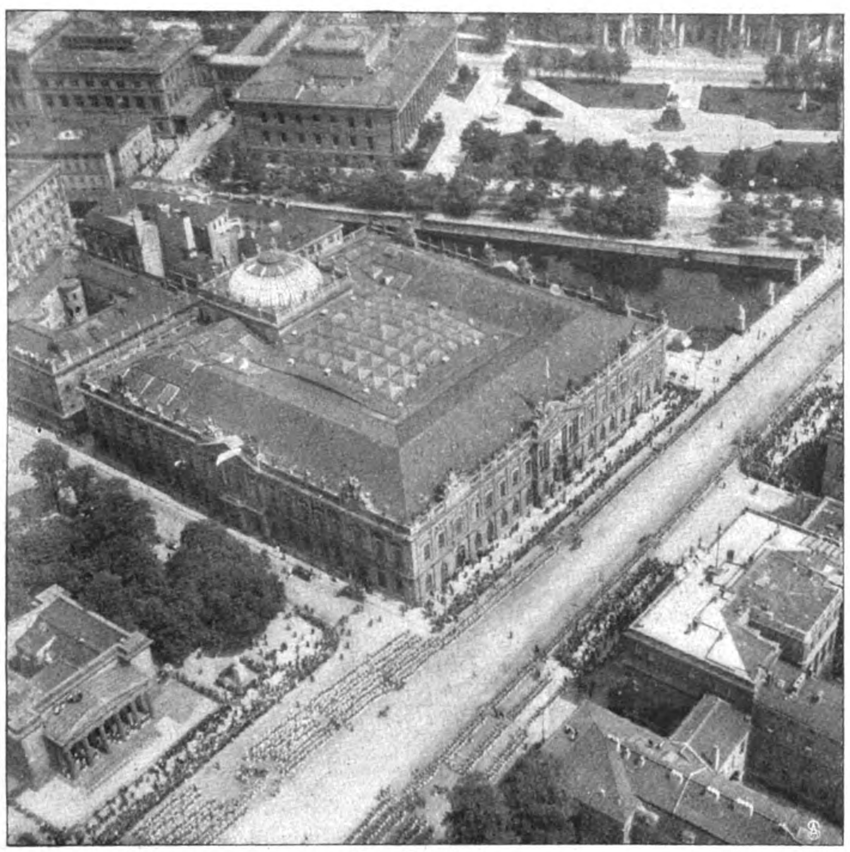
Schloß mit Schloßfreiheit.

von Neuyork vermag: nämlich den kommenden Schiffen mit mächtigem Lichtschein heimzuleuchten — das wird am Ende unsere liebe Viktoria auf der Siegessäule auch können. Und die Säulenverwaltung drückt ihr eines Tages eine Siegesfackel in die Hand, deren Schein den einfahrenden Luftschiffen entgegenstrahlt.

Unten auf den Straßen sieht man heut das Kribbeln des Verkehrs einer vom Luftverkehr überrumpelten Zeit. Das alte Berliner Droschkenpferd, dessen Lenker aus Kummer über die rasende Autofahrkunst resigniert vom Bock stieg, ist gerächt. Unten in den Straßen scheinen die Autos langsam dahin zu kriechen: es ist ein neues Maß der Eile in die Welt gekommen, und der Droschkenchauffeur, der den Propeller brummen hört, träumt an seiner Haltestelle jedenfalls tiefsinnig von der schwindelnden Lufttaxe, die



Das Schauspielhaus mit dem Deutschen und Französischen Dom.



Das Zeughaus.

es fliegt heim nach Potsdam. Fernher im Osten der großen Stadt wehen von riesigen Essen schwarze Fahnen: der Rauch der Fabriken in der östlichen Arbeitsstadt, dieser arbeitenden Stadt, deren Menschen das phantastische Wunder, das täglich über ihren Häuptern dahinfliegt, längst schon wieder als etwas Selbstverständliches empfinden. Immerhin scheint die besonnte Menge unten auf dem weißen Sand des Wannseefreibades die Erscheinung des silbernen Schiffes über dem Freistrand als ungeheuren Witz zu begrüßen: man sieht ein Winken mit Badelaken, ein Zappeln und Winken brauner Gestalten — bestimmt tanzten so beim Erscheinen der Karavelle des Kolumbus an ihrem Badestrand die Karaiben ...

Niemand wird in zwanzig, dreißig Jahren mehr springen. Diese Schiffe werden eine alltägliche Himmelserscheinung sein. Höchstens werden sie einmal noch Träger eines raffinierten Komforts — der Stil der Ozeandampfer wird

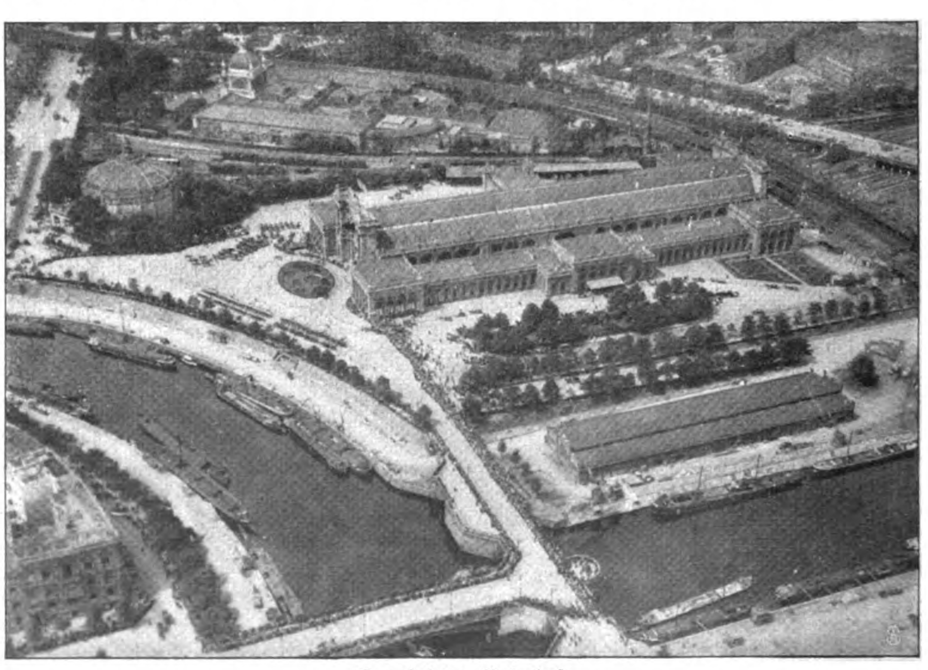
der Fluganzeiger seinen fliegenden Kollegen vom Jahre 2000 anspringen lassen wird. Und mit welcher Sorge unten die winzigen Herren Schutzmänner an der Kranzlerecke an ihre künftigen Amtsgenossen denken, die später den Luftverkehr über die Linden zu regeln haben werden, das kann

sich im kleinen vielleicht auf ihnen wiederholen, oder der Stil für jene Leute, für die der Architekt von Berlin WW das Wort „Kulturwohnung" erfand. Und so schauen unsere Enkel in absehbarer Zeit voraussichtlich, das Monokel im Auge, das Berlin von oben aus der — Kulturgondel ...

man sich bestimmt nur annähernd vorstellen.

Ueber die Universität und das Zeughaus und das Schloß dahin zieht das mächtige Schiff. Die Propeller donnern hinein in das Konzert der Schloßwachmusik, die soeben im Lustgarten spielt ... Und der Fluggast denkt einen Augenblick an die Schlachten einer Zukunft, wo sich das Geheul der Granaten und das Spiel der Schlachtmusik mengen werden mit den Maschinenliedern der Aeroplangeschwader und der Kriegsluftkreuzer und dem mähenden Knattern ihrer Bordgeschütze.

Die Bordklingel schallt — das Schiff wendet:



Der Lehrter Bahnhof.

Schusterchen.

Skizze von Paul A. Kirstein.

. . . Ganz ernsthaft hatte der Direktor Sonne schließlich verlangt, daß sie zurückkehre. „Fünf Wochen ist sie nun schon mit euch," hatte er seiner Tochter geschrieben, „nun ist es Zeit, daß sie sich auch um mich und mein Haus etwas kümmert!"

Ganz verdutzt hatte Ella den Brief ihrem Mann gezeigt.

„Papa scheint sich doch sehr zu langweilen. Oder — ob er etwa krank ist?" meinte sie.

„Ach Unsinn! Seine Freunde sind verreist, im Klub ist's leer — da sucht er Anschluß."

Und stumm sannen sie dann ein Weilchen vor sich hin, und wie aus einem Mund sagten sie plötzlich: „Schade!"...

„Sie war so gut mit den Kindern". . .

„Sie half einem so viel". . .

„Schade!"

„Aber man wird's ihr nun schon sagen müssen. Es hilft doch nichts!"

Und Schusterchen nahm es beinah lächelnd auf.

„Ich dacht's mir schon," erwiderte sie geheimnisvoll, „ich dachte es mir."

Und still und lautlos packte sie ihre Sachen, und als am nächsten Morgen sich die kleine Familie zum Baden am Strand rüstete, stand sie fertig und bereit zum Abschied.

„Schade", sagten sie alle wieder. Sie aber winkte leis: „Laßt nur! Auch dem Papa muß sein Recht werden"...

Und dann küßte sie die Kinder, küßte die junge Frau und gab dem Gatten die Hand. „Es war sehr schön — und ich danke auch sehr, und — und". . .

„Aber, Schusterchen — du hast doch nichts zu danken. Wir". . .

„St," sagte Schusterchen und legte Ella die Hand auf den Mund. „St . . . es könnte am Ende einer glauben."

Dann nickte sie noch ein paarmal und schritt dann tapfer neben dem jungen Schiffer her, der ihren Koffer zur Bahn rollte.

Die andern blickten ihr nach.

„Hätten wir sie nicht zur Bahn bringen müssen, Ellachen?"

Die lächelte ein wenig: „Wenn du das fertiggebracht hättest, Gustav . . . Schusterchen war immer nur für andere da. Nie wollte sie etwas für sich". . .

Da ging sie grade um die Ecke Ein kurzes Nicken flog noch zurück.

„Nun ist sie fort!" rief der Junge, und das ganz kleine Mädelchen meinte: „Das ist aber dumm von die Tante Schusterchen! Wer hilft mir nu bei die Burg?"

Lachen mußten sie und zogen fort.

Schusterchen aber setzte sich still in die Bahn und freute sich, daß es leer um sie war, daß keiner ihr den Abschied schwer machte, und niemand sie in ihren Gedanken störte! Wenn man sie irgendwo brauchte, mußte sie ja kommen. Da nutzte kein Überlegen, kein Wenn und Aber.

Das war doch schon so gewesen, als sie in das Haus des Bankdirektors Sonne kam — warum sollte es heute anders sein?! Damals freilich war er noch Prokurist, war sie noch erheblich jünger — und doch — und doch — die Jahre hatten daran nichts ändern können.

Als Fräulein Schuster war sie eingetreten, als Dame des Hauses, die die Erziehung der Kinder überwachen, den ganzen Haushalt in richtiger Ordnung halten sollte — als „Schusterchen" blieb sie noch heute drin. „Schusterchen", wie sie zuerst die Kinder, „Schusterchen", wie sie schließlich auch der Herr Direktor nannte, schließlich „Schusterchen" für die Schwiegerkinder, für die Freunde und Verwandten des Hauses — für die ganze Welt.

Anfangs hatte sie es nicht immer gern gehört. Nun sie aber älter war, wußte sie, daß in einem Spitznamen oft sehr viel mehr Liebe und Zärtlichkeit lag, als es ursprünglich den Anschein hatte.

Abends war sie zu Haus. Das Dienstmädchen hatte ihr geöffnet. Geräuschlos war sie dann durch die Zimmer gegangen, um nach dem Rechten zu sehen, und ebenso selbstlos saß sie gegen 11 Uhr an dem gewohnten Platz, um dem Direktor noch die letzte Stunde vor dem Schlafengehen zu verkürzen.

Aber er kam an diesem Abend nicht; sie sprach ihn erst am nächsten Morgen.

Er freute sich sehr.

„Man wird doch wieder wissen, daß man zu Hause ist."

Dann fragte er nach den Kindern und den kleinen Enkelchen, fragte, wie es ihr ergangen — und ging ins Bureau.

Und sie sah ihn wieder erst am nächsten Morgen — und drei Tage lang nachher immer nur morgens. . .

„Man muß sich erst wieder einrichten, Schusterchen", erklärte er ihr. „Man kommt, weiß Gott, schneller ins Bummeln hinein als wieder heraus."

Sie nickte nur.

„Aber heute abend komme ich bestimmt. Und zwar schon zum Essen!"

Sie lächelte.

Und stellte feierlich Blumen auf das weiße Linnen und drehte die Servietten. Die schwarzseidene Bluse glänzte an ihr, und auch über ihrem Antlitz lag es wie ein heller, freudiger Schimmer.

„Oh!" rief er. „Wein auf dem Tisch?"

Sie wurde ein wenig verlegen.

„Ich dachte — am heutigen Tag". . .

„Sie haben recht, Schusterchen, heute müssen wir feiern!"

Und er schenkte die Gläser voll und reichte ihr das ihre hinüber. Sie war ganz rot geworden.

„So ist es doch am schönsten", sagte er plötzlich. „Wenn man alt wird, taugt das Leben außer dem Hause nicht mehr viel. Dann macht es müde — und matt."

Er sann vor sich hin.

„Und wenn ich denke, wie — wie es — anfing, wie alles — schön war — und voll Leben". . .

„Auch die Ruhe ist gut, das Geborgensein". . .

Verwundert blickte er sie an. Und dann versuchte er zu scherzen: „Aber, Schusterchen — was ist denn? Sie sprechen ja so weise — und — und"... Prüfend zog er die Brauen zusammen: „Wie sehen Sie denn aus?"

„Ich?!"

„Was — haben Sie denn? Sie leuchten ja ordentlich!"

„Ach nein, nein, — vielleicht, daß der Wein". . .

Langsam schüttelte er den Kopf. Und als ob sich seine Gedanken ablösten und verbänden, fuhr er fort: „Ich sehe Sie doch noch, wie Sie zu uns kamen, Schusterchen. So waren Sie nie!“

Wieder lächelte sie: „Auch ich sehe den Tag noch. Alles war hier so still und traurig“. . .

„Nun ja — meine arme Frau“. . .

Sie unterbrach ihn schnell: „Wir saßen wie jetzt, wir zwei. Da kam Besuch“. . .

„Ein Freund von mir, ich weiß.“

Sie nickte: „Es war ein freundlicher Herr“. . .

„Donnerwetter, ja!“ . . . Der Direktor setzte sich plötzlich hoch. „Ihretwegen blieb er dann später fort!“

Schusterchen hatte jetzt den Blick ganz tief nach unten gerichtet. „Hm“, sagte sie bloß.

„Er wollte sie — wollte sie . . . zur Frau?“

„Die Kinder waren noch so klein. Ich konnte doch nicht.“ . . . Hastig nahm sie ihr Glas und trank. „Aber das wollte ich ja nicht. . . . Mir war nur im Gedächtnis, was er dann alles erzählte.“

„Was — war denn das?“

„Ein Spaß! Von einem armen Hauslehrer, der 25 Jahr in einem Haus war, und dem man zur Feier des Tages etwas schenken wollte.“

„Ja, ja . . . sie hatten es auf die Treppe gelegt, weil sie ihn durch persönliche Übergabe nicht verletzen wollten. Dort sollte er es finden und dann behalten dürfen . . . richtig, richtig!“

„Er aber ging an diesem Tag mit geschlossenen Augen über die Treppe. Er wollte es versuchen, ob er's nun endlich konnte.“ . . .

„Richtig! Wie gut Sie sich erinnern, Schusterchen!“ Er atmete tief. „Ach ja, so gehn die Jahre über einen hin. Man schließt am Ende die Augen, weil man das Leben auch so ertragen kann, weil man sich auch so hindurchfinden muß. Erst die Frau — dann die Kinder fort — und man ist einsam mit seinen Gewohnheiten.“

Schusterchen schwieg ganz still. Nur tief innen zuckte es.

„Wenn Sie nicht wären, Schusterchen.“ . . . Er schlug ihr auf die Hand.

Sie nahm sie nicht fort.

„Sie sind auch schon wie eine Gewohnheit, wie eine liebe Gewohnheit. Deshalb rief ich Sie auch. Deshalb!“ Und er erhob sich schwer. „Na — gute Nacht!“ . . .

Er ging.

Und sie sah die Blumen an und die Gläser zu dem Wein — und nickte wieder still.

Deshalb?! Und sie dachte, weil sie — weil sie fünfundzwanzig Jahr heute . . .

Wie der arme Hauslehrer schloß Schusterchen die Augen und fand in ihr Zimmer. . . .

****

Milchwirtschaft im Algäu.

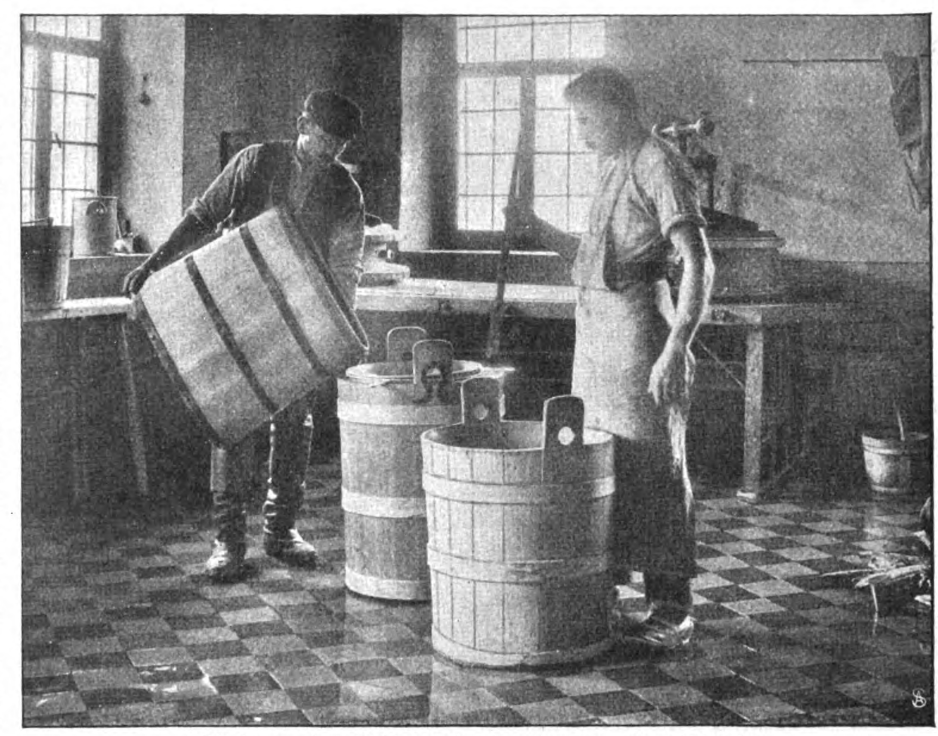
Von W. Stauffer. — Hierzu 8 Abbildungen. (Nachdruck verboten.)

In der Milchwirtschaft steht Bayern unter den deutschen Einzelstaaten an erster Stelle, denn seine Viehrassen sind von jeher nur auf den Milchertrag gezüchtet. In Norddeutschland herrscht die schwarzweiße Holsteiner Rasse vor, die in erster Linie der Fleischgewinnung dient. Und die stark gestiegene Rentabilität des Körnerbaues wirkt in verschiedenen Landesteilen vermindernd auf die Viehproduktion, während Süddeutschland durch seine gebirgige Formation auf die Viehzucht gradezu hingewiesen wird.



Molkenfässer werden von der Käserei auf der Alm abgefahren.

Dem Norddeutschen, der mit dem Begriff Wiese stets einen weichen Untergrund verbindet, erscheint es wunderbar, wenn er sieht, daß auf Kiesboden, in den sich kaum ein Stock einbohren läßt, üppiges Gras wächst, das zwei-, ja auch dreimal im Jahr reiche Heuernten liefert. Das Geheimnis



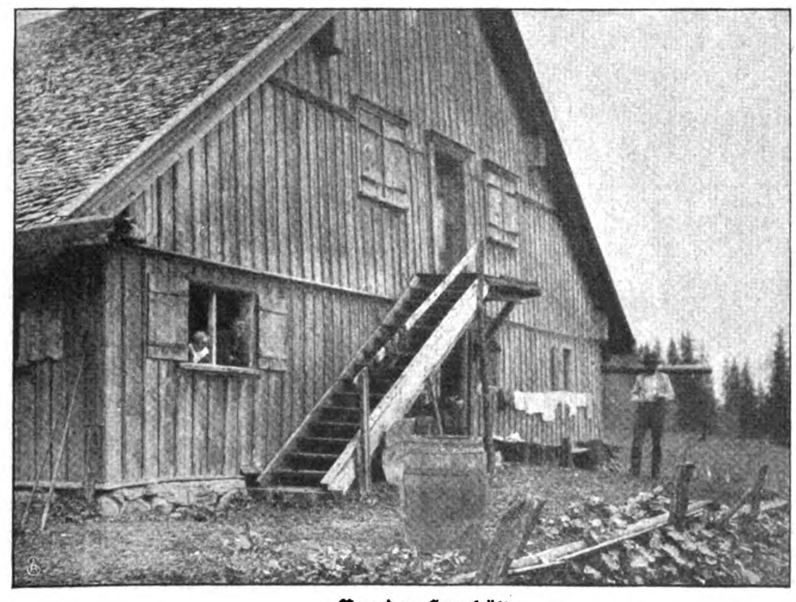
Ablieferung der Milch durch einen Bauern und Milchmessen.

liegt in der sorgfältigen, fleißigen Düngung mit Jauche. Der von der Kritik sooft zu Unrecht verspottete Oberbayer ist in Wirklichkeit ein arbeitsamer Menschenschlag, der keinen Regentag vorübergehen läßt, ohne seine Wiesen zu „odeln", d. h. mit der vorsorglich gesammelten Jauche zu besprengen. Daß er nach schwerer Tagesarbeit auch den Maßkrug hebt und dabei in harmloser Fröhlichkeit „jodelt", soll ihm niemand verdenken. In Norddeutschland ist die Fröhlichkeit sehr oft weniger harmlos-gemütlich und das Getränk viel erregender als das prächtige bayerische Schankbier!

Zunächst ganz kurz ein paar Zahlen, nicht über den Bierkonsum, sondern über die Viehwirtschaft in Bayern. Nach der neusten Zählung sind dort über 2 Millionen Milchkühe vorhanden, die etwa 45 Millionen Hektoliter Milch liefern, wovon etwa die Hälfte zu Butter und Käse verarbeitet wird. Von den 2800 Molkereien mit Maschinenbetrieb entfallen rund 50 Prozent auf das Algäu, dem man in der Literatur das in der Lokalsprache überall vorhandene zweite „l" m. E. zu Unrecht genommen hat.

Das schöne Algäu wird von zwei Gebirgsketten durchzogen, die im Schafberg (2676 m) und Mädeler Gabel (2643 m) ihre höchste Erhebung erreichen. Der Getreidebau ist sehr gering; der Bauer ist auf die Viehwirtschaft gradezu angewiesen, die sich im Sommer auf der Alm abspielt. Die „schönen Sennerinnen" existieren fast nur in der Phantasie der Norddeutschen, die sich allmählich durch eigenen Augenschein davon überzeugt haben könnten, daß die romantischen Geschichten mit den Wilderern und Jagern vor der rauhen Wirklichkeit mit ihrer harten Arbeit nicht standhalten.

Die Verwertung der frischen Milch als Nahrungsmittel ist infolge der Schwierigkeiten eines Transports zur Bahn ausgeschlossen. Sie erfolgt deshalb durch Butterbereitung und zum größten Teil durch Käsefabrikation, die mit Motoren und den neusten Maschinen arbeitet. Um auch hier eine Zahl zu nennen: die 2800 Molkereien in Bayern haben 1911 etwa 630 Millionen Liter Milch verarbeitet und daraus 18 Millionen Kilogramm Butter und 44 Millionen Kilogramm Käse mit einem Gesamtwert von 72 Millionen Mark hergestellt. Auch in den bäuerlichen Einzelbetrieben wird durchweg die Milch mit der Zentrifuge entrahmt und Butter gewonnen, so daß diese Kleinbetriebe etwa 9,1 Millionen Kilogramm Butter im Wert von mehr als 20 Millionen Mark liefern.



Vor der Sennhütte.

Die Fabrikation von Käse bevorzugt zwei Formen, den Backsteinkäse und die großen Räder, „Emmenthaler" genannt. Die Backsteine werden vorzugsweise von kleineren Molkereien und bäuerlichen Betrieben hergestellt. Man nimmt dazu die entrahmte Abendmilch, die der frischen

Der Vorbruch (die Fettmasse) wird abgeschöpft.

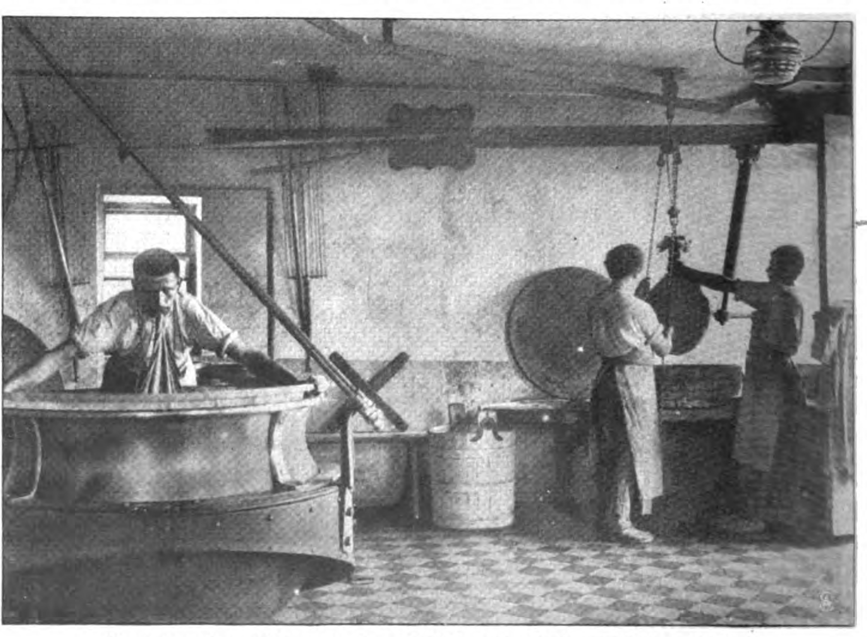
Morgenmilch zugesetzt wird. Dann wird die Labflüssigkeit hinzugetan, die den Käsestoff abscheidet. Der gewonnene Quark, der eine grünliche Farbe haben muß, wird zwischen Brettchen geformt, nach einigen Tagen auf allen vier Seiten gesalzen und öfters gewendet. Je nachdem er hart oder weich wird, muß er mit Salzwasser oder warmer Molke gewaschen werden. Bei richtiger Behandlung erhält der Backstein nach einiger Zeit eine glatte, rotgelbe Rinde, während das Innere aus einer elastischen Masse von gelblicher Farbe besteht. Der Geschmack ist pikant und doch milde.

Die großen Mühlsteine werden nur aus frischer Milch im Maschinenbetrieb hergestellt, wobei der Mensch nur die richtige Zusammensetzung des Käsestoffes zu regulieren hat. Ein zu großer Fettgehalt ist vom Uebel, er muß als „Vorbruch" abgeschöpft werden. Das Salzen beruht auf langjähriger Erfahrung, die stets das richtige Maß treffen läßt. Zum Reifen brauchen die gewaltigen Räder zehn bis zwölf Monate und eine sehr gleichmäßige Temperatur, die nicht unter 10 Grad sinken und nicht über 20 Grad Celsius steigen darf. Ehe die Käse in den Handel kommen, werden sie mit Auge, Nase und Zunge an kleinen Proben, die aus der Mitte herausgestoßen werden, untersucht, ob sie den milden, aromatischen Geschmack besitzen, den der Käufer und Konsument zu finden gewohnt ist.

Schon die maschinellen Einrichtungen wie die lange Reifezeit bedingen kapitalkräftige Großbetriebe, die sich einen ganzen Bezirk zur Milchlieferung verpflichten müssen, um jederzeit das erforderliche Rohmaterial zu erhalten. Gewöhnlich ist mit jeder Käsefabrik eine Schweinezucht verbunden, um die Molken zu verwerten, wobei aus dem Liter Molke noch ein Gewinn von 0,5 bis 0,6 Pfennig erzielt wird. Neuerdings beginnt man aus der Molke den Milchzucker zu gewinnen. Dazu ist allerdings eine besondere Anlage mit Maschinen zum Erhitzen und Eindicken der Molke erforderlich, aber dafür steigt die Verwertung auf 1,65 bis 2 Pf. pro Liter. Auf großen Almwirtschaften wird noch nach alter primitiver Weise durch Eindicken der Molke in offenen Kupferkesseln Milchzucker gewonnen und als „Zuckersand" verkauft.

Das erfreuliche Bild, das die industrielle Verwertung der Milch bietet, hat auch seine Kehrseite. Und das ist die Abnahme des Milchverbrauchs auf dem Lande. Die Städte werden davon nicht berührt. Sie verbrauchen auf den Kopf der Bevölkerung etwa 117 Liter jährlich, während auf dem Lande jeder Tropfen Milch verkauft wird. Das ist eine Entwicklung, die ohne Zweifel eine Unterernährung der Landbevölkerung nach sich ziehen muß, um so mehr, als auch Eier und Butter verkauft werden. Es handelt sich hier nicht um eine Möglichkeit, sondern um gefahrdrohende Zustände, die bereits sehr eingehend von Hygienikern und Volkswirtschaftlern erörtert worden sind.

Ein gewisses, aber noch nicht großes Gegengewicht



Ausheben des Käses aus den Kesseln und Einlegen in die Formen.

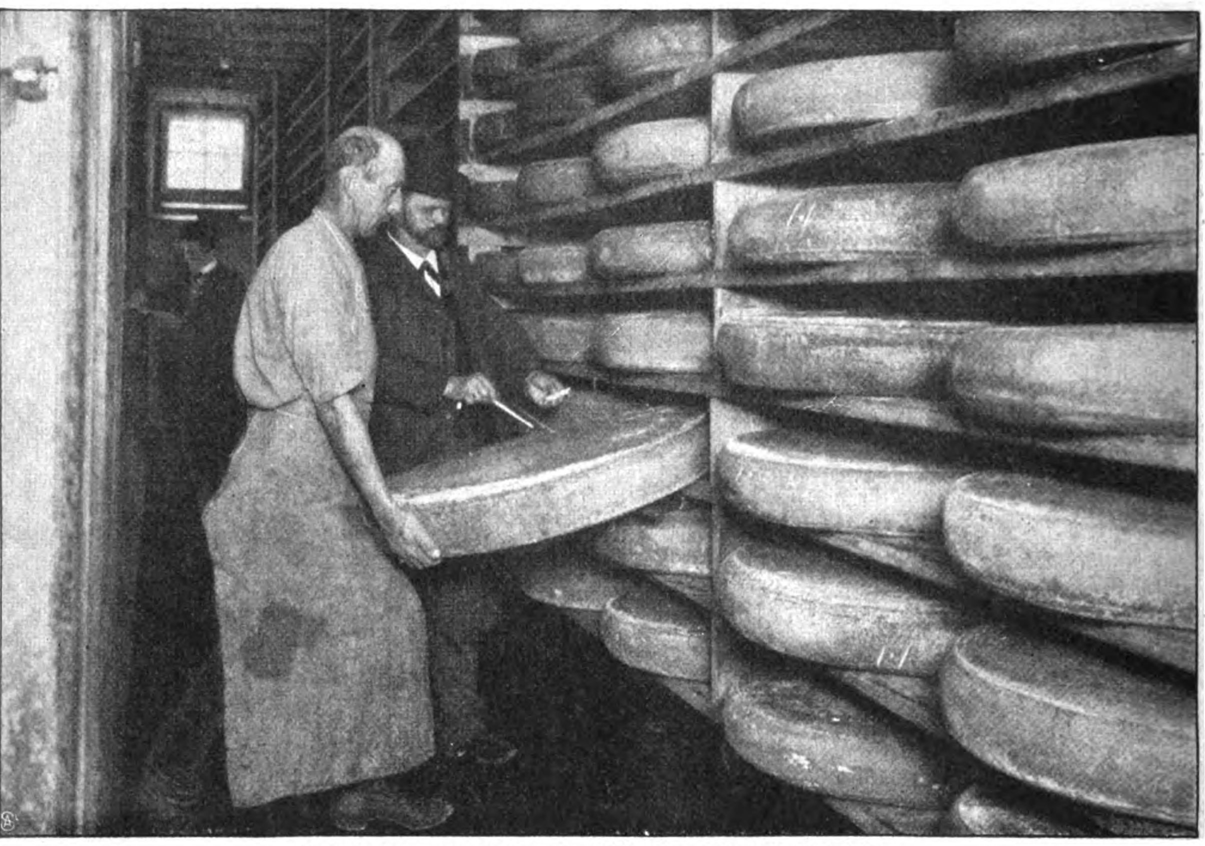


An der Käsepresse.

gegen die Gefahr der Unterernährung liegt in der Ziegenhaltung. Unter dem Schlagwort: „Die Ziege ist die Kuh des kleinen Mannes“ setzte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine planmäßig geförderte Bewegung ein, die Arbeiter mit zwerghaftem Landbesitz und, wenn möglich, auch die Arbeiter ohne jeden Landbesitz mit einem Haustier zu versorgen, das nicht viel Anschaffungskosten erfordert und einer Familie genügend Milch liefert. Solch ein Haustier besitzen wir bekanntlich in der Ziege. Und in den meisten Gegenden Deutschlands liegen die Verhältnisse so günstig, daß auch ein landloser Arbeiter das Futter für das anspruchslose Haustier mit geringen Ausgaben beschaffen kann. Auf Waldblößen und Unland findet sich im Sommer freie Weide, und das für den Winter notwendige Heu kann von dem Ziegenhalter selbst mit geringem Aufwand geworben werden. Erhält das Tier dazu noch etwas Kleie und kleine Kartoffeln, dann liefert es bis zu 6, ja 7 Liter Milch täglich. Eine wertvolle Zubuße für jeden Haushalt, der sonst nur vom baren Verdienst des Ernährers lebt. Die beste Milchrasse ist die Schweizer Saanenziege, die auch im Futter nicht sehr wählerisch ist und die Abfälle des Haushalts vertilgen hilft. Sie wurde in der ersten Zeit aus der Schweiz eingeführt, jetzt aber überall in Deutschland selbst gezogen. Am stärksten ist die Ziegenhaltung in Hessen,



Käsebehandlung im Gärkeller.



Untersuchung von großen Rundkäsen durch den Betriebsleiter.

wo sie von zahlreichen Vereinen gepflegt wird. In Bayern sind jetzt nahezu eine halbe Million Ziegen gezählt worden, davon etwa 80 Prozent erwachsene weibliche Tiere.

Aus persönlichen Erfahrungen kann ich hinzufügen, daß auch die Großbauern dazu übergehen, neben ihrer Viehherde einige Ziegen zu halten, deren Milch im Haushalt Verwendung findet. In größeren Dörfern findet sich meistens eine Herde von zwanzig bis dreißig Ziegen zusammen, die der Obhut eines Jungen anvertraut werden. Was solch ein Bub von zwölf, dreizehn Jahren an Geduld und Energie aufwenden muß, kann man in Roseggers Schriften nachlesen.

Das zweite Gegengewicht gegen die Unterernährung ist der Verbrauch von Käse. Er enthält die nahrhaftesten Bestandteile der Milch in konzentrierter Form, denn aus 100 Kilogramm Milch werden 11 bis 16 Kilogramm Käse gewonnen. Trotzdem stellt sich der Nährstoff im Käse um drei- bis sechsmal billiger als im Fleisch. Auch Ziegenmilch wird vielfach schon zur Käsebereitung verwendet, aber meistens im eigenen Haushalt.

Erfreulich ist es bei dieser Frage, daß die Erzeugnisse der Molkereien zum größten Teil in Bayern selbst abgesetzt und verbraucht werden. Der Bayer ist von der Zeit her, als die Milch noch, abgesehen von der Butterbereitung, im eigenen Haushalt verwertet werden mußte, ein großer Verehrer aller Arten Käse, der noch immer dazu beiträgt, ihm das Bier schmackhaft zu machen, was bei der vorzüglichen Beschaffenheit des bayrischen Schankbiers, sollte man meinen, eigentlich gar nicht nötig ist.

Eine gewisse Gefahr liegt in der Verwendung des Kaseins, des völlig getrockneten und fein gemahlenen Quarks, zu technischen Zwecken. Durch Behandlung des Kaseins mit Metallsalzen und Formaldehyd gewinnt man das Galalith, das sich vorzüglich bearbeiten und in jede Form bringen läßt und vor dem Zelluloid den Vorzug besitzt, nicht feuergefährlich zu sein. Man kann sehr im Zweifel sein, ob in der Verwertung eines wertvollen Nahrungsmittels zu technischen Zwecken ein wirklicher Fortschritt zu erblicken ist. Dagegen ist es nur natürlich, daß aus der Milch, hauptsächlich aus der Magermilch, Nährpräparate hergestellt werden, die zur Ernährung schwächlicher Kinder und Rekonvaleszenten dienen.

Das Algäu, Nordschwaben und Oberbayern gehören zu den wichtigsten milchwirtschaftlichen Ländern der Welt, deren Einrichtungen vorbildlich geworden sind, seitdem sich in etwa einem Jahrzehnt der Uebergang vom Hand- zum Maschinenbetrieb vollzogen hat, der so weit geht, daß hier und da die Kühe mit elektrisch betriebenen Maschinen gemolken werden!

Aphorismen.

Viele Menschen wollen nach ihrem Aeußern, andere nach ihren Aeußerungen beurteilt sein.

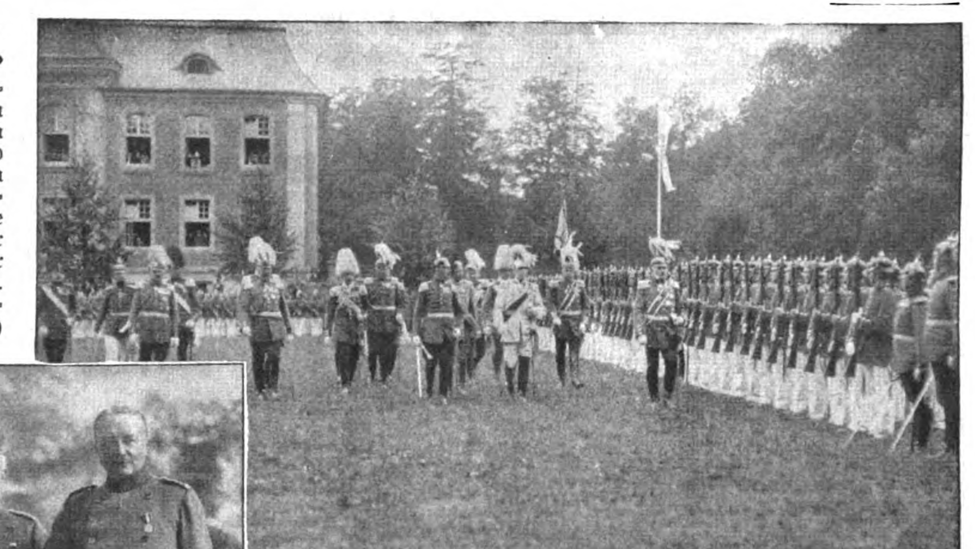
Mancher beweint bitter ein Glück, das er — verscherzte.

Oft sind uns die Flachheiten der Welt gefährlicher wie — die Kanten.

Ferdinand Bruger.

Bilder aus aller Welt.

Das 1. Westfälische Infanterie-Regiment Nr. 13 in Münster, das den Namen Herwarth von Bittenfeld trägt, beging vor kurzem das Jubiläum seines hundertjährigen Bestehens. Die Parade nahm General der Infanterie von Blume, der Chef des Regiments, ab. Die noch lebenden Mitglieder des Geschlechts Herwarth von Bittenfeld wohnten der Feier bei, und auch drei frühere Kommandeure der Dreizehner nahmen an dem Fest teil.



Phot. F. Hundt.

Der Chef des Regiments General von Blume schreitet die Front ab.

Drei ehemalige Kommandeure. Von links: von Rosenberg-Gruszczynski, von Warendorff, von Homeyer.

Hundertjahrfeier des Infanterie-Regiments Herwarth v. Bittenfeld (1. Westfälisches) Nr. 13 in Münster i. W.

Hunold Strakosch, ein Neffe des berühmten Vortragkünstlers, wurde als Charakterdarsteller an die Vereinigten Kieler Stadttheater engagiert.

Eins der beliebtesten Opernmitglieder des Braunschweiger Hoftheaters, Margarete Elb, gastierte mit großem Erfolg als Elsa, Senta und Elisabeth in der Kroll-Oper zu Berlin.

Zum 2. Bürgermeister von Kiel wurde Dr. Fritz Gradenwitz gewählt. Von Haus aus Jurist, begann er seine kommunale Laufbahn als Magistratsassessor in Breslau.

Zum Theaterdirektor des Magdeburger Stadttheaters wurde Heinrich Vogeler gewählt.

Hofphot. Benade.

Hunold Strakosch, wurde an die Vereinigten Stadttheater in Kiel verpflichtet.



Hofphot. Fendius.

Margarete Elb, sang mit großem Erfolg in der Kroll-Oper.



Phot. Renard.

Dr. jur. Fritz Gradenwitz, der Zweite Bürgermeister von Kiel.



Hofphot. Fendius.

Heinrich Vogeler, Direktor des Magdeburger Stadttheaters.

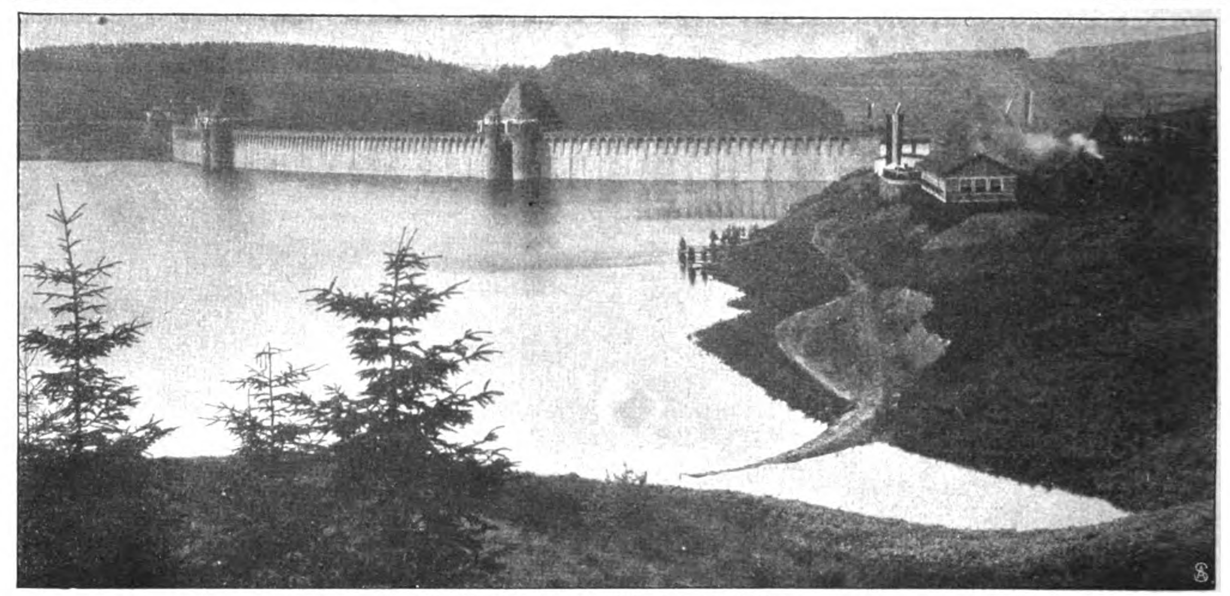


Phot. Baum.

Von der Hochzeit der Freiin Gabriele v. Richthofen mit Graf Leopold v. d. Schulenburg auf Schloß Altenhaus bei Neuhaldensleben.

Der Hochzeitszug durch den Park zur Kirche. Die Lieblingskutschpferde der jungen Frau nehmen Abschied.

Von links: Edgar von Schmidt-Pauli; Freifrau von Richthofen; Oberleutnant O. von Hohberg u. Buchwald; Gräfin Gabriele v. d. Schulenburg, geb. Freiin von Richthofen; Freiin Hetti von Richthofen, Schwester der jungen Frau; Graf Leopold von der Schulenburg; Graf Schulenburg-Bitzenburg; Freiherr zu Guttenberg; Herr von Schmidt-Pauli.



Die kürzlich eingeweihte Moehnetalsperre.

Vor kurzem fand auf Schloß Altenhaus bei Neuhaldensleben die Hochzeit der Freiin Gabriele von Richthofen mit dem Grafen Leopold von der Schulenburg statt. Als sich der Hochzeitszug durch den herrlichen Park zur Kirche bewegte, erschienen auch die Lieblingskutschpferde der jungen Frau, geführt von Hochzeitsgästen, um ihrer Herrin Lebewohl zu sagen.

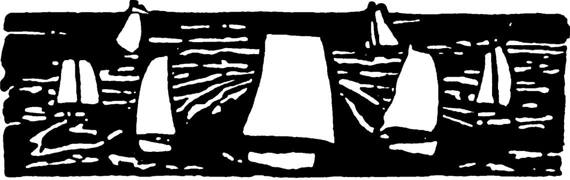
Vor wenigen Tagen wurde die neuerbaute Moehnetalsperre eingeweiht. Das Staubecken der Moehnetalsperre ist eins der größten wirtschaftlichen Bauwerke Europas und faßt 130 Millionen Kubikmeter. Diese Talsperre, bestimmt zur dauernden Verbesserung der Ruhrwasserverhältnisse, hat eine enorme wirtschaftliche Bedeutung für das rheinisch-westfälische Industriegebiet.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 32. **Berlin, den 9. August 1913.** **15. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 32.



Die sieben Tage der Woche.

31. Juli.

In Bangsnaes übergibt der Kaiser die Fridtjofstatue dem König Haakon von Norwegen. Er hält dabei eine Ansprache, die in ein Hoch auf den König ausklingt. Dieser antwortet mit einem Hoch auf den Kaiser (Abb. S. 1335 u. 1336).

Vor dem Kriegsgericht der Kommandantur Berlin beginnt der Prozeß gegen sieben Angehörige des Heeres wegen Verrats von Geheimnissen an die Firma Krupp (Abb. S. 1338).

In Nancy wird ein französischer Hafenarbeiter zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt, weil er von einer deutschen Jacht die deutsche Fahne herabgerissen und verbrannt hat.

Die liberalen Fraktionen der holländischen Kammer veröffentlichen eine Erklärung, daß sie die Bildung eines rein liberalen Ministeriums ablehnen.

Aus London wird gemeldet, daß die englische Regierung die Beteiligung an der Weltausstellung in San Francisco zur Feier der Eröffnung des Panamakanals im Jahr 1915 abgelehnt hat.

1. August.

Der Kaiser trifft an Bord der „Hohenzollern" vor Bergen ein.

Die Universität Berlin wählt zum Rektor für das nächste Studienjahr den Mathematiker und Physiker Geheimrat Professor Dr. Max Planck.

Der russische Ministerrat spricht sich nach einem längeren Vortrag des Ministers des Äußern Ssasonow gegen ein gesondertes Vorgehen Rußlands wegen der Besetzung von Adrianopel durch die Türken aus.

Aus Venezuela wird gemeldet, daß dem Präsidenten Gomez diktatorische Gewalt übertragen wurde, um eine zugunsten Castros ausgebrochene Bewegung zu unterdrücken.

2. August.

Königin Wilhelmina von Holland beauftragt den früheren liberalen Minister Cott van der Linden mit der Bildung eines außerparlamentarischen Kabinetts.

3. August.

In Khanpur in Britisch-Indien kommt es wegen der Niederreißung einer Moschee zwischen Mohammedanern und der Polizei zu blutigen Straßenkämpfen, bei denen 13 Mohammedaner getötet werden.

Eine Sonderberatung der rumänischen und bulgarischen Friedensdelegierten in Bukarest führt zu einer vollen Einigung über alle zwischen den beiden Staaten schwebenden Streitfragen.

4. August.

Der Kaiser tritt von Bergen die Rückreise nach Deutschland an.

Die Friedenskonferenz in Bukarest beschließt eine Verlängerung des Waffenstillstandes für drei Tage. Ministerpräsident Majorescu teilt mit, daß die rumänisch-bulgarische Einigung erst als endgültig zu betrachten sei, wenn auch die zwischen Bulgarien einerseits und Serbien und Griechenland andererseits schwebenden Streitfragen ihre Lösung gefunden haben.

Der Zar empfängt in Peterhof eine französische Militärdeputation unter Führung des Generalstabschefs Joffre (Portr. S. 1337).

Auf der Cadderzeche bei Glasgow bricht eine Feuersbrunst aus, bei der über 20 Bergleute ums Leben kommen.

5. August.

Ueber Belgrad wird gemeldet, daß in Sofia der frühere Ministerpräsident Dr. Danew verhaftet wurde.

Im Krupp-Prozeß verurteilte das Kriegsgericht die Angeklagten zu Freiheitstrafen von 3 Wochen bis 6 Monaten.

6. August.

Der Kaiser kehrt von seiner Nordlandreise nach Swinemünde zurück.

Wärme- und Kältewellen.

Von Prof. Dr. W. Köppen, Hamburg.

Im Gegensatz zu der sehr gleichmäßigen Temperatur der Tropen sind die gemäßigten Zonen der Erde einem häufigen Wechsel von Wärme und Kälte unterworfen. Der Unterschied zwischen Tag und Nacht ist freilich in den trockenen Teilen der heißen Zone sehr groß; aber jeder Tag bringt dort ungefähr die gleiche Wärme. Ein Unterschied von mehr als zwei Grad kommt z. B. in Guyana durchschnittlich nur vierzehnmal im Jahr vor, im östlichen Deutschland aber 140mal, also zehnmal so oft; in Westsibirien, im Innern von Kanada und in Patagonien sogar etwa 200 mal, also an mehr als der Hälfte aller Tage. Dazu dauern diese Aenderungen in unsern Breiten meistens mehrere Tage an, so daß sie weit größere Dimensionen erreichen, als in den Tropen jemals vorkommen.

Die Hauptursache für diesen Unterschied liegt darin, daß in der heißen Zone auf Tausenden von Quadratkilometer annähernd die gleiche Lufttemperatur herrscht, während sie bei uns mit der geographischen Breite und mit der Entfernung vom Ozean sich rasch ändert, so daß uns die wechselnden Winde Luft von sehr verschiedener Wärme und Dampfmenge bringen. Dort, wo ein äußerst heißes Binnenland an eine bedeutend kühlere Küste stößt, kann auch innerhalb der Wendekreise, z. B. in Senegambien, die Temperatur aufeinanderfolgender Tage recht

verschieden sein, je nachdem der Wind aus dem Innern des Landes oder vom Meer kommt.

Der durch diese Gleichmäßigkeit verwöhnte Tropenbewohner empfindet freilich auch die kleineren Wärmeschwankungen weit mehr als der durch sein Klima abgehärtete Europäer. Benutzt doch ein Negerstamm im Innern von Afrika geheizte Bettstellen in der kühleren Jahreszeit, deren Temperatur dort 23 Grad ist. Auch der Europäer wird in den Tropen empfindlich, namentlich gegen den Regen, der aus der dort kühlen Höhe stammt.

Aus den täglichen telegraphischen Wetterberichten und besonders aus den Wetterkarten kann man sich gegenwärtig leicht überzeugen, daß die großen Temperaturschwankungen unserer Zone nicht regellos auftreten, sondern gewöhnlich größere Gebiete gleichzeitig bedecken und sich von Ort zu Ort mehr oder weniger stetig fortpflanzen. Auf den weiten Ebenen im Innern Asiens und Nordamerikas, wo diese Schwankungen, wie wir schon sahen, am größten sind und im Winter sehr oft im Lauf weniger Tage 30 Grad und mehr erreichen, läßt sich ihre Wanderung am besten verfolgen, und hier ist sie auch zuerst von amerikanischen, russischen und deutschen Forschern untersucht worden. Aus Nordamerika stammt auch deren Bezeichnung als Kältewellen und Hitzewellen, die zwar nicht so zu verstehen ist, als hätten diese Erscheinungen in ihrem Wesen mit den Wasserwellen oder den Schallwellen viel Gemeinsames, die aber ein anschauliches Bild von der sich über die Lande fortwälzenden und das Quecksilber in unsern Thermometern hinauf- und herabtreibenden Erscheinung anregen. Nur in diesem Sinn wollen wir auch hier von Kälte- und Wärmewellen reden.

Mit diesen Auf- und Abbewegungen des Thermometers gehen in den gemäßigten Zonen entsprechende Bewegungen des Barometers Hand in Hand. Südliche Winde mit fallendem Barometer bringen die Wärmewelle, nördliche Winde mit steigendem Barometer leiten die Kältewelle ein. Der Übergang zwischen beiden vollzieht sich in charakteristisch verschiedener Weise: der von der Wärme zur Kälte in der Regel mit schlechtem Wetter, Böen und Niederschlägen; jener von der Kälte zur Wärme mit hohem Barometerstand, Ruhe und heiterem Himmel. Die Fortbewegung der Wellen geschieht überwiegend von West nach Ost oder von Nord nach Süd, und zwar sowohl bei den Kälte- als bei den Wärmewellen. Freilich treten in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Witterungserscheinungen die großen Züge durchaus nicht immer rein und leicht erkennbar auf; sie sind sehr oft durch die Kreuzung der verschiedenen Einflüsse maskiert. Sie sind aber fast immer vorhanden und bei den großen Phänomenen am deutlichsten.

Die Fortpflanzung der Wärme- und Kältewellen ist ein aus zwei verschiedenen Erscheinungen gemischter Vorgang. Teils ist es die Fortbewegung einer bestimmten Luftmasse, teils das Fortschreiten der Ursachen, die die Kälte- oder Wärmewellen erzeugen.

Der Eintritt starker Kälte im Winter in Norddeutschland vollzieht sich z. B. gewöhnlich so: ein barometrisches Minimum — auf unsern Wetterkarten mit „Tief" bezeichnet — zieht nördlich von uns, etwa von den Faröern, nach Westrußland vorüber, auf weite Strecken hin auf seiner Vorderseite von südlichen, auf seiner Südseite in Deutschland von westlichen, auf seiner Rückseite von nördlichen Winden umgeben, wie es dem grundlegenden sogenannten barischen Windgesetz entspricht, wonach der Wind auf unserer Halbkugel den niedrigen Luftdruck zu seiner Linken hat. Der warme Südwestwind wird während dieses Vorübergangs unter Regen- und Schneefall von kaltem Nordwest ersetzt, der weiter, falls hinter dem „Tief" vom Ozean hoher Luftdruck nachdrängt, nach Nord umgeht und uns bei aufklarendem Himmel mit frostiger Lapplandluft überschwemmt. Tritt dies Aufklaren früh genug ein, um den Boden noch schneebedeckt von den vorhergegangenen Schauern zu finden, so tritt zu dem Lufttransport mit eintretender Nacht noch eine andere mächtige Kältequelle hinzu, nämlich die Ausstrahlung nach dem kalten Weltraum, wobei die Oberfläche des Schnees und mit ihr die unterste Luftschicht schnell sehr niedrige Temperaturen annehmen, weil die Zufuhr von Wärme aus dem Boden durch den lockeren Schnee, der ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, verhindert wird. So wird die durch die Zufuhr kalter Luft mit steigendem Barometer begonnene Abkühlung bei hohem Luftdruck und ruhiger Luft weitergeführt. Aber mit dem weiteren Fortschreiten des „Tief" und des ihm folgenden „Hoch" nach Osten verschiebt sich das ganze System der sie umgebenden Winde, sowohl die Südwinde mit dem fallenden Barometer auf der Vorderseite des Tief und der Rückseite des ihm folgenden Hoch als die nördlichen Winde zwischen beiden. Dies geschieht teilweise, namentlich am Boden, durch Einziehen neuer Luftmassen von außerhalb des Wirbels in den Kreislauf. Bewegt sich das Wirbelzentrum nach Osten, so verschiebt sich das Gebiet der südlichen und der nördlichen Winde in der gleichen Richtung, also seitlich zur Windrichtung, während sich die westlichen Winde auf seiner Südseite vorwärts und die östlichen an seiner Nordseite rückwärts fortpflanzen.

Im Sommer spielen sich die Vorgänge merklich anders ab. Zwar treten auch dann wandernde „Tief" und „Hoch" auf unseren Wetterkarten auf und ordnen sich auch dann die Windrichtungen um beide nach dem gleichen großen Gesetz. Aber ihr Verhältnis zur Temperatur ist ein anderes. Denn die trockenen östlichen, aus Rußland kommenden Winde gehören im Winter zu den kältesten, im Sommer zu den wärmsten; umgekehrt sind die feuchten westlichen, vom Ozean stammenden, im Winter verhältnismäßig warmen Winde im Sommer verhältnismäßig kühl. Das Verhalten der Winde zum Regen ist in verschiedenen Gegenden und auch zu verschiedenen Jahreszeiten ungleich. In Nordwesteuropa fällt der meiste Regen mit südwestlichen Winden und fallendem Barometer, auf der Vorderseite nach Osten wandernder barometrischer Depressionen; dagegen ist es den süddeutschen und österreichischen Meteorologen längst bekannt*) und noch ganz neuerdings bestätigt, daß an der Nordseite der Alpen das schlechteste Wetter herrscht, wenn auf dem Ozean ein Hochdruckgebiet liegt und in Süddeutschland nördliche Luftströmung mit steigendem Barometer herrscht. In allen Gebirgen bringen Winde, die zum Gebirge wehen, mehr Regen als solche, die vom Gebirge herabwehen; letztere bringen das beliebte „föhnige" Wetter, weil die Luft beim Herabsteigen sich erwärmt und trocken wird. Freilich ist es mit Vorsicht zu genießen, weil ihm bald der Wetterumschlag mit Nordwind und Regen in den Tälern, Schnee auf den Höhen folgt. In Norddeutschland und den russischen Ostseeprovinzen ist das Verhältnis der Winde zu den Niederschlägen im Winter etwa wie in Nordwesteuropa — der warme Südwest bringt Regen

*) Zuerst ist dieses wohl 1882 vom Schweizer Billwiller nachgewiesen worden.

und auch Schnee, der Nordwest Aufklaren — im Sommer aber nähert es sich dem Süddeutschlands: unsere Juni- und Juliregen fallen mehr bei kühlen Nordwestwinden, wenn bei Irland hoher Luftdruck herrscht. Verlegt sich darauf das Hochdruckgebiet nach Nordeuropa oder gar nach Deutschland selbst, so ist freilich auch im Sommer trockenes und heiteres Wetter für uns die Folge. Übrigens sind es weniger die großen barometrischen Depressionen selbst als die unscheinbaren Ausbuchtungen der Isobaren an ihrem Rand, an die die meisten Regenfälle gebunden sind; diese machen sich weniger in der Isobarenkarte selbst als im Fallen und Steigen des Barometers bei ihrem Vorübergang bemerkbar. Mit Recht wird daher neuerdings viel Gewicht auf die Fall- und Steigegebiete des Luftdrucks gelegt; nur darf man nicht vergessen, daß sie mit der Fortpflanzung der Depression und der Hochdruckgebiete in einem notwendigen inneren Zusammenhang stehen und deren Bewegungen und Entwicklung nur in einer andern, manchmal klareren Sprache ausdrücken. So ist denn auch das Verhältnis, in dem die Wärme- und Kältewellen zu den Fall- und Steigegebieten stehen, schon durch ihr Verhältnis zu den barometrischen Minima und Maxima, den „Tief“ und „Hoch“, der Karten bestimmt.

Wie alle Witterungserscheinungen, so sind also, wie man sieht, auch die Wärme- und Kältewellen sehr komplexe Phänomene, und sie werden dadurch nicht einfacher, daß die an der Erdoberfläche herrschenden Winde zum Teil nur bis in geringe Höhe reichen und sich mit der Erhebung in die freie Atmosphäre rasch ändern. Zwar auf der Rückseite eines „Tief“ bleibt die dort meistens nordwestliche Luftströmung bis in große Höhen bestehen und nimmt nur ihre Geschwindigkeit nach oben immer mehr zu — schon in 400 Meter Höhe beträgt sie etwa das Doppelte der am Boden beobachteten. Aber auf der Vorderseite der Depression ändert sich auch ihre Richtung mit der Höhe rasch, wie man dies längst aus den Beobachtungen hoher Wolken (Zirrus) weiß, und wie sich dieses jetzt oft an Ballonfahrten, z. B. am vorjährigen Gordon-Bennett-Rennen, bemerkbar macht. Über südlichen Winden herrschen südwestliche und noch höher westliche, über östlichen südliche, und das „Tief“ wandert in der Richtung des Oberwindes. Es ist das einer der wertvollsten Anhaltspunkte für eine lokale Wetterprognose. Freilich — in Menschen wie in Zirren kann man sich manchmal irren; aber es gibt wenige so gute Merkmale, die auch der aufmerksame Reisende gut verwenden kann, wenn er die nötige Sorgfalt und Geduld darauf zu wenden versteht.

Wir haben gesehen, daß Wärme- und Kältewellen an das Fortschreiten barometrischer Minima und Maxima gebunden sind; aber sie haben dabei doch ein gewisses Maß von Selbständigkeit. Zunächst kann der Temperaturwechsel beim Vorübergang solcher Wirbel sehr verschieden groß sein. Pflanzt sich z. B. ein „Tief“ im Winter in der Nähe unserer Küste nach Nordost fort, so wehen die Südostwinde auf seiner Vorderseite aus dem kalten Binnenlande, die Westwinde auf seiner Rückseite vom warmen Ozean; sein Vorübergang bringt daher zunächst keine Abkühlung mit. Anders, wenn es von Nordwest nach Südost, also z. B. von den Shetlands nach Polen fortschreitet und dabei gar von einem Hochdruckgebiet gefolgt wird. Dann gehen ihm warme, von England oder Frankreich kommende Luftmassen voraus und folgen ihm kalte Luftmassen aus Skandinavien, und der Wettersturz ist da. Im Sommer wieder, wo die Luft aus dem Binnenland wärmer ist als die vom Ozean, bringen die nach Nordost ziehenden Luftwirbel einen ähnlichen, wenn auch geringeren Temperaturwechsel mit sich. Die großen Temperatursprünge im Winter in Rußland — die freilich, wenn sie sich ganz unter dem Gefrierpunkt vollziehen, sich nicht so bemerkbar machen, wie man es der Zahl der Grade nach denken möchte — vollziehen sich zum Teil unter dem Einfluß barometrischer Minima, die vom Eismeer direkt südwärts zum Kaspischen Meer ziehen. Sie sind um so stärker, als solche Bahnen von den Minima nur verfolgt werden, wenn der Osten Rußlands besonders kalt und Westeuropa warm ist; denn die Wirbelzentren pflegen bei ihrer Wanderung die kalten Gegenden links und warme rechts zu lassen. So ist denn die aus Mitteleuropa stammende Luft ihrer Vorderseiten besonders warm, die aus Nordsibirien stammende Luft ihrer Rückseiten mehr als gewöhnlich kalt.

Beachten wir noch, daß große Kälte- und Wärmewellen hauptsächlich in der kalten Jahreszeit vorkommen, und daß die unregelmäßigen Schwankungen des Thermometers wie des Barometers im Norden von uns viel größer sind als in Südeuropa, so begreift man, warum beide sich so oft von Nord nach Süd fortpflanzen, während es kaum vorkommt, daß sich große Wärmewellen zuerst im Süden ankündigen und mit den Südwinden nordwärts dringen. Daß die schwere kalte Luft sich am Boden selbst, die leichtere warme mehr in die Höhe fortzubewegen strebt und letztere gelegentlich herabsteigt, trägt auch dazu bei, das Fortschreiten der Kältewellen und ihren Ursprung aus N und NW klarer erkennbar zu machen. Der schwere Schaden, den sie an den zarteren Gewächsen des Südens anrichten, tut das Seinige dazu. Solche Kältewellen, an der Vorderseite von Hochdruckgebieten aus Dakota vordringend, verheeren nicht selten die Orangen- und Ananasfarmen von Florida, ja sie dringen selbst bis zu den Zuckerrohr- und Kaffeepflanzungen Guatemalas vor. Der für Hamburg unerhörte Nachtfrost vom 3. zum 4. Februar vorigen Jahres, der das Thermometer in seiner Umgebung bis zu — 28 Grad Celsius, in Mölln sogar bis unter — 30 Grad hinabtrieb, entstand in der oben geschilderten Weise: ein „Tief“, das, vom norwegischen Meer kommend, am 1. und 2. Februar in Esthland lag und von einem von Island heranrückenden „Hoch“ gefolgt war, brachte mit nördlichen Winden die kalte Luft Lapplands mit Schneefällen nach Deutschland herab, und als dann der eisige Wind, der am 3. Februar noch durch ein zweites „Tief“ in Ungarn unterstützt wurde, in der Nacht durch Windstille mit klarem Himmel abgelöst wurde, trat eine solche „sibirische“ Kälte ein, daß sie die Schlingrosen in den Hamburger Gärten und viele andere Gewächse gründlich zerstörte.

Sehr ähnlich spielte sich auch der Eintritt und der Verlauf der ausgedehnten Fröste vom 11. bis 15. April dieses Jahres ab, die der frühen Obstblüte in Deutschland so arg mitspielten. Sie kamen mit nördlichen Winden und steigendem Barometer aus Lappland, während ein „Tief“ auf der östlichen Ostsee lag, wanderten südwärts und dauerten bei klarem Himmel fort, als ein „Hoch“ über Deutschland selbst zu liegen kam, und wichen erst, als am 16. April die südlichen Winde eines neuen ausgedehnten Tiefdruckgebiets bei uns einsetzten, das bei Island erschienen war. In allen diesen Fällen ist also die Kälte in Deutschland ein z. T. importiertes, z. T. im Land fabriziertes oder, zolltechnisch gesprochen, hier veredeltes Produkt.

Mit Recht schaut daher in seinen Wetterberichten mit besonderem Interesse der Amerikaner nach dem „far NW“

und der Deutsche für die erste Anmeldung der Kälte nach Haparanda und für die der Wärme nach Schottland und Island aus, wenn auch deren weitere Fortpflanzung von vielen Nebenumständen abhängt und namentlich bei der mannigfaltigen Vermengung von Land und Meer in Europa weniger sicher vorauszusehen ist als auf der weiten Ebene Nordamerikas. Die Zahl der Fälle, wo es gelingt, das Fortschreiten von Kälte- und Wärmewellen durch acht und mehr Tage von Skandinavien bis über den Baikalsee hinaus zu verfolgen, ist selbst in den noch weiteren Ebenen Rußlands gering, und noch geringer ist die Regelmäßigkeit ihrer Ausbildung in den von Meeren und Gebirgen zerschnittenen Landschaften Westeuropas. Daß Kältewellen und Hitzewellen aus den Vereinigten Staaten über den Ozean zu uns kommen, ist ein im deutschen Publikum weit verbreitetes Vorurteil; eine solche Entwicklung läßt sich nur selten feststellen, wenn auch der Keim zu unseren Witterungsvorgängen oft genug amerikanischen Ursprungs in nordatlantischer Umformung ist. Was dort ein mächtiger Wirbel war, erreicht uns meist nur in schwachen Resten, und was uns in aller Entwicklung entgegentritt, war dort nur im Entstehen.

Sommer- und Naturtheater.

Von Adolf Winds.

Shakespeare spricht an einer Stelle von dem „Winter unseres Mißvergnügens". Diese Worte waren gewiß nicht aus seinem Schauspielerherzen geflossen, wenn auch die Verhältnisse in dem kulissenlosen Globetheater anders liegen mochten; der heutige Schauspieler kennt nur einen „Sommer seines Mißvergnügens", das ist die Zeit der Rosen, in der die Theater geschlossen werden und die Engagements ihr Ende finden. Die soziale Not des Schauspielerstandes hat hier ihre Wurzel. Sommer und Sonne sind seine größten Feinde, statt Vorstellungen im und außer Abonnement werden Alpen- und Bäderzüge angekündigt, und in den geschlossenen Schauspielhäusern herrscht die Ruhe eines Kirchhofes. Rund fünf Monate währt der Sommerschlaf der meisten Theater, und um nicht ganz zu feiern, schürzt die Muse ihre Gewänder und steigt auf das leichter gefügte Gerüst der sommerlichen Bühnen. Die sind dann meist in schattigen, bewirtschafteten Gärten aufgeschlagen, in luftigen, schmucklosen Räumen, nennen sich Tivoli, Elysium- oder Edentheater; die Qualität des in den Zwischenakten kredenzten Bieres ist für den Besuch ebenso ausschlaggebend wie der Spielplan, der sich meist aus Posse und Operette zusammensetzt. Mancher Schwank, dessen Parfüm die Winterbühne nicht vertrüge, kann hier ausgelüftet werden, die Strenge von Kritik und Publikum ist hier gleichermaßen gemildert wie der künstliche Ernst der Schauspieler, denen in der sommerlichen Hitze das Licht der Rampen zum Brutofen wird, der ihnen die Schminke von den Wangen schmelzen läßt. Anders liegen die Verhältnisse in den Freilicht- und Naturtheatern; übt in Eden oder Elysium der Schauspieler seine Kunst aus im Schweiße seines Angesichts, so zittert er auf der Naturbühne vor Frost, wenn er an kühlen Tagen in griechischer Gewandung auf der feuchten Erde kniet oder als erschlagener Manuel die Totenklage auf nässedurchtränktem Boden über sich ergehen lassen muß. Das Freilichttheater pflegt im Gegensatz zu den anderen Sommerbühnen das klassische Stück und das ihm verwandte Genre; in der Güte und Reinheit seines Spielplanes liegt sein Hauptvorzug.

Die Naturtheater sind in den letzten Jahren wie Pilze aus dem waldigen Moosboden emporgeschossen. Sie verdanken ihr Entstehen einer künstlerischen Idee, die in ihrer Verwirklichung oder vielmehr Erneuerung an Naivität, Ursprünglichkeit und Selbstverständlichkeit verlor.

Denn schon das Theater der Griechen war ein Freilichttheater, ebenso die mittelalterlichen Mysterienspiele, die auf öffentlichen Plätzen abgehalten wurden. Dort wechselte im Gegensatz zu allen theatralischen Gebräuchen das Publikum den Schauplatz, indem es sich im Verlauf des Spiels von einer Stelle zur anderen begab.

Klopstock, der älteste unserer Klassiker, hatte für seine nationalen Hermannstragödien die Freilichtbühne im Auge; er schrieb 1770 an Ebert: „Wenn ich der Erbprinz von Braunschweig wäre, so ließe ich die Hermannsschlacht just auf einem solchen Felsen im Tal der Schlacht, als zum Schauplatz angegeben ist, aufführen." Daß Goethe im Park zu Weimar die „Iphigenie" spielen ließ und selbst darin auftrat, ist bekannt, ebenso kennt man die entzückende Schilderung jenes Abends zu Tiefurt, als „Die Fischerin" am Ufer der Ilm unter freiem Himmel gegeben wurde. „Die Zuschauer", schreibt Goethe an Knebel, „saßen in einer Mooshütte, wovon die Wand gegen das Wasser ausgehoben war; der Kahn kam unten herauf." Wieland berichtet entzückt: „es stellte sich uns ein Anblick dar, der mehr einer realisierten dichterischen Vision als einer Naturszene glich."

Aber nicht allein der Musenhof zu Weimar, auch die anderen deutschen Hofhaltungen hatten an den Naturtheatern Gefallen gefunden, und die Gartenkünstler des Rokoko zerschnitten die Hecken zu Kulissen. Im Salzburger Lustschloß Hellbrunn, in der Eremitage zu Baireuth, in Herrenhausen, in der Solitüde zu Ludwigsburg, kurz überall entstanden Naturtheater nach dem Beispiel, das Ludwig XIV. in Versailles gegeben hatte. Er baute vor sein Naturtheater sogar ein steinernes Proszenium und ließ Molière auftreten und führte die „Alceste" auf.

Waren diese Naturtheater aber in der Hauptsache nichts anderes als höfische Spielereien, so verlangen die modernen Freilichtbühnen als ernste Kunststätten zu gelten. Sie liegen meist an einer geschützten, waldigen Stelle, oft dienen Ruinen zum Schauplatz, manchmal bilden auch Felsen den Hintergrund. Von ihnen steigt Iphigenie nieder: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel!" Hier gehorchen sie dem Ruf. Sie wehen und rauschen, Iphigeniens Schleier flattert, und in ihren Gewändern verfängt sich der Wind. Die Windmaschine funktioniert im Naturtheater entschieden besser als auf der geschlossenen Bühne, wo der Sturm heulend durch die Kulissen streicht, niemals aber nur ein Blättchen am Baum oder ein Fältchen an den Kleidern bewegt. Minder zufriedenstellend sind die Lichtapparate; vom Gesichtspunkt des Beleuchtungsinspektors aus hat zwar die wirkliche Sonne manchen Vorzug vor der elektrischen, sie wirft natürliche Schatten und spendet ihr Licht aus einer einzigen Quelle, aber sie ist eigenwillig und geht nicht ein auf die Intentionen des Regisseurs, leuchtet, wo er gern die Bühne verdunkeln

möchte, verkriecht sich just in dem Augenblick hinter Wolken, wo Iphigenie ausruft: „Goldene Sonne, leihe mir die schönsten deiner Strahlen." Das Fünffarbensystem der Rampe ist ihr nun gar nicht beizubringen; schmerzvoll muß der Regisseur an gegebener Stelle auf die Glut der Abendröte verzichten, das den Abschluß wirkungsvoll in „Himbeersauce" taucht, auf den nie versagenden Zauber des Mondscheins, dessen grelles Grün verschwiegene Liebesszenen vielsagend beleuchtet, vollends aber auf den Schleier der Nacht, da sich Sonnenfinsternisse nicht häufig genug und leider nicht aufs Stichwort einzustellen pflegen. Im „Rütli" recken die Schillerschen Schweizer den Schwurfinger bei vollem Tageslicht empor, die Elfen im „Sommernachtstraum" flirten im Sonnenschein.

Besser ist es um das Dekorative bestellt; so wölbt sich der Rundhorizont in wunderbarem Blau hoch über die Bühne und ist von der gesamten Ausstattung der Clou. Die Kulissen wackeln nicht, das Buschwerk wurzelt wahrhaftig im Boden, die Felsen klingen unter dem Schritt, und im Gezweig der „plastischen" Bäume zwitschern die Vögel. Das Fehlen des Vorhanges macht überhaupt manchen dramatischen Eingriff nötig. Schauplätze, Örtlichkeiten müssen verschoben, Leichen unter allen Umständen abgetragen werden, sind auch die Träger nur an den Haaren herbeizuziehen.

An und für sich ist die Unveränderlichkeit des Schauplatzes in den Tagen der Stilbühne keine Absonderlichkeit, schwer aber sind bei dem Fehlen des Vorhanges die Auftritte zu regulieren. Manche Naturbühnen, die einen felsigen Hintergrund haben, besitzen Steige und Treppen, über die in enger steiniger Klamm die Schauspieler hinüberklettern, wenn sie rechts ihre Garderobe haben und links auftreten sollen. Sind aber solche Schleichwege nicht vorhanden, müssen sie schon jenseit sein, ehe das Publikum „diesseit" ist, und sich bis zu ihrem Auftritt hinter dem Busch verborgen halten. Da der Inspizient hier nicht schnell genug von einer Seite auf die andere kommen kann, bedient er sich farbiger Fähnchen und gibt, dem Bahnwärter gleich, Signale, wenn der Liebhaber oder die Liebhaberin dem Zuge des Herzens folgen und, von verschiedenen Seiten auftretend, einander in die Arme stürzen sollen. Ihnen steht dann nicht, wie so oft an städtischen Bühnen, der Feuerwehrmann im Weg. Diese Figur ist hinter den Kulissen des Naturtheaters eine unbekannte Erscheinung, der Regenapparat funktioniert hier ohne jede hydraulische Vorrichtung, mitunter, wie in diesem Sommer, mehr als zuviel.

Die hölzernen Bretter der Bühne haben einen anderen Resonanzboden als der Moosboden des Waldes. Die wirklichen Bäume verlangen auch der Tracht nach wirkliche Menschen, Perücken, Bühnengewänder und Schminke wirken hier wie Maskerade, und wie das Naturtheater seine besondere Art von Stücken brauchte, so müßten ihm auch Schauspieler zu Gebote stehen, die alles Theatralische bis auf den letzten Bretterrest von sich gestreift haben. Gelingt doch dem Schauspieler die für seine Kunst notwendige Selbstentäußerung in schwüler Kulissenluft leichter als in der würzigsten Waldesluft, er ist im „Freilicht" den Illusionstörungen stärker unterworfen.

Auch der Zuschauer empfindet anders als im geschlossenen Bühnenhaus; er genießt hier das Schauspiel, wie er die Natur genießt, ihr Frieden senkt sich in sein Gemüt, Premierentiger werden zu Lämmern. Die elektrische Spannung fehlt, die durch Massensuggestion das Publikum des geschlossenen Theaters in Fesseln schlägt.

Nur die feinste Blüte theatralischer Kunst wäre imstande, ohne Einbuße unmittelbar in Konkurrenz mit der Natur zu treten, so aber ohne Anpassung an die besonderen Verhältnisse wirken die meist ohne innere Umwandlung übertragenen Aufführungen der Winterbühnen in den Wald- und Freilichttheatern unkünstlerisch und grob. Treten in historischen Stücken Reiter, Pferde und Wagen auf den Plan, so hat es kaum noch mit theatralischen Aufführungen zu tun, sondern eher mit festlichen Aufzügen, die der Geschlossenheit des dramatischen Kunstwerkes völlig entbehren.

Die soziale Bedeutung der Freilichtbühnen ist wertvoller als in den meisten Fällen die künstlerische. Den vielen im Sommer engagementslosen Schauspielern wird ein Feld zu Erwerb und Betätigung geboten. Den gleichen Vorzug haben die Kurtheater, die sich heutzutage selbst in den kleinsten Badeorten etablieren. Eines der interessantesten dieser Miniaturtheater war jenes in Bad Ems, das zur Zeit des alten Kaisers allabendlich im Kursaal aufgeschlagen wurde. Mittlerweile ist in Ems ein wirkliches Theater gebaut worden. Damals wurde es in einer Ecke des Kursaales improvisiert und stets, da der Saal auch anderen Zwecken diente, nach der Vorstellung wieder abgebrochen. Vor dieser bescheidenen Bühne saßen gemeinsam auf einem schlichten Kanapee allabendlich, solange sie die Kur gebrauchten, der Kaiser Wilhelm und der Zar Alexander III. und lachten aus vollem Herzen über das Spiel.

Eine Abart von Sommertheater ist die sogenannte Arena, ein offenes Theater, das bei Regenwetter überdacht werden kann; sie ist an einigen Orten in Österreich anzutreffen. Eine andere Abart, die bis jetzt nur in Amerika gedeiht, ist das Dachgartentheater, das in Neuyork hoch oben auf den Wolkenkratzern nicht nur künstlerische Genüsse, sondern zugleich ein Luftbad vermittelt.

Flüchten die städtischen Schauspieler im Sommer in den Wald, so ziehen die Truppen der Bauernspieler in die Stadt und zeigen ihre Kunst auf mancher verödeten Residenzbühne. Wie die Stadtkunst auf ihrer Wanderung an Kultur, verliert die ländliche an Natur; Schuhplattler und Zitherspieler sind in den goldprotzenden Schauspielhäusern oft recht fahl am Ort.

Das Beispiel von Baireuth hat die sommerlichen Fest- und Maispiele gezeitigt, die in vielen Städten unternommen werden, denen aber mangels der nötigen Zeit zur Vorbereitung oft das künstlerische Rückgrat fehlt, und die nur durch den Zusammentritt der Stars als Sensationen wirken.

Auch durch Austausch- und Gesamtgastspiele versucht man die Theaterlust anzufachen. Berliner Theater spielen in Wien, Wiener in Berlin; an Stätten, wo Problemstücke zu ernstem Nachdenken anregen, schwingt die Operette das Tanzbein; wo die Klassiker hausen, witzelt der französische Schwank.

So wird allerwärts und allerorten auf theatralischem Gebiet der Kampf gegen Sommer und Sonne unternommen; für das zunehmende Erwachen und Anwachsen des Naturgefühls, das die Menschen Anregung und Erholung in Wald und Bergen suchen läßt, spricht der Umstand, daß in früheren Jahrzehnten die Theater auch im Sommer gut besucht waren und nicht zu schließen brauchten. In Wien z. B., wo jetzt im Sommer keine der großen Bühnen spielt, waren noch zu Mitte des vorigen Jahrhunderts die meisten Theater das Jahr hindurch offen.

Der Städter, dessen Wanderlust in früheren Jahrzehnten größtenteils auf Ausflüge in naher Umgebung

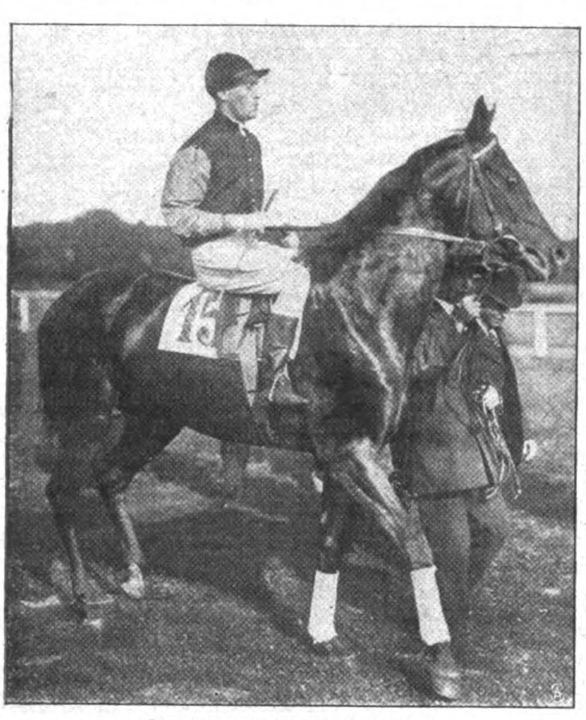
beschränkt war, ist zum Sportsman geworden; ohne Siebenmeilenstiefeln und Eispickel unternimmt er keine Tour mehr; sogar im Winter — ein Unterfangen, das noch vor zwanzig Jahren Kopfschütteln erregt haben würde — klettert er auf die Berge, Ski und Bobsleigh sind für so manchen interessanter geworden als Premieren.

So kämpft das Theater schwerer als je um seinen Platz an der Sonne, der aber, allen Naturtheatern zum Trotz, unter dem Kronleuchter der — natürlichste sein und bleiben wird.

Hannover als Turfstadt.

Von Hermann Friedlaender. — Mit Spezialaufnahmen.

Seit langen Jahren ist in Hannover der Sinn der Bevölkerung für das edle Pferd rege gewesen. Schon zu Zeiten des Königreichs war die Zucht der Isabellen in Herrenhausen berühmt, und als in späteren Jahren unter anderen Verhältnissen der deutsche Rennsport mehr und mehr in Aufschwung kam und immer populärer wurde, da bot sich ihm in der alten Welfenstadt ein günstiges Feld zur Entwicklung. Wird doch im Hannoveraner von kleinauf die Liebe zum edlen Pferd gepflegt. Er sieht in seiner Hauptstadt auf schnellen Pferden die Königsulanen in ihren schmucken Uniformen, ein Reiterregiment par excellence, das fast immer einige tüchtige Rennreiter dem deutschen Turf stellt; in den Mauern Hannovers befindet sich das Militärreitinstitut, das ja einen wohlbegründeten Weltruf genießt und unzählige hervorragende Talente im Sattel nicht nur für das deutsche Heer, sondern auch für Armeen der verschiedensten andern Länder ausgebildet hat.

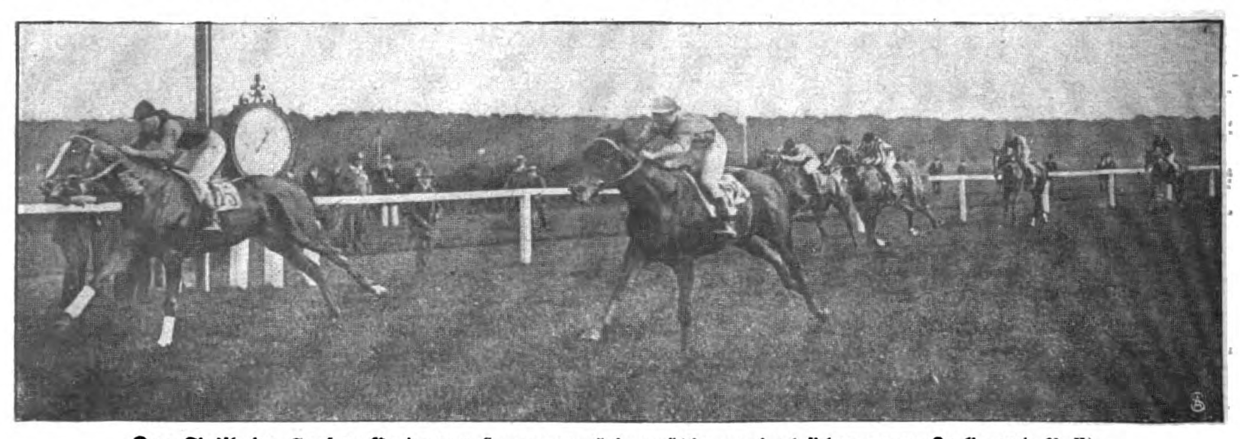


Die Siegerin im Großen Preis,
Frhrn. S. A. von Oppenheims Kriegsgöttin (Jockei G. Archibald).

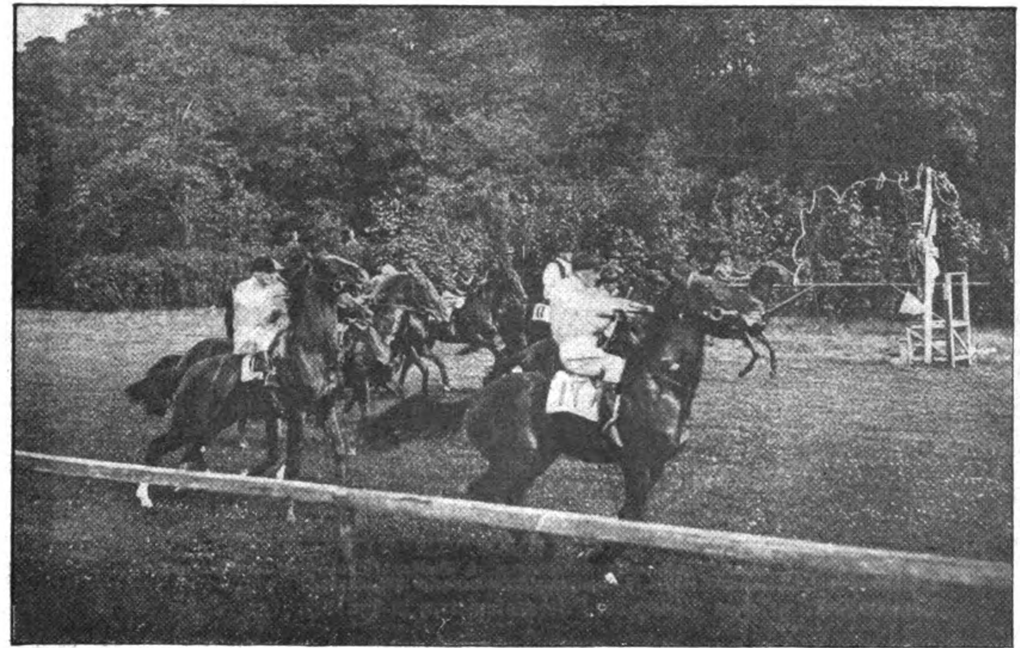


Oberstallmeister Frhr. v. Girsewald-Harzburg (×)
und Landstallmeister Grabensee (Celle).

Trotz dieser günstigen Basis, auf der sich Hannovers Rennsport erheben durfte, hatte eine Reihe von Jahren hindurch der Turf an der Leine doch schwer zu kämpfen. Man hatte in Hannover die schnelle Entwicklung, die an andern Plätzen vor sich ging, nicht rechtzeitig mitgemacht und war ins Hintertreffen geraten. Jetzt hat sich das aber völlig geändert, alles



Das Finish im Großen Preis von Hannover: Kriegsgöttin gewinnt sicher gegen Orelio und Ruffle.



Start zum Sommerrennen für Zweijährige, das durch Fedis Sieg eine Ueberraschung brachte.

in Hannover zu besuchen pflegen, die gewaltigen Anlagen. Aber wenn in Hannover Rennen sind, da strömt eben wirklich ganz Hannover hinaus, und die Bahn bietet mit ihren Menschenmassen ein ähnliches Bild wie Grunewald, Hoppegarten und Karlshorst an großen Tagen.

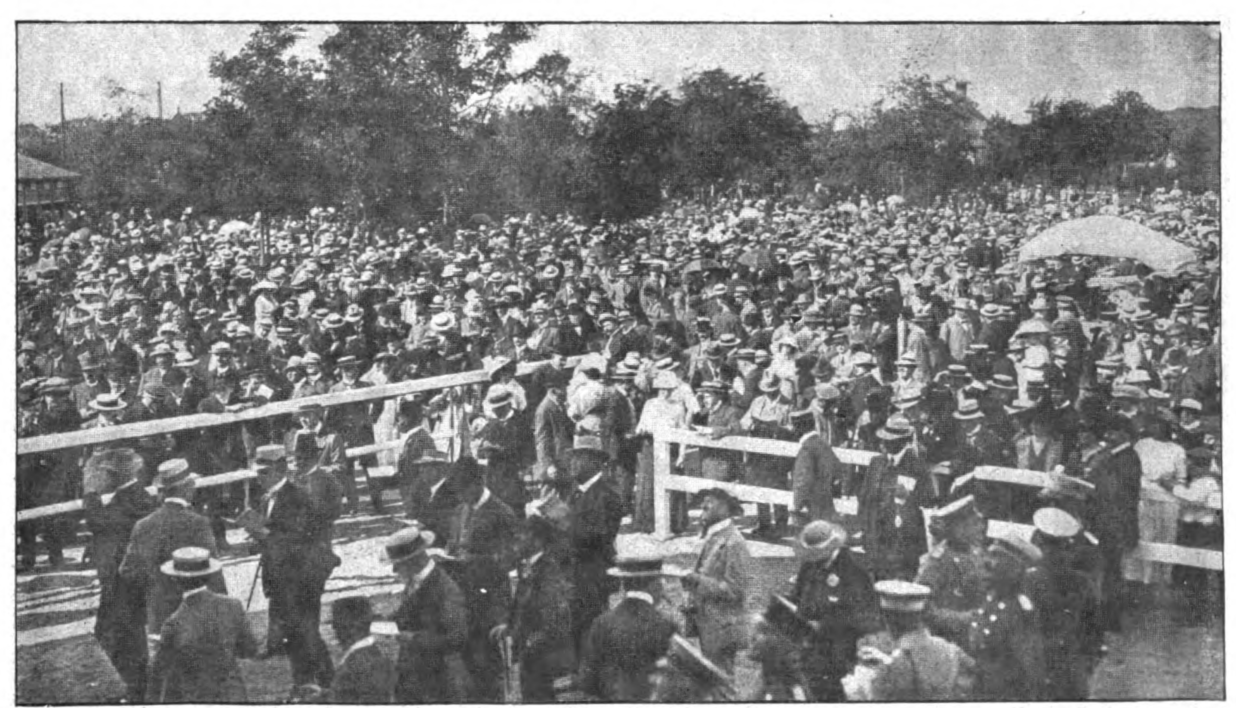
Vor wenigen Wochen veranstaltete Hannover sein mit hohen Preisen dotiertes Jubiläumsmeeting und vor einigen Tagen seinen Großen Preis. Auch der Tag dieses mit 40 000 Mark dotierten Rennens, das durch den Sieg von Kriegsgöttin an den in diesem Jahr vom Glück geradezu ungeheuerlich begünstigten Stall des Freiherrn S. A. von Oppenheim fiel, hatte einen ganz außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen, und wieder konnten die Hannoveraner stolz sein auf ihren Rennsport, wie er sich jetzt herausgebildet hat.

ist nachgeholt worden, und nun marschiert Hannover, seiner alten Tradition gemäß, auch auf diesem Gebiet wieder mit an der Spitze. Nicht zum mindesten ist dies der guten Leitung des Hannoverschen Rennvereins zu danken, die die Bürgerschaft ebenso wie die deutschen Rennställe für ihre Bahn auf der Großen Bult zu interessieren wußte.

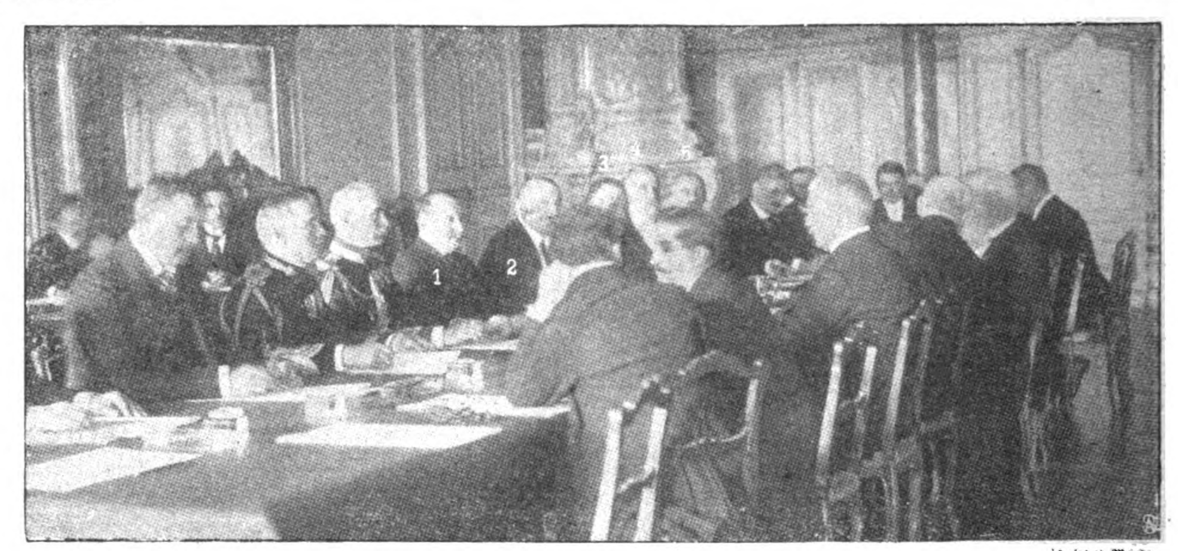
Auf der Großen Bult! Nicht weit ab vom Zentrum der Stadt liegt der schöne Rennplatz. Grünes Laub und bunte Blumen sind ja ein Wahrzeichen Hannovers, das überall auf den weiten Plätzen und in den Straßen leuchtet, und auch draußen auf der Stätte des Turfs erfreut sich der Blick an landschaftlichen Reizen und an des Gärtners Kunst. Weite, echt großstädtische Tribünen sind da aufgebaut, und verwundert sehen die Berliner, die stets in großer Zahl die Rennen

Unsere Bilder

Die Enthüllung der Fridtjov-Statue (Abb. S. 1335 u. 1336), die in Gegenwart Kaiser Wilhelms als des Schenkers und König Haakons von Norwegen bei Vangsnaes stattfand, gestaltete sich durch die Reden der Monarchen, die Teilnahme der Kriegschiffe und eines vieltausendköpfigen Publikums zu



Rennen in Hannover: Das Publikum des Sattelplatzes vor der Entscheidung des Großen Preises.



Hofphot. Mandy.

1. Minister Take Jonescu (Rumänien). 2. General Martinowitsch (Montenegro). 3. Ministerpräsident Majorescu (Rumänien). 4. Ministerpräsident Paschitsch (Serbien). 5. Ministerpräsident Venizelos (Griechenland).

Vom Balkankrieg: Eine Sitzung der Friedenskonferenz in Bukarest.

einem imposanten Festakt. Die Wirkung des landschaftlichen Rahmens, den die Natur mit allen Reizen nordischer Küstenschönheit ausgestattet hat, ist durch geschmackvolle gärtnerische Anlagen noch erhöht worden.

Die Friedenskonferenz in Bukarest (Abb. obenst.), an der die führenden Diplomaten der Balkanstaaten teilnehmen, scheint auf dem besten Wege, die großen Differenzen zwischen den Ansprüchen der einzelnen Staaten ohne Hilfe der Großmächte aus der Welt zu schaffen.

Erzherzogin Elisabeth Marie (Abb. S. 1341), der einzige Sproß aus der Ehe des 1889 verstorbenen österreichischen Kronprinzen Rudolf mit Prinzessin Stephanie von Belgien, der jetzigen Gräfin Lónyay, hat sich am 23. Januar 1902 mit dem Fürsten Otto zu Windisch-Grätz vermählt. Aus dieser Ehe sind drei Prinzen und als viertes Kind die am 9. Juli 1909 geborene Prinzessin Stephanie hervorgegangen.

Prinzessin Auguste von Sachsen-Altenburg (Abb. S. 1337), die Mutter des regierenden Herzogs Ernst II., der seinem Oheim vor fünf Jahren in der Regierung folgte, und Witwe des vor sechs Jahren verstorbenen Prinzen Moritz, feierte am 6. August ihren 70. Geburtstag.

Der Petersburger Besuch des französischen Generalstabschefs Joffre (Abb. S. 1337) scheint weniger den russischen Manövern als dem Studium der russischen Mobilmachungspläne zu gelten, was aus einer Äußerung des französischen Kriegsministeriums hervorgeht.

Erzbischof Jakob Sereggi von Skutari (Abb. S. 1338) ist vom Kaiser Franz Josef in Ischl in Audienz empfangen worden, um seinen Dank für die Verleihung des Großkreuzes des Franz-Josef-Ordens auszusprechen, und mußte dem Kaiser bei dieser Gelegenheit von der Belagerung von Skutari erzählen.

Oberbürgermeister Geheimrat Dr. Otto Beutler (Abb. S. 1338), der seinen 60. Geburtstag feierte, lenkt seit achtzehn Jahren mit vielem Erfolg die Geschicke Dresdens. Er war früher Geheimer Finanzrat und gilt als einer der besten deutschen Verwaltungsbeamten.

Der Krupp-Prozeß (Abb. S. 1338), wie der Prozeß „Thilian und Genossen" genannt wurde, ist am Dienstag nach fünftägiger Verhandlung vor dem Militärgericht in Berlin zu Ende gegangen. Ohne sich zu dem erwarteten Sensationsdrama auszuwachsen, hat er doch in aller Welt viel Aufmerksamkeit erregt. Oberintendantursekretär Pfeiffer, einer der Angeklagten, denen vorgeworfen wurde, von dem Berliner Bureauchef der Firma Krupp, Brandt, für Preisgabe dienstlicher Geheimnisse materielle Entschädigungen genommen und sich dadurch des Verrats militärischer Geheimnisse, der Bestechlichkeit und des Ungehorsams gegen militärische Befehle schuldig gemacht zu haben, hat von allen sieben Angeklagten die höchste Strafe, nämlich sechs Monate Gefängnis, erhalten.

Der XIV. Blindenlehrerkongreß in Düsseldorf (Abb. S. 1340) tagte am 23. Juli, dem dritten Verhandlungstag, in Düren, wo u. a. eine Besichtigung des rheinischen Blindenasyls „Annaheim" (Philipp-Schoeller-Stiftung) stattfand.

Das Badeleben in Westerland auf Sylt (Abb. S. 1342) liefert entsprechend der Frequenz dieses beliebten Nordseebades die abwechslungsreichsten Strandbilder. Zu den alten Unterhaltungsmitteln, unter denen der Burgenbau bei jung und alt eine bevorzugte Rolle spielt, sind in diesem Jahr die Besuche der Wasserflugzeuge getreten.

Das Aquarium im Berliner Zoologischen Garten (Abb. S. 1339), das seiner Vollendung entgegengeht, wird einen vollgültigen Ersatz des vor Jahren eingegangenen, beliebten Aquariums Unter den Linden darstellen. Im Innern werden äußerst zweckmäßige Einrichtungen eine gute Pflege und Beobachtung der Tiere ermöglichen, und das Äußere präsentiert sich als freundlicher, von der Schablone abweichender Bau.

Frau Hedwig Dohm (Abb. S. 1337), die bekannte Berliner Schriftstellerin, feiert am 20. September ihren 80. Geburtstag.

Ein Ehepaar in der Advokatenrobe (Abb. S. 1342) kann man jetzt in Paris bewundern, wo vor einigen Tagen die Advokatin Fräulein Hélène Miropolsky, eine interessante Schönheit, ihrem Kollegen Raymond Strauß die Hand zum Bund fürs Leben gereicht hat.

Die Toten der Woche

Baumeister Oskar Gregorovius, Mitbegründer der Kolonie Karlshorst, † in Oberschöneweide im Alter von 60 Jahren.

Professor John Milne, bekannter englischer Erdbebenforscher, † in seinem Landhaus Shide Hill auf der Insel Wight im Alter von 63 Jahren.

Graf Levin Schaffgotsch, Landespräsident von Salzburg, † in Salzburg am 2. August im Alter von 60 Jahren.

Georg Scherer, früherer nationalliberaler Abgeordneter, † in Höchst im Odenwald am 3. August im Alter von 82 Jahren.

Nummer
32.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Jürgensen.

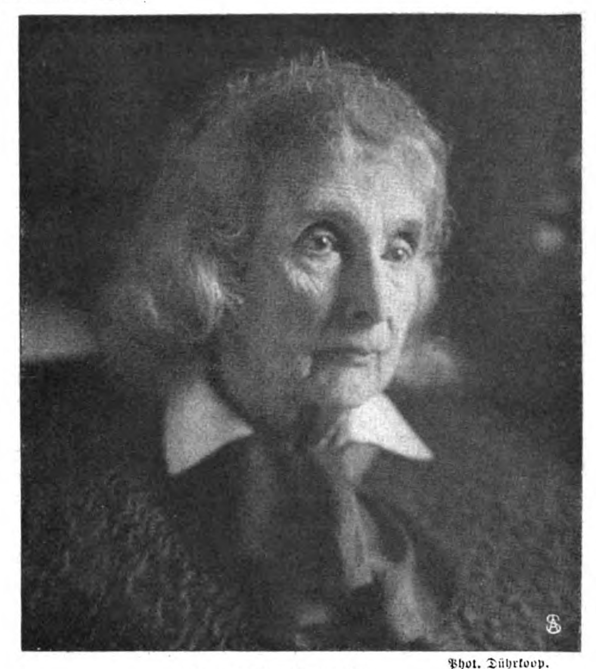
Einweihung des Fridtjov-Denkmals in Bangsnaes:

Der König von Norwegen und der Kaiser begrüßen den norwegischen Gärtner, der die Anlagen am Denkmal schuf.

Von der Nordlandreise des Deutschen Kaisers.

Phot. Jürgensen.

Das vom Kaiser den Norwegern gestiftete Fridtjov-Denkmal auf Vangsnaes.

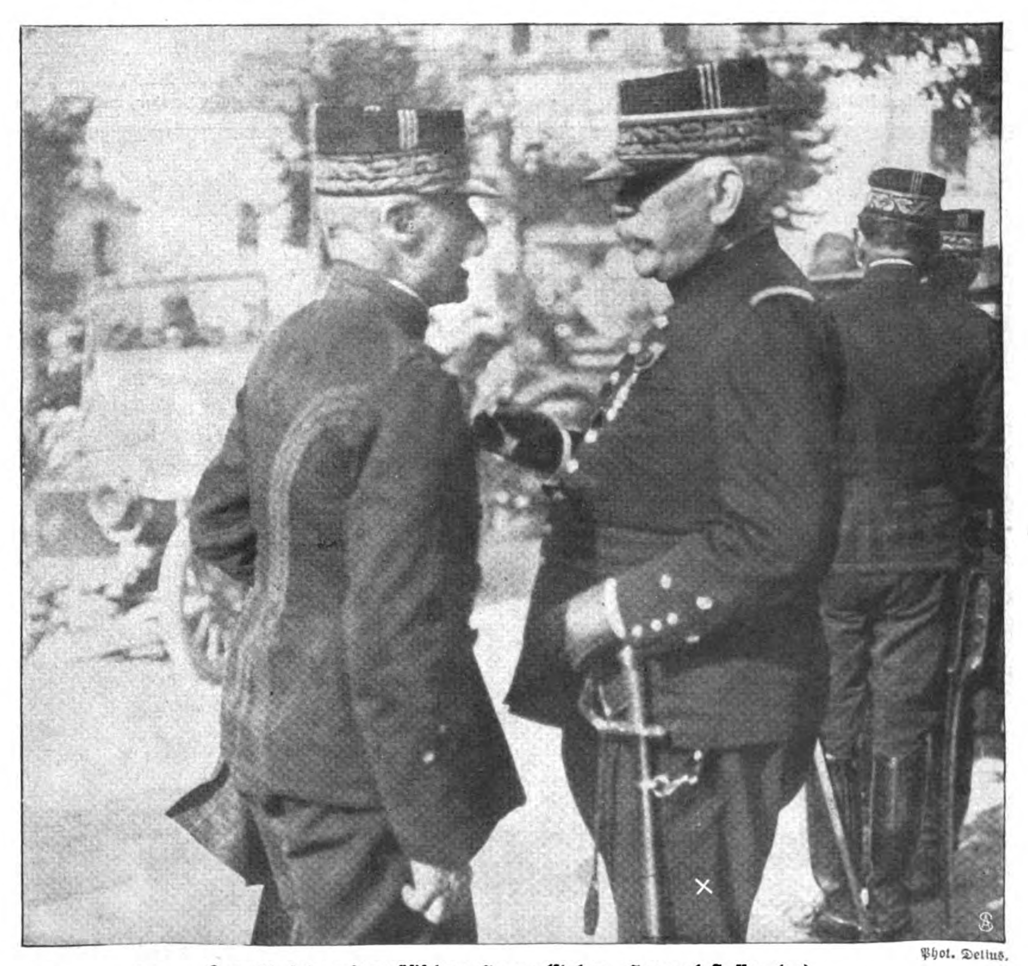


Phot. Dührkoop.

Frau Hedwig Dohm,
bekannte Schriftstellerin und Vorkämpferin der Frauenbewegung, begeht ihren 80. Geburtstag.



Verw. Prinzessin Auguste von Sachsen-Altenburg,
Mutter des regierenden Herzogs Ernst II., wurde 70 Jahre.



Phot. Delius.

Der Chef des französischen Generalstabes, General Joffre (×).
Zu seiner Teilnahme an den russischen Manövern.





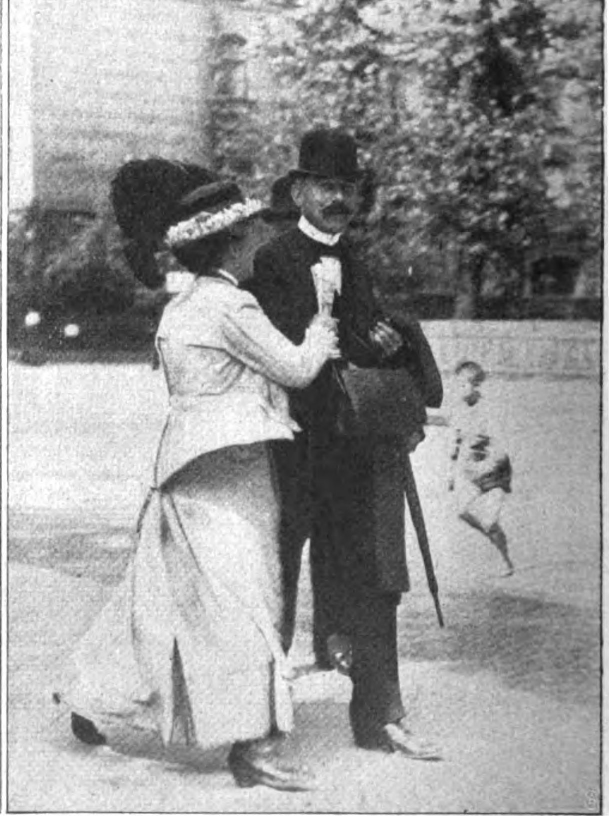
Phot. Floeck.

Jakob Sereggi, Erzbischof von Skutari,
zu seiner Audienz beim Kaiser in Ischl.

Otto G. Beutler,
Oberbürgermeister von Dresden, wurde 60 Jahre.



Oberintendantursekretär Pfeiffer, einer der Hauptangeklagten.

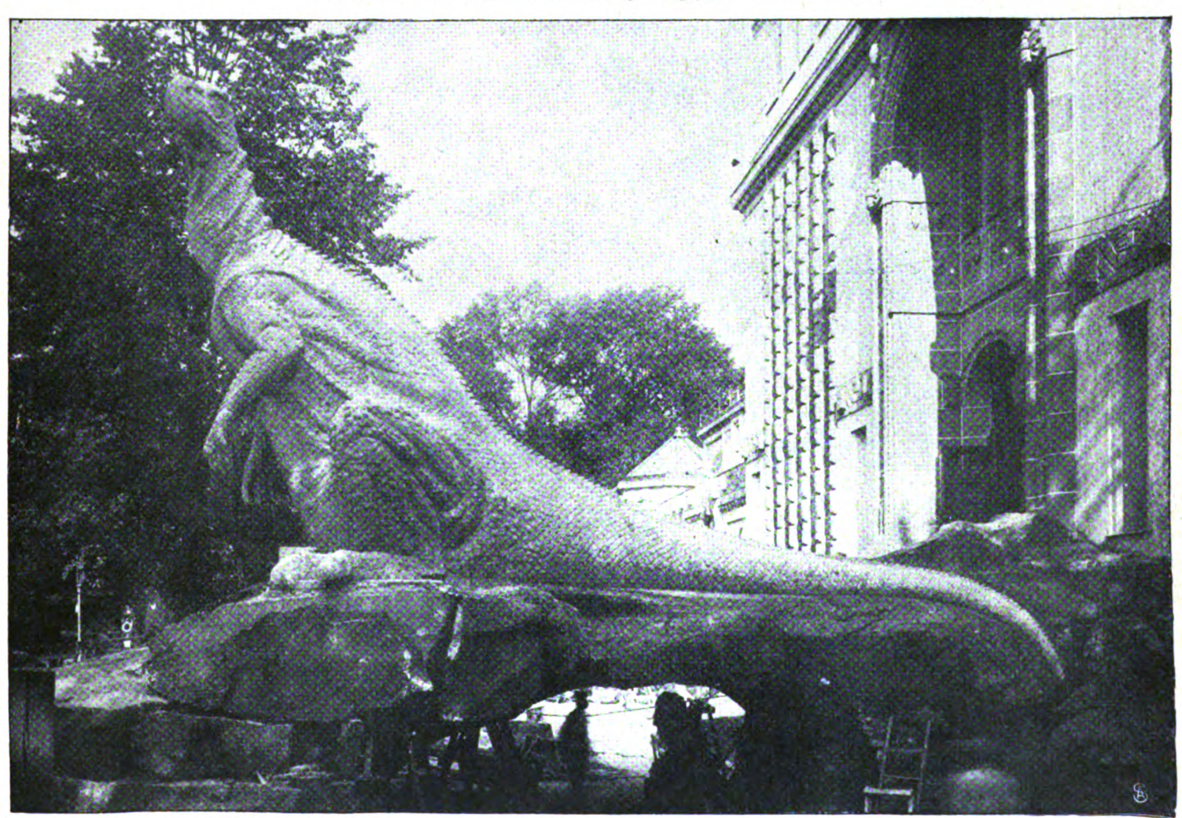


Der Hauptzeuge Brandt mit seiner Frau.

Der Prozeß Krupp vor dem Kriegsgericht. — Berl. Ill.-Gesellschaft



Die Front des Aquariums vom Zoologischen Garten aus.



Die Monumentalnachbildung eines Iguanodon vor dem Portal.

Das seiner Vollendung entgegengehende Aquarium des Berliner Zoologischen Gartens.



Hofphot. Ophoven Nachfig

Die Kongreßteilnehmer in Düren vor der Philipp-Schoeller-Stiftung, dem rheinischen Blindenasyl „Annaheim".

Vom Blindenlehrerkongreß in Düsseldorf.



Atelier Kosel, Wien.

Erzherzogin Elisabeth Marie Fürstin zu Windisch-Grätz mit ihrer Tochter Stephanie.



Phot. Strumper & Co.

Badeleben in Westerland: Ein Aeroplan über den Burgenbauten am Strand.



Phot. Cl. H. Manuel.

Die Advokatin Hélène Miropolsky und ihr Gatte Advokat M. Raymond Strauß.
Ein Advokatenehepaar in Paris.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

11. Fortsetzung.

Und es kam der Abend, da Susanne Oberwall mit ihrem Gatten zur Familie Roeckwitz fahren sollte.

Die alte Exzellenz hatte darauf bestanden, daß die Schwiegertochter sich oben bei ihr ankleide. Die prächtige Robe lag ausgebreitet auf einem Sessel. Alle Lichtkörper brannten; die Mendel, von der Schneiderin unterstützt, kleidete Susanne Oberwall an. Sie muckste nicht. Ließ alles mit sich gehen, führte nur manchmal die Hand an das steife, ungewohnte Korsett, das ihr die Brust beengte.

„Ich bin zu fest geschnürt", murmelte sie.

„Ach was, Unsinn!" winkte die alte Frau ab. „In meiner Jugend, meine Liebe, hatten wir Taillen, daß wir einen Serviettenring als Gürtel hätten benützen können. Und Sie, mein Kind, könnten immer noch einen kleinen Faßreifen brauchen. Beißen Sie nur ein bißchen Ihre schönen Zähne zusammen. Davon stirbt man nicht."

Mit angespannter Aufmerksamkeit verfolgte sie das Überwerfen und Zuhaken des Kleides. Herrlich leuchteten die vollen, weißen Schultern der jungen Frau aus der kostbaren schwarzen Spitzenrahmung hervor.

„Der Ausschnitt ist unanständig weit", sagte Susanne in plötzlicher Empörung.

Die Exzellenz lachte ihr trockenes, etwas boshaftes Lächeln.

„I warum nicht gar! Zu meiner Zeit waren sogar die Achseln frei. Und wir machten die Männer verrückt mit unserer Haut. Heutzutage, mein liebes Kind, ist die Konversation dekolletierter als das Kleid. Aber daran brauchen Sie sich kein Beispiel zu nehmen. Das Brillantenkollier deckt übrigens mehr als wünschenswert. Warten Sie, Kind ... die Schmuckschatulle... Mendel... So... Nun noch diesen Halbmond für ihr schönes, schwarzes Haar, ein paar Armreifen ... so ... und noch diesen Ring... Na, Mendel, was meint Sie?..."

Susanne Oberwall ließ sich schmücken wie ein Opfertier. Sie machte zwei Schritte nach vorn, zwei zurück, mußte sich setzen und wieder aufstehen.

„Na ... ist sie nicht eine schöne Frau?!"

Die Schneiderin schlug entzückt die Augen gen Himmel.

„Frau Gräfin sehen aus wie eine ... wie eine exotische Fürstin!"

„Was ... wie?"

Die Exzellenz kniff den Mund zusammen, warf der vorlauten Person ihr Taschentuch ins Gesicht.

„Es sind zu viel Menschen hier im Zimmer, Mendel — mir fehlt Luft."

Die Mendel wußte genau, was sie tat, wenn sie den Mund hielt. Die Schneiderin ging gekränkt heraus. Graf Oberwall ließ sagen, das Auto warte bereits.

„Gehen Sie, mein Kind, gehen Sie."

Susanne beugte sich über die welke Hand.

„Das Kleid ist wirklich sehr eng", flüsterte sie.

Aber die Exzellenz verzog die strichdünnen Lippen zu einem Lächeln und gab ihr mit den Fingern einen Klaps auf die Wange, während die Mendel der jungen Frau einen mantelförmig gesteckten kostbaren Schal aus weißer Seide um die Schultern warf.

Auf der Treppe fing Gerhards Diener sie ab.

„Der Herr Doktor lassen Frau Gräfin zu sich bitten."

Sie wurde sehr rot, und ihre großen, dunklen Augen blickten scheu umher. Nun mußte sie ihren Mann doch warten lassen. Das war ihr ja sehr unangenehm, aber wenn Gerhard rief, dann ...

Er stand schon auf der Schwelle seines Zimmers, noch blaß und leicht gebeugt von der Schwäche, aber mit glänzenden Augen und einem bewegten, fast heiteren Lächeln um die Lippen.

Er zog sie herein, küßte ihre Hände: „Ich glaube gar, Mama, du wolltest fort, ohne mir gute Nacht zu sagen!"

„Nein, nein, mein Liebling ... gewiß nicht. O Gott, wie konntest du nur so sprechen. Du weißt doch, daß ich heute deinen Vater bitten will" ...

„Willst du, Mama, willst du wirklich?"

Sie nickte hastig und sehr befangen, als sie seinen bewundernden Blick auffing.

„Und darum hast du dich so schön gemacht, Mama?"

Wieder deckte eine dunkle Röte ihr klares, weißes Gesicht, und Tränen schossen ihr in die Augen.

„Ich weiß nicht, Liebling, aber ihr seid hier so ... so frivol."

Sie schlug fast ärgerlich ihren Mantel zusammen, den Gerhard aufgerissen hatte. Es war ihr sehr peinlich, daß ihr Sohn annahm, sie hätte sich für ihren Mann schön gemacht, und daß Absicht läge in ihrer verführerischen Toilette. Sogar auf Nacken und Brust legte sich diese brennende, peinigende Röte.

Und wie angesteckt von ihrer Befangenheit wendete sich Gerhard ab.

„Wenn es dir unangenehm ist, Mama ... sprich nicht davon. Dein Einverständnis genügt mir."

Susanne Oberwall schüttelte den Kopf.

„Nein, Liebling, so nicht. Gegen den Willen deines Vaters darfst du nicht heiraten. Das darfst du keinesfalls. Ich weiß nicht, wie ihr hier darüber denkt — bei uns, Liebling, wäre das eine Sünde. Eine Sünde kann ich nicht gutheißen — die darfst du nicht auf dein Gewissen laden."

Er lachte bitter auf.

Der Widerstand reizte ihn aufs äußerste. Seine von der Krankheit zerrütteten Nerven ließen ihn jede Herrschaft über sich verlieren. Wie er Augenblicke gehabt hatte, da er glaubte, den Vater zu hassen, so schien es ihm jetzt, als müßte er die Frau hassen, die neue Schwierigkeiten auftürmte aus frommem Aberglauben.



Er wurde ganz bleich, und seine Hände griffen nervös in die Seiten seines Buches.

„Macht, was ihr wollt — ich werde mir schon selbst zu helfen wissen."

Sie riß seinen Kopf zu sich herüber, hielt ihn leidenschaftlich umklammert.

„Du sollst nicht so sprechen, du darfst keine Sünde auf deine Seele laden . . . ich leid's nicht. Dein Vater wird nachgeben. Er ist gut. Ich werde mich ihm zu Füßen werfen, ich". . .

Sie stockte. Die Erinnerung kam ihr — daß sie schon einmal sich ihm zu Füßen geworfen hatte — vergeblich. Nein . . . damit erreichte sie es nicht! . . .

Und sie drückte die Stirn gegen Gerhards Schultern und betete still und heiß zur unbefleckten Jungfrau ein Gebet, das sie nicht in Worte zu kleiden wagte. Denn es war eine sündige Bitte und nur verzeihlich, weil es sich um das Lebensglück ihres Kindes handelte und der Mann, den die heilige Jungfrau ihr geneigt machen sollte, ihr Gatte war. Heimlich und rasch machte sie die Kreuzzeichen, als an die Tür geklopft wurde, und der Diener erinnerte, daß das Auto vorgefahren sei.

Graf Oberwall, den Zylinder tief in die Stirn gedrückt, den Abendmantel leicht über dem bläulich-weißen Frackhemd zurückgeschlagen, bot ihr den Arm, um sie die Treppe hinunterzugeleiten.

Schüchtern bat sie, allein gehen zu dürfen, denn sie fürchtete, es könnte nur ein klägliches Trippeln für sie an seiner Seite geben, und sie wollte gern alles vermeiden, was ihn unangenehm an ihr berührt hätte.

Im erleuchteten Auto fand sie einen Veilchenstrauß im Strohkörbchen, das an der Seitenpolsterung ihres Platzes hing.

Graf Oberwall wußte, wie sehr Frauen von Susannes Art für solch kleine Aufmerksamkeiten empfänglich waren. Ihm lag daran, sie für den heutigen Abend günstig zu stimmen. Und weil sie ihn mit ihren wundervollen Augen anblickte, ein bißchen befangen und dankbar, sagte er noch: „Wie jung und schön du heute aussiehst!"

„Ja . . . wirklich . . . findest du? Deine Mutter hat sich sehr viel Mühe mit meiner Toilette gegeben."...

Der alte Diplomat unterdrückte ein Lächeln.

„So . . . hat sie das? Ich bin ihr sehr dankbar."

Sein Ton wurde plötzlich so kühl, daß sie erschrak. Hätte sie das nicht sagen sollen? Wer weiß, wie er ihre Worte deutete! Was wußte sie denn überhaupt noch von diesem Mann — der noch immer ihr Mann war? Mehr noch als die strenge Unerbittlichkeit von ehemals ängstigte sie die fast vergessene weltmännische Geste des großen Herrn, die jetzt noch vollendeter, überlegener war als zur Zeit ihrer jungen Ehe.

Sie wußte mit dem fabelhaft eleganten, vornehmen, alten Herrn nichts anzufangen, zerbrach sich den Kopf, wie sie es anstellen sollte, mit ihm „ins Gespräch" zu kommen. Endlich sagte sie: „Ich freue mich, daß sich Gerhard so gut und schnell erholt."

„Und freust dich auch wohl, daß er mit dir und zu dir fahren will?"

Er versuchte es freundlich zu sagen, ohne Bitterkeit. Das täuschte sie, und sie wendete ihm ihr Gesicht zu mit strahlendem Lächeln.

„Unsere herrliche Luft dort unten ist die beste Medizin."

Er nickte: „Ich weiß, liebe Susanne. Auch ich kam als Rekonvaleszent zu euch und wurde gesund dort. Aber auf die Dauer". . .

Er brach ab, riß nervös an dem langen Kragen seines Mantels: „Man darf nicht nur an sich denken", schloß er hart.

„Ich denke nicht an mich dabei . . . wirklich nicht", warf sie hastig ein und fügte leiser hinzu: „Ich habe nie an mich, immer nur an mein Kind gedacht. Immer. Sonst hätte ich es nicht ausgehalten solange. Wirklich nicht!"

Es zuckte etwas in Graf Oberwalls Gesicht. Eine ganz leise Rührung überkam ihn. Im Grunde hatte die Frau ja recht. Sie hatte wirklich nicht an sich gedacht all die Zeit. Hatte ihm und Gerhard jeden Konflikt erspart, war nur gekommen in dem Augenblick, da es sich um Tod und Leben für ihr Kind handelte.

„Du hast dich tapfer gehalten, Susanne, tapferer, als ich es je von dir erwartet hätte."

Er legte seine schlanke, langfingerige Hand dabei ganz leicht auf die ihre. Er fühlte die Wärme ihrer gesunden, zarten Haut, und diese Wärme tat ihm seltsam wohl, teilte sich seinem ganzen Körper mit, mahnte ihn an die längst vergangene und kurze Gemeinsamkeit, erfüllte ihn mit einem leisen Gefühl schleierhafter, unbewußter Verliebtheit — der Wirkung vergleichbar, die ein kleines Glas schweren Burgunders auf Menschen hervorbringt, die selten Wein trinken.

Mit dem starken Instinkt ihres Frauentums fühlte Susanne, daß jetzt der Augenblick gekommen war, da sie „schön sein mußte".

Ein kurzes, heimliches Stoßgebet, und sie schlug zaghaft den weißen Schalmantel auseinander, nur ein ganz klein wenig, so viel wie gerade nötig war, um ihrem Mann zu zeigen, daß sie noch eine Frau war, die wohl das Recht hatte zu bitten. Denn wenn sogar ihr Beichtvater einmal gesagt hatte, „einer hübschen Sünderin sind selbst die Heiligen gnädig", dann konnte es nicht so verwerflich sein, den Blicken des Gatten einen schönen Nacken preiszugeben, um ihn für die Erhörung einer Bitte günstig zu stimmen.

Mit leiser Melancholie schweiften Graf Oberwalls Blicke über die schimmernden Schultern der Frau, der er sich so viele Jahre ferngehalten hatte, und von der er heute nicht einmal das Recht hatte, Nähe zu verlangen.

„Darf ich dir helfen, Susanne?"

Er legte den Mantel wieder um ihre Schultern, behutsam, fast zögernd.

„Du trägst ja heute den Familienschmuck der Oberwall", sagte er in kaum merklicher Bewegung.

„Ich wünsche ihn recht bald um den Hals von Gerhards Frau zu legen."

Graf Oberwall nickte lächelnd. „Ich hätte nichts dagegen. Erst in der Ehe wird sich Gerhards Persönlich-



keit richtig entfalten. Außerdem, liebe Susanne, liegt mir daran, wie du dir denken kannst, daß unser Stammbaum nicht eingeht."

Er strich leise, wie um Verzeihung bittend, über ihre Hand.

„Du bist natürlich noch zu jung, um Gerhards Heirat von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten."

Ihre Augen leuchteten auf.

„Warum? Kinder heiligen die Ehe . . . ich hätte gern viele, sehr viele Kinder gehabt."

Ihre Stimme riß ab. Ihre Lippen zuckten, dann lächelte sie wieder, wenn auch ein bißchen wehmütig: „So hoffe ich nun eben auf Enkelkinder. Ich werde sie gewiß liebhaben, als wenn's meine eigenen Kinder wären."

Graf Andre Oberwall fühlte sich plötzlich sehr unbehaglich. Ihre leidenschaftliche Mütterlichkeit war wie eine Anklage gegen ihn. Dabei verbot seine eigentümliche Lage jede tröstende Zärtlichkeit, verstärkte das Schuldgefühl, von dem er sich nicht freisprechen konnte.

Susanne aber, die nicht wußte, was in ihm vorging, fuhr mit zuckendem Munde fort: „Solange sie klein wären, würdest du mir doch die Freude gönnen, sie bei mir zu sehen, nicht wahr? Ich habe ja gelernt, mich bescheiden."

Er führte beinah erschüttert ihre Hand an seine Lippen.

„Ich habe wohl viel gutzumachen an dir, Susanne", sagte er leise und ein bißchen traurig.

Sie aber lächelte wieder, und ihre wunderschönen großen Augen blickten ihn strahlend an.

„Nein ... nein. Nur einen Wunsch mußt du mir erfüllen."

Er dachte in diesem Augenblick: Die Kindlichkeit ist ihr geblieben durch all die Jahre.

Und diese Kindlichkeit in dem reinen, schönen Gesicht entwaffnete ihn vollends. Ihre weichen, heißen Hände legten sich leidenschaftlich auf die seinen. Ihr weicher Körper drängte sich ganz unbewußt an ihn, wie um ihn mit der Ausstrahlung ihres glühenden Wunsches und Willens zu umhüllen.

Dann nannte sie „Lou Hörselkamp".

Da irrten seine Augen ab von ihr, seine Arme, seine Schultern wehrten in steifer Regungslosigkeit dem Ansturm ihrer leidenschaftlichen Bitte. Starr wurden seine eben noch belebten Züge, und mit kühlen, zurückhaltenden Worten suchte er einen hohen Wall aufzurichten, an dem ihr verzweifeltes Begehren abprallen sollte.

Er sagte ihr, daß sie heute, da sie den Familienschmuck der Oberwall trüge — noch ebensowenig einen Begriff von dem hatte, was die Familie war, wie vor 25 Jahren, da sie endlose Stunden in der Gesindehalle ihrer Eltern verträumte. Ein Graf Oberwall heiratet nicht die Tochter eines Bohème, eines Künstlers.

Sie unterbrach mit tiefer Innerlichkeit: „Künstler sind nächst Königen die Herren der Erde. Denn die Kunst kommt von Gottes Gnaden."

Ein bißchen hochmütig antwortete er: „Das mag dort bei euch in der Provence sein, wo ihr dem Narren, der schlechte Gedichte macht, Kränze windet. Hier ist das anders."

Und er sprach vom Hörselkampschen Haus, von der Unvereinbarkeit zweier Weltanschauungen. Er sprach auch von Gerhard in härteren Ausdrücken, als er es sonst tat, sprach von Selbstdisziplin und Pflichten gegen seinen Stamm, sprach von Rassenzucht und gesellschaftlichen Rücksichten, sprach auch von Hoffnungen, die er an eine Verbindung mit dem Roeckwitzschen Haus geknüpft hatte.

Als er schwieg, sagte sie: „Du sprichst von allem, nur von der Liebe sagst du nichts."

Da drückte er den Hut tiefer in die Stirn.

„Liebes Kind — die Liebe soll sich am Ausgang, nicht am Anfang der Ehe einstellen — wenn sie Wert haben soll."

Sie beachtete seinen Einwurf nicht.

„In meiner Vaterstadt, Andre, da ist die Liebe die Grundbedingung der Ehe. Und bis auf den heutigen Tag spricht man von einem Mädchen, das im Altertum einen einfachen Wasserträger einem römischen Kaiser vorgezogen hat."

Er zuckte die Achseln, fuhr sich mit der Hand ungeduldig um das Kinn. So ging das nicht. Märchen und Sagen waren doch keine Argumente.

Sie murmelte mit zitternden Lippen: „Und du sagtest — du hättest gutzumachen an mir!" ...

Große Tränen rollten über ihre Wangen, und die schwarze Chantillyspitze hob und senkte sich mit den bebenden Schlägen ihres Herzens.

Das Auto hielt. Der Diener öffnete den Wagenschlag.

„Nimm dich zusammen," raunte Graf Andre Oberwall ihr zu, „ich bitte dich, nimm dich zusammen."

Und hastig tupfte er ihr mit seinem Tuch die Tränen von den Wangen.

* * *

Die Familie Roeckwitz hatte etwa zwanzig Personen geladen: höhere Offiziere und adlige Legationsräte mit ihren Damen. Die Roeckwitzschen Damen, sehr geschnürt, das Haar in steifen Wellen aus der Stirn gekämmt, in mattseidenen, straff sitzenden Kleidern mit dezentem Ausschnitt, der ihr derbes Knochengerüst mit der sehr zarten Haut ein wenig lieblos preisgab, bemühten sich sehr um Gräfin Susanne Oberwall, aber doch so, wie sich eine „Weltdame" um ein Naturkind zu bemühen pflegt: in leicht beschützender Art und mit ängstlicher Betonung äußerer Formen.

Man bewunderte ihren Schmuck, sagte ihr Schmeichelhaftes über ihre Augen und ihr Haar und leitete das Gespräch in allzu absichtlicher Weise so — daß Susannes Antworten ganz farblos ausfallen mußten — offenbar fürchteten sie irgendeine Äußerung, die in diesem Kreis befremden könnte.

Susanne Oberwall fühlte sich unsagbar verlassen und elend in dem höflichen und gemessenen Kreis, von dem es sie umwehte wie Gletscherluft, und dem sie selbst so fremdartig erschien, daß die größte Wohlerzogenheit diese Fremdheit nicht überbrücken konnte.

Sie saß auf dem gelbseidenen Sofa neben der Hausfrau in der ihr eigenen, etwas matronenhaften Pose und hielt nur mühsam ihre Tränen zurück, die ihr jedes-



mal in die Augen schossen, wenn sie an die Unterredung mit ihrem Mann dachte. Manchmal flog ein beschwörender, hilfesuchender Blick von ihr zu ihm hinüber. Und weil er die Anstrengung sah, die sie machte, um ihre Erregung zu beherrschen, nickte er ihr zu, trat auch einmal an ihre Seite und fuhr ihr mit den Fingerspitzen leicht und beruhigend über den Arm. Sie gefiel ihm eigentlich gut in ihrer eigenartigen jungen Würde, und sie tat ihm leid mit ihren blassen Wangen, dem wehen Zucken ihres roten Mundes und dem traurigen Blick ihrer schönen Augen.

Er hatte Susanne von der Zeit seiner Ehe her ganz anders in Erinnerung. Und dennoch, wenn er noch weiter zurückdachte — an die Tage seiner ersten Verliebtheit, da fand er in den Zügen der jugendlichen Matrone auf dem gelbseidenen Sofa etwas wieder von dem kindlichen, schönen Mädchen, an dessen frommer und zärtlicher Reinheit er seine blasierten Sinne und sein verbittertes Gemüt wieder aufgerichtet hatte. Und je länger er sie ansah, desto gewisser war es, daß heute noch wie damals kein häßlicher, niedriger Gedanke jemals den klaren Spiegel ihrer Seele getrübt hatte, und daß ihr Blut wie damals in ruhigem, breitem Strom durch ihre Adern floß.

Nur ein anderes Blut war es als das all der Menschen um sie herum. Ein anderes Blut als das seine —

Da fragte er sich vielleicht zum erstenmal, ob er denn wirklich das Recht gehabt hatte, sie so hart zu strafen dafür, daß sie eben nur — anders war. Und ihm war, als müßte er sich hier inmitten all dieser ihr fremden und fernen Menschen ihr zur Seite stellen, um sie zu schützen vor der Vereinsamung, der er sie so viele Jahre erbarmungslos überlassen hatte.

„Wie fühlst du dich?" fragte er leise und beugte sich zu Susanne herab.

Sie war sehr bleich von der überstandenen Aufregung, vom Hunger, den sie, an regelmäßige Mahlzeiten gewöhnt, auch allen seelischen Erregungen zum Trotz verspürte, bleich auch, weil diese Menschen um sie herum sie beengten wie das Kleid, das ihr die Brust zusammenpreßte.

Man ging zu Tisch. Herr von Roeckwitz bot ihr den Arm, altfränkisch, übertrieben galant. Sehr scheu legte sie die Fingerspitzen auf seinen Frackärmel. Er sagte ihr während des Essens tausend Artigkeiten — etwas tolpatschig, aber gut gemeint. Frau von Roeckwitz machte ihm heimlich ein Zeichen, sich mit Rücksicht auf Graf Oberwall etwas zu mäßigen. Susanne fing das Zeichen auf, wurde dunkelrot. Wieder glitt ihr Blick zu ihrem Mann, der ihr schräg gegenüber saß. Und er ertappte sich darauf, daß diese Blicke von ihr zu ihm — die immerhin einer gewissen Zusammengehörigkeit entsprangen — angenehm waren. Er trank ihr zu mit einem gütigen Lächeln, und ihm kam es vor, als strahlten die dunklen Augen seiner Frau eine Wärme aus, die er nie mehr empfunden, seit er allein war.

„Sie nehmen ja gar nichts", sagte Herr von Roeckwitz.

„O doch — danke."

Sie litt Qualen. Es war ihr eben erst eingefallen, daß sie — die am Freitag nie eine Fleischspeise berührte, in der großen Erregung nun doch von dem Filet in Madeirasauce gegessen hatte. Das war nicht recht. Aber dafür würde sie sich schon Absolution erbitten. An einem solchen Tag durfte nicht einmal die heilige Jungfrau zu streng mit ihr rechten. Weit schlimmer war das enge Kleid, der entsetzliche Eisenpanzer, den sie sich von der Schneiderin hatte aufschwatzen lassen.

Sie wußte nicht mehr recht, wer zu ihr sprach, und was man ihr sagte. Aus Höflichkeit gaben sich einige Gäste die Mühe, sich auf französisch mit ihr zu unterhalten. Es war ihr schwerer, sie zu verstehen, als wenn sie Deutsch sprachen. Denn man hatte die „geistige" Elite wie stets um den Grafen Oberwall gruppiert, in ihre Nähe aber die Roeckwitzsche Familie gesetzt, die fremdsprachlich nicht sonderlich veranlagt war.

Die Damen hatten, als man die Tafel aufhob, bereits eine feststehende Meinung: Die gute Gräfin war eine aparte Erscheinung, exotisch interessant. Aber ein Blender. Ganz entschieden dumm und unbedeutend. Als Herr von Roeckwitz nach aufgehobener Tafel Susanne in den Salon zurückführte, stützte sie sich fester auf seinen Arm. Sie war nicht mehr bleich, sie war grau. Das ihr ungewohnte „Mahlzeit" sagen zwang sie noch, eine Weile mitten im Zimmer zu stehen. Diese Handgymnastik war ihr fürchterlich, und daß all die fremden Offiziere ihre Schnurrbärte auf ihren Handrücken legten, so peinlich, daß sie abermals ganz verzweifelt zu ihrem Mann hinblickte. Nun führte auch er ihre Hand an seine Lippen. Sie flüsterte: „Ich bitte dich, bleibe bei mir."

Er mochte ihren Worten einen anderen Sinn unterlegen, denn er lächelte beinah befangen: „Aber natürlich — gern."

Sie ergriff seinen Arm, lehnte sich an seine Schulter. Er fühlte das Pochen ihres Herzens. Ihm schien, als wankte sie. Hatte er sie so sehr gekränkt vorhin im Wagen? Er fühlte Mitleid.

„Rege dich nicht auf, Susanne", sagte er, so weich er konnte.

Ihr wurde schwarz vor den Augen. Sie lehnte sich noch fester an ihn. Ihre Augen schienen sich an ihm festzuklammern wie ihre Hände.

„Du bist gut — ich danke dir."

Er erschrak. Er hatte damit noch kein Zugeständnis machen wollen. Was meinte sie nun?

„Erlaube, Liebe" —

Man reichte den Kaffee. Er bot ihr eine Tasse an. Sie schüttelte den Kopf. Sie war grün, fiel auf den nächsten Sessel. Ein unterdrücktes leises Stöhnen rang sich aus ihrer Brust.

„Susanne, dir ist nicht wohl, ich sehe es dir an. Willst du nach Hause?"

Ängstlich murmelte sie: „Du wirst dann wieder böse auf mich sein."

Ihre Augen baten um Verzeihung. Er mußte lächeln über ihre Kindlichkeit, ihr hilfloses Sich-ihm-in-die-Handgeben. Es rührte ihn beinah.

„Ja, natürlich — wir gehen. Komm — stütze dich auf mich. Tu so, wie wenn du dir die Bilder ansehen wolltest. Man braucht unser Verschwinden nicht zu bemerken."



Sie nickte, drückte dankbar seinen Arm an sich. Sie konnte sich kaum mehr auf den Füßen halten. Alles verschwamm vor ihren Augen. Wie blind war sie.

Im Vorzimmer riß er dem Diener den weißen Mantel aus der Hand, hüllte selbst sie ein. Unter dem Mantel versuchte sie vergeblich ihr Kleid zu öffnen. Ihre Hände waren so schwach, daß sie kraftlos herabfielen. Wie durch einen Nebel hörte sie, daß das Auto noch nicht da wäre, daß der Diener von der nächsten Ecke eins holen würde.

Dann, nach einer Weile, hockte sie in der Wagenecke, mit geschlossenen Augen — wie tot. Als Graf Oberwall sich neben sie setzte, fiel ihr Kopf auf seine Schulter, das Laternenlicht beleuchtete ab und zu ihr jetzt rührend schönes, bleiches Gesicht.

„Susanne, was ist dir — so sprich doch — Susanne!"

„Du wirst gut sein," stammelte sie, „nicht wahr — du wirst gut sein — Andre, ich bitte dich — mein Herz — Luft" —

Er nestelte mit nervösen Fingern an ihrer Taille, erschreckt und sehr verwirrt.

„Ist's besser so — sag — ja?"

Er fächelte ihr mit seinem Taschentuch Kühlung zu. Sprach Französisch:

„Ich bitte dich, Liebste, geniere dich nicht vor mir, warte, ich werde deine Füße auf die Bank heben — so — ist's jetzt besser?"

„Sie war nur noch halb bei Besinnung, mit einem bis zur Schmerzhaftigkeit starken Schamgefühl sich in dieser Verfassung vor ihrem Mann zu zeigen, der doch in all diesen Jahren ein fremder Herr für sie geworden war. Gleichzeitig aber quälte sie in ihrem Unterbewußtsein der glimmende Gedanke an Gerhard. Sie sollte doch für ihn bitten heute. Jetzt, in dieser Stunde sollte sie bitten, sollte schön sein.

Sie tastete nach der Hand ihres Mannes, sie riß an den Spitzen ihres Ausschnittes.

„Fühle — mein Herz — ich sterbe — sei gut — gutmachen — an Gerhard — Luft — o Gott."

Sie wußte nicht recht, was sie tat, hatte keine Gewalt mehr über ihre Worte.

Ihre Arme streckten sich aus im letzten Aufbäumen ihres Körpers gegen die zwingende Ohnmacht.

In namenlosem Schreck beugte er sich über sie. Ihre Arme umschlangen, ohne daß sie es wußte, seinen Hals, ihre Hände krampften sich in den Falten seines Mantels.

Sie empfand keine Peinlichkeit mehr. Sie litt unsäglich. Ihre Sinne verwirrten sich. Sie wollte sagen: „Hilf mir das Korsett aufmachen."

Aber sie stammelte nur immer Gerhards Namen: „Gerhard — schnell — ich sterbe — habe Mitleid" —

Erschüttert neigte er sich zu ihr herab: „Beruhige dich doch — es soll ja werden, wir ihr es haben wollt — beruhige dich nur."

Und da sie immer noch stöhnte, das schöne Gesicht schmerzhaft verzerrt, strich er ihr die feuchten Schläfenhaare zurück, sprach weiter wie zu einem Kind, dessen Schmerzen man einlullen will: „Er soll sie kriegen — wenn es durchaus nicht anders gehen kann. Jawohl — du kannst es ihm sagen — er soll seinen Willen haben. — Ich will mich nun auch nicht mehr widersetzen — mein Wort darauf — er kann sie heiraten."

Sie wiederholte, ohne ein Wort zu verstehen: „Heiraten — ja" —

Ein Windstoß jagte durch das herabgelassene Fenster, belebte sie.

Kleine Schweißperlen brachen auf ihrer Stirn aus, ihre Arme fielen kraftlos herab.

„Heiraten", wiederholte sie nochmals.

Graf Andre Oberwall sagte: „Ja, ja! Gerhard darf Lou Hörselkamp heiraten."

Ein trocknes, tränenloses Schluchzen erschütterte Susannes Körper.

Sie lag noch immer in seinem Arm — ohne rechtes Bewußtsein für die Lage, in der sie sich befand. Aber ganz deutlich und bewußt hatte sie gehört, daß ihr Mann zur Heirat ihres Sohnes die Einwilligung gegeben hatte. Ganz deutlich hatte sie es gehört. Und nun legte sich ein Lächeln um ihre Lippen, und sie mühte sich, ihre Kräfte wiederzugewinnen zu einer letzten Bitte.

„Schwöre es, daß du einverstanden bist — schwöre", stammelte sie, kaum vernehmlich.

Das Auto bog scharf um die Ecke, schlug gegen die Bordschwelle an. Das brachte sie vollends zu sich. Sie richtete sich auf, ließ die Füße von der Bank herab, schlug in tiefer Beschämung den Mantel über der Brust zusammen, rückte unwillkürlich etwas von ihm ab.

„Schwöre es mir", bat sie leise.

„Ich habe dir ja mein Wort gegeben", sagte er, und ein tiefer Schatten flog um sein Gesicht.

Susanne saß abgewandt von ihm in ihrer Ecke, hielt die Hände unter ihrem Kinn gefaltet, und ihre Lippen bewegten sich leise, während ein inbrünstiger Ausdruck ihr Antlitz verklärte.

Sie hatte sein Wort.

Nun waren ihre Gedanken wieder weit weg von ihm. Dort, wo er nie zu folgen vermocht hätte. Ein bitteres Lächeln grub sich um seine Mundwinkel.

Sein Wort, gewiß, er nahm es nicht zurück. Aber ihm war, als hätte er sich übereilt, als hätte er etwas mißverstanden — als wäre dieses Wort nicht unbedingt nötig gewesen. —

Auf dem untersten Treppenabsatz wartete die Mendel.

„Exzellenz lassen bitten, daß sich Frau Gräfin oben bei ihr auskleide."

„Gute Nacht, Susanne, schlaf wohl", sagte Graf Oberwall.

„Gute Nacht, Gott segne dich", murmelte Susanne.

Nur einen kurzen Augenblick berührten sich ihre Hände. Aber ihre Augen wichen einander aus. —

Exzellenz Gräfin Marie Antoinette Oberwall saß in ihrem Bett, an die hochgetürmten Kissen gelehnt. Sie kniff die dunklen Augen zusammen, als wollte sie der Schwiegertochter bis auf den Grund ihrer Seele dringen.

„Ihr seid ja sehr früh gekommen! Nun, wie war's?"

Die Mendel nahm Susanne den Mantel ab. In dem gleichen Augenblick aber riß Susanne den Schal wieder zurück, um die weit geöffnete Kleidertaille zu verbergen.

„Raus, Mendel," sagte die Exzellenz, „bringen Sie mir ein Glas Zuckerwasser mit Pfefferminzgeist. Zehn Tropfen, genau abgezählt."

Und als die Mendel draußen war, den Kopf schief auf die Seite gelegt:

„Es ist wohl alles in Ordnung, he?"

Susanne Oberwall ließ sich auf dem Stuhl am Bett nieder und flüsterte erregt: „Er hat eingewilligt, Mama, denken Sie!"

„Das sehe ich", sagte die Exzellenz trocken. „Ich möchte nur gern wissen, wie sich das abgespielt hat."

Susanne faßte sich an die Schläfen, dachte nach.

„So genau weiß ich's nicht. Es kam ganz plötzlich. Mir war nämlich den ganzen Abend so furchtbar schlecht, nach Tisch wurde es noch schlimmer. Das enge Kleid . . . das Korsett . . . Ich dachte immer, jetzt — jetzt werde ich ohnmächtig. Ich wußte gar nicht, was ich machen sollte . . . ich glaube, ich bin wirklich ein bißchen ohnmächtig geworden im Wagen. Andre war sehr gut zu mir." . . . Sie stockte, fuhr dann hastig fort: „Ich glaube, es hat Andre sehr leid getan, daß ich so leiden mußte. Ich brauchte gar nicht viel zu bitten . . . ich weiß überhaupt nicht, ob ich gebeten habe. . . . Aber plötzlich war alles gut. Und er hat mir gesagt, Gerhard dürfe Lou Hörselkamp heiraten." . . .

Die Exzellenz lächelte ihr altes, sarkastisches Lächeln.

„Seien Sie der dummen Gans von Schneiderin dankbar für das enge Kleid."

Sehr ernsthaft erwiderte Susanne: „Ich glaube, Mama, es war eher das Korsett — mir war auch nachher noch recht schlecht. Aber die heilige Jungfrau hat mir eben beigestanden, so daß ich trotz meines elenden Zustandes Andre zu rühren vermochte."

„Trotz ist nicht ganz der richtige Ausdruck, liebes Kind", meinte die Exzellenz sehr sanft.

Aber da an diesem Augenblick die Mendel mit dem Zuckerwasser hereinkam, unterdrückte die alte Dame jede weitere Bemerkung — —

* * *

Lou Hörselkamp stand am Fenster der lichten, luftigen Stube, die einst zwei Knaben als Schlafzimmer gedient hatte, und die Bruno Taysen noch immer bewohnte, wenn er auf Urlaub zu den Eltern hinausgefahren war.

Als er in jener Nacht, die den Zusammenbruch des Hörselkampschen Hauses bedeutete, Lou unter seinen Schutz genommen hatte, da war es sein erster Gedanke gewesen, sie aus Berlin herauszureißen und seinen Eltern zu bringen.

Schweigend hatten sie bis zum Abgang des nächsten Zuges zwei Stunden im Wartesaal des Potsdamer Bahnhofs verbracht, schweigend fast hatten sie die kurze Strecke durch den Wald bis zum Pfarrhaus zurückgelegt. Er setzte den altertümlichen, großen Klopfer in Bewegung, dessen dumpfe Schläge ihm jedesmal die Kinderjahre ins Gedächtnis zurückriefen, da er zum Entsetzen der Magd und dem Zorn seiner Mutter ohrenbetäubend an die Tür getrommelt hatte.

Auch diesmal trommelte er heftig. Denn die Nacht war vorgeschritten, und der Schlaf fest im kleinen, arbeitsreichen Haus des Pastors Taysen.

Die Mutter kam als erste hinunter in hastig übergeworfenem grünen Schlafrock, mit eng geflochtenem dünnen Zopf, der im Nacken zu einem festen Knödel gedreht war. Sie hielt eine Petroleumlampe hoch über dem Kopf, wurde bleich, als sie den Sohn erblickte — und an seiner Seite das vermummte, zu Tod ermattete junge Geschöpf, das vor Schwäche beinah zur offenen Tür hereinfiel. Sie mochte wohl an den Tag denken, da der Sohn ebenso unerwartet angekommen war mit der schweren Beichte. Sollte sich zum zweitenmal Angst und Not durch die offene Tür drängen? . . .

Pastor Taysen erschien auf der Treppe, beugte sein glattrasiertes, schmales Gesicht mit den silberweißen Haaren und den jungen Augen über das Geländer — mehr neugierig als erschreckt, mit friedlich-freundlichem Willkommenlächeln auf den Lippen. . . . Und dann wurde der bunte Rock der jungen Magd sichtbar.

Lou selbst hätte nicht mehr sagen können von jener ersten Nacht. Sie fühlte geschäftige Hände, wie durch weite Fernen schlugen bekannte und fremde Stimmen an ihr Ohr. Dann wurde ihr etwas eingeflößt: etwas Kaltes erst, dann etwas Warmes. Hände zerrten an ihr herum — dann wurde sie emporgehoben, niedergelegt. Etwas Schweres und Warmes senkte sich auf sie herab. . . . Und als sie wie aus einer tiefen Ohnmacht erwachte — da war es sonnenhell in dem luftigen Zimmer mit den einfachen, abgenutzten Möbeln, da stand ein Fenster weit auf, und der warme Wind wehte bläßliche Fliederblüten auf ihre Hände.

(Fortsetzung folgt.)



Pirschgang im Harz.

Von Margot Isbert.

Nie im Leben habe ich eine Flinte zum Schuß angelegt, und doch will ich von einem Pirschgang im Harz erzählen.

Ich weiß zwar, wenn mein Vetter, der damals mein Gefährte war, dies liest, dann wird er vielleicht für einen Moment die kurze Pfeife aus dem Mund legen, um erstaunt „Nanu!" zu sagen, und wird es sich, darauf möcht ich wetten, in seinem jungen Stolz als frischgebackener Forstbeflissener nicht versagen können, einen Rotstift zur Hand zu nehmen, um etwaige Verstöße gegen die schöne Weidmannsprache mit energischen Strichen zu markieren. Mir soll's recht sein; trotz allem will ich von ein paar schönen, stillen Stunden im Harzwald erzählen.

Nicht etwa, daß dies mein erster oder letzter Pirschgang war! Ich habe schon manchen hinter mir und denke noch viele zu machen. Zu jeder Tages- und Nachtzeit kenne ich den Wald: des Morgens im ersten dämmernden Frühlicht, wenn die Helligkeit wie ein nebelblauer Schleier zwischen dem Grün der Bäume zu schillern beginnt, wenn kein Ton ist in der großen Stille als unserer Schritte Klang und vielleicht ein Vogelstimmchen, das im Erwachen trillert; zur Mittagszeit, wenn über den Baumkronen die Sonne brütet und man daherschreitet wie unter einem Zeltdach aus Grün und Gold gewebt; und des Nachts, wenn alle Stämme zu riesenhaft schwarzer Größe wachsen, und jeder Wiesengrund tausend verschwiegene Wunder birgt. Am meisten geliebt aber habe ich ihn stets in den Abendstunden.

Und immer um diese Zeit des Jahres wandern meine Gedanken ins Harzforsthaus, klopfen da an die braungestrichene Tür und gehen über die stille, kühle, halbdunkle Diele, wo jeder Schritt laut und dröhnend wie in einer Kirche hallt. Und dann kommt ein Tag, wo ich selbst meinen Gedanken folge und die Reise nach dem lieben Haus „hinter den sieben Bergen" antrete. —

Da saßen wir denn wieder einmal an einem Nachmittag Anfang August vorigen Jahres . . . .

Auf dem riesigen Wapitikopf an der Wand spielen bunte Sonnenlichter; die Hunde in der Ecke fahren nur ab und zu aus ihrer beschaulichen Ruhe auf, um nach einer Fliege zu schnappen, die summend durch den großen, schönen Raum streicht. Draußen liegt glühende Mittagshitze über Wiesen und Wäldern; diese echte Sommerhitze, die unsere aufgepeitschten, ständig neu gereizten Nerven in einen Zustand wohliger Ruhe und Ermattung bringt. — Der Forstmeister ist mit seiner Frau über Land gefahren; wir Jungen sind allein zu Hause. Die beiden Cousinchen sticheln eifrig an ihren Handarbeiten, mein Vetter studiert eine Forstzeitschrift, und die kleine Hannoveranerin, die mir an dem weißgedeckten Tisch gegenübersitzt, zerpflückt in Gedanken ein Maßliebchen aus der großen Vase und streut sich die weißen Blütenblättchen lässig und spielend ins dunkle Haar. Dämmernd grün fällt das Licht ins Zimmer. Und nicht lange wird es dauern, dann fliegt ein kecker Wind über das Land und bläst die lastende Schwüle des Sommertages auf und davon. Dann ist unsere Zeit gekommen.

„Weidmannsheil!" rufen sie uns nach. Wir stehen schon draußen zwischen den blühenden Rosenbeeten des Gartens. Über den Zaun streckt „Gretel", die zahme Hirschkuh, ihr feines Köpfchen und reibt schmeichelnd die Schnauze an meiner Hand.

„Weidmannsdank!" geben wir beide denen im Haus zurück. —

Es führt da, nicht weit vom Harzforsthaus, ein breiter Weg von der Landstraße abbiegend den „Amtmannsberg" hinauf. Droben steht, aus Ästen roh zusammengenagelt, eine Bank, wo wir immer haltmachen, um uns die grünen Hüte tiefer in die Stirn zu rücken, die Flinte zu laden und das Pfeifchen anzuzünden, wobei ich zu bemerken bitte, daß die beiden letzteren Sachen lediglich mein Vetter tut. Ich knöpfe mir indessen die Lodenjacke zu, daß die weiße Bluse nicht verräterisch hervorleuchtet.

Leise, einer hinter dem anderen gehend, treten wir unsere Wanderung in den Waldweg hinein an. Über uns in den Zweigen hängt noch die Tageshelle, und am Wegrand steht zwischen wucherndem Buschwerk im feinen, hellroten Kittelchen der giftige Fingerhut. Mit lautlosen Schritten schleichen wir, kaum raschelt ein dürres Blatt. Mir werden Erinnerungen wach an wilde, glückliche Spiele früherer Jahre. Ich bin wieder ein Indianer auf dem Kriegspfad. . . . Unter der Kittelschürze aus buntem Leinen klopft mir ein blutdürstiges Herz; Pfeil und Bogen halte ich krampfhaft umspannt, und um den Arm, darauf noch eine Schramme vom letzten Kampf sichtbar, schlingt sich als „Stammesabzeichen" ein Taschentuch von mehr als zweifelhafter Farbe. Und dann plötzlich ein wilder, schriller, johlender Aufschrei! Los auf den Feind! Da bricht es aus den Büschen wie die wilde Jagd; sechzehn braune, nackte Kinderfüßchen rascheln in dem Laub des Waldbodens. . . .

Von Zeit zu Zeit, wenn ich mich von meinen Gedanken so tief einspinnen lasse, daß ich vergesse, auf den Weg zu achten, hebt der große Junge vor mir mahnend die Hand, und ich weiß, ohne es zu sehen, daß er ein bitterböses Gesicht dazu macht. Da hat doch wahrhaftig wieder ein Zweig unter meinen Füßen geknackt! — Und nun reiß ich mich los aus meinen Gedanken und wäge vorsichtig jeden Schritt ab, daß kein Blatt raschelt, kein loser Stein in das dürre Laub rollt, denn das Rotwild ist vorsichtig und klug.

Nun ist schon kein Pfad mehr, wo wir gehen; Waldwildnis rechts und links. Samtgrüne Buchenstämme; brauner Waldboden, moosüberwuchert; darüber mit zitternd grünen Blättchen junger Nachwuchs. Vor und hinter uns schließen sich die Zweige. — Vielleicht wird ein paar Stunden später ein verwegener Wilderer mit pochenden Pulsen, den kurzen Stutzen im Ärmel verborgen, diese selben Zweige vorsichtig spähend auseinanderbiegen . . .

Rechts zwischen den Büschen leuchtet das hellere Grün einer Waldwiese. Droben am fernsten Rand, wo vierzigjähriger Buchenschlag dunkel aufsteigt, liegt wie ein breites Band aus gelber Seide ein Lupinenfeld. Hinter der Dickung steht der Abendhimmel, rosa Wölkchen auf blauem Grund; darunter ein schmaler, flammendroter Streifen. — Man hört des Waldes tiefes Atemholen. Die ganze Welt ist still; so still, daß man das

Pochen des eigenen lebenswarmen Blutes in den Schläfen erlauschen kann.

Ein Laut im Wald. . . . Wir stehen wie angewurzelt, reißen alle Sinne und die uralten Raubtierinstinkte zusammen, daß sie horchen und spähen.

„Hast du's gehört? Die Ricke blattet!“

Keiner von uns sagt es; wir lesen uns die Worte von den Lippen. — Nun wieder: ein feiner rufender Ton; ein werbendes Locken und Verheißen. Der ganze Wald lauscht. — Und nun ein Rascheln im Gebüsch, ein helles Gelb zwischen dem Grau und Braun der Stämme: der Bock! Er jagt vorüber auf schlanken Läufen, selbstvergessen, liebestoll, das Gehörn hoch erhoben. . . .

„Ein Spießer!“ sagt mein Vetter und spuckt in weitem Bogen wie ein richtiger Forstmann. „Wär schad' um die Kugel!“

Mir ist's schon recht! So ein Schuß zerreißt den heiligen Waldfrieden; er ist wie ein Frevel an der großen, stillen Natur.

Weiter geht es. Seitab vom Weg blinken die stillen, dunklen Wasser des „Kesselsumpf“ herüber. Da haben wir in einer warmen Julinacht drei Stunden lang bis an den Hüften im Wasser gestanden und Krebse gefangen. Da haben wir ein ander Mal, des Morgens im ersten Licht, einen riesigen Hecht geschossen und ihn mühevoll zwischen Tang und Schilfrohr hervorgefischt. Aber heute schicken wir nun einen schnellen Blick zu den blühenden Schilfhalmen und der flimmernden Einsamkeit des ruhigen Wasserspiegels hinüber.

Nun liegt die Lichtung vor uns, ringsum vom Wald begrenzt.

Wir suchen einen Platz, wo Buschwerk und hohes Gras uns Deckung gewähren. Da wollen wir uns ansetzen. Die Rucksäcke legen wir auf den Boden, lassen uns darauf nieder, kauern so, halb liegend, halb sitzend, und warten regungslos. Manchmal, wenn mir die Augen müde werden vom angestrengten Spähen, lege ich den Kopf auf den harten Waldboden und schaue über mich ins Grüne. Der Wald spinnt tausend Märchen, alte und neue und längst vergessene, bunt durcheinander. — Seltsam: eigentlich ist man ein rechter Großstadtmensch, der sich von zwölf Monaten mindestens zehn zwischen den grauen Mauern halten läßt, und hier draußen warten tausend Wunder, daß man kommt und sie gläubig anstaunt. — Himmel, was ist doch die Welt so schön! Viel zu schön, als daß man ihrer jemals müde werden könnte! Und um das zu erkennen, muß man immer wieder einmal die große Gesellschaftstoilette mit dem Lodenrock vertauschen und sich von der lieben Mutter Natur an der Hand nehmen lassen, die einen in ihr großes, stilles, wunderschönes Weihnachtszimmer führt, das ganz erfüllt ist von lauter Überraschungen.

Da wendet sich vor mir, ganz, ganz leise und vorsichtig, der Kopf mit dem grünen Jägerhütl um, und ein Blick trifft mich, der Bände redet! „Aber liebes, kreuzhageldummes Cousinchen, meinst du denn, dafür nehm' ich dich mit auf die Jagd, daß du in die Gegend döst?“ . .

Zwei Stunden liegen wir so. Vor uns auf der Wiese regt sich ab und zu etwas Lebendes; aber nichts für unsere Büchse. Ein Häschen schnuppert mit beweglichen Löffeln und großen Lichtern, die voller Angst immer umherspähen, an einer saftigen Staude mitten auf der Wiese. Dort am Graben geht ein Bussard auf Mäusejagd; er äugt scharf zu uns herüber, breitet die Schwingen und streicht mit leisem Flügelschlag davon.

Wir liegen reglos wie ein Stück von dem grauen Waldboden. Man bekommt auch im Ruhigliegen allmählich Übung, auch wenn die Lage noch so unbequem ist. Nur in unseren Augen ist noch Leben, und die Nasenflügel zittern ganz leise, als könnten sie das erspähte Wild wittern. Ein lautloser Ruck geht durch unsere Körper, wenn sich im Busch etwas regt. — Drüben kommt eine Bache mit Frischlingen hervor. Ich muß, man verzeihe mir den unpassenden Vergleich, an ein Töchterpensionat denken! Die Jugend vergnügt sich in ihren schwarzgelben Uniformkleidchen im saftigen Gras, und die Pensionsmama folgt gemessen in würdigem Schwarz. Man sieht ihr an, daß sie in Ehren alt und fett geworden ist. Eine Ricke, die mit ihrem Kitz aus dem Unterholz tritt, äugt mit erhobenem Kopf und beginnt dann ruhevoll zu äsen.

Es dämmert schon. Über der Wiese und den dunklen Bergrücken liegen blaue Schleier; fern am Horizont hängt noch ein Restchen leuchtend roter Helligkeit. Der Wind greift in die Büsche drüben, wo eine Fichtenschonung mit grünen Ärmchen ins Hai hineintastet. — Ein Knacken im Unterholz; reglos liegen wir. Etwas Dunkles, Rotbraunes schiebt sich aus dem Busch, hebt sich in mächtigen Umrissen von dem dämmrigen Grün ab. Jeder Nerv an unserm Körper ist gespannt; langsam kriechen wir am Boden vorwärts, näher an den Rand der Dickung, die uns verbirgt.

Der Hirsch! — Gewaltig ragt das edle Tier gegen den matten Hintergrund. Mit hellen, scheuen Lichtern äugt es umher, hebt den königlichen Kopf und tritt ruhig und majestätisch in die Wiese hinaus.

Meine Hand tastet sich langsam nach der meines Gefährten. Er sieht sich nach mir um und nickt mit wichtigem Gesicht, hebt das Fernglas an die Augen und späht minutenlang scharf hinüber.

„Deubel noch mal, ein Zwölfer!“ Die Jagdleidenschaft zittert in seiner Stimme, und, weiß der Himmel, auch mich hat sie gepackt!

Jetzt gleich, im nächsten Moment wird ein Schuß die Stille zerreißen wie eine jähe, unerhörte Gewalttat; rollend wird an den Bergen das Echo hallen, und die Ricke draußen auf der Wiese mit ihrem Kitzchen schreckend, von Entsetzen gejagt, in den Wald fliehen . . Vorn aber, wo die jungen Douglasfichten blaugrün in den Abend hineinträumen, wird ein schmaler, roter Streifen Gras und Heidekraut färben, und ein paar Schritte weiter das schöne, stolze Tier im Dampfe liegen. Blattschuß! Weidmannsheil . . .

Noch äst der Waldkönig ungestört drüben bei den Fichten.

„Hat er schon gefegt?“ frage ich atemlos.

Vor mir ragt der Büchsenlauf gerade, eine harte Linie, in die Dämmerung. — Nun senkt er sich langsam.

„Gefegt hat er!“ Mit einem Ruck fliegt die Flinte am Riemen über die Schulter. . . . „Vater wollte mir was, wenn ich den wegschösse! Der muß warten, bis ihn im Oktober ein hoher Gast weidwund schießt!“

Armer Waldkönig! Am Ende wäre dir unsere weidgerechte Kugel besser gewesen! Nun wirst du im Herbst, wenn dein Schmaltierchen angsterfüllt vor den hetzenden Hunden flieht, drinnen im tiefsten Wald zwischen gelbem Buchenlaub elend verbluten müssen. Glück hast du noch, wenn du dem Forstmeister selbst vor seine nie fehlende Büchse kommst! Die risse dich ohne viel Schmerz und lange Qual mitten aus dem vollen Leben fort. . . .



Wir aber werden wieder einmal ohne Beute nach Haus kommen, und das große Herrenzimmer im Harzforsthaus wird von lustigem Lachen und Neckereien widerhallen, wenn wir die Büchse in den Schrank hängen, ohne sie abgefeuert zu haben. Dieselbe Büchse, deren Kugel vor wenigen Tagen einen starken Keiler traf! — Ich kann mir nicht helfen, am besten hat es mir gefallen, wenn nichts geschossen wurde! —

Mit dem Büchsenlicht ist es nun vorbei. Hinter den Harzbergen steigt schon der Mond herauf, eine übergroße, rotgelbe Scheibe. Es wird still im Walde, und schnell fällt die Dunkelheit. Die Schatten wachsen schwarz und groß; jeder Baum ragt gespenstisch. Alle Wege sind weiß von silbernem Mondlicht.

Zwischen den Zweigen tanzen Glühwürmchen. Ich habe einmal irgendwo in einem alten Buch gelesen, daß Leuchtkäfer kleine, verzauberte Kinderseelchen sind. Daran muß ich nun denken, und ich fange solch ein kleines Ding in meiner Hand und laß es wieder fliegen.

Zwei Stunden Weges liegen noch vor uns. Wir schreiten rüstig aus und schweigen oder reden zusammen, wie es uns gerade paßt. — Nun treten wir aus dem Wald unter den blauen, sternenbesäten Himmel. Zur Seite, auf einer großen, dunklen Wiese steht eine Schafherde eng und verängstigt aneinander gedrängt. Zwei Hunde geben scharf und hallend Laut bei unserem Nahen. — Der Weg wird uns kurz. Wenn wir an einem einsamen Haus vorbeikommen, spähen wir zwei großen Menschen wie neugierige Kinder, ob noch Licht hinter den Scheiben ist.

Droben unter den Millionen Lichtern löst sich langsam eines und erlischt flackernd in der Unendlichkeit.

„Eine Sternschnuppe! Hast du's gesehen?"

Ich wünsche mir . . . . . Was denn schnell? Man darf es nicht laut sagen, sonst erfüllt es sich nicht.

Der große Bub an meiner Seite hat ein überlegenes Lächeln auf seinem jungen Gesicht. „Was hast du dir gewünscht, kleines Tantchen?"

Unsere Verwandtschaft ist etwas kompliziert! „Tantchen" werd' ich genannt, wenn ich mich ärgern soll; jedoch wird mir der einer Tante zukommende Respekt strikte verweigert! —

Was ich mir gewünscht habe? . . . . .

Ach, weiß ich's? Etwas Törichtes auf jeden Fall!

Wir gehen noch einmal ein Stück durch dunklen Tannenwald, dann über die Brücke der Lonau, deren Wasser weiß vom Mondlicht übersponnen fließt. Durch das Laubwerk der alten Pyramideneichen, die vor dem Harzforsthaus stehen wie zwei dunkle Wächter, winkt uns ein Lichtschimmer. Da sind wir daheim.

Die Metzer Garnison.

Von Freiherrn von Seckendorff, Generalleutnant z. D. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Für die Hauptstadt Lothringens besteht im Volk dauernd das lebhafteste Interesse. Ihre schöne Lage am Einfluß der Seille in die Mosel, die alten Bauten, die herrlichen Anlagen und die Nähe der Schlachtfelder ziehen jährlich zahlreiche Fremde dorthin. Namentlich in den Augusttagen bringt die Wallfahrt der deutschen Kriegervereine zahlreichen Zuzug und vermehrt die persönlichen Beziehungen weiter Kreise des Volkes zu Stadt und Land. Jedem Besucher fällt aber bei seiner Ankunft in Metz sogleich die große militärische Bedeutung auf. Unter den 93 000 Einwohnern (einschließlich der Vororte) befinden sich über 25000 Offiziere, Beamte und Mannschaften. Das militärische Element tritt im Straßenverkehr auffallend hervor, und die zahlreichen Dienstgebäude wie Kaser=

Hofphot. Pieperhoff & Jendius.

von Oven,
General der Infanterie und Gouverneur von Metz.



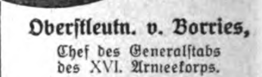
Frau Generalin von Oven.
Nach einem Gemälde von E. Stötzer.

Gen.-Ltn. Reitzenstein,
Kommandeur der 33. Division.

Hofatel. Bensemann.

nen verstärken weiter den Eindruck von der Größe der Garnison. Festung und Garnison Metz gehörten bis 1891 zum XV. Armeekorps. Seitdem ist es der Sitz des Generalkommandos des XVI. Armeekorps, an dessen Spitze 12 Jahre lang General der Kavallerie Graf von Haeseler stand, gleich geschätzt und verehrt von seinen Truppen wie von den Einwohnern. Schon vor seiner Zeit war in der Garnison Metz das militärische Leben und Wirken immer sehr rege. Man erinnert sich besonders an die Zeit Rosenbergs, der Ende der achtziger Jahre an der Spitze der damaligen 30. Kavalleriebrigade stand und mit seinen Regimentern alle fiskalischen und im Privatbesitz befindlichen steilen Böschungen hinauf- und herunterritt und die kavalleristische Ausbildung auf höchste Stufe brachte. Unter Haeseler nahmen die kriegsmäßigen Übungen bei allen Waffen im Feld- und Festungskrieg an Umfang und Bedeutung stetig zu. Stadt und Umgebung waren Zeugen der emsigen Tätigkeit der Truppen und Festungsbehörden. Alarm, Kanonendonner, das Geknatter der Gewehre und Maschinengewehre, der Aus- und **Einmarsch aller Waffengattungen bei Tag und Nacht,** das Spielen der Scheinwerfer und in neuerer Zeit der Verkehr der Luftschiffe und Flugzeuge führte die Arbeit der Garnison den Ansässigen in allen Jahreszeiten vor Augen. Inzwischen ist das Gedächtnis an den ehemaligen Kommandierenden General durch die Rolandfigur des Feldmarschalls am Bahnhof in der Stadt und im süd-

Atel. Rhein.


Oberstleutn. v. Borries,
Chef des Generalstabs des XVI. Armeekorps.


Hofatel. Bensemann.
Generalmajor Schroeter,
Inspekteur der 4. Ingenieurinspektion.


Hofatel. Bensemann.
Oberst von Elzel,
Kommandeur der 33. Kavalleriebrigade.


Hofatel. Bensemann.
Oberst Merling,
Kommandeur der 33. Feldartilleriebrigade.

westlichen Vorgelände durch die Feste „Graf Haeseler" verewigt worden.

Seine Nachfolger, die Generale der Infanterie von Stoetzer und von Prittwitz und Gaffron, haben das Erbe weiterentwickelt, und in dem jetzigen Kommandierenden General hat das XVI. Armeekorps wieder einen Vorgesetzten erhalten, von dem man weiß, daß er der rechte Mann an der rechten Stelle ist. Zudem verfügt General der Infanterie Mudra über reiche Kenntnisse im Festungswesen und Festungskrieg. Vor einigen Jahren war er noch Gouverneur von Metz und dann Generalinspekteur des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen. Eine besonders glückliche Vergangenheit und Vorbildung für den Kommandierenden General des XVI. Armeekorps. Er ist wohl der erste Kommandierende General der Pionierwaffe, für die die Ernennung auch eine allgemeine Anerkennung bedeutet.

Seine Dienstwohnung befindet sich in dem neuen, im Stil der deutschen Renaissance erbauten Generalkommando, das eine beherrschende Lage und einen herrlichen Ausblick in das Moseltal wie auf die nach Westen vorgelagerten Höhen hat. Sein Chef des Generalstabs ist Oberstleutnant von Borries.

Von den jetzigen in Metz stehenden höheren Befehlshabern gehört der Kommandeur der 33. Division Generalleutnant Reitzenstein dem Armeekorps schon längere Zeit an. Er war vorher Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 67 in Metz, dann der 65. Infanteriebrigade in Mörchingen.

Hofphot. H. Schneider.

General der Infanterie Mudra,
Kommandierender General des XVI. Armeekorps.

Der Kommandeur der 34. Division Generalleutnant Claaßen hat lange dem Generalstab angehört, war hier Chef bei einem Festungsgouvernement, dann Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 68 in Koblenz und der 13. Infanteriebrigade in Magdeburg. Von den Brigade-Kommandeuren war Generalmajor Bausch Chef des Generalstabes eines Armeekorps und dann Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 56 in Wesel, Oberst von Etzel Kommandeur des Dragonerregiments Nr. 14 in Kolmar, Gen.-Maj. v. Ilsemann Kommandeur des Leib-Dragonerregiments Nr. 24 in Darmstadt, Oberst Merling Kommandeur des Feldartillerieregiments Nr. 24 in Güstrow in Mecklenburg. Der Inspekteur der 4. Ingenieurinspektion Generalmajor Schroeter war lange Abteilungschef der Ingenieur- und Pionierabteilung im Kriegsministerium und ist weiteren Kreisen als hervorragender Militärschriftsteller auf dem Gebiet des Festungswesens und Festungskrieges bekannt.

Die Metzer Garnison trägt infolge langjähriger Zugehörigkeit der Königlich Bayerischen Besatzungsbrigade (8.), bestehend aus den Infanterieregimentern Nr. 4 und Nr. 8, und des Königlich Sächsischen Fußartillerieregiments Nr. 12 ein besonders reichsdeutsches Gepräge. Gemeinschaftliche Garnison- und Festungsübungen und die Manöver führen all diese Truppen dienstlich und kameradschaftlich zusammen. Die Luftschiffhalle und Fliegerstation vervollkommnen das Bild des großartigen Waffenplatzes. Von größter Bedeutung ist aber seine Eigenschaft als Festung. Sind auch die Teile der

Stadtumwallung im Süden und Osten in schöne Anlagen und neue Stadtteile umgewandelt, so zeigt doch der Blick von der Esplanade und der Weg nach den Schlachtfeldern, daß man sich im Bereich der stärksten Festung Deutschlands befindet. Ihre Weiterentwicklung ist ununterbrochen gefördert worden und steht nicht still. Ihre Wichtigkeit erhellt aus der Lage. Sie untersteht einem Gouverneur, der in der Regel aus den Divisionskommandeuren ernannt wird. Seine Aufgaben im Frieden und Kriege sind von größter Bedeutung. Die Generale von Schwerin, von Berken, von Froben, Stoetzer, von Arnim, Mudra sind verdiente Vorgänger des jetzigen Gouverneurs General der Infanterie von Oven gewesen. Dieser war lange im Generalstab und Chef des Generalstabs des VIII. Armeekorps, dann Kommandeur des Grenadierregiments Nr. 12, Kommandeur der 16. Infanteriebrigade in Torgau und zuletzt der 7. Division in Magdeburg. Ihm unterstehen ein Chef des Generalstabs, zurzeit Oberstleutnant Kabisch, ein größerer Stab und die Festungsbehörden, die Fortifikation mit dem Ingenieuroffizier vom Platz, die Artillerieoffiziere und Verkehrsoffiziere vom Platz. So ausgerüstet bleibt Metz unsere starke Wacht an der Mosel!



Hofatel. Benfemann.

Generalmajor Bausch,
Kommandeur der 66. Infanteriebrigade.



Hofatel. Benfemann

Oberstleutnant Kabisch,
Chef des Generalstabs des Gouvernements Metz.



Hofatel. Benfemann.

Generalleutnant Claatzen,
Kommandeur der 34. Division.



Hofatel. Benfemann.

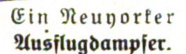
Generalmajor von Ilsemann,
Kommandeur der 34. Kavalleriebrigade.



Auf einem Neuyorker Ausflugdampfer.

Von H. F. Urban. — Mit 7 phot. Aufn. v. Brown Brothers.

Beim Neuyorker liegt auch die Gegenwart auf dem Wasser. Das Wasser ist ihm wie allen Seestädtern allgegenwärtig, früh und spät, Sommer und Winter. Seine langgedehnte Stadt umspülen an den Flanken zwei mächtige Flüsse, der East River und der North River, der landeinwärts zum Hudson wird, und an der Südseite der Ozean. Aber längst schon hat er das Wasser in bloße Straßen umgewandelt, die er auf Fährbooten und Brücken ununterbrochen achtlos kreuzt. Ein innigeres Verhältnis zum Wasser findet er im Sommer. Dann wird es ihm das willkommenste Labsal gegen die mörderische, subtropische Hitze, die gesegnete Rettung aus dem riesigen Backofen Neuyork. Eine ganze Flotte von Vergnügungsdampfern, die verschiedenen großen Gesellschaften gehören, entführt die gerösteten Neuyorker aus den glühenden Stadtmauern auf das kühlende Wasser. Die Dampfer sind verschiedener Größe; die größten von ihnen haben drei Decks. Alle werden sie durch Seitenräder fortbewegt. Mannigfach sind die Erholungsplätze, nach denen sie fahren. Eine Linie läßt wahre Palastdampfer den North River und Hudson hinauffahren nach den kleinen Städten am Fluß, bis nach Albany, wo die gesetzgebende Körperschaft des Staates Neuyork tagt. Das ist eine besonders entzückende Fahrt, mit der Möglichkeit des leichten Zutritts zu den schönen Waldungen am Hudson und weiter oben


Ein Neuyorker Ausflugdampfer.

Der Dampfer füllt sich.



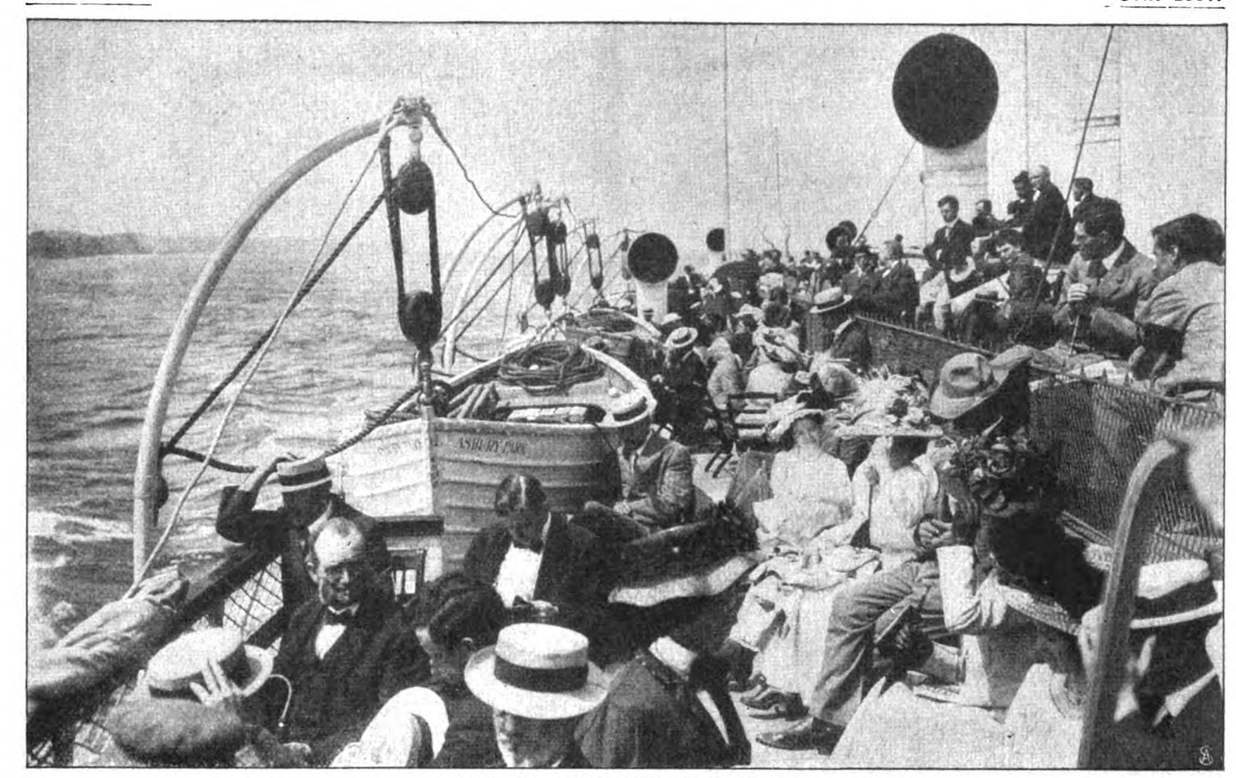
Bitte, einsteigen!

zu den Catskills, dem reizenden Waldgebirge und Sommeraufenthalt der Neuyorker. Einer der Dampfer dieser Linie, „Washington Irving", unternimmt sogar „Mondscheinfahrten" auf dem Hudson, die bei den liebenden Pärchen außerordentlich beliebt sind. Der Name des Dampfers schmiegt sich seinen poetischen Zwecken sinnig an. — Aber der Neuyorker schwärmt im allgemeinen nicht sonderlich für Waldungen; der Amerikaner überhaupt nicht. Der Wald ist ihm nicht so ans Herz gewachsen wie dem Deutschen. Er ist ihm meistens nur Holz, das sich gut verkaufen läßt. Ueberdies ist er im Sommer ebenfalls heiß und stickig und zudem voller blutdürstiger Moskitos. An der See ist es unter allen Umständen kühler, und die Moskitoplage ist dort auch erträglicher. So drängt er sich auf die großen Raddampfer, die ihn an die Vergnügungsplätze an der See bringen. Er hat die reichste Auswahl. Am nächsten liegt ihm Coney Island, der gewaltige Rummelplatz an der Bai von Neuyork, der treffender eine Rummelstadt genannt werden könnte, denn er hat richtige Straßen. Hier ist das Paradies der einfachen Leute, deren Auffassung von Vergnügen noch etwas Ursprüngliches hat. Für billiges Geld müssen unerhörte Sensationen geliefert werden, bei denen man sich fast den Hals brechen kann. Und das belegte Butterbrot, die warmen Würste oder die Seemuschelsuppe schmecken nicht, wenn sie nicht im Schweiße des Angesichts verzehrt werden oder wenn nicht in der Nähe Monsterorchestrions dröhnen oder schrille Angstschreie junger Mädchen gel-



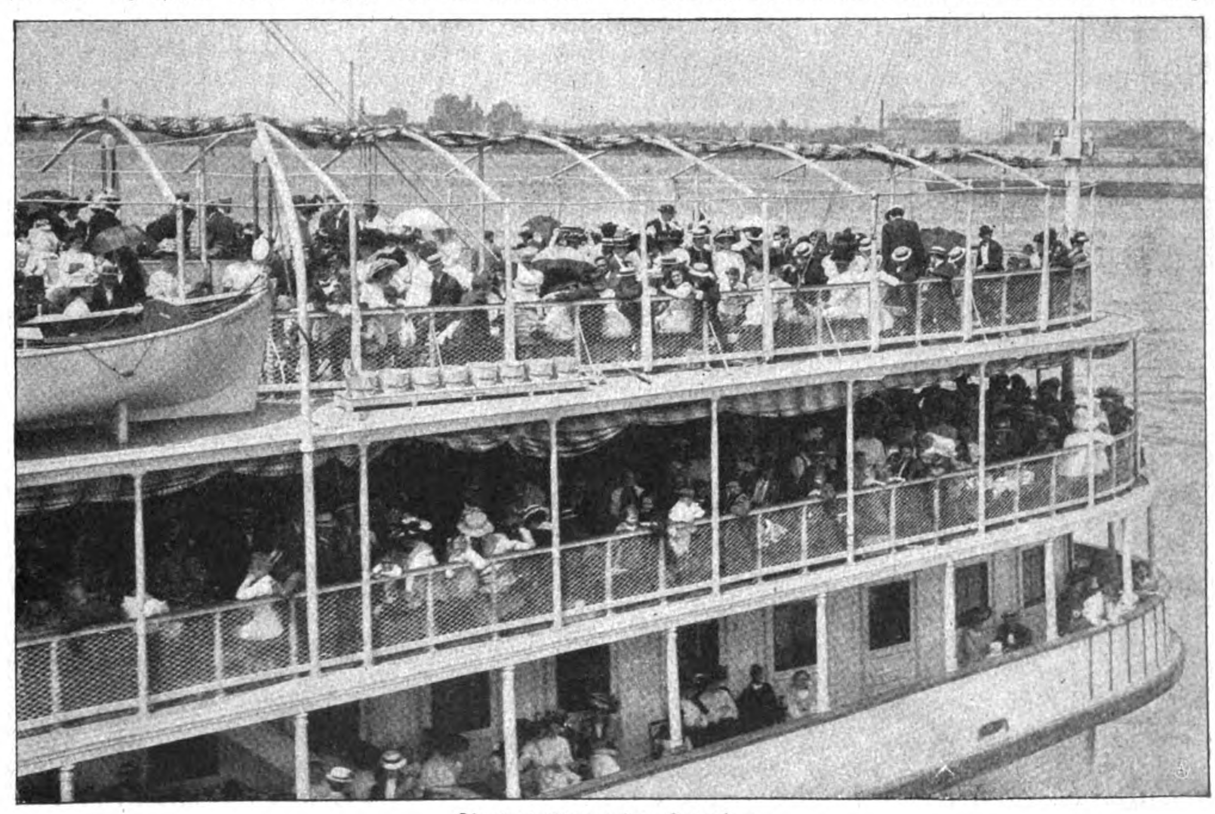


Am Vordersteven im Sonnenschein.



Auf dem vielbegehrten Sonnendeck.

len oder Wasserrutschbahnboote donnernd in die Tiefe sausen und ins Wasser klatschen. Eine milde Nachahmung dieses amerikanischen Riesenjahrmarkts hat ja inzwischen auch deutsche Kultur bereichert. Nicht weniger geschätzt als der Rummel ist das Baden im Ozean. Ungeheure Menschenmengen baden hier, zumal am Sonnabend, wo alle Geschäfte in Neuyork (während des Sommers) um 12 Uhr mittags

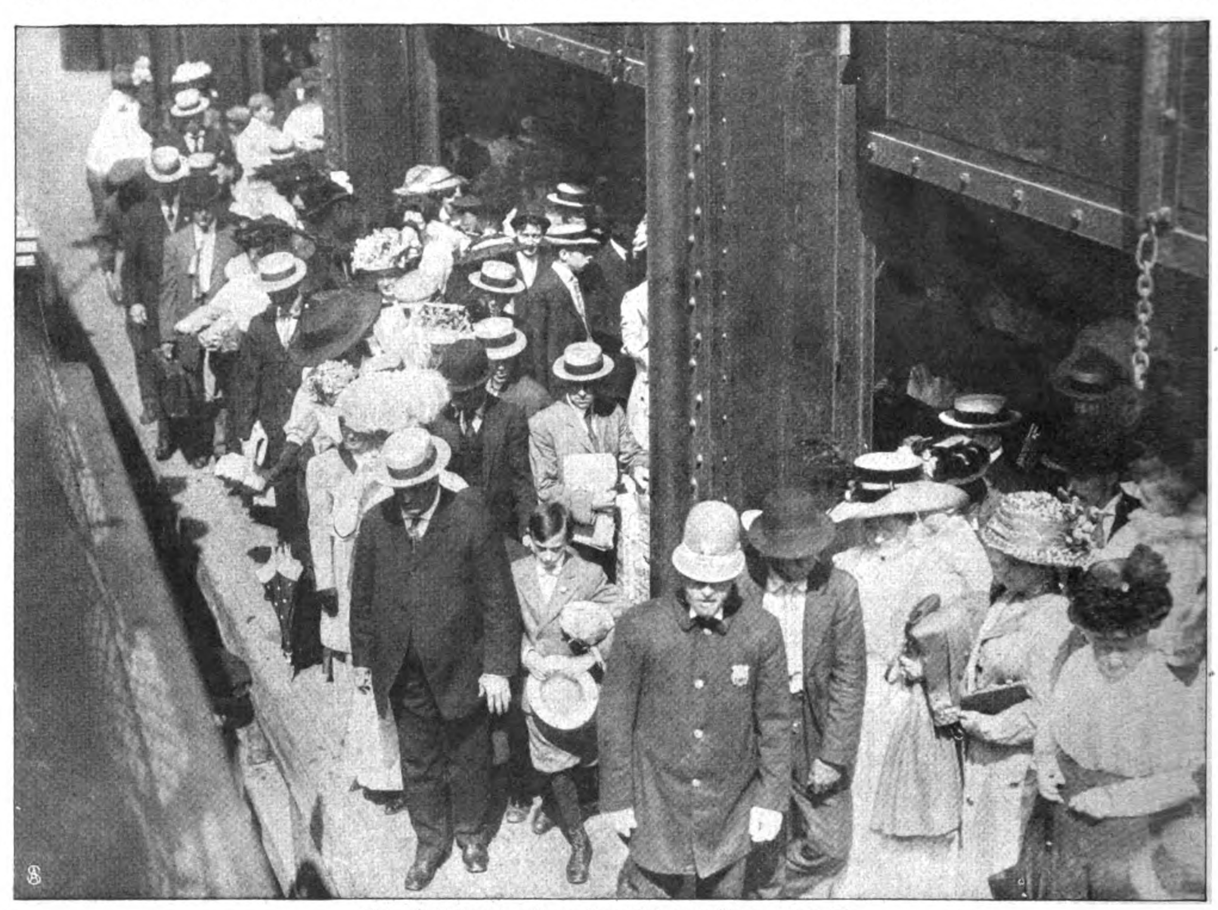


Die drei Etagen des Dampfers.



schließen, und am Sonntag. Wieder andern erscheint der Gipfel des Vergnügens ein Dampferausflug mit der Angelrute zu den sogenannten „Angelbänken" (Fishing Banks) draußen an der See. Das sind die begeisterten Ozeanangler.

Vielen Neuyorkern freilich ist die Seefahrt die Hauptsache. Ihren Wünschen dienen die Dampfer, die z. B. nach Rockaway Beach fahren, wie die schon recht ehrwürdige „Grand Republic". So riesig die Räumlichkeiten dieses Dreideckers sind, so sind sie doch am Sonnabend nachmittag bei schönem Wetter regelmäßig überfüllt, und zwar mit einem feineren Publikum. Am begehrtesten sind die Plätze auf dem obersten offenen Deck und dort wieder vorn am Bug, wo die Seebrise am kühlsten fächelt. Hier sitzen die von der Hitze Zermürbten auf den Bänken oder auf den zahlreich vorhandenen Feldstühlen, lassen sich den Wind durch alle Aermel oder sämtliche Blusenöffnungen wehen und schlürfen gierig die würzige, reine Seeluft in die gedörrten, staubgefüllten Weltstadtlungen. Für Abwehr von Hunger und Durst ist ausreichend gesorgt. Es gibt belegte Butterbrote, Obst (Bananen, Birnen), Süßigkeiten, Limonade, Bier. Fahrende Musikanten aus Deutschland, Böhmen, Ungarn oder sonstwoher spielen lustige Weisen, erst unten, dann im zweiten Deck, dann ganz oben. Immer, wenn sie fertig sind, wandert einer mit dem Hut herum und sammelt die gern gespendeten kleinen Münzen. So geht es an der Freiheitsstatue vorüber, dann an Staten Island vorbei, in die See hinein nach Rockaway Beach. Doch bleibt die Küste stets in Sicht. Gewaltige Ozeandampfer rauschen vorüber, Europa zu, oder von draußen her kommt einer von ihnen durch die blaue Flut gepflügt mit weithin wehender, schwarzer Rauchfahne. Ach — wie leben sie da auf in so viel Sonne, Luft und Kühle und fröhlicher Musik! Was macht's, wenn mitten in den Leharschen Walzer hinein ein Baby quakt! Und wenn's ihrer zwei sind, die zusammen die Seefahrt machen, er und sie, so ist's tausendfach schön. In Rockaway baden sie zusammen; sie in dem vorschriftsmäßigen Kostüm unerreichter amerikanischer Tugendhaftigkeit: ganz schwarz oder dunkelblau, weiter Rock mit Gurt bis zu den Knien, dunkle Strümpfe, Schuhe, halblange Aermel. Ostseekostüme würden sofort im Galopp einen Polizisten zur Stelle bringen. Danach soupieren sie im Hotel an tadellos weißgedecktem Tisch: Suppe, Fisch, Roastbeef, Huhn, Melone, Speiseeis, mit massenhaft Eiswasser, sehr vornehm. Den Beschluß macht die übliche „demi tasse". Und immer haben sie den Ausblick auf das weite, blaue, sonnenbeglänzte Meer. Dann geht er Zigaretten kaufen, trinkt an der Bar rasch einen Whisky, ißt eine der bereitstehenden Kaffeebohnen oder Gewürznelken, die den Whiskyduft beseitigen, und kommt glückstrahlend zurück. Am Abend fahren sie heimwärts, den fernen blinkenden Lichtern der Stadt zu und den dunklen, riesigen Wolkenkratzern. Aber es war doch ein herrlicher Ausflug gewesen, voll Erquickung für Leib und Seele.



Der rückkehrende Dampfer wird am Peer erwartet.

La France.

Skizze von E. Albrecht-Doussin.

Ein Gewitter war über die Stadt geflogen mit leuchtenden goldenen Blitzen und knatternden Donnerschlägen.

Nun regnet es nur noch. In Silberdämmer spinnen sich die Parktiefen ein.

Das junge Paar sitzt auf der glasüberdachten Terrasse in den bequemen, mit zartbunten Kissen belegten Korbmöbeln.

Sie haben ihren Tee getrunken und die Zeitschriften besichtigt. In der einen war auch ihre eigene Hochzeitsgesellschaft wiedergegeben.

Er hatte sich das schöne Bild nach sorgsamer Betrachtung herausgeschnitten: „Das heben wir uns auf, Helli, zur Erinnerung an den größten Tag unseres Lebens."

Und sie stimmte mit einem zitternden „Ja" bei — aber eben wieder nur mit einem kargen, kurzen Ja.

Und seitdem war eine halbe, eine ganze Stunde vergangen, während der er seine Zigaretten geraucht, und sie in den Park hinausgeblickt hatte.

In einer lässigen Haltung, den Arm über den breiten Rand des Korbsofas herabhängen lassend, betrachtet er die blonde Frau plötzlich mit grüblerischem Ernst. Fragen stehen in ihm auf, die wahrscheinlich schon tagelang verborgen ihrer Stunde warteten.

Woran sie wohl denken mag in ihrem Schweigen? Vielleicht an nichts? Nein, das geht nicht. Aber wie kann ein so junges Geschöpf nur so wunderlich wortkarg und verschlossen sein!

Kurzweilig war das auf die Dauer eben nicht.

Ist er es etwa, der so verstummend auf sie einwirkt? Aber er gilt doch wahrhaftig nicht für ungewandt oder unfähig, die Waffen des Geistes in wacher Wortplänkelei zu kreuzen.

Nur Helli greift nicht ein einziges Thema wirklich gefesselt auf. Sie kommt nicht aus sich heraus, nicht über ein verhaltenes Ja oder Nein hinweg.

Sieht es am Ende in diesem schönen Kopf mit dem leuchtenden Haarkrönchen leer und nüchtern aus?

Fühlt sie, denkt sie nichts, das sich des gegenseitigen Aussprechens verlohnt?

Aber das wäre ja entsetzlich! Ja, eine entsetzliche Perspektive, die ihm unwillkürlich die Brust engt. Und seine Blicke, in denen jäh etwas wie Kälte liegt, messen die blonde Frau vom Kopf bis zu den Füßen.

Hätte er das aber nicht beizeiten merken müssen? fragt er sich gleich darauf. Seine junge, starke Liebe war doch nicht blind, war doch kein Rausch gewesen?

Oft genug durfte er lange, köstliche Tage auf dem alten Gut in Ostpreußens Frühlingswäldern mit ihr verleben. Hatte er sie da nicht kennen gelernt?

Stillen Wesens war Helli immer, auch da. Und gerade das gefiel ihm.

Er liebte dieses feine, leise Schreiten mit schmalen Füßchen wie auf Blumen, das Rätselhafte, das ihre liebreizende Erscheinung umwob. Und ihre Küsse, Hellis Küsse kamen in so scheuer, süßer Schwere von blütenreinen Lippen, als wären sie ihr selbst Wunder. Aber wenn das Rätselhafte an ihr Täuschung ist, eine Hülle nur für ein leeres, armes Seelchen?

Er wirft die Zigarette in die Schale, reckt die Arme, als spüre er etwas wie Klammern darum.

Herrgott, das darf nicht sein, soll nicht sein! Ein Garten die Ehe, Sonne, Licht sein Tag, so dachte er sich die Gemeinschaft mit Helli.

Immer stärker wird die nervöse Gereiztheit in ihm. Seine Blicke fliegen durch den Park über die Mauer, dem dumpfen Brausen der Stadt entgegen.

Sie spürt seine Stimmung nicht. Ihre Augen hängen wie in tiefem Traum an den großen aufgeblätterten La France in dem Rosenbeet inmitten der Treppenanlage.

Schimmernde Perlen liegen da in kühlen, silbrigrosa Schalen, fallen lautlos über die betauten Randwölbungen und zerfliegen in der Luft.

„Helli!"

Bestürzt über den harten Klang sieht sie ihn an.

„Helli, tu mir den Gefallen und verrate mir endlich gütigst deine tiefgründigen Gedanken."

Die junge Gräfin bekommt langsam ein heißes Gesicht. Das Feindselige, das mit einem Male von ihm ausgeht, versteht sie nicht. Sie wird ihrer Bestürzung nicht Herr. Er war doch eben noch in seine Lektüre vertieft? Oder nicht?

„Ich, ich dachte nichts, nichts Besonderes", erwidert sie leise.

Er ist aufgestanden, hoch und fest reckt er sich empor.

Ganz hell und schneidend ist seine Stimme: „Eine geschlagene Stunde, ohne zu reden, ohne zu denken. Nun, nimm es mir nicht übel, liebe Helli" —

„Du willst fort?"

Flüchtig streifen seine Lippen ihre Hand: „Ja, ich werde einen Gang machen. Will mal sehen, ob ich Gesellschaft treffe."

„Soll ich dich begleiten?"

Da steht er schon auf der Schwelle des Terrassenzimmers.

„Nein, Helli, ich danke dir."

Die junge Gräfin sieht ihm nach mit langsam sich verdunkelnden Augen, die Hände um die Knie gefaltet, einen stummen Kampf im blassen Gesichtchen.

Sie versteht ihn. Sie fühlt ja selbst die Schranke, die die Besonderheit ihres Wesens, an die sie gebunden ist, zwischen ihm und ihr aufbaut.

Sie möchte ja so gern mit beiden Händen darüber hinweggreifen, in jauchzender Liebe, in warmem Sichgeben. Abschütteln Scheu, Befangenheit und Lebensfremdheit, und kann es nicht, kann es nicht.

Kann sie es wirklich nicht?

Kann man nicht über sich selbst hinauswachsen, wenn man die Gefahr, an der Mauer sein Glück zu zerschellen, im dunkeln lauern und drohen sieht?

Erst spät am Abend kehrt er heim, im tiefsten Herzen unruhig, unzufrieden, unklar.

Der Gedanke an sein junges Weib hat ihn nicht losgelassen. In seiner vorurteilsvollen Empfindung sah er vor sich eine große Öde statt des erträumten Gartens. Und der dunkle Druck in seiner Brust wuchs unerträglich, mischte sich mit der Sehnsucht nach ihr.

Die junge Frau speiste allein, ließ dann die Lichter in allen Räumen löschen und zog sich in ihr persönliches Gemach zurück.



Nun bin ich bloß neugierig, denkt der Graf auf dem Weg dahin, ob sie wenigstens schmollen kann wie andre Frauen.

Sie muß auf der Treppe seinen Schritt gehört haben, denn bei seinem Eintritt steht sie mitten in dem nur vom Mondschein erhellten Raum. Rosenduft ist um sie her, denn sie hält ihm eine La France entgegen mit stiller Gebärde. Seltsam leuchten sie und die Rose durch das graue Dämmerdunkel.

Ihren Kopf sanft zurückbiegend, gewahrt er ein Lächeln in ihrem Gesichtchen.

„Komm," sagt sie, „ich will dir etwas erzählen, aber nimm erst diese Rose in deine Hand, Liebster."

Sie setzten sich umschlungen neben das weit offene Fenster und spüren ihre Herzen klopfen und ihre Hände heiß werden.

Der volle Mond hängt über dem Park, hoch über Duft und Dunkel.

„Dies ist eine La France." Hellis langsame, weiche Stimme kämpft mit einem Zittern. „Sie sind bleich, nur von innen heraus durchleuchtet von ihrem feinen, blassen, jungen Blut. Sie beben vor Sturm und werden müde in der Mittagsonnenstunde. Sie haben Königinnenseelen, die eine seltsame Scheu bindet, ihre Wunder zu verhüllen, sich der Süßigkeit ihres Blühens fast zu schämen. Sie sind bleich vor innerer Fülle. Sie erblättern mit geschlossenen Augen wie in bangem Staunen vor ihrem fremden Fühlen oder vor einem Glück von geheimer Tragweite. Sie wissen, daß sie mit der matten Rosigkeit ihrer Haut die Schönheit selber sind. Aber sie sind kühl und süß und unendlich hochmütig. So hochmütig, daß sie sich nur langsam verschenken können. Sie sind stumm in dem Reichtum ihrer Träume, Gedanken, Wünsche und der Erfüllung."

Die junge Gräfin atmet, ohne es zu wissen, beklommen und ihre Worte werden noch leiser, noch verhaltener.

Er muß sich neigen und sein Ohr ihren Lippen ganz nahebringen.

„Die La France haben nichts gemein mit den Rosen, die wie Ströme wilden, entzündeten Blutes durch die Gärten fluten. Rosen, die wie laute Liebeskundgebungen sind, deren purpurdunkle Lippen Flammen in den Abgründen des Seins entfachen wollen, Flammen, die so große Wunden brennen können. Sie sind keine Königinnen. Sie sind Buhlerinnen."

Sie streckt den Arm aus, dem fernen dumpfen Brausen der Stadt entgegen. „Und ihre Sprache sind die Fieberlaute des Lebens hinter dieser Mauer dort. Lieber, Liebster, die La France sind die selig-süße Ruhe. Und heute, ehe du von mir gingst, haben sie es mir gesagt."

Lange ist es still im Gemach.

Man hört nur atmen.

Und die goldne Standuhr aus alter Zeit zählt mit ihrer eigenen Stimme die Sekunden. Die Sekunden einer Offenbarung, einer Vermählung zweier Menschenseelen.

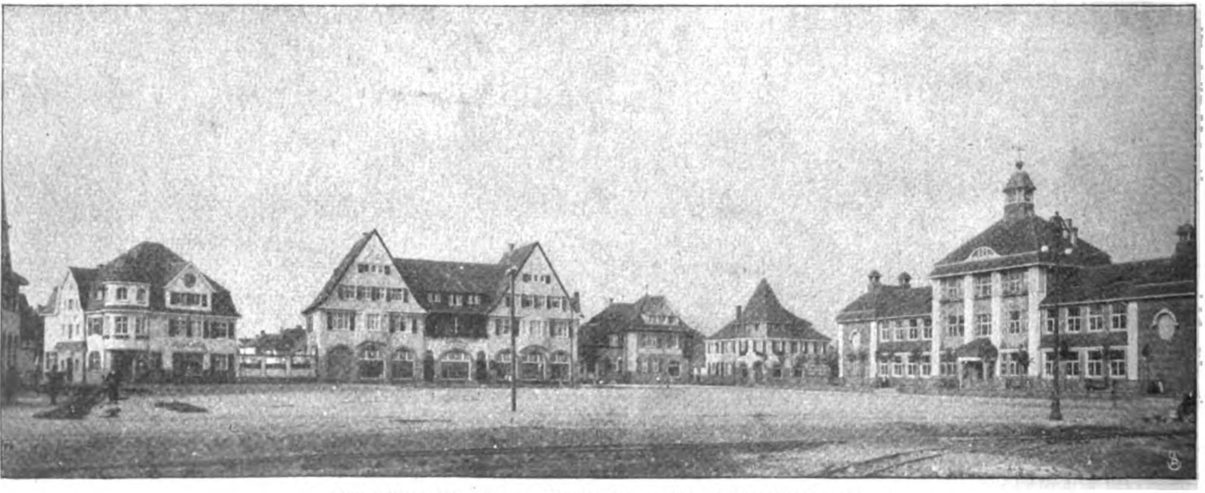
Dann sagt der Mann ein einziges Wort in die Stille hinein: „La France!"

Und wieder nach einer Weile, in schwerem Glück: „La France du!"

Eine Arbeiterkolonie modernsten Stils.

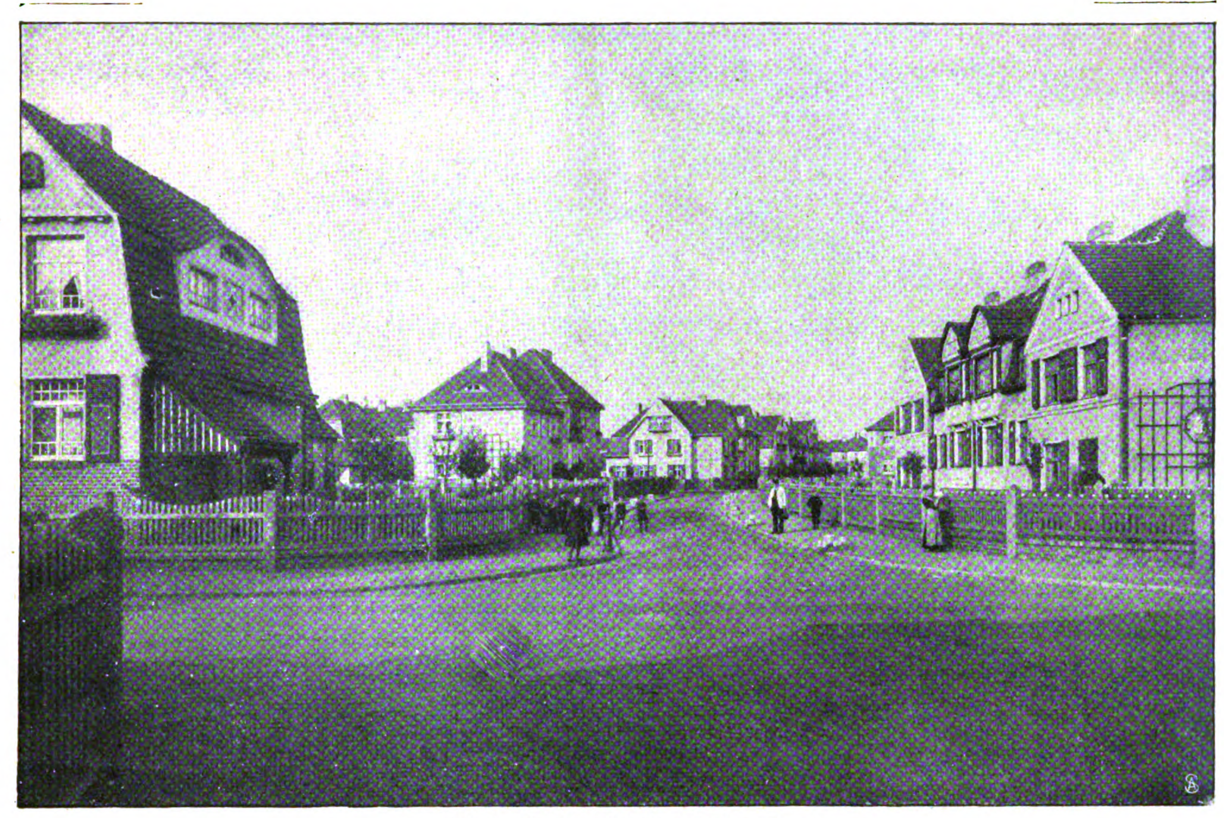
Von Walter Tiedemann. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Wenn wir an kalten Tagen ein paar Brikette in den Ofen werfen, dann denken wir uns nicht viel dabei, und doch weiß die knisternde Glut so wunderhübsche Geschichten aus ferner, ferner Zeit zu erzählen. Es ist ein bißchen lange her, mindestens mehrere hunderttausend Jahr, da gab es in Norddeutschland ungeheure Sumpfwälder, deren Unzugänglichkeit die Menschen der damaligen Tertiärzeit und die großen Vierfüßler fernhielt. Von einem warm-feuchten Klima begünstigt, gediehen hier Laub- und Nadelhölzer zu üppiger Fülle; ihre abgestorbenen Glieder moderten im Morast und schufen in langem Zeitraum Torfmoore von enormer Stärke. Eines der umfangreichsten Waldmoore dieser Art bedeckte die heutige Niederlausitz. Das Klima veränderte sich allmählich. Völker kamen und Völker gingen. Der Bauer rang mit seiner Pflugschar dem karg

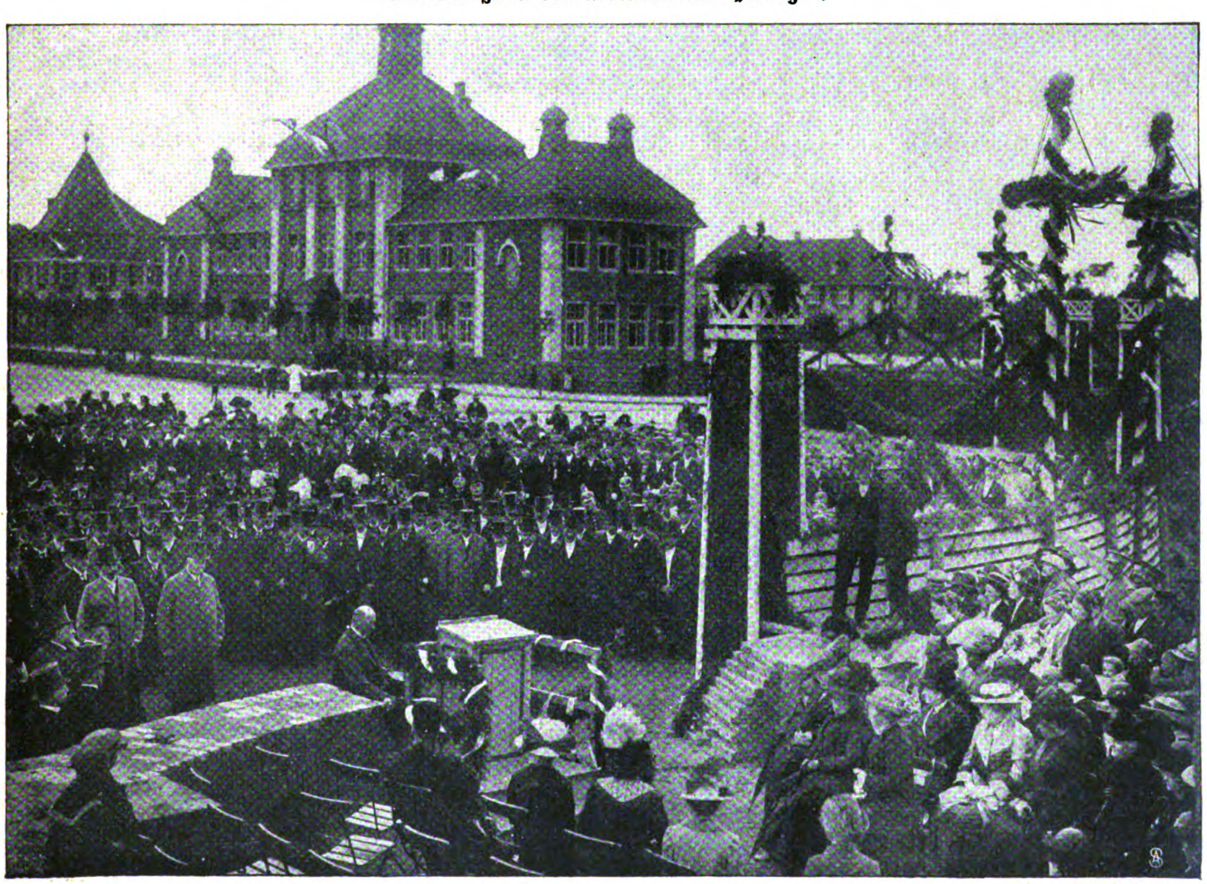


Nördliche Front des Marktplatzes der Kolonie Marga.





Eine Straße in der Arbeiterkolonie „Marga“.



Phot. F. Kaehel.

Die Grundsteinlegung der Kirche in der Kolonie „Marga“.



Blick in das Kaufhaus der Kolonie Marga.

gewordenen Boden das tägliche Brot ab und hatte keine Ahnung von dem reichen Schatz, der tief unter den Roggenfeldern seines Entdeckers harrte, nämlich der Braunkohle, den zusammengepreßten, fossilen Ueberresten der einstigen Wälder, dem wertvollen Material zur Erzeugung von Wärme und Energie.

Es ist auch für den Laien sehr interessant, einen Blick in die Urweltwerkstätte zu werfen und sich den Abbau und die Verarbeitung der Niederlausitzer Braunkohle in der Gegend von Senftenberg anzusehen. Hier befinden sich die umfassenden Anlagen der „Ilse“-Bergbau-Aktien-Gesellschaft, die, von dem inzwischen gestorbenen Berliner Großindustriellen Dr. Hugo Kunheim begründet, kürzlich ihr 25jähriges Bestehen als Aktien-Gesellschaft feiern konnte. In Anbetracht der nur mäßigen Stärke der über der Kohle lagernden Schichten erfolgt der Abbau im „Ilse“-Revier jetzt nicht mehr in unterirdischer Minierarbeit, sondern im rationelleren Tagebau, d. h. in offenen Gruben, von denen die mehrere Kilometer lange Grube „Marga“ die bedeutendste ist. Dort steht ein Mammutbagger an der schwärzlichbraunen, fünfzehn Meter hohen Flözwand. Wie ein ungeheures Fabelwesen reißt er mit gierig schnappendem Maul die Kohle ab und speit sie in die Förderwagen. In ewiger Prozession, Tag und Nacht rollen die Wagen an endloser Kette zwischen dem Flöz und der Brikettfabrik hin und her. In der Fabrik wird die Kohle gepulvert, gereinigt, entwässert und unter kolossalem Druck zu handlichen Briketts gepreßt, die einen ungleich höheren Heizwert haben als die Rohkohle.



Hofphot. E. Bieber.

Generaldirektor Komm.-Rat G. Schumann.

Fast noch interessanter aber als die Metamorphose des Urstoffs sind die Aeußerungen der sozialen Fürsorge im Grubenrevier. Eine Arbeiter- und Beamtenschaft von etwa 3800 Köpfen, wozu noch viele Tausende von Familienangehörigen kommen, macht außerordentliche Maßregeln notwendig, und die „Ilse“-Gesellschaft war mit Erfolg bestrebt, auch in dieser Hinsicht Musterhaftes zu leisten. Unter ihren verschiedenen Arbeiterkolonien, wie „Ilse“, „Renate-Eva“, „Anna-Mathilde“, „Rauno“ usw., verdient die neueste Schöpfung, die Kolonie „Marga“, eingehende Beachtung. Noch ist sie im Entstehen begriffen, aber schon weit genug vorgeschritten, daß man sich ein Bild vom Ganzen nach seiner Vollendung machen kann. Der ahnungslose Fremdling frägt erstaunt, was für eine wunderhübsche Villenstadt da aus dem Niederlausitzer Lande emporwächst und traut kaum seinen Ohren, wenn er hört, daß diese reizenden, von Gartengrund umfriedeten Häuschen die Heimstätten schlichter Bergmänner sind. Der Dresdener Architekt G. v. Meyenburg, der aus einem von der „Ilse“-Gesellschaft ausgeschriebenen Wettbewerb als Sieger hervorging, hat mit seinem Entwurf zur Kolonie „Marga“ eine schwierige Aufgabe in überraschend glücklicher Weise gelöst. Die häßliche Eintönigkeit der älteren Arbeiterkolonien mit ihren gleichmäßigen Reihenhäusern ist hier überwunden und hat der größten Mannigfaltigkeit der Formen, einer lustigen Buntheit Platz gemacht. Kein Haus gleicht dem andern, und doch bilden alle zusammen eine harmonisch in sich geschlossene Einheit. Jedes enthält, je nach seiner Größe,

einige Wohnungen von genügendem Rauminhalt und mit den neusten hygienischen Einrichtungen. Die Wohnungen gehen durch das ganze Gebäude hindurch und haben deswegen zwei, mitunter auch drei Fronten, wodurch eine gute Durchlüftung und Besonnung ermöglicht wird. Zu jeder Wohnung gehört ein hinter dem Haus errichtetes Stallgebäude mit Futterboden und zu jeder Wohnungsgruppe eine Waschküche. Für die Erwärmung sorgt eine von der Brikettfabrik herkommende Ferndampfheizung; Hochdruck-Wasserleitung und Schwemm-Kanalisation sind selbstverständliche Annehmlichkeiten. Innerhalb der einzelnen Häusergruppen liegen Kinderspielplätze und Wäschetrockenplätze. Auffallend ist der freundliche Schmuck der Häuser mit selbstgezogenen Blumen; die Gesellschaft setzt Prämien dafür aus. Den Mittelpunkt der Kolonie bildet der Marktplatz, um den herum sich die öffentlichen Gebäude, wie Kirche, deren Grundsteinlegung am Jubiläumstag erfolgte, Schule, Kaufhaus, Gasthaus — es macht ganz den Eindruck eines netten Kurplatzhotels —, Bäckerei, Fleischerei usw., gruppieren; später werden dann noch ein Junggesellenheim, Pfarrhaus, Arztwohnung, Apotheke, Gärtnerei usw. folgen.

Die Wohnungen können den Arbeitern und Beamten zu sehr mäßigen Preisen überlassen werden, denn das ganze Heimstätten- und Verpflegungswesen im „Ilse"-Revier beruht nebst allen anderen Darbietungen der sozialen Fürsorge auf dem Grundsatz, da die Gesellschaft weder Zinsen noch Gewinn daraus ziehen darf: „Alle Ueberschüsse kommen wieder den Entnehmern zugute."

Eigenart der Sommereleganz.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Noch niemals wohl hat sich die Sommermode auf so merkwürdigen Grundlagen aufgebaut und sich aus so widerspruchsvollen Elementen zusammengesetzt als heute. Die Zeiten, in denen Uebereinstimmung von Stoffart und Färbung den nach einem gewissen System geschnittenen und ausgeschmückten Anzug auf den Gipfel diskreter Eleganz erhob, sind längst vorüber. Elegant ist man immer noch, möchte es wenigstens sein, aber von irgendwelcher „Diskretion" will die gegenwärtige Mode nichts wissen, weder bezüglich der Machart — man denke an die tief ausgeschnittenen, kurzärmeligen Straßenkostüme — noch betreffs harmonischer Zusammengehörigkeit des an einer Toilette die überraschendsten Gegensätze häufenden Materials. So vereint sich an einem für morgendliche Strandpromenade in Trouville gefertigten Kostüm (Abb. 2) glänzender, sehr weicher Atlas, beinah unbehilflich schwerer, steifer Wollenstoff und duftigste schwarze Brüsseler Spitze. Letztere volantiert breit und ausgiebig die orientalische kurze Sackjacke am Hals und an dem bis unterhalb des Ellenbogens graden rechten Aermel. Sein linker Kollege dagegen verlängert sein grades Oberteil in einer flachen Krausung aus dem Stoff der Jacke, dem erwähnten schweren, tiefroten Wollenstoff. Bulgarische Stickerei, in Gold und bunter Seide ausgeführt, bedeckt in steifen Mustern den linken Aermelvolant, den unteren Jackenrand und wiederholt sich auf einem graden, glatten Schaufelschoß, dessen schmale Form, unter der Jacke hervorkommend, rückseitig bis zu den Kniekehlen auf den in Rundung drapierten lindengrünen Atlasrock fällt. Ebenfalls für Trouville bestimmt ist der Anzug (Abb. 5), der mit seiner weiten Mantillenjacke das Genre Passepartout, das zum Besuch der verschiedenen Konditoreien und Teehäuser erfundene Mittelding zwischen Schneiderkleid und Matineetoilette in Erdbeerfarbe, Rauchgrau und golddurchzogenem Elfenbeinweiß, vertritt. Erdbeerrot ist die um die Beine tiefe Drapierfalten schlagende, um die Hüften in Pseudopaniers geordnete Grundform des Eoliennekleides, dessen Mieder mit schmalem rauchgrauen Seidenrips-Umlegekragen seine drei großen ziselierten Goldknöpfe nicht schließt und so das Chemisett aus goldfädendurchzogener Elfenbeinspitze enthüllt. Eine lose Jackenanordnung, die aus goldarabeskierter Spitze und einem schmalen rauchgrauen Seidenripskragen zusammengesetzt ist, liegt kaum den Schultern auf und glockt ihre kurzen Tütenärmel

Phot. Reutlinger.

1. Nachmittagstoilette aus schwarzem Samt mit durchsichtiger blaßblauer Tunika.



2. Promenadenkostüm mit lindengrünem Atlasrock u. roter Wollenfriesjacke.
Phot. Austin.

3. Dinertoilette aus matt=lila Seide mit eigen=artiger Schärpen=verknotung.
Phot. Reutlinger

Schoß, der wie die Brustteile mit einer Reihe goldgefaßter Malachitknöpfe geschlossen ist, enden. Ihren Ausschnitt umgibt, mit der Aermelvolantierung harmonierend, ein voller, weißer Tüllkragen. Unter den für die Bade- und Reisesaison notwendigen und zahlreich vorbereiteten halbgesellschaftlichen Toiletten, für den Nachmittag und für Kasinoabende gleich zweckentsprechend, steht der Anzug (Abb. 4) obenan.



Phot. Reutlinger.
4. **Abendmantel**
aus goldbraunem Atlas mit Kirchenspitze.

Phot. Reutlinger.
5. **Five-o'clock-Kostüm,**
Passepartout aus erdbeerrotem Voile, rauchgrauem Seidenrips und Spitze.

über langen Spitzenmitainen. Hut aus erdbeerfarbiger Krinoline, mit rauchgrauer Ripsbandgarnierung und großer Steckrose aus Samt. Weniger kompliziert ist das Kostüm (Abb. 6), aus weißem Frottérock und smaragdgrüner Moiréjacke zusammengestellt. Letztere, die Jacke, läßt verlängert ihren oberen, unterhalb der Büste leicht gekrausten und taschenbesetzten, sonst glatten Teil in einen glatten

Ueber seinem kurz- und glattröckigen Unterkleid aus schwarzem, ungarniertem Samt, der meist in Schwarz, aber auch in anderen Farben trotz Sommerwärme getragen wird, liegt eine bis zu den Knien reichende grade Charrock-Tunika aus durchsichtigem, mattblauem, geripptem Seidenmusselin, zwischen deren Bruftöffnung das ebenfalls über einem volantierten Fichuchemisett aus durchsichtigstem Tüll weit aus-

Phot. Austin.

6. Kostüm aus weißem Frotté
und grünem Moiré.

Phot. Reutlinger.

7. Kasinotoilette aus grünem Crepe de chine
und Chantillyspitze.

einandergehende lose Samtmieder sichtbar ist. Rote Samtrose an der Gürtelung und schwarzer, hochgarnierter Tüllroßhaarhut in ziemlich breitberandeter Helmform. Kasinoallüren hat auch die Toilette Abb. 7 aus resedagrünem Seidenkrepp unter schwarzer Chantillyspitze, deren unterer Volant das scheinbar unordentliche Arrangement der nur einmaligen Befestigung an dem unteren Rand des mit goldbraunem Atlas gegürtelten Chantilly-Corselet-Ueberwurfs zeigt. Der durchsichtige, die Haarordnung zur Geltung bringende, wie eine Riesenmohnblume geformte Chantillyhut ruht auf rosengeschmückten Bandeaus aus goldbraunem Atlasband. In dem beliebten goldbraunen Ton ist auch der Kasinoabendmantel (Abb. 4) aus Atlas gehalten. Seine reiche Garnierung aus gelblicher Kirchenspitze harmoniert mit seinem mattgelben Seidenkreppfutter, und das Ganze öffnet sich über einer Toilette aus weißem Atlas, deren Rock, rechtsseitig geschlitzt, von perlenbefranstem Tüll verdeckt wird. Hochelegant und durch das mit der vorderen Rockraffung verknotete Wickelschürzenarrangement eigenartig ist das Dinerkleid (Abb. 3) aus mattlila Seidenvoile mit reichem Schmelz- und Passementeriebesatz.

Klementine.

Bilder aus aller Welt.

Hofphot. Hahn Nchflg.

Fr. Mebus-Bleibtreu als „Großmutter“
in Anzengrubers „Das vierte Gebot“.

An die Stätte ihrer früheren Wirksamkeit, das Dresdener Hoftheater, kehrt die beliebte Charakterdarstellerin des Wiesbadener Hoftheaters, Frau Mebus-Bleibtreu, zurück. Mit vielbewundertem Talent weiß die Künstlerin markante Gestalten zu schaffen. Unsere Bilder zeigen sie als Marthe Schwertlein im „Faust“ und als



Hofphot. Hahn Nchflg.

Maximiliane Mebus-Bleibtreu,
vom Wiesbadener Hoftheater, als Charakterdarstellerin.

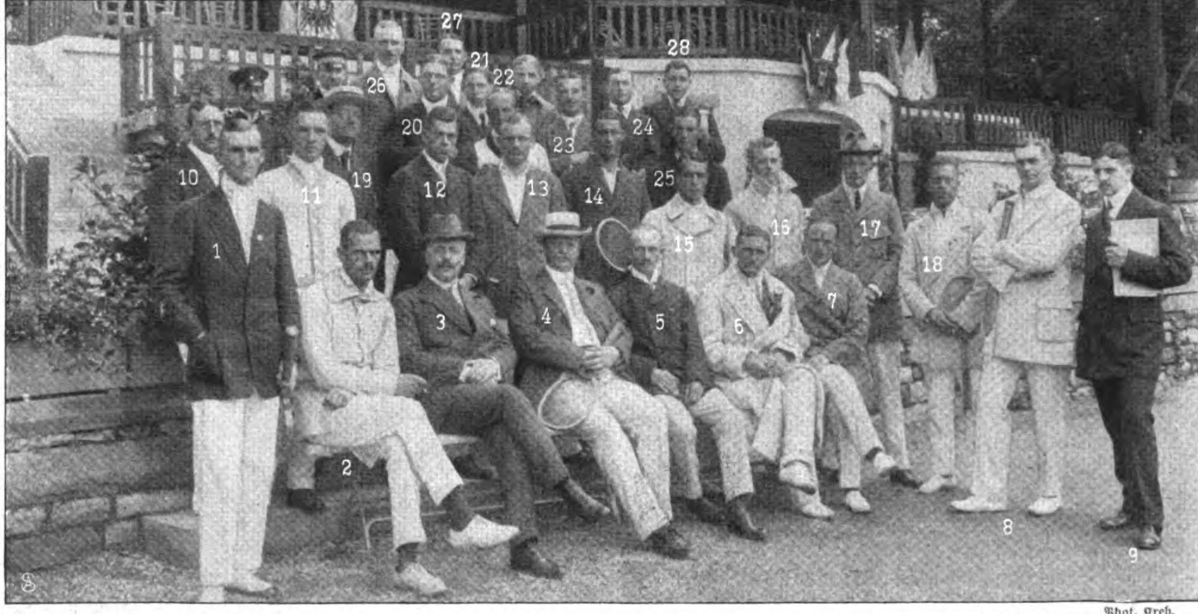


Hofphot. Hahn Nchflg.

Fr. Mebus-Bleibtreu als „Marthe“
in Goethes „Faust“.

Großmutter in Anzengrubers Drama „Das vierte Gebot“.

Vor kurzem fand in Bad Homburg das Offiziers-Lawn-Tennis-Tournier statt, an dem sich viele Spieler beteiligten. Es wurde



Phot. Kreb.

1. Ltn. Bartels; 2. Ltn. von Wilm; 3. Graf von Zeppelin; 4. Gen.-Ltn. von König; 5. Hptm. Frankenfeld; 6. Stephan Prinz zu Schaumburg-Lippe; 7. Oblтn. Nonn; 8. Ltn. Spielberg; 9. Haas I; 10. Obltn. v. Münstermann; 11. Ltn. Korn; 12. Ltn. v. Gersdorff; 13. Rittm. Wätjen; 14. Ltn. Wolff; 15. Obltn. Lesser II; 16. Ltn. Bering; 17. Ltn. v. Haugk; 18. Ltn. Daub; 19. Ltn. du Vinage; 20. Ltn. Frhr. v. Grote; 21. Frhr. von Maltzahn; 22. Obltn. v. Loeper; 23. Ltn. Graf Wrangel; 24. Ltn. Weihe; 25. Ltn. H. Bering; 26. Ltn. von dem Knesebeck; 27. Oberltn. Krengel; 28. Becker.

Die Teilnehmer am Offizier-Lawn-Tennis-Turnier in Bad Homburg.



Phot. Matzen.

Die Teilnehmer der XIV. Vollversammlung des Deutschen Veterinärrats in Göttingen.



Fr. Mimi Poensgen,
Primadonna des Magdeburger Stadttheaters, wurde nach Köln verpflichtet.





Phot. Harlany.

Dr. Fr. Heltai,
der neue Oberbürgermeister von Budapest.

guter Sport geboten, und die Veranstaltung erfreute sich des regen Interesses seitens der Badegäste.

In Göttingen tagte vor kurzem der Deutsche Veterinärrat unter dem Vorsitz des derzeitigen Präsidenten Veterinärrats Lothes-Köln. Diese Tagung gab Gelegenheit, in einer Festsitzung dem Ehrenpräsidenten Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. Esser-Göttingen zu seinem 70. Geburtstag die Glückwünsche darzubringen.

Die Primadonna des Magdeburger Stadttheaters Frau Mimi Poensgen, eine in Berlin ausgebildete, ungemein erfolgreiche hochdramatische Sängerin, wurde für 1914 an die vereinigten Stadttheater nach Köln verpflichtet.

Zum Oberbürgermeister der ungarischen Hauptstadt Budapest wurde Dr. Franz Heltai gewählt.

Das Schloß in Altenburg,
aufgenommen aus 400 Meter Höhe mit Zeiß' „Tessar".

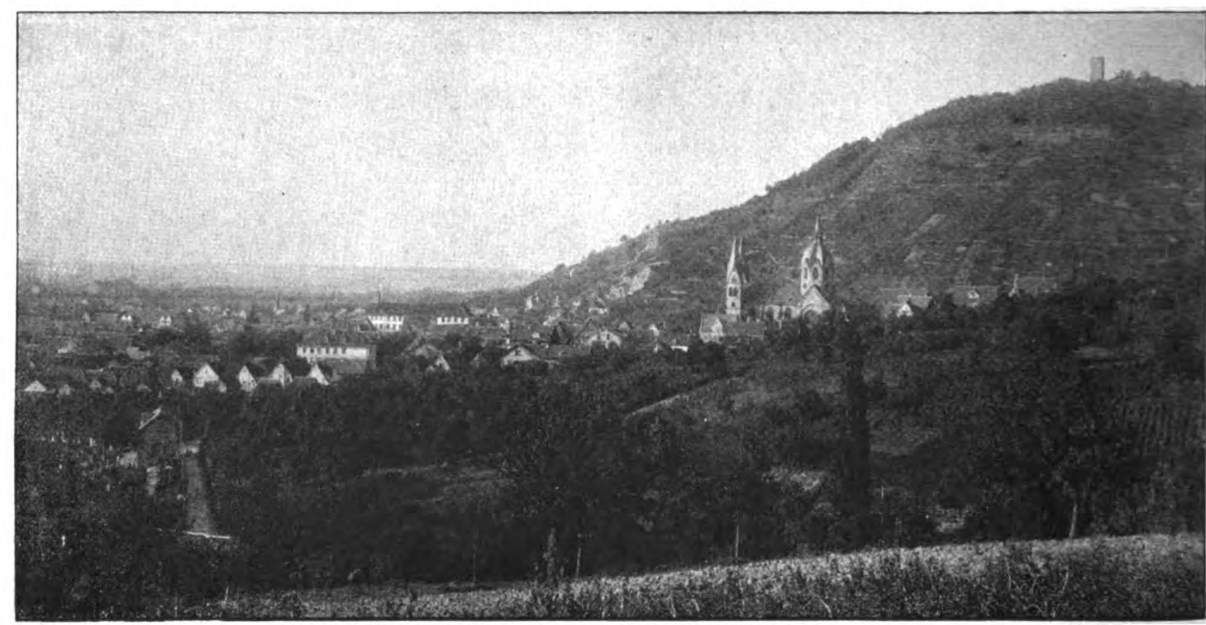


Porzellansilhouetten historischer Personen,
ausgeführt von Frl. Luise und Else Menzel.





Miß Yvonne Arnaud,
eine Londoner Bühnenschönheit.
Phot. Foulsham & Banfield, Ltd.



Einer der schönsten Punkte der Bergstraße: Die Kreisstadt Heppenheim.

Ballonaufnahmen sind neuerdings sehr in Mode gekommen; sie herzustellen ist nicht leicht und verlangt vor allen Dingen eine vorzügliche Optik der Kamera. Unser Bild zeigt das Altenburger Schloß, aus 400 Meter Höhe mit einem „Tessar“ der Firma Carl Zeiß in Jena aufgenommen.

Im Zeichen der Erinnerung an 1913 stehen die künstlerischen Porzellanmalereien von Luise und Else Menzel. Köpfe historischer Persönlichkeiten, meist in Silhouettenform ausgeführt, schmücken alte Muster der Kgl. Porzellanmanufaktur in Berlin.

Eine entzückende jugendliche Künstlerin, Miß Yvonne Arnaud, macht jetzt in London viel von sich reden, sie kreierte die Hauptrolle in der Operette „The Girl in the Taxi“.

Die an Naturschönheiten so reiche Bergstraße, jedem Reisenden und Wanderer, der sie passiert, stets unvergeßlich, zeigt eines ihrer lieblichsten Bilder in der von Weinbergen überragten Kreisstadt Heppenheim.

Schluß des redaktionellen Teils.

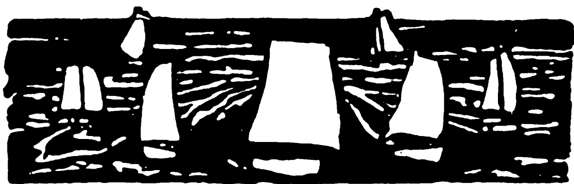




DIE·WOCHE

Nummer 33. Berlin, den 16. August 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 33.



Die sieben Tage der Woche.

7. August.

Aus Wien wird gemeldet, daß der Friede von Bukarest von den beteiligten Staaten unterzeichnet worden ist. Die Demobilisierung der rumänischen Armee wird angeordnet. — In seinem Vorbehalt zu dem Bukarester Friedensprotokoll spricht Bulgarien sein Vertrauen zu den Großmächten auf Erfüllung seiner berechtigten, im Vertrag nicht berücksichtigten Wünsche aus.

Oberst Cody (Portr. S. 1386), der bekannte englische Offizierflieger, der in Aldershot nebst einem Passagier im Flugzeug aufgestiegen war, stürzt aus großer Höhe ab; beide sind auf der Stelle tot.

Infolge einer Sturmbö kentert vor dem Strand von Swinemünde das Motorsegelboot „Friedrich Karl“, das mit 24 Personen besetzt war; 8 Personen ertrinken, neun weitere werden vermißt.

8. August.

In einer Sitzung der Bukarester Friedenskonferenz werden zwei Noten Rußlands und Oesterreich-Ungarns verlesen, die sich mit einer eventuellen Revision des Friedensvertrages beschäftigen.

Nach neueren Feststellungen sind bei der Swinemünder Bootskatastrophe 12 Personen ums Leben gekommen.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg trifft zum Vortrag beim Kaiser in Swinemünde ein; beide besuchen gemeinsam das neue Kinderheim in Ahlbeck.

9. August.

Der türkische Ministerrat lehnt es ab, Adrianopel zu räumen und sich auf die Londoner Grenze von Enos-Midia zurückzuziehen.

Der neue amerikanische Sondergesandte für Mexiko, Mister John Lind, trifft in Veracruz ein und begibt sich auf das Kriegsschiff „Louisiana“. Da Präsident Huerta sich weigert, ihn zu empfangen, befürchtet man ernste Verwicklungen.

Zwischen Kaiser Wilhelm und König Carol von Rumänien findet anläßlich des Friedenschlusses ein herzlicher Telegrammwechsel statt.

10. August.

Der Kaiser trifft von Swinemünde aus in Rostock ein zur Teilnahme an der Feier des 125jährigen Bestehens des Füsilierregiments Nr. 90; von Rostock aus begibt sich der Kaiser nach Lübeck (Abb. S. 1379 u. 1380).

Der Friede auf dem Balkan wird durch die Unterzeichnung des Bukarester Vertrags sanktioniert. Bei einem zu Ehren der Delegierten der Friedenskonferenz stattfindenden Galadiner im Palais zu Bukarest bringt König Carol von Rumänien einen Trinkspruch auf die Balkanmächte aus.

11. August.

Aus Bukarest wird gemeldet, daß anläßlich des Friedensschlusses sowohl Kaiser Franz Josef als auch Kaiser Nikolaus mit König Carol herzliche Telegramme ausgetauscht haben.

Staatssekretär Dr. Solf tritt an Bord der „Eleonore Woermann“ von Dover aus die Reise nach Südwestafrika an.

Die Novelle zum Militärstrafgesetzbuch wird amtlich veröffentlicht.

12. August.

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz, der eifrige Förderer der Jung-Deutschland-Bewegung, feiert seinen 70. Geburtstag (Portr. S. 1380).

Sir Edward Grey hält im englischen Unterhaus eine längere bemerkenswerte Rede über die Balkanfragen.

Zwischen den Monarchen der Balkanstaaten findet nach Abschluß des Bukarester Friedens ein in herzlichen Worten gehaltener Telegrammwechsel statt.

In Halle an der Saale wird der Deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag eröffnet.

13. August.

In Serbien wird durch einen königlichen Ukas die Demobilisierung der ganzen Armee angeordnet.

Nach den Kriegen.

Balkanerlebnisse und Erkenntnisse.

Von Kurt Aram.

Nach dem ersten Balkankriege konnte man sagen: Wären Serbien und Bulgarien samt den neuen Gebieten nicht so dünn bevölkert, wie es tatsächlich der Fall ist, so könnte man schon für die allernächste Zeit auf dem ganzen Balkan mit einem Aufschwung rechnen, der sich auch für uns wirtschaftlich recht bemerkbar machen würde. Nach dem zweiten Balkankrieg in diesem Sommer aber, in dem sich die feindlichen Brüder nun auch noch untereinander nach Kräften zerfleischt haben, muß man sagen, daß es mit dem wirtschaftlichen Aufschwung noch eine Weile dauern wird. Das dürfte namentlich für die Gebiete gelten, welche Serben und Griechen den Bulgaren übriglassen. Die männermordenden Metzeleien dieses Sommers haben die so schon dünn bevölkerten Balkanländer noch mehr dezimiert. Nur die Griechen sind besser daran. Ihnen haben beide Kriege auch an Menschen am wenigsten gekostet. Tatendurstige junge Deutsche tun jedenfalls zurzeit am besten, nicht auf den Balkan ihre Hoffnungen zu setzen. Man muß ausdrücklich davor warnen, denn bei den deutschen Konsulaten auf dem

Balkan laufen seit Monaten immer wieder Briefe deutscher junger Kaufleute ein, die alle mit denselben Worten beginnen: „Da bekanntlich auf dem Balkan schon für die allernächste Zeit ein großer Aufschwung zu erwarten steht, so möchte ich ergebenst um Auskunft bitten“ ... usw.

So günstig liegt die Situation heute sicher nicht mehr.

Die Mutterstaaten sind schwach bevölkert. Die neuen Provinzen sind noch schwächer bevölkert. Der früher schon erwähnte Bukarester Konsulatsbericht gibt ein direkt tragikomisches Bild von den industriellen Zuständen, die infolge des Leutemangels unter türkischer Herrschaft in der europäischen Türkei herrschen. Die neuen Herren haben nach zwei Kriegen nicht Menschen genug, um das im Handumdrehen zu ändern. Für eine Generation werden die neuen Gebiete vermutlich nicht viel anders aussehen wie die Tafeln auf den neuen Bahnstationen. Man hat nämlich keine neuen Tafeln mit den neuen Namen aufgehängt, sondern auf den alten Tafeln kurzerhand die neuen Namen über die alten geschrieben, so daß das Türkische überall noch durchkommt.

Und woher wird man die nötigen Lehrer, Richter, Ärzte, Ingenieure für die neuen Gebiete nehmen, da es nach den beiden Kriegen selbst für die alten Gebiete an gebildeten Männern fehlt? Sehr einfach! Man erleichtert die Examinas und verkürzt die Studienzeit, wie man es schon einmal in ähnlicher Lage gemacht hat. Ausländer wird man nur in Ausnahmefällen und nur vorübergehend heranziehen und dabei unter allen Umständen dem Slawen vor jedem anderen den Vorzug geben. Man hat es so schon einmal gehalten. Junge Deutsche sollten sich also auch in dieser Hinsicht keinen Illusionen hingeben.

Man wird für mindestens ein Jahrzehnt gezwungen sein, das Hauptaugenmerk und die Hauptkraft auf die neuen Gebiete zu richten, damit sie den alten wenigstens nach und nach konform werden. Die alten Gebiete aber werden derweil auf dem Niveau stehen bleiben müssen, das sie bis jetzt erreicht haben. Man wird Wege, Brücken usw. in den neuen Gebieten erst einmal auf denselben Stand bringen müssen, wie sie es in den alten Gebieten sind, und man wird seine liebe Not haben, Wege, Brücken usw. in den alten Gebieten derweil wenigstens nicht verkommen zu lassen. Man wird Ackerbau und Viehzucht in den neuen Gebieten erst einmal auf den gleichen Stand wie in den alten bringen müssen. Man wird das spärliche Eisenbahnnetz der alten Gebiete nicht so erweitern können, wie es beabsichtigt war, weil man das noch spärlichere Eisenbahnnetz in den neuen Gebieten erst einmal berücksichtigen und erweitern muß. Litt die Industrie in den alten Gebieten schon unter dem Mangel an Eisenbahnen, so wird sie in nächster Zukunft nicht weniger darunter leiden. Fehlte es ihr bisher schon an intelligenten Arbeitern, namentlich an Vorarbeitern und Werkführern, ein Geschenk der Zivilisation an Westeuropa, so wird das in der nächsten Zukunft gewiß nicht anders werden. Westeuropäische Arbeiter sind für den Balkan bei seinen Lohn- und Arbeitsverhältnissen überhaupt nicht zu haben. Man bezog zwar Vorarbeiter und Werkführer aus Westeuropa, vielfach auch aus Deutschland. Aber die Leute hatten es bisher schon bei dem Mißtrauen gegen den Fremden nicht leicht. Die beiden Kriege haben die Bevölkerung aber nicht fremdenfreundlicher gemacht. Die beiden Agrardemokratien werden, wenn ihnen an der eigenen wirtschaftlichen Gesundheit liegt, in der Hauptsache noch für eine ganz beträchtliche Zeit Agrardemokratien bleiben müssen; nur um sehr beträchtliche Gebiete, darunter besonders fruchtbare, erweitert.

Es wird sicherlich noch für ein Jahrzehnt so bleiben, vielleicht auch für ein Menschenalter und noch länger, bis Serbien und Bulgarien über das jetzige Niveau hinaus weiter vorwärtskommen. Das Tempo hängt im wesentlichen von der Höhe der Anleihen ab, die man durchsetzen wird, und von ihrer geschickten Verwendung. Selbst wenn die Ernte dieses Jahres gut ausfallen sollte, kann sie qualitativ und quantitativ nicht einer früheren guten Ernte gleich sein, und an einen umfangreichen Export ist gar nicht zu denken. Das heißt, daß sich im Augenblick außer durch Anleihen nicht viel Gold vom Ausland her auf den Balkan ergießen kann. Bei den Anleihen aber wird es sich um gewaltige Beträge handeln, schätzt doch Serbien sowohl wie Bulgarien allein die Summen zur Erschließung der neuen Gebiete (Wege, Brücken, Bahnen, Kauf des Grund und Bodens) auf je eine halbe Milliarde. Der gewaltige Goldhunger, der bei den feindlichen Brüdern schon nach dem ersten Krieg gleich groß war, ist durch den neuen Krieg nicht kleiner geworden.

Nun, Europa wird den gröbsten Goldhunger der Balkanstaaten selbstverständlich stillen. Dann haben wir Agrardemokratien vor uns, die für lange Zeit all der Dinge, die ein Bauernland braucht, noch viel bedürftiger sein werden als bisher. Deutsche Firmen, die schon auf dem Balkan gearbeitet haben, werden ihren Export sehr beträchtlich erweitern können. Auch deutsches Geld könnte reichlicher dorthin fließen, denn auch die Banken mit deutschem Kapital werden ihren Wirkungskreis sicherlich erweitern. Sie haben es jetzt schon vor. Aber es würde sich auch für Firmen, die bisher noch nicht dort gearbeitet haben, lohnen, sich mit der Zeit Absatzgebiete auf dem Balkan zu suchen. Die deutschen Konsulate bitten immer wieder darum, sich dabei doch ja ihrer Vermittlung zu bedienen, da sie ortskundig sind. Jedenfalls sollten Reisende, die neu auf dem Balkan sind, nie und nimmer an dem Konsulat vorübergehen. In Serbien, wo man zwar antiösterreichisch, aber nicht antideutsch ist, wird man Entgegenkommen finden, wenn man sich nachher vermutlich auch nicht selten über allerhand serbische Untugenden wird ärgern müssen. Im fremdenfeindlicheren Bulgarien, zumal bei dem Mißtrauen gegen die deutsche Türkenfreundlichkeit, wird man es schwerer haben und sich zu Anfang vielfach ärgern müssen. Aber nachher wird man ruhiger sein können, als es sonst im Orient angebracht ist, denn bei den Geschäften, die er macht, ist der Bulgare im allgemeinen zuverlässig, und Verpflichtungen, die er einmal übernommen hat, hält er auch. „Schiebungen“, betrügerischen Bankerott und dergleichen kennt er kaum, da ihn die westeuropäische Zivilisation nicht allzu reichlich beleckt hat. Und an dieser Stelle muß ich dem deutschen und österreichischen Handlungsreisenden ein Loblied singen. Es ist ein wahres Vergnügen, mitanzusehen, wie tüchtig und vorurteilslos diese Reisenden sind, und mit wie gutem Humor sie auch die oft recht unangenehmen orientalischen Besonderheiten auf sich nehmen, ohne auch nur einen Augenblick die Hauptsache aus dem Auge zu verlieren: das Geschäft. Den Respekt, den wir da unten genießen, verdanken wir zu einem Teil auch diesen Männern, die über Land und Leute nicht selten weit besser orientiert sind als mancher Diplomat, der zuweilen über seiner Abneigung gegen allerhand Kulturlosigkeiten zu vergessen scheint, daß er ja nicht zu seinem Privatvergnügen auf dem Balkan sitzt.



Was wir wirtschaftlich auf dem Balkan erreicht haben, verdanken wir in erster Linie der Privatinitiative und Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns und seiner Reisenden. Das damit nicht zu viel gesagt wird, beweist ein einfacher Vergleich unserer Exportziffern in den Jahren 1904 und 1911. Unsere Gesamtausfuhr hat sich in diesen sieben Jahren um 88 Prozent gesteigert.

Im östlichen Mittelmeerbecken und seinen Hinterländern muß es über kurz oder lang zu einem beträchtlichen wirtschaftlichen Aufschwung kommen. Die Konsumfähigkeit so fruchtbarer Länder, wie Thrazien und Mazedonien, muß gewaltig steigen, sowie erst einigermaßen Ruhe und Ordnung herrschen. Zu all den Straßen- und Bahnbauten, für öffentliche Gebäude, Wasserleitungen usw. bedarf es Maschinen und Apparate aller Art. Dieses Konsumbedürfnis der Staaten, Städte und Gemeinden wird jetzt schon laut. Das Konsumbedürfnis der Privaten wird mit der Zeit nachfolgen. Ein beträchtliches neues Absatzgebiet auch für deutsche Industrie. Franzosen und Engländer sind jedenfalls mit aller Energie dabei, schon heute diese günstigen Aussichten für morgen und übermorgen zu nützen. Wohin man zurzeit kommt, ob nach Belgrad, Sofia, Philippopel, Adrianopel, Kawala oder Monastir und Saloniki, überall stößt man auf ihre wirtschaftlichen Pioniere. Und Franzosen und Engländer haben es durch lange Übung sozusagen im Handgelenk, wie man eine moderne „Pénétration commercielle" in die Wege leitet. Für uns ist das beträchtlich schwieriger. Jene besitzen vor allem dort unten mehr Berufskonsulate als wir, die natürlichen Eck- und Grundsteine jeder „wirtschaftlichen Durchdringung" fremder Länder. Dann haben sie überall Missionsstationen. Wir besitzen überhaupt nichts dergleichen. Was das auch wirtschaftlich bedeuten kann, erfuhr ich am eigenen Leibe. Für einen Engländer oder Franzosen ist es eine Kleinigkeit, von der Regierung, auch während des Krieges, eine Generalerlaubnis zu erhalten, die neuen Gebiete zu bereisen, denn sie haben ja überall Missionsstationen, deren Besuch man so leicht nicht verhindern kann. Dieser recht plausible Vorwand zum Besuch und Studium der neuen Gegenden geht uns ab. Wer aber den Orient nur ein wenig kennt, weiß, daß ein plausibler Vorwand oft mehr gilt als die beste Empfehlung. Mir war es einfach unmöglich, so eine Generalerlaubnis zu erhalten. Man sagt das nicht, aber man hält einen hin, Wochen, wenn es sein muß, bis man seine Bemühungen eben einstellt und wieder nach Hause fährt. Ich wäre schwerlich je über Adrianopel hinausgekommen, wäre mir nicht eingefallen, daß ich selbst ja auch einmal vorzeiten Pastor gewesen. So gelang es mir denn schließlich doch, mit Hilfe einheimischer Pastoren weiterzukommen. Wie aber soll sich ein Kaufmann, ein Finanzmann ein zuverlässiges Urteil über ihm noch unbekannte Verhältnisse bilden, wenn er sie sich nicht durch Vertrauensmänner ansehen lassen kann? Und zwar mindestens ebenso früh und unbehindert wie die Konkurrenz?

Und noch ein dritter Mangel fällt sehr bald auf: der Mangel an deutschen Schulen. Wir haben zwar eine solche in Sofia und in Philippopel, aber das ist auch alles und im Vergleich zu anderen Völkern sehr wenig. In Adrianopel besaßen wir in türkischer Zeit eine deutsche Eisenbahnschule, die vom Reich unterstützt wurde. Aber da dieser Teil der Orientbahn in anderen Besitz übergehen dürfte, hat man Grund zu der pessimistischen Annahme, daß diese deutsche Schule verschwinden wird und damit ein wichtiger deutscher Stützpunkt in Thrazien. Man kann die Bedeutung deutscher Schulen im Auslande für uns selbst gar nicht überschätzen. Wir leben ja längst nicht mehr in Zeiten, wo man ein fremdes Land wirtschaftlich einfach ausbeuten kann. Will man heute von einem Lande etwas haben, muß man ihm erst etwas geben, sei es Geld oder Ware oder beides, und außerdem möglichst auch noch geistige Güter. Zu den sinnfälligsten und wirksamsten geistigen Gaben, namentlich für Länder mit regen Bildungsbedürfnissen, gehört die Schule. Das Kapital, das ein Volk in Auslandsschulen anlegt, ist nie verloren. Was z. B. die Franzosen darin auf dem Balkan leisten, ist sehr respektabel. Das muß den Leuten imponieren, und sie außerdem noch dankbar stimmen. Was wir daneben gesetzt haben, ist sehr bescheiden. Und doch, wie wertvoll ist selbst dies Bescheidene! Von den 180 Kindern, welche die deutsche Schule in Philippopel besuchen, sind 100 Bulgaren, 28 Griechen, 12 Türken, 6 Italiener, 22 Österreicher und 4 Reichsdeutsche. Die Schule kommt also in erster Linie den Bulgaren zugute, wie es sich gehört. Hier lernen sie Deutsch, bekommen Verständnis für deutsche Art und Kultur, und man erzieht in ihnen Dankbarkeit für das Empfangene. Sie werden als Erwachsene deutscher Art besser zugänglich sein, und sie werden den Deutschen, die von auswärts kommen, auch lieber gefällig sein als die anderen Bulgaren. Aber nicht nur das. So ein Schulvorstand ist der natürliche Mittelpunkt für alle deutschen Bestrebungen. Ihm gehören Lehrer, Bankiers, Kaufleute, Industrielle an, und bei jedem von ihnen findet der Landsmann aus dem Reich Belehrung und Aufklärung über das Land. Was das wirtschaftlich wert ist, liegt auf der Hand. So ein Schulvorstand in seiner Gesamtheit überschaut ungefähr alle Landesverhältnisse. Hier findet jeder Landsmann sachverständigen Rat und eine Fülle von Erfahrungen, die ihm nur nützlich sein können. Wieviel leisten da die Franzosen, wie bescheiden sind wir!

Gewiß, man darf der Energie des deutschen Kaufmanns vertrauen, daß er sich auch den neuen Aufgaben auf dem Balkan gewachsen zeigen wird. Aber schließlich und endlich könnte ihn ja auch das Reich dabei noch ein wenig mehr unterstützen. Wir brauchen mindestens ein Berufskonsulat mehr auf dem Balkan; und auch einige deutsche Schulen mehr würden nichts schaden. Das Auswärtige Amt wäre gewiß dafür zu haben. Es fragt sich nur, ob die Mehrheit des Reichstages dafür Verständnis besitzt. Unter allen Umständen aber sollten sich deutsche Firmen, die auf dem Balkan arbeiten, noch in größerer Zahl und etwas reichlicher der deutschen Schulen dort annehmen. Ich denke da vor allem an die Schule in Philippopel, schon weil sie in keinerlei Abhängigkeit zu irgendeiner Kirchengemeinschaft steht, was ihre Lage vereinfacht. Die Liste der reichsdeutschen und österreichischen „Spender" ist bis jetzt gar klein, es sind ihrer grade fünfzehn. Und die Spenden selbst gehen auch nicht über 100 Frank hinaus. Man würde sich selbst nur nützen, wollte man diese Schulen reichlicher unterstützen, die sich jetzt nicht ohne Schwierigkeiten grade über Wasser halten. Auch das gehört zu einer modernen und großzügigen „Pénétration commerciale", wie wir sie auf dem Balkan erstreben, weil die Stunde dafür reif wird.

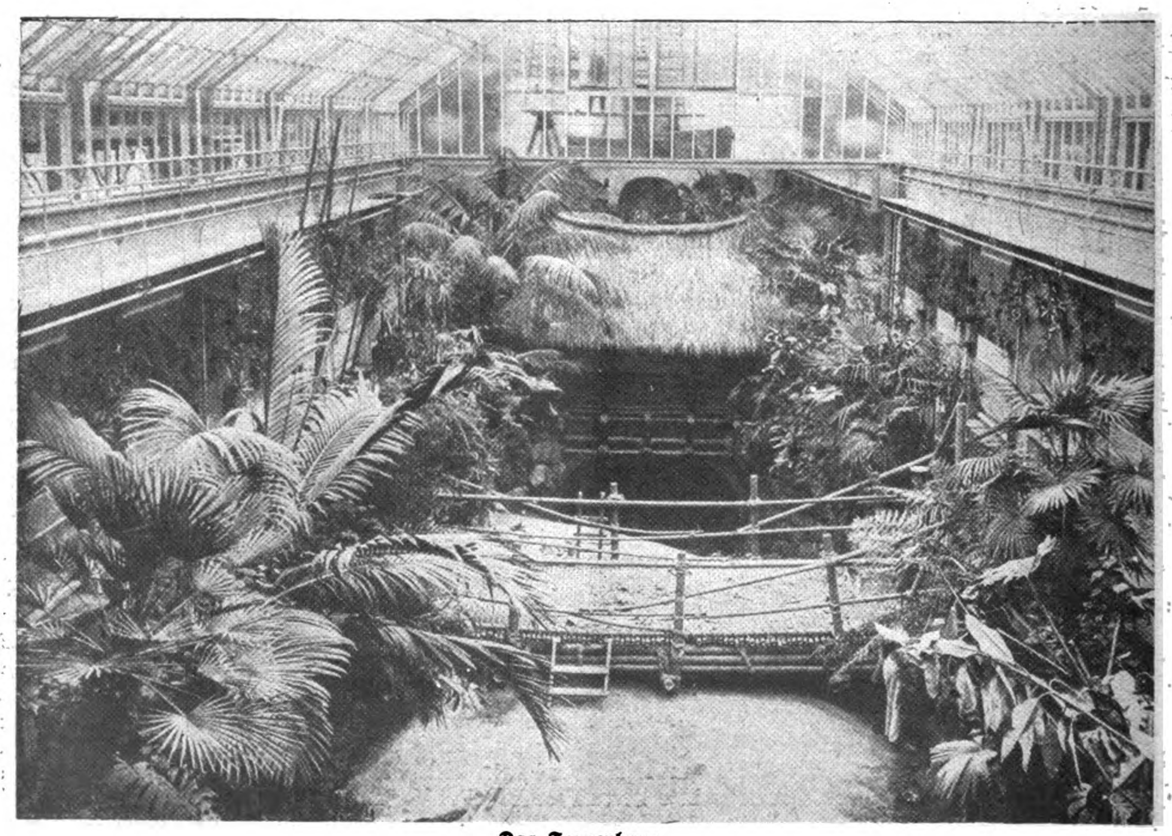
Das neue Aquarium im Berliner Zoo.

Von Prof. Dr. L. Heck. — Hierzu 4 Spezialaufnahmen.

Weil das alte Unter den Linden so hieß, nennen wir es auch unser „Aquarium", obwohl sein Inhalt weit über das hinausgeht, was dieser Name besagt. Aqua-Terra-Insektarium müßte es heißen, wenn man es wirklich erschöpfend bezeichnen wollte; denn es enthält alle Tierklassen, die unser Zoo bis jetzt nicht hielt, also alle außer Säugetieren und Vögeln. Da wir von solchen aber bisher schon nicht weniger als rund 1400 verschiedene Arten zeigen konnten und nun also durch das „Aquarium" noch die Reptilien, Amphibien, Fische des Süß- und Seewassers, ferner Insekten und alle übrigen wirbellosen niederen Tiere des Landes und Meeres hinzukommen, soweit man sie lebend halten und zur Schau stellen kann, so wird bei uns jetzt in lebenden Vertretern eine Übersicht über das ganze Tierreich von oben bis unten geboten in einer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit wie nirgendwo anders. Eine wahre Riesensammlung lebender Tiere!

Dementsprechend tritt unser Aquarium auch schon äußerlich und architektonisch hervor. Es ist ein dreistöckiger Monumentalbau von 53 Meter Länge und 35 Meter Breite, der sich neben unserem siamesischen Elefantentor am Kurfürstendamm entlangstreckt. Die oberen Stockwerke springen hinter die unteren so weit zurück, daß die am äußeren Umgang gelegenen Schaubehälter schönes, helles Oberlicht erhalten, und über den ganzen innersten Teil wölbt sich in 27 Meter Länge und 10 Meter Breite ein hohes Gewächshaus-Glasdach, das das Hauptschaustück überdeckt: die große tropische Flußlandschaft mit den Krokodilen und Wasserschildkröten. Schon im unteren (Aquariums-)Stockwerk kann man diese durch vier Zentimeter dickes, in starke Eisenkonstruktion gefaßtes Glas unter Wasser schwimmen sehen. Steigt man aber die breite Haupttreppe zum oberen (Reptilien-)Stockwerk empor, so eröffnet sich erst der volle Einblick in dieses große, wohl einzig in seiner Art dastehende Schaubild. Vor uns liegt ein tropisches Altwasser, ein halbtrockener Flußarm, der eine breite, weiße Sandbank freiläßt. Auf ihr ruhen, die unheimlichen, graugrünlichen Panzerleiber träge ausgestreckt, größere und kleinere Krokodile, darunter Riesen von drei und mehr Meter Länge, im behaglich erwärmten Sande. Behaglich erwärmt durch eine besondere Fußbodenheizung, die sie eben an diesen Ruheplatz lockt, wo sie zugleich die Beschauer gut sehen können. Eine sehr hübsche, klug berechnete Idee, wie unser Aquariumskustos Dr. Heinroth ihrer eine ganze Reihe beigebracht und damit einen sehr schönen Befähigungsnachweis für sein neues Amt geliefert hat! Aus nächster Nähe sieht man auf der einen Seite die Krokodile, auf der anderen die Schildkröten von einer Bambusbrücke aus, die quer über den Fluß führt, und die Hinterwand gegenüber dem ersterwähnten Einblick wird abgeschlossen durch die Maske einer schilfgedeckten Eingeborenenhütte, aus der man durch geneigte Scheiben unmittelbar in den Schildkrötentümpel hinabblickt.

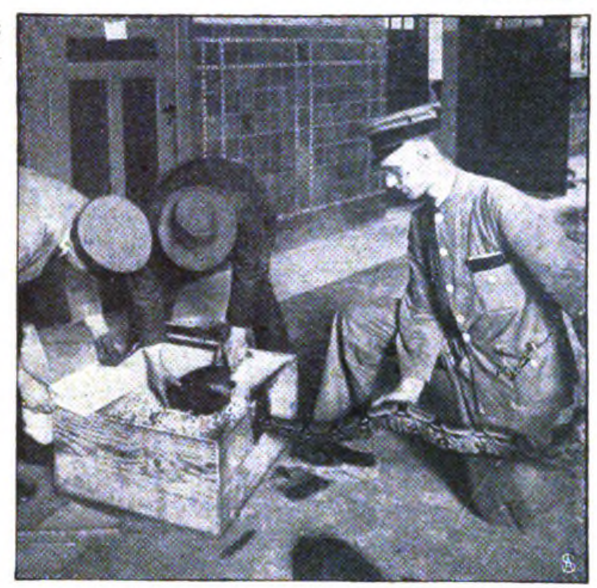
Um dieses große Schau- und Tierlebensbild sind im Unterstock die Aquarien, im Oberstock die Terrarien in einem hufeisenförmigen großen, geräumigen Umgang angeordnet, an der Außenseite größere, an der Innenseite



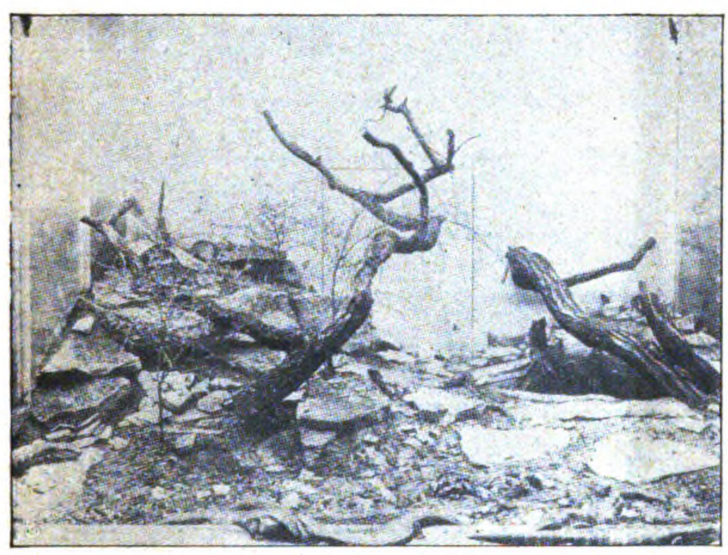
Das Tropenhaus.



kleinere Behälter. Auch hier sind die Zahlen und Abmessungen sehr reichlich: 11 große und 20 kleinere Seewasserbecken, 14 große und 20 kleinere Süßwasserbecken, 24 große und 40 kleinere Reptilienkäfige. Die kleineren Aquarien an der Innenseite des Umgangs werden künstlich (elektrisch) beleuchtet; es ist aber glücklicherweise gelungen, durch Beimischung blauer Lichtröhren einen Lichtton zu finden, der dem Tageslicht der gegenüberliegenden großen Aquarien vollkommen gleicht. Die zusammengestellten Zahlen der Aquarien beweisen, daß wir es für unsere Pflicht gehalten haben, nicht, wie dies öfters geschieht und namentlich früher öfters geschah, die Süßwasserabteilung hinter das Seewasser zurückzusetzen, sondern auch dem so wichtigen und anziehenden, den meisten Menschen zudem viel näher liegenden Süßwassertierleben volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die dem Namen nach jedermann geläufigen mit Sprache und Denken des Volkes so eng verwachsenen Fische unserer Bäche, Flüsse und Binnenseen soll man in unserem neuen Aquarium lebend kennen lernen können, und zwar in möglichst hervorragenden Prachtexemplaren. Den kleinen ausländischen Zierfischen des süßen Wassers, die in der modernen, zu einer wahren Wissenschaft und Technik gewordenen Aquarienliebhaberei die Hauptrolle spielen, ist im Oberstock eine besondere, entsprechend eingerichtete Abteilung vorbehalten, wo man diese meist allerliebsten oder höchst eigentümlichen Tierchen in kleinen Aquarien beobachten kann. Ein Pfeiler mitten in dieser Abteilung ist nach einem originellen Einfall Dr. Heinroths sozusagen ausgehöhlt, mit dicken Scheiben verglast und enthält die verkünstelten chinesischen Zuchtrassen des Goldfischs: die Schleierschwänze, Teleskopfische usw.

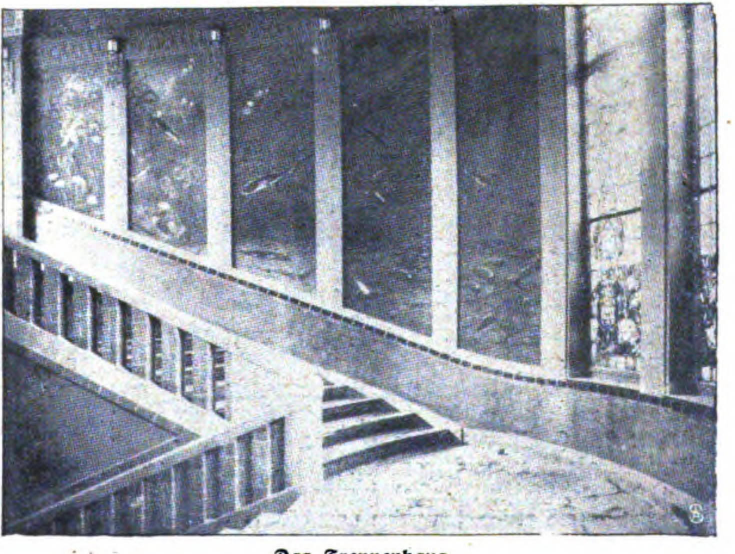


Auspacken von Schlangen und Schildkröten.



Ein Terrarium.

Sonst war es im allgemeinen unser oberster Grundsatz, die Tiere unseres Aquariums unter möglichst naturgemäße Verhältnisse zu bringen, mit jedem Behälter nach Möglichkeit einen wirklichen Naturausschnitt zu bieten, und so haben wir sogar Mühe und Kosten nicht gescheut, uns echtes Küstengestein kommen zu lassen: zackige und glatte Lava aus dem Golf von Neapel, „rote Wand" von Helgoland und das ganz eigentümlich löcherige und zerbrochene, wieder zusammengebackene und von der Brandung „abgeleckte" Adriaküstengestein von Rovigno. Das haben wir hier möglichst natürlich wieder zusammengebaut — wochenlang war dies mit einer Anzahl dafür begabter und geschulter Maurer meine spezielle Aufgabe — und daher können die von den drei genannten Fangplätzen bezogenen Meerestiere jetzt bei uns auf demselben Gestein und Untergrund hausen, wie vorher in der Freiheit. Aehnlich habe ich mich um das Wohl der Süßwasserfische und einen wirkungsvollen landschaftlichen — beinahe hätte ich geschrieben: „wasserschaftlichen"! — Rahmen für ihre Schaustellung bemüht: lehmgelbes Teichufer für Karpfen und Weißfische, überschwemmte Baumwurzelhöhlen für Welse, Granituferwälle aus mächtigen



Das Treppenhaus.



Findlingen für Lachsartige komponiert, ja, sogar einen Forellenbach, der hinter der Glasscheibe in zwei Wasserfällen dahersprudelt. Dabei habe ich mich aber nicht an die sonst allgemein übliche Schablone gebunden, jeden Behälter auf drei Seiten bis über den Wasserspiegel mit Gestein zu bekleiden, was dem Ganzen nur zu leicht etwas Viereckig-Kastenartiges gibt, sondern ich habe meist freiere Kompositionen gewählt, und dazu regte schon die glückliche Idee Heinroths an, manchen Aquarien auch hinten eine zweite Glasscheibe zu geben, die durch entsprechenden Anstrich die Wassermasse davor in einen unbestimmten Hintergrund sich fortsetzen und verlieren läßt. Das Becken für die Quallen ist sogar achteckig geformt und ringsum verglast, so daß diese zarten Hochseebewohner sich an keiner Kante verletzen und in keinem Winkel festfahren können.

Das oberste Stockwerk unseres Aquariums ist der Schaustellung und Pflege lebender Insekten vorbehalten und soll auf diesem Gebiete zeigen, was irgendmöglich ist. Beharrliche Versuche werden uns zeigen, wie weit man in dieser Richtung gehen kann. Die großen, farbenprächtigen Schmetterlinge der Tropen sieht man hier aus den Puppen kriechen, und die so praktisch eingerichteten Schaubienenstöcke zeigen von allen Seiten das tausendköpfige Volk der fleißigen Honigsammler an der Arbeit. Sie sind gewiß gute Staatsbürger, diese braven Bienen; aber der höchste Schliff eines solchen fehlt ihnen doch noch: sie können nicht „rechts gehen", wie ein Blick in den verglasten Eingangsweg auf dem Fensterbrett zeigt. Das Hauptschaustück in der Insektenabteilung ist einstweilen der große Schmetterlingsflugkäfig, der ein geschlängeltes Bächlein mit einer Insel enthält zu einem ganz raffinierten Zweck: um die Waldameisen, die man mit ihrem Ameisenhaufen dorthin versetzt hat, „hübsch brav zu Hause" festzuhalten. Getreu der Überlieferung, die sich seit dem ersten großen Aufschwung Berlins und seines Zoologischen Gartens nach dem Siebziger Kriege bei uns gefestigt hat: nicht nur durch unsere Tiersammlung belehrend, sondern auch durch unsere Tierhäuser und sonstigen Anlagen künstlerisch anregend und bildend zu wirken, haben wir auch bei unserem neuen Aquarium wieder alles darangesetzt, neben dem lebendigen Inhalt auch den baulichen Rahmen mit all seinem Schmuckwerk an sich sehenswert und interessant zu machen. Und damit ließ sich ohne Schwierigkeit der Gedanke einer ergänzenden Belehrung verbinden, der mir gerade in diesem Fall sehr angebracht schien: sind doch die heutigen Reptilien nur die dürftigen und schwächlichen Reste einer Tierklasse, die in wahren Riesenformen einst während weit zurückliegender Erdperioden die Oberfläche unseres Planeten beherrscht haben! Das wird jedem Besucher unseres Aquariums schlagend vor Augen geführt, wenn er vom Zoologischen Garten her zur Eingangsbrücke emporsteigt und dort neben der 5 Meter hohen Nachbildung eines Iguanodon in natürlicher Größe steht, die nach Angaben von Prof. Harder die Bildhauerfirma Rob. Schirmer in äußerst geschickter und wirkungsvoller Weise aufgerichtet hat, fortwährend beaufsichtigt und in der dankenswertesten Weise unterstützt von Prof. Tornier, dem Reptilienkustos des Kgl. Museums für Naturkunde. Auf diese Weise entstand eine äußerst lebendige Tierfigur, die insofern wohl einen erheblichen Fortschritt gegen frühere ähnliche Versuche darstellt, als hier dem Iguanodon nicht nur sozusagen die Knochen mit Fleisch bekleidet, sondern dem Ganzen auch eine echte und rechte, schuppige und höckerige Reptilienhaut aufmodelliert worden ist. Wer einmal auf der Brücke neben diesem Untier gestanden hat, weiß für sein Leben, was für ein „Lümmel", um mit dem feuchtfröhlichen Scheffel zu reden, der Iguanodon war. Ehe man in das Gebäude eintritt, sieht man aber hoch oben noch den dreihörnigen Kopf eines anderen Riesenreptils, des Triceratops, mit seinem gezackten Halsschild als Schlußstein verwendet, und an den Fassadenflächen links, unten in Flachrelief, oben in buntem Mosaik, weitere abenteuerliche Großreptilien der Vorzeit dargestellt. Dasselbe wiederholt sich auf der Straßenseite und macht jeden Vorübergehenden aufmerksam, daß hier ein wissenschaftliches Schauhaus ganz eigenartiger Art erstanden ist. Auch im Innern wird diese ergänzende Belehrung fortgesetzt, u. a. durch eine tadellos erhaltene Originalfundplatte mit einem Ichthyosaurus, dem bekannten fischartig aussehenden Reptilfossil aus Holzmaden in Württemberg, auf der kein Flossenknöchelchen fehlt und kaum eine Rippe verschoben ist: ein seltenes Prachtstück! Sonst aber sieht man in allen Einzelheiten die schmiegsame Phantasie des künstlerischen Bauleiters Prof. Zaar spielen, der es sogar gelingt, die Flunder und den Fischkorb als Säulenkapitell zu verwerten. Meisterhaftes leistete Zaar mit seinem früheren Kunstgewerbeschüler H. Freise in Glasmalereien, deren Farbenpracht an alte Kirchenfenster erinnert, und die ergänzende Belehrung tritt wieder hinzu bei Harders Wandgemälden im Treppenhause, die das Seetierleben der Gegenwart (die Korallenbänke der tropischen Meere und die leuchtenden Tiefseefische) und der erdgeschichtlichen Vergangenheit vorführen.

So dürfen wir wohl hoffen, Berlin um eine große und ernste Sehenswürdigkeit bereichert zu haben und unserer gemeinnützigen Aufgabe wissenschaftlicher und künstlerischer Volksbildung um einen großen Schritt weiter gerecht geworden zu sein.

Mußte das Swinemünder Unglück geschehen?

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter.

Es soll in diesen Zeilen, zu denen das Swinemünder Bootsunglück Anlaß gab, nicht von Schuld und Fehl irgend jemandes gesprochen werden, aber ein Geschehnis von solcher Tragik, das so viele Menschenopfer fordert, ohne daß elementare Gewalten vernichtend aufgetreten sind, nur durch Zusammentreffen nicht einmal ganz geklärter Vorgänge, wirft ganz zwingend die Frage auf: läßt sich das nicht in Zukunft vermeiden? Gesichtspunkte hierfür zu geben, ist allein der Zweck des folgenden.

In all unsern Seebädern besteht unter den Badegästen das Bedürfnis, in Booten weiter aufs Meer hinauszufahren, besonders zu segeln. Das ist erklärlich und vor allen Dingen auch gesund. Gerade der Großstädter muß die Wohltat empfinden, die reine Seeluft in vollen Zügen zu atmen. Daraus ist für die Einwohner der Badeorte ein lohnender Erwerbzweig erwachsen. Ursprünglich wurden dazu die Fischerboote benutzt, seeerprobte Fahrzeuge, in denen die Bevölkerung gerade in schlechterer Jahreszeit beim Fischerhandwerk in harter, stählender Arbeit ihr Brot erkämpfte und in Wind und Wetter zu Hause war. Allmählich mehrten sich nun auch an der Ostsee die Badegäste, es entstanden immer mehr Badeorte, heute gibt es kaum ein Örtchen, das in der Nähe der Ostsee steht und im Sommer keine Badegäste hätte.

Damit wuchs der Verdienst und ging in gleichem Verhältnis die seemännische Qualität der Küstenbevölkerung der Badeorte zurück, weil viele im Sommer so viel verdienten, daß sie nur mehr selten, später gar nicht mehr dem mühevollen Fischerberuf nachzugehen brauchten, und Fischer sind nun einmal im Boot die besten Seeleute, namentlich in ihrem Revier. Ganz besonders ist es so gegangen in der Gegend Swinemünde—Heringsdorf, wo sich heutzutage Badeort an Badeort reiht. Außerdem verschwand mit der Ausübung des Berufs auch das Fischerboot. Das war ein wind- und wettererprobtes Fahrzeug, seine Bauart und Besegelung von den Vätern überkommen, seine Bedienung von Kindesbeinen an vertraut. Es war massiv und schwer, nicht auf die Bequemlichkeit von Fahrgästen eingerichtet, konnte ihrer auch nicht allzu viele fassen, und da es aus bestem Material sein mußte, war es auch teuer. Es war also, sobald der Beruf es nicht mehr brauchte, weniger wirtschaftlich; leichter gebaute, anders besegelte, mehr Fahrgäste fassende Fahrzeuge waren billiger und mußten besseren Ertrag bringen. So ist der Typ des jetzigen Vergnügungsbootes in den Ostseebädern ein Produkt des Bedürfnisses, möglichst viel Geld zu verdienen, und hat sich seemännisch wesentlich verschlechtert. Das sind die allgemeinen Veränderungen, die Personal und Material allmählich erlitten haben, denen Rechnung getragen werden muß, und für die Gegengewichte vorhanden sein müssen durch behördliche Aufsicht — der Bootführer hat größere Verantwortung als ein Chauffeur, und von der Seetüchtigkeit der Boote hängen viele Menschenleben ab. Ohne gründliche praktische Prüfung kann kein Mensch wissen, ob jemand ein zuverlässiger Bootführer und ein Boot seetüchtig ist. Das beweist auch kein Schein über ein bestandenes Examen und keine Konstruktionszeichnung. Der wundeste Punkt in dem Ganzen ist die Zahl der Fahrgäste. Soweit die Zeitungsnachrichten bisher ein Bild zulassen, scheint die große Zahl der Fahrgäste die Hauptursache für das ganze Unglück gewesen zu sein, denn ich muß annehmen, daß tatsächlich die im ungünstigen Moment des Wendens einfallende Bö nicht zu sehen war, und daß alles, was seemännisch nötig war, geschehen, weil sich hiergegen noch keine Stimme erhoben hat. Aber auch, wenn das nicht der Fall wäre, hätte ohne diese Zahl von Fahrgästen das Unglück nicht so passieren können. Gesetzt, ich habe ein Boot, das nach behördlicher Erlaubnis 30 Personen faßt, dann mag ich 30 Matrosen in dieses Boot setzen und damit schlimmes Wetter sicher überstehen, sie sind seegewohnt, gehorchen und wissen, worauf es ankommt. Wenn ich aber dreißig Großstädter und darunter Frauen in das gleiche Fahrzeug setze, dann werde ich bei dem gleichen Wetter mit großer Wahrscheinlichkeit zugrunde gehen, sie sind nicht seegewohnt, sie gehorchen nicht und wissen natürlich durchaus nicht, worauf es ankommt, und Panik ist eine Massensuggestion, die weniger von der absoluten Zahl, die die Masse bildet, abhängt als von dem Dichtgedrängtsein und dem Gefühl der Hilflosigkeit.

Ich kann hier nicht auf die behördlichen Bestimmungen eingehen, die dazu da sein müssen, zu sichern, daß nur zuverlässige Bootführer seetüchtige Boote verwenden dürfen. Ich will mich darauf beschränken, zu sagen: Wenn diese Bestimmungen nicht so sind, daß praktisch durch erfahrene Seeleute festgestellt wird, daß ein Mann ein sicherer Bootführer ist und ein Boot ein tüchtiges Seeboot mit vernünftiger Besegelung und ausreichender Bedienung, und wieviel Großstädter es so sicher trägt, daß sie sich auch unzweckmäßig benehmen können, dann taugen sie nichts.

Daß solche Vergnügungsboote tatsächlich mit ganz unglaublichen Personenladungen fahren, mit merkwürdiger Besegelung und knapper Bedienung, so daß jeder Seemann den Kopf schüttelte, das habe ich selbst oft gesehen, wenn die Kriegschiffe vor den Ostseebädern lagen und Boot um Boot herankam und Besucher an Bord brachte, und noch viel schlimmer auf der Heimfahrt.

Daß dafür gesorgt sein muß, daß alle Boote in dieser Personenfahrt mit Einrichtungen versehen sind, die das Boot, selbst wenn es kentert, schwimmend erhalten, ist selbstverständlich. Billige Anschaffung und der Wunsch nach Verdienst sind Kräfte, die all dem widerstreben, gerade darum muß die Staatsaufsicht hier starke Gegenkräfte ansetzen, stärker als bisher, denn Menschenleben stehen höher als Verdienst.

* * *

Vom XIV. Blindenlehrerkongreß:

Besuch in Düren.

Vielfach pflegen die Blinden „die Ärmsten der Armen" genannt zu werden. Wir Sehenden, denen das Auge die Schönheiten von Wald und Feld und Flur, von allem, was uns umgibt, vermittelt, denen es ein Künder von Willenskraft und Wagemut, von Güte und zartem Mitgefühl ist, vermögen uns das Entbehren von diesem allen, das ewige Dunkel nicht zu denken; wir haben kein Maß, woran wir es messen können. Und gewiß ist das Wort von den Ärmsten der Armen vielfach nur zu wahr, wenn sich nicht eine gründliche Ausbildung im jugendlichen Alter einer geordneten Fürsorge im späteren Leben verbindet. Ob und wieweit es gelungen ist, diese Aufgabe gründlicher Vorbildung der blinden Jugend und nachheriger Fürsorge im Leben zu lösen, das zu sehen, kamen die Teilnehmer des XIV. Blindenlehrer-Kongresses nach Düren.

Provinzial-Blinden-Unterrichtsanstalt, Blinden-Werkstätte, das Rheinische Blindenasyl Annaheim und das Heim für körperlich gebrechliche und geistig minder veranlagte Blinde sind die Anlagen, die in Düren dem gedachten Zweck dienen.

Gebrechen und Beschäftigung zwingen den Blinden zur sitzenden Lebensweise. Als Gegenwirkung pflegt die Blinden-Unterrichtsanstalt in Düren besonders die Leibesübungen. Spiel und Turnen sind an der Tagesordnung bei Knaben und Mädchen. Fromm, frisch, fröhlich, frei wird geturnt im Freien und in der Halle, geschwommen im Bassin und in der offenen Ruhr. Stab und Keule, Barren und Reck, Kasten und Bock, Klettertau und Sprungseil sind den Blinden nicht fremd, und die Lebensfreude, der Jugendmut und jugendlicher Übermut kommen bei der blinden rheinischen Jugend ebenso zu ihrem Recht wie in der Welt der Sehenden. Kommen noch Trommeln und Pfeifen zu den Freiübungen, das Lied zum strammen Marsch, dann sind Gebrechen und Gebundensein vergessen, und helle Lebenslust liest man auf den fröhlichen Gesichtern mit den toten Augen.

Daß dort, wo die ganze vielformige Welt des Lichtes und der Farben unerbittlich verschlossen ist, in dem Reich der Klänge und Töne Ersatz gesucht wird, ist selbstverständlich. So nehmen Musik- und Gesangunterricht einen breiten Raum in jeder Blindenanstalt ein. Es werden Berufsmusiker, Klavierstimmer und Organisten ausgebildet, andere zum Besuch des Konservatoriums vorbereitet; daneben findet die Gelegenheitsmusik ihren gebührenden Platz.

Das Endziel der Blindenbildung ist allerorts der selbständige Broterwerb. Typische Blindengewerbe sind Korbmacherei, Stuhlflechten, Mattenweben, Bürstenmacherei und Seilerei.

Die genannte „Blinden-Werkstätte" beherbergt 50 Blinde, zur einen Hälfte spät erblindete Lehrlinge zur gewerblichen Ausbildung und zur anderen Hälfte bereits ausgebildete Gesellen als Korbmacher und Bürstenmacher. Sie ist eine Arbeitstätte mit Arbeitzwang im Gegensatz zum Rheinischen Blindenasyl Annaheim, das dem Zweck dient, solchen Blinden ein Heim zu schaffen, die aus irgendeinem Grunde nicht in der Lage sind, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben.



Das Annaheim wurde im Jahr 1898 von den Eheleuten Geheimrat Philipp Schoeller und seiner Gemahlin Anna, deren Namen es führt, als Stiftung mit einem Kostenaufwand von über 600,000 Mark errichtet und dem Blindenfürsorgeverein mit einem Unterhaltungsfonds von 50,000 Mark überwiesen. Eine letztwillige Verfügung der nach ihrem Ehegatten verstorbenen Frau Geheimrat Philipp Schoeller fügte ein Grundstück hinzu, das die Vergrößerung der Anlage ermöglicht, falls die Notwendigkeit sich ergeben sollte. Das Annaheim ist gegenwärtig mit 92 Asylisten belegt. Ein Arbeitzwang besteht, wie gesagt, nicht, aber in der Erkenntnis, daß Arbeit und Betätigung die mächtigsten Faktoren gegen traurige Gedanken und ein Abstumpfen des Innenlebens sind, sucht die Verwaltung möglichst darauf hinzuwirken, daß die Pfleglinge des Heims sich auf irgendeinem Arbeitsgebiet betätigen.

Das Heim für körperlich gebrechliche und geistig minder veranlagte Blinde endlich schloß im vorigen Jahr die Kette der Blindenfürsorge in Düren. Dieses Heim ist für solche Blinde bestimmt, die ganz besonderer Pflege bedürfen, und die nicht in eine der anderen Anstalten hineinpassen, aber auch nicht der Hospitalpflege bedürftig sind. Auf sonnige, luftige Räume ist großes Gewicht gelegt, und geräumige Veranden und südwärts gelegene Anlagen haben Licht und Sonne und Luft. Beschäftigungsgelegenheit ist vorhanden. Ein Arbeitzwang besteht auch hier nicht.

Die ganze Blindengemeinde Dürens zählt rund 400 Köpfe. Alle sind in stattlichen Gebäuden, die alle mit den neuzeitlichen Einrichtungen versehen sind, untergebracht und leben ihre lichtlosen Tage in Gesellschaft ihrer Schicksalsgenossen, ohne daß des Lebens Härte ihnen zur Nacht noch die Not gesellt.

Unsere Bilder

Der Kaisertag von Rostock und Lübeck (Abb. S. 1379 u. 1380) war für diese beiden ehrwürdigen Städte und alten Kulturträger im Norden Deutschlands ein Tag hoher nationaler Begeisterung. In Rostock besuchte der Kaiser das seinen Namen tragende Großherzoglich Mecklenburgische Füsilier-Regiment Nr. 90 zu dessen 125jährigem Geburtstag, verweilte im Rathaus, der Marienkirche und der Universität, wo er die Ansprache des Rektors mit einer flammenden Ansprache erwiderte. In Lübeck, wo der Kaiser gleichfalls von der Bevölkerung begeistert empfangen wurde, ehrte er den deutschen Kaufmannstand durch eine markige, überall ein freudiges Echo weckende Rede.

Der Bukarester Friedensschluß hat den Besitzstand auf dem Balkan, wie unsere Karte (S. 1384) zeigt, wesentlich verschoben. Indessen bleibt angesichts des Verstoßes der Türkei gegen die Londoner Abmachungen der Großmächte, der Haltung des nur widerstrebend nachgiebigen Bulgariens und mancher noch ungelösten Frage — wie z. B. der albanischen — noch abzuwarten, ob das neue Bild des Balkans für lange Zeiten ein unverändertes Aussehen bewahren wird. Das Prestige Rumäniens, dessen geschickter Vermittlung der Friedensschluß zu danken ist, hat eine erhebliche Stärkung erfahren. Daneben gebührt den leitenden Diplomaten der Balkanstaaten ehrliche Anerkennung für ihre schnelle Zusammenarbeit in Bukarest.

Die Segelwoche in Cowes (Abb. S. 1382 u. 1383) gleicht in sportlicher und gesellschaftlicher Hinsicht der Kieler Woche. Auch in Cowes nimmt das Herrscherhaus an den Veranstaltungen lebhaften Anteil, und auch hier wird ein glänzender Sport gezeigt. Die Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Preußen mit der seinem kaiserlichen Bruder gehörenden Jacht „Meteor“ trug wesentlich zur Steigerung des Interesses an der klassischen Segelregatta bei.

Die Swinemünder Bootskatastrophe (Abb. S. 1381), die nach den bisherigen Feststellungen siebzehn blühende Menschenleben vernichtet hat, brachte einen düstern Akkord in die Sinfonie der sommerlichen Badefreuden. Die Ursache der Katastrophe ist wohl in der allzu starken Belastung des Segelboots zu suchen. (Siehe auch den Artikel auf Seite 1376).

Der Internationale Aerztekongreß in London (Abb. S. 1382), der 17. und größte aller bisherigen, versammelte in der englischen Hauptstadt etwa 7000 Aerzte mit ihren Damen. Darunter befanden sich allein über zweihundert deutsche Mediziner. Diesen für einen wissenschaftlichen Kongreß gewaltigen Zahlen entsprach auch die Fülle der Vorträge: nicht weniger als ihrer 600 wurden in 23 hierzu ausgewählten Sälen gehalten.

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz (Abb. S. 1380) feierte in großer geistiger und körperlicher Frische, geehrt von seinem Kaiser, von zahlreichen Fürsten und dem ganzen Reich, am 12. d. M. seinen 70. Geburtstag. Was der Anfang Juli von seiner Stellung als Generalinspekteur zurückgetretene Generalfeldmarschall als Offizier und Militärschriftsteller dem Vaterland geleistet hat, sichert ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Armee.

Das Internationale Golfturnier in Oberhof (Abb. S. 1385) vereinigte auf dem schönen Golfplatz des bekannten Thüringer Sport- und Kurorts eine Auslese der besten deutschen und ausländischen Spieler, unter denen England besonders gut vertreten war, zum Kampf um die Meisterschaft von Deutschland.

Die neueröffnete Bergbahn bei Baden-Baden (Abb. S. 1386) erleichtert den Besuchern dieses vornehmen Weltbades den Abstecher auf den Merkur, von dessen Höhe sich eine prächtige Aussicht auf das schöne Badener Land bietet. Das schwierige Werk ist unter Mitwirkung des Baurats Professor W. Eberhardt (Stuttgart), von dem das Projekt ausging, vollendet worden. Die Hochbauarbeiten lagen in den Händen des Stuttgarter Architekten Professor Henes.

Der Millionenzusammenbruch des französischen Flugzeugfabrikanten Deperdussin (Abb. S. 1386) erregte wegen der Höhe des Defizits in aller Welt Aufsehen, das sich in Frankreich selbst zur Bestürzung steigerte, da Deperdussin hier als einer der bekanntesten Manager und Mäzene in einer Person galt. Er baute Flugzeuge, die auch von der Militärverwaltung sehr begehrt waren und legte eigene Flugplätze an. Die übergroße Vertrauenseligkeit seiner Geschäftsfreunde macht es erklärlich, daß er im ganzen eine Schuldenlast von etwa 20 Millionen Frank kontrahieren konnte.

Personalien (Abb. S. 1386). Der neue amerikanische Marineattaché in Berlin, Lieutenante Commander (Kapitänleutnant) Walter Rockwell Gherardi, steht im Alter von 38 Jahren und gehört der amerikanischen Flotte seit zwölf Jahren an. — Der Operettentenorist Fritz Sturmfels, der bei einer Segelfahrt auf dem Tegernsee ertrank, während sein Freund, der bekannte Wiener Kammersänger Leo Slezak, gerettet wurde, zählte zu den besten deutschen Operettensängern.

Todesfälle (Abb. S. 1380 und 1386). Der verstorbene brasilianische Gesandte in Berlin Dr. jur. Itiberê da Cunha war hier seit 1908 erfolgreich tätig und erfreute sich in diplomatischen Kreisen großer Wertschätzung und persönlicher Beliebtheit. Er gehörte bereits als junger Attaché der Gesandtschaft Brasiliens am Berliner Hof an. — Der berühmte Cellist David Popper, der auch als Komponist weithin bekannt war, ist in Baden bei Wien, 70 Jahre alt, gestorben. Früher Erster Konzertmeister an der Wiener Hofoper, wirkte der Künstler später als Professor am Budapester Konservatorium. — Oberst Samuel Franklin Cody, der mit seinem Hydroplan auf der Laffans-Ebene abstürzte und zusammen mit seinem Passagier Leutnant Evans den Tod fand, war Englands ältester und eifrigster Pilot. Cody kam aus seiner amerikanischen Heimat nach England, wo er das Bürgerrecht erwarb und als Flieger großes Ansehen genoß.

Die Toten der Woche

Oberst Cody, bekannter englischer Militärflieger, † in Aldershot bei einem Flug am 7. August (Portr. S. 1386).

Dr. Franz Heltai, Oberbürgermeister von Budapest, † in Ischl am 10. August im Alter von 52 Jahren.

Dr. Brasilio Itiberê da Cunha, brasilianischer Gesandter in Berlin, † in Berlin am 11. August im 65. Lebensjahr (Portr. S. 1380).

David Popper, berühmter Violincellist, † in Baden bei Wien am 7. August im Alter von 70 Jahren (Portr. S. 1386).

Oberturnlehrer Rudolf Witzgall, Leiter des 12. Deutschen Turnfestes, † in Leipzig am 12. August im Alter von 60 Jahren.

Nummer 33.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1379.

Phot. Gennecke.

Der Kaiser verabschiedet sich von dem Rektor der Universität.

Der Kaisertag in Rostock i. M.



Illustr.-Photoverlag.

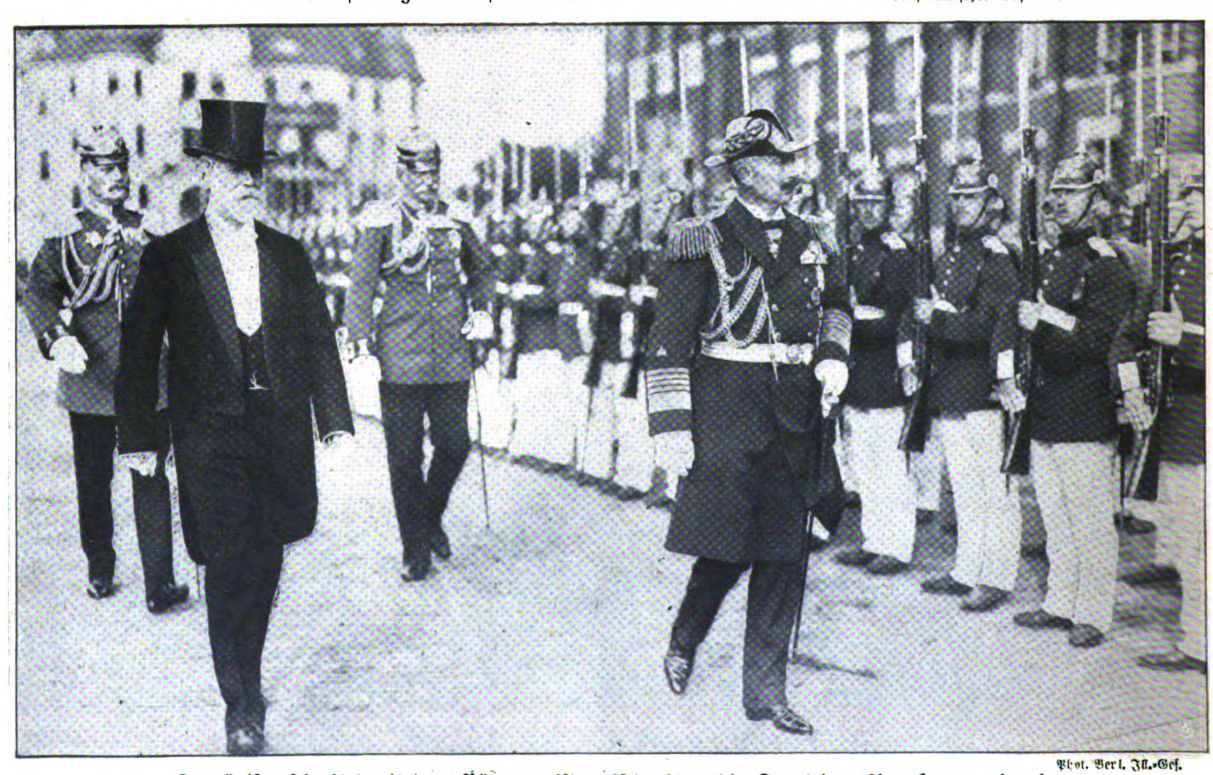
Die Kronprinzessin (1) und die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin (2)
während des Vorbeimarsches der Truppen.
Der Kaisertag in Rostock i. M.



Generalfeldmarschall v. d. Goltz,
wurde 70 Jahre.



Dr. Itiberê da Cunha †
brasilianischer Gesandter in Berlin.



Phot. Berl. Ill.-Ges.

Der Kaiser schreitet mit dem Bürgermeister Eschenburg die Front der Ehrenkompagnie ab.
Der Kaiser in Lübeck.



Das große Bootsunglück in Swinemünde: Hebung des gesunkenen Motorsegelboots.



Phot. A. Groys.

Prof. Shavehing und Dr. Wu Lien teh mit Gattin (Peking).

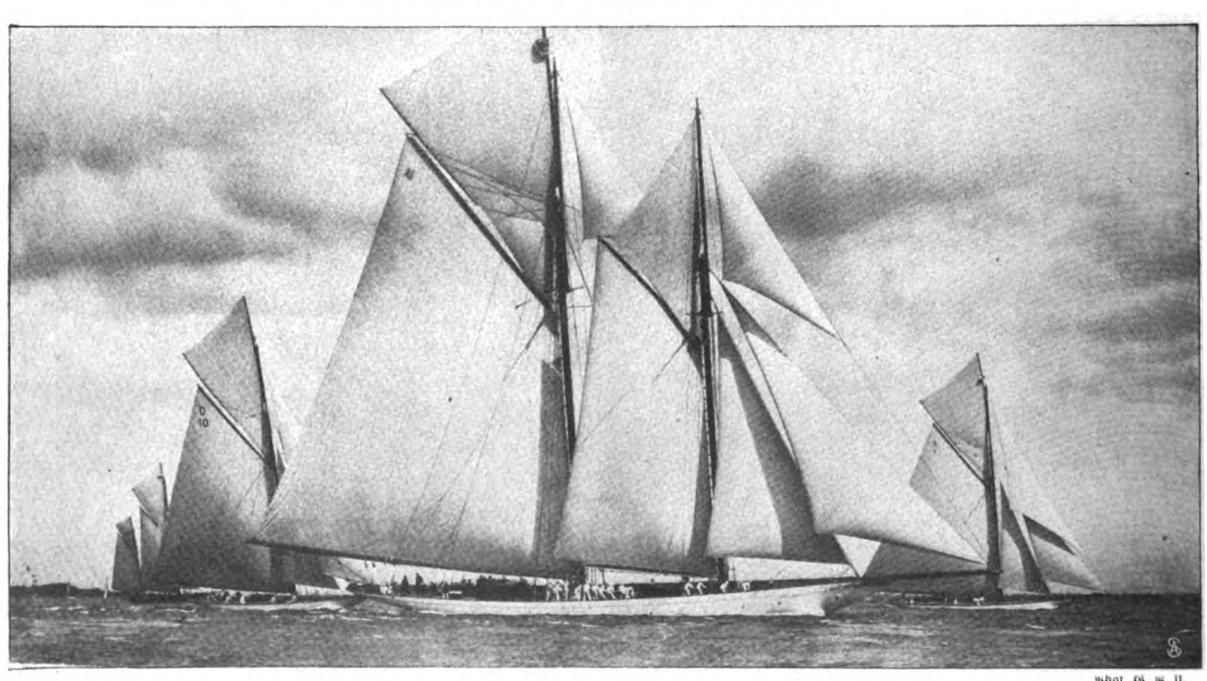


Dr. H H. Masina aus Bombay mit seiner Gattin.



Von links: Die Doktoren R. Blanchard, Condoury und Hallopeau aus Paris. Phot. A. Grohs.

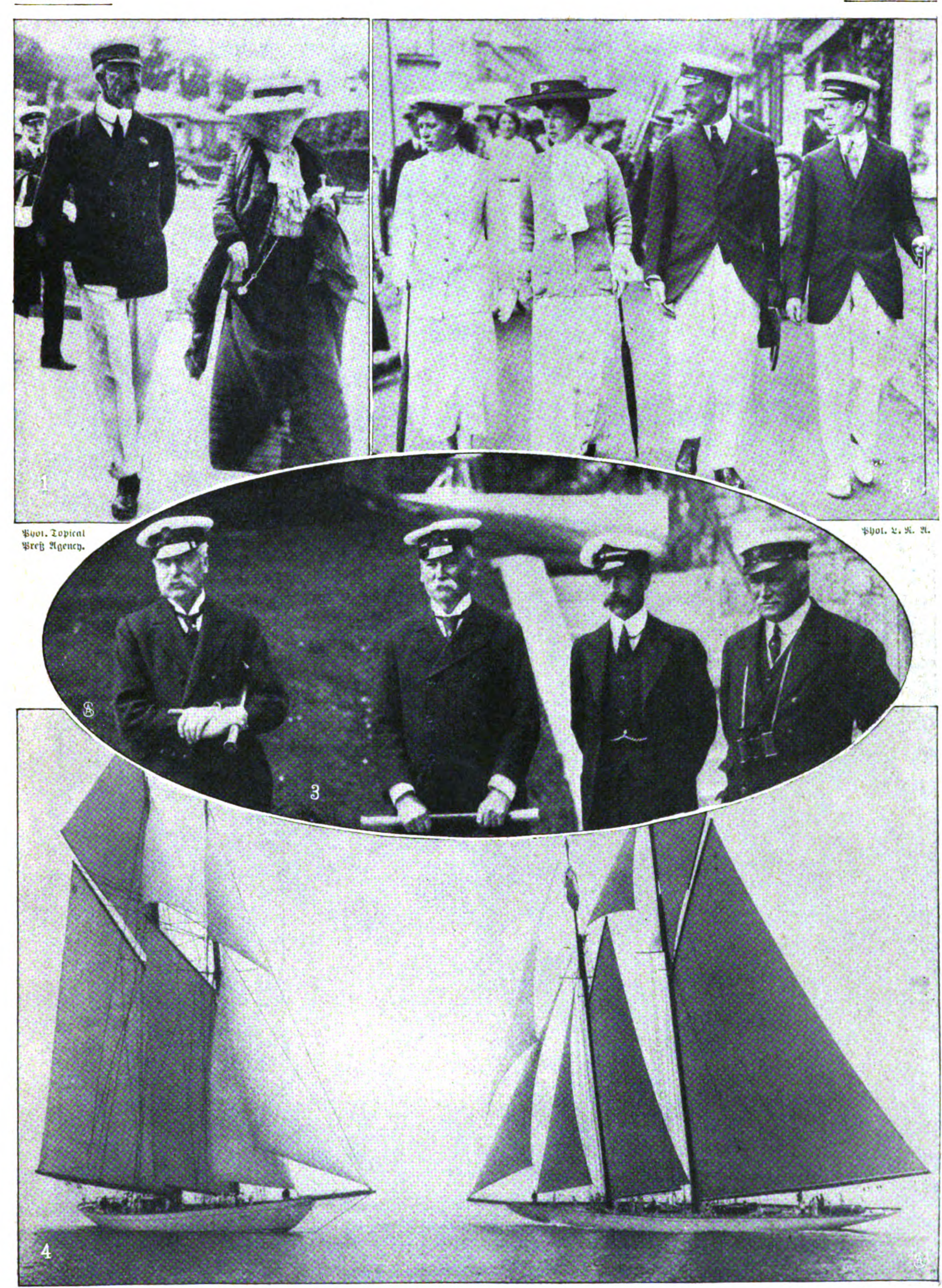
Der Internationale Ärztetag in London.



Phot. G. P. U.

Von der Regatta in Cowes: Die Jachten „White Heather", „Meteor" und „Lady Anne" während des Rennens.





Phot. Topical Preß Agency.

Phot. L. N. A.

1. Prinz Heinrich und die Marquise von Londonderry. 2. Prinzessin Mary (links) mit der Marquise d'Hartpoul und dem Prinzen Albert (rechts). 3. Das Komitee der „Royal Yacht Squadron“: (von links) Col. Roberts, Marquis of Ormonde, Lord Valletort u. Col. Mc Calmont. 4. Die Jachten „Margherita“ und „Germania“ gehen um die Wendemarke (Phot. Newspaper Ill.).

Von der Regatta in Cowes.



Ministerpräsident Majorescu,
Rumänien.



Ministerpräsident Venizelos,
Griechenland.



Ministerpräsident Radoslawow,
Bulgarien.



Ministerpräsident Paschitsch,
Serbien.

Die Staatsmänner der Balkanstaaten, die den Frieden von Bukarest abschlossen.

Zum Friedenschluß von Bukarest: Uebersichtskarte über die neue Gebietseinteilung auf dem Balkan.



1. Die Golfmädchen (Caddies) in Thüringer Tracht. (Phot. Hohlwein.)

2. Dr. Hartley und Herr Lipscomb beim Spiel. (Phot. Hohlwein.)

3. Beim Putting auf einem „Grün“. (Phot. A. Grohs.)

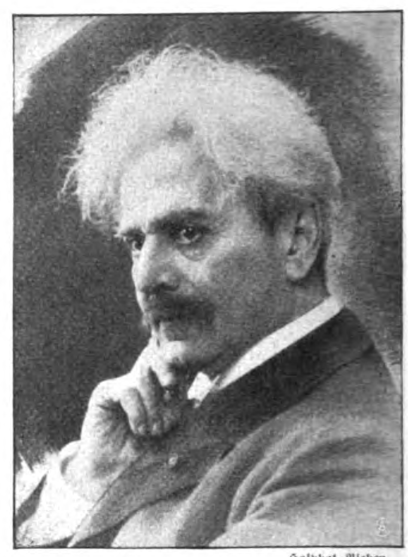
Das Internationale Golfturnier in Oberhof (Thüringen).



Oberst Cody †
bekannter englischer Offizierflieger.



Kapitänleutnant Gherardi,
der neue amerikanische Marineattaché in Berlin.



Hofphot. Bieber.

Professor David Popper †
berühmter Cellist.



Hofphot. Jungmann & Schorn.

Die neue Bergbahn auf den Merkur bei Baden-Baden: Der Tunnel.



Phot. Hoenisch.

Fritz Sturmfels, Leipzig,
Operettentenor, ertrank im Tegernsee.



Phot. Branger.

Flugzeugfabrikant Deperdussin, Paris.
Zu seinem Zusammenbruch.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

12. Fortsetzung.

Frau von Taysen klopfte an Lous Zimmer, strich ihr mit ihrer grobknochigen, abgearbeiteten Hand über das flockige Haar: „Nun auf, mein Kind. In einer halben Stunde steht die Suppenschüssel auf dem Tisch."

Pastor Taysen kam ihr auf der Schwelle des kleinen Eßzimmers entgegen, ein ganz klein wenig befangen und mit einer stillen Innigkeit, die sie rührte. Niemand schien es zu beachten, daß sie fast gar nichts aß. Nachdem das kurze Tischgebet gesprochen war, sagte Frau von Taysen: „Vielleicht setzen Sie sich mit einem Buch in unser kleines Gärtchen, zum Kaffee kommt wohl Bruno heraus und wird Ihnen manches zu erzählen haben."

Bruno Taysen kam nicht allein. Prustend und keuchend, mit hochrotem Kopf trottete Seraphine an seiner Seite.

„Da bin ich, Häseken ... ich bring dir was zum Anziehen ... da bin ich. — Wein nich, Häseken...."

Lou weinte nicht. Sie zog ihre alte Kinderfrau in die Fliederlaube und hielt mit brennenden Händen die ihren umschlungen.

„Sag mir alles, wie es geworden ist", stieß sie abgerissen hervor.

Da gab's nicht viel zu erzählen. Die Fürstin war heute morgen mit sechs großen Koffern über München nach Venedig abgereist. Die Fürstin hatte zweihundert Mark zurückgelassen und die Adresse eines Justizrats. Der würde alles Weitere ordnen.

Dabei händigte Seraphine dem jungen Mädchen einen Brief ein. Nur wenige Zeilen waren es:

„Liebe Lou! Nach allem, was Dein Vater mir angetan — fühle ich mich unfähig, dieses entwürdigende Leben an seiner Seite weiterzuführen. Ich stelle es Dir frei, zu mir zu kommen. Ich werde Dich Deine ungerechte Parteinahme nicht entgelten lassen und für Deine Zukunft Sorge tragen. Nur darfst Du nie den Namen Deines Vaters vor mir aussprechen. Ich bin es meiner Würde schuldig, Deinen Vater als tot zu betrachten.

Ginaida Fürstin Sukewitsch."

Lou zuckte die Achseln. Sie wußte besser noch als die Stiefmutter, wie unsinnig diese Worte waren. Wußte es auch in diesem Augenblick noch, daß die Fürstin Sukewitsch nach verrauchtem Zorn beim ersten Zeichen ihres Vaters bereit sein würde, das „entwürdigende Leben" aufs neue mit ihm fortzusetzen. Aber würde der Vater jemals dieses Zeichen geben?

Seraphine wußte nicht, wo der Vater war. Er hatte sich nicht blicken lassen. Keine Zeile geschrieben. Die Dienstboten waren von Stunde zu Stunde frecher. Sie hatte schließlich alles abgeschlossen und war mit dem Herrn Leutnant herausgekommen.

Bruno Taysen sprach unterdessen mit seinen Eltern. Ihm zuliebe sollten sie Lou Hörselkamp behalten, bis sie ein anderes Unterkommen fand. Er hatte vergeblich versucht, Hörselkamps Aufenthalt ausfindig zu machen. Das junge Mädchen stand völlig allein da, völlig schutzlos.

Der Vater nickte bekümmert.

„Ja — mein Sohn, natürlich — das ist Christenpflicht. Du hast ja auch Gastfreundschaft genossen in dem Haus. Selbstverständlich, sei unbesorgt."

Nun ging er zur Mutter, die in der Küche eine Platte mit kleinen Mürbkuchen aus dem Backofen herauszog, die sie für den Nachmittag gebacken hatte.

„Sei gut zu Lou Hörselkamp, Mutter, hörst du?"

Frau von Taysen schichtete angelegentlich die kleinen Kuchen auf dem Teller. Sie hatte ihr dunkelblaues Sonntagskleid an und zum Schutz eine Küchenschürze vorgebunden.

„Warum soll ich nicht gut zu ihr sein?" antwortete sie, ohne den Sohn anzusehen.

Er verschränkte die Arme auf dem Rücken und stützte den Fuß auf die zweite Sprosse der kleinen Küchenleiter.

„Ich meine so, Mutter: Ihr sollt augenblicklich Elternstelle an Lou vertreten. Es ist eine schwere Zeit für sie. Sie hat nicht nur ihr Heim verloren, sondern auch ihre Stellung in der Gesellschaft. Vielleicht auch noch mehr."

Frau Pastor Taysen zählte unterdes leise die Kuchen: „Zwei — sechs — acht — zehn — zwölf — vierzehn — eine Heirat meinst du?"

„Möglich."

Sie nickte: „Na, dann ist's ja gut."

Und sie zählte weiter.

Bruno Taysen wendete sich ab. Seine Stimme klang rauh, als er sagte: „Wenn ich hierbliebe, ich würde alles tun, um ihr zu helfen."

„Da du nicht da bist — brauchst du es ja nicht."

„Wenn ich überzeugt wäre, daß sie glücklicher würde mit Gerhard als mit mir." —

Es kam sehr zögernd heraus.

Mit einem heftigen Ruck band sie sich die Schürze ab: „Ist ja nicht wahr, Jung! Und wenn sie zehnmal glücklicher würde. — Na, kost mal die Kuchen! Und jetzt wollen wir Kaffee trinken." —

Sie hatte nie viel Zeit für eingehende Gespräche. Tätigkeit war alles bei ihr und jede Minute ausgefüllt. Das hatte der Sohn von ihr. Wie vieles andere auch. Und darum liebte sie ihn in ihrer verschlossenen, herben Art, und darum war ihr Gerhard Oberwall auch immer fremd geblieben mit seiner seltsamen Verträumtheit, den unvermittelten, heftigen Ausbrüchen. Nur Pastor Taysen vermißte oft seinen ehemaligen Schüler, bewahrte ihm ein Eckchen in seinem alten Gelehrtenherzen. Und er empfand es — ganz anders als seine Frau — wie einen köstlichen Ausgleich des Lebens, daß er auf



Lou Hörselkamp einen Teil seiner Zuneigung für Gerhard Oberwall übertragen konnte.

Das Feine, Zarte, Weich-Anmutige hatte ihm immer unbewußt gefehlt. Und es kam bald öfters vor, daß er seine Studierstube verließ, um nach Lou Hörselkamp auszuspähen, sich an ihre Seite zu setzen und mit ihr von Gerhard Oberwall zu sprechen. Vorsichtig, tastend suchte er ihr Vertrauen zu gewinnen, bestärkte er sie in ihrem Empfinden.

Frau von Taysen merkte in ihrer Geschäftigkeit gar nicht, wie sehr ihr Mann den Hoffnungen und Wünschen des eigenen Sohnes entgegenarbeitete, war froh, daß sich Lou, ohne zeitraubendes Dazutun von ihrer Seite, still und ergeben in ihre Lage fand und Zerstreuung und Trost in den Gesprächen mit ihrem Mann fand.

Nur nachts weinte Lou stundenlang in ihre Kissen, fühlte den Abstand, der sie vom Haus Oberwall trennte, jetzt, da auf den Namen Hörselkamp so schwarze Schatten gefallen waren. Am Tag vor seiner Abreise hatte Bruno Taysen den Grafen Andre Oberwall aufgesucht. In jedem Wort, das der alte Diplomat sprach, spürte er die Verwahrung gegen eine weitere, wenn auch noch so flüchtige Verbindung mit der Tochter des Mannes, dessen Name mit einem „Berliner Skandal" verknüpft war. Und so hielt er denn Lou Hörselkamps Hände in den seinen und sagte: „Sie haben nichts von Gerhards Vater zu erwarten; damit müssen Sie sich abfinden. Und Sie müssen warten, bis Gerhard genesen ist, um zu wissen, ob er Ihrer Liebe wert ist."

Er wollte noch etwas hinzufügen, unterdrückte es aber, weil Lou für ihn nichts sein durfte, solange Gerhard selbst nicht gesprochen hatte.

Es war ihr fast eine Erleichterung, als er ihr zum letztenmal vor seiner Abreise die Hand drückte. An Pastor Taysens kindlich naiver Gläubigkeit vermochte sie sich eher aufzurichten als an der herben, vielleicht sogar harten Art des Sohnes.

Nach seiner Abreise war es der Pastor, der sich brieflich nach Gerhards Befinden erkundigte. Graf Andre Oberwall beantwortete jeden Brief. Aber seine kühle, glatte Höflichkeit hatte etwas Zurückhaltendes, daß die ganze Gutgläubigkeit des alten Mannes dazu gehörte, Lou in ihren Hoffnungen nicht zu entmutigen.

Noch quälender wie der Gedanke an Gerhard Oberwall war ihr der Gedanke an den Vater. Sie schrieb an ihm befreundete Kollegen. Man antwortete ihr erstaunt und ausweichend. Man dachte, er wäre verreist. Um ihm nicht durch weitere Nachforschungen zu schaden, stellte sie alle Erkundigungen ein.

Wie ausgestoßen war sie. Seraphine schrieb nur selten und in ungelenken, unklaren Worten.

Eines Tages nahm sie all ihren Mut zusammen und fuhr selbst nach Berlin. Pastor Taysen hatte ihr vorgeschlagen, sie zu begleiten.

„Nein, bitte nicht, Herr Pastor — bitte — nicht." — Sie hatte ihr mutiges Lächeln der früheren Tage wiedergefunden, das alle und sogar sie selbst oft über ihre Kräfte täuschte.

Ganz zeitig machte sie sich auf den Weg, gegen ihre Gewohnheit verschleiert, in uneingestandener Angst vor peinlichen Begegnungen. „Ganz Berlin" hatte ja in der Rauchstraße verkehrt. Bei ihren Ausgängen traf sie sonst meist ein Dutzend Bekannter. Selbst jetzt in der frühen Stunde begegnete sie zwei Offizieren in der Nähe des Potsdamer Platzes, die von Frau Gina lachend als „ihre Vortänzer" bezeichnet worden waren. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, sie stürzte in einen Wagen, wendete den Kopf ab.

Die Fenster in der Rauchstraße waren alle weiß verhängt. In der unteren Etage — wo die Gesellschaftsräume lagen, waren die Rolladen hinuntergelassen. Wie ausgestorben lag das Haus da. Sie klingelte, erst leise, dann immer stärker und anhaltender. Nichts rührte sich. Sie blickte hinauf zum Fenster von Seraphines Bodenstube. Auch das war verhängt.

Ganz bleich wurde sie. Und die Knie zitterten ihr, daß sie sich am weißen, verschlossenen Gitter festhalten mußte.

Von der Garage her kam ein Mann. In Hemdsärmeln, einen Zigarrenstummel zwischen den Lippen. Sie kannte ihn nicht.

„Wen suchen Sie?" fragte er träge.

Sie fand kaum die Kraft, Seraphines Namen zu nennen.

„Ach so — die Beschließerin. Die hat gestern mit ihrem Korb fortgemacht."

„Wieso fort! Wohin denn?"

Fassungslos starrte Lou den Mann an. Er zuckte die Achseln. Tja — das wußte er nicht. Aber fort war sie. In zwei, drei Tagen wollte sie wiederkommen, hätte sie gesagt.

„Wer hat Sie denn hier angestellt?"

„Na, die Beschließerin doch" —

Die Fragerei war ihm offenbar langweilig. Er wendete sich ab und setzte seinen Stummel wieder in Brand.

Lou stieg wieder in den Wagen.

„Dorotheenstraße!" rief sie dem Kutscher zu.

Ihr war eingefallen, daß Seraphine von einem Justizrat in der Dorotheenstraße gesprochen hatte. Den Namen hatte sie vergessen. Sie wollte dort aussteigen und die Schilder ablesen. Vielleicht erinnerte sie sich des Namens, wenn sie ihn auf einem der Schilder wiederfand. Er würde ihr gewiß Auskunft geben können.

Endlich hatte sie ihn gefunden. Als sie nach ihm fragte, hieß es, er käme heute Sonnabend nicht ins Bureau — er wäre bis Montag verreist. Beim Heruntergehen auf der Treppe drückte sie ihr Taschentuch an die Augen. Sie hätte losweinen mögen wie ein kleines Kind. All ihr Aufwand an Mut und Wollen war vergeblich gewesen. Jetzt mußte sie warten. Warten bis Montag, oder bis es Seraphine beliebte, einen ihrer verworrenen Briefe zu schreiben. Sie trat auf die Straße, sah sich nach einem Wagen um. Ein Mann ging an ihr vorüber. Sie stutzte. Eine dunkle Erinnerung kam ihr an einen Mann, der so ausgesehen hatte, der mit ihr gesprochen, von ihr etwas haben wollte. Wachmann — der Agent Wachmann war es. Der Mann, dessen Forderung der Anlaß zu der Katastrophe in ihrem Elternhaus gewesen.

Sie lief dem Mann nach.



„Herr Wachmann — Herr Wachmann!“ —

Der Mann blieb stehen, erkannte sie, als sie den Schleier zurückschlug.

„Fräulein Hörselkamp, nicht wahr?“

„Ja.“

Sie überwand jede Peinlichkeit, fragte gradezu: „Herr Wachmann — wissen Sie — können Sie mir die Adresse meines Vaters angeben?“ —

Er sah sie befremdet an, ein bißchen unsicher.

„Ich glaube, Ihr Herr Vater will nicht, daß man seinen Aufenthalt weiß. Er arbeitet — er will nicht gestört sein“ —

Sie unterbrach ihn leidenschaftlich erregt, während große Tränen ihr über die Wangen rollten.

„Mir dürfen Sie es sagen, Herr Wachmann — ich will ihn nicht stören — ich will nur — ich beschwöre Sie, Herr Wachmann“ —

„Ja, also, Fräulein Hörselkamp, auf Ihre Verantwortung.“

Sie tat ihm leid, als er sie so wiedersah auf der Straße, helle Verzweiflung im feinen, blassen Gesicht und der tragischen Gebärde ihrer schlanken, zitternden Hände. Was hatten die wenigen Wochen aus dem stolzen, herben und abweisenden Mädchen gemacht!

Er nahm einen Papierblock heraus, schrieb eine Adresse darauf.

„Da müssen Sie also nach Steglitz raus fahren. Ganz weit draußen. Dort habe ich ihm auf meinen Namen ein Atelier gemietet.“

Da er den Schreck in ihren Zügen sah, fügte er schnell hinzu: „Sie begreifen, Fräulein, mit seinem Namen — braucht doch niemand zu wissen, daß der berühmte Hörselkamp draußen arbeitet.“

Sie streckte ihm plötzlich die Hand hin.

„Ich danke Ihnen, Herr Wachmann — ich danke Ihnen.“

„Na, bitte, bitte, keine Ursache — nee, wirklich nicht.“

Ganz befangen hielt er ihre Hand in der seinen, wagte den Druck nicht zu erwidern, fügte wieder steifer hinzu: „Auf Ihre Verantwortung, Fräulein.“

Und nach einer Weile blickte er sich um, sah, wie sie in einem Auto um die Ecke bog, rückte an seinem weichen, schwarzen Hut und setzte kopfschüttelnd seinen Weg fort.

Endlos dünkte Lou Hörselkamp die Fahrt durch die jetzt immer belebteren Straßen im Staube der schweren Lastwagen, die in endloser Reihe die Schöneberger Hauptstraße hinaufzogen, unter den Strahlen der Maisonne, die ab und zu fast gewitterschwül die graue Wolkenschicht durchbrachen.

Endlich hielt das Auto in einer schmalen, von Bäumen eingesäumten Straße, die zu beiden Seiten noch unparzellierte Baustellen zwischen einzelnen hastig und billig errichteten Miethäusern freiließ. Als sie nach dem Atelier Wachmann fragte, wies man sie in einen größeren Hof, von da durch das Hinterhaus in einen wilden und ungepflegten Garten, an dessen Ende sich ein kastenartiger, niedriger Bau mit einer breiten Glaswand erhob.

Zwischen zwei Bäumen war ein Strick gespannt, über dem einige Herrenkleidungstücke hingen, die Seraphine gerade energisch mit der Bürste bearbeitete.

Die Bürste fiel ihr aus der Hand, als sie Lou auf sich zutreten sah.

„Häseken, was machst du? Wie kommst du her — was ist geschehen?“

Erregt und vorwurfsvoll antwortete Lou: „Eher möchte ich dich fragen — was geschehen ist!“

Die alte Frau legte den Finger an die Lippen.

„Sssssst — Häseken. — Heute nachmittag wollte ich ohnedies zu dir herausfahren. Du weißt, mit dem Schreiben, das geht so schlecht. — Na komm nur, komm, mein Häseken. Ein Stuhl wird sich schon finden für dich.“ —

„Wo ist Papa?“

Sie wollte an der alten Frau vorbei gerade auf das Haus zugehen. Die alte Frau hing sich an ihr Kleid.

„Nicht doch — Papa schläft noch. Wenn er dich sieht, schimpft er vielleicht. Laß mich machen, komm.“ —

Sie zog Lou wie ein kleines Kind an der Hand mit sich fort, öffnete rechts eine Tür, die zu einer winzigen Kammer führte, in der ein Feldbett, ein Waschtisch, ein Tisch und ein Stuhl die ganze Ausstattung ausmachten. Dann zog sie behutsam die Tür hinter sich zu.

„Kannste glauben, Häseken, daß dein Vater hier in dieser Klause geschlafen hat?“

Sie erzählte mit vor Erregung rasselndem Atem, was sich begeben hatte.

Vor wenigen Tagen war Hörselkamp in die Rauchstraße gekommen. Das zweite Stubenmädchen, das von allen weiblichen Dienstboten allein übriggeblieben war, öffnete ihm. Er ging schnurstracks ins Atelier, schloß sich ein. Das Mädchen meldete es ihr. Aber obwohl sie ohne Unterlaß an die Tür klopfte, machte er nicht auf. Sie schickte das Mädchen an die Arbeit und blieb volle zwei Stunden vor der Tür auf der Lauer. Nichts rührte sich. Endlich hörte sie das Umdrehen eines Schlüssels. Sie drückte sich in eine dunkle Vertiefung des Ganges und hielt den Atem an; Hörselkamp trat heraus, fünf große Zeichenkartons mit Bindfaden zusammengebunden unter dem Arm. Ohne sich umzusehen, fast auf den Fußspitzen ging er den Gang entlang bis zur kleinen Tür, die zum Hofausgang führte. Leise schloß er auf und schlich sich hinaus.

„Ich, mein Häseken, ihm nach. Ohne Hut, ohne Tuch — so wie ich da war, mit den großen Filzbabuschen an den Füßen. Nicht ein einziges Mal hat er sich umgesehen, aber er kam man immer sachte vorwärts mit den großen Pappen. Bis zur Friedrich-Wilhelm-Straße gondelte ich so mit. Na und dort, Häseken, stieg er in 'nen Wagen und ich in einen anderen. Jetzt ließ ich nicht mehr locker, verstehste. Nu und denn sind denn die Wagen hintereinander hergezottelt bis ans Ende der Welt. Endlich waren wir anjekommen. Dein Vater stieg aus und bezahlte den Kutscher und hatte soviel mit seinen Pappdingern zu tun, daß er meinen Wagen gar nicht sah. Aber wie ich dann auch aussteige, da verlangt der Kerl, der Kutscher, Bezahlung, und ich — hatte doch keen Jeld mit. Na, du Häseken — das war 'n Theater! So 'ne olle Frau, ohne Hut, in Babuschen, nich mal 'n Umhängetuch. Und die Brille hatte ich ooch noch mit — na, ick sage nischt. Aber det vergeß ich ooch im Leben nich. Und Menschen kamen dazu und jafften mir an, und einer sprach sojar von



Polizeirevier — was weiß ich. — Nu, Häseken — das war doch nich zu machen mit mir. Ich also nu losgeschimpft auf die ganze Bande. Und grade raus gesagt, wohin ich wollte. Zum Bildhauer Hörselkamp. Ich hätte was zu bestellen. Und so. Na, und da wurden sie denn stille, denn ein Bildhauer, der wohnte ja da, aber den Namen, den kannten sie nicht. Und nun stell dir vor, Häseken, begleitet mich das olle Ekel von Kutscher mit 'n paar Leuten, und andere stehen und passen auf seinen Wagen auf. Det war 'ne Sache. Solche Augen hat dein Vater gemacht" — sie zeigte den Kreis zweier Suppenteller — „wie er mich sah mit der Bedeckung. Na — was soll ick dir viel sagen, Häseken. Den Wagen hat er bezahlt, aber dann hat er mit den Füßen gestampft und mit den Fäusten aufgeschlagen und mich zum Teufel gewünscht. Aber ich hab mir nichts daraus gemacht. Hab ruhig auf einer alten Kiste gesessen und mir gedacht — er wird schon wieder stille werden. Und dann hat er mir ein Glas Wein gegeben und gesagt, ich sollte man trinken, damit ich wieder Farbe ins Gesicht bekäme. Na — ja — und so bin ich bei ihm geblieben."

Sie erzählte noch, wie sie ein paar Möbel aus ihrem eigenen Zimmer hatte hier herausbringen lassen, damit er doch 'n bißchen wat Anständiges zum Wohnen hatte. Neben dem Atelier wäre noch ein ganz kleines, nettes Zimmer mit Küche. Und nun koche sie auch für ihn und hielt seine Kleider in Ordnung, und zweimal wöchentlich würde sie in der Rauchstraße nach dem Rechten sehen und Briefe holen, die dort angelangt wären. Nur ins Atelier, da ließe er keinen rein.

Lou hatte die alte Frau mit keinem Wort unterbrochen. Sie nahm jetzt den Hut ab, als drücke sie das leichte Stroh bis zur Unerträglichkeit, und dann sagte sie dumpf: „Ich möchte meinen Vater sprechen."

Seraphine nickte und fuhr sich besorgt ans Kinn.

„Sag ihm nur, Häseken, daß du es nicht von mir hast, daß er hier wohnt. Sonst haut er was entzwei oder lauft nochmal davon. Wie ein Wilder ist er jetzt." —

Lou lächelte matt. Sie fürchtete den Vater nicht. Kopfschüttelnd, mit einem langen Seufzer ging die Alte hinaus. Es dünkte Lou, eine Ewigkeit wäre vergangen, als sie endlich die Tür aufmachte und flüsterte: „Geh nur rein zu ihm. Ich mußte erst Ordnung bei ihm machen. Sei nur hübsch ruhig, Häseken, hörst du — laß ihn schimpfen — er tut dir nichts."

Als Lou ins Zimmer trat, war ihr, als erblickte sie Seraphines Stube aus der Rauchstraße. Unendlich vertraut grüßten sie die bekannten Möbel, Vorhänge und Bilder — nur, daß des Vaters große, schlanke Gestalt mitten darin stand, kam ihr seltsam vor.

„Papa, lieber Papa!"

Mit ausgebreiteten Armen flog sie auf ihn zu, als sie ein scharfgeschnittenes, glattrasiertes Gesicht wiedersah, und aufschluchzend barg sie ihren Kopf an seiner Brust.

Aber er rührte sich nicht, legte seine Arme nicht um sie, starrte sie an, fast feindlich, mit gerunzelten Brauen.

„Was willst du von mir? Warum schnüffelt ihr mir nach? Wer schickt dich her?"

„Niemand, Papa, wirklich niemand. Ich konnte es nicht mehr aushalten — ich mußte dich sehen" —

Er schob sie von sich, behutsam und doch sehr abwehrend.

„Du hättest meinen Willen respektieren müssen. Ich habe doch auch noch einen Willen, nicht wahr?" Seine Stimme, erst rauh und abgerissen, schwoll laut und zornig an.

„Brauchst du Geld? Ja? Ich will sehen — ich glaube, ich habe noch etwas." —

Er warf die Scheine auf den Tisch, wendete sich ab.

Mit bleichen, bebenden Lippen antwortete Lou: „Ich brauche kein Geld."

Und in demselben Augenblick kam ihr zum erstenmal der Gedanke, daß sie, von allen Mitteln entblößt — auf Kosten fremder Leute lebte.

Stammelnd wiederholte sie: „Ich brauche kein Geld."

Er deutete von neuem auf die Scheine.

„Nimm nur. Ich wollte es dir sowieso durch Seraphine schicken. Sie hat dir wohl nichts gelassen, was? Zweihundert Mark für ein Haus, das Tausende verschlingt! Großartig! Oder hat dir vielleicht der Herr Justizrat Geld angeboten?"

Er lachte auf, beinah belustigt.

„Mir hat er welches angeboten. Eine Rente, verstehst du, wie ich sie unserer alten Wirtschafterin aussetze, wenn sie auf Gnadenbrot angewiesen ist. Zwölfhundert Mark jährlich. Weißt du — um mich vor allen Eventualitäten zu schützen. Ich habe ihm den Wisch in Fetzen zurückgeschickt."

Lou sah den Vater fassungslos an.

„Nein ... das kann nicht sein ... so ist sie nicht."

Er höhnte: „Sie! ... Vermutlich hat ihr Cousin aus Warschau das so bestimmt. Sie sind doch so nobel die Polen. Ist doch kolossal anständig, einem verkommenen Kerl von Künstler eine feste Rente auszusetzen. Was ist denn so ein Künstler in ihren Augen? — Dreck! — Jawohl, meine liebe Tochter!"

Er zerrte wieder in alter Gewohnheit seinen Tabakbeutel aus der Jackentasche, drehte sich mit nervösen, hastigen Fingern eine Zigarette.

„Wirst wohl auch deine Erfahrungen gemacht haben mit der gräflichen Familie" ...

„Papa!" ...

Er hörte ihren Einwand nicht, riß ihren Kopf zurück, daß er ihr grade in die mit Tränen gefüllten Augen sah.

„Folge mir ... laß den Jungen! Der ist nichts für dich. Nichts, wenn er zur Familie hält, und nichts — wenn er anders ist als die Familie. Dann vielleicht erst recht nichts."

Er zuckte die Achseln und rauchte sich die Zigarette an.

„Übrigens mach, was du willst. Taysen hat mir einmal geschrieben. Von dem weiß ich, wo du bist. Darum habe ich mir keine Sorgen um dich gemacht. War nicht nötig, daß sich mir die Alte angehängt hat Aber die muß wenigstens das Maul halten."

Es wurde sehr still im Zimmer. Feine Rauchwölkchen legten blaue Schleier in den Raum.

Hörselkamp stand abgewandt von ihr am Fenster, wußte nicht mehr, was er seinem Kind sagen sollte. Fühlte etwas wie Schuld, mehr noch Zorn. Leise Sehnsucht nach vergangenen Tagen und verbissene Scham.



„Und du arbeitest jetzt?" fragte Lou, kaum vernehmbar.

Er wendete sich ihr nicht zu. Rauh klang seine Stimme, als er sagte: „Natürlich arbeite ich! Oder soll ich von den Renten der Fürstin Sukewitsch leben?! Gewiß arbeite ich."

Ganz unwillkürlich erwachte das sachliche Interesse in ihr, die stolze Freude an seinem Schaffen. Sie stand auf, schmiegte ihre Wange an seinen Arm.

„Was es ist, sag. Laß es mich sehen" . . .

Er entzog sich ihr heftig mit zornigem Aufblitzen seiner dunklen Augen.

„Das geht niemand was an. Ich arbeite. Das genügt."

Traurig, tonlos, mit schmeichelndem Auflegen ihrer schmalen, weißen Hände, sagte sie: „Ich hoffte, du könntest mich brauchen wie früher" . . .

„Nein!" —

So hart klang es, daß die Hände ihr herabfielen, ihr Herz sich zusammenzog in unsagbarer Trauer. Ihr war es, als sage sich der Vater mit diesem kurzen, harten „Nein" von ihr selbst los.

Er öffnete das Fenster, warf den Zigarettenstummel in das auch jetzt noch dürre, verstaubte und zertretene Gras des Gartens. Dann zog er die Uhr.

„Du hast wohl noch nichts gegessen. Hier kann ich dir nichts bieten. Wenn du willst — gehen wir irgendwohin. Dann bringe ich dich zur Bahn."

„Ich will nur meinen Hut aufsetzen" . . .

Die Lippen waren ihr trocken. Sie hatte Mühe, die Worte zu formen.

„Na ja . . . ist gut, brauchst dich nicht zu eilen."

Er nickte.

„Nun, was sagt er, Häseken?"

Die alte Seraphine goß Wasser in die kleine Waschschüssel, zog ein sauberes Handtuch aus ihrem Korb.

Lou warf sich auf das schmale Feldbett und fiel aufschluchzend in die Kissen.

„Ich bin nichts mehr für ihn . . . nichts mehr!" . . .

Die Alte aber neigte sich tief über sie und flüsterte ihr ins Ohr: „Also ick sage dir, Häseken, der denkt immer noch an s i e! Hängen laß ick mir, wenn er nich ihr Bild ins Atelier stehen hat." . . .

Eine halbe Stunde später saß Lou ihrem Vater gegenüber an einem kleinen, sauber gedeckten Tisch unter dem rotweiß gestreiften Zelt eines Restaurants der Schöneberger Hauptstraße.

„Es ist ja ein Fraß," sagte Hörselkamp, „aber man trifft wenigstens keine Bekannte."

Sie kostete kaum von den Speisen, während der Vater hastig und in ungewöhnlich großen Bissen das Essen hinunterschlang.

„Ich bin nur froh, daß das endlose Getafel aufgehört hat. Für gewöhnlich habe ich in zwanzig Minuten gegessen. Mit deiner Mutter saß ich auch nie länger als eine halbe Stunde bei Tisch. Wie Zeitverschwendung wäre es mir vorgekommen. Und viel gewußt habe ich nie, was ich auf dem Teller hatte. Natürlich, der Gaumen gewöhnt sich an den Kitzel. Aber es ist auch was, wenn man nicht links, rechts und gegenüber nur Visagen vor sich sieht, vor denen man katzbuckeln muß. Ich hab's dir immer gesagt: Eines schönen Tags wird es mir zu dumm — und dann ist's Schluß!"

Er schob den Teller mit dem von Himbeersauce übergossenen Flammeri von sich und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch herum.

„Möchte wissen, wo sie sich jetzt rumtreibt! Jetzt kann sie doch nicht mehr in Venedig sein! Die Kanäle stinken ja!" . . .

„Soll ich mich erkundigen?" fragte Lou ganz leise.

Er zuckte die Achseln, fuhr mit der Hand über sein Gesicht: „Mach doch keinen Unsinn . . . was hat das für einen Zweck! Hierher kann sie nicht zurückkommen. Kein Hund nimmt mehr ein Stück Brot von ihr. Nee . . . mit dem Brillieren hier . . . da ist es wohl endgültig vorbei" . . .

Er brach ab, biß mit seinen kräftigen, weißen Zähnen an seiner Oberlippe.

„Tut mir ja leid . . . für dich. . . . Hätte mich beherrschen sollen . . . für dich. Aber ich bin doch auch wer? . . . Bei dem Leben, da ging ich ja zugrunde. . . . Jetzt weiß ich erst wieder, was Arbeiten heißt, und was ich bin. Du, Wachmann . . . das ist ein anständiger Kerl. Hat mir alles zur Verfügung gestellt — Material und das Atelier, und was ich zum Leben brauche. . . . Na ja, er weiß, es ist nicht verloren. Im Winter, da veranstalte ich eine Kollektivausstellung meiner Werke in einem Kunstsalon. Bis dahin ist auch meine neue Arbeit fertig . . . dann gibt's wieder ein bißchen Unsterblichkeit und Geld . . . und dann bin ich wieder der große Mann. Denn siehst du, mein gutes Kind — wenn wir auch Dreck sind für gewisse Menschen, etwas haben wir Künstler doch vor ihnen voraus. Unsere Ahnen — das sind unsere Werke, die wir geschaffen haben."

Sie saßen noch eine Weile beisammen. Mehr um den Zug abzuwarten, als daß Hörselkamp der Tochter etwas zu sagen hatte.

Sie war ihm in seinem stark ausgeprägten Künstleregoismus jetzt sehr unbequem. Seine Schaffensfreudigkeit hatte sich an den eigenen Worten entzündet. Seine Arbeit hatte wieder den zähen Lockruf von einst, dem er nicht widerstehen konnte. Er wußte, daß Lou gut aufgehoben war — mehr wollte er gar nicht wissen. Ihre kleinen Kümmernisse mußte sie mit sich abmachen. Da gab es Wichtigeres.

Und wie er an Lou vorbeigesehen, als er damals die Fürstin Sukewitsch geheiratet, so sah er an ihr vorbei, da sie in tiefer Einsamkeit ihm die Hände entgegenstreckte. Sie war ja „gut aufgehoben". Er aber bedurfte ihrer nicht. . . .

Sie war nach jenem Besuch bei ihrem Vater in das kleine Pfarrhaus zurückgekehrt wie jemand, der auf hoher See alle ihm teuren Menschen und seine ganze Habe verloren hätte.

„Na, na, mein Kindchen, was ist denn?". . .

Pastor Taysen rief es ihr zu, von seinem Schreibtisch aus, durch das offene Fenster, lief ihr beinah entgegen in das blühende Gärtchen, zog sie herein in sein verqualmtes kleines Zimmer.

Zwei lange Stunden blieben sie beisammen, und als Frau von Taysen zum drittenmal energisch an die Tür pochte, da hatte Lou einen Entschluß gefaßt. Sie wollte sich nach einer Stellung umsehen, wollte auf irgendeine halbwegs mögliche Art versuchen, ihren Unterhalt zu verdienen.

Pastor Taysen versuchte nicht einmal, ihr dieses Vorhaben auszureden. So weltfern er sein mochte — er wußte, daß schwerer noch als für andere Frauen — der Lebenskampf für jene war, die unter der Last eines berühmten Namens einherschritten.

Er hatte anderes vor. Was es war, sagte er ihr nicht.

Nur daß er in Amtsgeschäften am nächsten Morgen nach Berlin fahren müßte, verkündete er beim Abendbrot unter dem gelblichen Licht der hängenden, bauchigen Petroleumlampe.

* * *

An alles dachte Lou, als sie am Fenster der lichten, luftigen Stube stand, die einst zwei Knaben als Schlafzimmer gedient hatte. . . .

Das Klappern mit dem Geschirr drang zu ihr herauf und der Duft von frischem Kaffee.

Sie schleppte sich die Treppe hinunter, deckte den Tisch in der runden Laube, stellte die Tassen auf. Die Pastorin dankte bei jeder Handreichung ein bißchen verlegen, fast unzufrieden. Sie war es nicht gewöhnt, daß man ihr half. Es bedrückte sie mehr, als daß es sie freute. Überhaupt wußte sie nichts Rechtes mit Lou anzufangen, begriff auch in ihrem tiefsten Innern nicht, was „der Jung" an ihr „gefressen" hatte; hübsch war sie und fein und vornehm — aber sie hätte sich eine robustere Schwiegertochter gewünscht, eine mit breiten, festen Arbeitshänden und harmloser Lustigkeit.

„Vor einer Viertelstunde kommt mein Mann wohl nicht von der Station", sagte sie und stellte den selbstgebackenen Napfkuchen auf, den sie zweimal wöchentlich zu backen pflegte. „Bei der Wärme wird es wohl langsamer gehen.". . .

„Ein Wagen kommt", sagte Lou.

Frau von Taysen lief alles Blut zum Herzen. Es war ihm doch nichts geschehen, ihrem Mann, daß er einen Wagen genommen hatte?! Das kam doch sonst nie vor.

Sie dachte an den so fernen Sohn, an das Bett, das sie frisch überziehen lassen, an den Waschtag morgen, der ausfallen, an den Hilfsprediger, der für Sonntag benachrichtigt werden müßte, an Choleratropfen und Eiskompressen, an den schönen Napfkuchen und ihre glückliche Ehe. . . .

An alles dachte sie in furchtbarem Schreck, weil ihr Mann in einem Wagen von der Station kam. . . .

„Sehen Sie nach, Kindchen . . . vielleicht ist es jemand anders.". . .

Die starke, breitknochige Frau hielt sich am Tisch fest, Lou lief aus dem Garten hinaus auf die breite, ungepflasterte Landstraße.

Ihr weiches, flockiges Haar umflatterte im Wind ihr zartes, vom Laufen rosig angehauchtes Gesicht wie mit einem Glorienschein. Der blaßblaue Schal schlängelte sich von ihrer Schulter aufwärts zum Blau des Himmels.

Der Wagen hielt. Pastor Taysen schwenkte seinen sehr breiten, schwarzen Filzhut, sprang jugendlich behend vom Trittbrett, half dann einer schönen, üppigen Frau mit großen, dunklen Augen beim Aussteigen.

„Da ist die Kleine, Frau Gräfin.". . .

Lou fühlte plötzlich, wie sich zwei weiche, volle Arme um sie legten, wie ein warmer, weicher Mund sich auf ihre beiden Wangen drückte. Sie hörte, wie Pastor Taysen sagte: „Das ist Gerhards Mutter."

Und da war ihr, als hätte die Sonne sich plötzlich in leuchtenden Flammen auf sie herabgesenkt, war ihr, als höben purpurne Wolken sie über alles Irdische empor zu sternenglitzernden Höhen. —

„Wie hübsch du bist, kleines Mädchen — so habe ich mir dich gedacht — so sollte Gerhards Frau sein — so blond und zart und anmutig." —

Susanne Oberwall sprach mit Lou — als wäre diese Begegnung ein Wiedersehen. Sie saß in der Laube, hielt Lous Hand, blickte mit ihren großen, zärtlichen Augen glücklich und ruhig von Lou zum Taysenschen Ehepaar.

Lou war stumm. Sie faßte es nicht — wie das alles plötzlich gekommen war. Nur manchmal küßte sie fast inbrünstig die Hand ihrer künftigen Schwiegermutter.

„Gerhard ist bald ganz gesund. Bald wird er zu dir herauskommen. In zwei, drei Tagen schon. Und dann bringt er dich der Großmama und seinem Vater. Ihr sollt sehr bald heiraten. Ich werde gleich deine Papiere mitnehmen. Und nach der Trauung, da fahren wir alle zusammen zu mir aufs Gut, und da bleibt ihr, solange es euch gefällt."

Es war wie ein Märchen.

Der Pastor nickte, aß Napfkuchen und sprach von der belle Provence. Er kannte alles von ihr — die Sagen, die Literatur, die Menschen und ihre Sitten.

(Fortsetzung folgt.)



Fremdländische Holzarten.

Von Hans Thielecke.

Die vielumstrittene und in der Fachliteratur oft erörterte Frage der „Fremdländer" in unserem deutschen Wald ist durch die waldfreundlichen Bestrebungen der letzten Zeit in weitere Kreise der Bevölkerung vorgedrungen.

Verschiedene Gründe führten zu den Anbauversuchen mit fremdländischen Holzarten in Deutschland. Ende des achtzehnten Jahrhunderts ließ die Furcht vor einer hereinbrechenden Holznot die Blicke auf raschwüchsige ausländische Holzarten sich wenden. Dazu kam der Wunsch der Industrie, aus dem Ausland bezogene Werthölzer im eigenen Land zu ziehen. Drittens endlich strebte man aus ästhetischen Gründen eine Vermehrung unserer Holzarten an. Das an Baumarten so reiche und klimatisch vielfach unserem Vaterland so ähnliche Nordamerika kam in erster Linie in Betracht. Schon vor etwa einhundertsiebzig Jahren hatten die Engländer und Franzosen mit der Einführung nordamerikanischer Holzarten, wenn auch nur aus dendrologischem Interesse, den Anfang gemacht, und etwa fünfzig Jahre später waren wir Deutschen ihnen gefolgt. Julius von Wangenheim, der als Kapitän bei dem 1777 von seinem geldbedürftigen Landesherrn so schmählich nach Nordamerik averkauften Hessischen Feldjägerkorps stand, machte zuerst auf den Artenreichtum der dortigen Bäume und die Ähnlichkeit des Klimas zwischen dem 39. und 45. Grad nördlicher Breite mit dem unsrigen aufmerksam. Männer, wie Medicus und der Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, unterstützten die Bestrebungen der Einführung nordamerikanischer Holzarten.

Die Hoffnungen waren aber zu hoch gespannt gewesen. Der Erfolg blieb aus. Zu diesen Mißerfolgen kam noch, daß angesehene, damals maßgebende Forstmänner, wie Pfeil und Georg Ludwig Hartig, in Wort und Schrift auf die Unbrauchbarkeit der Fremdländer hinwiesen.

Erst Ende der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurden die Anbauversuche auf Betreiben des Baumschulenbesitzers John Booth zu Klein Flottbek, der auch Bismarck für die Sache zu interessieren wußte, wieder aufgenommen.

Man wollte zunächst natürlich nur solche Holzarten anpflanzen, die absolut besseres Holz liefern als einheimische Arten, oder die in kürzerer Zeit größere, wenn auch geringwertigere Holzmassen produzieren, und endlich solche, die bei gleicher oder geringerer Holzqualität durch ihre Genügsamkeit, ihre Verwendbarkeit als Mischholz, ihre Widerstandsfähigkeit oder andere besonders gute Eigenschaften sich auszeichnen. Nach aufgestellten Arbeitsplänen wurden die Versuche in erster Linie in den preußischen Staatsforsten begonnen, die später meist wenig erfreuliche Bilder zeigten. Die pflanzengeographischen Kenntnisse waren zu gering, zudem wurde der Same an viele Reviere, statt an wenige, besonders geeignete und interessierte abgegeben. Die Kosten der Beschaffung der amerikanischen und japanischen Holzarten haben in Preußen von 1881—1896 etwa 256 000 Mark betragen.

Die großen Erwartungen, die man an die Fremdländer stellte, besseres oder schneller wachsendes Holz zu liefern, sind nicht eingetroffen. Gering ist daher auch ihre Zahl im deutschen Wald. Die im Herbst durch ihr auffallend rot gefärbtes Laub bekannten amerikanischen Eichen (Quercus rubra und palustris) findet man in jüngeren bis etwa vierzigjährigen Exemplaren ziemlich oft auf geringeren Standorten, die unseren deutschen Eichen nicht mehr zusagen. In Überschwemmungsgebieten kommt die amerikanische Esche (Fraxinus americana) vor, doch ist ihr Holz nicht so wertvoll wie das ihrer deutschen Schwester. Die durch ihr zähes, biegsames Holz sich auszeichnenden Hickoryarten finden auf einem durch Boden und Klima besonders begünstigten Standort ein gutes Fortkommen. Durch ihre eigenartig grüne Benadlung fällt die Douglastanne (Pseudotsuga Douglasii) auf. Sie ist die am meisten verbreitete und am besten beurteilte fremdländische Holzart. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis sie bei uns Heimatrechte erworben hat wie die fünfnadlige Weimutskiefer (Pinus strobus) und die allbekannte Akazie ((Robinia pseudacacia), die kaum noch als Fremdländer angesehen werden.

Für den deutschen Wald haben die Fremdländer wenig Nutzen gehabt. Sind sie genügsam, so gedeiht gewöhnlich unsere genügsamste Holzart, die Kiefer, besser auf diesen Standorten; sind sie dagegen raschwüchsig, so liefern sie meistenteils nicht so wertvolles Holz.

Auch die Hoffnung, wertvolle importierte Hölzer bei uns zu erziehen, ist bis jetzt ziemlich gering. Das durch seine braune Farbe und den Geruch bekannte Bleistiftholz stammt von dem virginischen Wacholder (Juniperus virginiana), den man auch bei uns in Deutschland anzubauen versucht hat. Die Bestände der A. W. Faberschen Bleistiftfabrik bei Nürnberg sowie die sonstigen Anbauversuche haben ziemlich negative Ergebnisse gezeigt. Anspruchsvoller als in der Heimat, entbehrt auch das bei uns gezogene Holz den charakteristischen Geruch. Neuerdings hat man versucht, das in Florida und Texas wachsende Holz durch das des Juniperus procera aus Deutsch-Ostafrika zu ersetzen. Die wertvollste, aber auch anspruchsvollste fremdländische Holzart, die wir an einzelnen Stellen im deutschen Wald erziehen können, ist die schwarze Walnuß (Juglans nigra). Ihr Holz wird mit ungefähr 200 Mark pro Festmeter bezahlt, aber leider sind die Anbauversuche viel mißlungen. Mit der Einführung der Pechkiefer (Pinus rigida) wollte man das harzreiche, dauerhafte Pitchpineholz hier erziehen. Das unter diesem Namen im Handel befindliche Holz stammt aber von der Harzkiefer (Pinus australis). Allmählich ist es aber eine für jedes harzreiche, dunkle amerikanische Kiefernholz zutreffende Handelsbezeichnung geworden. Die wertvollen importierten Holzarten haben wir unserer Industrie im deutschen Wald noch nicht erziehen können und werden auch wohl kaum jemals dazu in der Lage sein.

Für unsere Parkanlagen sind die vielen auffällig gefärbten oder geformten Fremdländer eine willkommene Gelegenheit, malerische, bunte Gruppen zu gestalten. Die Stechfichte und Sitkafichte sind durch ihre hellen, bläulichen Nadeln ausgezeichnete Parkbäume, ebenso wie die aus dem Kaukasus stammende Nordmannstanne. Das zu Kränzen so beliebte Grün der Lawsons-Zypresse (Chamaecyparis Lawsoniana) und der Lebensbäume



findet man oft in Parks und Gärten. Alle mehr oder weniger unbekannten ausländischen Nadelhölzer sollen den gleichen Zweck erfüllen.

Viele von ihnen würden sich auch als Waldbäume an Wegen, Rändern oder in der Nähe der Forsthäuser eignen und dem oft so eintönigen norddeutschen Kiefernwald ein abwechslungreiches Aussehen verleihen. Andererseits soll man sich aber vor einem Zuviel hüten. Wir haben in unserem deutschen Wald Bäume und Sträucher genug, die bei uns ihr natürliches Verbreitungsgebiet haben. Die Kastanie mit ihren kerzenartigen Blütenständen und braunroten Früchten dient der Verschönerung des Waldes und kommt dem Wild zugute. Wie herrlich sehen im Herbst die roten Vogelbeeren und die glänzend schwarzen Beeren des Holunders aus und verbinden dabei das Angenehme mit dem Nützlichen, indem sie der Vogelwelt als willkommene Nahrung dienen. Birke, Aspe, wilder Apfel, Kirsche, das alles sind heimische Arten, die aber in der Sucht nach möglichst rentabler Nutzholzwirtschaft künstlich erst aus dem Wald entfernt sind. Glücklicherweise ist man jetzt immer mehr bemüht, diesen Fehler wieder gutzumachen und den alten deutschen Baum- und Straucharten wieder ihr Heimatrecht im deutschen Wald einzuräumen.

Für die Parkwirtschaft und als vereinzelte, nicht bestandbildende Exemplare im Wald sind die Fremdländer von hohem Wert. Wir brauchen nicht einseitig urteilen und ängstlich jeden Fremdländer aus unserem Wald fernhalten — um die Forsthäuser herum sehen sie meist gut aus — aber wir haben auch die Pflicht und ein Interesse daran, den deutschen Wald in seiner ihm eigenen charakteristischen Art zu erhalten.

Die deutsche Botschaft in London.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von E. O. Hoppé.

Wo sich einst in London die Gärten der Könige aus dem Hause Stuart von der ehrwürdigen Westminsterabtei nach der Gegend des heutigen Hydepark hin erstreckten, liegt jetzt der St. James-Park. Zahllose schöne und seltene Wasservögel beleben den langen See, der seinen Mittelpunkt bildet. Man behauptet, daß viele der Vorfahren der Tiere noch von dem gelehrten James I. hierher gebracht worden sind. Im Westen des schönen Parks erhebt sich das große neue Denkmal der Königin Viktoria vor der Front der königlichen Residenz, des Buckingham Palace. Seine Ostseite bilden die stattlichen Paläste der Ministerien, die Nordseite des Parks wird durch das altehrwürdige Königsschloß St. James, wo eben die Balkankonferenz tagte, und eine lange, von zwei mächtigen Gebäuden überragte Terrasse gebildet.

In der Mitte der Terrasse führt eine breite Treppe nach dem südlichen Ende der Regentstreet, wo die großartigen Häuser einiger der berühmtesten Klubs an den Ecken der stillen vornehmen St. Jamesstreet liegen.

Die Vertreter des Deutschen Reiches wohnen an der Westseite dieser monumentalen Treppe in dem dort über der blumengeschmückten Terrasse sich erhebenden Gebäude, das sich bis zum Marlboroughhaus, kurz vor dem St. James Palace, erstreckt, und dessen Ecke die Abbildung auf S. 1396 zeigt. Wer zum erstenmal die deutsche Botschaft besucht, empfängt daher von außen einen bedeutenden Eindruck. Er glaubt, daß das ganze langgestreckte, so vornehm gelegene Gebäude den Zwecken des Reiches diene. Um so größer ist oft die Enttäuschung, wenn er an der Nummer 9 der Carlton House Terrace die Glocke gezogen und der Türwart ihn in den Vorraum eingelassen hat. Er entdeckt da, daß das Haus der Botschaft nur einen kleinen Teil des großen Palastes ausmacht. Sowohl an der nach Norden zeigenden Eingangseite wie an der Terrasse nach Süden verfügt es nur über eine Breite von je drei Fenstern. Am stattlichsten ist die nach der Treppe schauende Ostfront, wo die breite Wand von sieben Fenstern durchbrochen ist. Seine größte Entwicklung zeigt das Gebäude nach der Höhe. — Eine ganze Reihe derartiger schmaler Häuser erfüllt die beiden palastartigen Gebäude im Osten und Westen der Treppe. Die in der Mitte gelegenen sind natürlich lediglich auf das Licht angewiesen, das durch die an der Nord- und Südseite gelegenen Fenster fällt. Die gesuchtesten und wertvollsten sind die vier Eckhäuser, die über Fenster nach der Seite verfügen. Die Räume im Innern dieser Gebäude sind stattlich und hoch und von den in England zu Anfang des 19. Jahrhunderts tätigen geschätzten Künstlern ausgestattet. Wie aber nicht anders möglich, enthält bei der Schmalheit der Häuser jedes Stockwerk nur wenige Zimmer. Größere Festlichkeiten lassen sich daher in ihnen nur veranstalten, wenn man gleichzeitig mehrere Stockwerke benutzt. Das ist wegen der hohen und nicht sehr breiten Treppen unbequem und stört natürlich den Eindruck großer Veranstaltungen. Eine Flucht von Sälen wirkt immer großartiger. Ueber diesen Mangel helfen verschiedene, von Staats wegen der Botschaft zur Verfügung gestellte alte Bilder an den Wänden der Festräume nicht hinweg. In den deutschen Botschaften in Paris, Petersburg, Rom, Madrid, wo überall wirklich geräumige Paläste zur Verfügung stehen, lassen sich bei großen Gelegenheiten ganz andere Wirkungen erzielen. Franzosen, Russen, Oesterreicher und die Vertreter anderer Staaten verfügen in London über Botschaftsgebäude, die in nicht ganz so vornehmen Stadtteilen, aber doch in der Nähe des Buckingham-Palastes gelegen sind. Diese Gebäude sind bedeutend geräumiger als der Sitz der Reichsvertretung, erlauben die Entfaltung großartigerer Gastlichkeit und bieten außerdem den Vorteil, Eigentum des betreffenden Staates zu sein. Das Deutsche Reich hat es leider versäumt, seinerzeit ein ähnliches eigenes Heim in London zu erwerben. Es hat sich bei der in den siebziger Jahren üblichen ängstlichen Sparsamkeit damit begnügt, das Haus der preußischen Gesandtschaft zu übernehmen. Es war dieses mit Genehmigung König Friedrich Wilhelms IV. vom Gesandten Josias von Bunsen im Jahr 1850 gemietet worden. Die Paläste der Carlton House Terrace waren damals neu und galten als die vornehmsten Wohnungen Londons. Die Krone hatte sie an der Stelle des Lieblingsheims König Georgs IV., des Carlton Houses, erbaut, dessen Säulenportikus heute die Vorhalle der



Londoner Nationalgalerie bildet. Um den Raum möglichst auszunützen und den Reiz der neuen Häuser durch ein stattliches Aeußeres zu erhöhen, hatten die Beamten der Krone hier das gleiche System wie bei andern solchen Bauten in London angewandt. Sie vereinten die Häuser in zwei Gruppen, die vom Park aus den Eindruck wirklicher Paläste machen. Nur an der Eingangseite verraten die vielen Türen, daß es sich hier um zahlreiche schmale Privathäuser handelt. Der nicht eingeweihte Besucher glaubt aber immer zuerst in einen riesigen Palast zu treten. Erst später bemerkt er, wie beschränkt für einen vornehmen Haushalt die Wohnräume darin sind. Für Bureaus, wie sie eine Botschaft braucht, läßt sich hier nur im Keller Platz schaffen. — Die einzelnen Häuser sind zu erheblichem Preis für einige Dezennien an Mieter vergeben, deren soziale Stellung genügend hoch ist, um sie der Ehre, in der nächsten Nachbarschaft des Königschlosses zu wohnen, würdig erscheinen zu lassen. Diese Mieter dürfen an den Häusern nicht die kleinste Aenderung ohne besondere Genehmigung vornehmen. Sie müssen die Häuser zu bestimmten Zeiten reinigen oder in bestimmter Farbe anstreichen lassen. Als zur Zeit der Krönung König Eduards die Bewohner dieser Gebäude sie außer der Zeit zu Ehren des Königs neu anmalen lassen wollten, wurde ihnen das nur erlaubt, wenn sie sich verpflichten wollten, es zum vertraglichen Termin, kurze Zeit später, noch einmal tun zu lassen. Natürlich blieb unter diesen Umständen die gute Absicht unausgeführt. Als an einem Eckhaus eines Tags ein Balkon abstürzte, wurde der entsprechende am gegenüberliegenden auch entfernt. Es hat, sagt man



Der deutsche Botschafter Fürst Lichnowsky.



Das Boudoir der Fürstin.



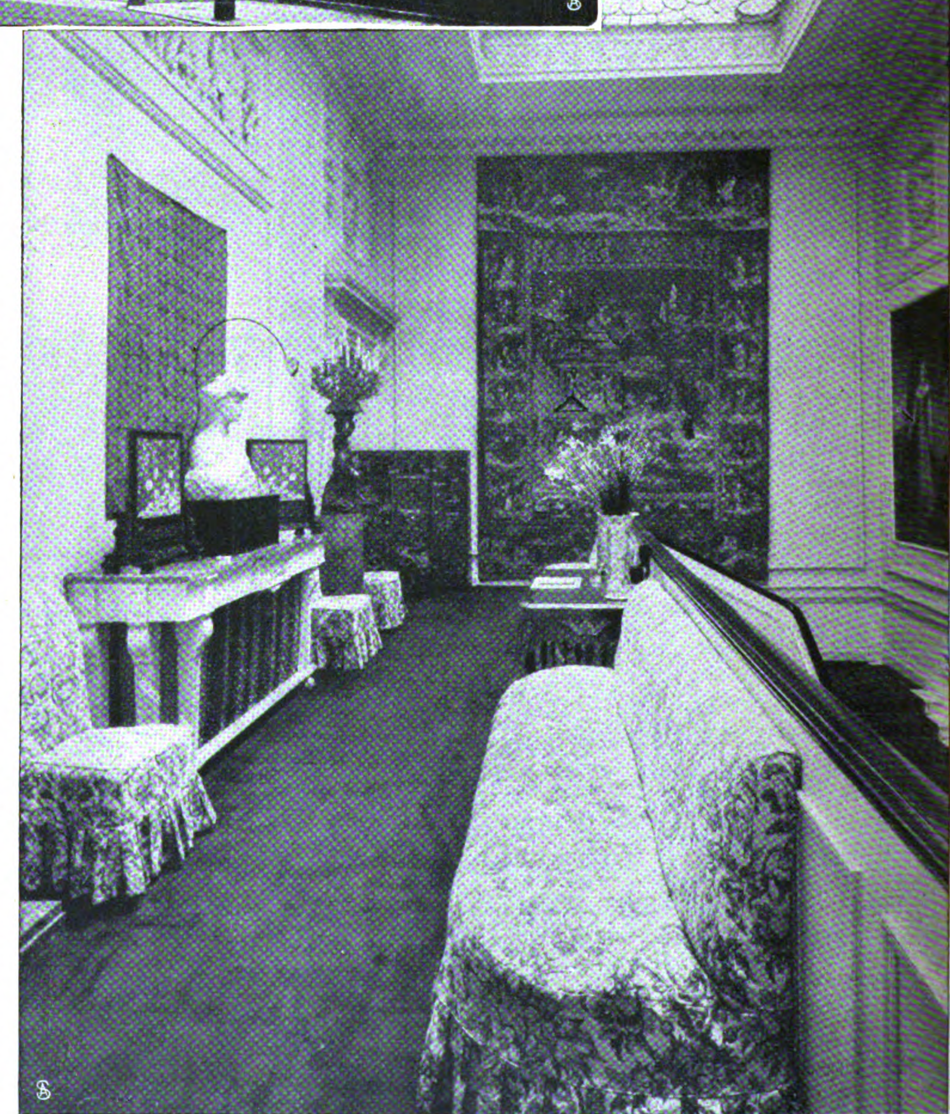


Das Haus der deutschen Botschaft in London.

Friedrich Wilhelms IV. In der Gegend der Königschlösser gehört schon so ziemlich aller Grund und Boden der englischen Krone, die ihn nur noch für kürzere Fristen zu sehr hohen Preisen verpachtet. Weiter draußen ist alles Eigentum einiger Lords, die gleichfalls kein Land verkaufen. Wirkliches Eigentum, Freehold, ist heute schon nur noch an wenigen Stellen zu ungeheuren Preisen zu erwerben. Wenn überhaupt ein Wechsel erwogen würde, müßte das Reich daher sich baldigst nach einem mög-

des persönlichen Eingreifens des Königs bedurft, um der deutschen Botschaft vor ein paar Jahren die Erlaubnis der Commissioners of Woods and Forests zu erwirken, um in der Mauer der Terrasse an der Treppe eine kleine Tür anzubringen.

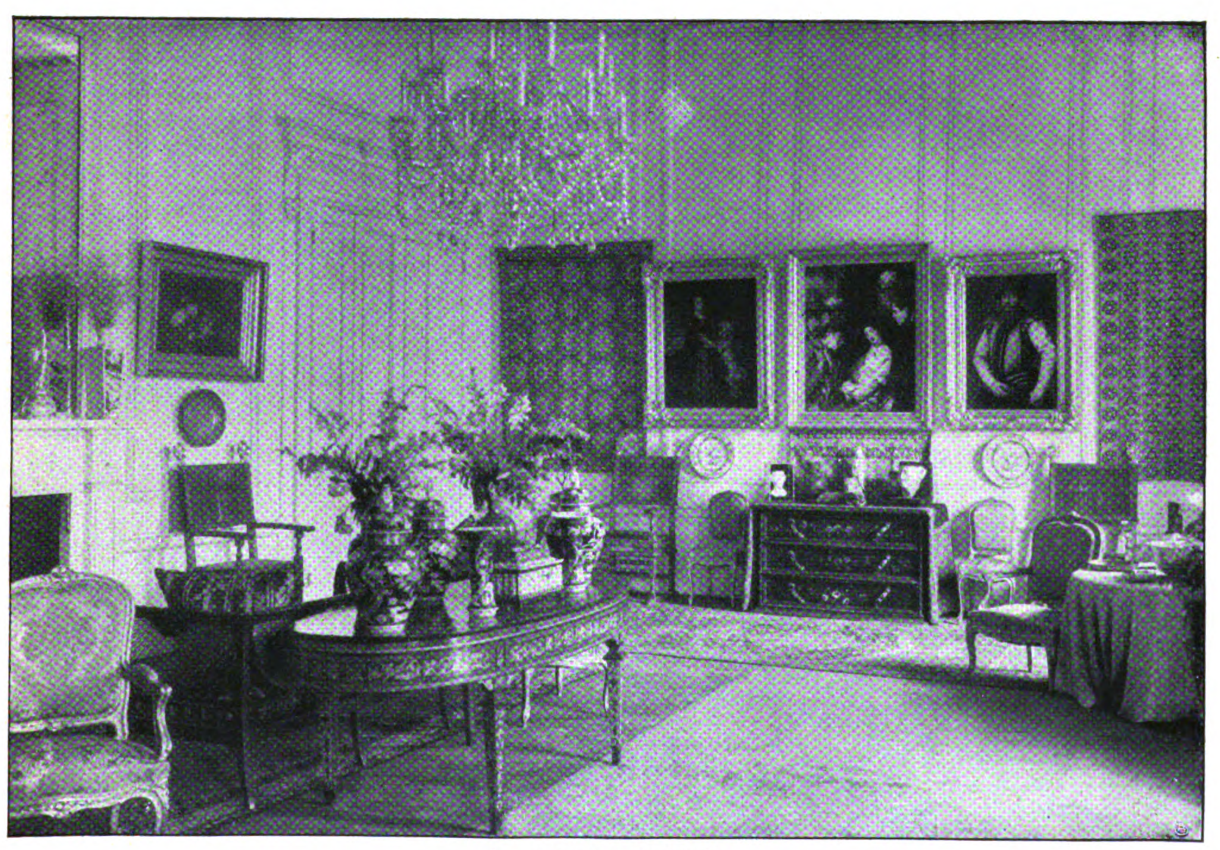
Der auf einem meterlangen Pergamentblatt geschriebene Mietvertrag für das Botschaftsgebäude läuft wie der für alle anderen Häuser der Carlton House Terrace im Jahr 1926 ab. Noch verlautet nichts Bestimmtes über die Entschließungen der Krone. Es wird gelegentlich behauptet, daß sie die heutige Terrasse abbrechen und versuchen wird, diesen wertvollsten Teil der Stadt noch besser als bisher auszunutzen. Notgedrungen würde dann das Reich sich nach einem neuen Heim für seine Vertretung umsehen müssen. Aber die Aufgabe dürfte heute noch wesentlich schwieriger sein als zu Zeiten



Die Haupthalle mit der Büste der Fürstin.

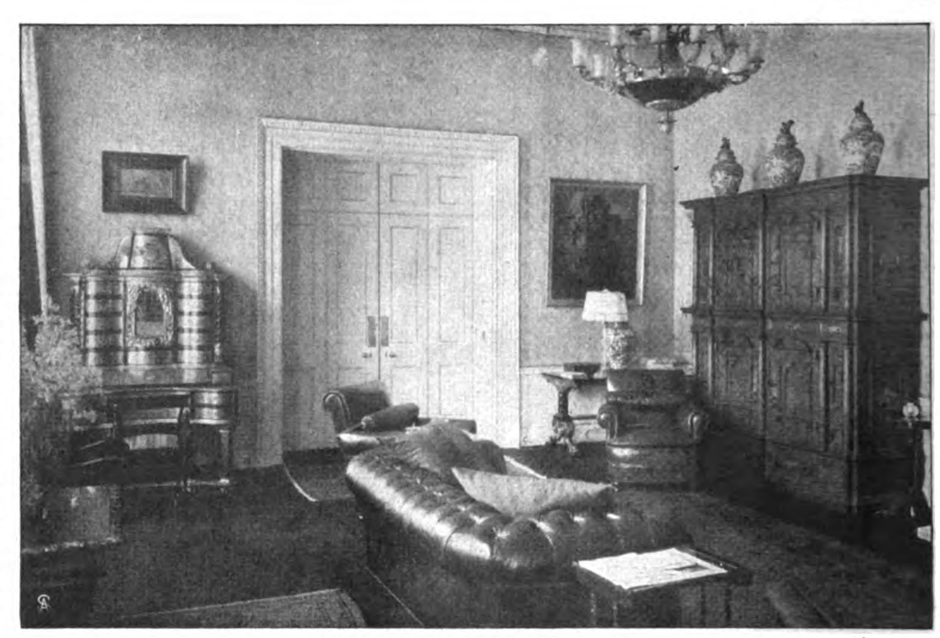


Eines der Empfangzimmer.



Der Salon der Botschaft.

lichen Bauplatz in London umtun und sehr erhebliche Opfer dafür zu bringen sich entschließen oder sich auf den guten Willen der englischen Krone, ihr wieder eine Baulichkeit zu vermieten, verlassen müssen. In ähnlich guter und vornehmer Lage wie jetzt wäre aber wohl schwerlich überhaupt etwas zu haben. Ein Grundstückskauf in guter Lage Londons während der vierziger Jahre wäre ein ausgezeichnetes Geschäft gewesen. Der richtige Zeitpunkt ist indessen verpaßt worden, und heute wird man sich wohl mit der Lage, wie sie ist, abfinden müssen.



Audienzzimmer in der Botschaft.

Von Paris nach Koblenz.

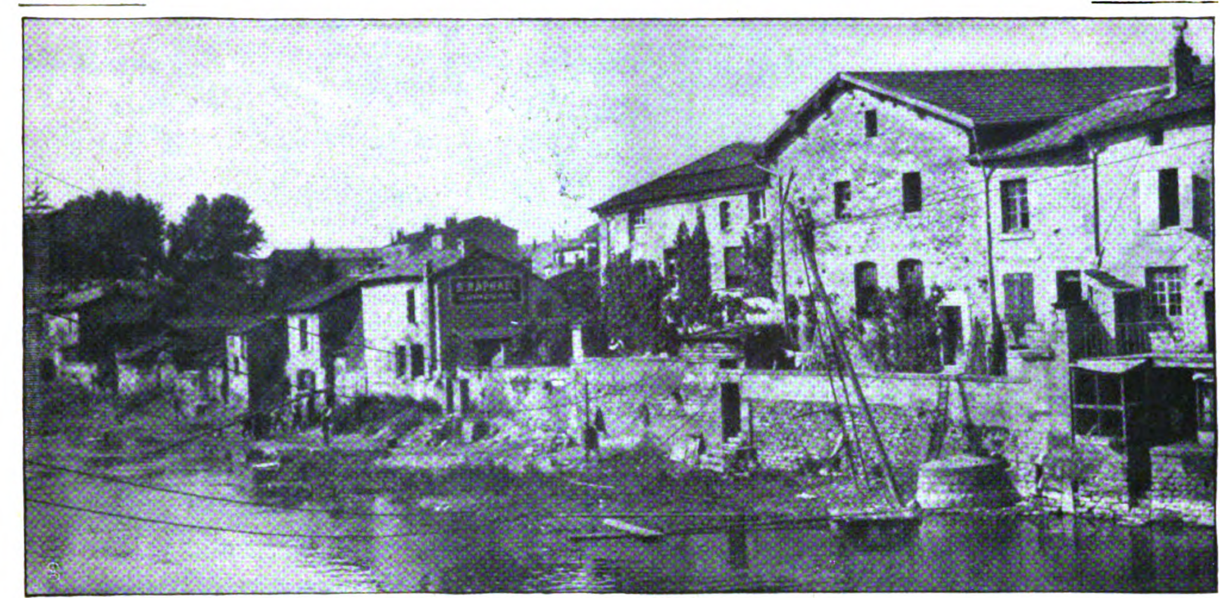
Von M. d'Artemar. — Mit 11 photographischen Aufnahmen und 1 Karte.

Die Tagebuchblätter, die hier in Kürze folgen, erzählen von einer modernen und trotzdem geruhsamen Reise in dem Motorboot „Maryvonne" von der französischen Hauptstadt durch stille Flußläufe, Kanäle, Schleusen und Tunnels, vorbei an weltvergessenen Dörfern und historischen Stätten, durch Gegenden, die auf diese Weise wohl kaum vorher befahren wurden. Die lachenden Ufer der Marne, das einsame Tal des Ornain (eines Zuflusses der Marne) mit seiner armen Bevölkerung, von deren Eigentümlichkeiten die eleganten Pariser kaum etwas ahnen, eine Fahrt bei stockdunkler Nacht durch die Krümmungen bei Mauvages, die Gelände der Mosel, die nautischen Schwierigkeiten zwischen Metz und Trier, der Anblick der Weinberge und alten Burgruinen am deutschen Strom, das Entgegenkommen einzelner, der Vereine und Behörden konnten nur im Telegrammstil verzeichnet werden, denn wir hatten alle Hände voll zu tun und wenig Zeit zu schriftlichen Betrachtungen.

Wir verlassen Paris an der Pont Royal, gegenüber dem Tuileriengarten, passieren Joinville an der Marne (Nebenfluß der Seine). Zwischen Nogent und Meaux alterniert der Kanal mit der Marne. Wir benutzen den Kanal, um einen Bogen von 17 Kilometer abzuschneiden. Meistenteils flaches und ödes Land. Schleuse von Dizy am Eingang des Canal Lateral in die Marne. Wir brauchten sieben Tage für diese Strecke. — An der Einmündung des Ornain in die Marne

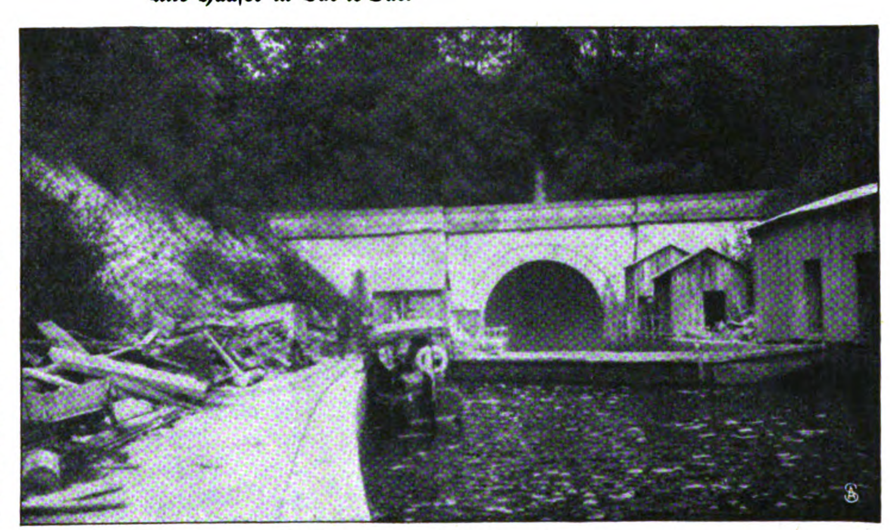


Die „Maryvonne" fährt in die Schleuse von Contrisson ein.



Alte Häuser in Bar-le-Duc.

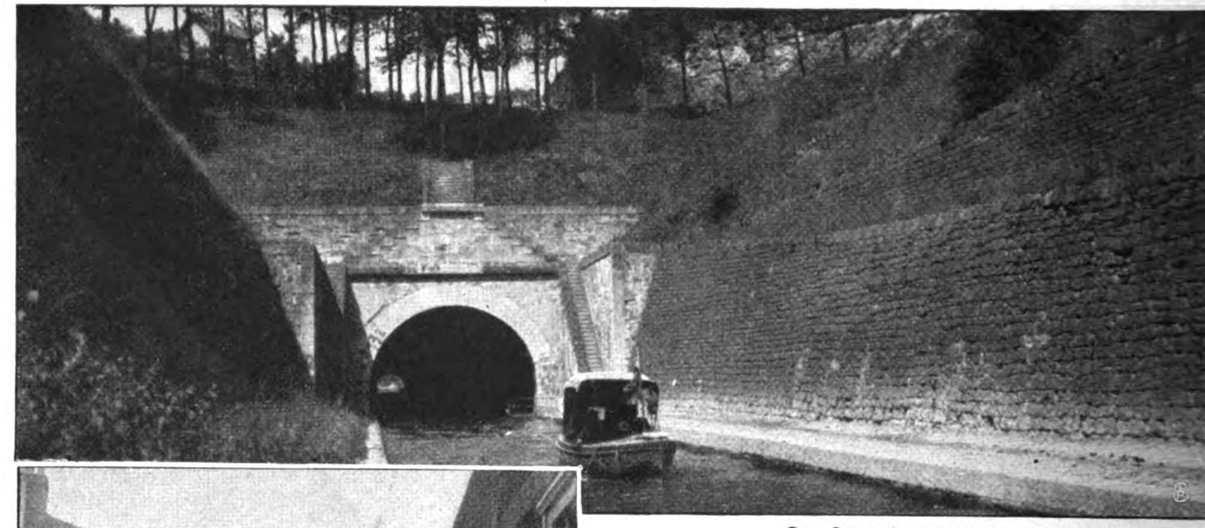
bei der Stadt Vitry treffen sich drei wichtige Kanäle: 1. Canal Latéral (die Marne nimmt hier die Aisne auf); 2. Kanal der oberen Marne; 3. Kanal, der die Marne mit dem Rhein verbindet (Toul, Nancy, Straßburg). Diesen letzteren benutzen wir bis Frouard. Um von Vitry (101 Meter über dem Meeresspiegel) bis Mauvages (281 Meter über dem Meeresspiegel) zu gelangen, ist es nötig, die 180 Meter Höhenunterschied bei 90 Kilometer Entfernung durch zahlreiche Schleusen zu überwinden. Die Schleuse bei Contrisson (Abb. S. 1398) trägt die Nummer 56. Die alte Stadt Bar-le-Duc mit ihren aus dem



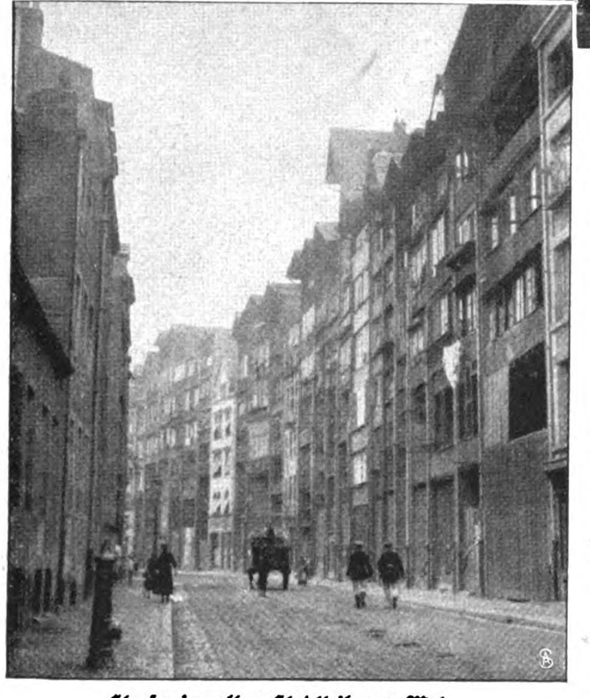
Der Tunnel von Mauvages.



Das Boot wird bei Foug an der Leine gezogen.



Der Tunnel von Liverdun.

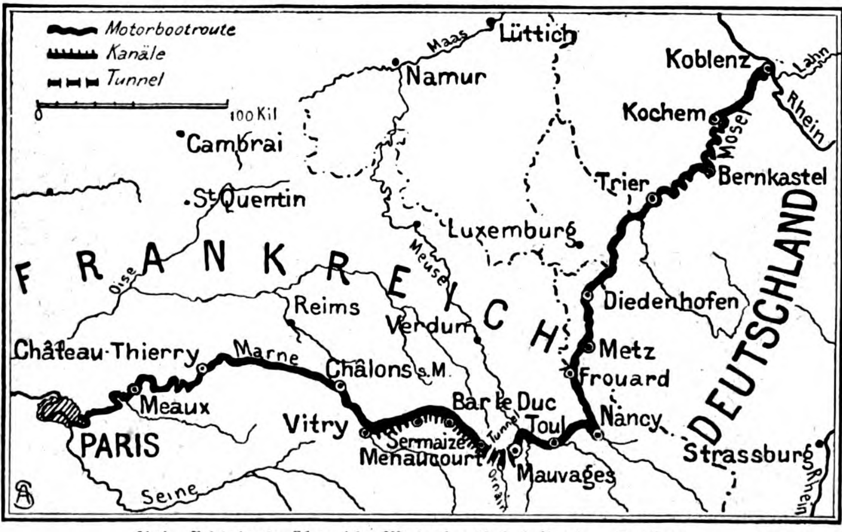


Straße im alten Stadtteil von Metz.

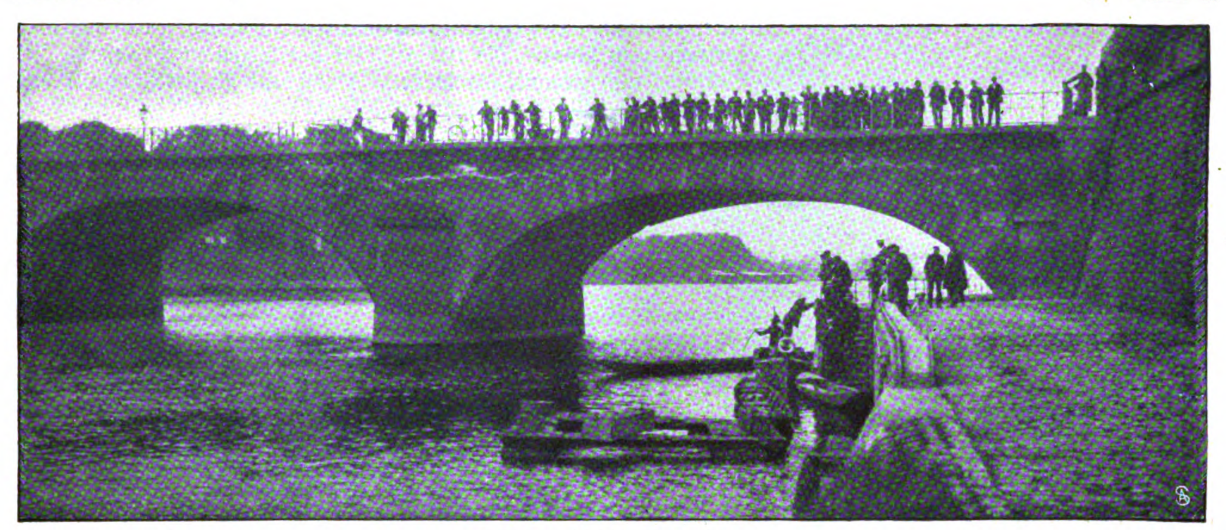
16. Jahrhundert stammenden Gebäuden und zusammengesunkenen Häusern am Wasser liegt hinter Schleuse 39. Die Verzögerungen an den Kanälen sind lästig und langweilig. — Bei Mauvages düsterer Tunnel von 4877 Meter Länge (Abb. S. 1399). Dann bis Toul durch 25 Schleusen wieder abwärts. Das Schleusenniveau von Foug hat 867 Meter Länge. Da hier der Keil des Motors zerbrach, mußte das Boot mehrere Kilometer weit getreidelt werden (Abb. S. 1399). Zwischen Toul und Nancy liegt die Tunneldurchfahrt von Liverdun (Abb. oben). Ueberschreiten der Mosel bei Fontenoy. Von Frouard bis zur Grenze wiederum zehn Kilometer Kanal. Drei Kilometer hinter Frouard ergießt sich die Meurthe in die Mosel, die von nun an befahren wird. Vor Pont-à-Mousson eine Brücke aus dem 16. Jahrhundert. Dann Arnaville, wo eine Erlaubnis einzuholen ist, das Boot aus Frankreich ausführen zu dürfen. In Noveant passieren wir das deutsche Grenzzollamt und die erste deutsche Schleuse. Von hier 15 km bis Metz. Man passiert Jouy-aux-Arches, wo die Reste der römischen Wasserleitung zu sehen sind, die das Wasser der Mosel nach Metz führten. Dann die Luftschiffhalle des „Zeppelin".

Schwierigkeiten während der Fahrt auf der Mosel bis Metz. Starke Strömung, an anderen Stellen seichtes Wasser. Auffahren auf felsigen Grund und Sandboden. Wasserschlingpflanzen hindern die Fortbewegung des Bootes. Wir brauchen drei Stunden für fünfzehn Kilometer. Wir benötigen eines Lotsen, der uns ins Schlepptau nimmt. Zweimal müssen wir ins Wasser steigen, um das aufgelaufene Boot wieder flottzumachen.

Die altertümlichen Straßen von Metz sehr interessant (Abb. nebenst.). In Diedenhofen zieht das Anlegen des Bootes viel Zuschauer an (Abb. S. 1401). Bis Remion sind es 37 km. Man passiert das Schloß von Thorn an der Mündung der Sarre. Bei Trier eine Brücke auf Granitpfeilern mit einem Glockentürmchen. Ein Kalvarienberg.



Ueberſichtskarte über die Motorbootfahrt Paris—Koblenz.



Abfahrt von Diedenhofen.

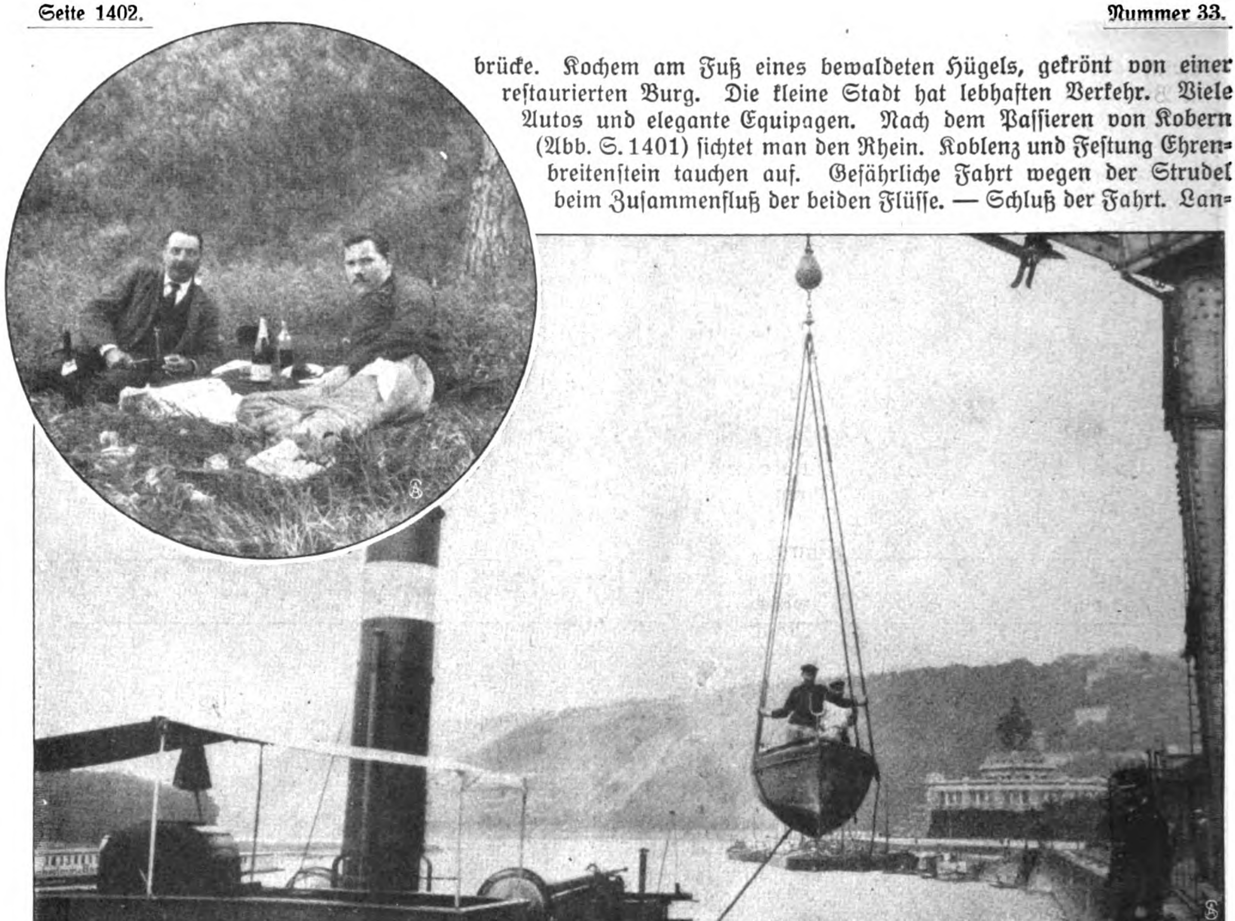


Vorbereitungen zum Frühstück.



Landung in Kobern.

brücke. Kochem am Fuß eines bewaldeten Hügels, gekrönt von einer restaurierten Burg. Die kleine Stadt hat lebhaften Verkehr. Viele Autos und elegante Equipagen. Nach dem Passieren von Kobern (Abb. S. 1401) sichtet man den Rhein. Koblenz und Festung Ehrenbreitenstein tauchen auf. Gefährliche Fahrt wegen der Strudel beim Zusammenfluß der beiden Flüsse. — Schluß der Fahrt. Lan-



Bergung der „Maryvonne" an Land. Oben: **Frühstück bei Traben im Grünen.**

dung. Mit Hilfe eines Krans (Abb. obenst.) wird die Maryvonne auf einen Lastzug gehoben, der sie auf dem Landweg nach Paris befördert. Im ganzen legten wir 766 Kilometer zurück und passierten 146 Schleusen.

Die Mosel durchfließt enge Schluchten und dichte Wälder. Saftige Wiesen wechseln mit den Weinbergen bei Neumagen, Trittenheim und Piesport ab. Bernkastel liegt in Grün gebettet. Es folgt Trarbach mit den schönen Villen der reichen Weinbergsbesitzer.

In Traben Frühstück unter schattigen Bäumen (Abb. oben), nicht weit von den Ruinen der Gräfinburg angesichts der Hängebrücke nach Trarbach. Im Schatten alter Weiden das Diner (Abb. S. 1401). Menü: Harte Eier mit Mayonnaisensauce. Büchsenfleisch. Lothringer Schinken. Gemüsesalat. Früchte. Kuchen. Schloßberger.

Bei dem malerischen Flecken Pünderich altes Feudalschloß Marienburg. Bei Bullay bemerkenswerte Doppel-

Es gibt gewiß bedeutendere und ereignisreichere Bootsfahrten als diese. Wenige aber werden, namentlich in der Kürze der Zeit, abwechslungsreicher und im Hinblick auf Land und Leute interessanter sein. Die zeitraubenden Vorbereitungen, d. h. die Einholung der verschiedenen Fahrterlaubnisscheine der französischen und deutschen Behörden, die Befähigungsnachweise zum Führen eines Bootes (als Kapitän und Mechaniker) sind vergessen, und es bleibt die Erinnerung an schöne Stunden.

****

Wirtschaft Horatio.

Skizze von Ida Boy-Ed.

Die Orgel stöhnte und stieß mit einem langgezogenen, jaulenden Laut ihren letzten Atem aus. Durch die Spitzbogenfenster brach Sonnenschein und legte Streifen von flimmerndem Licht über die sich hinausdrängenden Menschen.

Frau Luitgarde v. Glütz hatte mit ihren fünf Gästen im Herrschaftsgestühl gesessen. Nun verließen auch sie die Kirche. Dina Dettendorf sprach sehr belustigt von der Zweiteilung der Gemeinde: die Böcke rechts, die Schafe links (ach, viel Unheil unterbliebe, wenn diese Absonderung voneinander auch in der Gesellschaft eingeführt würde), und was für Köpfe hüben und drüben: schroffe Linien, tiefe Augen, starke Hautfarben; und alles von der schläfrigen Stimmung unklarer Frömmigkeit übersänftigt. Sie sprach zum Dichter, der zwischen ihr und Therese Raumer ging.

Der Dichter hatte es besonders sehr bildhaft gefunden, wie ihnen schräg gegenüber, hoch an der weißgekalkten Wand die schwarze Predigergestalt auf der vogelnesterartigen braunen Kanzel sich in leidenschaftlicher Be-



wegung oft nach vorn bog. Und die starken Farben auf den Brusttüchern der Frauen hatte er gesehen und das Blinken der Metallstickereien an den Miedern.

Therese Raumer sagte nichts. Sie fühlte sich irgendwie immer von Dina erdrückt, und ein ahnungsvolles Empfinden wollte ihr aufdrängen: vorsätzlich erdrückt. Ihre Seele, ohnehin ohne Frieden, suchte den Grund und fürchtete doch, ihn zu ahnen.

Der Dichter spürte ihr Schweigen und genoß es, als sei es voller Offenbarungen. Zugleich focht seine Zunge gegen die raschen Reden Dinas. Es war sehr anreizend, zwischen diesen beiden Frauen durch die Dorfstraße und den großartigen Park zu gehen. Sie waren für den flüchtigen Blick gleich angezogen: ganz in Weiß, Rock, Jacke, Hemdbluse, Schuhe und Hut; dem sommerlichen Landleben und der Vormittagstunde entsprechend. Und doch wirkte Dina sehr prächtig. In ihren Ohrläppchen schimmerten große Perlen.

Hinter diesen dreien ging der Geheimrat v. Glütz, ein bartloser Hüne mit Plieraugen hinter einem Kneifer. Sein Frauchen, die emsig um seine wichtige Existenz huschte wie eine Schwalbe um einen Monumentalbau, war neben ihm und nickte in ernster Zustimmung zu seiner Kritik der Predigt, die ihm zu rezeptmäßig gewesen war, denn als Regierungsbeamter ehrte er die staatserhaltenden Werte der Religion. Luitgarde mit ihrem schmerzlich entsagungsvollen Mund — der zwischen merkwürdig dicken Backen stand — nahm den Pastor in Schutz.

Auf der bedachten Terrasse hinterm Herrenhaus war ein Imbiß bereitet. Da setzten sie ihre Gespräche fort.

Der kleine Kreis ahnte, daß Dina der Hausfrau zu laut und stark in allem sei. Aber es hieß nachsichtig sein: der Bankier Wolfsohn hatte seiner Tochter vier Millionen Mitgift gegeben, und so konnte Luitgardes jüngerer Bruder, Baron Dettendorf, die Güter retten.

Thereses Schweigen entging der Hausfrau nicht.

„Nun?" fragte sie liebevoll und streichelte ihr die Wange, „Heimweh nach dem Gatten?"

Die junge Frau lächelte schwach, aus Gefälligkeit und um zu verbergen, wie quälend ihr diese beständige wachsame Zärtlichkeit sei. Aber es gilt ja im Grund Max, dachte sie. Der Professor Max Raumer hatte durch eine kühne, schwere Operation Luitgardes aufgegebenes Leben gerettet. War das jetzt wirklich immer nur die schon gewohnte, unerschöpfliche Dankbarkeit, die auch die Gattin des Retters auf Händen tragen wollte? War nicht seit einigen Tagen etwas Neues im blassen, schmachtenden Blick der alternden Frau?

Therese war nervös. Sie hätte weinen mögen. Sie hätte ja nie geglaubt, daß solche Stimmungen, solche Kämpfe möglich seien.

Sie starrte in die Wipfel der alten Ulmen, die mit Großvaterwürde den Halbkreis hinterm Schloß umstanden. Dunkelgrüne Wipfel, voll ernst leisem Geflüster ...

Aber zwischen den Stämmen leuchtete es goldengrün. Da brannte die Sonne auf weiten Rasen und weißblühenden Büschen.

Es war Sitte, daß vormittags jeder seine Zeit nach Belieben verbringe. Nur heute hatte der Kirchgang sie für die ersten Stunden vereint. Glütz las in den Ferien seiner Frau jeden Morgen aus wissenschaftlichen Werken vor, Glossen eigener Einsicht erläuternd anfügend.

Dina forderte den Dichter zu einer Tennispartie auf. Liegt nicht immer etwas in ihrem Ton wie Anrecht und Befehl, wenn sie mit ihm spricht? dachte Therese. Aber Folkhammer begegnete dem funkelnden Königinnenblick mit Kälte und sagte gelassen, daß er zu schreiben habe. Dina fand es langweilig, daß die Dichter jetzt schrieben, früher hätten sie bloß gesungen und den Frauen gedient. Was blieb ihr nun? Auch schreiben, turmhoch gehäufte Briefschulden abtragen.

Therese ging still für sich in den Park. Sie ahnte nicht, daß Luitgarde den dichtenden Neffen noch mit Gesprächen, die ihn nervös machten, neben sich hielt und ganz wie zufällig Folkhammer bis an seine Zimmertür geleitete. Am liebsten hätte die Frau diesen jungen Mann ja eingeschlossen — leider war das nicht möglich.

Therese ging langsam, trug den Hut in der Hand, und die heiße Luft strich über ihr dunkelgoldenes Haar. Im feinen Gesicht brannte der weiche Mund so rot, und die Bläue des großen Auges war von Traurigkeit verdunkelt.

Der Park schwieg. Über den Rasenflächen flimmerte die Sonne. Das Vogelleben schien zu schlafen. In den großen, dunklen Gebüschpartien lagen die weißen Scheibenblüten des Holunders, und ihr kräuteriger Duft schwebte in der Hitze, mischte sich mit dem süßen Erdbeergeruch des Jasmins und wirkte betäubend. Unter einer vor Sonnenglut weißen Akaziengruppe blieb Therese stehen und atmete den Vanillehauch der Blütentrauben gleich verbotener Lust ein. Der Himmel gleißte in Atlasbläue. Und es war doch nur ein früher Junitag.

Therese fand eine Bank, von einem Halbrund dunklen Grüns umschlossen. Ihr gegenüber standen Pappeln auf dem Rasen, in ihren steilragenden Ästen bebten die Blätter unaufhörlich und warfen Tausende von Lichtreflexen unruhig durcheinander.

Die junge Frau grübelte verloren in eine Welt von Angst und Schmerz, von Unsicherheiten und Weh. Was sollte nun aus ihrem und ihres Mannes Leben werden? Da der Händedruck eines andern mehr Glück schien als ihr ganzes bisheriges Dasein. Da sie kaum noch wagte, an den Gatten zu denken — vor seinem Bild stand ein anderes. . . .

Klang da nicht ein Schritt? Seiner. Aber er saß ja in seinem Zimmer und schrieb. . . . Nein, er war es. — Therese zitterte, als stehe sie vor verbrecherischen Taten. Sie gab sich Mühe, ihn unbefangen anzulächeln — ja, warum sollte er nicht des Weges kommen? Wenn es z. B. der Geheimrat gewesen wäre — niemand hätte was dabei gefunden. Nun fieberte sie: wenn er gesehen würde!

Wie jung und schön er aussah im silbergrauen Sportanzug — den Panama ein wenig aus der Stirn geschoben, daß das aschblonde Haar sich unterm Rand hervorstrummelte. Und diese Augen, die zuweilen einen so tiefen, düstern Ausdruck hatten. —

„Ich denke, Sie wollten". . . sagte Therese klanglos.

„Ich wollte mich von der Baronin freimachen, um von meinem Fenster aus zu beobachten, wohin Sie gingen."

Er saß schon neben ihr und küßte ihre Hand.

„Nein," sagte Therese, „nein". . . in mühsamer Abwehr.

„Ich hatte den Wunsch, Ihnen mein Bild zu geben — dieser Augenblick sollte keine Zeugen haben — mein Gott, man kann hier niemals in ungestörter Zweisamkeit sich aussprechen — man ist so fabelhaft gesellig." . . . Er zog aus seiner Brusttasche ein Bild. Es steckte in einem Umschlag.



Therese nahm es, sah ihn an — was war alles in ihrem Blick — Dank, Angst, Seligkeit. . . .

Er sah ihr zu, wie sie die künstlerische Photographie betrachtete, wie die Finger ihr bebten, die das Blatt hielten, und er dachte, daß vielleicht eine fast unwiderstehliche Begier in ihr sei, sein Bild mit Küssen zu bedecken.

„Lesen Sie", sagte er leis und gab dem Blatt in ihren Händen eine Wendung.

Da stand auf der Rückseite:

„Mein Schicksal flog, ein morsches Schiff,
Einhergepeitscht vor allen Winden,
Zu nahem Tod, und ich begriff,
Ich sollte niemals einen Hafen finden.

Da sah ich Dich, die tolle Fahrt
Fand nun ihr wunderselig Ende;
Ein Gott hat Dich mir aufbewahrt,
Nun geb ich mich in Deine Hände."

Sie schloß die Augen, betäubt von der Wahrheit, die sie seit Tagen geahnt, der ihr eigenes Wesen entgegengebebt hatte. . . . Was sollte nun werden? Wie sollten sich die furchtbar verknoteten Fäden entwirren lassen? Das Schicksal rief sie, diesem Mann Retterin, Trösterin, Gefährtin zu sein — großer Gott, und sie war nicht frei. . . . Und ihr edler Gatte? . . .

„Therese", flüsterte er und neigte sich schon zu ihr. . .

Sie fuhr auf, entsetzt — sie hörte in allem Rausch, der sie umnebeln wollte, dennoch klar eine Stimme — die weise des Geheimrats oder die fragende seiner Frau? Therese wußte nicht, was sie tat — sie lief davon — als sei ihr das jüngste Gericht auf den Hacken.

Beim Mittagessen war sie bleich, sie aß nichts — sie vermied in fast kindischer Unbeholfenheit, Richard Folkhammer auch nur anzusehen — ihr war ja, als müsse aus seinen und ihren Augen die flammende Wahrheit brechen.

Luitgarde sah sich dies auffallende Benehmen mit Unruhe, die schöne Dina mit scharfer Witterung an. Geheimrats merkten nichts.

Nach Tisch hing die glänzende Frau sich an Thereses Arm. Ja, sie wollte die liebe Sanfte, die holde Ernste auch einmal für sich haben. So verschleppte sie Therese, die fast krank vor Verlangen nach Einsamkeit war, in ihr Zimmer. Sie machte Unsinn wie ein Backfisch, zeigte Schmuck, Kleider, schöne Bücher, seufzte über ihren Mann, und endlich wurde sie vertraulich und sprach vom schweren Dasein einer vielangefochtenen Frau, und ob Therese es verdammenswert fände, wenn man einen kleinen Schwarm habe, eine kleine, himmlische, wahnsinnige Verliebtheit in einen andern.

Therese erglühte.

„Verdammenswert nicht — es ist ein schweres, furchtbares Schicksal", flüsterte sie.

„Was — Schicksal!" sagte Dina fröhlich. „Man muß nur sich, den Angebeteten und die Umwelt fest in der Hand haben."

Therese dachte nach, wie dies gemeint sein könne. Da fiel ihr die andere plötzlich um den Hals.

„Ich weiß nicht, wie es kommt," flüsterte sie, und auf einmal klang ihre Stimme spröde, und ihr Atem ging rasch, „ich muß Ihnen beichten — denken Sie: Ich werde glühend verehrt . . . erraten Sie von wem?"

Therese versuchte den Kopf zu schütteln. Ihr Herz klopfte jagend. Ihr war, als solle sie hingerichtet werden. — — Sie dachte unklar etwa: Ich könnte mich keiner andern Frau anvertrauen — keiner.

Dina lief an ihren Schreibtisch und holte ein Bild hervor.

Es war das seine — die gleiche Aufnahme, die sie vor einigen Stunden von ihm bekommen. — — Einem schrecklichen Zwang gehorchend, wandte sie das Blatt und las:

Ich sollte niemals einen Hafen finden.
Einhergepeitscht vor allen Winden,
Zu nahem Tod, und ich begriff,
Mein Schicksal flog, ein morsches Schiff,

Da sah ich Dich, die tolle Fahrt
Fand nun ihr wunderselig Ende;
Ein Gott hat Dich mir aufbewahrt,
Nun geb ich mich in Deine Hände.

Sie blieb ganz ruhig. Es kostete keine Mühe. Ihr Wesen war wie tot und stumm und schwer. . . . Sie fühlte, daß die andere mit grausamen Blicken ihr Gesicht durchforschte. Aber der Mund der andern plauderte zärtlich: „Ja, das ist wahr, daß er sich in meine Hände gab. Papa hat ihm nämlich auf meine Bitte hin seine letzten Schulden bezahlt. Luitgarde hätt's nicht mehr getan — nun gibt sie sich dem Wahn hin, er wirtschafte ordentlich — der Schlingel" — —

Und entzückt über seine Unbürgerlichkeit sah sie sein Bild an und dachte: So Frau Professor Raumer, nun wissen Sie Bescheid! — —

Therese fand ein Lächeln und hatte eine solche Haltung, daß die andere dachte: Donnerwetter. . . .

Und in dieser Haltung ging sie den langen Korridor entlang und kam in ihr Zimmer und legte sich steil und starr auf ihr Bett und dachte . . . dachte . . . Und wußte nicht, ob sie vor Scham und Selbstverachtung noch leben könne. — — Und ganz seltsam sah sie immer einen großen Schauspieler vor sich, den sie als Hamlet gesehen, und hörte ihn mit schneidender Bitterkeit sagen: „Wirtschaft Horatio!"

Ja, auch „er" verstand sich darauf, das Gebackene vom Leichenschmaus einer absterbenden Verliebtheit zur Hochzeitschüssel für die nächste zu machen . . .

Plötzlich kam ein ganz neues Gefühl über sie, kräftig und böse — ihre weiche Natur ganz überwallend. . . . Sie sprang auf, sie nahm das Bild, setzte unter die Strophen mit Bleistift — damit er es vor etwaiger weiterer Benutzung ausradieren kann, dachte sie höhnisch — die Worte „Wirtschaft Horatio". Sie tat es in einen Umschlag, schrieb mit besonders großen Buchstaben seinen Namen darauf, und eine Minute nachher trug das Zimmermädchen das Festverschlossene in Herrn Folkhammers Zimmer. —

Dann warf Therese sich wieder auf ihr Bett und weinte — weinte — weinte. . . .

Unterdessen empfing die Hausfrau schon im Portal einen Gast, von dessen Ankunft nur sie wußte. Der stattliche Mann sah ernst aus, als er Luitgarde in ihr Zimmer folgte.

Und nun merkte sie erst, daß es recht schwer sei, von Dingen zu sprechen, die man gefühlt und nicht gesehen hat. Ihre Phantasie, lebhaft und reinlich, wurde von ihrer Sentimentalität sehr beeinflußt. Sie sah gleich Dramen, wo eine andere nur an einen Sommerflirt gedacht hätte. Und sie wollte verhüten, daß ihres innig verehrten Professors Frau in Tragik käme, die auch sein



Leben verderben mußte. Sie weinte fast und bat um Verzeihung für ihr Telegramm. Aber seine Frau — und sie selbst — und der schöne Vorsommer — und seine Nerven -- und ihr interessanter Neffe Richard — ja und vor allem seine Frau. . . .

Dem Professor wurde bei so viel Unklarheit nicht gut zumute. Denn er wußte doch, Frau Luitgarde hatte einen abgöttischen Respekt vor seiner Arbeit — rief ihn nicht umsonst ab. . . . Aber er war nicht der Mann der Fragen. Selbst sehen! So hieß es bei ihm.

Er ließ sich den Weg zum Zimmer seiner Frau zeigen. — Er trat ein — da lag sie — schluchzend — ohne zu bemerken, daß jemand kam. . . .

„Therese!"

Sie fuhr auf — sie schrie fast — und kam in die Höhe, von ihm beinah getragen — und lag in seinen Armen, weinend, weinend. . . .

Er hielt sie fest umschlossen. Und er stand und sah über das dunkelgoldene Haar hinaus in die verführerische Natur, in die von Sonnenbrand durchzitterte, von kräuterigen, süßen Gerüchen schwere, blaue Luft. . . . Und er wußte, seine Therese war in der Zeit, wo das Weib zum zweitenmal blühen will, wo ihr Wesen überfüllt ist von Fragen, Gärungen, Sehnsüchten.

„Nun, geliebtes Kind — was ist? Find ich dich in Gefahren?" fragte er leise.

„Nicht mehr — nicht mehr!" sagte sie und begann sich zu fassen.

„Überwunden? Durch eigene Kraft?" fragte er weiter. Wie dieses sanfte, tiefe Verstehen ihr wohl tat.

Sie legte die Arme um seinen Hals und sah ihn in grenzenloser Aufrichtigkeit an.

„Nein. Nicht durch eigene Kraft. Durch die Schwäche anderer." . . .

Da lächelte er leis und küßte sie sehr zart auf die Stirn.

Er war ein großer Arzt und Frauenkenner und kannte vor allem seine Frau genau. Und er wußte: Eigene Kraft ist viel, die Schwächen der andern sind aber mehr — in solchem Fall, wie er ihn hier ahnte. . . .

Das Liebieg-Haus in Frankfurt a. M.

Von Dr. Fried. Lübbecke, Frankfurt a. M. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Frankfurt a. M. ist noch immer freie Reichsstadt, obwohl es seit fast einem halben Jahrhundert keine eigenen Taler mehr prägt. Ein gesunder Bürgerstolz lebt in ihr, der gern seine Stadt gelobt hört, aber auch nicht minder geneigt ist, für ihre Größe etwas zu tun. Man sollte nicht dafür das Wort „Opfer" gebrauchen. Denn gibt der Frankfurter etwas, so tut er es in dem Gefühl, daß es in der Familie bleibt. Jeder auswärtige Freund muß zunächst mit ins „Städel", jene köstliche feine Bildergalerie jenseit des Maines im Städelschen Kunstinstitut, die eine echt Frankfurter Patriziertradition nunmehr in fast hundert Jahren ausbaute, dann geht's in das jetzt vorbildlich geordnete Kunstgewerbemuseum, die Sammlung des Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereines, und ins Senckenbergianum, wo eine ebenfalls von privaten Mitteln zusammengebrachte naturhistorische Sammlung ersten Ranges zu sehen ist. In letzter Zeit ist zu diesen Museen die „Städtische Galerie" getreten. Der Titel klingt farblos, wird reichlich mit dem ähnlich lautenden des Städels verwechselt, so daß er wohl für die meisten ohne Inhalt bleibt. Eingeweihtere wissen, daß die Städtische Galerie mit dem Städel in direktorialer Personalunion verbunden ist und mit den ihr zur Verfügung stehenden städtischen Mitteln moderne Meister und Skulpturen sammelt und so die Lücken füllt, die bei dem von dem 100 Jahre alten Stiftungsbriefe Joh. Friedr. Städels abhängigen Samm-



Madonna von Haus Multscher um 1450. Madonna aus Munderkingen.



Heilige Dorothea-Augsburg 1520.

lungs-Programm von vielen schon lange empfunden wurden. Während die modernen Bilder im Städelschen Institut als „Leihgaben" untergebracht wurden (z. T. wegen Raummangels nur sehr provisorisch), fanden die Skulpturen im sogenannten Liebieg-Haus ihr Heim. Dieses Haus, eine prunkvolle Villa im Renaissancegeschmack der 80er Jahre, wenige Schritte vom Städel mainabwärts gelegen, verdankt die Stadt einer letztwilligen Verfügung des im Jahr 1904 verstorbenen Barons Heinrich v. Liebieg, der es ihr zu Kunstzwekken stiftete. Ein recht anmutiger Anbau von fünf vorbildlichen, mit hohem Seitenlicht ausgestatteten Sälen erweiterte zunächst die Villa. Er wird jedenfalls schon in absehbarer Zeit noch weiter ausgebaut werden müssen, um die stark angewachsenen Schätze des Museums zu bergen. Diese umfassen Skulpturen sämtlicher Epochen von den Aegyptern bis zum Rokoko, soweit sie zum europäischen Kulturkreis gehören. So stellt dieses Museum eine ganz neue Gattung unter allen öffentlichen deutschen Kunstsammlungen dar, eine Glyptothek, die ihren Rahmen weit über den der verschiedenen Sammlungen antiker Kunst ähnlichen Namens hinaus setzt. Nur Bildwerke von hervorragender künstlerischer Leistung finden in ihr Platz. Durch weiträumige gutbelichtete Aufstellung wird tunlichst jedem Stück zu eigener Wirkung verholfen; der Zusammenhang mit dem Kunstgewerbe, wie man



Heiliger Jakobus — um 1480 niederländisch.

ihn noch anderorten für nötig erachtet, ist grundsätzlich aufgegeben. So begleitet selbst den flüchtigen Besucher ein bleibender Eindruck aus dem Museum: daß die Plastik eine der Malerei durchaus ebenbürtige Schwester ist, die es wohl verdient, daß man ihr ebenso wie den Gemälden eigene Heimstätten errichtet. Kunstfreunde besonderer Artung erklären sogar, daß eine solche Sammlung von Plastiken wegen der ihr durch das Material auferlegten Beschränkung im Stofflichen reinere Genüsse als eine Gemäldegalerie zu vermitteln vermöge. Mag dieses Urteil vielfach durch die Neuheit der Erscheinung mitbedingt sein, jedenfalls hat sich dieser erste Versuch als durchaus entwicklungsfähig bewiesen. Wie tief diese

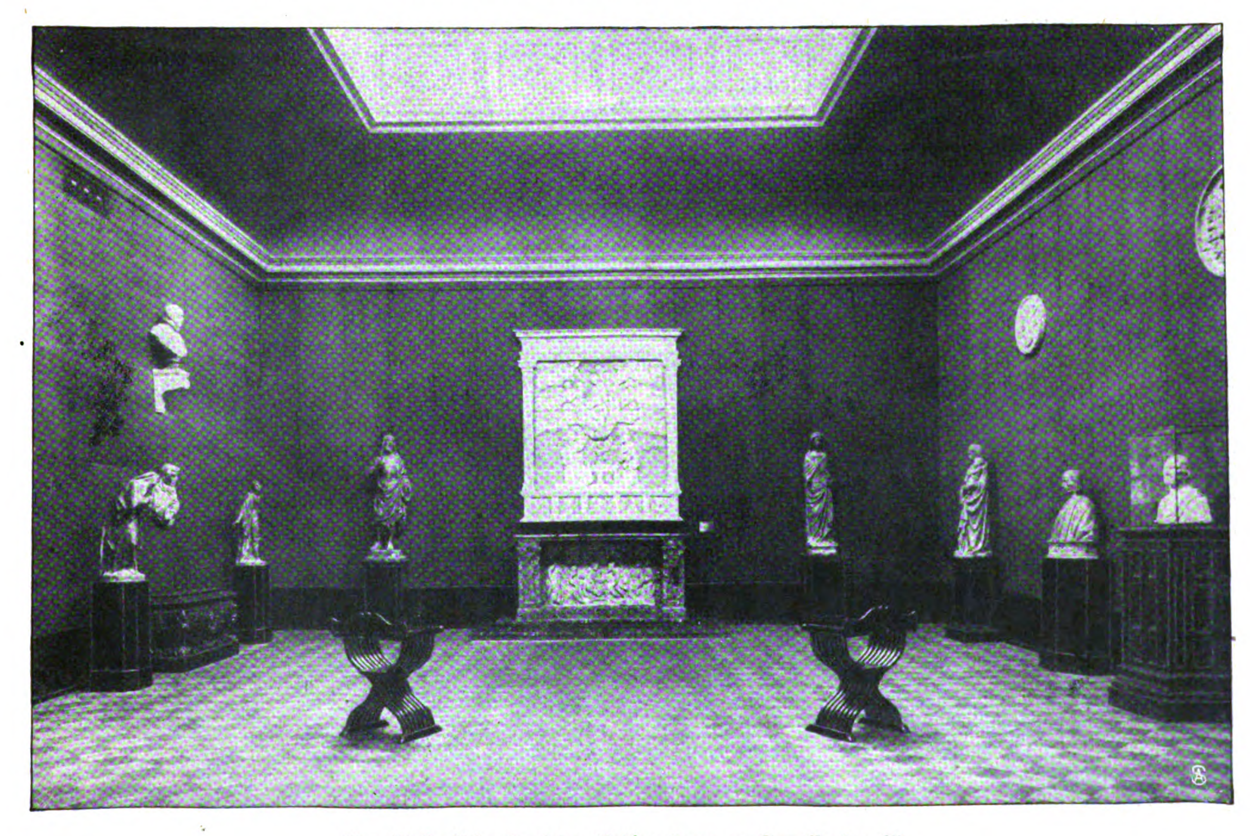


Das Liebieg-Haus in Frankfurt a. M.

Ueberzeugung auch in breiteren Schichten der Frankfurter Bürgerschaft Wurzel schlug, zeigte vor kurzem der einmütige Beschluß von Stadtverordnetenversammlung und Magistrat, eine Summe von 360,000 Mark für den Erwerb eines noch namenlosen mittelalterlichen Alabasteraltars von allerdings hervorragender künstlerischer Bedeutung bereitzustellen. Vielleicht darf man in diesem Beschluß eine der edelsten Früchte von Tschudis Lebensarbeit erkennen: nicht Beinhäuser pietätvoll gesammelter Fragmente sollen Museen sein, sondern Stätten lebendigsten Genusses, gegründet auf der Erkenntnis, daß nur in den wirklichen Meisterwerken des menschlichen Genius, der knappen Auslese aus dem Vielzuviel des Mittelmäßigen, Ewigkeitswert wohne. Im Städelschen Institut, dem Erbe der vornehmsten Tradition, die anscheinend die demokratische Welle des 19. Jahrhunderts verschlang, war diese Lehre seit jeher im stillen lebendig. Zum Bewußtsein der breiteren Schichten kam sie allerdings erst durch den Sturm, den Tschudis Auftreten allenthalben entfesselte. Trotz dieses Prinzips, daß auch für das Liebieg-Haus nur das Beste — und naturgemäß leider auch oft das Teuerste — gut genug sei, ist die Sammlung in den wenigen Jahren ihres Bestehens rasch gewachsen. Als im Herbst 1909 das neue Haus der Oeffentlichkeit übergeben wurde, standen schon die Myronische Athena und der Mariä-Himmelfahrts-Altar von A. della Robbia, die Spenden Frankfurter Mäzene, neben fast 300 Plastiken, die wundervolle Furtwänglersche Sammlung griechischer Kleinkunst nicht eingerechnet. Besonders gut war neben der



Stuccobüste des Macchiavelli, italienisch, um 1450.



Der Italienische Saal im Liebieg-Haus zu Frankfurt a. M.

Antike und der Renaissance die deutsche Spätgotik vertreten, wie sie besonders im weiteren Umkreis von Frankfurt heimatständig ist. Auch von französischer Gotik, vor allem der burgundischen Schule des 15. Jahrhunderts waren mancherlei Meisterwerke zu sehen. Zu diesem Grundstock sind seitdem zahlreiche neue Werke getreten, von denen nur die herrlichen Reliefs vom Totentempel des Pharaos Sahûré aus Abusir um 2600 v. Chr., die sogenannte Bopparder Piétà, die Grablegung aus Nevers, die Mithrasgruppe aus dem Schlangenheiligtum vom Esquilin in Rom, der Johannesaltar von Michel Wohlgemuth (erworben aus dem zur Erinnerung an den scheidenden Alt-Oberbürgermeister Adickes von Frankfurter Kunstfreunden gestifteten Fonds) und die Leda von Andrea della Robbia erwähnt seien. In Kürze soll auch der schon erwähnte Alabasteraltar aufgestellt werden, wodurch Deutschland um ein ganz einzigartiges Meisterwerk rheinischen Ursprungs um 1400 bereichert sein wird. Regelmäßige unentgeltliche Führungskurse sind eingerichtet, für die im Winter nach englischem Muster eine Beleuchtung des Museums zu jedermann bequemen Abendstunden geplant ist.



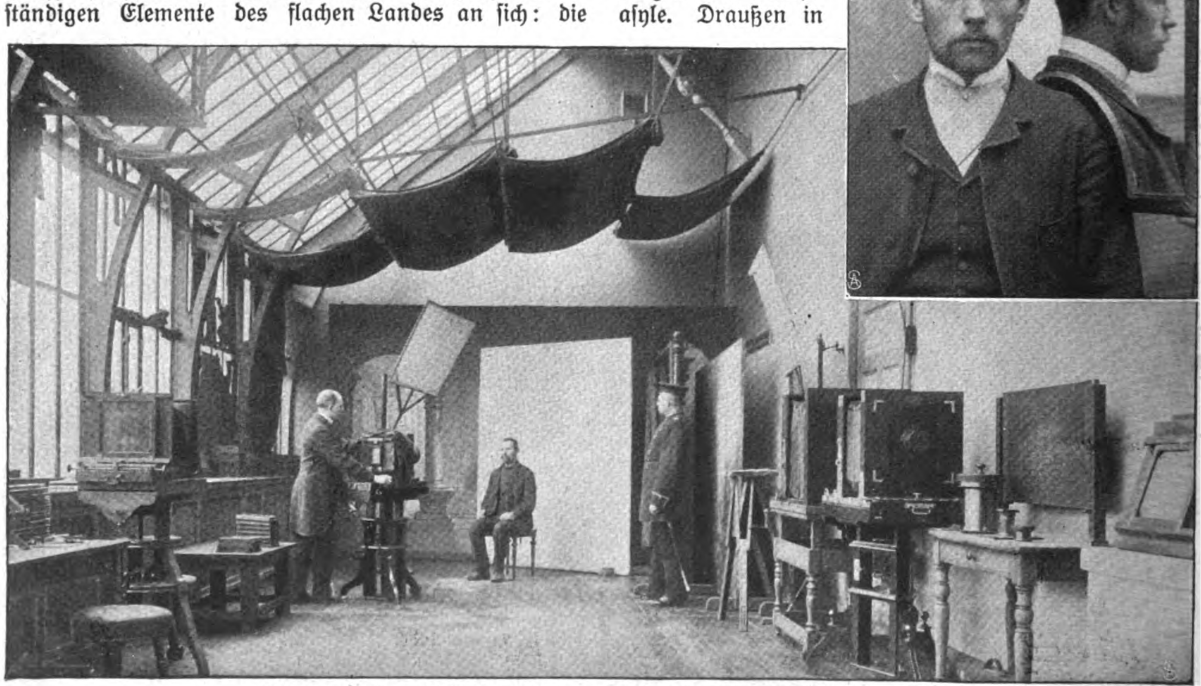
Madonna (Terrakotta)
des Meisters der Pellegrinikapelle Bologna um 1430.

So wächst die junge Schöpfung fröhlich von Jahr zu Jahr. Wenn vielleicht nach hundert Jahren diese Glyptothek ebenso schön und eigenartig sich zeigt wie jetzt das Städelsche Kunstinstitut, dann wird man gewiß mit besonderer Dankbarkeit der beiden Namen gedenken, die unlöslich mit der Frankfurter Städtischen Galerie und vor allem dem Liebieghaus verknüpft sind: des Oberbürgermeisters Franz Adickes und ihres ersten Direktors Georg Swarzenski. In seltenem Einvernehmen haben beide das neue Werk auf die Grundlagen gestellt, die sein weiteres Gedeihen für alle Zeit gewährleisten.

Großstadtpolizei.

Von Dr. Robert Heindl. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Der Hamburger Polizeipräsident Dr. Roscher hat kürzlich ein Buch erscheinen lassen, das er „Großstadtpolizei" betitelt. Ein interessantes heikles Thema. Die Großstadtpolizei ist in den letzten Jahrzehnten eine schwierige Spezialfrage der Verwaltungstechnik geworden. Ein Viertel aller Deutschen wohnen in Städten mit über 100 000 Einwohnern. Wie ein gigantischer Polyp saugt die Großstadt alle nicht ganz bodenständigen Elemente des flachen Landes an sich: die Armen, die Arbeitscheuen, die Vergnügungsüchtigen. Sie tauchen im Chaos unter, verschwinden in den fünfstöckigen Mietkasernen mit den Zweizimmerwohnungen, in den Riesenkarawansereien der Herbergen und Nachtasyle. Draußen in



Photographische Anstalt, Aufnahmeraum. Oben: Spiegelphotographie.

ihren Dörfern waren sie Menschen, Persönlichkeiten, hatten Ziel und Zweck; in der Großstadt sind sie die Nullen an der großen Zahl, leben farblos und schemenhaft das Leben der Masse. Niemand kennt sie, keiner kümmert sich um ihr jämmerliches Vegetieren. Nur hin und wieder taucht einer aus der namenlosen Menge wieder auf, wird wieder zur Persönlichkeit, die das Interesse der anderen beanspruchen darf. Dann steht sein Name auf roten Zetteln an den Anschlagsäulen, und ein Untersuchungsrichter oder ein Polizeipräsident macht auf ihn aufmerksam.



Verkleidete Kriminalbeamte der Hamburger Polizei.

Es ist klar, daß die Landflucht die Sicherheit der Großstadt in hohem Maß fährdet, daß die rapide Anhäufung von Menschen — und zumeist ungebildeten, arbeits- und vermögenslosen Menschen — der Polizei immer neue schwierigere Probleme zu lösen gibt.

Daß sie diese Probleme zu lösen imstande ist, zeigt das Roschersche Buch. Es zeigt auch, wie die Probleme gelöst werden. Zeigt, wie die Verkehrspolizei in das Chaos Ordnung bringt, wie die Baupolizei das Aeußere der Großstadt kontrolliert, wie die Gewerbepolizei bei Tag und die Sittenpolizei bei Nacht Handel und Wandel überwacht. Fremdenpolizei, Armenpolizei, Gesundheitspolizei werden eingehend von Roscher besprochen; über jeden dieser Zweige der polizeilichen Verwaltungstätigkeit findet der Leser Wissenswertes in dem Buch, der Laie eine anregende, allgemein verständlich geschriebene Abhandlung, der Fachmann eine lückenlose Information. Am interessantesten und vom Autor mit besonderer Liebe behandelt ist aber der Abschnitt „Kriminalpolizei“.

In dieser Branche des großstädtischen Polizeigeschäfts sind in den letzten Jahren besonders große technische Fortschritte gemacht worden. Vor allem im sogen. „Erkennungsdienst“. Der Erkennungsdienst ist überhaupt erst ein Kind unserer Zeit, eine Konsequenz der Großstadtentwicklung, des Großstadttohuwabohus, in dem keiner den andern kennt.

Nicht nur die Mitglieder der ersten, vornehmen Gesellschaft reisen inkognito, um sich vor taktlosen Belästigungen zu schützen. Auch die Gauner, vom eleganten Hochstapler angefangen bis herab zum bettelnden Landstreicher, machen es so — aus dem gleichen Grund. Ein großer Prozentsatz der von der Kriminal-

M.B.

Körperlg: 1,61	Kopflg: 19,2	lk. Mittelfg: 10,6	Klasse: 1	Pigm: m
Krümm: 0,	Kopfbr: 15,6	lk. Kleinfg: 8,0	Zone I.	Bindm: m
Armsp: 1,63	Jochbr: 14,2	lk. Fusslg: 25,8	Zone II.	Fälle: m
Sitzhöhe: 0,90	r. Ohrlg: 5,9	lk. U. Arlg: 42,5	bes:	bes:

Photographie, deren Ergänzung u. Finger-Abdrücke.

Verkleinerung: 1/7.

Zeigefinger — Daumen — Linke Hand

Daumen — Zeigefinger — Mittelfinger — Ringfinger — Rechte Hand

Form. 1040.

Akten-Nr. 1879/05 Name u. Vornamen: Krümper, Paul Gottfried

Stand:

Spitzname:

Verbr. Kategorie:

geb. dn. 6 ten März 1870 zu: Königsberg i/Pr.

Staat u. Verwaltungsbezirk: Preußen, Königsberg i/Pr.

Vater: Wilhelm K. Mutter:

tot leb. in

verheiratet mit: –

wohnhaft in ergriffen in Hamburg

Militär-Verhältnis: Kontrolstelle: –

Wie oft bestraft? 33 mal mit Gefg.? 17 mal Zuchthaus? 1 mal

Jetzt verhaftet wegen:

Bemerkungen:

Narben und andere besondere Kennzeichen.

I. lk. Arm:

II. r. Arm:

III. Gesicht und Hals:

IV. Brust:

V. Rücken:

VI. Beine und Füsse:

Bemerkungen:

Anthropometrische Karte. Vorder- und Rückseite.







Mädchen als Knabe verkleidet.

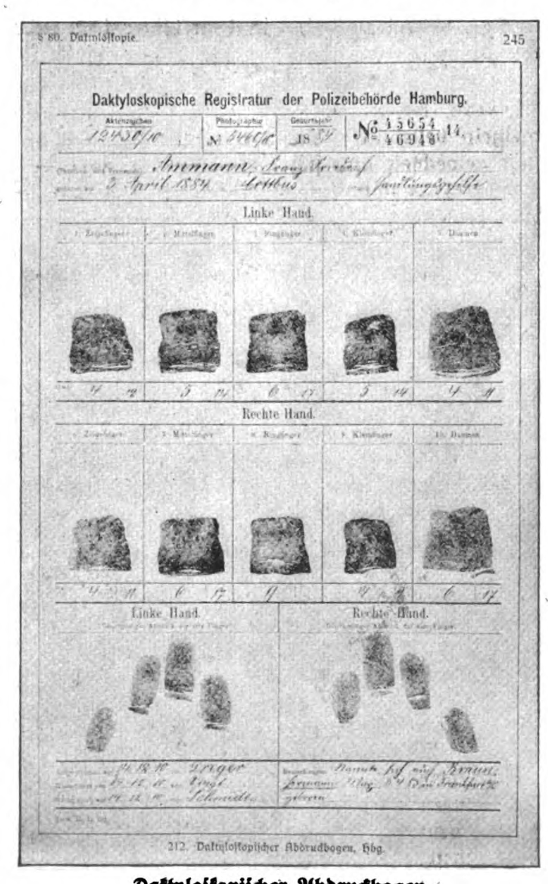



Mann als Frau verkleidet.

polizei Aufgegriffenen gibt falsche Namen und Nationalia an. Der eine wählt ein Pseudonym, weil er „ausgewiesen" ist, der andere wird gerade wegen einer Straftat verfolgt, ein dritter ist beim Schub oder aus der Strafanstalt entsprungen, wieder einer fürchtet als „rückfällig" erkannt und deshalb schwerer bestraft zu werden. Der in flagranti Ertappte hofft durch falsche Namensangabe die polizeiliche Erhebung seines Wohnorts zu verzögern und dadurch für seine Komplicen Zeit zu gewinnen, damit die im Logis versteckten Verbrechensobjekte beiseitegeschafft werden können. Und schließlich gibt es Gewohnheitslandstreicher, die lediglich aus Bosheit der Behörde Schwierigkeiten machen wollen. In allen diesen Fällen sowie bei der Auffindung von unbekannten Leichen, Taubstummen und Irrsinnigen war man früher auf die Personalbeschreibung (Signalements) angewiesen, die mit ihren allgemeinen Ausdrücken „proportioniert", „mittel" usw. für die Identifikation völlig unzureichend waren.

Erst im Jahr 1879 wurde durch den Pariser Polizeibeamten Alfons Bertillon eine brauchbare Identifizierungsmethode, die „Anthropometrie", gefunden. Sie hat sich im Lauf der Jahre in allen Kulturstaaten eingebürgert. Ein Netz von Meßstationen umspannt die Erde, und mancher gefährliche „Internationale" fängt sich in dessen Maschen.

Die Grundzüge der Bertillonage sind bekannt: das menschliche Knochengerüst bleibt — nach Bertillons Aufstellungen — vom 21. Lebensjahr an absolut konstant. Es ist unmöglich, zwei Individuen zu finden, die in allen Knochendimensionen gleiche Maße zeigen. Die einzelnen Maße lassen sich mit Meßzirkel und Winkelmaß feststellen, und somit ist die Möglichkeit gegeben, auf geradezu mathematischem Weg Personen wiederzuerkennen.



§ 80. Daktyloskopie. 245

Daktyloskopische Registratur der Polizeibehörde Hamburg.

Aktenzeichen 12430/10 — Photographie № 5460/10 — Geburtsjahr 1884 — № 15654/46948 14.

Ammann

2. April 1884 Cottbus

Linke Hand.

Rechte Hand.

Linke Hand. Rechte Hand.

212. Daktyloskopischer Abdruckbogen, Hbg.

Daktyloskopischer Abdruckbogen.

Gemessen werden: Kopflänge, Kopfbreite, Jochbeinlänge, Länge des rechten Ohres, des linken Fußes, des linken Mittel- und Kleinfingers, des linken Unterarmes, Körperlänge, Armspannweite und endlich Sitzhöhe. Nach den erhaltenen Maßen werden die Meßkarten registriert. Zunächst zerfällt das ganze Material in 3 Gruppen nach der Kopflänge, jede dieser Gruppen in je 3 Unterabteilungen nach der Kopfbreite usw.

Angewandt wird die Anthropometrie in neuster Zeit fast nur mehr bei internationalen Verbrechern. Denn sie ist zeitraubend und verlangt eine kostspielige Apparatur.

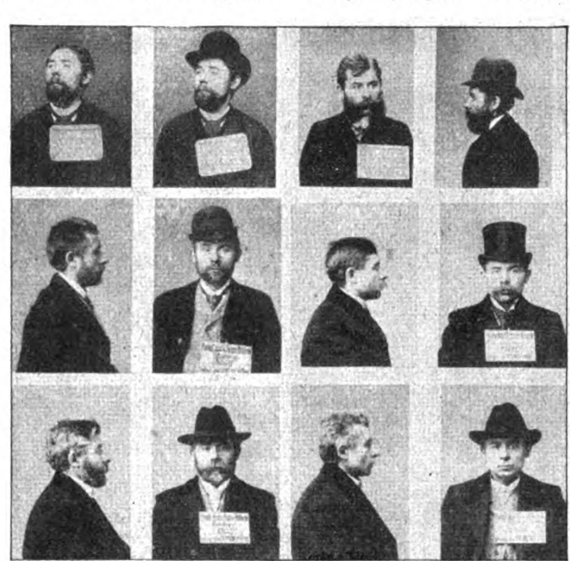
Viel zweckentsprechender, billiger und einfacher ist die Daktyloskopie, das Fingerabdruckverfahren. Eine eingehende Beschreibung dieser Methode erübrigt sich bei der umfangreichen Literatur, die den Gegenstand in der letzten Zeit behandelt hat. Bekanntlich wird die Innenfläche der Hand von zahllosen feinen Papillarlinien bedeckt. Die Linien ziehen meist wie die Furchen eines Ackerfeldes parallel, nur an den Fingerspitzen bilden sie seltsame Zeichnungen, Schlingen, Wirbel und andere Muster. Diese minutiösen Verästelungen der zarten Linien an den Fingerbeeren sind so mannigfaltig, daß nachgewiesenermaßen nie zwei Menschen ein und dasselbe Muster zeigen. Anderseits sind die Muster bereits beim Embryo vorhanden, sie begleiten den Menschen unverändert durchs ganze Leben und erhalten sich im Grabe noch, bis sich die Haut zersetzt. Selbst wenn die Haut beim lebenden Menschen absichtlich oder zufällig entfernt wird, wächst

sie mit dem gleichen Papillarlinienmuster nach. Jeder Mensch trägt also an den Fingerspitzen 10 unverfälschbare Stempel aufgedrückt, die ihn individualisieren und etikettieren, und die daher in höchstem Maß zur Identifizierung geeignet sind.

Der Engländer Galton hat diese Idee erstmals für kriminalistische Zwecke zu verwerten gesucht. Von ihm stammt auch das heute übliche Verfahren des Daktyloskopierens: die Finger mit Druckerschwärze zu färben und dann auf weißes glattes Papier zu drücken, wo sie einen bis ins feinste Detail klaren Abdruck liefern. Die Abdrücke der zehn Finger werden nach der Form des Musters und der Zahl der Papillarlinien klassifiziert und — gewöhnlich nach dem System des Londoner Polizeichefs Henry oder des Hamburger Präsidenten Dr. Roscher — registriert.

Die großen Polizeizentralen tauschen ihr Registraturmaterial gegenseitig aus und besitzen deshalb fast von allen wichtigeren Verbrechern Fingerabdruckkarten. Wenn einer von dieser Sorte bei ihnen auftaucht, wird er durch den Vergleich der Fingerabdrücke entlarvt, mag er noch so viele falsche Namen haben.

Das dritte kriminalistische Wiedererkennungsmittel ist die Photographie. Die von der Polizei verkörperte Justitia ist nicht mehr die blinde Frau, wie sie naive Künstler bisher zu malen und meißeln beliebten. Sie hat ihr ophthalmologisches Attribut gewechselt und sich die Optik in weitestem Umfang zunutze gemacht.


Dieselbe Person in verschiedenen Jahren.

Großstadtpolizeibehörden haben komplette photographische Ateliers eingerichtet. Man macht dort keine „Bitte recht freundlich"-Bilder in vorteilhafter Positur, sondern auf einem drehbaren Stuhl En-face- und Profilporträte, die genau ein Siebentel der Lebensgröße darstellen. Die Profilansicht, die die Form des Nasenrückens und alle Details des Ohres erkennen läßt, ist für die Rekognoszierung besonders wichtig, denn der Nasenrücken und vor allem das Ohr verändern sich im Lauf der Jahre am wenigsten. Das früher geübte Verfahren, die Profilansicht durch Spiegelung zu erreichen, hat man gänzlich aufgegeben, da Verwechslungen von rechts und links oft unheilvolle Folgen hatten. Man macht jetzt stets zwei selbständige Brustbilder — wenn nicht gütlich, dann mit Gewalt. Gesammelt werden die Photographien im „Verbrecheralbum".

Zu den Gegenständen, die in kriminellem Interesse photographiert werden, gehören der Tatort und die Beweisstücke, also namentlich die vom Täter benutzten oder zurückgelassenen Werkzeuge. Der Photographie gelingt es auch, unbedeutende Blutspritzer, blutige Fingerabdrücke und andere latente Spuren (besonders von roter und brauner Farbe), die dem Auge auf ähnlich farbigem Untergrund ganz entgehen, sichtbar zu machen. Die photographische Vergrößerung ist imstande, die Fälschung von Urkunden, Schriften, Wertpapieren, Papiergeld, Münzen usw. nachzuweisen; für chemische Untersuchungen, die auf Feststellung der Tintensorten, auf das Lesbarmachen von Schriftzügen u. dgl. hinauslaufen, sind solche Bilder die sicherste Unterlage.

Man sieht, eine Großstadtpolizei verfügt über eine umfangreiche technische Apparatur. Sie benötigt aber auch ein zahlreiches Beamtenheer, gutgeschulte Kriminalisten. Das Verbrechen hat sich im Lauf der letzten Dezennien bedenklich modernisiert. Der Brandstifter, der zu Großvaters Zeiten noch bieder den Pechkranz warf, ist zum verschmitzten Pyrotechniker geworden, und der Einbrecher, der früher mit einem Eisenprügel die Kassetten sprengte, arbeitet heute mit dem Raffinement eines Mineningenieurs. Um diesen Professionals ebenbürtige Gegner gegenüberzustellen, hat man in letzter Zeit bei allen großen Polizeibehörden Leute angestellt, die für die Verfolgung bestimmter Delikte speziell trainiert sind.

In der Kleinstadt und auf dem Land verbieten die Budgetrücksichten die Anstellung solcher Spezialisten. Dort gibt es auch keinen anthropometrischen Apparat und keine photographische Kamera. Und doch ist es eine Forderung vernünftiger Kriminalpolitik, die modernen technischen Behelfe der Polizei nicht auf die Großstädte zu beschränken. Es muß ein Modus gefunden werden, den Wirkungskreis der großstädtischen Erkennungsdienste auf die Provinz auszudehnen. Diese Frage, die Roscher mit Rücksicht auf das engpräzisierte Thema seines — für Fachleute und Laien gleich anziehend geschriebenen — Buches nicht diskutiert, wird wohl demnächst eine glückliche Lösung finden.

Das letzte Haus im Dorfe.

Dich hab ich immer beneidet!
So ganz dem Kreise der andern entrückt,
Von Sonne und Sternen reich beglückt,
In Korn und Klee und Sommer geschoben,
Von Duft und Blüte weit umwoben,
Die Wände fest in den Sturm gesetzt,
Der Regen und Schnee vorüberhetzt,
Und Stille — Stille — auf allen Wegen: —
Welch ein Ort, um heimliches Glück zu hegen!

Bernhard Flemes, Hameln.

Bilder aus aller Welt.

Der Inhaber der weltbekannten Parfümerie- und Seifenfabrik Richard Bergmann in Waldheim, ein hervorragender Industrieller, wurde am Geburtstag des Königs Friedrich



Hofphot. Pietzner.
Richard Bergmann,
Waldheim, wurde zum Kommerzienrat ernannt.

August von Sachsen zum Kommerzienrat ernannt. Die Parfümeriefabrik und Seifenfabrik Waldheim erfreut sich eines Weltrufes, und ihre Produkte haben überall die größte Anerkennung gefunden.

Vor kurzem fand in Detmold die Hochzeit des Hauptmanns Leo v. Gillhaussen mit Fräulein Isabelle Uda v. Düring statt. Der junge Ehemann ist Ordonnanzoffizier des Fürsten zur Lippe. Die Hochzeit versammelte eine reiche Zahl derer von Düring und derer von Gillhaussen. Der Fürst ließ es sich nicht nehmen, der Hochzeit beizuwohnen.



Hofphot. Quidde.

Sitzend: Miß Forbes of Craigievar, Fürst zur Lippe, die Braut, der Bräutigam, Frau von Düring, geb. Miß Forbes of Craigievar. Frau von Düring, geb. Caspari. Stehend, erste Reihe: Frau von Alvensleben, Frl. Oelrichs, Frau v. Basse, Professor Dr. Schilling, Frau Luckwald, Oberstleutnant z. D. von Basse, Major und Flügeladjutant v. Gillhaussen, Frau v. Gillhaussen, Oberstleutnant z. D. Luckwald, Fräulein v. Gillhaussen, Oberhofmarschall v. Loos, Freifrau v. Plettenberg, Frau Gräfin v. Hacke, Major z. D. v. Düring. Stehend, zweite Reihe: Frl E. v. Borries, Leutnant Nuyken, Fräulein C. v. Düring, Oberleutnant Terberger, Frl. M. v. Unruh, Gräfin v. Wartensleben, Oberleutnant v. Unruh, Frl. v. Bock u. Polach, Leutnant Reuter, Frl. A. v. Düring, Frl. L. v. Düring, Frl. L. v. Borries, Oberleutnant Poetter, Hauptmann v. Gillhaussen, Frl. v. Dazur, Oberleutnant v. Düring.

Von der Hochzeit des Hauptmanns Leo v. Gillhaussen mit Frl. Isabelle Uda v. Düring in Detmold.

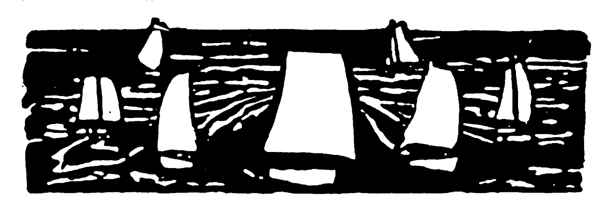
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 34. | Berlin, den 23. August 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 34.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

14. August.

Das neue deutsch-russische Abkommen über den Schutz von Werken der Literatur und Kunst tritt in Kraft.

Die streikenden Hamburger Werftarbeiter beschließen, soweit sie zum Metallarbeiterverband gehören, den Streik zu beenden.

15. August.

Die englische Parlamentsession wird mit einer Thronrede geschlossen.

Aus Buenos Aires wird gemeldet, daß der Grönlandfahrer Kapitän Dexrud beabsichtigt, von Spitzbergen aus auf dem Luftweg nach dem Nordpol vorzudringen.

General Ismael Montes, der Präsident der Republik Bolivia, bildet ein neues Kabinett.

Nach einer Meldung aus dem Haag wird für das Fürstentum Albanien eine Gendarmerietruppe eingerichtet werden, deren Ausbildung niederländischen Offizieren anvertraut wird.

16. August.

Den aus dem Krieg zurückkehrenden bulgarischen Truppen wird in Sofia von den Einwohnern ein begeisterter Empfang bereitet.

Die Hoch- und Untergrundbahn zwischen Gesundbrunnen und Neukölln in Berlin wird vom Minister genehmigt.

In Kottbus wird für den einstigen Führer des brandenburgischen Armeekorps, den General Konstantin von Alvensleben, ein Denkmal enthüllt (Abb. S. 1426).

17. August.

Die bulgarische Regierung überreicht den Großmächten eine Protestnote gegen den Vormarsch der Türken; die Pforte erklärt, keinen Befehl zum Ueberschreiten der Maritza gegeben zu haben.

Halbamtlich wird mitgeteilt, daß Deutschland die Beteiligung an der Weltausstellung in San Franzisko abgelehnt hat.

In Metz beginnen die Beratungen des 60. Deutschen Katholikentages unter dem Vorsitz des Fürsten Alois Löwenstein.

Der amerikanische Dampfer „State of California" gerät bei der Insel Gambier (Alaska) auf ein Riff und geht unter; über 50 Menschen kommen ums Leben.

18. August.

Aus Madrid wird gemeldet, daß die Spanier unter General Sylvestre in Marokko die Orte Cuesta Colorado und Arxa besetzt haben.

Auf den neu ernannten Banus von Kroatien Baron Iwan Skerlecz wird in Agram ein Revolverattentat verübt; der Täter, ein Student, wird verhaftet.

19. August.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Regierung Huertas an die Vereinigten Staaten eine befristete Aufforderung zur Anerkennung gerichtet hat.

In Fulda beginnt unter dem Vorsitz des Kardinals Dr. v. Kopp die diesjährige Tagung der preußischen Bischöfe.

20. August.

Zum französischen Botschafter in Tokio wird der frühere Gesandte in Marokko, Eugen Regnault, ernannt.

Handwerk und Maschine.

Von Paul Unrasch, Vors. d. Innungsausschusses, Dresden.

In einem großen Teil unseres deutschen Volkes und darüber hinaus herrschen über das Handwerk und seine Betriebsarten oft recht veraltete Anschauungen. Gar viele gibt es, die da meinen, ein Handwerksmeister sei noch jener alte, ehrwürdige Mann, der wie vor 50 und mehr Jahren, mit Bluse und Schürze bekleidet, an seinem Schraubstock oder Werktisch in kleiner, düsterer, ja wohl gar schmutziger Werkstatt stehe, mit einem oder mit gar keinem Gesellen, nur von Lehrlingen unterstützt, und lediglich mit seinen mehr oder minder geschickten Händen die alten überlieferten Werkzeuge benützend, die ihm aufgetragenen Arbeiten schlicht und recht anfertige.

Gewiß, es gibt noch solche alte, es gibt wohl auch junge Meister, auf die vorstehende Beschreibung auch jetzt noch zutrifft. Denn nicht mit einem Schlag, auch nicht in einem Jahrzehnt ist eine oft viel hundertjährige Überlieferung zu beseitigen. Auch würde eine plötzliche, jähe Beseitigung alter Gewohnheiten und überlieferter Arbeitsweisen dem Gedeihen des Handwerks nicht förderlich und nützlich gewesen sein, wie ja die plötzlich, ohne Vermittlungsjahre eingeführte Gewerbefreiheit zur Genüge bewiesen hat. Langsam und allmählich, dafür aber sicher und wirksam soll eine solche Umwandlung von Arbeitsweisen in den Betriebstätten des Handwerks vor sich gehen, denn nur dadurch ist diesen meist geldarmen oder doch geldschwachen Betrieben die Sicherheit geboten, daß die Umwandlung keine verderbliche Wirkung auf die Bestehensmöglichkeit des Betriebes ausübt. So ist es auch in den letzten Jahrzehnten von Tausenden und aber Tausenden von Handwerksmeistern gehalten und geübt worden. Vielleicht sind sich viele von ihnen der Nützlichkeit der langsamen Umwandlung ihrer alten Betriebsart in die neuzeitliche gar nicht bewußt ge-

worden, sie haben ungewollt oder durch Geld- und Platzmangel veranlaßt, langsamer vorwärts schreiten können, als ihr eigener Wunsch gewesen, und doch haben sie dadurch sich und ihrem Handwerk einen Dienst erwiesen.

Sich selbst erwiesen sie einen Dienst, weil ihr Betrieb sich sicherer entwickelte und nicht den Boden unter den Füßen verlor, das heißt, weil auch für den allmählich erweiterten Betrieb stets genug Aufträge und dadurch Arbeit vorhanden war; somit war die Möglichkeit gegeben, mit den Erträgnissen der gesteigerten Leistungsfähigkeit die geschaffenen Neueinrichtungen zu bezahlen und weitere vorzubereiten. Ihrem Handwerk aber wurde dadurch ein Dienst erwiesen, weil durch eine allmähliche Änderung der Betriebsweise verhütet wurde, daß die sorgfältige Herstellung und die Eigenart der Handwerksarbeit, ausgeführt nur durch die Hand und Handwerkzeuge, ohne schroffe Sprünge, die zur Fabrik- und Massenarbeit geführt hätten, zur Herstellung mit Benutzung von Maschinenkräften übergeleitet wurden, und zwar nur, um die Erzeugung zu verbilligen, nicht aber, um sie zu verschlechtern.

So schaut denn die neuzeitliche Werkstatt eines Handwerksmeisters ganz anders aus als eine alte aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Wohl sind auch jetzt noch Meister, Gesellen und Lehrlinge zumeist mit Einzelarbeiten oder doch mit Arbeiten auf Bestellung beschäftigt, und wenig oder gar nichts wird auf Lager gearbeitet; wohl sind auch noch zumeist die alten, nur mit der Hand benutzbaren Werkzeuge und Geräte vorhanden und werden für einzelne Arbeiten auch noch benutzt. Daneben stehen aber all die Maschinen der Neuzeit, die es ermöglichen, daß auch Handwerksarbeit wettbewerbsfähig bleibt mit Fabrikarbeit, und die dem Meister auch in dem scharfen Wettbewerb der Jetztzeit genügend Verdienst sichern. Der Tischler wird nicht mehr, auch nicht bei Einzelaufträgen, den Hobel zur Hand nehmen, der Buchbinder nicht mehr mit dem Hobel das Buch beschneiden, der Bäcker knetet nicht mehr mit der Hand den Teig, der Metallarbeiter bohrt nicht mehr mit der Hand mühselig Loch um Loch, nein, zu allen diesen und zu all den vielen, unzähligen Arbeiten in jedem Handwerk wird, wenn immer möglich, die Maschine zu Hilfe genommen. Und doch ist das fertige Erzeugnis, auch wenn es der Einzelauftrag eines Kunden ist, immer noch Handwerksarbeit. Es unterscheidet sich von der Massenarbeit, der Fabrikherstellung durch seine Eigenart, die es nach dem Willen des Auftraggebers oder, wo solcher Willen nicht vorhanden, durch das eigene Wollen des Meisters erhalten hat, dem es möglich ist, trotz der Hilfe der Maschine ein jedes Stück verschieden herzustellen, gleich nur in der Güte, abweichend aber im äußeren Ansehen.

Wenn diese Umwandlung der Handwerksbetriebe nicht seit Jahrzehnten vor sich gegangen wäre, würde es dem Handwerk unmöglich gewesen sein, sich im Wirtschaftsleben unserer Zeit zu behaupten, geschweige denn verloren gegangenes Ansehen und verschwundene Macht wenigstens zum Teil wiederzuerringen. Es würde auch dem Handwerk ohne diese Umwandlung nicht möglich sein, an ein Unternehmen zu denken, wie es die beabsichtigte Ausstellung „Das deutsche Handwerk Dresden 1915“ ist, oder Hilfe und Unterstützung von maßgebenden Seiten dafür zu erlangen.

Diese Ausstellung soll und wird das neuzeitliche Handwerk zeigen, wie es jetzt in allen den Betrieben ausgeübt wird, die sich vom Alten zum Neuen durchgerungen und durchgekämpft haben. Zum erstenmal wird ein umfassender Überblick über den Stand des gesamten deutschen Handwerks gegeben werden, und es wird sich zum Erstaunen vieler und auch maßgebender Kreise dabei einmal in der Öffentlichkeit zeigen, in welch großem Umfang bereits jetzt die Maschine in den Handwerksbetrieben verwendet wird, ohne daß diese dadurch Fabrikbetriebe oder ihre Erzeugnisse Fabrikarbeit werden.

Nicht nur die Erzeugnisse des Handwerkers werden sich dort vorfinden in all ihrer Verschiedenheit und Eigenart, nicht nur Roh- und Halbstoffe sollen gezeigt werden, nicht nur die Werkzeuge und die Maschinen sollen offen zur Schau liegen und stehen! Nein, man wird in mustergültigen Betrieben, die da in Gemeinschaft mit der beteiligten Maschinenindustrie zusammengestellt werden, die Herstellung der Erzeugnisse und den Werdegang der Arbeiten den Beschauern vor Augen führen und sie dadurch überzeugen, daß die Lehre vom alten, rückständigen, vom absterbenden Handwerk eine Irrlehre ist, aufgebracht und wach erhalten von denen, die sich nicht die Mühe geben, durch eigenen Augenschein sich von der Haltlosigkeit ihrer Meinung zu überzeugen. Hier werden sie sich überzeugen müssen, wenn sie nicht geflissentlich die Ausstellung meiden oder mit geschlossenen Augen durchwandern, daß das Handwerk die schwere Zeit nahezu überwunden hat, die durch die überaus schnelle Entwicklung der Industrie in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und die damit verbundene Einführung der Gewerbefreiheit, durch die man dem erstarrten Handwerk aufzuhelfen glaubte, über dieses hereinbrach.

Es hat sich ermannt und sich der Neuzeit angepaßt; mindestens kann man sagen, daß die Mehrzahl der Meister sich redlich bemüht, mit der Maschine zu arbeiten und nicht gegen sie anzukämpfen. Die Ausstellung wird dieses Bemühen unterstützen, indem sie die Zögernden, die Lässigen anspornen und aufmuntern wird, den Vorwärtseilenden nachzufolgen. Zu diesem Zweck werden die Maschinen, die dem Handwerk von der beteiligten Industrie zur Verfügung gestellt werden, auf ihre Leistungsfähigkeit geprüft werden, der Meister wird durch eigene Anschauung sich überzeugen, ob sie für seinen Betrieb geeignet sind, ob er sie mit der Hand oder mit der gebotenen Motorkraft benutzen kann.

Daß alle diese Pläne für die Ausstellung nicht nur die Gedanken und Hoffnungen einzelner Männer sind, sondern daß sich die berufensten Kreise des Handwerks und der Industrie mit der Ausführung dieser Gedanken beschäftigen, wird durch zweierlei bewiesen. Zunächst einmal seitens der Industrie dadurch, daß die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie in Berlin“ sich einmütig bereiterklärt hat, dies Unternehmen mit allen Kräften zu fördern. Dann aber vor allem dadurch, daß die berufensten Vertreter des deutschen Handwerks, die Handwerks- und Gewerbekammern, auf ihrem 15. Handwerks- und Gewerbekammertag in Halle am 13. August einmütig und unter Beifall beschlossen haben, nicht nur sich mit der Ausstellung vollständig einverstanden zu erklären, sondern auch sie selbst nach Kräften zu fördern und die Handwerker in ihren Bezirken sowie die unter ihnen stehenden Körperschaften des Handwerks für die Ausstellung zu interessieren und ihnen bei der Beteiligung behilflich zu sein.

Wenn nun solche bedeutsamen Kräfte für die Ausstellung eintreten und arbeiten, wenn Industrie und



Handwerk, anstatt sich zu befehden, einmütig miteinander Hand in Hand arbeiten, dann ist sicher zu hoffen, daß die Ausstellung „Das deutsche Handwerk Dresden 1915“ ein Markstein werden wird in der Entwicklung des gesamten deutschen Handwerks.

Ein Markstein hoffentlich auch für das Ansehen des Handwerkers im gesellschaftlichen Leben. Wie oft ist man auch heute noch geneigt, naserümpfend auf den Handwerker herabzuschauen als auf einen ungebildeten Mann voll alter Anschauungen. Man wird sich in diesen Kreisen dazu bequemen müssen, diese Anschauung zu ändern, denn nicht mehr jenes verzagte Geschlecht der Handwerker vom Beginn der Gewerbefreiheit wird man finden, das da schüchtern und hilflos die Brosamen entgegennahm, die ihm die Gesellschaft gewährte, nein, man wird mit Staunen merken, daß ein Handwerkerstand herangewachsen ist, der wieder Vertrauen zu sich und seinem Beruf gewonnen hat, der von Standesbewußtsein erfüllt ist wie jeder andere Stand, und der, gestützt auf seine Erfahrungen, fest und sicher im Boden deutschen Volkstums wurzelt und seinen Anteil am Wirtschafts- und Gesellschaftsleben unseres Volkes haben will.

Wer daran zweifelt, der kaufe sich den Verhandlungsbericht über den 15. Kammertag in Halle, und er wird darin die Bestätigung der vorstehenden Ausführungen finden.

Mit Recht darf, kann und soll der Handwerker auf seinen Stand stolz sein, denn es ist dieser Stand nicht nur ein alter, sondern auch ein blühender Teil im deutschen Wirtschaftsleben. Wohl verschwinden hier und da einzelne Handwerksarten, ihre Arbeiten werden ersetzt durch Massenerzeugnisse, oder sie werden durch neue Erfindungen oder andere Arbeitsweisen, auch durch geänderte Sitten und Gebräuche beiseitegeschoben. Aber diese absterbenden Zweige oder Teile des Handwerks werden ständig ersetzt durch neu aufblühende oder von den alten sich trennende neue Handwerke.

So sind, um ein Beispiel zu geben, wohl nur noch sehr selten als Handwerksbetriebe zu finden die Tuchmacher und Tuchscherer, die Nadler und Siebmacher, die Zinngießer und andere. Dagegen entstehen eine Fülle von neuen Berufen, die sich teils schon als Handwerker fühlen, oder die auf dem besten Weg sind, sich dazu zu entwickeln. Man braucht nur als Beispiel die Installateure herauszugreifen, da hat man ein neues Handwerk mit einer Entwicklungsmöglichkeit, an der viele andere Handwerke, wie Schlosser, Klempner, Kupferschmiede, Metallgießer und andere mehr, teilnehmen. Man denke weiter an Photographen, Mechaniker, Optiker, an die Feinmaschinenbauer, die neu auftauchenden Zweige der graphischen Berufe: überall neues Blühen, Werden und Wachsen.

Dies alles ergibt die Gewißheit und Sicherheit, daß das Handwerk in deutschen Landen nicht zum Sterben verurteilt ist, im Gegenteil, es wird, sobald man es ausreichend durch Gesetze vor der Übermacht des Kapitals schützt, sofern man sich bemüht, es von seiner Geldknappheit zu befreien, seine alte wichtige und einflußreiche Stellung im deutschen Volk wiedererringen. Aber man vertraue auch seiner Kraft, sich selbst durchzusetzen, man gebe ihm volle Selbstverwaltung für alle seine eigenen Angelegenheiten, man vermeide und unterlasse die gerade ihm gegenüber oft geübte Bevormundung. Sie wird vom Handwerk, selbst wenn sie aus gutem Willen entspringt, meist als verletzend empfunden.

Der Handwerksmeister der Neuzeit, der da gelernt hat, die Maschine mit oder ohne Kraft sich dienstbar zu machen, der, gestützt auf ein gewisses Maß von Allgemeinbildung und auf eine gediegene gewerbliche Ausbildung, seinen Betrieb technisch oder kaufmännisch auf der Höhe hält, wird nicht nur gute und gediegene Arbeit liefern und seine Kunden zufriedenstellend bedienen, sondern auch im öffentlichen Leben unseres Volkes allzeit seinen Mann stehen.

Man möge ihn darum schätzen und achten, aber auch seine Werkstatt, seine Kunstfertigkeit in steigendem Maß in Anspruch nehmen, dann wird sich auch das alte Sprichwort zum Nutzen des ganzen deutschen Volkes dauernd als wahr erweisen, das da heißt: Handwerk hat goldenen Boden.

Curiohandel*).

Plauderei aus dem fernen Osten. Von F. C. von Kuczynska.

Der Reichtum fördert die Kunst. Das Geld ist ihr Schutzpatron. Reiche Völker werden kunstliebend, nicht in der Zeit des Erwerbs, sondern in der verdauenden Ruhepause, die der Einschlingungsgier des gefüllten Magens folgt. Wer keine Eigenkunst hat, kauft sie sich. So Amerika, das im hastigen Arbeitskampf noch nicht zu Atem kam. Anders Europa und Ostasien. Diese haben eine Kunst. Tausendjährige Kunstwerke vorchristlicher Zeit, Bauten, Steindenkmäler, Bronzen, Bilder, Porzellane bezeugen die alte Kunst Ostasiens. Der Chinese und Japaner ist ein Aufstapler seiner eigenen, der Europäer auch ein Sammler fremder Kunst. Jahrhunderte hat es gebraucht, bis Chinese und Japaner aus ihrer Reserve heraustraten und, der eine hinter seiner chinesischen Mauer hervorlugend, der andere aus seinem Daimioschloß hochmütig herabschauend, mit Europa in regelrechten Handel und Verkehr getreten sind. Die Ausfuhr chinesischer und japanischer Kunstprodukte nahm auch nur langsam ihren Aufschwung. Im 16. Jahrhundert wurde zuerst von Kanton Porzellan nach Europa gebracht. . . . Der Asiate geizt mit seinen Kunstschätzen, jeder einzelne, der Händler wie der Mandarin. Sie alle sind kunstsinnig von Natur und liebkosen ihre Schönheitsideale, die so verschieden von den unseren sind. . . . Wer einen Blick in den geheimnisvollen Seelenschacht dieser Völker und ihrer Eigenart werfen will, der gehe in die Curioläden und sehe die Leute untereinander kaufen, feilschen, verkaufen. . . . Das Curiofieber hat halb Asien erfaßt, es steigt von Jahr zu Jahr, je teurer die Kunstschätze werden, steigt bei den Einheimischen, bei den Europäern und Amerikanern, bei den Käufern, Verkäufern, den Tauschenden, den Täuschern und Getäuschten. Die märchenhaften Ali-Baba-Schätze bezaubern den Sinn des Europäers. Nur noch im Orient kann er in solchem Überfluß wühlen und schwelgen; in den Ländern des Abendlandes ist aller Schatz versiegelt und ver-

*) Unter „Curio“ bezeichnet man in Ostasien alle kunstgewerblichen Erzeugnisse Chinas und Japans: Curio = Kuriositäten.

riegelt. Kein Europäer vermag dem Krösus China und den Versuchungen seiner offen zur Schau getragenen Pracht zu widerstehen, die einer goldenen juwelenbesetzten Schleppe gleicht, die ihre Perlen im Staub nach sich schleift. . . . Da ist ein junger Gesandtschaftssekretär, der seinen goldgestickten Diplomatenfrack an den Nagel hängt und Curiohändler wird — da ist ein deutscher Kaufmann in Kalikostoffen, der entdeckt plötzlich alte Funde, kleine Gefäße und tanagrafigurenähnliche Götzenstatuetten aus der Handynastie, die griechischen und römischen Einfluß zeigen; er läßt die chinesische Erde durchwühlen, und sie liefert Schätze, die der Markt von Paris und London gierig an sich reißt. Auch der chinesische hohe Würdenträger, von wildem Sammlungstrieb erfaßt, plündert jetzt seine tausendjährigen Ahnengräber und macht Jagd auf alte Bronzen, wundervolle Fayencen, Grabfiguren. Die bestochene Bevölkerung — dem chinesischen Bauern steckt die Totenpietät im Blut — drückt sich scheu und entsetzt bei dieser Grabschändung, wenn zur Nachtzeit Agenten und Unterhändler kommen und wie Fetzen die Steintafeln mit den alten Inschriften der berühmten Wei- und Hanreliefs von den Felsen der Hügelgräber reißen. Selbst der Europäer verurteilt solchen Vandalismus. . . . Wenn wir den Chinesen und Japaner im Curiohandel kennen lernen, so schaut er bei dieser Gelegenheit erst recht in uns hinein. Besonders der Chinese ist ein großer Psychologe. Wie ein „Racer" die Pferde mit Kennerblick, so schätzt der Chinese seinen Käufer ab und weiß sogleich, was er ihm einbringen kann. Jede Regung seiner Wünsche hat er sofort erspäht, das schamvolle Erröten der Unsicherheit, jeden Geschäftskniff, den falschen Aplomb und das echte Kunstverständnis. Es gibt kleine Curiohändler, die in die Häuser gehen und ihre Waren anbieten, Gegenstände zu hohen Preisen anbieten und sie dann schmollend um die Hälfte geben, die um ein paar Cash (chinesische Kleinmünze) stundenlang betteln können. Andere, die heimliche Wege bei der Erwerbung ihrer Waren gegangen sind — die mit einem herrlichen Buddha in der Dämmerung geschlichen kommen und flüsternd schwören, er sei ein Tempelheiligtum, das sie jetzt um den Preis einer Feige hergeben wollten — es ginge um ihre Haut dabei, würden sie entdeckt. . . . Wieder solche, die ihre Lockungen beharrlich und schmeichelnd in dein Ohr rufen. Sie versuchen dich, wenn du am wehrlosesten bist, zur Siestastunde, wenn du in dem Vestibül deines Hotels behaglich in einem Fauteuil ausgestreckt den Rauchwölkchen deiner Zigarette nachstarrst. Lächelnd hält dir der Händler eine kleine Vase von edler Form — „peachblossom*)" — hin. Mit Rührung betrachtet er sie. „Schön! Was?" sagt er zu dir. „Und echt"! Er stellt sich vor dich hin und läßt ihr Zeit, auf dich zu wirken. Nach einer Weile setzt er überredungsschlau hinzu: „Und nicht teuer!" Du bietest ihm den halben Preis. Er ist empört und wendet sich ab. „Niemals!" Nachdem sich sein Gemüt mit dem Gedanken ausgesöhnt hat, macht er dir neue Vorschläge, denen du endlich doch zum Opfer fällst. Du zahlst zwar die Hälfte, aber er hat dabei ein Geschäft gemacht, denn er hatte in dir den Neuling erkannt, den Durchreisenden, den Zufallsammler. Mit Kennern verfährt er anders. Er zeigt und bringt ihnen nur das Beste und verlangt den Preis, den der Gegenstand wert ist. Mit Frauen verfährt er auf besondere, auf orientalische Art; er schätzt sie niedriger ein und sucht auf ihre Eitelkeit und Sinne zu wirken. Der Spiegel der Frau Marthe im Faust! — Die amerikanischen Millionärstöchter werden seine goldene Beute. In Waggonlits, dem einzigen europäischen Hotel in Peking, kann man fast täglich diese chinesischen Versucher sehen. Ein belebtes Bild, die schönen Töchter des Westens unter Curiohändlern! Da ist eine schlanke Brünette. „Probeweise, nur probeweise!" legt ihr der Chinese den gestickten Mantel um die Schultern, dessen feiner rosagelber Porzellanton sie so gut kleidet. Sie hat einen Preis genannt. „Behalten Sie, Madame! Behalten Sie, bis morgen! — Dann geben Sie mir gern das Doppelte!" Er denkt: Weib ist Weib! Was sie eine Nacht in ihrem Besitz hatte, wenn es ihr gefällt, gibt sie morgen nicht so leicht wieder her. . . . So sind die kleinen Händler! Die großen verschmähen es, ihre Waren auswärts anzubieten. Man sucht sie auf. Sie empfangen uns würdevoll, mehr Hausherr als Kaufmann. Ein Wohlbehagen beschleicht uns, wenn wir in den kleinen kühlen Hof eingetreten sind, um den sich im Viereck das niedere Geschäftslokal schließt. In seiner Mitte ein uralter, mächtiger Steingutkübel mit frischem Wasser als Reservoir statt eines Brunnens. Ein Feigenbaum, der in einer Ecke des Hofes wächst. Die zarten Zwergbäume der Kirschblüte auf den steinernen Stufen der Haustreppe oder Narzissen oder Chrysanthemen in Porzellantöpfen, je nach der Jahreszeit. Immer aber ein feiner, sehnsüchtiger Duft, der wie eine unsichtbare Wolke Haus und Hof erfüllt. Das Haus mit holzgeschnitzten dunklen Schiebetüren und fröhlich farbenen Papierscheiben, die Ladenräume im ganzen Viereck halb erleuchtet von bunten Sonnenstrahlen, die an den hölzernen hohen Kasten und auf den geschnitzten Truhen, in denen die Waren ruhn, emporklettern. Bist du dem Großhändler nicht bekannt oder nicht empfohlen, mißt er dich zurückhaltend vom Scheitel bis zur Sohle, heißt dich dann niedersitzen, du knüpfst ein Gespräch mit ihm an über das Wetter oder seine Familie, er läßt dir eine Tasse Tee reichen von frischen blonden Blättern, den du behaglich schlürfest, der Bruder, der Sohn sind jetzt hinzugekommen.

Alles aber geschieht bedächtig im Haus des Chinesen. Hast kennt er nicht. Geldgier zeigt er nicht, nervöse Käufer sind ihm unsympathisch. Nur langsam taut er auf. Er hat nur schöne gute Curios, er zeigt sie dir zögernd, fast unwillig, fängt mit dem wertloseren an. Kein Stück unter 100 Dollar, manches über 20,000 Dollar. Alles ist in Holz- oder schönen Lackschachteln verpackt, das Seltene unter Glas und nur halb sichtbar. Ruhig musterst du, zuckst mit keiner Wimper, allmählich erwärmt er sich wie ein Virtuose beim ersten Bogenstrich. Er nennt einen Preis, das ist dein Prüfstein! Du sagst „T'ei quei!" er stellt den Gegenstand ruhig fort, zeigt ihn dir nie wieder. Warst du im Recht, so rückt er allmählich mit dem Besten, das er hat, hervor. Niemals wird er dich mit einem beschädigten Gegenstand betrügen oder, wie die kleinen Händler es tun, die alten Zeiten der Ming und Chienlung heraufbeschwören, um dich zu bestechen, wenn der Gegenstand es nicht verdient. Zeigst du Geduld, so bringt er dir zum Schluß in einer wundervollen Kassette eine Elfenbeinschnitzerei, die er sorgsam wie ein Heiligtum aus ihren gelbseidenen Tüchern schält. Ein Jagdbecher — florentinischer Kunst vergleichbar — ein Stück Elefantenzahn, in den einer wilden Schlacht Kriegsgetümmel und ein grandioser alexandrinischer Siegeszug gemeißelt sind. „Sehr gut!" sagt er lakonisch und mit tiefer Freude. Er zeigt dir Goldbonbonnieren mit seltenen Steinen inkrustiert, kunstvolle Rotlacke mit ganzen Menschenpro-

*) Pfirsichblüte landläufiger Ausdruck in China für eine Porzellangattung.



zessionen auf einem Fünfzigmillimetergegenstand, ein feines Goldemail von Kanghi, eine schimmernde Nephritschale, edel und zart mit einem Hauch von Trauer, als sei sie für das Beste, für die „Person der Tränen" bestimmt, kleine geschnitzte Truhen aus Rosen und Sandelholz mit Perlmutter eingelegt, Krüge und Kannen, Prachtstücke der Keramik, und endlich eine Kuanyin (buddhistische Göttin), schneeweiß, aus Pehtze-Porzellan von Fukien, die den schönsten „della Robbias" gleichkommt. Und während du den feinen Duft der Narzissen und des Tees einziehst, versinkst du in Träumereien: Blumenboote, Sänften in stiller Nacht, der tanzenden Lampione flimmernde Lichter, edelsteinäugige Buddhas in grünüberwölbten Tempeln, zu denen du über Saatenfelder im wilden Ritt stürmtest, die schweigsame Schar deiner unterwürfigen Diener als Gefolge, die gelbflammende Seidenpracht der tsezhischen Kaiserzeit, die verbotene Stadt mit Lotosteich und Marmorschiff, die Geschmeide der chinesischen Prinzessinnen ziehen an deinem Geist vorüber... Von einem Curiohändler darf man sich nie düpieren lassen. In die französische Gesandtschaft kam einmal ein Händler und bot einem großen Kunstkenner eine schwarze seltene Vase aus der Glanzepoche des Kaisers Chienlung an. Der Franzose bezweifelt ihre Echtheit, der Chinese schwört Stein und Bein auf das Gegenteil: „10,000 Dollar, Herr! Meinen Kopf dafür; wenn ich lüge, soll sie in Trümmer gehen!" Der Franzose lächelt und — läßt die Vase fallen. Sie geht in tausend Stücke. Der Chinese jammert und zetert; der Franzose aber gibt ihm — drei Dollar! Der Händler läuft nun zu seiner Gilde, um Beschwerde zu führen, und die Gilde mit tadelloser chinesischer Ehrlichkeit erklärt die Vase — für nicht echt! —

Wenn wir in das Haus eines vornehmen Japaners oder Chinesen kommen, so beobachten wir, wie sehr er an seinen Kunstschätzen hängt, er erfreut sich an ihnen, um sie zu sehen, nicht um sie zu zeigen, er verschließt sie ebenso sorgfältig wie ein Händler. Sein Kunstbesitz ist ihm teuer; er hat ihn auch gewöhnlich zu höherem Preis erstanden als der Europäer.... Es hat wiederholt Perioden in China gegeben, in denen wir europäische Kunsteinflüsse beobachtet haben, vor allem unter Kaiser Chienlung. Die europäische Einwirkung des 17. und 18. Jahrhunderts verrät sich in Ornamenten und Verzierungen auf Kunstgegenständen, ja sogar in den Formen der chinesischen Kunst jener Zeit. Die Schüler Loyolas waren vielfach die Verbreiter der europäischen Kunstideale. In den Curioläden finden sich noch überall chinesische Produkte aus der Jesuitenzeit. Es ist unendlich amüsant, einer Dame zu begegnen — z. B. einem Aquarell im Kantonesenstil — auf Glas gemalt oder in Email, die in süßen, weichlichen Tönen eine Favoritin vom Hof des Sonnenkönigs darstellt, einen hektischen, viel zu klein geratenen Schoßhund an ihre Brust drückt oder mit ihrem Galan auf einer grellgrünen Wiese unter einem gelben Abendhimmel einen steifen „Pas de deux" tanzt.

Die Auffindung gut erhaltener chinesischer Meisterwerke hat neuerdings das Interesse unserer Kunstwelt für die chinesische Malerei wieder erweckt. Wir verdanken es einer deutschen Frau, ihrer Tatkraft, ihrem Kunstsinn und dem Eifer ihres unermüdlichen Forschergeistes, daß die Allgemeinheit teilnehmen kann an diesem Kunstgenuß. Frau Wegner ist mit einer reichen Sammlung chinesischer Rollgemälde nach Europa gekommen, die sich heute in einem der großen Londonmuseen befinden. In China sind Curio und Sqeeze innig miteinander verbunden, der Sqeeze, der eine so große Rolle in diesem Land spielt; Sqeeze, das Quetschen, Pressen, Erpressen! Geschäfte und Gelderwerb sind kein Monopol des einzelnen in dem Reich der Mitte, sie sind Gemeingut, der Anteil aller am Erwerb aller. Ein paar Schnitzel müssen für die Umgebung abfallen von dem, was ein Geschäftsmann verdient. Ein weitverzweigtes raffiniertes System, ein Terrorismus aller gegen alle, dem der Staat ebenso unterworfen ist wie der Private. Streng wird über dem Curiohändler gewacht, der ein Haus betritt, ob er auch seine Prozente der chinesischen Dienerschaft des Hauses zahlt. Wehe ihm, wenn er versuchen wollte, dabei zu schwindeln, oder wenn er schlecht zahlt. Ebenso eifersüchtig wacht einer der Anteilhaber über dem anderen. Eine große Schar Coolis und Boys (niederer und höherer Bediensteter) kündigte eines Tages bis auf einen ihrem europäischen Herrn zur selben Stunde, ohne einen Grund für ihre gekränkten Mienen anzugeben, bis es gelang, zu erfahren, daß der eine, der Portier, die unerhörte „Greueltat" begangen habe, die Prozente der ins Haus verkauften Curios für sich allein zu behalten.... So verschwinden zeitweise auch die Curiohändler, die dich wochenlang belagerten, plötzlich aus deiner Torhalle, weil sie mit dem chinesischen Hausgesinde über die Preise, die sie alle insgesamt über dich verhängt hatten, nicht handelseinig werden konnten. Des Europäers Energie bricht sich wie die Flut am Felsen an den Sitten dieser gelben Völker und an dem passiven Widerstand ihrer zähen Naturen.

„August-Erinnerung".

Von Freiherr von Seckendorff, Generalleutnant z. D.

Mit 5 phot. Aufnahmen von R. Sennecke.

Lange ist's her! Da ritten starke Offizierpatrouillen der Brigade Rosenberg am 15. August spät abends aus Metz nach allen Richtungen mit Uebungsaufträgen auf den Straßen vor.



Französischer Grenzsoldat.

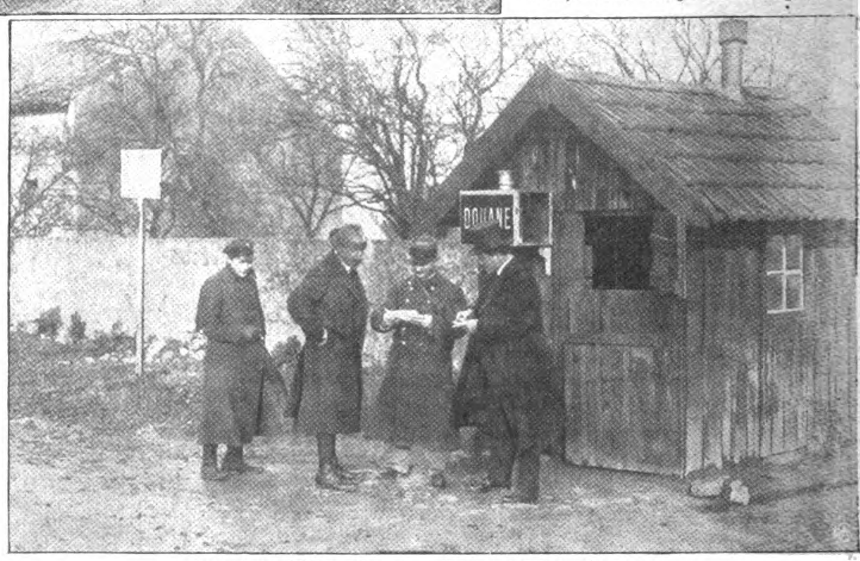
Das Glück führte uns in das für diesen Tag besonders erinnerungsreiche Gelände bei Gravelotte, Rezonville und Vionville. Sternhell war der Himmel beim Ausrücken, doch bald zogen starke Gewitter auf. Tiefe Dunkelheit war die Folge, nur



Die historische Chaussee Vionville—Mars-la-Tour.

Der Eingang zum großen Kriegerfriedhof, der Freund und Feind die gemeinsame Ruhestätte gewährt! Schnell erfolgte die kriegsmäßige Einrichtung in Gravelotte, das Vorsenden von kleineren Patrouillen auf Verneville und Vionville. Die Pferde des übrigen Teils des Zuges wurden alarmmäßig in dem großen Stall des „Hotel de la Poste" untergezogen. — Hier verlebte Napoleon III. seinen letzten und trübsten kaiserlichen Namenstag, um noch während der Nacht eilends zu fliehen. — Posten waren ausgestellt, die Instruktion begann und griff bald über zu den Kriegsereignissen. Wir befanden uns inmitten des Lagerraums der französischen Garden vor 17 Jahren. Bei Morgengrauen ritt der Führer mit Begleitung die berühmte Chaussee über Rezonville nach Vionville vor. In Rezonville bezeichnen Gedenktafeln die Häuser, in denen König Wilhelm, Moltke und Bismarck die Nacht vom 18. zum 19. August verbrachten. Im Trab ging's weiter, die Blicke schweiften nach rechts über das Attackengelände der Brigade Bredow. Ein kurzer Halt an dem Massengrab mit Denkstein, in dem 2—3000 Deutsche und Franzosen ruhen, dann weiter! Zahlreiche Kreuze und Denkmäler der Truppen, schon alle durch die Kriegervereine mit Kränzen geschmückt, bezeichnen die Ehrenfelder des III. Armeekorps. — Vionville, nur ein Kilometer von der Grenze entfernt, hat sich bis heute seit jener Zeit nur wenig verändert, noch weniger das 3 km westwärts liegende Mars-la-Tour. Hier ist nichts von den Fortschritten der Neuzeit zu bemerken. Selbst die niedrigen Mauern aus der Kriegzeit um die Gehöfte stehen noch heute. Im Dorfinnern fallen das Kriegsmuseum und das Denkmal von Jeanne d' Arc in die Augen. Nördlich und nordöstlich befinden sich die Denkmäler der 1. Garde-Dragoner, der Sechzehner und das französische Nationaldenk-

vom Zucken der Blitze unterbrochen. Beim Hinaufreiten nach Rozérieulles befanden wir uns plötzlich in der blendenden Helle eines von rückwärts wirkenden Scheinwerfers. Als wir die Chaussee an den denkwürdigen Steinbrüchen bei Point-du-jour erreichten, lenkten bald kleine Kreuze und weiter bei St. Hubert die Umrisse der Denkmäler die Gedanken rückwärts zu den Ereignissen von 1870. — Die Straße war damals noch von den Kolonnen der aus Metz abziehenden französischen Rheinarmee angefüllt. — Schweigend ritten wir durch die Mance-Schlucht und erreichten den Osteingang von Gravelotte. Der Mond brach durch die vom Wind auseinandergefegten Gewitterwolken und warf sein Licht auf eine eiserne Tafel zur Linken mit der Inschrift: „Hier ruhen 3000 brave deutsche Krieger".



Die französische Grenzwache von Mars-la-Tour.



Massengräber auf dem Schlachtfeld von Vionville.





Straße in Mars-la-Tour.

mal. Weiter führte der Ritt von Vionville südlich, dicht diesseit der Grenze zur Station unseres Grenzjägers an der Mariensäule, der in friedlichem Verkehr mit den französischen Kollegen steht und von dem Einrücken französischer Kavallerie zu Übungzwecken in Tronville und Mars-la-Tour gehört hatte. Die nächsten französischen Orte Tronville, Mars-la-Tour und Buxières liegen vor uns. Überall tiefe Stille! Plötzlich ein gedehntes Hornsignal — wie der Grenzjäger angibt, von dem Hirten von Vionville herrührend, der Sammeln bläst. — Zurück über den Prinz-Friedrich-Karl-Denkstein, das herrliche Denkmal der 5. Division, 1 km südlich Flavigny. Hier sind die Felder mit bekränzten Kreuzen übersät, um die der Bauer sorglich herumackert und erntet. Der preußische Adler von der Steinpyramide erhebt seine Fittiche nach Gravelotte zu, wo wir uns um 7 Uhr vereinigen. Meldung mit Kroki wurde gefertigt, und zurück ging's durch die Manceschlucht an dem schönen Denkmal der 8. Jäger und den vielen der tapferen Regimenter des VIII. und II. Armeekorps, darunter die braven 54er, vorbei in unser Zeltlager bei Ban-St.-Martin westlich Metz. Ein herrlicher Ritt war's, reich an Gedenken und bleibenden Eindrücken.

Zu den Kaisertagen in Posen.

Einweihung der Schloßkapelle und des wiederhergestellten Rathauses.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 1422.

Vom 25. bis 28. August d. J. hält das Kaiserpaar in seiner jüngsten Residenzstadt Posen Hof. Das von dem bekannten Berliner Architekten Geheimrat Schwechten im romanischen Stil erbaute prachtvolle Posener Kaiserschloß, das vor drei Jahren eingeweiht wurde, wird in diesen Tagen die Stätte glanzvoller Hoffestlichkeiten, die nach der Kaiserparade über das V. Armeekorps stattfinden werden.

Die Stadt Posen hat ein überaus festliches Gewand angelegt. Um den Verkehr auf dem Hauptbahnhof zu entlasten, ist für den Kaiser und seine hohen Gäste in der Nähe des Hauptbahnhofs ein besonderer Bahnhof, eine würdig ausgestattete Empfangshalle, errichtet worden.

Während der Kaisertage findet die Einweihung der Schloßkapelle statt, deren glanzvolle Ausstattung sie zur größten Sehenswürdigkeit Posens und zu einer der ersten Sehenswürdigkeiten Deutschlands macht. Während das Posener Kaiserschloß bekanntlich vom Staat erbaut worden ist, hat der Kaiser die Ausstattung der Schloßkapelle ganz aus seiner Privatschatulle bestritten. Sie ist nach den Wünschen des Kaisers von Prof. August Oettken, Berlin, ganz in Marmor- und Glasmosaik gehalten, und der genannte Künstler hat damit eine wundervolle Wirkung erzielt. Als Vorbild diente die berühmte Capella Palatino in Palermo. Die Kapelle befindet sich im Schloßturm in der Höhe des ersten Stockwerkes neben den Gemächern des Kaisers. Aus diesen gelangt man durch eine reichverzierte Bronzetür, die innen reich mit großen Halbedelsteinen geschmückt ist, in eine durch mächtige Säulen aus bräunlichem Marmor gebildete Vorhalle, über der sich die Orgelempore befindet. Rechts und links von dieser Säulenhalle befinden sich in der Kapelle, die die Form eines Achtecks hat, zwei von Löwen flankierte Thronbänke für das Kaiserpaar, die ebenfalls von der Provinz gestiftet worden sind. An den Seitenwänden erheben sich mächtige Marmorsäulen mit reizvoll gestalteten Kapitellen bis zur Höhe der Fenster, die sich zwischen Doppelmarmorsäulen befinden. Die Altarnische zeichnet sich durch die besondere Schönheit der Mosaikarbeit aus. In ihrem Mittelpunkt erblicken wir ein Brustbild des Heilands, darunter drei Gestalten des Alten Testaments: Moses, David und Salomo. Die farbenprächtigen Gewänder erhalten durch Goldglas, Perlmutter und Halbedelsteine und durch den ganz in Gold gehaltenen Hintergrund bei dem durch die gelben Fenster abgedämpften Tages- und verborgenen elektrischen Licht jenes eigentümliche Flimmern und Leuchten, das eine unbeschreibliche mystische Stimmung mit höchstem dezentem, künstlerischem Effekt eint. Die Kanzel rechts vom Altar ist in weißem Marmor mit reicher Bildhauerarbeit gehalten und durch schwarz-grün-goldene Mosaikmuster reich verziert. Der Triumphbogen, der den Altarraum von dem Hauptraum trennt, der durch eine hohe, ganz in Gold gehaltene Kuppel gekrönt wird, sowie der Hauptraum selbst sind ebenfalls mit biblischen und symbolischen Gestalten reich verziert. Das Ganze ist von ebenso intimer wie weihevoller Stimmung und zeigt seltene künstlerische Harmonie.

Während der Posener Kaisertage wird auch das renovierte Posener Rathaus in Gegenwart des Kaisers eingeweiht, das vor 600 Jahren von den deutschen Kolonisten erbaut, im 16. Jahrhundert nach einem Brand durch den italienischen Baumeister Joh. Baptista Quadro aus Lugano zu einem der schönsten und edelsten Renaissancebauwerke Deutschlands ausgestaltet wurde. Nach langem Streit darüber, ob man die frühere bunte Bemalung der Außenfronten wiederherstellen solle oder nicht, einigte man sich auf ein Kompromiß, das ein Kompromiß an den Zeitgeschmack darstellt: die Außenseiten erhielten durchweg dunklen Sgraffitoputz, durch gelbliche Putzstreifen in Quadern geteilt und teilweise ornamental belebt. Natürlich macht das im ersten Moment einen etwas eigenartigen Eindruck, aber eine interessante Gesamtwirkung ist nicht zu bestreiten. Die architektonische Wirkung dieses Kunstdenkmals ist durch die Wiederherstellungsarbeiten bedeutend gehoben. Im Innern sind prachtvolle Säle in alter Form mit wundervoll gewölbten und durch wiederhergestellte Malereien gezierten Decken entstanden, die das Posener Rathaus, für dessen Wiederherstellung 800000 Mk. aufgewendet wurden, ebenfalls zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges machen. Die Wiederherstellungsarbeiten leitete Stadtbaurat Teubner und nach dessen Ableben Regierungsbaumeister Bettenstädt, die malerische Ausschmückung führte Prof. Max Kutschmann, Berlin, aus.

Durch die Einweihung dieser beiden künstlerisch so hochbedeutsamen Bauwerke werden sich diesmal die Posener Kaisertage besonders denkwürdig gestalten. E. Ginschel.



Unsere Bilder

Das Denkmal für den „Jäger aus Kurpfalz“ (Abb. S. 1423), den im Lied besungenen, im Jahr 1795 gestorbenen „churfürstlichen, churpfälzischen, rheutenden Erbförster und Forstinspektor des vorderen Soons“, Friedrich Wilhelm Utsch, wurde in Gegenwart des Kaisers in festlichem Akt enthüllt. Die Nachkommen des Dargestellten wohnten der Feier bei, der Abordnungen der Jägerbataillone, denen das bekannte Lied als Parademarsch verliehen ist, 4500 Kriegervereinsmitglieder und 600 Forstbeamte ein wirksames Relief gaben. Der Landwirtschaftsminister Freiherr von Schorlemer-Lieser hielt eine Ansprache und brachte ein Horrido auf den obersten Jagdherrn aus.

Hochzeit im Haus Fürstenberg (Abb. S. 1421). Die zweite Tochter des Fürsten zu Fürstenberg, die 19jährige Prinzessin Anna, vermählte sich auf Schloß Heiligenberg am Bodensee mit dem 23 Jahre alten Grafen Franz Eduard zu Khevenhüller-Metsch.

Das Alvensleben-Denkmal in Kottbus (Abb. S. 1426). In den Mauern der Stadt Kottbus, dessen Regiment den Namen Konstantin von Alvenslebens trägt, ist dem ruhmreichen Führer der Brandenburger im letzten Krieg ein Denkmal gesetzt worden. Der Enthüllung des Standbildes, das ein Werk des Berliner Bildhauers Ludwig Cauer ist, wohnte als Vertreter des Kaisers Generaladjutant von Loewenfeld bei. Der Kommandierende General des dritten Armeekorps, General der Infanterie von Lochow, hielt die Festrede.

Die Leichenfeier für den brasilianischen Gesandten (Abb. S. 1428) Dr. Itiberê da Cunha versammelte in der Hedwigskirche das diplomatische Korps am Hof des Kaisers, der durch den früheren Kriegsminister, jetzigen Generalinspekteur von Heeringen einen prächtigen Kranz am Sarg niederlegen ließ.

Zur Rückkehr der deutsch-dänischen Grönlandexpedition (Abb. S. 1424). Die dieser Tage nach Kopenhagen zurückgekehrte Grönlandexpedition des dänischen Polarforschers Kapitäns Koch und des deutschen Meteorologen Dr. A. Wegener aus Marburg hat wertvolle Erforschungen des grönländischen Binnenlandes in ost-westlicher Richtung vorgenommen und die bisherige Kenntnis des Landes wesentlich bereichert. Die Forscher haben außerdem zum erstenmal dargetan, daß sich Pferde — sie benutzten 15 isländische Ponys — für arktische Expeditionen vorzüglich eignen.

Der erste „Parseval“ für die Türkei (Abb. S. 1428). Das neue Militärluftschiff der Türkei, die nach den ungeheuren Verlusten an Land und Leuten durch den unglücklichen Krieg im Ausbau ihres Heereswesens keinen Stillstand eintreten läßt und gerade jetzt zur Ueberraschung der Welt die Offensive gegen Bulgarien ergriffen hat, ist ein „Parseval“. Für das Ansehen des deutschen Luftschiffbaues ist es von Wichtigkeit, daß die Ottomanische Regierung einem deutschen Typ den Vorzug gab.

Das 600jährige Jubiläum der Schlacht bei Gammelsdorf (Abb. S. 1425), in der Ludwig von Bayern über Friedrich von Oesterreich siegte, wurde in Gammelsdorf in Gegenwart des Prinzregenten Ludwig festlich begangen. Auf dem Denkmalsplatz zelebrierte Erzbischof Dr. von Bettinger eine Feldmesse.

Schlesierbund und Schlesiertag (Abb. S. 1426). Die Erinnerung an die glorreiche Erhebung Preußens vor 100 Jahren, in deren Geschichte Schlesien und Breslau ein besonderes Ruhmesblatt darstellen, hat den Schlesierbund geboren. In der gewaltigen Jahrhunderthalle der Breslauer Ausstellung vereinten sich Tausende von Schlesiern aus allen Gauen Deutschlands zu einer eindrucksvollen Feier, deren Verlauf die sprichwörtliche Gemütlichkeit und Heimatliebe des Schlesiers aufs neue bestätigte. Als der berufenste Vertreter der angestammten Schlesier feierte der Herzog von Ratibor die Tugenden seiner Landsleute und brachte das Hoch auf den Kaiser aus.

Der deutsche Botschafter in London Fürst Lichnowsky (Abb. S. 1425) weilte zu kurzem Urlaub in Berlin. Man sah den Vertreter des Deutschen Reiches am englischen Hof des öfteren in den Straßen der Reichshauptstadt.

Das Magdeburger Überraschungs-Rennen. Leutnant von Platen (Abb. S. 1425) von den 15. Husaren siegte am Sonntag im Rennen um den Kronprinzen-Preis auf dem krassen Außenseiter College vor zwölf Konkurrenten. Der Magdeburger Totalisator zeigte die Sensationsquote von 682 : 10.

Grenzbegegnungen deutscher und französischer Truppen (Abb. S. 1425). In letzter Zeit sind sich mehrfach deutsche und französische Truppen bei Uebungen an der Grenze begegnet. Bei der letzten Annäherung des 15. französischen Jägerbataillons und des Infanterieregiments Nr. 171 aus Colmar haben die beiderseitigen Truppen sich durch den Degensalut der Offiziere geehrt, und die Deutschen gaben Ehrensalven ab, während die Franzosen die Marseillaise spielten. Unter dem stürmischen Applaus der Touristen zogen sodann die Mannschaften aneinander vorüber.

Generalleutnant Anton v. L'Estocq † (Abb. S. 1424). Im 90. Lebensjahr ist in Metzdorf Generalleutnaut z. D. Anton von L'Estocq gestorben. Mit ihm, der Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse und des Ordens Pour le mérite war, ist einer der bekanntesten Generale aus dem Krieg von 1870/71 zur großen Armee gegangen.

August Bebel † (Abb. S. 1424). Die Sozialdemokratie Deutschlands hat durch den Tod ihres langjährigen Führers einen unersetzlichen Verlust erlitten. August Bebel, der die längste Zugehörigkeit zum Reichstag aufweisen konnte und auch schon vor dessen Gründung dem Parlament angehörte, hat der sozialdemokratischen Bewegung ein halbes Jahrhundert, in den letzten beiden Jahrzehnten als ihr allmächtiger Herrscher, seine politischen und organisatorischen Fähigkeiten gewidmet.

Das Badeleben in Deauville (Abb. S. 1427), dem jungen, schnell aufblühenden Nachbarbad des älteren und längst zu internationalem Ruf gelangten Trouville, gehört zu den stärksten Sommerattraktionen Frankreichs. Trotz der Kürze seines Bestehens ist Deauville bereits der Sammelplatz der vornehmen Welt aller Länder. Daß hier Männer, wie der amerikanische Milliardär Vanderbilt und der Pariser Opernstern Jean de Reszke, eigene Heime besitzen, sichert dem schönen Bad am Aermelkanal neuen Zuzug aus den Kreisen, die ihm den mondainen Charakter und vor allem auch die Rentabilität verschaffen.

Die Toten der Woche

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Bernhard Bardenheuer, Leiter des Kölner Stadtkrankenhauses, † in Lamersdorf bei Düren am 14. August im Alter von 73 Jahren.

Geh. Kommerzienrat Beuchelt, ehem. Abgeordneter, † in Grünberg (Schlesien) am 17. August im Alter von 61 Jahren.

August Bebel, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, † in Passugg (Schweiz) am 13. August im Alter von 73 Jahren (Portr. S. 1424).

Abt Hildebrandt de Hemptinne, Primas des Benediktinerordens, † in Kloster Beuren am 14. August im Alter von 64 Jahren.

Generalleutnant von Horn, Kommandant von Spandau, † in Spandau am 13. August im Alter von 60 Jahren.

Prof. Dr. Georg Friedrich Kinkelin, Dozent der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, † in Frankfurt a. M. am 14. August im Alter von 78 Jahren.

Generalleutnant z. D. Anton von L'Estocq, Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse und des Ordens Pour le mérite, † in Metzdorf am 18. August im 90. Lebensjahr (Portr. S. 1424).

Oberbürgermeister Paul Martin von Mannheim, † in Bad Nauheim am 13. August im Alter von 54 Jahren.





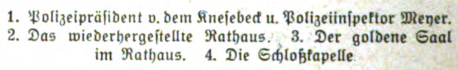
Phot. Böcker-Doege

Das junge Paar (×) verläßt die Hofkapelle.

Die Vermählung der Prinzessin Anna zu Fürstenberg mit dem Grafen zu Khevenhüller-Metsch auf Schloß Heiligenberg am Bodensee.







1. Polizeipräsident v. dem Knesebeck u. Polizeiinspektor Meyer. 2. Das wiederhergestellte Rathaus. 3. Der goldene Saal im Rathaus. 4. Die Schloßkapelle.

Einweihung der Schloßkapelle und des wiederhergestellten Rathauses.

Zu den Kaisertagen in Posen.

Hofphot. J. Engelmann.







Das Denkmal im Wald bei Sobernheim a. d. Nahe.



Phot. K. Sawatzky.

Der Kaiser, Landwirtschaftsminister v. Schorlemer-Lieser (1) und Lt. Utsch (2), ein Nachkomme des „Jägers aus Kurpfalz".

Die Enthüllung des Denkmals für den „Jäger aus Kurpfalz" in Gegenwart des Kaisers.



Phot. Perscheid.

August Bebel †

Führer der deutschen Sozialdemokratie.





Gen.-Ltn. z. D. Anton v. L'Estocq †

bekannter General aus dem Krieg 1870-71.

Karte von Grönland mit der Route der Expedition. In der Ecke **Kochs Porträt.** Rechts unten **das Grönlandschiff „Godthaab".**

Oberes Bild: (von links): **Meteorologe Dr. Wegener, Botaniker Lundager, Kpt. Koch.** — Phot. Damgaard).

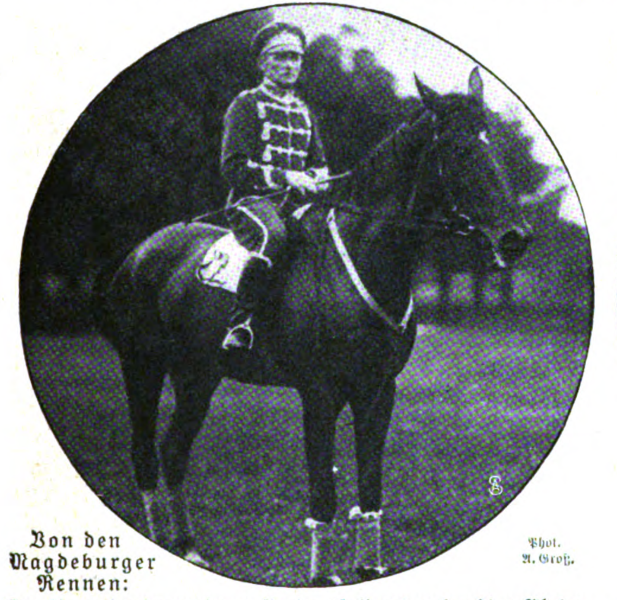
Glückliche Heimkehr der Grönland-Expedition des Kapitäns Koch.





Phot. Kester & Co.

600jährige Gedenkfeier der Schlacht bei Gammelsdorf: Der Prinzregent von Bayern auf dem Festplatz.



Phot. A. Groß.

Von den Magdeburger Rennen: Der Sieger im Kronprinzen-Preis „College“ unter Lt. v. Platen.



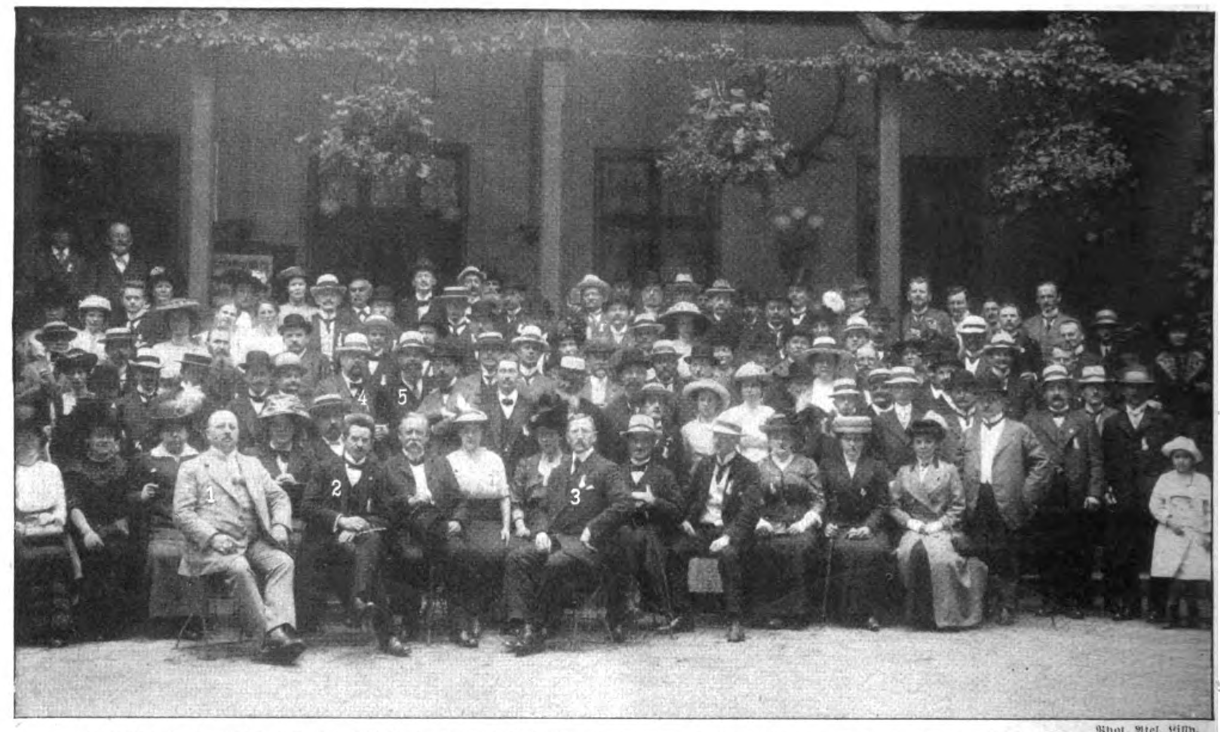
Spezialaufnahme für die „Woche“.

Der deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, in Berlin.



Phot. E. Zeiger.

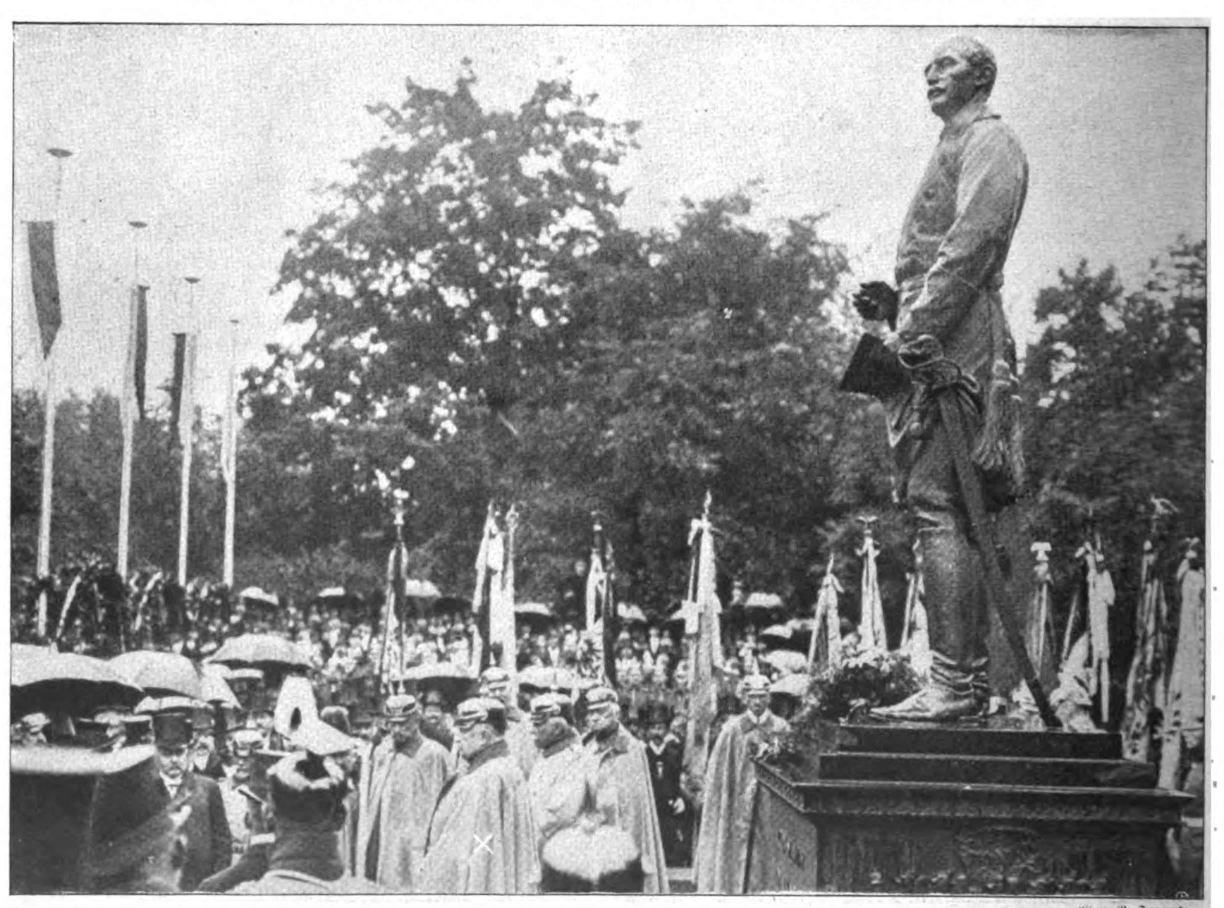
Von unserer Westgrenze: Französische und deutsche Soldaten auf dem Hohneck (Vogesen).



Phot. Atel. Lilly.

1. Zweiter Bundespräsident Guder, Düsseldorf. 2. Prof. Th. Hoffmann, Bremen, Bundesvorsitzender. 3. Generalsekretär Max Wende, Bremen. 4. Musikdirektor Mittmann, Dirigent des Festkonzerts. 5. Rektor Fröhlich.

Von der Gründung des Schlesierbundes: Gruppenaufnahme vom Schlesiertag in Breslau.



Phot. M. Sennecke.

Enthüllung des Denkmals für den General v. Alvensleben in Kottbus: Ansprache des Generaladjutanten v. Loewenfeld (×).

1. Die Villa des berühmten Tenors Jean de Reſzke. 2. Das „Bauernhaus" des Milliardärs W. K. Vanderbilt. 3. Eleganz bei ſchlechtem Wetter. 4. Die Schriftſtellerin Mme. L. Delarue Mardrus (zu Pferde) im Geſpräch mit der Gattin des Chirurgen Doyen. 5. Am Strande. 6. Eleganz bei ſchönem Wetter.

Von der Saiſon in Deauville.

Phot. L. Treſca.



Spezialaufnahme der „Woche“.

Die Trauerfeier für den verstorbenen brasilianischen Gesandten Dr. Itiberê da Cunha in Berlin.

„Parseval“ in Konstantinopel.

Unteres Bild:

Der Lenkballon kurz vor dem Aufstieg zur ersten Fahrt.

Rechtes Bild:

Der Führer Hackstetter (1) und sein Assistent Nely-Bei (2) in der Gondel.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

13. Fortsetzung.

Die Gräfin Oberwall, Lou und Pastor Taysen saßen um den sauber gedeckten Tisch, Frau Taysen schnitt neuen Kuchen auf, stand auf und holte Wein, stand wieder auf und holte Gläser; setzte sich, erhob sich, um den Korkzieher zu holen. Unterwegs blieb sie manchmal stehen, fuhr sich über die glatten Scheitelhaare. Ja — was war denn das alles — wie kam denn das alles? Was würde der Jung dazu sagen? Der Jung dort weit draußen, der sein Liebstes zu ihnen gegeben hatte. — Sie stieß aber an mit den anderen, zupfte an ihren zu kurzen Ärmeln, die die groben Gelenke freiließen, ging in die Küche, schnitt feine Leberwurst auf für den Abend und rohen Schinken. Hielt jedes Ei gegen das Licht.... Gab die beste Tischwäsche heraus, die feine Damastgarnitur, die nur am Weihnachtsabend aufgelegt wurde, zündete neben der Petroleumlampe die dreikerzigen Wandleuchter an, die ebenfalls nur an hohen Festtagen brannten, setzte sich plötzlich mit steif herabhängenden Armen auf den Drehhocker vor dem alten Klavier. Was sollte sie nun dem Jung schreiben? Der Vater selbst hatte ihm alles zerstört. Der Vater mit seinen glänzenden, jungen Augen und den poetisch flatternden Gedanken.... Und jetzt saß er drüben in der Laube und trank von dem goldenen Wein, den der Jung vor seiner Abreise noch herausgeschickt hatte als Abschiedsgruß, und mehr noch vielleicht, damit Lou Hörselkamp nicht vermisse, woran sie von Jugend an gewöhnt war....

Gläserklirren drang durch das offene Fenster herein, das weiche, volle Organ der Gräfin Oberwall und dazwischen das helle, jugendliche Lachen ihres Mannes und seine freudig bewegte Stimme, die Stimme der frohen Osterpredigt — mit der er rief: „Gesegnet war die Stunde, in der unser Junge Sie uns brachte, liebes Kind. Viel Freude ist mir von Ihnen gekommen als auch von Ihrem Verlobten. Nichts Glücklicheres konnte mir geschehen, als daß ich euch zusammengeben darf: meinen teuren Schüler und Sie, mein liebes Kind!" ...

Die Pastorin drückte die großen, harten Finger an die Augen. Dann wischte sie sie an der blumigen Schürze ab, die ihr Werktagskleid deckte.

Und dann stellte sie wieder Wein auf den Tisch und ging hinunter und bat zum einfachen Imbiß, denn es würde Zeit, wenn die Gräfin den letzten Zug noch erreichen wollte.

Susanne Oberwall nahm den Arm, den der Pastor ihr reichte, und zog Lou Hörselkamp an der Hand mit sich ins Zimmer.

„Wie still und hübsch ist es bei Ihnen", sagte sie, während man sich um den runden Tisch aufstellte.

Ganz leise summten kleine Fliegen um den weißen Lampenschirm. Pastor von Taysen sprach ein stilles Tischgebet.

Susanne Oberwall schlug andächtig drei Kreuzchen und setzte sich zwischen den Hausherrn und Lou. Sie zog die Hand des jungen Mädchens auf ihren Schoß, streichelte sie mit zarten, weichen Fingern.

„Sie wissen, Herr Pastor, Gerhard ist katholisch getauft und protestantisch erzogen."

Eine ganz leise Trauer lag in ihrer Stimme.

„Es war der Wunsch Ihres Herrn Gemahls", erklärte Pastor Taysen in leichter Verlegenheit.

Sie nickte, unterdrückte einen Seufzer.

„Ja ... ich weiß. Er dachte gewiß, es wäre besser so. Ich, Herr Pastor, bin katholisch. Es wäre mir schmerzlich, wenn mein Sohn nicht der Segnungen meiner Kirche teilhaftig würde. Und so habe ich mir gedacht, daß die Kinder hier in Deutschland von Ihnen und in meiner Heimat noch einmal katholisch getraut werden könnten. Nicht wahr, Liebling, das wirst du gern tun?"

Lou küßte die Hand der Schwiegermutter zärtlich.

Sie wollte gern alles tun, was dieser schönen und guten Frau Freude machen konnte.

Die Pastorin zählte, ob genug Brot aufgeschnitten war. Gleichzeitig fiel ihr ein, daß sie noch kleine Mürbkuchen hatte, die zum Wein gewiß gut schmecken würden. Sie stand auf, um die Kuchen aufzulegen, dabei mußte sie daran denken, wie sie vor Wochen mit dem Jungen in der Küche gestanden, und wie er ihr gesagt hatte: „Sei gut zu Lou Hörselkamp!" Damals hatte sie sich schon vorgenommen, keinen Finger zu rühren, um Gerhard Oberwall mit Lou zusammenzubringen. Keinen Finger! Sie kannte den Jungen! Sie wußte, was in ihm vorging, was er erhoffte, hatte es herausgehört, daß er den Freund nicht für den Richtigen hielt, um Lou glücklich zu machen. Und nun sollte ihr Mann die beiden trauen ... ihr Mann! Der Vater vom Jungen! ...

„Vielleicht etwas Kuchen gefällig zum Wein?" ...

Lou sprang auf, ganz rosig im Gesicht.

„Ich bin so unnütz heute, denke an gar nichts"...

Sie brachte Glasteller, fegte die Krümel vom Tisch.

„Bei uns ist es ein bißchen einfach, teure Gräfin", sagte Herr von Taysen.

Susanne Oberwall knabberte mit ihren weißen Zähnen am Kuchen.

„Bei mir auch, verehrter Herr Pastor. Da, wo die Natur den Tisch deckt, werden Menschenhände bequem."

„Wir hier oben müssen uns tüchtig abrackern," sagte Frau von Taysen, „wenn wir was vom Leben haben wollen."

Lou dachte an ihren Vater. Ein Schatten flog über ihre Züge. Susanne Oberwall lehnte sich zurück in das harte Polstersofa und legte ihre weißen Hände in die schweren Falten ihres seidenen Kleides. Zögernd, gleichsam die Worte suchend, sagte sie: „Mir kommen die



Menschen hier alle vor — wie wenn sie Fieber hätten. So ein langsames Fieber, meine ich, das alle Kräfte aufzehrt. Sie werden erst gesund, wenn sie alt geworden sind. . . Und sie werden so schnell alt hier . . . nicht äußerlich . . . nein . . . innerlich. Die Jugend ist ihnen wie ein . . . ja, wie ein Märchen. Sie lachen darüber. Sie glauben nicht daran, sie wissen nicht, daß Sehnsucht und Liebe und Kummer, daß das alles Wirklichkeit, daß das alles sehr wichtig ist und ein Leben ausfüllen kann. Bei uns unten, da kommen die Runzeln früher, aber wir bleiben, wie soll ich sagen, Herr Pastor, wir bleiben eines Glaubens mit der Jugend." . . .

Der bestellte Wagen fuhr vor. Pastor Taysen und Lou Hörselkamp begleiteten die Gräfin bis zur Station.

„Ich denke, in zwei, drei Tagen bringt Gerhard dich zu uns. Ich kann ihm sagen, daß ich seine kleine Braut liebhabe wie eine Tochter. Und du, mein Liebling — wirst ihn glücklich machen — nicht wahr?"

Es zitterte etwas wie Angst durch ihre Frage. Und diese Angst ging auf Lou Hörselkamp über, so daß ihre Augen von der Schwiegermutter abirrten und sie gepreßt antwortete: „Das hoffe ich." . . .

Leidenschaftlich riß Susanne das junge Mädchen an sich. „Schwöre es mir . . . hörst du?" . . .

Lous zartes, feines Gesicht mit den lichten Augen zog sich fast schmerzlich zusammen. Warum forderte diese wundervoll gütige Frau diesen Schwur? Mißtraute sie ihr plötzlich? Wie konnte sie schwören, daß er glücklich würde? Alles dafür tun wollte sie. Aber jetzt — auf der Station — beim Brausen des nahenden Zuges laut beschwören, was sie als Tiefstes und Heiligstes in sich empfand — — —

„Ich hab ihn doch lieb", sagte sie mit einem treuherzigen, kindlichen Lächeln.

Susanne Oberwall faßte ihre beiden Wangen, küßte sie auf die Stirn, zärtlich und doch ein bißchen enttäuscht.

Wie anders war doch die Liebe — hier — unter der deutschen Sonne.

* * *

Und drei Tage später, wie Gräfin Susanne Oberwall es gesagt hatte, kam Gerhard heraus; im Wagen, wie die Mutter, noch bleich und hager von der überstandenen Krankheit, aber mit leuchtenden Augen, mit Armen, die sich ausbreiteten in heißem, jubelndem Glück.

Ganz anders erschien er Lou als früher. Nicht zaghaft, zerquält wie sonst, nicht still, mit Blicken, die sich in die Seele senkten, mit Händen, die in scheuer Liebkosung das Kleid streiften.

„Was siehst du mich an, Lou? Bin ich dir fremd geworden in den langen Wochen? Hast du meine Stimme vergessen?"

Sie schüttelte den Kopf mit dem flockigen Haar, wurde rot, weil er sie an sich zog in neuem, übermütigem Herrentum.

Er stürmte hinauf in die luftige, lichte Stube.

„Wo schläfst du jetzt?" —

Sie zeigte auf das Bett an der linken Wand.

„Da hat Bruno früher geschlafen, wenn er zu den Ferien herauskam. Wir haben uns nie sonderlich vertragen als Kinder. Und jetzt — sieh mal her — jetzt streue ich Perlen auf das Bett — sieh mal — und Ringe. Das habe ich alles für dich gesammelt. Seit Jahren. Und diesen Ring schickt dir Großmama. — Gib deinen Finger her — so — und das Armband ist von Mama. Und nun gib mal deinen Hals, daß ich dir das Kreuz aus Rubinen umlege. Sechs große Blutstropfen sind es. Mein Herzblut. LOU von oben gelesen, LOU von links nach rechts. Das hat Mama so ausgelegt. Du mußt das Kreuz immer tragen — hörst du, Lou, immer!"

Er setzte sich auf den Bettrand, zwang Lou zu sich auf die Knie.

„Du Liebe, Einzige" —

Sie sprang auf, flammende Röte im Gesicht, lachte gezwungen: „Aber, Gerhard" —

Er stand auf, sammelte den Schmuck zusammen, warf ihn achtlos auf den Tisch. Eine leise Verlegenheit malte sich auf seinen Zügen. Die Situation hatte ihn hingerissen, die Verliebtheit.

„Ich kann dir doch einen Kuß geben — lächerlich."

Freimütig ging sie auf ihn zu, hielt ihm die Lippen hin, eine leise Abbitte in den Augen.

„Das kannst du." . . .

Ein bißchen steif beugte er sich über ihr hübsches Gesicht. Der Rausch war verflogen. Er war wieder der junge Graf Oberwall — wie sie ihn von früher kannte, mit der Zurückhaltung auch in den heftigsten Erregungen.

„Man erwartet, daß du ein paar Tage bei uns bleibst. Du wirst wohl deine Tasche packen müssen. Ich gehe unterdes zum Pastor Taysen, muß ihm noch meine Papiere zeigen."

„Tu das, Lieber." —

Sie lächelte ihm zu in verhaltener Bewegung. Er umfaßte das Zimmer mit einem großen, langen und wie erstaunten Blick.

„Wie häßlich ist diese Stube", sagte er langsam, beinah feindlich.

Sie sah ihn verwundert an: „Findest du?"

In seinen eingesunkenen Schläfen pochten die Pulse, er strich mit der Hand über die Augen.

„Ist es nicht traurig, daß man seine Jugend in so häßlichen Stuben verbringt? Wenn ich als Kind die Augen aufschlug, sah ich zuerst das krause Geranke einer häßlichen Tapete, dann einen klobigen Tisch mit abgegriffenen Büchern, zerbissene Bleistifte und verklecktes Löschpapier. Daran muß ich immer denken, wenn ich an meine Jugend zurückdenke."

Er ging langsam, ohne sich umzusehen, heraus, die Treppe hinunter, die leise knarrte — wie sie stets geknarrt hatte.

Und derselbe Duft durchzog das Haus wie damals, die Luft kräftig gewürzter und sparsamer Küche. Eine Magd flitzte mit aufgekrempelten Ärmeln aus dem Speisezimmer heraus. Sie war rotblond und hatte breite, rote Backen. Es war die Eigentümlichkeit Taysenscher Mägde. Und sie hießen alle entweder Martha oder Anna oder Auguste. Als ob's keine anderen Namen gäbe auf der Welt.

Er klopfte an die Studierstube des alten Herrn; emp-



fand dieselbe scheue Unsicherheit dabei, wie er sie als Tertianer empfunden, wenn er zum Pastor kommen mußte. Und wie damals, so wandelte sich auch jetzt das scheue Unbehagen in seltsam friedliche, innere Stille.

„Mein lieber Gerhard" —

Der alte Mann drückte ihm beide Hände, zeigte auf ein Buch, das er neben sich liegen hatte, auf einen Berg alter Folianten und wissenschaftlicher Zeitschriften.

„Sehr schön, mein junger Freund, sehr gewissenhaft! Habe Ihnen übrigens schon geschrieben über Ihre Doktorarbeit. Hat mich mit Stolz erfüllt. Und was macht das neue Opus, die grammatikalischen Formen der provenzalischen Sprache? Möchte Sie da, mein junger Freund, auf eine Broschüre aufmerksam machen — in Avignon erschienen — sie heißt — warten Sie einmal" —

Er stöberte voll Eifer in seiner Schublade.

Gerhard Oberwall legte ihm die Hand auf den Arm.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Pastor. Das Zeugs wird doch nicht fertig — so bald nicht wenigstens. Ich bin herausgekommen durch die Krankheit. Und dann — ich weiß nicht" —

Er rieb sich mit dem Daumen das Kinn, stäubte seinen Ärmel ab, auf dem noch der Staub von der kurzen Bahnfahrt lag.

„Sehen Sie, Herr Pastor, ich glaube, ich habe mich da verrannt."

„Wieso verrannt — verstehe ich nicht, mein junger Freund. — Sie schickten mir doch einmal den Plan. Da fand ich nichts auszusetzen; klar, eingehend. Eine recht reife Arbeit war da im Entstehen."

Gerhard senkte den Kopf, runzelte gequält die Stirn.

„Sie mißverstehen mich, Herr Pastor. So meinte ich's nicht. Die Arbeit — das ist Nebensache. Ein anderer wird sie schreiben, wird gewiß noch mehr und Besseres zu sagen haben. Nein, nein — ich meine — in dem Beruf habe ich mich verrannt. Es war ein Irrtum oder vielleicht nur ein Vorwand. Ich weiß nicht. Jedenfalls hat das alles kein Interesse mehr für mich" —

„Wie denn — wie denn" —

Mit offenem Mund starrte Pastor Tansen seinen ehemaligen Schüler an. Verstand ihn wirklich nicht, rückte an den Papieren, schob an den Büchern.

„Ja, also was denn — Sie geben den Gelehrtenberuf auf?" —

Es ging ihm nahe. Weit näher, als ihm der Abschied des Sohnes vom Militär gegangen war. Einen Stand konnte man aufgeben, gegen einen andern vertauschen. Man konnte heute Offizier, Kaufmann, ja sogar Pastor sein — und morgen nicht. Aber Dichter, Gelehrter — das wurde man nicht. Das war man. Das war wie die eigene Haut. Man konnte sie pflegen und verunstalten, aber heraus aus ihr konnte man nicht. Die kam mit einem auf die Welt, und die legte sich mit einem ins Grab.

„Ja — aber — das ist doch schrecklich — wie können Sie denn — was werden Sie denn machen?" —

Gerhard Oberwall blickte zum Fenster hinaus. Die Sonne malte gleißende Kringel auf seine beiden Hände, die vor ihm auf den Knien lagen. Er sprang auf, schlug sich gegen die Brust, atmete tief auf: „Leben werde ich, Herr Pastor — endlich mal leben!"

Ganz still wurde der alte Mann, und sein schlohweißes Haupt fiel zurück gegen die abgewetzte Lehne seines grauen Ledersessels. „Was nennen Sie denn — leben?"

Gerhard Oberwall hakte seinen Finger in den Knopf des Fensterkreuzes, lehnte sich an die warme, sonnendurchglühte Scheibe. „Leben, Herr Pastor, das heißt: sich fühlen. Sein Blut fühlen, seine Kraft und froh darüber sein!"

„So — so" —

Pastor Tansen richtete sich auf, rückte an seiner schwarzen Krawatte, sagte fast streng: „Der Sinn des Lebens ist ein anderer."

„Nein, Herr Pastor, Freude an sich haben — das ist sein tiefster Sinn."

Heftig, leidenschaftlich klang Gerhards Stimme, wie Pastor Tansen sie nie von ihm gehört.

„Die Tradition Ihres Hauses, Gerhard, weist Sie andere Wege."

Gerhard Oberwall lachte kurz und bitter auf.

„Unser Haus, Herr Pastor, ist wie ein eingeschrumpfter Baum, dessen letzter dünner Ast ich bin. Es war nichts anderes als unbewußter Erhaltungstrieb, wenn mein Vater, mein Großvater sich aus fremdem Land kräftiges Blut holten, um seinen Boden zu düngen. Ich bin nicht nur ein Oberwall, Herr Pastor, ich bin ein Nachkomme der Reys."

„General Rey war ein preußischer Offizier, Gerhard."

„Das war er. Aber die Brüder seiner Frau waren Revolutionäre und haben die Scheiterhaufen von Nancy in Brand gesetzt. Man muß nur fleißig Familienchronik studieren, um sich selbst zu erkennen."

Pastor Tansen fuhr sich mit dem Taschentuch über die feuchte Stirn.

Gerhard lächelte wieder, hielt dem alten Herrn die Hand hin. Tansen zögerte, seine Augen blickten vorwurfsvoll.

„Ihre schöne, sanfte Mutter" . . .

Gerhards Augen leuchteten auf.

„Sie ist wie die Natur selbst. Bei ihr werde ich leben lernen."

Jetzt war es der alte Mann, der, tief den Kopf senkend, keine Erwiderung fand.

Gerhard Oberwall aber fügte noch hinzu: „Mir ist jetzt oft so, wie mir war, als ich ins Opernhaus ging, um das erstemal „Tristan" zu hören. Ich saß da — eine halbe Stunde, bevor es angehen sollte. Ich starrte auf den Vorhang und sagte mir: Wenn dieser Vorhang aufgeht — dann werde ich etwas erleben, etwas Großes und unsagbar Schönes. Und wenn ich dann wieder auf die Straße hinaustrete — werde ich ein anderer sein als jetzt. Und so, Herr Pastor, ist mir jetzt zumute: Ich warte nur, bis der Vorhang aufgeht — denn hinter diesem Vorhang baut sich mein eigenes, neues Leben auf."

Pastor Tansen hatte seine heitere Ruhe wiedergefunden, stand auf, klopfte seinem ehemaligen Schüler liebevoll und etwas nachsichtig auf die Schulter.

„Was die jungen Leute heutzutage für große Worte



machen, um ganz Selbstverständliches in sich zu erklären. So ist es mir doch auch gegangen, mein junger Freund, vor dreißig Jahren, als ich meine gute Frau heimführte. . . . Da war mir oft, als müßte ich den ganzen Tag nur herumstreifen mit ihr durch die blühende Welt, und die Sonntagspredigten haben mir arge Mühe und Kopfschmerzen gemacht. Aber dann — als ich's gewöhnt war — ihr liebes Gesicht unten im Kirchenstuhl zu sehen, da wurde mir mein Amt wieder zur Freude wie einst. Und so werden Sie noch auf Ihre Arbeit zurückgreifen, lieber Gerhard, den Weg zu sich selbst zurückfinden. So — und jetzt geben Sie mir Ihre Papiere her und kommen Sie essen. Meine gute Frau trampelt seit einer halben Stunde gar energisch im Gang. Das kenne ich." . . .

Und dann wurde es trotz des ernsten Gespräches noch ein kurzes, fröhliches Mahl, und nur das strenge, harte Gesicht der Pastorin zuckte seltsam, wenn Gerhard einen raschen, verstohlenen Kuß auf Lous Hand drückte.

* * *

An einem grauen, gewitterschweren Juniabend fand Lou Hörselkamps Trauung statt.

Im großen Paradesaal des Oberwallschen Hauses. Da, wo Gerhard Oberwalls Krankenbett gestanden, da, wo die Exzellenz Gräfin Marie Antoinette aufgebahrt werden wollte.

Die späte Stunde war mit Rücksicht auf die Exzellenz gewählt worden, die nur am Abend die schwere Pracht entfalten konnte, die ihr teuer war.

Einer glitzernden Mumie gleich saß sie in ihrem Sessel mit der goldenen Lehne, mit starr gespreizten, edelsteinleuchtenden Fingern, hinter ihr — die Mendel in schwarzer Seide und violettem Kopfputz, Riechsalz und die Lakritzendose in der Hand; umschichtig bot sie der Herrin an. Neben ihr saß Susanne Oberwall in dem Kleid aus rotem Brokat mit schwarzer Chantillyspitze, das sie sich weiter hatte machen lassen. Sie betete unzählige Rosenkränze, und ihre Augen standen voller Tränen. Sie hatte eben noch die Braut angezogen — und zum zweitenmal den Schwur verlangt, den Lou ihr damals an jenem ersten Abend nicht hatte geben wollen. Und Lou hatte sich über ihre Hände geneigt und gesagt: „Ich schwöre dir, Mémère!"

Mémère — so wurde sie jetzt von Gerhard genannt, der sich seiner Kinderzeit erinnerte, und Mémère sagte auch Lou, froh, ihr einen Namen geben zu können, der so neu für sie war wie das Gefühl, das sie für diese unendlich gütige, warme und ihr doch innerlich seltsam fremde Frau hegte. Wie eine kleine Maskerade war dieser Name, wie ein Lächeln — zärtlich und doch undurchdringlich.

Auch die alte Exzellenz gab ihr bald diesen Namen, spöttisch und anerkennend, als wäre es ein Titel, der ihr gebühre, mehr noch gebühre als der Titel einer Gräfin Oberwall.

Sie hatte in den letzten Tagen sogar die Mendel manchmal gefragt: „Was macht die Mémère, Mendel?" — „Sagen Sie der Mémère" . . und die Mendel war mit todernstem Gesicht zurückgekommen und hatte gemeldet: „Die gnädige Mémère" . . .

Sehr steif, sehr gerade, mit unbeweglichem Gesicht saß Graf Andre Oberwall neben seiner Frau. Er löste sein Ehrenwort ein — das war alles. Er bot Lou Hörselkamp Platz an in seiner Familie mit derselben frostigen Höflichkeit, mit der er ihrem Vater einen Stuhl in seinem Zimmer angeboten hatte, als er wenige Tage nach der Verlobung Lous seinen Besuch machte.

Man konnte Hörselkamp schließlich nicht übergehen, wenn man auch von allen Verlobungsanzeigen absah, um nicht der Gesellschaft Stoff zu neuem Gerede zu geben.

Sehr taktvoll vermied man es, von der Fürstin Sukewitsch zu sprechen, und selbst Gerhard, dem jene für ihn so peinliche Szene in der Rauchstraße deutlich in Erinnerung stand, fand einen unbefangenen, ja manchmal sogar herzlichen Ton.

Susanne Oberwall aber umgab ihn mit einer erlesenen, rührenden Aufmerksamkeit. Seine Bedeutung als Künstler, die auch in diesem Haus nicht bestritten wurde, erfüllte sie mit andächtiger Bewunderung. Und seine kraftvolle, interessante Männlichkeit, für die ihre primitiven weiblichen Sinne nicht unempfänglich waren — steigerte diese Bewunderung zu einer leisen, romantischen Schwärmerei.

„Du hast einen herrlichen Vater, Liebling", flüsterte sie Lou zu und drückte ihre Hand.

Und dieses Wort half Lou über manche Peinlichkeit hinweg, half ihr die höfliche Kühle des Grafen Oberwall ertragen, die sie in ihrem Stolz und ihrer Liebe zum Vater tief verletzte. Gerhard sah sie in diesen Wochen nur wenig. Zwischen ihr und ihm standen Kisten voller Wäsche, Schränke voll Kleider, standen die unzähligen Besorgungen, die endlosen Debatten der zwei Gräfinnen. Mémère sagte, es brächte Unglück, wenn der Bräutigam vor der Hochzeit auch nur das geringste Stück der bräutlichen Ausstattung sehe. Das wäre nur am Abend vor der Trauung gestattet. Die alte Exzellenz, die Lous Ausstattung übernommen hatte, verlangte, daß ihr alle Stoffe, jedes Endchen Spitze, jede Fasson vorgelegt werde. Ja, sie ging sogar so weit, die Schneider und großen Schneiderinnen in ihrer Equipage abholen zu lassen, damit auch die Anproben bei ihr stattfänden. Es herrschte eine fürchterliche Luft und eine grausame Hitze in ihrem Appartement. Die Anproben mußten oft plötzlich unterbrochen werden, weil der Exzellenz schlecht wurde.

Lou selbst war manchmal halb ohnmächtig, die gute Mémère brachte ihr dann Zwieback und feurigen Wein, setzte sich abends an ihr Bett und machte ihr kalte Kompressen, denn Lou wohnte jetzt im Haus am Kupfergraben. Es war so groß, daß drei Familien bequem darin untergebracht werden konnten. Susanne Oberwall aber hatte darauf bestanden, daß Lou in ihrem Zimmer schlief.

Lou wagte nichts dagegen zu sagen, aber es bedrückte sie, daß sie nicht einmal abends allein sein konnte, um sich zu sammeln. Sobald sie sich rührte, vernahm sie die Stimme der Schwiegermutter: „Warum schläfst du nicht, Liebling?"

Dann wurde Licht gemacht.



„Wie schlecht siehst du aus, Kindchen. Ganz elend. Warte, ich werde dir Orangenblütentropfen bringen. Nein, nein . . . Liebling, du mußt folgen. Glaubst du, Gerhard kann eine nervöse, kranke Frau brauchen?! Das mußt du schon ihm zuliebe nehmen. Als Kind — da hat er" — — —

Susanne Oberwall erzählte von ihrem Sohn, wie er klein war, bis das Frühlicht durch die herabgelassenen Gardinen des Zimmers drang. Dann erschrak sie: „O Gott . . . jetzt haben wir uns verplaudert . . . schlaf, mein Kindchen. Warte, ich will dir die Kissen richten."

Um sieben schickte die Exzellenz hinunter. Warum denn die Damen noch nicht heraufkämen? Die Stickerin wäre für acht bestellt, man mußte doch erst alles besprechen und frühstücken.

Lou bemerkte eines Tages, daß sie in den stürmischsten Tagen der Rauchstraße nicht so elend ausgesehen hatte wie jetzt, da man sie mit Liebesbeweisen fast erdrückte. Die Damen speisten bei der Exzellenz, Gerhard meist außerhalb. Er hatte sehr viel zu tun mit der ihm vorgeschriebenen Kaltwasserbehandlung. Dann ging er auf den Fechtboden. Die körperliche Bewegung tat ihm unendlich wohl. Er hatte immer einen Bärenhunger nachher, frühstückte ausgiebig in einem der großen Hotels. Dann nahm er ein Auto, fuhr nach Wannsee hinaus, ruderte ein paar Stunden.

Es kostete ihn fast Ueberwindung, nach Haus zu kommen. Manchmal klingelte er auch an, gab Lou, die er heranholen ließ, tausend zärtliche Namen.

„Nicht wahr, du bist nicht bös, wenn ich nicht komme! Ich habe ja doch nichts von dir dort. Ich kann das nicht sehen, wie sie dich quälen."

Sie lächelte matt. Sah es völlig ein. Dann war all dieses Jagen und Hasten wie ein böser Traum hinter ihr. Dann begann das Leben, das wundervolle, stille, schöne Leben . . .

Und nun sprach Pastor Taysen unter dem Geflimmer der unzähligen elektrischen Kerzen die Worte, die sie zusammengaben — für immer.

„Wie sich der Junge herausgemacht hat nach der Krankheit", raunte Herr von Roeckwitz seinem alten Freund Oberwall zu und strich sich melancholisch über den weißen Schnurrbart.

Seine Damen waren in Wildbad. Gerhards Trauung mit der kleinen Hörselkamp noch mit ansehen — das konnte man nicht von ihnen verlangen. Und wenn sie sehen würden, was für ein „Staatskerl" der Junge geworden war. . . . Schade um die feine Zucht, dachte der gute Roeckwitz und seufzte auf. Denn die kleine Hörselkamp — ganz niedliches Nippfigürchen, aber als Stammmutter — nee.

Graf Andre Oberwall hatte ähnliche Gedanken. Diese ganze Trauung erschien ihm wie eine Leichenfeier. Sein ganzes Geschlecht sargte er ein mit dem heutigen Tag.

Während des Ringwechsels preßten sich seine Lippen hart aufeinander.

Hörselkamp biß an seiner Oberlippe. Er hatte plötzlich wieder was gegen Gerhard Oberwall. Etwas — das er nicht erklären konnte. Die Selbstverständlichkeit, mit der er Lous Hand ergriff, ärgerte ihn. Und daß man bei der ganzen Sache glatt über ihn hinweggegangen war. Er hätte hundertmal nein sagen können, man hätte doch nicht auf ihn gehört. Aber nun mußte er hier sitzen wie ein Popanz, wie eine Figur. Der Vater. Auch was Rechtes! Hörselkamp — ja — das war jemand. Aber der Vater? . . . Ein Herr im Frack, der nach dem Pastor die Braut als erster beglückwünschen konnte.

Wo war der Vater als Chef des Hauses? Wo war das Vaterhaus selbst geblieben? Ein Herr im Frack, dem Lou die Hand küßte, ein Herr im Frack, dem Lou beide Arme um den Hals legte und „Papa, lieber Papa" zuflüsterte.

Vom zweiten Zimmer her drang leises Weinen. Die alte Seraphine hatte sich da ganz heimlich aufgestellt in ihrem größten Staat. Ganz still und bescheiden — sie, die oft Vater und Mutter hatte ersetzen müssen. In der Gesindestube durfte sie von dem süßen Wein trinken und vom Kuchen essen, der da aufgestellt war für die Leute. Der Herr im Frack aber saß dem Brautpaar gegenüber an der Tafel und mußte stillhalten, wenn der Pastor von der väterlichen Liebe sprach.

Nicht einmal eine Hochzeitsgabe hatte er seinem Mädel geben können. Wie ein armer Lump stand er da — mit seinem großen Namen, den man am liebsten unterschlug in den stolzen, vornehmen Häusern, denen keine noch so große Berühmtheit die Tadellosigkeit ersetzen konnte.

Roeckwitz, der sich bei solchen Gelegenheiten immer ein bißchen als Festarrangeur fühlte, fing die einlaufenden Depeschen ab, las sie übertrieben laut, pathetisch vor. Taysen kabelte aus Neuyork. Die Roeckwitzschen Damen schickten aus Wildbad: „Innigste Wünsche dem lieben

jungen Paar." Die nächsten Freunde des Grafen Andre Oberwall telegraphierten und einige Bekannte Gerhards aus der jüngsten Zeit, Genossen seiner Ruderpartien und Fechtstunden. In die „Gesellschaft" war die Kunde noch nicht gedrungen.

Susanne Oberwall sagte jedesmal: „Oh, wie liebenswürdig!" und drückte heimlich die Hand ihres Sohnes. „Bist du glücklich, Liebling?"

Die Exzellenz trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, legte den Kopf schief auf die Seite, fragte nach den Namen der Absender. Meist sagte sie: „Kenne ich nicht", machte einen runden Rücken und funkelte den Sohn an.

Das war ja keine Hochzeit. Wenn man auch mit der Stieftochter der Fürstin Sukewitsch keinen Staat machen durfte — so ganz übergehen konnte man das Ereignis nicht. Schließlich saß sie selbst am Tafelende. Sie — Exzellenz Marie Antoinette Oberwall. Und sie war doch wer — Graf Andre Oberwall aber neigte nur immer leicht dankend den Kopf, mit kaltem Lächeln, das ihn wie ein Panzer schützte, daß ihm nichts naheging an diesem Abend. Ihn überstehen — mehr wollte er nicht.

Mehr wollte auch Hörselkamp nicht. Und diese zwei Väter in tadellosem Frack, mit der schmalen, weißen, korrekt gebundenen Binde über dem bläulichweißen Hemd — die äußerlich nur durch die Breite der Festtafel, innerlich durch Welten getrennt waren, diese zwei Männer, die durch äußere Umstände einander aufgedrängt waren und beide unter des anderen Gegenwart litten, empfanden die Schwere dieser Tafelstunde in gleich niederdrückender Weise.

Sie sprachen höflich, oberflächlich über Dinge, die weit ablagen von dem Anlaß, der sie hier vereinte, die sie hinwegtäuschen sollten über ihre seltsame, erzwungene Lage.

Gerhard, dem der feurige Wein aus der väterlichen Kellerei und die unablässige, mütterliche Glückseligkeit das Blut erhitzt hatte, daß er die frostige Kühle nicht spürte, die von den Vätern ausging, zog Lous Arm durch den seinen, murmelte ihr verliebte, heiße Worte ins Ohr wie ein junger Student, der seines Mädels ersten Kuß erwartet, verstieg sich in lachendem Übermut zu leisem Spott über die „alten Herren", die sich, wenn auch nicht in der Wahl ihrer Kinder, so doch in der Bewunderung für Rodin zu einen schienen.

Es verdroß ihn, daß sie so zurückhaltend blieb, scheu seinen Blicken auswich. Und er zupfte sie wie ein ungezogener Junge am Schleier.

„Du kleine Preußin, du — du Kalte" ...

Mémère, die die leisen Worte erhascht hatte, lachte — lachte ganz leise und gutmütig, mit leisem Vorwurf in den wundervollen, dunklen Augen. Sie tuschelte der Schwiegermutter die Worte ins Ohr, worauf die alte Exzellenz sich wohlig zurücklehnte in ihrem Sessel und lauter, als unbedingt nötig gewesen wäre, meinte: „Der Junge entwickelt sich."

„Wie meinst du, Mama?" fragte Graf Andre arglos.

Die Exzellenz hatte der Mendel zweimal auf die Hand geschlagen, als sie ihr den Wein hatte wegnehmen wollen, und so mochte es des Guten zuviel geworden sein für die alte Dame, denn der kühle Ton des Sohnes reizte sie heute mehr als sonst.

„Mit Blut ist's wie mit dem Wein. Wer Wein mischt oder Blut — der weiß nicht, was daraus entsteht."

Sie zeigte auf den Enkel und lächelte dem Sohn boshaft zu.

Es freute sie, daß das fremde, heiße Blut, i h r Blut, sich im Enkel zu regen begann.

„Bist mein Junge!" sagte sie ostentativ und grüßte den Enkel mit der Hand.

Ernst blickten die grauen Augen des ehemaligen Diplomaten auf die gleichsam künstlich zusammengesetzte steinfunkelnde Frau in dem roten Sessel, zu der er erst im Alter ein erträgliches Verhältnis gefunden hatte. Mutter, Frau und Sohn saßen an diesem Tisch: lebendig, greifbar, sein eigen nach allen Gesetzen der Natur ... und doch ihm fremd. So fremd, daß sie sich nie mit ihm verschmelzen konnten, ausschieden und ineinanderströmten nach unerklärlichen, innerlichen Geboten — deren Herr er nicht war und nicht sein konnte.

An diesem Fremden hatte er, hatte sein Haus getragen viele lange Jahre — noch vom Vater her, dessen größtes Glück der frühe, rühmliche Tod sein mochte. Einem zersetzenden Gift war es gleich, dieses Fremde, stärker als die Jahrhunderte, die dem Geschlecht der Oberwall Ansehen und Bedeutung gegeben, stärker als alle Tradition....

Wieder wurde eine Depesche gebracht. Herr v. Roeckwitz erhob sich, wie er sonst tat, und las laut und pathetisch, ohne die Unterschrift vorher zu sehen: „Erfahre soeben deine Vermählung. Innigste Glückwünsche. Wenn kannst — besuche mich Gardasee. Atelier von Papa fertig. Warte auf ihn. Fürstin Sukewitsch."

Roeckwitz räusperte sich, hustete, hätte den Namen gern zurückgenommen, machte ein ganz verdutztes Gesicht. Die Stille am Tisch war unheimlich.

Hörselkamp wurde blaß bis in die Lippen, streckte die Hand aus: „Wo — Gardasee?" ...

Dann hielt er die Depesche in der Hand, starrte auf die Worte.

Lou war aufgesprungen.

„Was ist dir, Lou?" fragte Gerhard.

Sie achtete nicht auf ihn. Achtete auf niemand. Der einzige Name, der hier nicht hätte genannt werden dürfen — Herr von Roeckwitz hatte ihn in seinem ungeschickten Eifer wie mit einer Fanfare herausposaunt. Und ihr Vater litt ... mußte doppelt leiden hier in diesem Haus. Sie neigte sich über ihn, ihr Brautschleier umhüllte ihn, entzog ihn den Blicken.

Susanne Oberwall, die erst mit klopfendem Herzen dagesessen, faltete die Hände. Sie hatte ein so frommes und schönes Gesicht in diesem Augenblick, daß Pastor von Taysen von tiefer Rührung ergriffen wurde.

„Lieber Herr Hörselkamp ... nicht wahr ... wenn Ihre Frau Sie ruft ... an einem Tag wie heute ... da können Sie nicht nein sagen — nicht wahr ... Sie können es nicht?!"

„Susanne! Was soll das?" ...

Niemand achtete auf den halberstickten Einwurf des Grafen Oberwall. Alles blickte auf Hörselkamp.

Ihm war warm geworden unter dem duftigen Brautschleier der Tochter. Und er schob sie von sich, ganz leise, mit heißen, zitternden Händen. Seine Nasenflügel bebten,



seine feinen, kühn geschwungenen Lippen zuckten. Wie ein Lachen war es. Verhalten — jung — verlegen und übermütig.

„Sie werden nicht nein sagen, lieber Herr Hörselkamp", drängte die volle, weiche Stimme.

Susanne Oberwall hielt ihm beschwörend die Hände entgegen. Und er haschte über den Tisch nach diesen Händen, drückte sie an die heißen Lippen.

„Aber ich denke ja gar nicht daran, Sie gute, schöne Frau. . . . Das war ja alles nur ein Mißverständnis . . . eine dumme Temperamentsache. Das hat ja alles gar nichts mit dem Gefühl zu tun . . . nicht wahr?"

Hörselkamp hatte völlig vergessen, wo er sich befand. Die Erregung des ganzen Abends, die Weine, die unerwartete Depesche seiner Frau, aus der er den sehnsuchtsvollen Ruf heraushörte, auf den er in steigender Mutlosigkeit von Tag zu Tag gewartet — das alles erfüllte ihn wie mit einem Fieber, das dem Arbeitsfieber seiner Atelierstunden vergleichbar war.

Nicht er — etwas aus ihm heraus sprach und lachte und jubelte — wie stets etwas aus ihm herausgeschaffen hatte — so daß er blind und taub war für seine Umgebung, restlos aufging in dem Gefühl, das ihn beherrschte.

(Fortsetzung folgt)

Die Alkoholkranken, ihre Behandlung und Heilung.

Vom Geheimen Sanitätsrat Dr. Wilhelm Gericke.

Wer als Arzt über Alkoholfragen schreibt, wird belehren wollen. Er wird belehren wollen auf Grund ärztlicher Kenntnisse. Er wird aber auch belehren müssen auf Grund von Erfahrung in reinen sozialen Fragen. Denn der Alkoholismus ist kein rein medizinisches, sondern auch ein soziales Problem.

Gemeinhin beginnen ärztliche Ausführungen über Alkohol und Trinkertum mit statistischem Material über den Umfang der Schädigung, die unsere Volkskraft durch das Alkoholgift erfährt. Der Autor erfüllt dabei zugleich die Aufgabe, die verschiedenen Stadien der Alkoholwirkung aufsteigend vorzuführen, den Laien mit Delirium, Säuferleber und alkoholistischer Herzmuskelentartung bekanntzumachen. Daß hierbei sofort ein recht düsterer Ton in die Schilderung dringt, ist ersichtlich; so logisch auch der Gedankenaufbau derartiger Schriften sein mag, so sind sie doch weder geeigneter Lesestoff für Alkoholkranke jeglicher Gattung noch für deren Angehörige. Auf Abschreckungswirkung legt ja in moderner Zeit nicht einmal der Strafrichter und Gesetzgeber mehr Gewicht.

In diesen Zeilen will ich das ganze Alkoholproblem ausschließlich vom Standpunkt des Alkoholkranken und seines behandelnden Arztes betrachten. Besonders hier gilt auch die Mahnung Leydens, daß man bei der Behandlung der Krankheit nicht die Behandlung des Kranken vergessen möge. Was sind die Interessen der Alkoholkranken, welche Vorteile bietet die moderne Wissenschaft dem Alkoholkranken gegenüber früheren Zeiten? Die Frage, wer überhaupt alkoholkrank ist, werden wir dahin beantworten können, daß ein jeder, auf den der Alkoholgenuß die Wirkung eines Giftes hat, logischerweise ein Alkoholkranker ist. Allerdings beschäftigen wir uns hier nur mit chronischen Wirkungen. Die Definition der Alkoholwirkung hängt also mit der allgemeinen Definition von Giftwirkungen eng zusammen. Diese Auffassung ist nicht nur wahr, sondern auch human. Dies ist wichtig, denn ebensoviel Schwierigkeiten die Überwindung der Alkoholkrankheit selbst bietet, ebenso schwer ist es für uns Ärzte, mit den hier hemmenden sozialen Vorurteilen des Volkes fertig zu werden.

Wer heute durch Alkohol an Herz, Blutgefäßen oder Leber und Bauchspeicheldrüse arg geschädigt ist, ist unzweifelhaft ein Alkoholkranker. Ihn trifft jedoch in der Mehrzahl der Fälle das Odium des Alkoholismus nicht. Die menschliche Gesellschaft betrachtet ihn noch nicht als „außerhalb" befindlich, es sei denn — daß er eine Trinkerheilstätte aufsucht. Wer aber die Alkoholwirkung zuerst an der Großhirnrinde verspürt, der gilt allein durchweg als Trinker. Nur Trunkenheit, Delirium, kurz die Erscheinungen von seiten des Gehirns sind schändend. Wir sehen, daß dieses Vorurteil fallen muß, wenn wir konsequent an der obigen Erklärung des Begriffs Alkoholkrankheit festhalten.

Schon hier drängt sich von selbst die Forderung auf, daß wir den Alkoholkranken auch behandeln und heilen müssen, ohne ihn zu stigmatisieren, d. h. ohne ihn für die Menschheit mit dem Kainzeichen des Säufers zu versehen.

Wer lange dauernd durch alkoholistische Getränke seine Organe schädigt, ist also ein Alkoholkranker.

Dieser Leitsatz gibt uns aber auch eine Klassifikation der milderen und schwereren Fälle und Formen. Auch der nur in seiner Arbeitskraft Geschädigte gehört zu den Alkoholkranken. Dagegen ist die Verminderung der Masse der geleisteten Arbeit noch kein Kennzeichen, daß jemand alkoholkrank ist. Hier läuft die Grenze zwischen der ärztlichen Aufgabe und der Aufgabe des Hygienikers und Volkswirtschaftlers; die Aufgabe, das Volk vom Alkoholgenuß zu entwöhnen, ist etwas anderes als das Bestreben, Alkoholkranke zu heilen. Bei jener Auffassung des Begriffs Alkoholkranker aber sehen wir sofort, daß der Kreis ungemein weit gezogen ist. Gerade bei der großen Masse der Alkoholkranken, glücklicherweise den milderen Formen der Alkoholkrankheit, ist die Behandlung und Belehrung erfolgreich. Unsere sozialen Lebensgewohnheiten und Anschauungen sind derart, daß auch recht wertvolle Menschen, reich an Intellekt und durchaus nicht willenschwach, durch Alkohol geschädigt, also alkoholkrank werden. Ihre Alkoholkrankheit wird teils nicht, teils zu spät in Behandlung genommen.

Man meint, daß im allgemeinen ja ein energischer und kluger Mensch kein Delirant wird, und die Idee einer Trinkerbehandlung kommt im ganzen Verlauf kaum in Frage. Also das wird anders, wenn wir danach streben, jeden, der durch Alkohol wie durch ein chemisches Gift geschädigt wird, kunstgerecht zu behandeln; aber welche Behandlung ist hier kunstgerecht, welche Methode führt in der Mehrzahl der Fälle zur Heilung?

Wir behandeln, heilen den Alkoholkranken durch Abstinenz, d. h. durch Alkoholentziehung. Dieser Satz mag



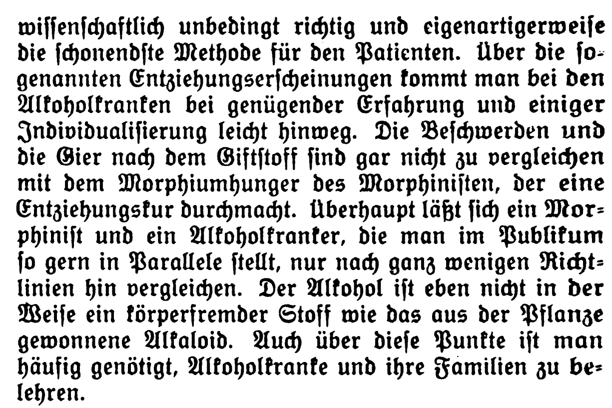
manchem zunächst nicht unähnlich der Weisheit Onkel Bräsigs erscheinen, daß die Armut von der großen Pauverté herrühre. Die Alkoholentziehung ist aber tatsächlich eine Art Technik. Sie besteht aus einer Reihe von Kunstgriffen, basiert auf Erfahrung und individueller Handhabung und Abstufung. Diese Kunst erstreckt sich nicht nur auf die Einwirkung auf die Kranken, sondern auch auf die Schaffung des Milieus. Allerdings müssen wir uns zunächst die Alkoholkranken auch nach den Ursachen und Krankheitstadien ihres Alkoholismus klassifizieren.

Bei der großen Masse der Alkoholkranken liegt als Ursache einfach ein gewohnheitsmäßiges Übermaß an Aufnahme, ein Mißbrauch, ein abusus vor. Diese Menschen wären unter anderen sozialen Bedingungen, bei spezieller rechtzeitiger Belehrung nicht alkoholkrank geworden. Sie haben die Augen nicht offen gehalten, ihre Willenskraft an dieser Stelle nicht eingesetzt. Sie sind alkoholkrank im Sinne einer Genußkrankheit, d. h. einer durch ungezügelten Genuß hervorgerufenen Schädigung. Vom humanen wie volkswirtschaftlichen Standpunkt ist dies die wichtigste Gruppe, und wir verstehen wohl, daß hier selbst eine Abschreckungstheorie in der Propaganda am Platz zu sein schien.

Die zweite Gruppe ist die der psychopathischen Patienten. Sie sind Trinker geworden, weil sie an sich minderwertig sind, nicht über die Hemmungen des Gesunden verfügen. Das Triebartige im Alkoholisten, die zeitweise Gier nach Alkohol, tritt hier schon hervor. Der Alkoholismus greift hier mit vielen anderen Krankheitsformen ineinander. Wir können wenigstens für manche Gegenden und Gesellschaftschichten getrost sagen, daß bei dem Gros der Neurastheniker das Leiden auf Alkoholismus basiert. Natürlich spielen auch Umgebung und Lebenschicksal im Sinn der ersten Gruppe eine Rolle. Auffällig war es mir immer, daß die „einzigen Söhne" bessersituierter Familien einen so hohen Prozentsatz an Alkoholkranken aufweisen. Es ist verständlich, daß für die Heilungsmöglichkeit der Patienten dieser Gruppe ganz besonders die Frage wichtig ist, wie lange bereits der ausgesprochene Alkoholismus besteht.

Wer sich mit Alkoholkranken beschäftigt, lernt auch die alkoholistischen Entartungen, die wir als dritte Gruppe, die Gruppe der schweren Formen, hier erwähnen, in vielseitigster Weise kennen, die durch den Alkohol geschaffene Degeneration bleibt bestehen, wie auch das Geschick des Kranken sein mag. Sie drückt sich in verschiedenen Richtungslinien aus, wie sie z. B. die schöne Monographie von Heilig*) über Alkoholpsychosen klar hervorhebt. Einmal finden wir Entartungen seitens des Intellektes, die Merkfähigkeit zeigt sich herabgesetzt. Andere entarten im Affektleben, und die ethische Degeneration überwiegt. Drittens zeigen sich halluzinatorische Formen mit Wahnideen, besonders Erklärungswahn. Viertens bieten sich direkt Übergänge zu der Geisteskrankheit Paranoia, und die Gedankengänge bestehen hier im systematisierten Eifersuchtswahn, in Verfolgungs- und Beeinträchtigungsideen. Wir sehen also unter den Alkoholkranken große Abstufungen und Gruppen, von dem harmlosen Mißbrauch eines Genußmittels an bis zur Geisteskrankheit hinauf.

Bei der Behandlung aller Alkoholkranken aber setzen wir plötzlich mit einer absoluten Entziehung ein. Sie ist



wissenschaftlich unbedingt richtig und eigenartigerweise die schonendste Methode für den Patienten. Über die sogenannten Entziehungserscheinungen kommt man bei den Alkoholkranken bei genügender Erfahrung und einiger Individualisierung leicht hinweg. Die Beschwerden und die Gier nach dem Giftstoff sind gar nicht zu vergleichen mit dem Morphiumhunger des Morphinisten, der eine Entziehungskur durchmacht. Überhaupt läßt sich ein Morphinist und ein Alkoholkranker, die man im Publikum so gern in Parallele stellt, nur nach ganz wenigen Richtlinien hin vergleichen. Der Alkohol ist eben nicht in der Weise ein körperfremder Stoff wie das aus der Pflanze gewonnene Alkaloid. Auch über diese Punkte ist man häufig genötigt, Alkoholkranke und ihre Familien zu belehren.

Wir führen also bei allen Alkoholpatienten die absolute Abstinenz durch, nicht aus theoretischem Fanatismus, sondern aus ärztlicher Routine. Wir wissen, daß diese Methode vom Patienten die geringste Energie verlangt. Zweifellos gibt es Alkoholkranke leichteren Grades, die nach kurzer Zeit als geheilt zu betrachten sind, und die ausreichend Energie besitzen, im ferneren Leben nur mäßige Mengen Alkohol zu sich zu nehmen, nachdem sie einmal ausgiebig belehrt sind. Für die weitaus größte Zahl bietet aber jede „Mäßigkeitslehre" eine große Gefahr, und nur die absolute Abstinenz für lange Jahre oder für das ganze fernere Leben gewährleistet den Erfolg. Die allgemeine antialkoholistische Propaganda berühre ich hier nicht. Sie führt den Kampf gegen den Alkohol aus allgemeinen Gründen, um die Volkskraft zu heben. Ihr Ziel ist, die absolute Abstinenz auch den Gesunden, nicht Alkoholkranken anzuerziehen.

Neben der These der absoluten Abstinenz möchte ich den Leitsatz aufstellen, daß der Ort, an dem der Alkoholkranke geheilt wird, nicht den Charakter einer Trinkerheilstätte tragen soll. Es muß ein Milieu mit absoluter Abstinenz, ein Ort mit neuen Lebensgewohnheiten geschaffen werden, der aber nicht nur mit Trinkern bevölkert sein darf. Wo in weitem Umkreis Abstinenz herrscht, wird der Alkoholkranke schneller genesen, wenn er mit anderen Kranken oder Gesunden zusammenkommt. Ich möchte die Einschränkung sogar vom entgegengesetzten Ende präzisieren, daß man neben Alkoholkranken Kranke anderer Art behandeln kann, sofern nicht zu ihrer Behandlung als Medikament Alkohol in Frage kommt. Wie aber schafft man ein solches Milieu, in dem der Alkoholkranke giftfrei wird, das ein Heilfaktor ersten Ranges ist, wie entsteht ein solch segensreicher Ort mit neuen Lebensgewohnheiten? An diesem Problem hat sich manch einer versucht, darunter auch ich. Wenn mir auf diesem Gebiet vielleicht mehr Enttäuschungen und Fehlgriffe erspart geblieben sind als anderen, so mag das daran gelegen haben, daß meine Anschauungen in sozialen Fragen ausgereifter waren, da ich erst nach 30jähriger universeller ärztlicher Praxis mich diesen Aufgaben zugewandt habe. Mein Grundsatz ist gewesen, daß diese medizinischen Aufgaben gelöst werden müssen auf landwirtschaftlichem Boden, daß der Ort mit neuen Lebensgewohnheiten im landwirtschaftlichen Leben gefunden werden muß. Es ist nicht die Lehre von der Rückkehr zur Natur, die mir dabei vorgeschwebt hat. Es ist einfach die Tatsache, daß im landwirtschaftlichen Leben die Naturnotwendigkeit von Arbeit und Beruf so sichtbar und bildartig zutage tritt und ein kontinuierliches, erzieherisches Moment darstellt. Seine wohltätige Wirkung macht sich auf die Seele des Alkoholkranken unleugbar geltend.

*) Heilig: Über Alkoholpsychosen. Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie. Bd. X, Heft 1 u. 2.



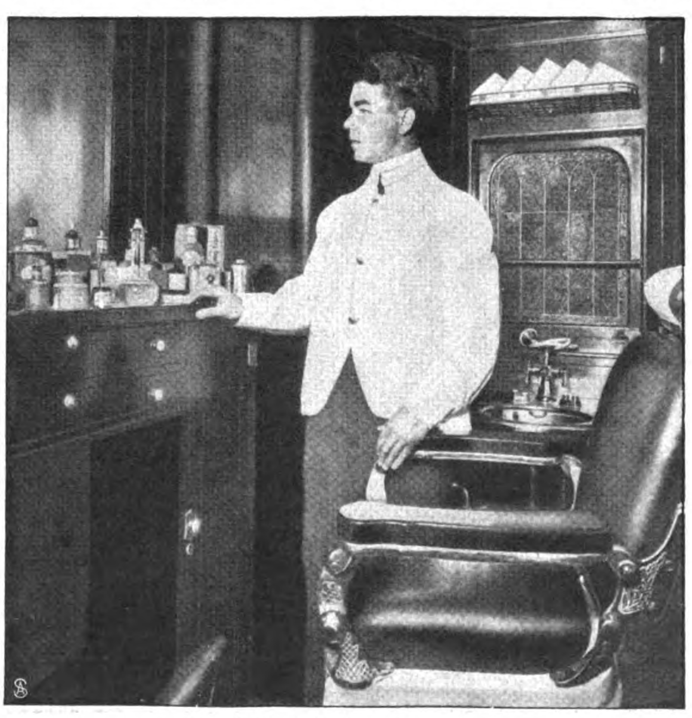
Nachdem ich in meinem Sanatorium Birkenhof mir ein derartiges vielgestaltiges Instrument für die Behandlung geschaffen und fünf Jahre lang erprobt habe, scheue ich mich nicht, mit diesen Ausführungen ein kräftiges Wort für meine Grundsätze zu reden. Das Prinzip, Alkoholkranke jeder Art, ob an Herz oder Leber oder Nervensystem durch Alkohol geschädigte, zusammen unter einem Dach zu behandeln, ist richtig und human. Der Ort, wo sie behandelt werden, soll nicht Namen und Charakter einer Trinkerheilstätte tragen. Wenn man ihn charakterisieren will, soll er den Typus eines Sanatoriums für leichtere Nervenkranke zeigen, an dem auch für die ernste Behandlung von schweren Fällen Vorsorge getragen ist. Absolute Abstinenz soll in weitem Kreise bei Gesunden und Kranken herrschen. Der Kranke soll von der Tür eines modernen Kurhauses in einfaches, echtes Landleben hinaustreten, das durch seinen sichtbarlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, von Arbeit und Ernte auf die kranke Seele wohltätig und erzieherisch wirkt. Erfolge und tägliche Erfahrung scheinen mir diese Grundsätze zu betätigen.


Kurhaus Birkenhof.

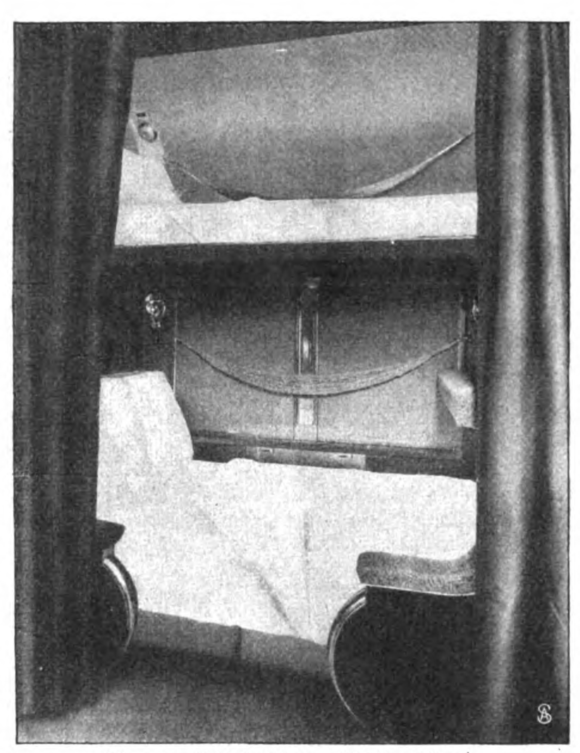
Im amerikanischen Luxuszug.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

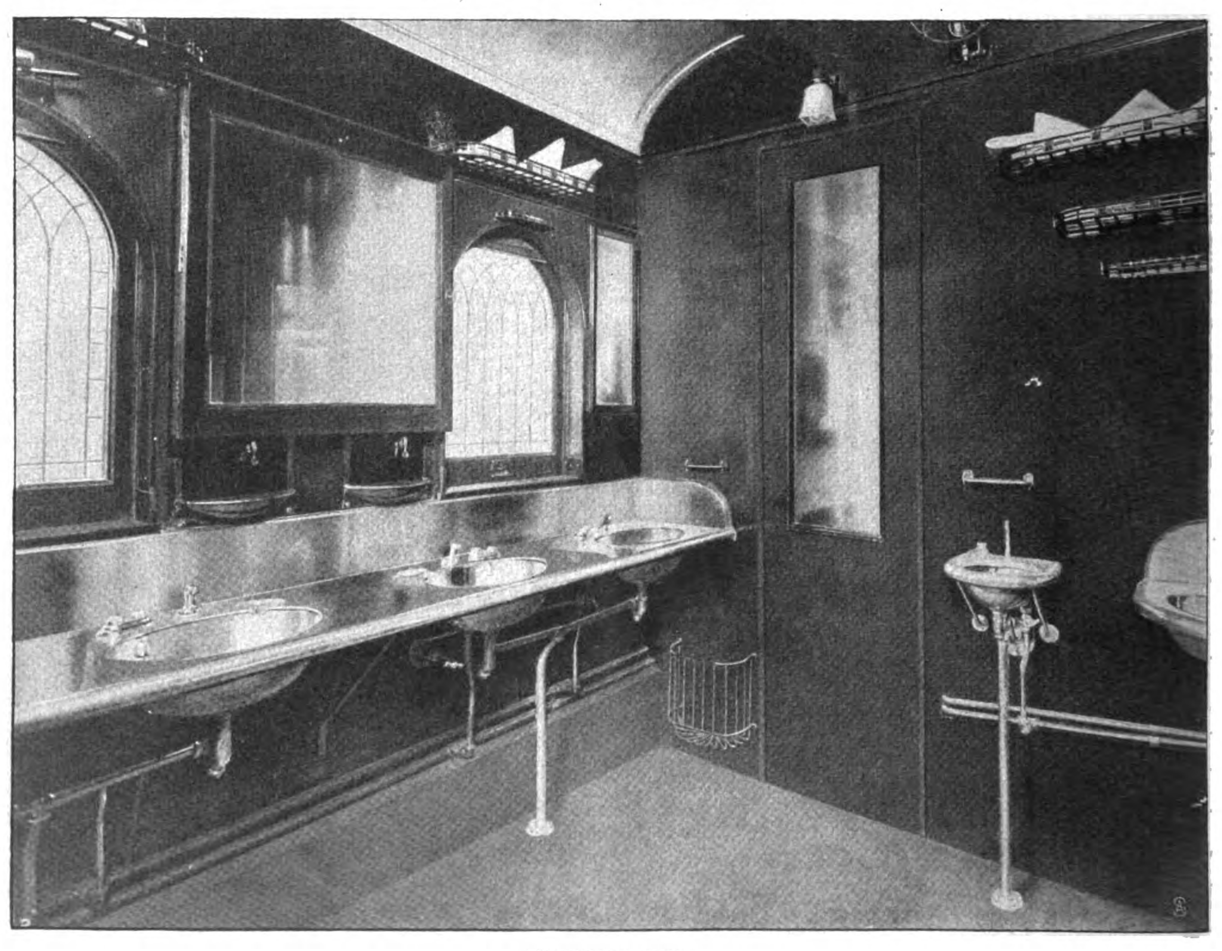
Eines schönen Vormittags betritt Mr. Brown, der junge Neuyorker Börsenmakler, den Luxuszug der Vanderbiltschen Grand-Zentral-Bahn und nimmt seinen Platz im Schlafwagen ein. Er will nach dem Westen. Dieser Schlafwagen verrät durch nichts, was sein wirklicher Zweck ist. Er sieht wie ein gewöhnlicher amerikanischer Eisenbahnwagen aus. Rechts und links an den Fenstern ziehen sich schmale Plüschbänke hin, von denen je zwei an der gleichen Seite einander gegenüberliegen und vier Personen Platz bieten. Doch sitzen immer nur zwei Fahrgäste darauf, weil die beiden Bänke für die Nacht das Bett für einen Fahrgast geben, während für den anderen ein Bett darüber herabgelassen wird. Doch ist von Betten nicht das geringste zu sehen. Mr. Brown legt seine Handtasche in den dazu vorhandenen Behälter zu seinen Häupten, und schon rollt der Zug, kaum daß er's gewahr wurde, aus dem Bahnhof. Mr. Brown gegenüber hat eine reizende junge Brünette mit einem pikanten Stumpfnäschen Platz genommen. Aha — die also hat ihm das untere Bett weggeschnappt, das er haben wollte! Galant bietet er ihr seinen Platz am Fenster an — damit sie nicht nach rückwärts zu fahren brauche. Mit dankbarem Lächeln nimmt sie an. Schon kommt die blitzsaubere, wohlfrisierte Negerin mit dem weißen Zierschürzchen und der weißen Haube, fletscht grinsend die weißen Zähne, rollt die Augen und überreicht der reizenden Dame ein Kissen, um den Kopf daran weich zu betten. Mr. Brown hat große Lust, sitzen zu bleiben — wegen der netten Reisegefährtin. Aber ihn gelüstet nach einer Zigarre. Also erhebt er sich und geht nach dem Rauchwagen, auch Klubwagen genannt. Er setzt sich an einen Tisch in einen weiten, bequemen Rohrsessel und nimmt eins der bereitliegenden Blätter, zündet sich eine seiner Zigarren an und fühlt sich wie in seinem Klub in Neuyork. Rings um ihn herum sitzen Herren und genießen in gleicher Weise die Klubatmosphäre. Man ist so hübsch unter sich. Weibliche Wesen dürfen hier nicht hinein, ganz wie im Klub daheim. Wahrhaftig — die Täuschung ist vollkommen bei dem ruhigen, glatten Fahren, das wie ein sanft wiegendes Dahingleiten ist. Seine Zigarre ist ausgeraucht. Puck, Judge, Life (die Witzblätter) und Colliers Weekly hat er durchflogen. Ein Schwarzer


Der Frisiersalon des Luxuszuges.

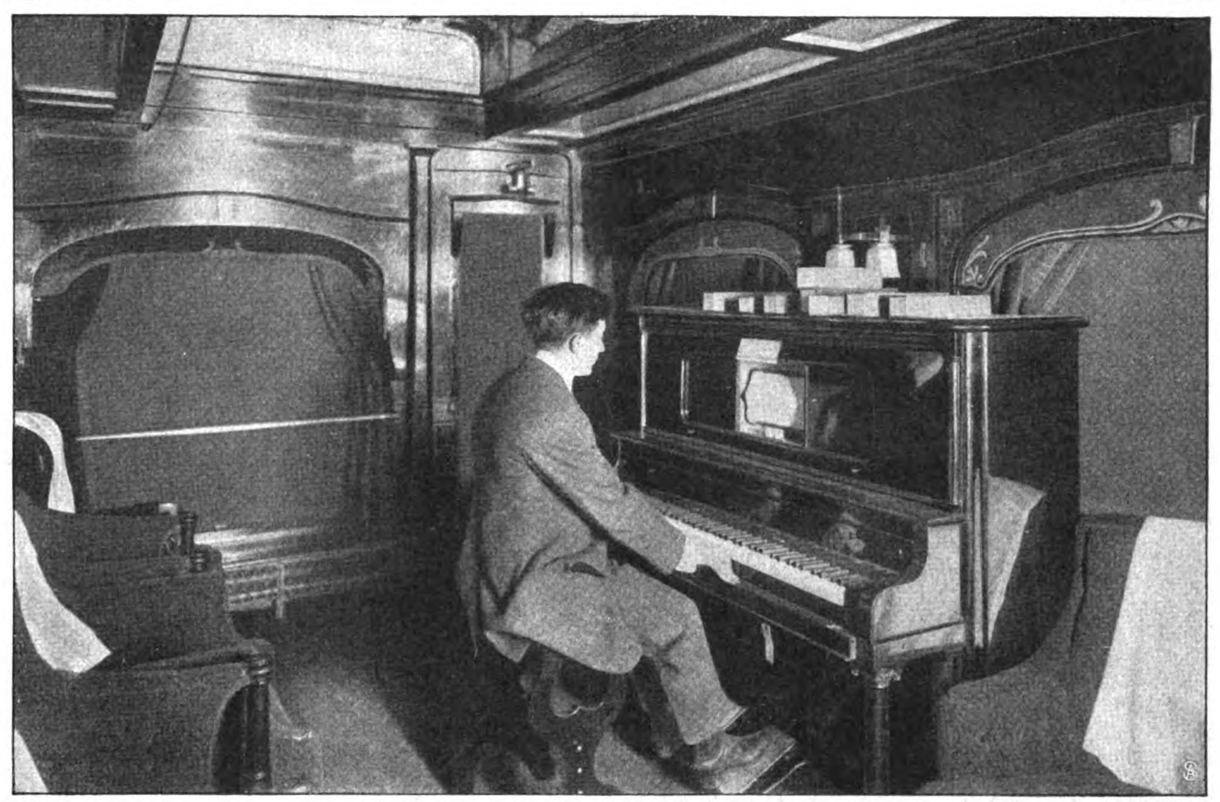
schreitet durch den Wagen und verkündet das nahende Diner. Mr. Brown fällt es schwer auf die Seele, daß er ja nicht rasiert ist! Dazu hat er noch Zeit. Also erhebt er sich und begibt sich in den kleinen Nebenraum, wo ihn ein Schwarzer (wieder in schneeweißem Jakett) mit allen Finessen des amerikanischen Barbiers rasiert. Könnte man das in einem deutschen D-Zug? Unmöglich! Aus dem Gesicht würde ein gehacktes Beefsteak werden. Bedeutend erfrischt und verjüngt kommt er in den Speisewagen. Was? Alles besetzt? Er hatte doch geglaubt, der Zug sei nicht besonders voll. Einer der schwarzen Kellner (immer in weißem Jackett) winkt ihm mit Hand und Augen. Richtig — da ist noch ein Platz, und ihm gegenüber sitzt seine hübsche Reisegefährtin! Teufel — das ist ein Glück! Hinter den duftenden Rosen in der Vase hat er sie gar nicht gesehen. Natürlich grüßt er sie artig, und ein gemütliches Tischgespräch ist bald im Gang — über die gleichgültigsten Dinge. Aber im Mund einer hübschen jungen Dame gewinnen die gleichgültigsten Dinge einen eigenen Reiz. Draußen liegt die Sonne auf grünen Wiesen und weißen Farmhäusern und weißen Kühen, die in der Mitte des Leibes von oben nach unten einen breiten schwarzen Haarstreifen haben wie einen Gurt. Und das Essen ist gut und die schwarze Bedienung in ihrer Aufmerksamkeit und Lautlosigkeit tadellos. Mr. Brown findet, daß er lange nicht unter so angenehmen Verhältnissen in einem Zug gesessen hat, und beginnt daher, die Geschichte von einem Eisenbahnzusammenstoß zu



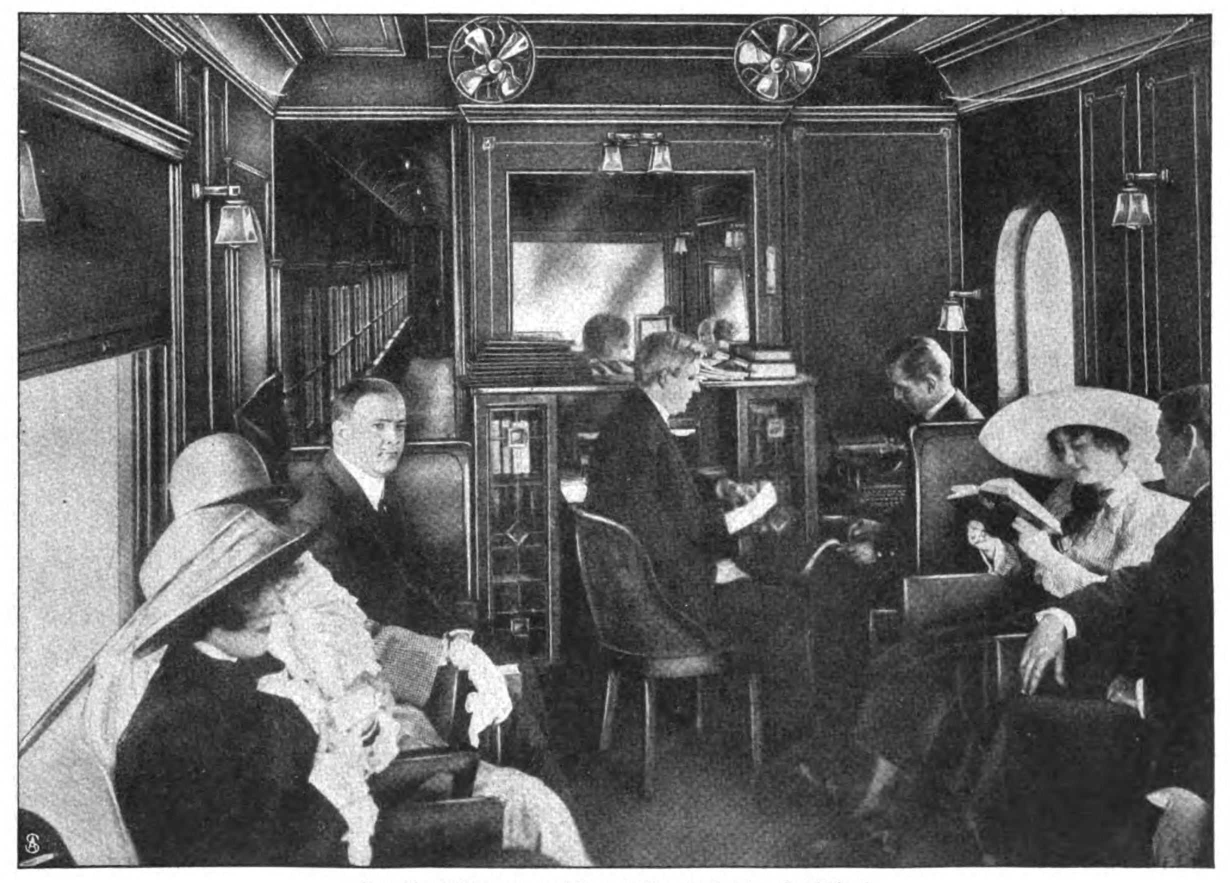
Ein zum Schlafen hergerichtetes Abteil.



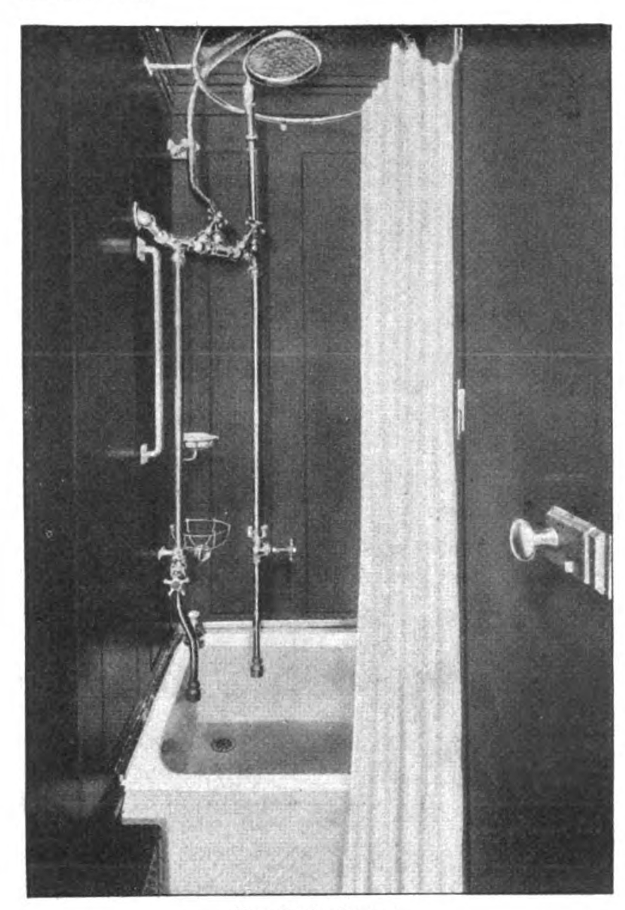
Der Waschraum.



Am mechanischen Klavier im Aussichtswagen.



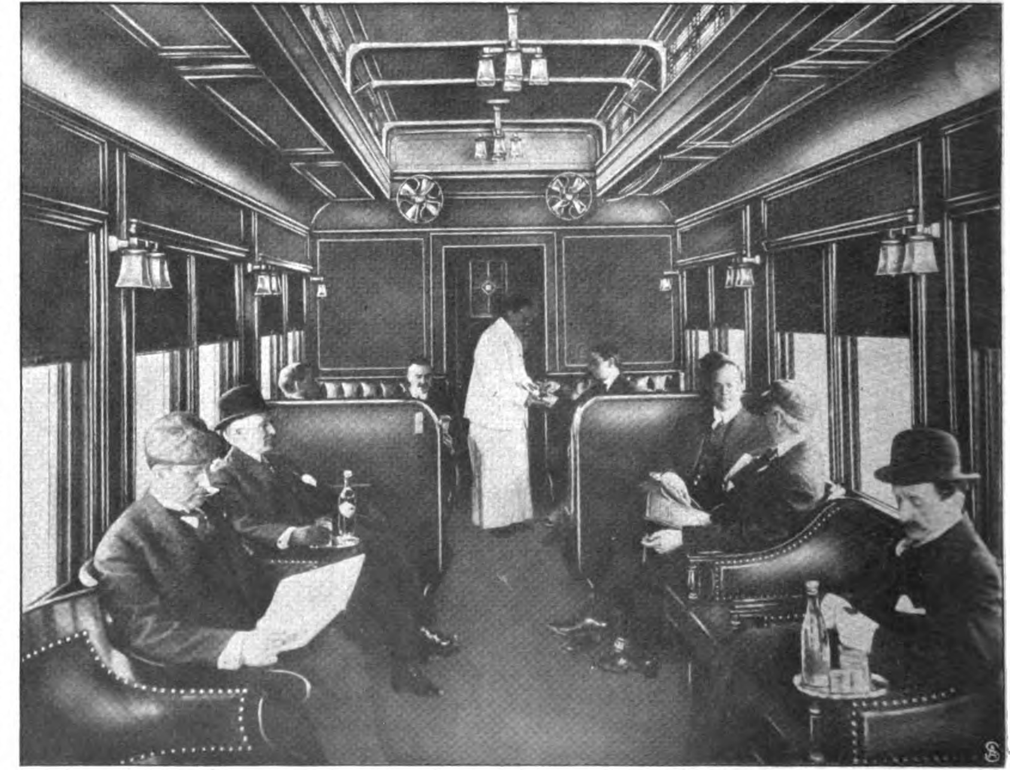
Im Aussichtswagen: Man liest, plaudert und diktiert.



Das Badezimmer.

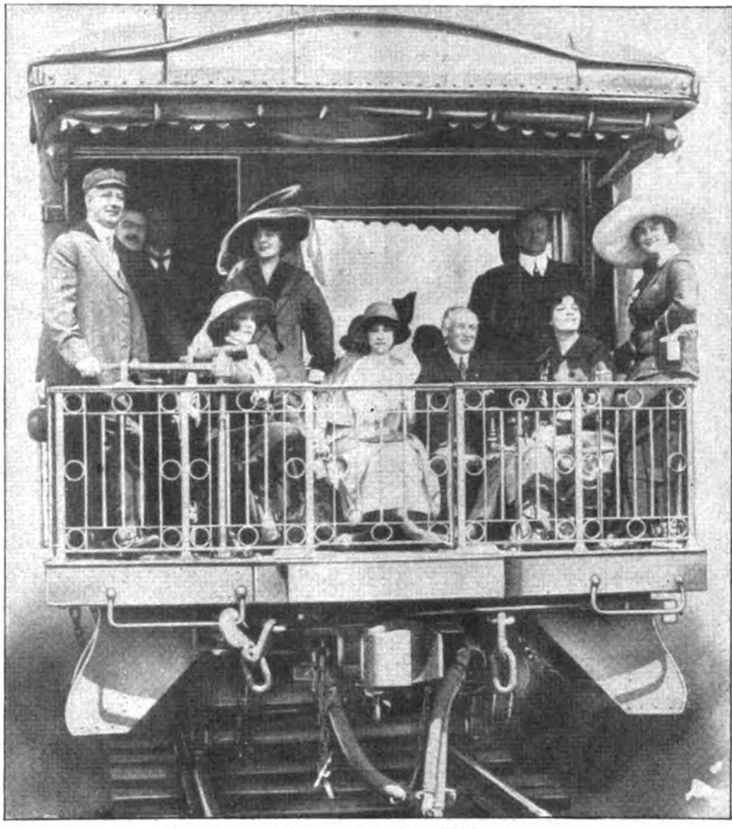
steht eine Schreibmaschine, und daneben sitzt ein junger Mann, der dazu gehört. Brown fällt ein, daß er an seinen Teilhaber einen wichtigen Brief zu schreiben hat wegen der Standardölaktien, den er auf der nächsten Station aufgeben kann. Also nimmt er den jungen Mann beiseite, der für solche Zwecke auf dem Zug ist, und diktiert ihm ein Stenogramm an den Teilhaber. Er hätte Lust, noch einen zweiten Brief zu diktieren; ein fabelhaft geschniegelter und parfümierter Jüngling hat sich jedoch an das mechanische Klavier gesetzt und spielt und singt den entzückend unfeinen „Baboon Baby Dance“ (Tanz des Pavianbabys). Am liebsten möchten die jungen Leute beiderlei Geschlechts „schieben“. Aber weiter hinten sitzt ein Methodistengeistlicher und wirft bereits durch seine Brille puritanische Wutblicke auf den jungen Teufelsbraten an dem Instrument. Doch wo bleibt Browns Reisegefährtin? Sie kommt nicht. Enttäuscht geht er wieder in den Klubwagen und trinkt zwei Whiskys mit Soda. Er sieht sie erst wieder am Abend im Speisewagen, an einem Tisch, der bereits ganz besetzt ist. So muß er an einem andern Tisch Platz nehmen. Aus Verstimmung darüber trinkt er drei Glas Eiswasser. Nach dem Abendessen begibt er sich abermals in den Salonwagen. Wie er auf den kleinen umgitterten Balkon am Ende des Wagens heraustritt, wo man im Freien sitzen und in die Gegend schauen kann, findet er das Stumpfnäschen dort — ganz allein. Er fragt, ob er ihr Gesellschaft leisten dürfe, und da sie vergnügt bejaht, rückt er sich einen Feldstuhl hin und nimmt neben ihr Platz. Es ist Vollmond, der sein Silber über die Landschaft mit dem Fluß in der Ferne streut, Heuduft kommt herübergeweht, und die Grillen geben ihr betäubendes allnächtliches Konzert. Drinnen

erzählen, den er mal erlebt hat. Sechzehn Verwundete! Zwei tot! Er hört aber auf, als ihn das Stumpfnäschen flehentlich bittet, nicht solche gräßlichen Geschichten zu erzählen — ausgerechnet auf der Eisenbahn, mein Herr! Sie hat so nebenbei bemerkt, daß sie später in den Salonwagen gehen werde, und so beschließt er, nach dem Essen ein gleiches zu tun. Der Salonwagen ist der letzte. Wie Mr. Brown dort eintritt, geht's sehr lustig her. Damen und Herren sitzen zusammen und lesen und plaudern, wie es ihnen behagt. In einer Ecke



Im Rauch- oder Klubwagen.

im hellerleuchteten Wagen gassenhauert jemand wieder auf dem Instrument. Brown erfährt, daß das Stumpfnäschen zu ihrer verheirateten Schwester auf Urlaub reist. Denn sie ist Stenographistin bei einer großen Neuyorker Rechtsanwaltfirma, und – o Wunder – es sind Browns Rechtsanwälte Jenkins, French & Dickinson. Zwischendurch steckt ein weibliches Wesen den Kopf auf den Balkon, bemerkt „lovely night“ und zieht ihn lächelnd wieder zurück. Inzwischen ist es Zeit zum Schlafengehen geworden. Aus je zwei Plüschbänken hat der schwarze Zugbediente die unteren Betten gebildet, die polierte Holzwand darüber unter der Decke seitwärts heruntergeklappt und daraus die oberen Betten hergestellt. Einer nach dem andern sucht sein Bett auf. Als Brown aus dem Klubwagen kommt, wo er seine „Nachtmütze“ (den Whisky vorm Schlafengehen) zu sich genommen hat, begibt er sich in den eleganten Waschraum seines Wagens, macht sich für die Nachtruhe fertig und klettert auf der Trittleiter in sein oberes Bett. Seiner Reisegenossin Bett ist noch leer. Verwünscht unbequem ist das Ausziehen, so im Bett hockend. Endlich hat er seine Kleider in dem Netz an der Wand und an den Haken untergebracht und die Uhr aufgezogen. Nun zieht er den Vorhang zu und streckt sich aus. Er hört noch, wie seine Brünette unter ihm ins Bett schlüpft



Auf der Plattform des Aussichtswagens.

und ebenfalls klirrend den Vorhang zuzieht und — zu schnarchen beginnt. Ein so reizendes Mädchen und schnarcht! Schade! Früh sind sie wach und kleiden sich an. Brown klettert zuerst heraus. So erfordert es die amerikanische Schlafwagenetikette, damit sich die Dame nicht geniert fühlt. Er eilt in den Klubwagen und nimmt sein parfümiertes Morgenbad, genau wie zu Hause. Andere begnügen sich mit der hastigen Körperreinigung im Waschraum für Herren, wo einer auf den andern wartet. Auch seine Reisegefährtin ist in den Waschraum für Damen gehuscht und richtet sich her, wobei ihr die schwarze Zofe behilflich ist. Sogar die Hände läßt sie sich noch rasch von der Zofe pflegen. Eine Stunde später, nach dem üppigen Frühstück, verabschiedet sich Brown von seiner reizenden Zugbekanntschaft (wie sie heißt, weiß er immer noch nicht), gibt dem schwarzen Portier sein Trinkgeld, der ihm dafür die Wolle vom Anzug gebürstet hat, und verläßt den Zug — nein, das Luxushotel auf Rädern, um es mit einem Luxushotel in der Stadt zu vertauschen. Aber es steht bei ihm fest: später in Neuyork wird er eines Mittags vor dem Wolkenkratzer von Jenkins, French & Dickinson warten und „zufällig“ das Stumpfnäschen aus dem Vanderbilt-Zug treffen. Eigentlich klang es ja ganz allerliebst — ihr Schnarchen!

Launen der Mode.

Von Ola Alsen. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Bei den sogenannten „großen Toiletten“ fallen alle Hemmungen fort, die bei dem Straßenkleid die Phantasie eindämmen. Was dort als unpassend empfunden wird, bildet das Ziel jener Kleider, die bei festlicher Beleuchtung ihren Trägerinnen zu Triumph und Sieg verhelfen sollen. Was in den letzten Monaten an originellen Einfällen erdacht wurde, das Ergebnis der Mode spiegelt sich in den prächtigen Toiletten, die in den französischen Seebädern zur Teestunde, meist aber abends im Kasino getragen werden. Schon nach dem Grand-Prix wußte man, daß die buntschillernden Farbenträume wie Seifenblasen zersprungen waren und der Geschmack der Französin sich wieder auf Schwarz und Weiß besonnen hatte. Volant und Plissee waren lanciert, Spitzen hatten das große Rennen gemacht — also die Marschroute war gegeben. Trotz des einheitlichen Tons, auf den die Mode wiederum gestimmt ist, entzücken die geistvoll durchdachten Varianten der Grazie, mit der jede einzelne Erscheinung sich zu betonen weiß (Abb. 1). Ueber den schwarzen, seitlich ein wenig gerafften Röcken drapieren sich cremefarbene Spitzen. Die Taillen sind ganz und gar aus Spitzen gearbeitet und nur bis zur halben Höhe mit Schwarz unterlegt. Trotz der scheinbaren Aehnlichkeiten der beiden Toiletten unterscheiden

sie sich erheblich, und zwar nicht nur durch die Art der Spitzen, sondern durch die Manier ihrer Verarbeitung. Sehr interessant ist die kleine Samtkappe mit den vier runden Flügeln aus Chantillyspitzen, die eine Jettagraffe zusammenhält. Sogar die Sonnenschirme wiederholen die schwarzweiße Vereinigung. Der eine besteht aus schwarzen Spitzen und weißem Chiffon, der andere aus weißem Moiré mit schwarzem Rand. Der geschlitzte Rock, der bei uns in Deutschland nur zaghaft angenommen und von der Engländerin voller Entrüstung abgelehnt wurde, gehört zu jenen Modekapricen, die die Französin bevorzugt. Wohl der größte Teil der Gesellschaftstoiletten besitzt den Einschnitt, mit dessen Höhe man keineswegs kargt, besonders jetzt nicht, da der Kothurn das Entzücken der Pariserin ausmacht und man im Kasino, sogar auf der Promenade kaum eine Weltdame findet, deren Füßchen nicht in den modernen Schuhen steckten, die, tief ausgeschnitten, von den sich über dem Spann kreuzenden Seidenbändern getragen werden (Abb. 3). In viele spinnwebfeinen Strümpfchen inkrustiert man, ihre Eleganz zu erhöhen, kostbare Spitzen. Ueber dem weißen hoch-



Phot. Talbot.

1. Schwarze Charmeusetoiletten mit cremefarbenen Spitzen.



Phot. Talbot.

2. Schwarze Jettoilette
mit Stickereien aus Silberperlen.

geschlitzten Rock (Abb. 3) liegt eine perlenumrandete Tülltunika, in die goldene Perlenrosen gestickt sind. Die zweite Tunika aus plissiertem Tüll zeigt die typische Form des Sommers. Sie ist vorn kürzer als hinten. Um die Hüfte schmiegt sich der breite, von goldenen Perlen blitzende Gürtel mit einer großen Tüllrosette, in deren Mitte die vollerblühte Rose prangt, die nur bei wenigen Toiletten fehlt. Die Taille ist ganz schlicht, weißer plissierter Tüll mit hochstehender Halsrüsche. Diesen duftigen Anzug ergänzt man durch einen schwarzen Samthut, der einzige, der neben der Tüllepidemie noch



Rechte besitzt. Der den Anzug komplettierende Sonnenschirm wiederholt die plissierten Tüllrüschen, sie bedecken ihn vollständig und hängen über den Rand. Kleine Rosensträuße mit rankenden Knospen an jedem Stab unterscheiden ihn von seinen Genossen. — Der Volant tritt nur in seltsamen Formen auf. Den Spitzenvolant über dem weißen Seidenrock bindet ein breites Seidenband mit Schleife ab (Abb. 6). Ueber den gestickten Gürtel fällt eine mit far-

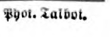


Phot. Talbot.

4. Rosenfarbene Perltoilette
mit Schärpe aus breitem Seidenband.

bigen Perlen gestickte Tunika. Tüll, Perlen und Spitzen bilden die Taille. Aus Spitze ist der Aermel, der zwar diese Bezeichnung nur mit geringem Recht trägt. Wie an dem weißen großen Abendkleid hat der Rock eine ziemlich lange Schleppe. Es scheint also, daß wir einer großen Schleppenmode entgegengehen. — Diese Prognose bestätigt auch die prächtige, von Jett flimmernde Toilette (Abb. 2), in die mittels silbrig schimmernder Perlen ausdrucksvolle Blumen und Arabesken gezaubert wurden. Die schwer und imposant fallende Schleppe umranden lichte Perleffekte. Sie schlingen sich vorn über den geschlitzten Rock und





Phot. Talbot.

3. Weiße Seidentoilette mit doppelter Tunika.



Phot. Talbot.

5. Cerisefarbene Toilette
mit Filettüll, Spitzen und Pelz.

bilden den Volant der Taille. Die Art, wie auf diesem Bild die Perlschnur umgelegt ist, bedeutet keine Ausnahme. Der bleiche Schmelz der Perlen gibt den kleidsamen Rahmen, dessen Linien das Kinnband ins Leben rief. — Das cerisefarbene Seidenkleid (Abb. 5) ist von einer Tunika aus Filettüll bedeckt. Breite Filetspitzen bilden Einsatz und Saum. Der neue Einfall, Pelzwerk lediglich als Garnitur zu verwenden, findet bei dieser ebenso aparten wie eleganten Toilette Anwendung. Gerade in den kontrastierenden Farben und der Verschiedenartigkeit des Materials liegen die interessanten Wirkungen. Man sieht jetzt vielfach Skunks eng mit Spitze verbrüdert und muß fast immer diesen Kombinationen feine Wirkungen zugestehen. Die breite Schärpe gehört zu den bedeutsamsten Merkmalen der Mode. — Ueber dem rosenfarbigen Tüllkleid (Abb. 4), das in dem Glanz perlmutterfarbener Perlen leuchtet, ist um Taille und Hüften ein breites brokatartiges Seidenband geschlungen, das sich kreuzt, um seitlich wie eine tiefe Schärpe geknotet zu werden. Der kleine Helm aus antiken Goldspitzen und Perlen besitzt die beliebte steile Reihergarnitur, in deren Höhe die Pariserin augenblicklich ganz Außerordentliches leistet.



Phot. Manuel.

6. Weißes Seidenkleid
mit Spitzen, seidenem Band und gestickter Tunika.

Heidefahrt.

Skizze von Charlotte Niese.

Sie hatten gelobt, zwei Stunden nicht miteinander sprechen zu wollen, und nun wanderten sie schon länger über die Heide. Immer geradeaus, wo kein ordentlicher Weg ging und die großen Wacholderbüsche wuchsen, und es war einfach himmlisch. Bobbi sagte dies Wort, worauf Großmutter stehenblieb und ihr einen ernsten Blick zuwarf.

„Bobbi, wie oft muß ich dir sagen, daß es nichts Himmlisches auf dieser unvollkommenen Welt gibt? Meinetwegen erkläre, daß es hier herrlich ist, aber wenn man sehr schön sagt, ist es auch gut!"

Großmutter hieß so, weil sie immer sehr weise war, und Bobbi, die drei Jahre jünger war als sie, murmelte etwas, das wie eine Entschuldigung klang. Tante Lou aber setzte sich auf einen Baumstumpf und befahl: „Raus mit dem Butterbrot!"

Alle drei griffen in ihre Taschen, bissen in die schön belegten Schnitten und sprachen dann davon, was sie zu Mittag essen wollten.

„Gebratene Küken mit Apfelmus oder Schinken mit Rührei, oder" —

Da stieß Großmutter einen Schrei aus und rang die Hände: „Ich habe das Geld vergessen! Auf dem Tisch lag es, neben dem Nachtzeug, und ich wollte alles in meine Handtasche stecken. Da kam Tante Lou und hetzte mich mit der Eisenbahn! Nun liegt die Tasche auf dem Tisch zu Haus, und wir sind ohne Nachthemd und brotlos auf der Heide!"

Tante Lou und Bobbi sahen sich an. Dann griffen sie beide nach ihren Geldvorräten. Tante Lou hatte eine Mark, Bobbi fünfzig Pfennig bei sich; denn Bobbi hatte die Fahrkarten bezahlt.



„Arbeiten und nicht verzweifeln!" sagte Bobbi, die manchmal eine Meinung hatte, die ihr nicht zukam; denn sie war noch nicht zwanzig und durfte sich nicht mucksen.

Großmutter hatte ihre Fassung wiedergewonnen.

„Bobbi, wenn du solchen Unsinn redest, ist es kein Wunder, daß ich das Geld vergaß. Sechsunddreißig Mark waren es, und wir wollten fein essen und eine Nacht wegbleiben. Nun müßt ihr euch besinnen, was ich mit euch anfangen soll."

„Eine Mark fünfzig!" murmelte Bobbi ein wenig rebellisch, aber Tante Lou kam Großmutter zu Hilfe.

„Liebe Bobbi, wenn du klagen willst, dann setze dich unter den Wacholderbaum, bilde dir ein, daß es eine Weide ist, und hänge deine Harfe hinein!"

„Ich habe keine Harfe!" wollte Bobbi erwidern, aber Großmutter und Tante Lou standen schon auf und gingen weiter. Bobbi folgte natürlich und wunderte sich, wie wohl alles werden würde.

Alle drei gingen immer tiefer in die Heide. Weit weg lag die Station, und es war kein Haus, kein Dorf zu sehen. Nur junger Wald, Bickbeeren, Wacholder und hin und wieder ein Hase. Erst brannte die Sonne, dann regnete es zwei und eine halbe Stunde, dann schien die Sonne wieder, und die Lerchen zwitscherten über ihnen.

„Dies ist noch Natur!" sagte Großmutter befriedigt. „Keine Menschenseele weit und breit und nur der Himmel über uns!"

„Bist du gar nicht hungrig?" erkundigte sich Bobbi, und Großmutter zuckte die Achseln.

„Mein Kind, du darfst nicht immer an materielle Dinge denken. Es gab Eremiten, die nur von Pflaumen lebten und ein hohes Alter erreichten."

Aber Bobbi setzte sich auf einen Stein am Wege. „Meine Füße tun mir weh, und ich habe einen Mordshunger! Ich glaube, daß wir uns verirrt haben, und daß wir hier elend verhungern müssen!"

„Von solchen Dingen spricht man nicht!" erwiderte Tante Lou, die bis dahin die schweigsamste gewesen war. „Mut zeigt auch der Mameluck, und wir wollen uns doch nicht von einem solchen Türken beschämen lassen!"

Aber Bobbi stand auf und lief einem Burschen entgegen, der eben quer über das Feld kam. Er führte ein abgetriebenes Pferd am Zügel, und Bobbi redete ihn gleich an: „Wie heißen Sie, und wo ist das nächste Dorf?"

Der Bursche war so erstaunt, daß er das Antworten vergaß und abwechselnd Großmutter, Tante Lou und Bobbi betrachtete.

Aber Bobbi kümmerte sich nicht um sein Staunen. Mit einem Satz war sie auf dem Rücken des Pferdes.

„Wohin du gehst, will ich auch gehen!" sagte sie. „Das Pferd hat doch einen Stall?"

„Das ist das Butterpferd", murmelte der Bursche. Er schien nicht zu wissen, was er beginnen sollte.

Aber auch Großmutter erfaßte die Lage.

„Bobbi kann eine Viertelstunde reiten, dann kommt Lou daran und dann ich als die Großmutter! Ich bin nämlich die Großmutter", setzte sie würdevoll hinzu, als der junge Mensch die Augen aufriß. „Ich sehe noch ein bißchen jung aus, aber ich bade mich jedes Neujahr in Spiritus, dann werde ich wieder jung!"

„Laß dir man nichts einbilden!" rief Tante Lou, die neben dem Burschen herging. „Sie trinkt jeden Tag vier Glas Kümmel. Das ist auch gesund. Sieh mich aber an, mein Junge! Ich bin neunzig und habe mich noch besser gehalten, nicht wahr?"

Aber der junge Mensch blieb verstört. Einmal nur sagte er: „Das ist das Butterpferd!" Als wollte er ausdrücken, daß ihm nur der alte Gaul verständlich wäre.

Sie hörten nicht auf ihn. Sie stiegen abwechselnd auf das Butterpferd, und als Tante Lou abfiel, lachten die zwei andern schadenfroh. Dann kamen plötzlich einige Häuser in Sicht, und Großmutter, die gerade ritt, hielt an und fragte nach dem Namen des Ortes.

Er antwortete etwas Unverständliches, und Großmutter stieg ab.

„So, nun danken wir vielmals. In den Ort wollen wir allein gehen!"

Da fand der Heidebursch Worte.

„Ich will aber mein Geld haben!" sagte er trotzig. „Eine Mark für die Person zum wenigsten!"

„Bekommst du immer so viel, mein Kind?" erkundigte sich Großmutter sanft. Aber er sah sie finster an.

„Man keine Fisimatenten! Ich will mein Geld haben!"

„Wieviel erhalten Sie für den Tag, mein Herr?" fragte Tante Lou.

„Ich arbeit in Akkord!" rief er.

„Dies ist auch ein Akkord gewesen, mein Herr! Wenn drei ein Roß besteigen, so gibt das einen Dreiakkord! Verstehen Sie? Zwanzig Pfennig für die Person, und da es drei sind, wird es billiger. Hier sind fünfzig Pfennig!"

„Schnack!" murrte er, aber das Fünfzigpfennigstück schien ihn doch zu besänftigen. Mit großen Schritten stampfte er mit seinem Butterpferd querfeldein.

Die drei gingen jetzt auf der Dorfstraße. Es schien ein größerer Ort zu sein, aber sie mochten nicht nach seinem Namen fragen. Es war allmählich dunkel geworden, sie waren müde und hungrig und gingen ein wenig schwerfällig. Still lag die Gasse, in einigen Häusern brannte schon Licht, und auf einer großen Hausdiele saßen mehrere Leute und tranken Bier.

Großmutter ging auf eine alte Frau zu, die hier mit einem Strickstrumpf in der Ecke saß: „Können wir hier ein Zimmer mit drei Betten bekommen? Und recht bald etwas zu essen?"

Die Alte sah sie über die Brille an: „Hambörgers mag ich nich!"

„Versuchen Sie es nur!" redete Großmutter ihr zu. „Wir sind sehr bescheiden. Wir können auch in einem Bett schlafen, obgleich es unbequem ist, und wenn Sie keine Hühner schlachten wollen, dann sind wir mit Rührei und Schinken zufrieden!"

„Nee!" rief der Wirt von der andern Seite der Diele, aber die Alte sah aufmerksam in die drei Gesichter vor sich. Dann warf sie dem Wirt ein schnelles Wort zu und winkte den dreien, ihr zu folgen.

Hinten lag ein Zimmer, das einen Wandschrank mit einem Bett darin hatte. „Da schlaft man ein!" sagte sie kurz und war gegangen. Es war ein Zimmer mit rotem Ziegelboden, und es roch muffig. Aber die drei warfen sich gleich auf das große Bett im Wandschrank und ruhten sich vorläufig aus.

„Soweit wären wir nun!" Tante Lou zog ihre Stiefel aus und rieb ihre schmerzenden Füße. „Wie geht es aber weiter? Die Dame war ja ganz nett!"

„Sie stand sich nicht mit ihrem Mann!" bemerkte Bobbi triumphierend.

„Kind, davon verstehst du nichts!" rief Großmutter. „Das ist immer so im Ehestand. Wenn der Mann nein sagt, dann sagt die Frau ja, oder umgekehrt, daher ist



die Ehe die Schule des Lebens, der man entgehen soll solange wie möglich."

Dabei seufzte sie, und die andern lachten. Denn Großmutter war verlobt und sollte bald heiraten.

Es klopfte, und herein trat ein niedliches Bauernmädchen mit krallen Augen und langen Zöpfen. Sie trug eine große Schüssel mit saurer Milch und einige Scheiben derbes Brot.

„Du bist ja ein reizendes Mädchen!" rief Lou, die schon wieder im Zimmer herumhinkte. „Heißt du nicht Mine? Ja, ich sehe es dir an, es ist dein Name! Sag, kannst du uns nicht ein Nachthemd für jede Person leihen, einen Kamm und ein Stück Seife? Wir werden es dir niemals vergessen!"

Die kleine Mine lachte schon übers ganze Gesicht.

„Ich hol alles!" sagte sie eifrig und lief davon.

Die drei machten sich über die saure Milch und das Brot her.

„Eßt auf Vorrat!" ermahnte Großmutter. „Morgen gibt es nichts. Dann kommt der Alte und setzt uns an die Luft, denn wir haben kein Geld. Vielleicht behalten Sie Bobbi als Schweinemagd und als Pfand, damit wir ihnen nicht mit der Zeche durchbrennen. Eßt, Kinder, eßt!"

Sie waren gerade fertig, als Mine zurückkehrte. Sie legte eine rotkarierte gefütterte Nachtjacke auf den Tisch, dazu ein Stück blauroter Seife und einen ziemlich sauberen Kamm. Und als sie mit Lob überschüttet wurde, kam sie noch einmal wieder und legte eine Zahnbürste dazu.

„Ich brauch sie nicht oft, sie ist noch ziemlich wie neu!" sagte sie empfehlend.

Bobbi schauderte, aber die andern waren gerührt und drohten, sie würden der Kleinen die Zähne putzen, wenn sie nicht artig wäre. Aber sie taten's nicht, und Großmutter als die Älteste durfte zuerst die gefütterte Nachtjacke tragen. Um drei Uhr sollte Tante Lou sie haben und ganz zuletzt Bobbi.

Aber es kam so, daß Großmutter erst gegen acht Uhr erwachte, daß Bobbi ganz am Ende des Schrankbettes wie eine Tote schlief, und daß draußen vorm Fenster gesprochen wurde. Ganz leise huschte Großmutter dahin, wo ein Fenster nach dem Hof offen war. Hier stand Tante Lou an der Pumpe, Mine hielt ihr eine Schüssel hin, und sie spülte sich Gesicht und Hände.

„Mine," sagte sie dabei, „du mußt mir zehn Mark pumpen, denn sonst können wir die Rechnung hier nicht bezahlen. Übermorgen hast du das Geld wieder, Bestellgeld bezahlt, aber bis dahin mußt du mir Vertrauen schenken."

„Ich hab aber bloß vier Mark!" erwiderte Mine entschuldigend. „Die können Sie kriegen, Fräulein, und ich glaub schon, daß Sie nicht betrügen!" Tante Lou seufzte, während sie ihr langes, blondes Haar vorsichtig mit dem fremden Kamm behandelte.

„Nun gut, Mine, gib mir vier Mark! Das Leben ist heute ganz schwierig!"

Nach einer Weile saßen die drei auf der Diele vor einer Schale mit saurer Milch.

„Andres hab ich nicht!" sagte die alte Wirtin. Sie schien heute unfreundlicher als gestern.

„Saure Milch ist gut für den Magen!" sagte Großmutter, und alle drei aßen mit Todesverachtung.

„Nu will ich tein Mark hebbn!" klang die Stimme der Bäuerin.

„Zehn Mark!" Tante Lou stand auf und stellte sich vor die Alte hin, die wieder in ihrem Eckplatz saß und sie über die Brille ansah. „Zehn Mark ist zuviel!" setzte sie hinzu. „Außerdem haben wir nicht so viel Geld. Wir haben ein kleines Malheur gehabt!"

„Natürlicheweise!" Die Frau lachte spöttisch. „Wat so Hambörgers sind, die haben immer kein Geld! Die verungenieren uns allens, und denn wolln sie auch nich bezahlen!"

„Ich will gern bezahlen!" sagte Tante Lou ernsthaft. „Und wir haben noch niemals etwas ruiniert. Ich weiß wohl, es gibt leider Hamburger, die Feuer auf der Heide anmachen, und die weglaufen, wenn hinterher der Wald brennt. Und es gibt Hamburger, die halb bekleidet die Heide verunzieren und sich so benehmen, daß man sich schämen muß. Aber es gibt auch Hamburger, die anständig sind, die ihre Schulden bezahlen, und die sich wohl hüten, Feuer anzuzünden, wo es schaden kann. Und diese Hamburger sind in der Mehrzahl."

Sie schwieg, aber die Alte antwortete nicht, und da sprach sie weiter: „Großmutter hat ihr Geld liegen lassen, und nun sind wir in Verlegenheit. Sie wundern sich, daß wir sie Großmutter nennen, aber so hat sie geheißen, seitdem sie konfirmiert ist. Sie ist viel weiser als vierundzwanzig Großmütter zusammen, und sie hat immer das letzte Wort. Daß sie Anna heißt, weiß sie nicht mehr. Auch ihr Bräutigam nennt sie Großmutter. Und ich heiße Tante Lou, weil ich einen Neffen habe, der gerade ein Jahr alt ist. Seit der Junge da ist, habe ich mir vorgenommen, eine Tante zu werden. Bei uns gibt's nämlich keine Tanten mehr, da müssen neue geschaffen werden. Von Bobbi ist nichts zu sagen. Ihre Eltern tauften sie Rosa. Das hat sie übelgenommen, und seitdem sie selbst ein Wort mitsprechen konnte, hat sie sich Bobbi genannt."

Die alte Frau hörte ihr still zu. Nun ging ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht.

„Fief Mark, aber nich weniger!"

Tante Lou legte das Geld vor sie hin.

„Hier ist es, und ich bedanke mich vielmals, obgleich es vielleicht billiger hätte sein können! Aber das kommt von den Leuten, die sich Hamburger nennen und im Grunde genommen keine sind!"

Bobbi kam von draußen herein.

„Mine hat uns einen Wagen bestellt", flüsterte sie. „Es sind nämlich fünf Stunden nach der Bahnstation zu gehen, und meine Stiefel sind kaputt!"

„Was tun wir auf der Bahnstation?" fragte Großmutter düster. „Nicht einmal im Viehwagen werden sie uns mitnehmen. Wir haben keinen Groschen mehr!"

„Wir pumpen weiter!" lachte Bobbi. „Steht nicht immer in den Zeitungen, daß die Hochstapler immer Geld haben?"

„Hochstapler!" Großmutter richtete sich empört auf. Aber als ein netter Stuhlwagen vorm Haus hielt, wurde sie schwach und stieg ein. Denn auch ihre Füße taten weh, und es begann außerdem leise zu regnen.

Der Weg war köstlich. Der Regen hörte auf, und es staubte nicht. Schweigend lag die einsame Heide, über die die Vögel schwirrten, der Wacholder reckte sich gerade, und der Wald blaute in der Ferne.

Die drei sangen, aßen Schwarzbrot, das sie von der Morgenmahlzeit mitgenommen hatten, und vergaßen alle Sorgen, bis die Station da war, der Wagen hielt und der Kutscher, ein starker, rothaariger Mann, vom Bock kletterte. Bis dahin hatte er kein Wort gesprochen. Nun hielt er seine Hand offen.



„Zein Mark und Trinkgeld!"

Alle drei sprangen vom Wagen.

„Geben Sie mir Ihre Adresse", sagte Großmutter. „Morgen erhalten Sie Ihr Geld mit der Post. Bestellgeld bezahlt!"

„Morgen?" Seine Augen begannen zu funkeln. „Hüt will ick min Geld!"

„Lieber Mann!" Tante Lous Stimme konnte sehr süß klingen. „Wir haben kein Geld. Es ist alles draufgegangen, und wir haben schon mehr Schulden. Haben Sie Geduld: morgen" —

Aber er schwang die große Peitsche.

„Denn man wieder in den Wagen und zurück! Ich fahr Ihnen gleich ins Gefängnis wegen Betrug!"

Alle Vorstellungen halfen nichts. Der Mann war wie wild. Großmutter und Tante Lou wollten nicht gern wieder einsteigen, aber fast kam es so weit, während Bobbi ihre Blicke im Kreise der Neugierigen schweifen ließ. Gerade trat eine starke Frau mit Gemüsekörben dazu, und auf diese ging sie zu.

„Leihen Sie uns zehn Mark!" bat sie. „Nein, noch etwas mehr!" setzte sie hinzu. „Wir haben nämlich auch kein Bahngeld!"

„Mit dem größten Vergnügen, Fräulein!" lautete die Erwiderung. „Sie können mich das wiedergeben, wenn ich die Mutter die Aalkräuter bring!"

„Frau Hach!" Bobbi stieß einen Freudenschrei aus. „Sie sind es! Wir sind gerettet!"

Stolz ging sie jetzt auf den noch immer tobenden Kutscher zu. „Hier sind Ihre zehn Mark! Und Trinkgeld kriegen Sie nicht. Darüber ist nichts abgemacht, und Sie scheinen auch genug getrunken zu haben!"

Der Mann machte ein verstörtes Gesicht und machte, daß er wegkam. Und da gleich darauf der Zug einfuhr, so kamen Großmutter und Tante Lou eigentlich erst wieder zur Besinnung, als sie in der dritten Klasse saßen und von der guten Frau Hach hörten, die so rechtzeitig gekommen war. Leider fuhr sie in der vierten Klasse, aber Bobbi wollte sie extra belohnen.

„Und ich werde der kleinen Mine anstatt vier Mark zehn schicken!" sagte Großmutter.

Aber Tante Lou schüttelte den Kopf: „Ganz gewiß nicht, Großmutter. Du bist ja eine sehr kluge Dame, obgleich du dich diesmal nicht gerade mit Ruhm bedeckt hast. Aber den größten Menschen passiert wohl einmal eine Dummheit, und ich will sie dir nicht nachtragen. Aber Mine kriegt nur vier Mark und Bestellgeld bezahlt. Aber zu Weihnachten schicke ich ihr ein paar Bücher. Sie mag so gern lesen, und sie hat nur einen Nieritzschen Volkskalender aus dem Jahr 1860 und dann ein Zehnpfennigbuch, in dem sich alle umbringen. Daß sie so gut und lieb geblieben ist, liegt nur an dem Kalender, den sie schon vierzehnmal gelesen hat."

Großmutter erwiderte nichts. Sie mochte selbst empfinden, daß, wenn sie das Geld nicht vergessen hätte —

Bobbi unterbrach ihre Gedanken.

„Es war doch fein!" rief sie. „Und wißt ihr, was mir aufgefallen ist? Die Männer haben kein richtiges Erkennungsvermögen: Der Mann mit dem Butterpferd, der Wirt, der Kutscher, alle wollten sie uns nicht glauben, daß wir anständige Mädchen wären und unsere Schulden bezahlen würden. Unser eignes Geschlecht ist klüger. Mine hat uns gleich getraut und uns sogar ihre Zahnbürste in der festen Überzeugung gegeben, daß wir sie doch nicht gebrauchen würden. Die alte Wirtin ließ ab von ihrer Forderung, als Tante Lou verständig mit ihr sprach, und Frau Hach gab mir ohne Besinnen fast alles Geld, das sie bei sich hatte, obgleich sie meinen Charakter gar nicht kennt und ich keine Aalsuppe essen kann."

Tante Lou nickte Bobbi zu: „Wahrhaftig, Bobbi, du hast dich trotz deiner Unmündigkeit ziemlich ordentlich benommen. Und deine Behauptung"—

Aber Großmutter unterbrach sie: „Laß das Kind nicht eingebildet werden! Wenn sie sich anständig benommen hat, so tat sie nur ihre Pflicht. Ich aber erbitte mir einen Lorbeerkranz. Denn hätte ich nicht das Geld vergessen, würden wir keine so großartige Heidefahrt gemacht haben!"

Und so hatte Großmutter wie immer das letzte Wort.

Russische Ostseebäder.

Am rigaischen Strand. — Von Else von Boetticher. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Ein Streifzug durch russische Ostseebäder liegt hinter mir gleich einem heißen, lichten Sommertraum. Schimmernd blaue Meeresfluten, von keinem Lufthauch getrübt, jauchzende Kinder und weißgekleidete Frauengestalten tauchen vor mir auf, wenn ich an ihn denke. Rauschende Wälder und duftende Wiesen umgeben mich. Ich höre schmeichelnde Walzerklänge und fühle das Wogen schwüler Parfüms; und ich vernehme gleichmäßigen Ruderschlag und atme den Teergeruch der Fischerboote, die von kraftvollen Männern gelenkt werden. Bald fahre ich im bequemen Wagen eines Gutsherrn dem Meer zu und werde in seinem Haus gastlich aufgenommen. Bald führt der langsame Trab eines Mietgauls mich auf sandigen Wegen einem Stranddorf zu, in dem ich nur mit Mühe ein Glas Milch auftreiben kann, um meinen Durst zu löschen. Altbekannte und fremde Gesichter tauchen vor mir auf — vielerlei Sprachen umschwirren mich. Rastlos ertönt der Pfiff der Lokomotive. Sie führt mich weiter von Ort zu Ort, Tag und Nacht, ohne Ausruhen.

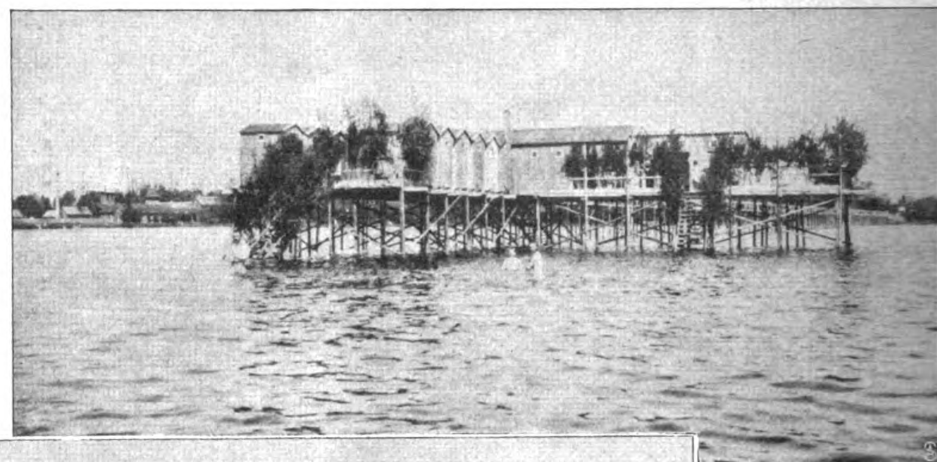
Aber in all dem bunten Wechsel bleibt doch stets ein immer Wiederkehrendes, von Kindheit an mit Liebe Geschautes: Die Ostsee in ihrer ruhigen Majestät, die in diesen glühenden Sommertagen lichtverklärten Frieden atmet. Nichtig erscheinen vor ihrer Größe die Unterschiede von Sprache und Sitte, denen ich allenthalben begegne. Und der große Zug zum Meer, der alljährlich Tausende und aber Tausende aus dem Herzen Rußlands und der heißen Enge der Hafenstädte hinaustreibt an die Ostseegestade, wirkt hier wie etwas Naturgewolltes, Selbstverständliches.

Ein reicher Kranz von Seebädern umgibt die russische Küste des Baltischen Meers, das die Grenzmarken des Reichs, die Gouvernements Kurland, Livland, Estland, St. Petersburg und die Gestade Finnlands, umspült. Letten und Esten, Russen und Finnen bilden dort die Landbevölkerung. Deutsche, Russen, Schweden, Polen und alle Elemente eines kosmopolitischen Völkerverkehrs stellen das Kontingent der Badegäste. Mannigfaltig wie die Art seiner Bewohner



ist auch die Natur des Strandes, und abwechslungsreich sind die Formen, die das Badeleben annimmt.

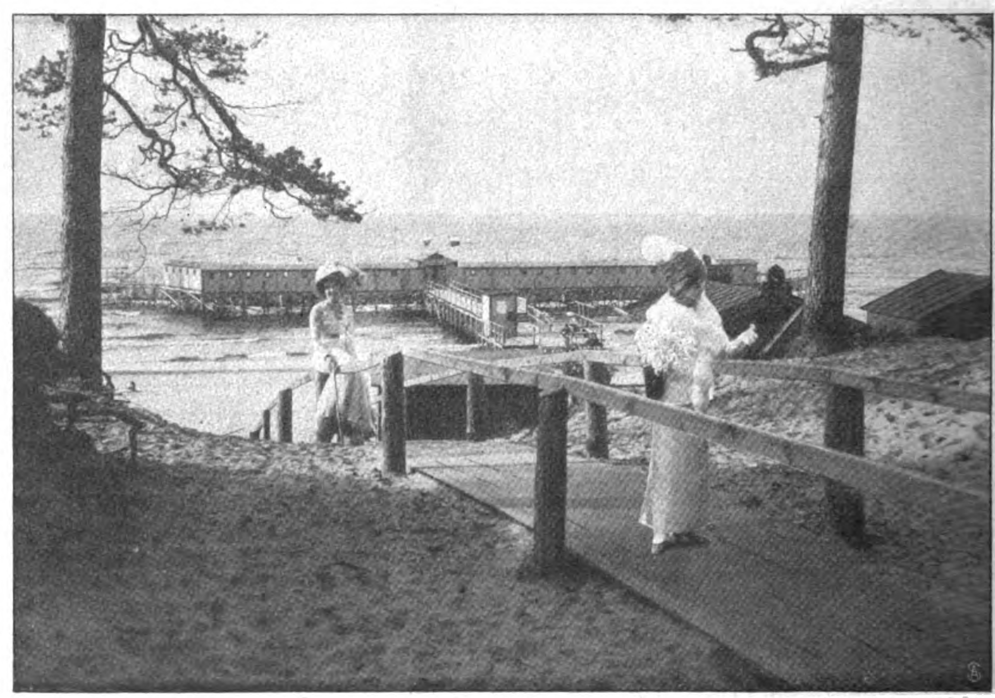
Bald finden wir kleine friedliche Hafenstädte, die drei Viertel des Jahres im Winterschlaf liegen. Im Sommer aber öffnen sie ihre Tore einer Schar von Fremden, die der Ruf ihrer heilkräftigen Schlammbäder aus allen Teilen des Reichs herbeigelockt hat. In den Hallen der langgestreckten hölzernen Kurhäuser gibt es Kurkonzerte und Tanzabende. Die Fremdenpensionen sind überfüllt, alle Villen vermietet. Am Strand werden für die Badenden Bretterstege mit kleinen hölzernen Badehütten errichtet. In den „Badeanstalten“ aber verabfolgt man den Kranken warme Schlammbäder, um sie von Gicht, Rheumatismus und Herzleiden zu befreien. — Radioaktiver Schlamm findet sich sowohl bei Arensburg auf der Insel Oesel, einem Städtchen mit milder Luft und maritimem Klima, das nur zur Zeit der Schiffahrt vom Festland aus zugänglich ist, als auch in Pernau in Nordlivland (Abb. nebenst.), das an windgeschützter Bucht, von 15 Kilometer langen wald- und wiesenreichen Kuranlagen umgeben, alle Arten modernen



Die Badeanstalt in Pernau.

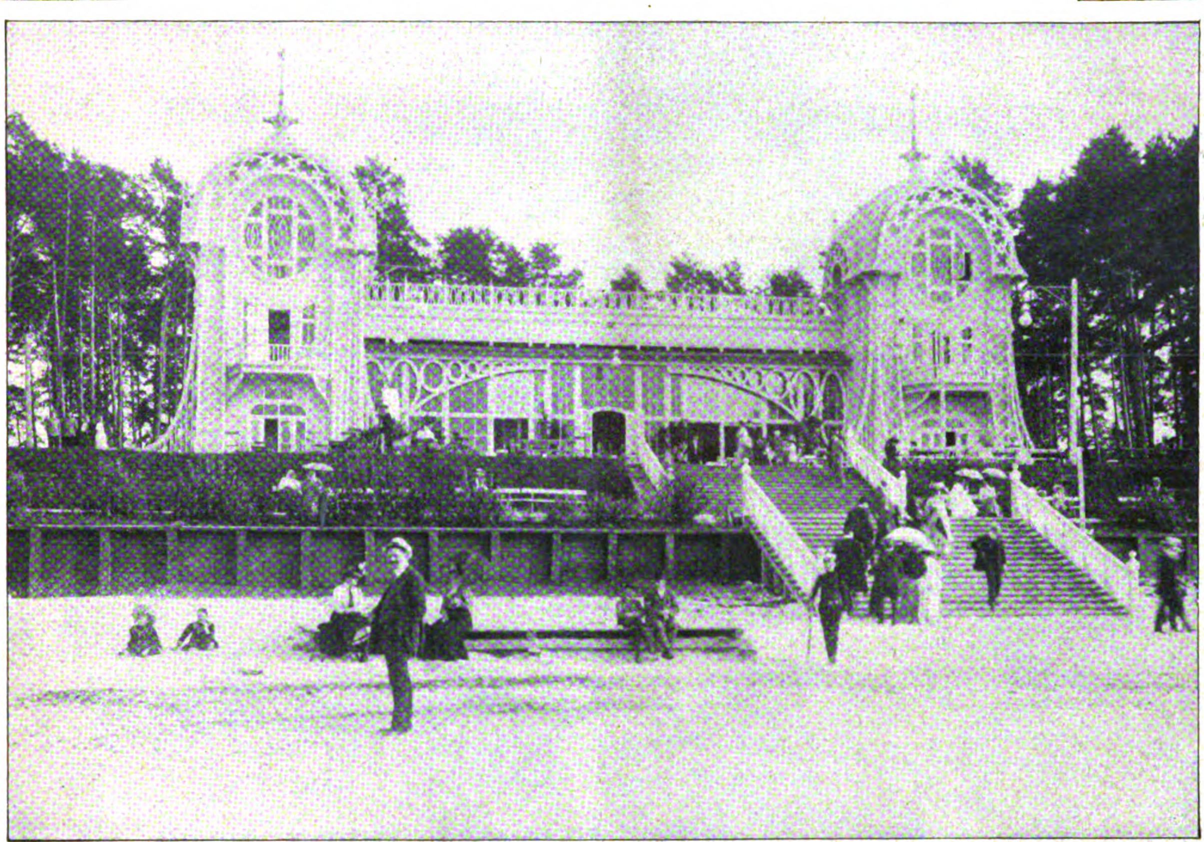


Das Schlammbad in Bad Pernau am livländischen Strand. Phot. B. Jlves.



Phot. Hebensperger & Co.

Blick auf die Badeanstalt in Bilderlingshof bei Riga.



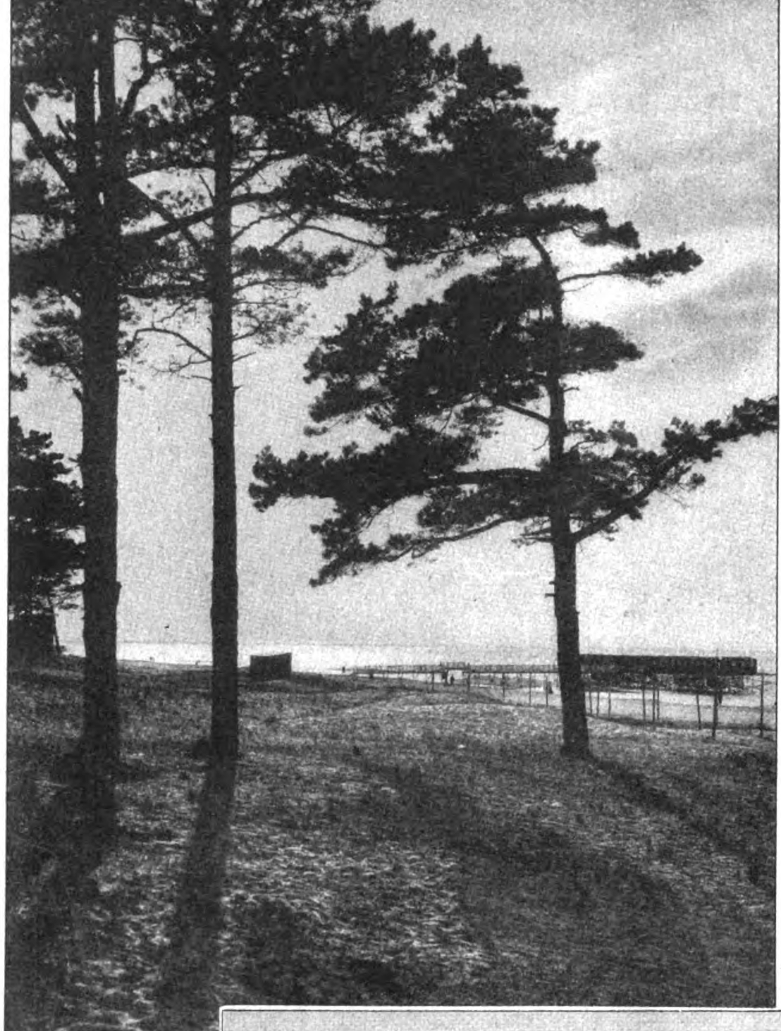
Seepavillon Edinburg bei Riga.

Phot. Hebensperger & Co.



Am Strand von Majorenhof bei Riga.

Phot. Hebensperger & Co.



Phot. Hebenſperger & Co.
Am rigaiſchen Strand.

Einen mehr geſellſchaftlichen Charakter trägt das Leben in Libau, dem bisherigen ruſſiſchen Kriegshafen, der nur wenige Stunden von Memel entfernt an der kuriſchen Küſte liegt. Bisher geben die ruſſiſchen Offizierskreiſe ihm das Gepräge. Doch lockt das ſchöne Seebad auch zahlreiche Familien von nah und fern herbei, die in der Umgebung der Stadt in Datſchen leben.

Herrſcht in den genannten Orten eine gewiſſe Regelung des Badelebens, ſo ergeht man ſich hingegen in den kleinen Villenkolonien, die längs der ganzen baltiſchen Küſte verſtreut ſind, ohne jeglichen Zwang. Man hauſt in kleinen Holzhäuſern, teils in Stranddörfern, teils auf dem Gutsgelände, und lebt ſehr einfach und abgeſchloſſen. Oft bildet ein Kreis unter einander Verwandter und Bekannter eine große Sommerfamilie und bewohnt einen ganzen Strandort. In Neubad in Livland, Kegel in Eſtland und Plön in Kurland gibt die deutſche Ariſtokratie der genannten Provinzen ſich ein Stelldichein. In letzterem erſcheinen die Badegäſte nur auf zwei bis drei Wochen jährlich mit Pferden, Equipagen und Dienerſchaft, leben anſpruchslos in kleinen Häuſern und erfreuen ſich Tag und Nacht an Sport und Tanz und den verſchiedenſten geſellſchaftlichen Spielen. Ein paar Verlobungen bilden meiſt den Abſchluß ſolch einer „Saiſon".

Heilverfahrens bietet. Auch Hapſal in Eſtland verdankt ihm den Zuſtrom ſeiner Badegäſte, der ſich 1911 auf 5000 belief. Und Finnland beſitzt in Lowiſa, Hangö u. a. eine Reihe von Kurorten, die ſich eines weit verbreiteten Rufes erfreuen. Alle dieſe Bäder werden von Ruſſen viel beſucht und bieten ganz das gleiche ruhige Badeleben.



Phot. Hebenſperger & Co.
Strandfeſt in Majorenhof.

Dicht bevölkerte Badeorte aber ziehen sich in Gruppen längs dem rigaischen, dem estnischen und dem finnländischen Strand hin.

Der rigaische Strand liegt westlich von Riga am Meerbusen gleichen Namens. Feiner weißer Sand bildet hier den Meeresboden und die Uferdünen, die mit schönem Kiefernwald bewachsen sind und wie ein schützender Wall zwischen dem Meer und den Villenorten liegen. In dichter, etwa 30 Kilometer langer Reihe schließen diese sich aneinander. Ursprünglich verlebten hier nur die wohlhabenden Deutschen aus Riga auf ihren „Höfchen" die Sommermonate. Seit den Cholerazeiten der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aber, wo alles an die See flüchtete, ist er in ganz Rußland populär geworden. Die Zahl der Badegäste beträgt gegen 50000 jährlich. Aus Petersburg und Moskau, aus Sibirien und dem Kaukasus strömen sie herbei. Teils wohnen sie in kleinen Holzhäusern dichtgedrängt und primitiv beisammen, teils hausen sie in stattlichen Villen mit gepflegten Gärten.

Während in Bilderlingshof (Abb. S. 1448), Karlsbad und Assern ein ländliches Strand- und Datschenleben herrscht, sind Edinburg (Abb. S. 1449), Majorenhof (Abb. S. 1449 u. 1450) und Dübbeln der Schauplatz eines internationalen mondainen Treibens. In einem viel zu kleinen Konzertgarten drängt sich abends die Welt in buntem Gewoge durcheinander. Dort konzertieren große Sinfonieorchester unter ausländischen Dirigenten, wie Prill, Schneevoigt u. a. In den Varietés und Cafés aber ertönt Musik die ganze Nacht hindurch. Sonnabends und Sonntags gibt es ungezählte Strandfeste und Blumenkorsos sowie Wettschwimmen, Segel- und Ruderregatten auf der Kurischen Aa, die in stattlicher Breite parallel der Küste dem Meer zuströmt. Am Seepavillon in Majorenhof aber dreht sich allabendlich ein Karussell, und die Jugend geht mit bunten Papierlaternen am Strand spazieren und liefert Konfettischlachten.

Die Badelustigen und die Kinder finden ihr Dorado auf dem weißen Sandgürtel zwischen Meer und Düne. In den kleinen hölzernen Badehütten auf der Düne oder den Badestegen entkleiden sie sich, liegen stundenlang im Sand und nehmen gleichzeitig Luft-, Sonnen- und Seebäder. Von 7 bis 10 Uhr gehört der Strand den Herren, die vormittags meist in Geschäften zur Stadt fahren, von 10 bis 1 Uhr den Frauen und Kindern, die in buntem Gewimmel die weite Fläche beleben. Nachmittags gibt es Kostümbaden von den Badestegen aus in getrennten Damen- und Herrenständen, und das Ufer ist Spaziergängern, Reitern und Equipagen freigegeben.

Der Kürbis und seine Familie.

Von Greta Warneyer.

Bei vielen spielt er nur die Rolle eines Lückenbüßers, er, das Oberhaupt der Familie der Kukurbitazeen. Macht seine so viel vornehmere Cousine, die Gurke, sich infolge zu großer Dürre oder Nässe auf den Wochenmärkten selten und kostspielig, so nimmt man zum Kürbis seine Zuflucht. Er ist immer wohlfeil und als Eingemachtes nicht zu verachten. Seine Kultur ist uralt, viel älter als die der aus Indien stammenden Gurke. Hat doch schon der Prophet Jonas unter dem Schatten einer Kürbisranke gesessen, als er, Groll im Herzen, auf den Untergang Ninives wartete. Und die Vorbilder zu den rohen Anfängen der Töpferkunst, zu den dickbauchigen, kurzhalsigen Gefäßen, die erwachender Kunsttrieb in den Jugendtagen der Menschheit formte und in der Glut der Herdstelle brannte, die hat kein andrer als der Kürbis gegeben. Ja, sein ideeller Wert ist noch um vieles größer als sein materieller, vertieft man sich in die Anfangsgründe der Kunstgeschichte. Doch bleiben wir einmal bei seinem materiellen Wert stehen. Daß er wohlfeil ist, wurde schon gesagt. Was aber läßt sich alles mit ihm anfangen? In Zucker eingemacht und mit einer Schote Vanille liefert er ein sehr gutes Kompott für den täglichen Tisch, das auch noch ein allerliebstes Aussehen gewinnt, wenn man aus dem rotgelben Kürbisfleisch walnußgroße Bällchen schneidet, die dann gelben Pflaumen ähneln. Auf 500 Gramm solcher Kürbisbällchen rechnet man 500 Gramm Zucker sowie eine halbe Schote Vanille. Den Zucker kocht man, bis er breit vom Löffel tropft, gibt die Vanille samt den Kürbisbällchen hinzu, läßt beides fünf Minuten kochen und gießt dann alles in einen Steintopf, um es über Nacht stehen zu lassen. Am andern Morgen kocht man den Kürbis noch so lange, bis er klar ist, jedoch nicht zu zerfallen droht, legt die Bällchen in Einmachegläser und gießt den etwas abgekühlten Zuckersaft darüber. Auch in Essig und Zucker läßt er sich einmachen, wozu man ihn dann wie Essigpflaumen behandelt. Sehr wohlschmeckend ist folgendes Kürbismus, das eine vorzügliche Beilage zu Hammel-, Rinderbraten und vor allem zu Wild ist. Man rechnet hier auf 500 Gramm Zucker ⅓ Liter Essig. Den Zucker kocht man klar, gießt den Essig hinzu und kocht soviel auf dem Reibeisen geriebenes Kürbisfleisch damit, daß man ein dickliches Mus erhält, das man kocht, bis das Kürbisfleisch nicht mehr trübe, sondern klar geworden ist. In Einmachegläser gefüllt, mit einem in Rum getränkten Blatt Papier belegt und zugebunden, wird es kühl und luftig aufbewahrt. Ferner läßt sich aus Kürbis eine Marmelade herstellen, die sich zum Bestreichen der Nachmittagssemmel bei Kindern großer Beliebtheit erfreut. Man rechnet hierzu auf 2 Pfund geriebenen Kürbis 500 Gramm Zucker sowie Saft und Schalen von zwei Zitronen. Das Einkochen geschieht wie bei Apfelmarmelade. Doch nun zur Verwendung des Kürbis für den täglichen Speisezettel. Als Squash- und Pumkin-pie liebt ihn der Amerikaner, und zwar mit Recht, weshalb hier ein Originalrezept dazu folgen soll: 500 Gramm geriebenen Kürbis kocht man mit Saft und Schale einer Zitrone sowie 150 Gramm Zucker zu Mus, läßt es erkalten, gibt zwei Eßlöffel voll gestoßenen Zwieback, etwas Salz sowie Muskatblüte hinzu, rührt acht Eigelb darunter und zieht zuletzt den steifen Schnee der Eier unter die Masse. Unterdessen hat man aus 500 Gramm Weizenmehl, 375 Gramm Butter, vier Eigelb, Salz und ein wenig Wasser einen Teig gemacht, ihn ¾ Zentimeter dick ausgerollt und



mittels eines großen Tellers eine Rundung daraus geschnitten. Auf dieser häuft man nun das Kürbismus etwas an, schneidet eine zweite Teigplatte, legt sie darüber, kneift die Ränder fest zusammen, bestreicht die Pastete mit Eigelb und bäckt sie, nachdem man mit dem Messer drei Einschnitte in den Deckel gemacht hat, im Ofen goldgelb und gar. Ebenfalls nach amerikanischem Geschmack und sehr zu empfehlen sind gebratene Kürbisscheiben mit Tomatenpüree. Auch Kürbissuppe mit in Streifen geschnittenem Eierkuchen als Einlage kennt man „drüben". Sogar zu einem kleinen Betrug läßt sich der Kürbis gebrauchen: Will man Senfgurken einmachen und möchte sparen, so kann man ein Drittel grünen Kürbis hinzunehmen. Nur Kürbis als Senfgurken eingemacht, läßt den Betrug gleich offenkundig werden, denn trotz aller Meerrettich-, Dill- und sonstiger Gewürze kann Kürbis nie wie eine Gurke schmecken, aber zusammen mit dieser nimmt er Gurkengeschmack sofort an.

Doch nun zur Gurke. Eingemachte Zucker-, Salz-, Essig-, Pfeffer- und Senfgurken sind zu bekannt, als daß man noch viele Worte darüber verlieren brauchte. Sehr pikant aber schmeckt folgender Gurkensalat, der sich sehr gut konserviert, und dessen Rezept ebenfalls aus Amerika stammt: 500 Gramm kleine fingerlange Gurken putzt man ab, zerflückt 500 Gramm Blumenkohl in Röschen, würfelt 500 Gramm reife, gelbe Gurken nicht zu fein und putzt 500 Gramm Perlzwiebeln sowie 500 Gramm walnußgroße grüne Tomaten ab. Alle Gemüse werden in 1 Liter Essig, dem man 150 Gramm Zucker sowie einen halben Teelöffel voll Salz zugesetzt hat, gar, aber nicht zu weich gekocht, herausgenommen und durcheinander gemischt in Glashäfen gelegt. Der Brühe setzt man 150 Gramm Senf, etwas Pfeffer, Lorbeer sowie Dill zu, läßt sie etwas einkochen und gießt sie ein wenig abgekühlt über die Gemüse. Was die Gurke als Gemüse an sich betrifft, so läßt sich da nicht viel Neues sagen. Gebraten oder mit Fleisch zusammen geschmort — alles schon dagewesen. Auch farcierte Gurken sind nicht neu, man müßte sonst zur Füllung schon Perlen nehmen wie die schöne Prinzessin aus Tausendundeiner Nacht. Aber ein Gurkenpüree, wie es ebenfalls die amerikanische Küche kennt, dürfte noch wenig bekannt sein. Man verwendet hierzu halbreife, bereits gelblich werdende Gurken, reibt sie und schmort sie mit kräftiger Bratensauce und Butter gar. Damit das Püree genügend gebunden ist, hilft man mit etwas geriebenem Zwieback nach. Gebratene Hammelkoteletts, mit Gurkenpüree bestrichen, sind ein wirklicher Leckerbissen.

Nun noch ein Wörtchen über die Heilkraft der Gurke. Will im Winter ein hartnäckiger Katarrh nicht weichen, so tut eine honigartige Marmelade aus Gurken gute Dienste. Man rechnet hierzu auf 500 Gramm reife, geriebene Gurken 375 Gramm Zucker. Für rauhe Gesichtshaut und angegriffene Hände ist Gurkensaft ein vorzügliches Toilettemittel, das, wenn man zu seiner Gewinnung die ohnehin in Wegfall kommenden Gurkengehäuse benutzt, nicht kostspielig ist.

Zuletzt nun zu dem vornehmsten Familienmitglied der Kukurbitazeen, der Melone. Wem fiele bei ihrer Namensnennung nicht Murillos prächtiger Meloneneßer ein! Schade, daß wir es nicht auch so haben können. Aber ob sie uns so ohne weiteres nur von der Hand in den Mund schmecken würde? Einmal, als ich einem schwarzäugigen Madrider Straßenmädel bei seinem Schmaus zuschaute, habe ich es auch versucht, aber außer, daß die Melone sehr durststillend ist, konnte ich ihr beim besten Willen keinen Geschmack abgewinnen. Aber mit Vanille und Ananaswürfeln versetzt und mit schwerem Südwein übergossen, wie ich sie nachher auf der Terrasse eines Hotels an der Puerta del Sol aß, mundete sie ganz vortrefflich. Geeistes Melonenmark mit Zucker und Nelken gewürzt, in kleinen Bechern mit Schlagsahne gereicht, ist eine hübsche Erfrischung für Festlichkeiten. Als noch feiner indessen gilt es, wenn man die geschälte und ausgehöhlte Melone in halb Wasser, halb Wein mit Zucker und etwas Zitronensaft vorsichtig gar kocht, erkalten läßt und nun mit einem Obstsalat aus eingemachten Kirschen, Erdbeeren, Apfelsinenwürfeln usw. füllt. An Stelle des Obstsalats kann man auch einen Fruchtstand vorsichtig in die erkaltete Melone hineingießen und nach dessen Erstarren die Frucht in Scheiben schneiden, diese mit Häufchen von zerbröckelten Makronen, Mandeln und Schlagsahne garnieren und kranzartig anrichten. Solche süße Schüssel sieht dann sehr apart und verlockend aus. Bequem freilich haben wir uns auf diese Weise den Genuß der Melone gerade nicht gemacht, aber wir setzen unsern Gästen ja auch gern etwas Außergewöhnliches vor, und so wie die kleine Madrider Schönheit sie aß, war die Melone wirklich nur etwas Gewöhnliches.

Der scheidende Sommer.

O bunte Gärten voller Licht,
O Duft von Wein und reifen Birnen!
Noch stehn die Buchen voll und dicht,
Nur leicht gebräunt die hohen Stirnen.

Noch streuen volle Rosen Gold
Und Purpur auf den fahlen Rasen,
Noch rankt sich die Klematis hold
Um schwere graue Blumenvasen.

Die Tage sind voll süßer Milde
Und gehn gelassen, wie sie kamen,
Gleich schönen Fraun auf einem Bilde
In einem schweren, goldnen Rahmen.

Du aber senkst in wehem Schweigen
Das Haupt. Du weißt: so gütig-still,
So liebreich kann sich nur erzeigen,
Wer von uns Abschied nehmen will.

H. v. Beaulieu.

Bilder aus aller Welt.

Ein Backsteindenkmal. Die Bremer Hafenstadt Vegesack will dem dort geborenen ersten deutschen Afrikaforscher Gerhard Rohlfs ein Denkmal errichten. Neben dem aus der Konkurrenz mit dem Ersten Preis hervorgegangenen Entwurf des Berliner Bildhauers Hauschild wird eine andere Arbeit, von Architekt Donandt-Bremen und Bildhauer Edgard-Paris, für die Ausführung in Betracht gezogen, die von solcher Eigenart und wahrscheinlich von solchem Einfluß auf eine neue Denkmaltechnik sein wird, daß sie ein über das Lokale weit hinausgehendes allgemeines Interesse erwarten darf. Rohlfs wird, wie die Abb. rechts zeigt, auf dem Kamel reitend dargestellt, gehüllt in seinen marokkanischen Burnus, den Blick in die Weite gerichtet, in kühner Gebärde, die den mutigen Forscher treffend charakterisiert. Das ganze, zehn Meter hohe Standbild wächst aus einer den Denkmalplatz um-

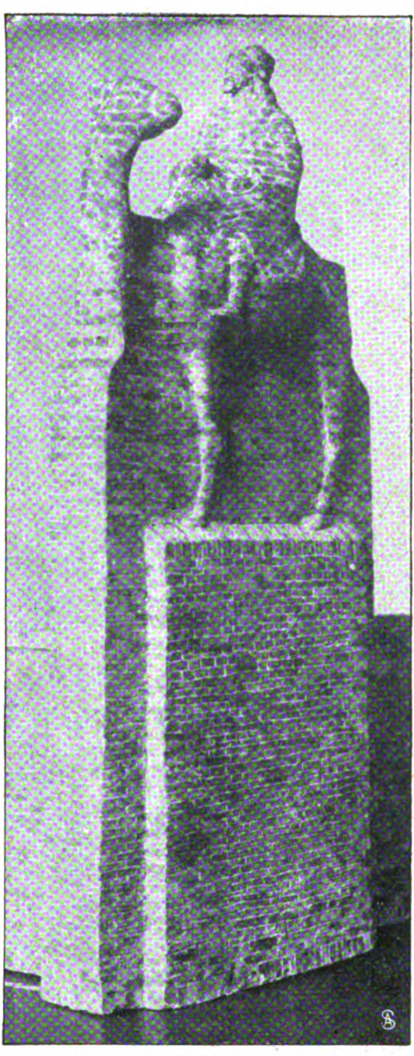


Entwurf von Walter Hauschild.
Ein Denkmal für Gerh. Rohlfs in Vegesack.



Phot. Ireland.

Fritz Cortolezis,
wurde zum 1. Hofkapellmeister an der Hofoper in Karlsruhe verpflichtet.



Entwurf von Donandt und Edgard.
Ein Denkmal für Gerh. Rohlfs in Vegesack.



Von den Volks-Freilichtspielen in Interlaken: Die Apfelschußszene aus Schillers „Wilhelm Tell".

Der berühmte französische Schriftsteller Anatole France (sitzend) mit seiner Tochter (sitzend) in Hofgastein.

Phot. Fuchs.



Phot. E. Schlink

Als Krankenschwester in Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt".



Hofphot. A. Möhlen.

Komm.-Rat Siegm. Seligmann, Hannover, feierte seinen 60. Geburtstag.

schließenden hohen Böschungsmauer heraus, Mauer und Standbild aus gleichem Material, Oldenburger Klinkern. Hier ist eine Jahrhunderte nicht mehr geübte Technik neu belebt, wie sie die alten Assyrer und Perser in ihren gewaltigen Monumenten aus glasierten Ziegeln, wie sie in kleinerem Maßstab das Mittelalter anwendeten. Man modelliert den figürlichen Teil des Denkmals aus dem ungebrannten Klinkerton, zerlegt das Ganze in Schichten und Steine und mauert darauf das Denkmal mit Mörtel wie ein Bauwerk wieder auf. Mir scheint denn doch, dies ist ein Verfahren, dessen Einführung für Denkmäler Norddeutschlands freudig zu begrüßen wäre. Sind doch Backstein und Klinker das hier eigentlich heimatberechtigte monumentale Material, von größter Dauerhaftigkeit, von entzückendem malerischem Reiz, namentlich in lebendig grüner Umgebung. Sollte Vegesack sich entscheiden, dieses erste Werk neubelebter, echt norddeutscher Technik zu Ehren seines berühmten Sohnes zu errichten, so dürfte es sich ein Wahrzeichen von seltener Eigenart schaffen. Weither wird es den auf der Weser fahrenden Schiffen mit seiner stark ausgeprägten, aus dem Material sich ergebenden interessanten Silhouette sichtbar sein. Malerisch wird es sich über dem breiten Strom und dem weiten flachen Land erheben. G.

Der auch in Berlin bestens bekannte Kapellmeister Cortolezis, der sich als Operndirigent schnell einen Namen gemacht hat, wurde als Erster Hofkapellmeister an die Hofoper in Karlsruhe berufen.

In dem internationalen Schweizer Kurort Interlaken wurden auch in diesem Sommer Volks-Freilichtspiele veranstaltet. Zur Darstellung im Freien gelangte wie im Vorjahr Schillers „Wilhelm Tell".

Einer der berühmtesten französischen Schriftsteller, der auch bei uns in Deutschland wohlbekannte Anatole France, weilte in diesem Jahr längere Zeit zur Kur im Thermalbad Hofgastein.

In den weitesten Kreisen bekannt ist Kommerzienrat Siegmund Seligmann, Mitglied des Vorstandes der „Continental Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie" in Hannover, der seinen 60. Geburtstag feierte.



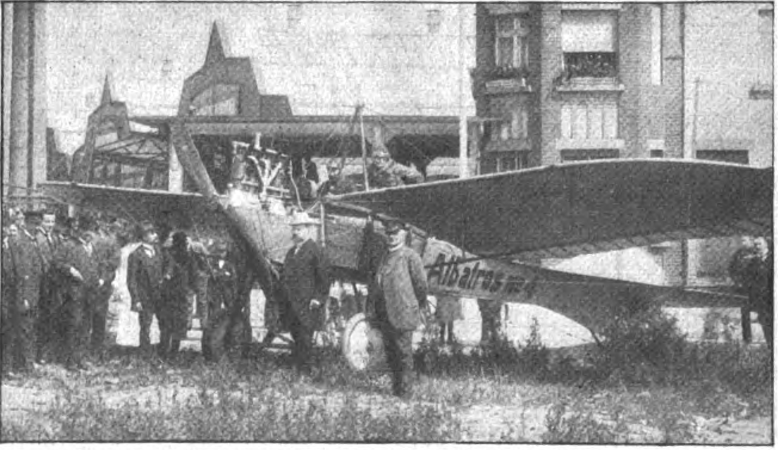
Phot. Grubenbecher.

Als Amme in Strindbergs „Vater".

Anne Schönstedt, neues Mitgl. d. Volks- u. Residenzbühne in Wien.

Die junge Schauspielerin Anne Schönstedt vom Rheinisch-Westfälischen Volkstheater in Essen-Ruhr wurde an die Volks- und Residenzbühne in Wien verpflichtet.

Einer der besten deutschen Flieger, Helmut Hirth, flog vor kurzem mit einem Benzschen Motor von Johannisthal nach Mannheim. Der Motor, den Hirth benutzte, war der erste in der Fabrik von Benz hergestellte Original-

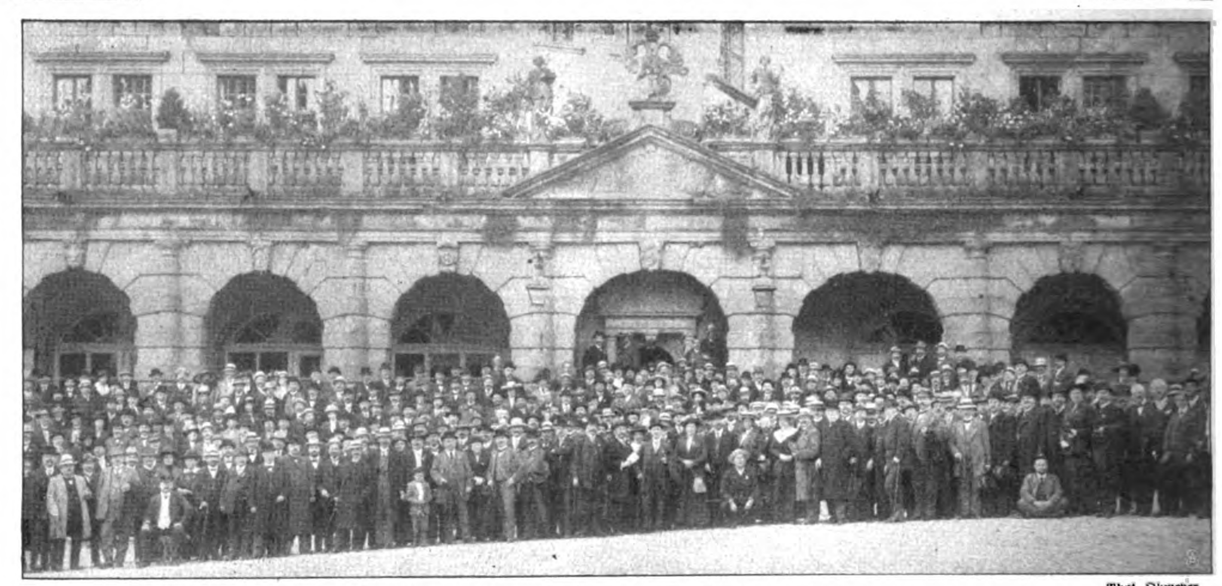


Helmut Hirth landet auf Albatros-Taube mit Benz-Kaiserpreis-Motor vor den Toren der Benz-Werke in Mannheim.

Phot. American Colony.

Ein ehrwürdiger Baumriese: Eine Zeder des Libanon.

Einen Maßstab ihrer Größe gibt die Gestalt des Mannes an ihrem Fuß.



Phot. Ohmeyer.

Vom XI. Verbandstag der Rabattsparvereine Deutschlands in Würzburg: Die Delegierten in Rothenburg o. T.

motor, der bereits vor dem Kaiserpreis-Wettbewerb bei den Probeläufen in der Fabrik etwa 80 Betriebstunden hinter sich hatte, ehe er an die Albatros-Werke kam. Dort ist er 2 Monate lang täglich in einer Schulmaschine ohne die geringste Störung geflogen und hat dort einen so guten Eindruck in bezug auf seine Tätigkeit und Zuverlässigkeit auf die Fabrikleitung gemacht, daß Direktor Hirth keine Bedenken fand, sich dem Motor für einen großen Flug anzuvertrauen.

Immer mehr verschwinden die Jahrhunderte alten Libanonzedern, deren Holz einen so hohen Wert besitzt. Unsere Abbildung zeigt einen jener ehrwürdigen Baumriesen, von dessen Größe man sich einen Begriff machen kann, wenn man die kleine Mannesgestalt an seinem Fuß betrachtet.

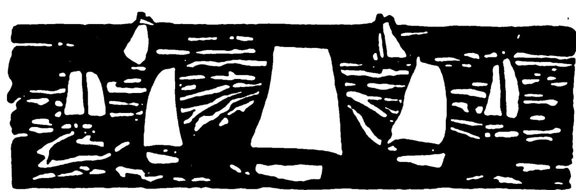
In Würzburg trat der Verband der Rabattsparvereine Deutschlands zu seiner Hauptversammlung zusammen. Mit 467 Vereinen und 71000 Mitgliedern stellt der Verband die größte Mittelstandsvereinigung der Welt dar. Ein Ausflug führte die Delegierten nach Rothenburg o. T.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 35. Berlin, den 30. August 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 35.



Die sieben Tage der Woche.

21. August.

Eine aus acht Mitgliedern bestehende Abordnung der türkischen Bevölkerung Adrianopels trifft in Berlin ein (Abb. S. 1470).

Nach einer Meldung aus Tanger hat eine spanische Truppenabteilung unter General Sylvestre nach verlustreichem Kampf einen Teil des Lagers Raisulis erobert.

22. August.

Die Adrianopeler Abordnung wird im Auswärtigen Amt in Berlin durch den Gesandten Frhr. v. Stumm empfangen.

Im Oeresund stößt ein schwedisches Panzerschiff mit einem Kanonenboot des gleichen Geschwaders zusammen. Das Kanonenboot sinkt, die Mannschaft wird gerettet.

Auf dem Flugplatz bei Halberstadt stürzt Leutnant Schmidt vom 148. Infanterieregiment bei seinem Prüfungsflug als Feldpilot tödlich ab.

Auf der Rennbahn in Baden-Baden siegt im Fürstenberg-Memorial der Gradizer Cyklon (Abb. S. 1461).

23. August.

Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen wird in Kamenz glücklich von einer Tochter entbunden.

In Großbeeren bei Berlin findet aus Anlaß des hundertsten Gedenktages der Schlacht bei Großbeeren die feierliche Einweihung eines Gedenkturmes statt. In Vertretung des Kaisers wohnt Prinz Eitel-Friedrich der Feier bei (Abb. S. 1468).

Der Friedenskongreß im Haag wird geschlossen; die nächste Tagung soll im Jahr 1914 in Wien stattfinden.

Bei der Reichstagsersatzwahl im Kreise Ragnit-Pillkallen siegte der Konservative Gottschalk gegen die Nationalliberalen und Sozialdemokraten.

24. August.

Nach Meldungen aus Konstantinopel sind die Verhandlungen zwischen Bulgarien und der Türkei über die Adrianopeler Frage wieder aufgenommen worden.

Der dritte Reichsdeutsche Mittelstandstag in Leipzig wird geschlossen; der nächste Kongreß soll in Köln abgehalten werden.

Bei dem Wasserflugzeug-Wettbewerb auf der Strecke Paris-Deauville stürzt das Flugzeug des Fliegers Montalent ab; der Flieger und sein Passagier werden getötet.

25. August.

Auf dem Michelsberg bei Kelheim findet in Gegenwart des Kaisers, des Prinzregenten Ludwig von Bayern und zahlreicher deutscher Bundesfürsten die Jahrhundertfeier von Deutschlands Befreiung statt (Abb. S. 1465 u. 1466). Zwischen Kaiser Franz Josef und dem Prinzregenten findet ein herzlicher Telegrammwechsel statt, in dem aus Anlaß der Kelheimer Feier der deutsch-österreichischen Bündnistreue gedacht wird.

26. August.

Der Kaiser trifft mit dem Prinzregenten Ludwig von Bayern in Posen ein und nimmt die Parade über das 5. Armeekorps ab (Abb. S. 1463).

Bei Krojanke entgleist der letzte Wagen des D-Zuges Dirschau-Berlin; eine Person wird getötet, mehrere verletzt.

Der Aviatiker Viktor Stöffler fliegt auf einem Doppeldecker von Mülhausen i. E. nach Insterburg.

27. August.

In Posen findet in Gegenwart des Kaiserpaares die Einweihung der neuen Kapelle im Residenzschloß statt.

Die Radium- u. Mesothoriumbestrahlung der bösartigen Geschwülste.

Von Professor Dr. Anton Sticker, Berlin.

Das Studium der Strahlungen des Radiums und seiner verwandten Stoffe, deren Entdeckung bis zum Jahr 1896 hinaufreicht und an die Namen Becquerel und Curie unvergeßlich geknüpft ist, hat Ergebnisse von größter Tragweite nicht nur im Reich der Chemie und Physik, sondern auf dem gesamten Wissensgebiet der tellurischen Natur bis hinauf zur kosmischen gezeitigt.

Vor den großen Schwierigkeiten, die Forschungen dieser neuen exakten Wissenschaft auf die Geschehnisse der belebten Natur zu übertragen, sind der Biologe und der Arzt nicht zurückgeschreckt. In der kurzen Spanne Zeit von 17 Jahren wurde nicht nur ein wissenschaftlicher Einblick in die unsichtbaren, bisher unerklärlichen Kräfte mancher Heilquellen gewonnen, sondern es wurden auch mittels einfacher Bestrahlung bei unheilbaren Leiden Erfolge erzielt, die berechtigte Hoffnungen erwecken, neben dem blutigen Messer wieder eine neue mildere Richtung der Therapie zu finden.

Quellgeist und Talisman! Welche verlockenden Worte für die leidende Menschheit! Aber Sache des Forschers ist es, die Wissenschaft immer wieder zum Worte kommen zu lassen und den Aufschwung phantastischer Hoffnungen auf den Boden nüchterner Tatsachen zurückzuführen.

Ich stehe seit vielen Jahren inmitten der Radiumforschung. Die Gründung eines Radiuminstituts in Berlin war eine Tat zu einer Zeit, wo die Schule und der praktische Arzt skeptisch der aufstrebenden neuen Richtung der Strahlentherapie gegenüberstanden. Noch im Jahr 1910 auf dem Internationalen Kongreß für Gynä-

kologie in Petersburg war ich der einzige, der über die Radiumbehandlung des Gebärmutterkrebses referierte. Und heute! Allenthalben werden Radium- und Mesothoriuminstitute in den Großstädten errichtet; Berlin zählt allein in den letzten 14 Tagen fünf neue Radiuminstitute mit zwölf Ärzten, die sich daran beteiligen. Auf dem diesjährigen deutschen Gynäkologentag in Halle bildete die Radium- und Mesothoriumbehandlung der bösartigen Geschwülste das Hauptthema der großen Kliniker, von denen einige so weit gingen, das blutige Verfahren mit dem Messer ganz zu verwerfen. Kaum vergeht eine Woche, ohne daß in den Zeitungen eine größere Stadt genannt wird, die eine bedeutende Summe für Ankauf radioaktiver Substanzen bewilligt — ich nenne außer Berlin nur Breslau, Frankfurt, Wien, Düsseldorf, Essen, Hannover, München, Duisburg, Worms. Eine Million Mark ist längst überschritten. Verfolgt man augenblicklich die Kongresse, so geht ein Optimismus durch die Reihen der Ärzte, der zurzeit unaufhaltsam erscheint.

Wie von einem Alp soll die Menschheit befreit werden, und die mangelnden Erfolge der Chirurgie sollen durch die Strahlentherapie wettgemacht werden. Einer ihrer glänzendsten Vertreter, Professor Czerny, bekennt in einem gedruckten Schreiben, das er als Gruß an die Teilnehmer der III. Internationalen Krebskonferenz anfangs August nach Brüssel sandte, daß selbst die umfangreichsten Operationen, die bis an die Grenzen des anatomisch Erlaubten gegangen sind, nur in einem Viertel der Fälle Dauerheilungen erzielten. Die anderen drei Viertel der Fälle rezidivierten und verlangten dringend nach einer Erfolg versprechenden ärztlichen Behandlung. Prof. Witzel (Düsseldorf), ein anderer bedeutender Chirurg, schilderte auf dem obigen Kongreß mit gleicher Klarheit die Lage der Chirurgie gegenüber der Krebskrankheit, nennt die Furcht vor den Rezidiven die Mutter der schrecklich verstümmelnden Operationen und verspricht sich in der ausgedehntesten Verbindung der Chirurgie mit der Radiumtherapie Abhilfe für die Zukunft.

Ist von dieser Stellungnahme der staatlichen und städtischen Behörden zur Frage der Radiumankäufe, ist von dem Eifer der Ärzte, die neue Bestrahlungsmethode in die Praxis einzuführen, eine erhebliche Beförderung der Krebsbekämpfung zu erwarten? Diese Frage kann man ohne weiteres bejahen. Eigene Erfahrungen und die Mitteilungen anderer Forscher haben mir gezeigt, daß das Radium ein unersetzbarer Stoff ist, um den bösartigen Geschwulstzellen auch noch da beizukommen, wo das Messer oder der Ätzstift des Chirurgen nicht mehr hingelangt. Wir haben tüchtige Pioniere auch von seiten der deutschen Radiumforschung gehabt — allzugern beruft man sich immer auf das Ausland — ich nenne nur den verstorbenen Lassar und den unermüdlichen Nahmmacher in Dresden, die uns zeigten, was man im Kampf gegen die furchtbare Krebskrankheit mit Hilfe des Radiums leisten kann. Immer wieder wurden von seiten derer, die über nicht genügende Mengen Radium und deshalb geringe Erfahrungen verfügten, die Erfolge als unzureichend hingestellt. Meinen Mitteilungen über Heilerfolge bei Darm- und Gebärmutterkrebs hat man noch im vorigen Jahr den Einwand entgegengehalten, daß bösartige Geschwülste bisweilen ohne Therapie verschwänden.

Die Wirkungen der Radium- und Mesothoriumpräparate auf das lebende Geschwulstgewebe sind im eigentlichen Sinn Geschoßwirkungen vergleichbar. Die ausgesandten Strahlen sind Strahlen fliegender Masseteilchen, sogenannte Korpuskularstrahlen, und unterscheiden sich in dieser Weise von allen bekannten Strahlenarten, den elektrischen oder Hertzschen Wellen, den Lichtwellen, den ultravioletten Strahlen und den Röntgenstrahlen.

Indem wir nun dreierlei Strahlung, die Alpha-, Beta- und Gamma-Strahlen, zu unterscheiden haben, beobachten wir auch drei verschiedene Wirkungsarten.

Die Wirkung der Alpha-Strahlung kann am besten mit dem Schrotschuß verglichen werden. Eine Zertrümmerung des Gewebes kommt nur in nächster Nähe zustande, weil die Alpha-Teilchen eine mäßige Geschwindigkeit besitzen und auf ihrer Bahn bald gebremst werden. Dünne Schichten von Papier, Aluminium, Stanniol schirmen die Alpha-Strahlung ab. Sie eignen sich daher nur für Oberflächenwirkung, also meist für dermatologische Zwecke.

Die Beta-Strahlung gleicht den Bleigeschossen, und zwar den Teilmantelgeschossen. Ihre Geschwindigkeit ist zehnmal größer als die der Alpha-Strahlung, ihre Durchdringungskraft schon enorm; mehrere Millimeter dicke Metallplatten werden durchschlagen. Ihre biologische Wirkung, besonders auf saftreiches junges Gewebe, dokumentiert sich durch ausgedehnte Zertrümmerungen, die viele Zentimeter in die Tiefe reichen können.

Die Gamma-Strahlung zeigt die stärkste Durchschlagskraft. Wie ein Vollmantelgeschoß der modernen Armeegewehre noch auf Entfernungen von 600 bis 1000 Meter mehrere Körper zu durchbohren vermag, so schlägt auch die Gamma-Strahlung durch mehrere Zentimeter dicke Bleiplatten hindurch und vermag den menschlichen Körper ohne großen Verlust ihrer Anfangsgeschwindigkeit und lebendigen Kraft zu durcheilen.

Es ist nun ein einfaches Rechenexempel. Wenn wir wissen, daß 5—10 Milligramm Radium in den Händen der Dermatologen Hautschichten von wenigen Millimeter zerstören, so müssen wir zur Zertrümmerung von ein und mehreren Zentimeter dickem Gewebe, z. B. einer haselnußgroßen krebskranken Drüse, das Zehn- und Hundertfache an Energie bei gleicher Bestrahlungzeit anwenden. Und wenn wir ferner wissen, daß bei tiefliegenden Prozessen nur die Gamma-Strahlung in Betracht kommt, diese aber nur wenige Prozent der Gesamtstrahlung ausmacht, so wird man bei schwachen Präparaten die Bestrahlungzeit auf das Zehn- und Hundertfache verlängern müssen. Die therapeutisch wirksame Menge bemißt sich also nach Milligrammstunden. Nahmmacher in Dresden führte mit 10 bis 20 Milligramm Radiumbromid fünf bis zehn Wochen lang 10- bis 20stündige Bestrahlungen aus, um zu seinen glänzenden Erfolgen bei Unterleibskrebsen zu gelangen; das macht also 3500 bis 14 000 Milligrammstunden. Bei schnellwachsenden Geschwülsten wird ein derartiger Bestrahlungsmodus, bei dem erst in 10 Wochen 14 000 Milligrammstunden erreicht werden, zu keinem befriedigenden Resultat führen. Mit Präparaten aber von 50 und 100 Milligramm Radium oder Mesothorium können in ein oder zwei Wochen obige Energiemengen und mehr erreicht werden. Auf solche Mengen sind die in letzter Zeit vielfach berichteten Erfolge der Frauenärzte zurückzuführen. Ist man also mit starken Präparaten imstande, die Klippe der nicht zureichenden Behandlung bei schnellwachsenden Geschwülsten zu vermeiden, so gilt es weit mehr, die obere Grenze der Dosierung aufzufinden, d. h., wieviel Milligrammstunden dem einzelnen Patienten zugemutet werden dürfen, damit er nicht Schaden an seinem Allgemeinbefinden erleidet. Man soll bei der äußeren Verwendung der radioaktiven Substanzen



in Form von Bestrahlungen nie vergessen, daß die radioaktiven Stoffe auch gefährliche Wirkungen haben können, eine Warnung, die Friedrich Kraus auch letzthin für die interne Radiumtherapie aussprach. Nicht immer wurde diese Klippe vermieden, und Fälle von Überdosierung und ihren schweren Folgen sind in letzter Zeit mehrfach mitgeteilt worden.

Dies führt mich zu der Frage der Technik. Die wenigen Forscher, die sich bisher mit der Radiumtherapie beschäftigten, haben keine Gelegenheit gehabt, einen Stamm von Mitarbeitern, wie dies bei einer so schwierigen Methode notwendig erscheint, heranzuziehen. Wer soll nun die Technik, d. h. den Umgang mit dem Radium und dem Mesothorium zur Behandlung von Krebskranken, in all den Krankenhäusern ausführen, die jetzt ein Bedürfnis für Radium empfinden und zu dem Ankauf große Summen bewilligt haben. Wohl haben die einzelnen Forschungstätten über ihre Erfahrungen und Erfolge berichtet und so dem stillen Gang der Forschung selbst ein Ende bereitet. Zu einer ausgebildeten Technik ist man aber erst langsam gelangt, und keineswegs erscheint sie abgeschlossen. Im III. Band der Strahlentherapie finden sich erst am 14. August d. J. zum erstenmal zwei Arbeiten, die sich mit den theoretischen Grundlagen und der praktischen Anwendung der Radium- und Mesothoriumbestrahlungen in der Heilkunde beschäftigen. Die erste erscheint aus der Chirurgischen Universitätsklinik Berlin (Leiter: Geh. Med.-Rat Prof. Bier) und aus dem Radiuminstitut der Königlichen Charité (Leiter: Geh. Med.-Rat Prof. His) und hat zum Verfasser den Schreiber dieser Zeilen. Es werden hier die Apparate und Instrumente beschrieben, die nach langjähriger Arbeit sich als praktisch erwiesen. Die Arbeit bringt auch eine Beschreibung der in der Universitäts-Frauenklinik (Leiter: Geh. Med.-Rat Prof. Bumm) benutzten Instrumente zur Mesothoriumbestrahlung. In dem gleichen Heft wird die Technik der Universitäts-Frauenklinik Freiburg i. Br. (Leiter: Geh. Hofrat Prof. Krönig) beschrieben. Zur Ausbildung von Ärzten, die nach den hier angegebenen Methoden schon praktisch vorgehen sollen, wird das Lesen dieser Arbeiten und auch der kurzfristige Besuch der Forschungzentren nicht genügen.

Die beste Stellungnahme zu der von weiten Kreisen jetzt erörterten Frage der Radium- und Mesothoriumbestrahlung wird die sein, zu Forschungzwecken den bisherigen Zentren, die sich dem Ausbau der praktischen Anwendung der Radium- und Mesothoriumbestrahlung gewidmet haben, in ausgiebigster Weise große Summen zu bewilligen.

Ich habe wiederholt Gelegenheit genommen, in ärztlichen Kreisen darauf hinzuweisen, daß der deutschen Forschung und der deutschen Wissenschaft ein Mäzen not täte, der wie Ernest Cassel für die englische Nation und die Prinzessin Eugène Murat sowie die Herzogin von Elchingen für die französische Nation große Summen zum Ankauf von Radium zur Verfügung stellte. Es ist nicht genug, daß die Reichsten sich bei dem schrecklichen Leiden den Luxus der Radiumbehandlung leisten können, indem sie die wenigen Radiuminstitute der Welt aufsuchen. Ich halte es demgemäß für eine schöne soziale Pflichterfüllung der Behörden, daß auch für die Ärmsten der Armen, d. h. für die mittellosen Krebskranken, an einem oder mehreren Krankenhäusern Radium zur Verfügung gestellt werden soll.

****

Fischweid im Süßwasser.

Plauderei von Fritz Skowronnek.

Es ist die einfachste Geschichte von der Welt und jedem zur Genüge bekannt! Der Fischer wirft am Abend einige hundert Haken aus, die mit einem Köder besteckt sind, und findet am andern Morgen eine Menge schöner Fische daran. Oder er stellt Reusen und Netze in das Wasser, in denen sich die Fische auf ihrer nächtlichen Wanderung von selbst fangen. Und schließlich wirft er, um auch die Tagesstunden nützlich anzuwenden, ein großes Zugnetz aus und braucht es bloß ans Land zu ziehen, um scheffelweise die zappelnden Hechte, Barsche, Bleie, Plötzen, Karpfen usw. aus dem Sack zu schöpfen.

In der Praxis stellt sich die Sache doch etwas anders. Jawohl, es gibt flache Seen mit reicher Nahrung, in denen jede Art von Fischerei jederzeit mit unfehlbarer Sicherheit gute Erträge liefert. Es sind ebensoviel Fische auf verhältnismäßig kleinem Raum vorhanden, daß immer eine Anzahl auf die ausgelegten Köder und Netze stoßen muß.

Ganz anders liegt die Sache bei tiefen und großen Seen. Sie können nicht so fischreich sein wie kleinere, flache Gewässer, weil die Tiefen von zehn Meter und darüber für die Ernährung der Fische so gut wie gar nichts beitragen. Aber sie gewähren dem Fisch soviel Raum, umherzustreichen, daß fast noch mehr Glück als Erfahrung dazu gehört, befriedigende Fänge zu erzielen.

Ein Beispiel dafür ist der Renkenfang in den großen, tiefen Seen Süddeutschlands. Die Renke gehört zu den Coregonen, ist also eine sehr nahe Verwandte der Maräne. Sie nährt sich in der Hauptsache von Plankton und wechselt ihren Standpunkt mit dem ihrer Nahrung. Der Fischer stellt ihr mit einwandigen Netzen nach, die im Wasser schweben. Aber wie soll er wissen, ob das Plankton und mit ihm die Renke sich zehn, zwanzig oder dreißig Meter unter der Oberfläche aufhält?

Die Wissenschaft weiß dafür Rat; sie hat einen Apparat erfunden, mit dem man aus jeder Tiefe eine Wasserprobe heraufholen kann. Die Fischer brauchen nur einige Tropfen unter dem Mikroskop zu untersuchen, um zu wissen, in welcher Tiefe sich die Renken aufhalten. Sie verlassen sich jedoch lieber auf ihre Erfahrung und die Anzeichen des Wetters und stellen ihre Netze so manche Nacht vergeblich. Genau so geht es mit der Hakenfischerei. Ist das Wetter schwül und gar für die Nacht ein Gewitter zu erwarten, dann läßt der Fischer seine Schnüre an der Oberfläche schwimmen, weil er aus Erfahrung weiß, daß Aal und Wels in solchen Nächten sich an der Oberfläche tummeln. Und wie oft erlebt er am nächsten Morgen eine große Enttäuschung!

War der Fisch nicht an der Oberfläche, oder gefiel ihm der Köder nicht? Wollte er statt der Regenwürmer, die der Fischer aufgesteckt hatte, kleine Fischchen? Weshalb verschmäht er plötzlich einen Köder, den er sonst begierig nimmt? Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen lassen, habe 500 Haken auf den Grund gelegt und ebensoviel schwimmen lassen. Ich habe hier wie dort die eine Hälfte der Haken mit Wurm, die andere mit Fisch be-



ködert. Dennoch war es mir unmöglich, aus den Fangresultaten irgendeinen Erfahrungsatz abzuleiten, der regelmäßig Erfolg versprach.

Nur eine Tatsache, die später auch von anderer Seite mehrfach bestätigt worden ist, habe ich festgestellt: daß beim Auslegen einer Schnur der Fang in den ersten zwei, drei Nächten am besten ist und dann nahezu aufhört, als wenn an dem Ort keine Fische mehr vorhanden wären. Das widerspricht der Annahme, daß die Fische ruhelos und weit in dem Gewässer, das sie bewohnen, umherziehen.

Ob die Wissenschaft, die jetzt mit großem Eifer die Lebensbedingungen der Fische erforscht, der Praxis der Fischweid wertvolle Fingerzeige wird geben können, muß man jetzt noch als zweifelhaft betrachten. Ihr Wert liegt heute darin, daß sie bereits mit Sicherheit feststellen kann, wieviel Fischnahrung ein Gewässer enthält, welche Arten und in welchen Mengen es ernähren kann. Das ist in erster Linie für die Teichwirtschaft sehr wichtig, bei der man mit der größten Genauigkeit konstatieren kann, wieviel Zuwachs an Gewicht eine Wasserfläche gebracht hat.

Bei der Wildfischerei muß man allerdings mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Aber man kann doch manches zur Hebung des Fischbestandes tun, wenn man weiß, daß genügende Nahrung vorhanden ist. Die Praxis ist darin so weit vorgeschritten, daß sie den Bestand der einzelnen Arten willkürlich beeinflußt. So z. B. gibt es Gewässer, in denen man den Blei durch den wertvolleren Karpfen ersetzt hat. Man fängt den Blei mit der größten Rücksichtslosigkeit weg und setzt dafür kleine Karpfen ein. Den Hechten muß man in solchen Gewässern energisch zu Leibe gehen. Auch den Zander kann man in dieser Weise pflegen, man muß ihm nur durch starke Vermehrung der Weißfische die nötige Nahrung schaffen.

So ist aus der Wildfischerei, die auf gut Glück aus dem Gewässer herausholt, was an Fischen darin ist, ein rationeller Wirtschaftsbetrieb geworden, der zielbewußt die Erträge zu steigern sucht. Dazu hat man in den letzten fünf Jahren auch den Aal herangezogen. Er wächst viel langsamer, als man früher annahm, und braucht in Gewässern, die nicht sehr reich an Nahrung sind, sieben bis acht Jahre, um ein Gewicht von drei Pfund zu erreichen. Nun hat der Deutsche Fischereiverein seit 1909 mindestens 25 Millionen junger Aale aus England importiert, die in deutsche Binnengewässer ausgesetzt worden sind. Nach zwei, spätestens drei Jahren werden die ersten Erträge dieser Maßregel sich auf dem Fischmarkt bemerkbar machen.

Es kann sich um 15 bis 30 Millionen Pfund Fischfleisch handeln, die wir aus unseren Binnengewässern mehr als bisher gewinnen. Doch fragt es sich, ob durch die Aale nicht andere Arten stark beeinträchtigt und in ihrem Ertrag vermindert werden.

Eine sehr wertvolle Anregung gab die Wissenschaft, als sie nachwies, daß die zahllosen Wassertümpel auf den Feldern, die mit Wasser gefüllten Mergelkuhlen und vor allem die Dorfteiche reich an Fischnahrung sind, die am besten durch Besetzung mit Karpfen ausgenutzt werden kann. Das geschieht an vielen Orten bereits mit erfreulichem Erfolg. Vielfach benutzen auch die Fischer diese winzigen Gewässer als Kinderstube für ihren Karpfenbesatz. Sie waren bisher gezwungen, zweisömmrige Karpfen zum Besatz ihrer Seen zu kaufen, weil die einsömmrigen durch die Raubfische zu sehr gefährdet sind. Jetzt setzt der Fischer die kleinen, 5 bis 8 cm langen Karpfen im Frühjahr zeitig in die Tümpel und fischt sie im Spätherbst als ansehnliche Fische von ¾ bis 1 Pfund wieder heraus, um sie in die Seen zu bringen, wo sie im nächsten Herbst 2½ bis 3 Pfund schwer geworden sind.

Welche Bedeutung unsere Binnenfischerei für die Volksernährung hat, wäre gerade in unserer Zeit, die eine allgemeine Preissteigerung aller Nahrungsmittel gebracht hat, sehr wichtig zu wissen. Leider stehen wir bei dieser Frage vor einem absoluten Nichts. Das heißt: wir sind aus Mangel an statistischen Grundlagen auf Vermutungen angewiesen. Nun könnte man sagen, daß sich doch wenigstens eine der Wirklichkeit nahekommende Schätzung veranstalten lassen müßte, indem man den Ertrag eines nicht zu reichen und nicht zu armen Gewässers feststellt und daraus den Gesamtertrag aller Binnengewässer berechnet.

Dem steht erstens die Tatsache gegenüber, daß ein Morgen See ganz andere Erträge liefert als ein Morgen Strom, Fluß oder Bach, und zweitens, daß wir die Gesamtfläche aller Binnengewässer nicht kennen. Es hat gar keinen Zweck, eine Zahl zu nennen, denn sie kann um Millionen Hektar zu groß oder zu klein sein. Erst müßte festgestellt werden, wieviel Areal die fünf großen Ströme, die 150 Flüsse und die vielen tausend Bäche bedecken. Dann könnte man der Möglichkeit näher treten, den Ertrag dieser Gewässer abzuschätzen. Auch einige tausend Kilometer Kanäle und die durch Talsperren neu entstandenen Wasserflächen müßten dabei nicht vergessen werden. Das Material dazu ist in der Hauptsache vorhanden, es brauchte nur in Einzelheiten ergänzt und zusammengestellt zu werden. Die Ergebnisse der Grund- und Gebäudesteuerveranlagung in Preußen lassen zahlreiche kleine Wasserflächen und Bäche unberücksichtigt, die jetzt zur Fischhaltung herangezogen sind.

Der Ertrag der deutschen Teichwirtschaft wird auf 120,000 Zentner Karpfen, 40,000 Zentner Schleie und 10,000 Zentner Forellen geschätzt. Doch ist es möglich, daß bei den Karpfen eine weitaus höhere Zahl, etwa 200,000 Zentner, die richtigere ist. Um nun auch für die Wildfischerei eine Zahl anzugeben, sei mitgeteilt, daß Prof. Dr. Schiemenz den Wert aller gefangenen Süßwasserfische auf 125 Millionen Mark jährlich bemißt. Betrachtet man diese Zahl als die Verzinsung eines Kapitals, das von unserer Binnenfischerei dargestellt wird, dann besitzen wir im Fischbestand unserer Seen, Flüsse und Bäche ein Nationaleigentum im Wert von mehr als zwei Milliarden Mark.

Herr Prof. Schiemenz hat sich durch diese Schätzung ein sehr großes Verdienst um die deutsche Fischerei erworben, denn sie muß auf alle, die es angeht, als eine sehr eindringliche Mahnung wirken, einem Gewerbe, das solche bedeutenden Werte wirtschaftlich zu verwalten hat, mehr Beachtung und Fürsorge zuzuwenden, als bisher geschehen ist. Jetzt muß die Fischerei immer und überall wie ein Aschenbrödel hintanstehen, namentlich wenn ihre Interessen mit denen der Schiffahrt und der Industrie kollidieren. Kein Berufsfischer wird so weit gehen, zu verlangen, daß die Interessen dieser beiden volkswirtschaftlich wichtigen Faktoren zurückgesetzt werden. Wohl aber kann ein Ausgleich gefunden werden, der beiden Teilen gerecht wird. Und dazu wird eine Schätzung, die aller Wahrscheinlichkeit nach noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, erheblich beitragen.

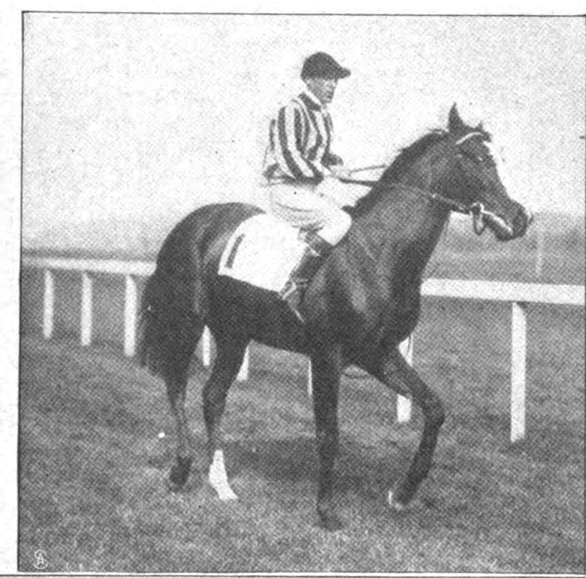


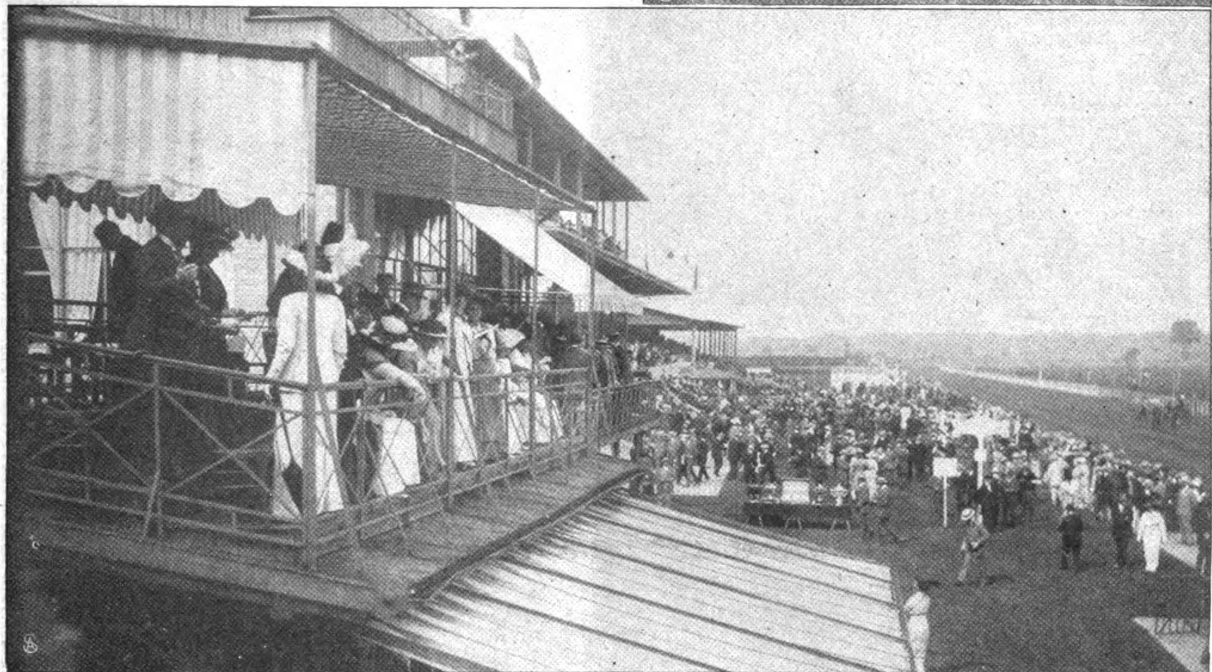
Renntage in Baden-Baden.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Baden-Baden! ... Neue Erholungsstätten an der See und in den Bergen beschert uns jedes Jahr. Ueberall werden Komfort und Kurzweil in Idealkonkurrenz mit der Natur gebracht. Aber inmitten der Fülle der deutschen und außerdeutschen Kurorte haben sich einige zu einer Art klassischer Bedeutung durchgerungen, und in ihrer ersten Reihe steht seit vielen Jahren Baden-Baden. Wer diesen mit landschaftlichen Reizen geradezu verschwenderisch ausgestatteten Ort im Badener Land betritt, kann sich seinem Zauber nicht entziehen. Und wenn dann an den „großen Tagen", wo draußen auf dem grünen Rasen von Iffezheim die besten Pferde um den Sieg streiten, der Strom internationaler Eleganz die schattigen Alleen durchpulst — dann zeigt sich Baden-Baden in seiner ganzen Schönheit.

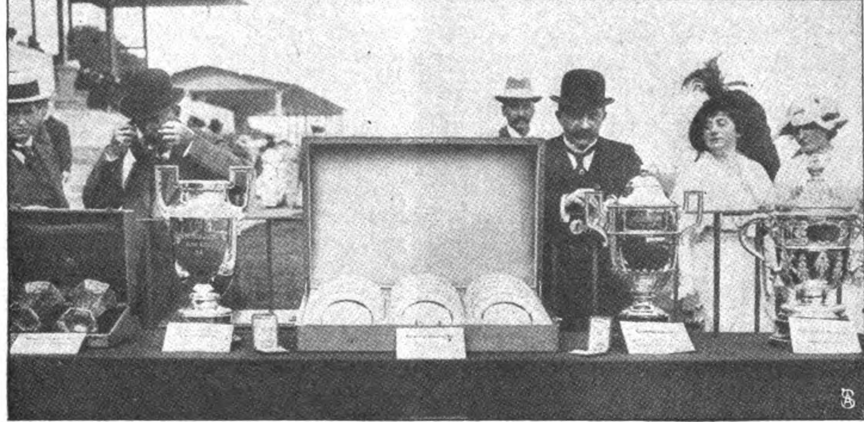
Das internationale Meeting auf der altberühmten Iffezheimer Bahn hat auch in diesem Jahr wieder jene prächtigen Bilder hervorgezaubert, von denen sich das Auge nicht gern trennt. Bei herrlichstem, sonnenreichem Sommerwetter — für die zahlreichen Berliner Turfgäste ein freudig begrüßter Kontrast zu den häßlichen Regentagen daheim — nahm das Meeting seinen Anfang. Unter den alten, schattigen Bäumen standen Kopf an Kopf die Zuschauer, auf dem Klubplatz und der Damenklubtribüne gewahrte man eine Fülle anmutiger Erscheinungen, feierten der Geschmack und die Eleganz wahre Triumphe. Man wußte nicht recht, wohin man zunächst den Blick werfen sollte: auf die interessanten Zuschauergruppen oder auf die fesselnden Wettkämpfe.





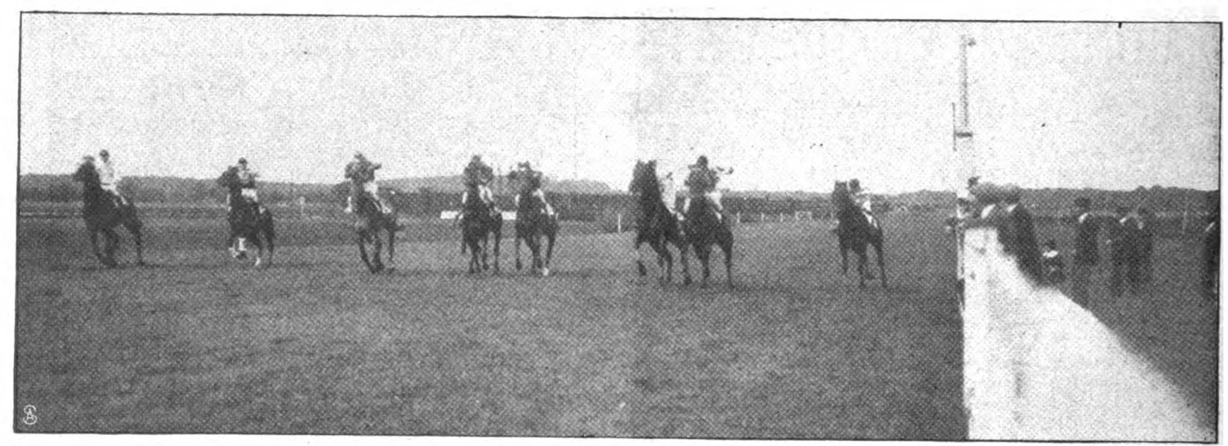
Die Damenklubtribüne u. der I. Platz. Hofphot. Jungmann & Schorn. **Oben rechts: Cyklon, Sieger im Fürstenberg-Memorial.** Phot. R. Charpentier.

Diese verdienten in der Tat besondere Aufmerksamkeit. Und als im Hauptrennen des ersten Tages, dem Fürstenberg-Memorial, der Gradizer „Cyklon" Sieger wurde, steigerte sich der Anteil des Publikums an dem Rennen zu spontanen Beifallstürmen für den Jockei Bullock. Das gleiche Bild am Sonntag. Hier war der Batschari-Preis — wie das Fürstenberg-Memorial mit 50000 Mark dotiert — die „Glanznummer". Vom Start bis zum äußerst scharfen und aufregenden Finish



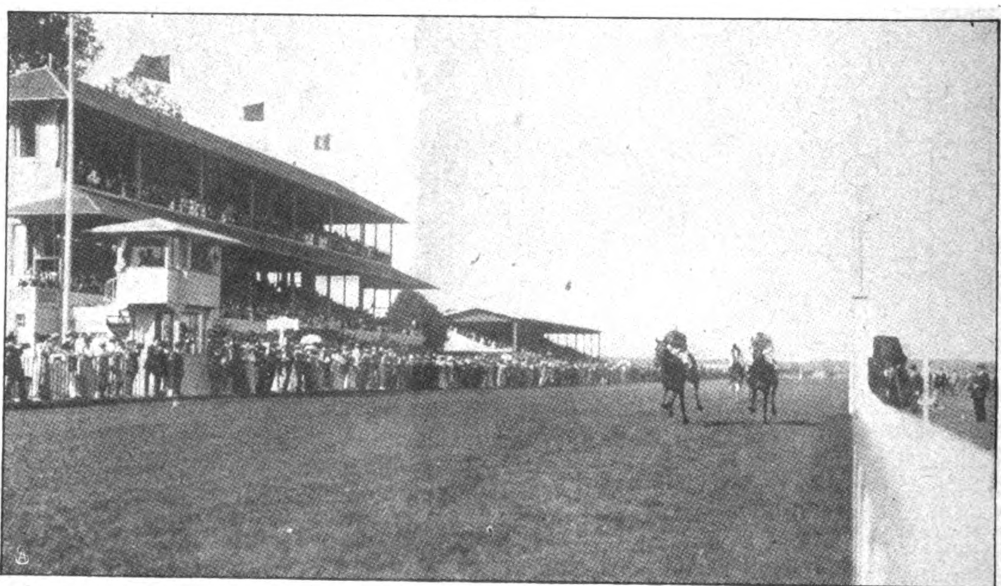
Phot. P. Jakob.

Die Ehrenpreise für die Rennen in Baden-Baden.



Der Start zum Batschari-Preis. Phot. Hugo Kühn.

ein wundervoller Kampf hervorragender Pferde. Fünf französische stritten mit deutschen Pferden, drei von jenen erzielten die ersten Plätze, an ihrer Spitze Martial III und Crébécut unter den berühmten Jockeigrößen Stern und O'Neill. Dann folgte in totem Rennen mit dem französischen Pferd Babette, einer Stallgefährtin des siegreichen Martial, als erster deutscher Konkurrent Cambronne unter Jockei Sumter. Der tags zuvor so erfolgreiche Jockei Bullock, der mit dem deutschen Pferd Golf zu Anfang die Führung des interessanten Feldes innehatte, geriet dann ins Hintertreffen. Am dritten Tage siegte im Zukunftsrennen, zu dem nur drei Pferde gesattelt wurden, Edm. Blancs Guerroyante unter dem Jockei Stern sicher mit einer halben Länge gegen Orelio aus dem Stall Weinberg unter dem Jockei Bullock. Kostbare Ehrenpreise belohnten die Sieger der drei Tage, unter denen die deutschen Farben diesmal recht gut vertreten waren.



Das Finish im Zukunftsrennen. Phot. Hugo Kühn.

Auch sonst hat Baden-Badens Leben in diesen Tagen, wo sich der Sommer noch zuletzt auf seine Natur und Pflicht besinnt, manches Ereignis, das in Atem hält. Dazu rechnet das Erscheinen des majestätischen Zeppelinkreuzers „Viktoria-Luise" und last not least ein flottes Tanzturnier, dem die graziösen Kurgäste weiblichen Geschlechts und ihre eleganten „Courschneider" mit Hingebung huldigten. Gg. Fd.



Vom Tanzturnier in Baden-Baden: Der „Tango". Phot. Hugo Kühn.



Phot. Hoytwein.

Der Kaiser und der Kronprinz auf der Rückkehr von der Parade ins Schloß.

Unsere Bilder.

Der Kaiser in Posen (Abb. nebenst.). Unter dem Jubel der Bevölkerung hat der Kaiser mit dem Kronprinzen, dem Prinzregenten von Bayern und zahlreichen Fürstlichkeiten seinen Einzug in Posen gehalten, um die Parade über das 5. Armeekorps abzunehmen. Leider war das Wetter dem glänzenden militärischen Schauspiel nicht günstig; trotzdem erwarteten Tausende und aber Tausende den Monarchen auf dem Weg zum und vom Paradeplatz, und von weit her war die Landbevölkerung herbeigeströmt, um den Kaiser und die Prinzen zu begrüßen.

Die Jahrhundertfeier in Kelheim (Abb. S. 1465 u. 1466). Der gewaltige, für alle Teilnehmer unvergeßliche Höhepunkt aller Zentenarfeiern der Erhebung Deutschlands war der von Kelheim. Die deutschen Bundesfürsten und die präsidierenden Bürgermeister der Freien Städte um den Kaiser vereint, vergangene Taten des Heldenmutes und der Treue feiernd und in die ferne Zukunft hinein das feste Bündnis erneuernd und noch enger knüpfend. Bedeutsam und voll patriotischen Schwunges war die Ansprache des Prinzregenten Ludwig von Bayern, der den überaus glücklichen Gedanken beim Kaiserjubiläum aussprach, daß sich hier Deutschlands Fürsten in dem von seinen Vorfahren geschaffenen Befreiungstempel zu gemeinsamer Denkfeier zusammenfinden sollten. Die Anwesenheit des Reichskanzlers, der höchsten Würdenträger und der Reichstagspräsidenten vervollständigte das Bild zu einem geschichtlich denkwürdigen Schauspiel.

Die beiden ältesten Zarentöchter, die Großfürstinnen Olga und Tatjana (Abb. S. 1467), sind anmutige junge Damen, denen die Uniform ganz vorzüglich steht. Großfürstin Olga, die im November ihr 18. Lebensjahr vollendet, ist Chef des 3. Jelissawetgradschen Husarenregiments, ihre um anderthalb Jahre jüngere Schwester Chef des 8. Wosnessensker Ulanenregiments.



Phot Berl. Ill.-Ges.

Landbevölkerung in Erwartung des Kaisers.
Von den Kaisertagen in Posen.

Die Jahrhundertfeier in Großbeeren (Abb. S. 1468). Eine der erhebendsten Feiern dieses an nationalen Erinnerungstagen so reichen Jahres war der Festakt auf dem Schlachtfeld von Großbeeren. Der Sieg der Brandenburger unter ihrem ruhmreichen Führer General von Bülow rettete Berlin vor dem Feind. Darin liegt seine Hauptbedeutung, und das gab auch der Zentenarfeier den wichtigen Hintergrund. Der erste der beiden Festtage galt dem ernsten Gedenken, der zweite der Freude. Die Einweihung des imposanten Gedenkturms, bei der ein Urenkel des Generals von Bülow, Graf Bülow von Dennewitz, die Festrede hielt, bildete den Höhepunkt des ersten Tages. Unter den Teilnehmern sah man den Prinzen Eitel Friedrich, die Spitzen der Behörden und die Abgesandten der für ihre Errettung dankbaren Hauptstadt.



Phot. Sport-General.

Der Maharadscha Narayan von Behar und seine Gattin Prinzessin Indira.

Eine interessante Vermählung in London.

Eine interessante Vermählung (Abb. obenst.) hat in London stattgefunden. Dort reichte die durch ihre Schönheit bekannte Prinzessin Indira dem Maharadscha Narayan von Behar die Hand zum Ehebund. Die Hochzeit sollte bereits im Mai in Indien stattfinden, wurde aber vom Vater der Braut verboten. So vermählte sich die Prinzessin jetzt gegen den Willen des Vaters mit dem indischen Fürsten.

Die Beendigung des Balkankrieges (Abb. S. 1469). Das furchtbare Ringen auf dem Balkan hat ein Ende. Mit Begeisterung wurde Griechenlands neuer, durch die letzten Ereignisse besonders populär gewordener König in der Hauptstadt seines Landes empfangen. Er hat im Feld ein hohes Strategengeschick und gleichzeitig großes Diplomatentalent offenbart, und sein Land hat den größten Gebietzuwachs zu verzeichnen. Aber auch der im zweiten Balkankrieg jäh der Erfolge des ersten Feldzuges beraubte Bulgarenkönig wurde von seinen Untertanen mit großen Ovationen empfangen.

Eine Adrianopeler Abordnung (Abb. S. 1470), bestehend aus acht Delegierten, war in der vergangenen Woche nach Berlin gekommen, um im Auswärtigen Amt ihre Wünsche vorzutragen und ein Memorandum zu überreichen. Sie wurden im Auftrag des verhinderten Staatssekretärs durch den Dirigenten der Politischen Abteilung Freiherrn von Stumm empfangen. Die Deputierten erbaten Unterstützung vom Deutschen Reich gegen die ihnen aufgezwungene Herrschaft Bulgariens. Herr von Stumm sagte ihnen zu, daß er ihre Darlegungen zur Kenntnis des Staatssekretärs bringen werde.

Prinz Wilhelm von Preußen (Abb. S. 1468), der älteste Kronprinzensohn, ist ein aufgeweckter frischer Junge, der für das Soldatenhandwerk schon jetzt großes Interesse verrät und daher auch der Liebling der schwarzen Husaren ist.

Der Friedenspalast im Haag (Abb. S. 1472) wird demnächst eingeweiht. Allen Staaten zu dienen bestimmt, ist er auch architektonisch ein Werk, zu dem sie alle beigetragen haben

Ein Fallschirmabstieg (Abb. S. 1471) von einem Flugzeug aus ist dem französischen Flieger Pegoud geglückt. Der kühne Pilot stieg auf dem Flugfeld Chateaufort mit einem Blériot-Eindecker, an dem ein Fallschirm befestigt war, auf. In einer Höhe von 250 Meter entfaltete er den Schirm und verließ den Apparat, dessen Motor er abgestellt hatte. Langsam senkte sich der Schirm zur Erde und ging in einem Wald nieder, wo der Flieger in den Zweigen eines Baumes unversehrt landete. Der Fallschirm, eine Erfindung des Ingenieurs Bonnet, mißt 17 Meter im Quadrat.

Die Direktoren der Zoologischen Gärten (Abb. S. 1472) hatten sich in Leipzig zu einem Kongreß vereinigt, dem der bekannte Direktor des Berliner „Zoo", Professor Dr. Heck, präsidierte. Es kamen verschiedene Fragen zur Erörterung, die allgemeines Interesse beanspruchten.

Personalien (Abb. S. 1470 u. 1472). In der auswärtigen Diplomatie sind vor kurzem einige bedeutende Aenderungen zu verzeichnen gewesen. Der frühere französische Gesandte in Marokko Eugen Regnault wurde Botschafter in Tokio, während Nadim v. Schebeko, der bisher das russische Reich als Gesandter in Bukarest vertrat, zum Botschafter in Wien ernannt worden ist. — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. W. A. Freund, einer unserer bedeutendsten Frauenärzte, feierte am 26. August seinen 80. Geburtstag; Geh. Rat Freund, der sich in der Wissenschaft besonders durch die nach ihm benannte Operation des Unterleibskrebses einen Namen gemacht hat, war lange Jahre Leiter der Universitäts-Frauenklinik in Straßburg i. E. — Zum Direktor des Museums in Weimar ist Dr. Anton Mayer ernannt worden; der in Kunstkreisen hochgeschätzte Gelehrte ist der Gatte Lucie Höflichs und hat vor kurzem ein Buch über den Gefühlsausdruck in der bildenden Kunst veröffentlicht. — In körperlicher und geistiger Frische feierte vor kurzem der bekannte Bildhauer Prof. Heinrich Gerhardt seinen 90. Geburtstag. Seit Jahren hat sich der Meister in Olevano bei Rom ein zweites Heim geschaffen, und hier konnte er auch die zahlreichen Ehrungen entgegennehmen, die ihm zu seinem Geburtstag zugedacht waren.

Todesfälle (Abb. S. 1470 u. 1472). Geh. Justizrat Prof. L. von Bar, Strafrechtslehrer an der Universität Göttingen, ist auf einer Vortragsreise in Oxford im 78. Lebensjahr gestorben. Professor von Bar war auf dem Gebiet des internationalen Rechts eine anerkannte Autorität und gehörte als Mitglied dem internationalen Schiedsgerichtshof im Haag an. — Der bekannte französische Staatsmann Emile Ollivier ist in Saint-Gervais in Savoyen im Alter von 88 Jahren gestorben. Er war beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges im Jahr 1870 französischer Ministerpräsident. — In Bonn ist Geh. Rat Prof. Dr. Robert Rieder-Pascha im Alter von 52 Jahren gestorben; der ausgezeichnete Chirurg ging im Jahr 1889 nach der Türkei, um als Generalinspekteur der türkischen Medizinalschulen den medizinischen Unterricht nach deutschen Mustern umzugestalten.

Die Toten der Woche

Geh. Justizrat Prof. Ludwig von Bar, bedeutender Lehrer des internationalen Rechts, † auf einer Reise nach Oxford am 21. August im 78. Lebensjahr (Portr. S. 1470).

Schachmeister Wilhelm Cohn, † in Berlin am 19. August im Alter von 54 Jahren.

General François de Négrier, † an Bord des Dampfers „König Harold" am 23. August im 74. Lebensjahr.

Emile Ollivier, bekannter französischer Staatsmann, † in Saint-Gervais in Savoyen am 20. August im Alter von 88 Jahren (Portr. S. 1470).

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Robert Rieder-Pascha, bedeutender Chirurg, † in Bonn am 24. August im Alter von 52 Jahren (Portr. S. 1472).

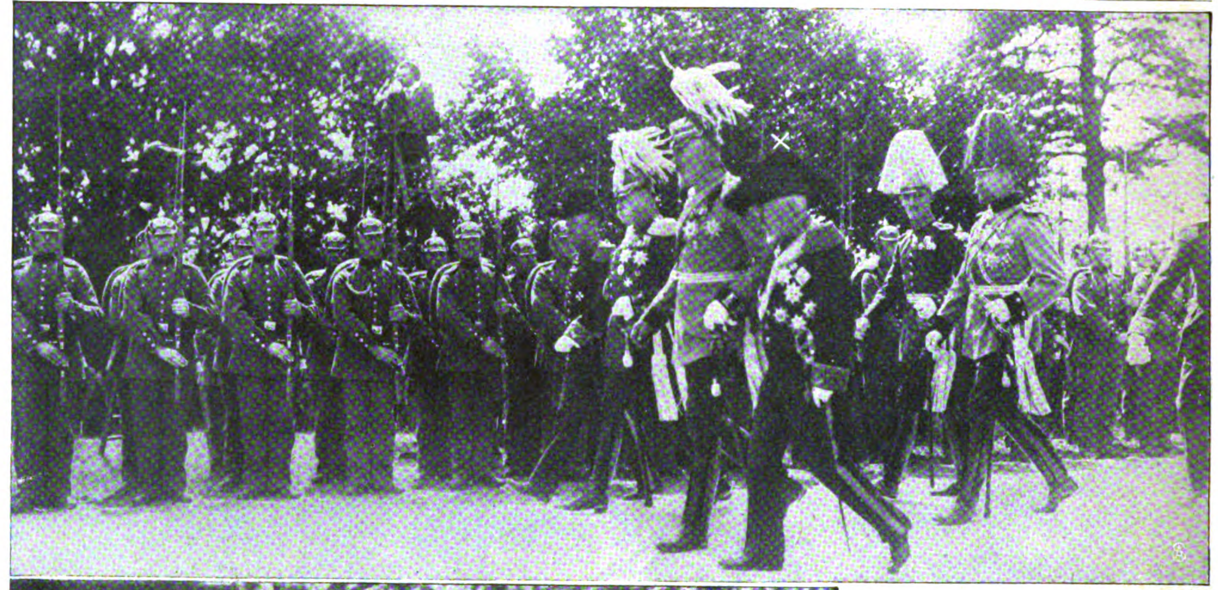
Bernhard Wieck, Amtsvorsteher von Grunewald, † in Berlin am 26. August im 69. Lebensjahr.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Phot. Wilhelm Hümmer.

Die Bundesfürsten auf dem Weg zum Bankettsaal. An der Spitze der Kaiser u. der Prinzregent von Bayern.

Die Gedenkfeier der deutschen Bundesfürsten in Kelheim.





Reichskanzler von Bethmann Hollweg und Freiherr von Hertling (×) im Gefolge der Fürstlichkeiten. (Phot. Kester & Co.)

Linkes Bild: Das Präsidium des Reichstags auf dem Weg zur Ruhmeshalle. Von links: Paasche, Kaempf, Dove. (Phot. R. Sennecke.)

Unteres Bild: Begrüßung durch die Ehrenjungfrauen. (Phot. R. Sennecke.)

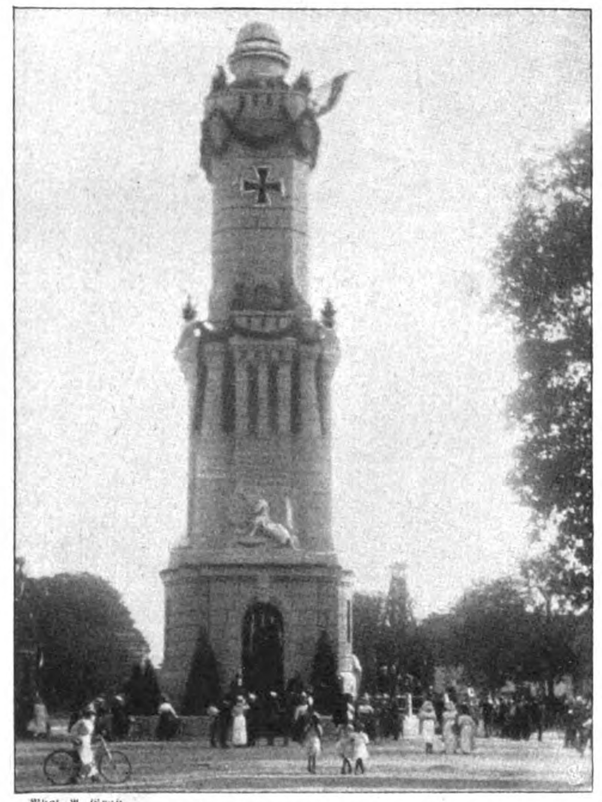
Die Gedenkfeier der deutschen Bundesfürsten in Kelheim.





Phot. Bulla.

Die beiden ältesten Zarentöchter als Regimentschefs: Der Zar mit den Großfürstinnen Olga und Tatjana in Peterhof.



Phot. A. Groß.

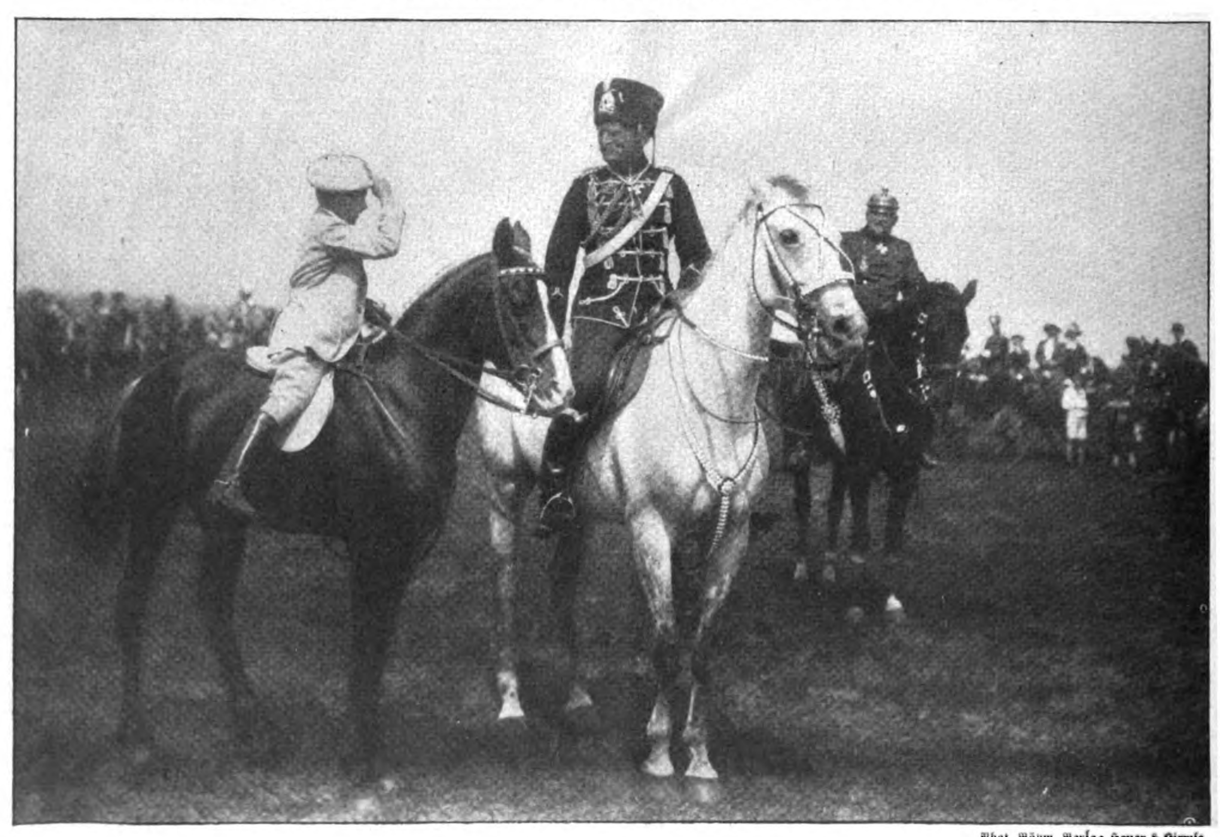
Ansicht des Gedenkturms.



Phot. Hohlwein.

Prinz Eitel-Friedrich während der Feier.

Einweihung des Gedenkturms zur Erinnerung an die Schlacht bei Großbeeren.



Phot. Böhm, Verlag Heuer & Kirmse.

Prinz Wilhelm von Preußen, der älteste Sohn des Kronprinzenpaares, und General von Mackensen
beim Regimentsexerzieren in Langfuhr.





Phot. G. Welß.

Rückkehr der bulgarischen Truppen nach Sofia: Einzug des Zaren Ferdinand mit General Dimitrieff.



Phot. Boeyringer.

Ankunft des Königs von Griechenland in Athen. Im Wagen König Konstantin, Königin Sophie und Kronprinz Georg.

Zur Beendigung des Balkankrieges.





N. v. Schebeko,
der neue russische Botschafter in Wien.



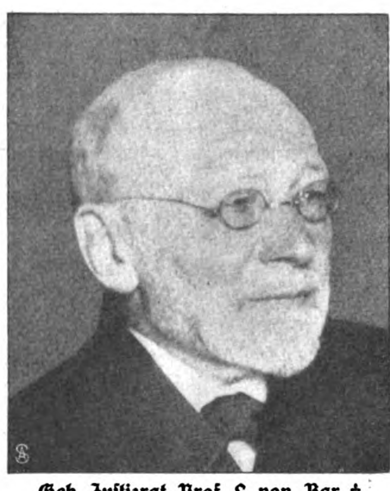
Emile Ollivier †
bekannter französischer Staatsmann.



Eugen Regnault,
der neue französische Botschafter in Tokio.



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. W. A. Freund,
bedeutender Frauenarzt, wurde 80 Jahre.



Geh. Justizrat Prof. L. von Bar †
berühmter Strafrechtslehrer.



Dr. Anton Mayer,
der neue Museumsdirektor in Weimar.



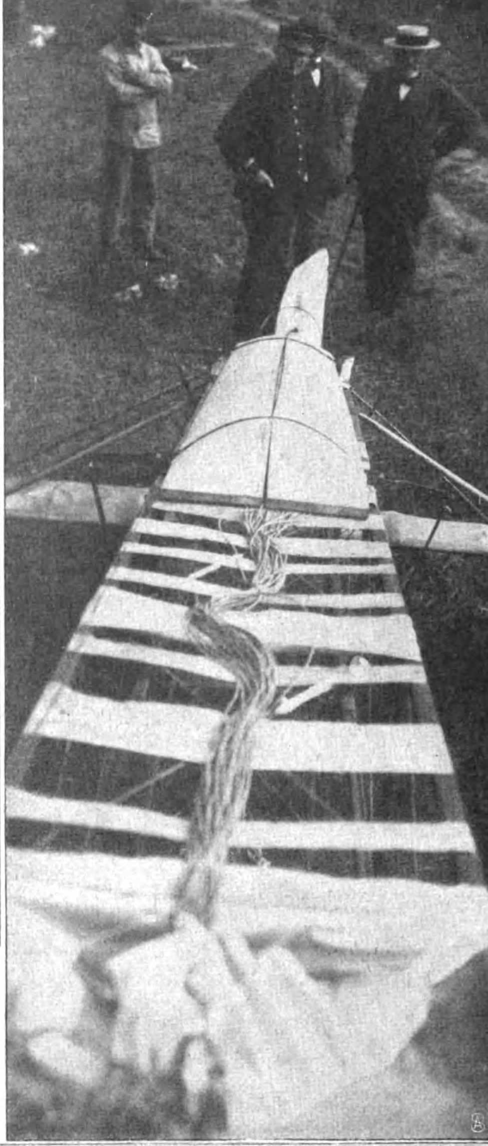
Spezialaufnahme der „Woche“.

Von links nach rechts: Nedim-Bei (Muselman), Haim-Effendi (Israelit), Dr. Callias-Effendi (Grieche), Bondy-Bei (Konsul), Faik-Bei (Muselman), Orphanides-Effendi (Grieche), Hamdullah-Bei (Muselman), Garabet-Effendi (Armenier).

Zur Adrianopel-Frage: Die Abgesandten der Stadt Adrianopel in Berlin.







Eindecker u. Fallschirm: Pegouds Abstieg im Fallschirm (Phot. M. Branger.)
Rechtes Bild: Der Eindecker mit d. Fallschirmschnüren. (Phot. M. Rol & Co.)
Unteres Bild: Der Flieger mit den auf dem Rücken festgebundenen Schnüren des Fallschirms. (Phot. M. Rol & Co.)

Die neuen Fallschirmversuche in Frankreich.





Phot. Ch. Delius.

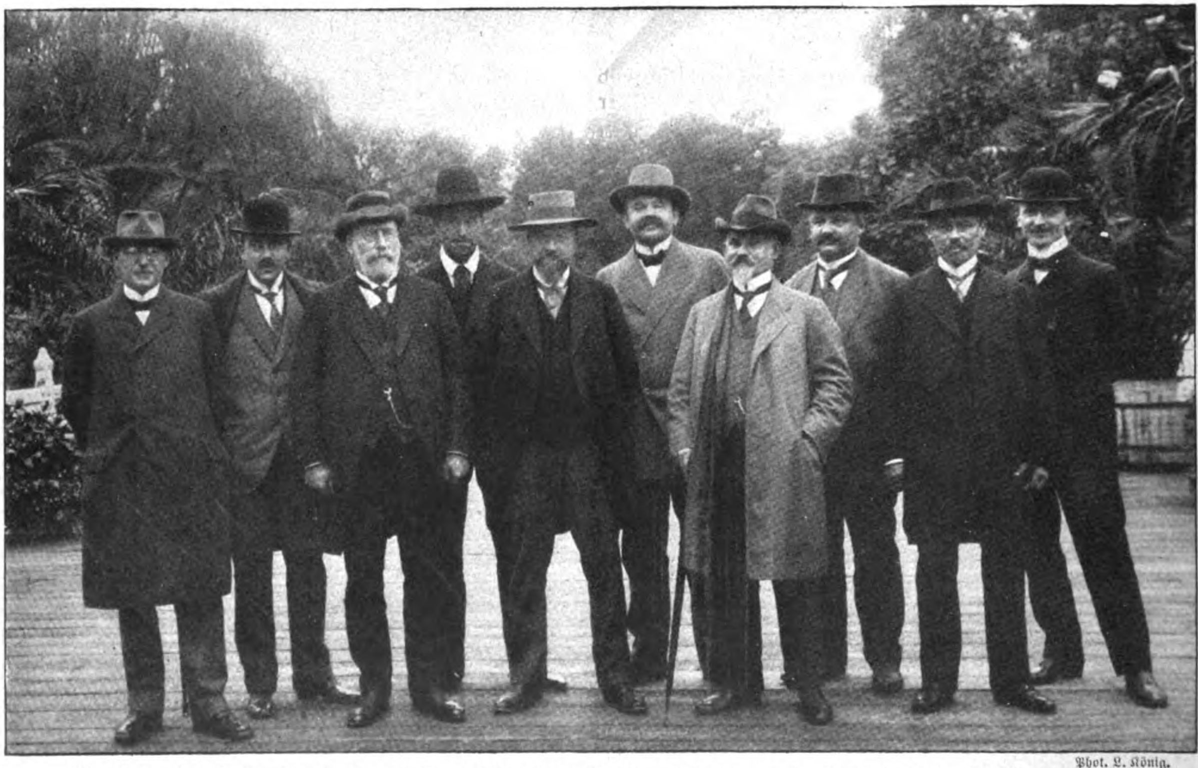
Zur Einweihung des Haager Friedenspalastes: Ansicht des Gebäudes.



Geh. Rat Prof. Dr. Rieder-Pascha †
früh. Generalinspekteur d. türk. Medizinalschulen.



Professor Heinr. Gerhardt,
Altmeister d. deutschen Künstler in Rom, wurde 90 Jahre.



Phot. L. König.

Von links: Prof. Dr. Brandes, Dresden; Dr. Priemel, Frankfurt a. M.; Grabowsky, Breslau; Dr. Staudinger, Halle; Prof. Dr. Heck, Berlin; Dr. Gebbing, Leipzig; Prof. Dr. Voßler, Hamburg; Dr. Bolan, Düsseldorf; Birkigt, Leipzig; Dr. Laackmann, Posen.

Von der Tagung der Direktoren der Zoologischen Gärten Deutschlands in Leipzig: Gruppenbild der Direktoren.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

14. Fortsetzung.

Hörselkamp fuhr mit seinen Händen am Körper entlang, als suche er die Taschen seines Arbeitskittels, trat zurück vom Tisch, stand breitspurig, wie es seine Art war, mitten im Saal, elastisch, jung, gebietend, mit herrischen großen Bewegungen und leuchtenden Augen, die irgendwohin sahen, weit weg über die Gesichter dieser Menschen.

Der Haushofmeister hatte sich mit seinem Dienerstab diskret zurückgezogen bei den ersten erregten Worten, die nach dem Vorlesen der Depesche gefallen waren.

Aber Hörselkamp hatte weitergesprochen, auch wenn die ganze Dienerschaft und sogar Leute von der Straße zusammengeströmt wären. Was gingen die alle ihn an!

„Mit dieser Depesche hat meine Frau mir gezeigt, daß sie mich im Grunde versteht. Ich habe mich nicht geirrt in ihr. Sie braucht mich, und ich brauche sie. Darauf kommt es an."

Er faßte Lou am Kopf, starrte sie an, ohne sie anzusehen.

„Was, Mädel, jetzt wird dein alter Papa wieder loslegen — he? Ich bin noch nicht fertig. . . . Du! Aber die heilige Eva ist bald fertig — jawohl — etsch." . . .

Er lächelte, trat an den Tisch zurück, ergriff sein noch halbgefülltes Sektglas.

„Nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Graf Oberwall, aber das Beste am heutigen Tag ist ja doch — nicht, daß Gerhard zu einer Frau — sondern daß ich zu meiner Frau gekommen bin. Und wenn ich euch jungen Leuten was sagen darf, dann ist es das: Rauft miteinander, haut euch — aber seid eins. Verstanden? So eins, daß ihr nicht loskommt, auch wenn man mit eisernen Ketten euch voneinanderreißen wollte. Darauf kommt es an in der Ehe. Nicht wahr, Herr Pastor?"

Er stürzte den Sekt auf einen Zug herunter.

Pastor Taysen faltete die Hände über dem Magen, seine sonst so jungen Augen schweiften beinahe ängstlich zum Grafen Oberwall, der regungslos und schwer atmend an seinem Platz saß.

Hörselkamp lachte. Das gute, frohe Lachen seiner besten Tage.

Die Exzellenz blinzelte. Die Lider wurden ihr schwer, und die Unordnung an der Tafel ärgerte sie. Sie machte Gerhard ein Zeichen, an ihre Seite zu kommen.

„Fahrt zu, Kinder . . . das ist nichts für euch . . . Wo macht ihr Station?"

Gerhard führte lachend die knochige Hand der alten Frau an seine Lippen.

„Im Hotel, Großmama. Inkognito. Und dann, Adieu, in ein paar Tagen gen Frankreich. In Paris treffen wir Mémère — nicht wahr?"

Er sah sich um. Aber die Mutter hatte Lou ganz leise aus dem Saal hinausgezogen, half ihr beim Umkleiden.

„Schnell, mein Herz. Und sei lieb mit Gerhard, hörst du? Zeige es ihm, daß du ihm gut bist. Ihr seid jetzt Mann und Frau. Du bist ihm Gehorsam schuldig und Zärtlichkeit. Schwöre es mir, daß du lieb und gut zu ihm sein wirst!"

„Ja . . . Mémère . . . selbstverständlich." . . .

Lou hielt sich kaum aufrecht. Die Erschöpfung der letzten Wochen, zu der sich die Erregung dieses Tages und der letzten Stunden gesellt hatte, raubte ihr jeden Halt.

„Reibe deine Wangen, Kind. . . . Du bist viel zu blaß. Du darfst Gerhard nicht erschrecken. Bück dich nicht . . . laß mich nur machen." . . .

Sie streifte ihr selbst die dunkeln Seidenstrümpfe über die schlanken Füße und die schwarzen Lackschuhe.

Sie war ungeübt im Ankleiden, aber voll guten Willens. Und Lou ließ sie gewähren, lächelte nur, wenn die Haken ihr in den Haaren hängenblieben oder die Nägel der Schwiegermutter ihr beim Zuhaken ins Fleisch drangen.

Mémère entsetzte sich, als sie ein Tröpfchen Blut auf der weißen Haut sah.

„Hab ich dir weh getan, Liebling? Verzeih! Diese modernen Kleider sind schrecklich. Bei uns dort unten brauchst du das alles nicht. Oh, der häßliche rote Fleck. Vergiß nicht, etwas Puder darauf zu tupfen, daß Gerhard nichts merkt. Hübsch mußt du sein heute . . . hörst du? . . . Daß er sich für alle Zeit und Ewigkeit in dich verliebt."

Sie lachte, und Tränen standen ihr in den Augen. Sie schmückte ihrem Sohn das Opfer, und Lou fühlte, daß all die Zärtlichkeit dieser guten, schönen Frau im letzten Grunde doch nur ihm galt — ihm, dem angebeteten Sohn. Aber sie dachte nicht weiter nach darüber. Sie war zu müde.

Wenn sie sich jetzt auf ihr schmales Mädchenbett hätte werfen können . . . sie wäre eingeschlafen, angezogen, wie sie da war. Sie hätte sich munter geschlafen — gesund geschlafen. Sie hätte wieder ihre Liebe zu Gerhard gefühlt, und alles wäre ihr leicht erschienen.

Man klopfte an die Tür. Es war die ehemalige Kinderfrau. Sie sah verweint aus und hielt krampfhaft ihr Taschentuch in der Hand.

„Häseken, nu jibt's nichts mehr zu lachen. Nu biste Frau Gräfin, und s i e braucht sich auf ihren Titel nischt einzubilden."

Als Susanne Oberwall für einen Augenblick das Zimmer verließ, trat sie ganz nahe an Lou heran:

„Weeste, Häseken, was dein Vater für 'n Unfug getrieben hat im Atelier? Seine Frau hat er sich aufjebaut in Lebensgröße. Wie ick det jesehn habe — in den Fin-



gern hat's mir jejuckt. Wenn ick die wiederseh — ick weeß nich, was ich tue."

Lou wollte ihr mitteilen, was sich inzwischen ereignet hatte. Aber die Müdigkeit lähmte sie. Eine unendliche Gleichgültigkeit gegen alles hatte sich ihrer bemächtigt. Wie durch einen Nebel sah und hörte sie alles, was um sie vorging. Die Türen waren jetzt alle weit auf. Ein Diener kam, holte ihr Reisenecessaire, der elegante Rohrplattenkoffer wurde hinausgetragen, die weiche, volle Stimme der Schwiegermutter schallte durch die Zimmer. Dann kam Gerhard — in einem komischen englischen Reiseanzug, der ihr neu war, und in dem er ihr ganz fremd erschien. Er sah sie nicht an, zog sie mit sich fort, riß sie aus den weichen Armen seiner Mutter mit leisem, ungeduldigem Lachen.

„Häseken, verjiß mir nich." . . .

„Nicht so schnell, Gerhard."

Sie stolperte über einen Teppich. Im Gang wurde sie abgefangen.

„Papa!!"

Die Hände des Vaters legten sich auf ihre Schultern.

„Soll ich euch anmelden?"

Sie erhaschte noch den glücklichen Strahl seiner Augen.

Nicht sie — der Vater war in sonniger Hochzeitstimmung. Ihm dufteten die Blumen, ihm klangen die Gläser, ihm strahlte das taghelle Licht.

Gerhard hob sie in den Wagen.

„Häseken", klang es heiser und zitternd durch die warme Juninacht.

Aus dem erleuchteten Fenster des Hauses bog sich ein schlohweißer Kopf mit jungen Augen vor.

„Pastor Tayſen!" . . .

Lou neigte sich zum Fenster, hob grüßend die Hand.

„Laß doch . . . jetzt bin ich da. . . . Jetzt will ich dich Mores lehren, du kleiner Eiszapfen."

Lou hörte es kaum. Halb ohnmächtig lag sie in den Armen des Mannes, der ihr Gatte war und doch nur ein Knabe mit erwachten ungebändigten Sinnen. —

* * *

Brütend lag die Sonne der Provence auf dem langgestreckten zweistöckigen Haus, brütend lag sie auf den Menschen, die träge über den weiten Hof schlichen. irgendwo gackerte ein Huhn, buddelte sich ein in den glühenden Sand, pickte in die rieselnde Sonnenflut mit glasigen Augen. Die weißen Stufen blauten wie frisch gefallener Gletscherschnee. Wer vorbeikam, ob Magd oder Knecht, schloß die Augen, schützte die brennenden Lider mit dem vorgehaltenen Arm.

Vor der schmalen Haustür flatterte im heißen Wind ein weißer Mullvorhang, auf dem die Fliegen schliefen, fest und unbeweglich sich wiegten wie auf weißen, weichen Wellen. Vor den Fenstern aber lagen die gelben Läden, festverschlossen, hellgelb wie das Haus, hellgelb wie der Sand, hellgelb wie die Erde am Fuß der silbrigen Ölbäume.

Das Haus schlief mit geschlossenen Augen . . . legte die Fensterläden vor, um nicht zu erblinden in der gelben, heißen Glut.

In der Scheune links war duftendes Heu aufgeschichtet, und durch die Ritzen der locker gefügten Bretter drängte sich der tiefblaue Himmel, stahl sich das flimmernde Sonnengold.

Irgendwo kicherte etwas, irgendwo raschelte etwas. Dann ein leises Gähnen . . . ein jäh abgebrochenes Schnarchen. Lebendig wurde es im Heu, und der Duft stieg auf von ihm wie eine Wolke, erfüllte das Dunkel des Raumes mit wohliger Kühle.

Irgend jemand sagte: „Der Professor."

Ein anderer antwortete: „Dann ist's Zeit." . .

Und langsam, sich rekelnd, erhoben sich junge Mägde mit wirrem Haar und braunroten Wangen, krächzend wickelten die Knechte die Bänder ihrer Strohschuhe um die nackten, sehnigen Fesseln. Und dann trippelten die braunen Füße der Mägde, schlurrten die Strohschuhe der Knechte über die Schwelle.

Der „Professor" saß auf der Rampe der obersten weißen Stufe und blinzelte in die Sonne. Sein graublondes Haar fiel ihm dünn und strähnig auf die braune Lüsterjacke, die er über der grauen groben Leinwandhose und dem buntbedruckten Hemd trug. Seit Tagen — seit die junge Herrin eingezogen war — band er eine weiße Binde um den niederen Kragenbund und rauchte dicke, schwarze Kaporal statt seiner braunen Pfeife. Er hielt den kürzesten Mittagsschlaf. Saß immer auf dieser obersten weißen Stufe und blinzelte in die Sonne.

Dann kam Annchen. Ihr Stock schlug gegen die Fliesen, und die roten Samtpantoffel strichen über den Estrich. Von weitem hörte er sie kommen, die „alte Herrin" mit dem strengen, römischen Profil und der zitterigen Greisenstimme. Immer erhob er sich, wenn sie kam, verneigte sich ehrerbietig, und immer sagte sie: „Bleiben Sie sitzen, Professor."

Und dann nahm sie, leise seufzend, ihm gegenüber Platz auf der Rampe, und ihre Füße berührten einander auf der ausgetretenen weißen Stufe. Sie legte den Stock neben sich und zog ihr Strickzeug hervor unter der breiten, schwarzen Alpakaschürze, fuhr sich erst mit der Nadel unter die weiße Haube, die den kurzen Aufbau ihres noch immer dunkeln Haares krönte, und begann ihre Arbeit.

„Gut warm ist's heute, Professor." . . .

Er nickte: „Heiß ist's, Frau Vidal . . . mächtig heiß."

Sie zuckte die Achseln, brummte: „I warum nicht gar, Professor, alten Knochen darf's nie warm genug sein."

Sie sah, seine weiße Binde lächelte.

„Ein richtiger Stutzer sind Sie geworden."

Wahrhaftig, er wurde noch rot mit seinen siebenundsechzig Jahren. Und es machte ihr Spaß, ihn zu necken.

„Zigaretten sind ungesund, Professor. Und stinken noch mehr als Ihre Pfeife."

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, Frau Vidal — das sagen Sie nur so."

Ein Fensterladen schlug gegen die Mauer, ein Fenster klirrte. Der alte Mann zuckte zusammen, blickte auf. Susanne Oberwall, in einem blauen, ausgeschnittenen Hänger, nickte herunter.

„Die Kinder schon da? Nein? Wir wollen gleich Sodawasser mit Kaffee trinken. Wer will, kann Honigkuchen bekommen."

„Das will er immer", sagte Frau Vidal.

„Aber." . . .



Susanne Oberwall lachte, daß man ihre wundervollen Zähne sah, die noch einmal so weiß erschienen in dem sonnengebräunten Gesicht.

Dann ging sie hinunter zu den Kindern. Zwei große, luftige Stuben hatte sie ihnen gegeben auf der anderen Seite vom kühlen Gang, die Sommerstuben, die nach Norden lagen. Der einfache Hausrat reicher Bauern zierte sie. Alles in Holz, mit reicher Schnitzerei, klobig schwer, wie es die Urahnen liebten, Strohmatten auf dem Estrich, mit lustigen, roten Blumen und breiten, langen Truhen, in denen die Kleider lagen.

Sie klopfte nicht an. Ganz leise öffnete sie die Tür, im Glauben, daß beide noch drinnen wären in der Schlafstube mit dem riesigen Bett, das von vier gewundenen Säulen getragen war, dem Bett ihrer Eltern, die es ein Vierteljahrhundert geteilt.

Und sie hatte, als sie das junge Ehepaar davor führte bei seinem Einzug — mit leiser, ergriffener Stimme gesagt:

„So glücklich sollt ihr werden, wie meine Eltern es waren."

Und sie hatte einen kurzen Blick auf die vier kleinen Heiligenbilder geworfen, die der Schäfer Kaspar am Fußende jeder Säule angebracht hatte, und die da waren: die heilige Roseline, die heilige Marthe, der heilige Trophin und der heilige Gilles, alle vier geweiht in der uralten Trophinkirche zu Arles von ihrem eigenen Beichtvater, der auch die Ehe noch gesegnet hatte nach ihrem Glauben . . .

„Du bist schon auf, Herz?"

Lou saß in einem einfachen, knappen Batistkleid am großen, geschnitzten Mitteltisch und las. Eines von den wenigen Büchern las sie, die sie von Haus mitgebracht hatte wie gute, stille Freunde.

Als wäre es eine Ungehörigkeit, so schnell klappte sie das Buch zu und stand auf.

Ganz spitz war ihr Gesicht. Wie ausgedörrt von der heißen, trockenen Luft, und um ihre Augen lagen tiefe, dunkle Schatten.

„Warum schläfst du nicht?"

„Ich war nicht müde, Mémère."

Mémère schüttelte den Kopf. Nicht müde sein um diese Stunden — nicht schlafen — Das war wider alles Natürliche. Dabei konnte Lou nicht gedeihen, dabei mußte sie wie ein magerer Winterspatz verkommen. Und dazu noch lesen! So ein Unsinn!

Auf den Zehenspitzen näherte sie sich dem Schlafzimmer mit dem Riesenbett auf den vier gewundenen Säulen.

Quer, der ganzen Länge nach ausgestreckt lag Gerhard in weißseidenem Pyjama, mit freier Brust und auseinandergeschlagenen Armen. Ihm war, als tränke sein ganzer Körper die Hitze in sich ein, als wären seine Glieder gelöst wie nach einem warmen Bad. Und nur um seinen feingeschwungenen Mund lag ein seltsam harter, seltsam eigenwilliger Zug, als hätte ein unfreundliches Wort sich ihm in den Winkeln festgesetzt.

„Liebling!" . . .

Sie küßte leis seine Stirn. Er schlug die Augen auf. Lächelte nicht.

„Wir wollen eine kleine Erfrischung nehmen . . . . komm!"

Er glitt mit den Beinen vom Bett, griff nach dem Zigarettenetui, wich dem Blick der Mutter aus, übellaunig und leicht verlegen.

„Wo ist Lou?"

„Soll ich sie rufen?"

„Nein, laß nur." . . .

Er erhob sich, schlug mit der geballten Hand den Holzladen auf, warf die kaum angerauchte Zigarette in weitem Bogen zum Fenster hinaus.

Mit großen, kummervollen Augen stand Susanne Oberwall vor ihrem Sohn.

„War sie nicht gut zu dir, Liebling?"

Da mußte er lächeln, und es schien ihm unmöglich, ihr etwas anzuvertrauen von seiner Verstimmung, die sie vielleicht anders auffassen würde, als er wollte, und mit der sie der Wahrheit vielleicht näher kam, als ihm lieb war.

Auf der Stufenrampe saßen Annchen, der Professor und Lou.

Ein junges Mädchen in einfacher Arler Tracht servierte Sodawasser mit Kaffee in hohen Gläsern von einem breiten Holzbrett, und der Professor hielt einen kleinen Kübel und fischte mit einem silbernen Löffel Eisstücke heraus, die er in die Gläser senkte.

„So, nun wollen wir es uns gemütlich machen", sagte Mémère und schob Gerhard an die Seite ihrer Mutter, während sie selbst sich zu Lou setzte. Sie flüsterte sehr leise und zärtlich: „Sei nicht bös, Herz, aber Bücher verderben den Charakter. Besonders im Sommer. Du solltest jetzt nicht so viel lesen. Lieben sollst du . . . lieben!"

Lou antwortete nicht, sie war dunkelrot.

Es waren gute Menschen um sie herum, und sie wollte sie nicht kränken.

Lou verbarg ihre Bücher.

Die Sonne brannte ihr jeden Gedanken aus dem Hirn.

„Küß mich!" sagte Gerhard.

Gehorsam legten sich ihre Arme um seinen Nacken, ihre Lippen sanken auf seine Lider.

„So nicht . . . Wie ein kleines blutleeres Mädel küßt du."

Er drückte sie an sich, daß ihr der Atem verging. Er hätte sie schlagen mögen, weil die Innigkeit ihrer Liebe ihm nicht genügte.

Er mißhandelte sie mit seiner Leidenschaft. Und sie fühlte allmählich etwas in sich aufsteigen, was sie zu beunruhigen begann, was einem lähmenden Angstgefühl gleichkam.

Und mitten in der Nacht, wenn sein Atem ruhig ging in tiefem Schlaf, dann glitt sie vom breiten Bett der alten Vidals, schlich bloßfüßig aus dem Zimmer, warf einen Morgenrock über, stieg die Treppe hinunter, zum Gartentor hinaus; legte sich ins Gras, ins hohe, struppige, ungepflegte Gartengras, drückte ihr Gesicht an die schwer duftende Erde . . . lag da mit fieberglänzenden Augen und wartete auf die Morgenkühle und betete um Erlösung aus all dieser Glut . . .

Im grauen Morgendämmer fand der Professor sie einst schlafend mit Tränen, die wie Tau glänzten, auf ihren blassen Wangen, und mit Händen, die wie welke Blumen an ihr herabhingen. Er wagte es nicht, sie zu wecken, deckte seinen braunen Lüsterrock über die feine, kindliche Gestalt. Dann ging er auf und ab wie auf Posten und verscheuchte die Eidechsen, die mit schillernden, kleinen Leibern über sie hinweghuschten.

Als sie die Augen aufschlug, bewegte er sich über sie und fragte: „Gut geschlafen, kleine Gräfin?"

Als wäre es das einfachste von der Welt, daß eine Gräfin Oberwall die Nacht allein im Garten zubringe. Er erlaubte es nicht, daß sie seinen Rock abnahm, entschuldigte sich nur, daß er so lange in Hemdsärmeln vor ihr stehen mußte, wollte es nicht bemerken, daß sie mit ihren bloßen Füßen mühsam vorwärtskam.

„Der provenzalische Sommer, kleine Gräfin, den muß man gewöhnt sein. Da habe ich selbst viele, viele Nächte draußen geschlafen, ehe ich es ertrug in der Stube."

„Mein Mann erträgt es doch", murmelte sie verwirrt und in dem Bedürfnis, das Ganze natürlich und einfach hinzustellen.

Der Professor nickte.

„Ja . . . der! . . . Der hat provenzalisches Blut in den Adern. Und die Sonne, kleine Gräfin, sie brütet hier alles aus, was im Blut liegt —"

Sie wendete ihm ihr feines Gesicht zu, und ihre lichten Augen hingen angstvoll an seinem Gesicht.

Mit schweren Knien schleppte sie sich die Innenstiege hinauf. In den Zimmern war es noch dunkel. Und sie blieb am großen, geschnitzten Tisch sitzen, mit leeren Augen, und dachte zurück an die Tage der Rauchstraße. Dachte an all das Schwere jener Tage zurück und an die köstlichen, stillen Stunden mit Gerhard . . . da Menschen zwischen ihnen standen und die eisernen Gesetze gesellschaftlicher Sitte und Eigenzucht . . . Den Gerhard Oberwall hatte sie geliebt, dem war sie nahe, den sehnte sie herbei. . . . Und in starrer, stummer Verzweiflung wachte sie der Sonne entgegen, die ausbrüten mußte, was ihm im Blut lag . . . was sie ahnte, und vor dem sie Angst hatte . . . namenlose Angst. . . .

* * *

Manchmal brachte der Abend kaum merkliche Abkühlung. Dann streifte ein feiner Wind die Zweige der Ahornbäume, und die Blätter knisterten wie Papier.

Man saß in der großen Wohnstube um die Lampe, und die Nachtschmetterlinge und Heuschrecken schlugen klatschend an die Fliegenfenster. Manchmal jagte der Wind ins Zimmer, und der Docht blakte auf, schwärzte das breite Lampenglas.

Frau Vidal sagte: „Nun kriegen wir bald Gewitter." Und Mémère bekreuzigte sich ängstlich.

„Macht nur eure Fenster gut zu, Kinder."

Denn nur nachts, wenn jedes Licht im Haus erlosch — öffneten sich die Augen des Hauses der stillen, warmen Nacht.

Lou ersehnte das Gewitter. Aber obwohl Frau Vidal es allabendlich weissagte, wenn die Lampenflamme hochschlug — traf es doch nicht ein. Und dann sagte sie am nächsten Morgen: „Der Mistral hat es verjagt." . . . Der Mistral . . . der Wind der Provence! . . .

Am Sonnabend kamen die Schäfer aus der Camargue wegen des Wochenlohns.

Der große Hof bot ein unbeschreibliches Bild. Da waren alte Männer mit langen, grauen Bärten und grauen Leinwandmänteln, junge Burschen mit zugespitzten, breitkrempigen Strohhüten saßen auf kleinen, langhaarigen Pferdchen, hatten Stöcke in der Hand mit Spitzen wie eiserne Lanzen. Das waren die Hüter der Stierherden.

Mémère saß auf der obersten, weißen Stufe und rief die Namen auf nach einem kleinen, zerlesenen, schmutzigen Büchlein. Der Professor saß ihr gegenüber, hatte einen braunen, abgestoßenen Holzkasten auf den Knien und nahm Geld heraus. Ganz unten auf der tiefsten Stufe hockte der alte Schäfer Kaspar. Ein jeder, der sein Geld haben wollte, mußte an ihm vorbei. Er tastete mit seiner zittrigen Greisenhand jeden im Vorbeigehen ab und nannte den Namen.

„Das ist eure junge Herrschaft", sagte Susanne Oberwall das erstemal nach dem Einzug des jungen Paares.

Man hatte damals die Hüte geschwenkt und vielen süßen Hauswein getrunken auf das Wohl der Neuvermählten. Einige alte Leute hatten es sich nicht nehmen lassen, die junge Frau zu umarmen. Sie hatten fast alle rohen Knoblauch gegessen zu ihrem Frühstück — Lou wurde von Gerhard und vom Professor halb ohnmächtig in ihr Zimmer getragen. Und seitdem fürchtete Lou nichts so sehr wie den Sonnabend.

Aus der tiefsten Ecke des Gartens heraus spürte sie ihn, den furchtbaren Geruch von Knoblauch und warmem Menschenschweiß. Der Ekel würgte sie. Sie konnte an diesem Tag nichts essen. Ihr war, als hätte sich dieser Geruch in allen Ritzen des Hauses festgesetzt; sie schmeckte ihn in allen Speisen.

Gerhard war unempfindlich dafür. Tat den „Ältesten" sogar aus ihren Krügen Bescheid, ließ sich von ihnen erzählen, wie er als kleiner Junge mit ihnen in der Camargue herumgestrolcht, wie er die Milch von den Eutern der Ziegen getrunken und bei einem der Stierhüter eine halbe Stunde lang vorn im Sattel gesessen.

Und jeden Sonnabend frischte Gerhard neue Erinnerungen auf, schwang sich auf eins der kleinen Pferde, ließ sich den eisenbeschlagenen Hirtenstock geben und sprengte wie toll davon. Mémère stellte sich auf die Zehenspitzen, reckte sich den Hals nach ihm aus. Sie, die immer ängstlich war, wußte jetzt nichts von Angst. Sie lachte und klatschte in die Hände, und man konnte ihr den Stolz ansehen, der sie erfüllte.

Und Mémère schlang ihren Arm um die Schwiegertochter, küßte sie auf die ungebräunte, blasse Wange: „Sieht er nicht gut aus, Herz? Ich wußte ja . . . hier wird er gesund."

Eines Sonnabends erklärte Gerhard, daß er auf acht Tage mit nach der Camargue ziehen wollte.

„Kommst du mit, Lou?"

Er lachte, küßte sie leicht auf das blonde, flockige Haar. „Ist ja nur Scherz. Was solltest du da als Dame! Für mich ist es — wie ein Jagdausflug. Ich entbehre hier den Fechtboden und das Rudern."



„Könnten wir denn nicht heimfahren?" fragte Lou zaghaft.

Er sah sie ärgerlich an.

„Aber warum denn? Was gefällt dir hier nicht? Es ist doch so wunderschön! Möchtest du Mama so kränken? Trägt sie dich nicht auf Händen?"

Sie schwieg.

Sie sah ihn fortreiten auf dem weißen, langhaarigen Pferd, sie sah ihn lachen und immer wieder den breitrandigen grauen Strohhut schwenken. Mémère ließ ihr großes, weißes Leinentaschentuch in der Luft wehen. Frau Vidal nickte und meinte: „Das Auge des Herrn macht die Herden fett."

Abends mußte der blinde Schäfer in die Wohnstube kommen und der alten Frau Vidal einen Traum deuten, den sie gehabt hatte. Mémère legte Patiencen und trank ab und zu einen Schluck von ihrem süßen Hauswein. Lou stickte an einem hübschen Kissenüberzug, mit dem sie die kahle Härte ihres Zimmers aufputzen wollte zu Gerhards Rückkehr. Der Professor saß am breiten, offenen Kamin und zog an der kalten Pfeife.

Plötzlich sagte Mémère: „Sie sollten was spielen, Professor."

Er schüttelte den Kopf, fuhr sich über das strähnige Haar.

„Was soll ich denn spielen mit meinen steifen Fingern?"

Lou bat leise deutsch: „Was Sie wollen!"

Sein Zimmer grenzte an die Wohnstube, und das Klavier stand an der Wand.



„Sie brauchen nur die Tür aufzulassen, Professor", meinte Susanne Oberwall und tippte mit den Fingern die Karten ab.

„So zieren Sie sich doch nicht", rief Frau Vidal etwas ungeduldig und rückte näher zum Schäfer, der fast ohne Unterlaß etwas vor sich hinmurmelte in einem Lou ganz unverständlichen provenzalischen Dialekt. Im gleichen Dialekt antworteten ihm die beiden Frauen.

Plötzlich warf Mémère ihre Karten zusammen, setzte sich an die andere Seite des Blinden, stützte ihr Kinn mit gefalteten Händen, machte große, ernste Augen, blickte ab und zu heimlich zu Lou herüber, trocknete sich mit dem Taschentuch die Stirn, an der sich in der abendlichen drückenden Schwüle die feuchten Haare festgeklebt hatten.

Lou aber fühlte ein leises, unheimliches Frösteln, die Arbeit sank ihr aus den Händen, sie stand auf.

Aus dem anliegenden Zimmer aber drangen jetzt glasige Klänge wie aus weiter Ferne, und als hätten sie Mühe, sich durchzuringen durch die schwüle Abendluft.

Lou streckte den Kopf zur offenen Tür hinein: zwei dicke, schwelende Kerzen tropften herab auf die einfach geformten, schwersilbernen Leuchter, die auf dem Klavierdeckel standen, erleuchteten die kleine, einfache Stube mit dem schmalen, hohen Bett an der Wand, die ganz austapeziert war mit bunten Zeitungsbeilagen und ausgeschnittenen Abbildungen von berühmten Musikern.

Der Professor spielte ungelenk und hart eine kleine Haydnsche Sonate, die auch Lou als Kind gespielt hatte, als sie noch ihren Klavierunterricht hatte.

Ein wehmütiger Glanz brach aus ihren Augen.

„Spielen Sie . . . bitte, spielen Sie", drängte sie, als er aufhören wollte.

Und er holte Noten hervor, suchte eifrig mit zitternden Händen nach kleinen, naiven Modestücken längstvergangener Jahre. Spielte . . . spielte unschlüssig, holperig und hart, mit leichtem Wiegen des Kopfes, mit zugespitzten Lippen. Dann schlug er einen Walzer an.

„Das liebt man hier nicht", flüsterte er und blinzelte schlau. „So eng dürfen sich Männer und Frauen hier nicht umfangen — die haben zu heißes Blut, das gibt sündige Gedanken." . . .

Und ganz leis huschte er über die Tasten mit heimlich ängstlichem Lugen nach der offenen Tür, schlug mit den Füßen den Takt, zählte: „Eins, zwei, drei . . . eins, zwei, drei" . . .

Unter all den Spielplatten in der Rauchstraße war auch dieser alte, wiegende Walzer gewesen. Und Lou hatte nach seinen Klängen getanzt, mit Gerhard, mit Robert Taysen in hellen, glanzvollen Zimmern. . . .

Wieder übermannten sie die Erinnerungen. Tränen würgten sie.

Dem alten Mann sanken die roten Hände mit den geschwollenen Adern herab auf den Schoß.

„Vierundzwanzig Jahre war ich alt, als ich herkam. Und jedes Jahr dachte ich: Nächstes Jahr gehst du zurück nach Deutschland. Und nun bin ich achtundsechzig." . . .

Lou murmelte: „Wie haben Sie das ausgehalten?"

„Erst hatte ich kein Geld, dann hatte ich eine gern . . . und dann hatte ich wieder kein Geld." . . .

Er lächelte und blickte vor sich hin.

„Man kommt nicht zu Geld hier, und man leidet nie Not. Die Feiertage verschlingen allen Verdienst — und

unsereins verdient wenig bei der Hitze. Seit zwanzig Jahren bin ich hier auf dem Hof. Erst haben mich die Leute gefürchtet, dann haben sie sich an mich gewöhnt. Geliebt haben sie mich nie. . . . Nicht einmal die Mädchen. Wenn ich ihnen auch noch soviel Tücher schenkte und Rosenkränze . . . ich blieb ihnen fremd. Und sie schämten sich — wenn ich ihr Liebster war." . . .

Schlaflos lag Lou im großen, breiten Bett der Vidal. . . .

* * *

Am folgenden Sonnabend kam Gerhard zurück — gebräunt und mit weitausholenden, raschen Bewegungen.

„Na, liebe kleine Spitzmaus, freust dich?"

Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände.

„Du schmilzt, paß auf — bald bleibt nichts übrig mehr von dir."

„Und wir haben sie doch so gepäppelt", sagte Mémère.

„Jawohl . . . auch mit Musik", ergänzte Frau Vidal.

Er küßte die beiden Frauen ab, lachte.

„Ich will euch nicht aufhalten. Die Leute bekommen ja jetzt den Lohn — und ich muß mich auch mal wieder tüchtig waschen. Sapperment, hat man 'nen Dreck auf sich."

Der Hof füllte sich mit den Leuten und ihrem eigentümlichen Geruch. Er nickte ihnen zu.

„Na, auf Wiedersehen, Kinder! Hat mir gefallen bei euch — komm bald wieder!"

Wie ein leichter, kleiner Vogel flatterte Lou an seiner Seite die Treppe hinauf. Das Herz schlug ihr vor Freude. Nun war er wieder da. Nun konnte sie in ihrer Heimatsprache oben in ihren Zimmern mit ihm plaudern, konnte ihn wieder für sich haben eine lange Stunde, bis die Magd hinunterrief zum Speisen.

In der Wohnstube war es dämmerig und, wie es Gerhard schien, kühl.

Lou hatte ihm einen Schreibtisch eingerichtet, ein paar hübsche geschnitzte Bretter an den Wänden angebracht und Bücher draufgestellt. Über dem Tisch lag als Läufer ein seidener, heller Schal, und auf einer der Truhen türmten sich buntbezogene und in großen Stichen bestickte Kissen. In einem Glas prangte ein brennend roter Mohnblumenstrauß.

„Ist es nicht ganz gemütlich?" fragte sie.

Er lachte wieder, zog sie zu sich auf den Schoß, zupfte sie an den blonden Haaren.

„Die Blumen hast du wohl mir zu Ehren aufgestellt? Spaß, kleiner! Hast ein kleines bißchen Natur im Zimmer eingefangen — schau, schau! Aber du dummes Kerlchen, glaubst du, ich sehe heute, was im Zimmer steht? Dich allenfalls — aber sonst" . . .

Er sprang wieder auf, reckte sich, breitete beide Arme aus.

„Mädel, dummes — ich habe diese acht Tage in den Armen der Natur selbst gelegen. Säle habe ich gehabt in Felsenhallen. Blumenteppiche — meilenweit . . . ah — schön war's!"

Er sah sich im Zimmer um, sah sie an, lächelte mit leichtem Spott.

„Und du hast mir unterdes eine Studierstube eingerichtet wie für einen braven, kleinen Jungen! Und nun denkst du wohl, ich werde mich hier an diesen Schreibtisch setzen und all die schön geordneten Briefe beantworten, was?"

Er lachte wieder, haschte nach ihr, zog sie an sich.

Leises Unbehagen überkam sie.

„Willst du dich nicht umkleiden, Gerhard? Ich habe dir alles vorbereitet."

Es war ihr unbegreiflich, wie dieser sonst so raffiniert gepflegte Mann es aushalten konnte in dem schmutzigen, übelriechenden Hemd, in den fleckigen, abgewetzten Beinkleidern.

Er nickte.

„Ja, Wasser, Spitzmaus . . . viel Wasser. Es ist das einzige, was dort draußen fehlt. Aber man merkt es kaum, weil man in der frischen Luft badet."

Dann ging er ins Nebenzimmer, gleich darauf hörte sie ihn pritscheln und prusten wie eine Robbe, die untertaucht und aufschnellt aus ihrem Element.

Als er wieder kam mit feuchtem Haar, hatte er einen seiner seidenen Morgenanzüge an und bearbeitete seine Nägel mit dem Polierer.

Lou hatte indessen schnell einen kleinen Imbiß aufgetragen: den üblichen Tomatensalat, Oliven, Fisch in Öl, Butter, Brot und eine Flasche Wein.

„Die Auszahlung unten dauert noch eine Weile," meinte sie, „und vor einer Stunde bekommen wir gewiß nichts zu essen."

Sie sagte nicht, daß sie ihn diese Stunde für sich haben wollte. Diese eine Stunde! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Aufzucht zur Schönheit.

Von Dr. Ernst Rauert, Berlin.

Schöne Körperformen sind ein Pfund, nicht nur zur Lust des Besitzers, sondern auch ein nutz- und gewinnbringender Wert.

Je mehr die Masse der Menschen, im engen Raum sich drängend, unerkannt, fremd, interessenlos aneinander vorbeischiebt; je schwieriger es wird, Fühlung zueinander zu nehmen; je mißtrauischer sich die Menschen gegenüberstehen und ängstlich suchen, den inneren Gehalt des anderen richtig zu prüfen und zu erkennen, desto wichtiger und wertvoller sind schöne Körperformen. — In einem schönen Körper nur eine schöne Seele. Solches altes Wort wurzelt tief im Volksbewußtsein. Ein Stück Sympathie empfängt bei der ersten Begegnung schon den Besitzer dieses Pfundes. Die Tore sind geöffnet. Ob mit Recht? Gesunde, sonnige, Luft bringende, also wirkliche Kinderjahre können wohl ein sonniges Gemüt bilden. Die Macht des ungestörten Gleichgewichts menschlichen Empfindens. Einerlei, im Leben



bedeuten schöne Körperformen einen nutzbringenden Wert.

Schönheit ist ein subjektiver Begriff. Die Schlitzaugen und verkrüppelten Füße einer Chinesin, die künstlich im frühesten Kindesalter lang und spitz zu diesem Zweck geformten Köpfe einiger Negervölker kontrastieren lebhaft in diesem Begriff mit den ruhigen, ernsten, graden Linien der Schönheit des klassischen Altertums. Letztere gilt auch uns schön. Doch sind unsere Anschauungen über menschliche Schönheit wohl nicht so fest umrahmt. Etwas Unregelmäßigkeit in den Gesichtsformen stört uns nicht. Wenn das Ganze einen lieblichen, ansprechenden, nichts Störendes enthaltenden Anblick gewährt, so ist dieser sympathisch. Und wenn gewisse Bedingungen im Aufbau der Gesichts- und der Körperformen erfüllt sind, so wird man von einem schönen, jedenfalls von einem hübschen Menschen reden.

Gesichts- und Körperformen sind ererbt. Sie sind streng vererbt als Rasseeigentümlichkeiten. Doch innerhalb dieser Rasseeigenart beim einzelnen Individuum nur bedingt. Familieneigenart wird vererbt, doch nur bedingt. Eine Mutter, die durch verbildende Erkrankungen im Kindesalter, durch schlechte körperliche Entwicklung die schönen Formen, die ihrer Familie, ihren Eltern und Voreltern eigen waren, verloren hat, kann dies Familiengut ihrem Kind wiederschenken.

Häßliche Körperformen bei beiden Ehegatten können, glücklich gewählt, beim Kind ausgeglichen werden. Jedoch nach diesem Gesichtspunkt hin werden wohl kaum Ehen geschlossen. Und die Sache selbst ist auch zu sehr dem Zufall ausgesetzt.

Häßliche Kinder von schönen Eltern ist die zweite Möglichkeit. Der eine oder andere der beiden Ehegatten hat durch Ausgleich, besonders günstige Entwicklung, bewußte Pflege den häßlichen Familientyp verloren. Das Kind kann ihn zurückerben. Oder das schön geborene Kind wird häßlich durch schlechte körperliche Entwicklung.

So kann schlechte körperliche Entwicklung eine ererbte Schönheit vernichten. Und anderseits ist man imstande, helfende Hand anzulegen zur Bildung schöner Körperformen.

Wenn schon Ehen nach dem Prinzip der richtigen Auswahl nicht geschlossen werden können, so sollte man um so mehr bedacht sein, alle die Bedingungen zu erfüllen, die geeignet sind, beim werdenden Menschen die bestmöglichen Körperformen zu bilden. Das geschieht im allgemeinen nicht. Man mag von seiten der Eltern wohl mehr oder weniger, nach Kenntnis, nach Liebe und Sorgfalt, bemüht sein, Krankheiten fernzuhalten und einen günstigen Aufbau zu erstreben, aber im übrigen pflegt man die Kinder ihrem Schicksal zu überlassen.

Will man ein Kind bewußt und mit Aussicht auf Erfolg zu guten Körperformen aufziehen, so sind Grundbedingungen zu erfüllen. Es muß gesund geboren sein. Der schädigende Einfluß des Alkohols elterlichen Genusses, bestimmter Erkrankungen der Eltern ist bekannt. Es spielt aber auch noch vieles andere eine wesentliche Rolle.

Ein Kind, das unter solchen ungünstigen Bedingungen geboren ist, muß um so mehr sofort nach der Geburt in die bestmöglichen Lebensbedingungen gebracht werden. Und dies besonders, wenn es nicht gut, sondern schon elend und schlecht entwickelt zur Welt kommt. Eine sachgemäße Pflege kann große Erfolge haben. Das Maß der sogenannten ererbten Körperfehler verringert sich bei sachgemäßer Pflege und Behandlung auf ein Mindestmaß. Eine weitere Grundbedingung ist das Fernhalten einer weit verbreiteten Erkrankung des Säuglings- und frühen Kindesalters, der Rachitis (englische Krankheit). Die Rachitis macht Körperverbildungen (sie macht auch geistige Defekte) in allen Teilen des Körpers: Schädel, Gesicht, Rumpf und Extremitäten. Wenn auch beim Ausheilungsprozeß dieser Erkrankung wunderbare Ausgleiche nicht selten sind, so bleiben doch für ein kundiges Auge bei einigermaßen schweren Formen immer mehr oder weniger in die Augen fallende Körperhäßlichkeiten zurück. Die ärztliche Hand hat beim Schaffen des Ausgleichs eine gewaltige bildende Kraft. Es bleibt aber oft manches zurück, das diesem Können trotzt.

Rachitis ist zu vermeiden, müßte eigentlich stets vermieden werden, denn sie ist nur, bis auf ganz verschwindende Ausnahmen, eine Folge fehlerhafter Aufzucht. Ist nun aber dieser Fehler geschehen, so ist es Pflicht, bei den ersten Anzeichen dieser Erkrankung durch sachkundige ärztliche Hilfe eine weitere Ausdehnung zu unterdrücken.

Nehmen wir in der Folge an, die genannten Vorbedingungen sind gegeben, so gibt es auf dem Gebiet der Ernährung der älteren Kinder weitere Forderungen. Keine Überernährung und keine Unterernährung, keine Ernährungskünste, kein Schema etwa aus fanatischem Anhängertum irgendeiner Ernährungsform. Individuell muß die Ernährung geleitet werden. Ein Kind mit sehr reichlichem Fettpolster und dünnem Knochenbau ist anders zu ernähren als ein mageres Kind. Hier gibt es so mannigfache Variationen und auch ans Krankhafte streifende Auswüchse, daß ich darauf in diesem Raum nicht näher eingehen, sondern solche eben nur erwähnen, streifen kann. Die Ernährungsfrage ist zur Erlangung eines günstig abgeschlossenen Körperaufbaus die wichtigste. Und man muß dabei bedenken, daß der Aufbau erst weit über das Kinderalter hinaus beendet ist.

Sachgemäße Pflege überhaupt, wie Hautpflege (Abreibungen, Bäder, Luftbäder usw.), muß selbstverständlich die richtige Ernährung begleiten.

Bei Erfüllung vorstehender Forderungen wird man, abgesehen von allem anderen, zum mindesten Gleichmaß der Glieder, anatomisch richtige Formen, ungestörte Verhältnisse mit an Gewißheit streifende Aussicht auf Erfolg aufziehen können.

Unsere Wünsche gehen weiter. Wir wollen zielbewußt versuchen, schöne Körperformen zu gewinnen. Dazu gehört mehr. Die Menschen sehen, wie der Gärtner das junge Bäumchen ernährt, beschneidet, richtet, stützt, um einen schönen Baum daraus zu machen, und finden dies ganz selbstverständlich. Dem jungen Menschenkind gleiche ausgedehnte Pflege angedeihen zu lassen, ist noch nicht zum allgemeinen Pflichtbewußtsein gekommen. Seine Fortentwicklung wird vertrauensvoll in die Hand des Schicksals oder Zufalls gelegt, höchstens daß man grobe, krankhafte Auswüchse, sobald sie sich zeigen, zu beseitigen bestrebt ist. Eine eigene Art zu denken.

Was ein Haken werden will, krümmt sich beizeiten. Frühzeitig muß begonnen werden. Sobald das Kind einigermaßen selbständig seine Glieder gebrauchen kann, beginnt man mit richtiggeleiteten Kriechübungen,



Kriechübungen etwa nach Klapp. Dann folgen leichte Freiübungen, nach Können und Alter komplizierter und kunstvoller; Turnspiele, später Stabübungen, vielleicht auch Stabübungen nach Mikulicz und Thomasczewski.

Daneben Hängen in den Ringen und am beweglichen Trapez, Kletterübungen und Rundlauf, bis schulmäßiges und sportliches Turnen aller Art bei älteren Kindern oder Halberwachsenen diese leichten Körperübungen ablöst. Was dabei zu erreichen ist, habe ich am schlagendsten bei einem vier- bis fünfjährigen Jungen eines Artisten, Parterre-Akrobaten, gesehen. Der Junge war infolge Rachitis körperlich nicht gut entwickelt und zeigte allerlei kleine Fehler. Er kam in die Schule des Vaters. Eine erstaunliche körperliche Entwicklung und körperliche Gewandtheit in kurzer Zeit waren die Folge.

Erwähnen möchte ich noch richtiges Gehen, soldatisches Gehen und Tanzen. Bei allen Übungen ist das Maß zwischen Arbeit und Ruhe in verständiger Weise abzuwägen.

Und nun zur Massage. Wirklich kunstgerecht angewandt, ist sie nicht leicht zu erlangen, jedenfalls ist dies mit ziemlichen Unkosten verknüpft. Aber sie bedeutet dafür, durch die ganzen Entwicklungsjahre durchgeführt, ein ideales Hilfsmittel zur Erlangung schöner Körperformen, besonders in Begleitung der erwähnten turnerischen Übungen. Die Massage schafft einen guten Blutumlauf, treibt zur Entwicklung der Muskulatur, beseitigt und setzt um überflüssig abgelagertes Fett oder schwammiges Gewebe, lockert Gelenkverbindungen, wo solche zu straff, und befestigt Gelenkverbindungen, wo solche zu schlaff sind (zum Beispiel: Plattfuß). Dabei können Fehler (z. B. im Bau des Brustkorbes, Ansatz und Formung des Schlüsselbeins usw.) berücksichtigt werden. Ganz abgesehen von dem günstigen Einfluß auf den Gesamtkörper.

Verlassen wir nun den Rumpf und die Extremitäten und gehen zur Formung des Schädels und Gesichts über.

Häßliche Gestaltung des knöchernen Hirnschädels, wie Verdickungen an den Stirnbeinen und Scheitelbeinen (Quadratschädel), abgeflachter Hinterkopf, Spitzschädel, sind meist rachitischen Ursprungs, ebenso eventuell in Verbindung mit übermäßig erweiterten Hirnhöhlen des Säuglings, das Mißverhältnis des großen Hirnschädels zum Gesichtsschädel. Eine Korrektur ist nicht möglich. Hier heißt es Prophylaxe, die Vermeidung bzw. schnelle Behandlung rachitischer Erkrankung.

Am Gesichtschädel kann ungenügender knöcherner Aufbau (Rachitis) eine Ungestaltung hervorrufen. Abgesehen von einer rachitischen Verdickung des Jochbeins (vorstehende Backenknochen), die meist ziemlich im Wachstum ausgeglichen wird, kann ein Mißverhältnis des Oberkiefers zum Unterkiefer bestehen bleiben, so daß der Oberkiefer (wie es im frühesten Kindesalter normal ist) zu klein bleibt. Das Gesicht erscheint von oben nach unten zusammengedrückt. Der Unterkiefer mit seiner Zahnreihe schiebt sich vor. Der Gaumen ist eng und hochgewölbt. Die Zahnreihe des Oberkiefers eng, zusammengedrückt. Hier setzt in einem gewissen Alter die Kunst des Zahnarztes in vollstem Maß ein und erstreitet prachtvolle Ergebnisse. Andererseits ist auch die Kunst des Zahnarztes imstande, einen anormal zurücktretenden Unterkiefer und die unschön vorgestreckte Oberkieferzahnreihe zu richten. Man ist erstaunt, zu sehen, welche wunderbaren Erfolge betreffs Gestaltung der Mundhöhle technische Fertigkeiten erringen.

Man sagt, schöne Zähne sind vererbt. Auch hier nur eine bedingte Wahrheit. Schafft man einen kräftigen knöchernen Aufbau des Säuglings und des Kindes zur Zeit des Zahnwechsels, so werden sich auch gute Zähne entwickeln.

Die Rachitis macht sehr häßliche, bleibende Zähne. Bleichsucht gibt Ursache zur Zahnkaries.

Ein Mensch mit einem gut, normal geformten Körper, schönen Zähnen und, als weitere Forderung, vollem Haupthaar kann mindestens nicht mehr häßlich sein. (Seltene Ausnahmen kommen nicht in Betracht.)

Das Haupthaar ist der Wachstumsförderung entschieden zugänglich. Allerlei ist zu vermeiden, allerlei zu tun. Abschnürende, Stauung erzeugende Kopfbedeckung muß vermieden werden. Luft und Licht müssen dem locker getragenen Haar und dem Haarboden zugänglich sein. Starkes Einflechten oder gar Brennen ist verderblich. Regelmäßige Reinigung durch Waschen mit geeigneten Seifen und, falls das Haar bei wenig Haarfett sehr trocken, spröde und rissig sein sollte, leichtes Einfetten mit sogenannter Brillantine oder sonst richtig gewählten Ölen ist notwendig. Alle Erkrankungen der Kopfhaut (Ekzem, Schuppenbildung, übermäßige Fettentwicklung usw.) sind sofort und energisch zu bekämpfen. Zeigt trotz Vermeidung aller Schädlichkeiten und trotz guter Pflege das Haar ein schlechtes Wachstum, so kann man durch tägliche Massage der Kopfhaut — kleine, reibende Bewegungen unter Verschiebung der Kopfhaut, bei der natürlich Ausreißen und Abbrechen der Haare vermieden werden muß — eine größere Blutzufuhr zum Haarboden und damit eine bessere Ernährung erzeugen. Erwähnen will ich noch, daß Blutarmut in den Entwicklungsjahren junger Mädchen zu großem Haarausfall führen kann.

Im Gesamtbild des Kopfes können abstehende Ohren häßlich wirken. Durch Tragen von dazu angefertigten Ohrenklappen kann dieser Fehler gut beseitigt werden. Ein Übermaß und ein zu langes Tragen erzeugt das zu fest anliegende, ebenfalls häßliche Ohr.

Die Entwicklung der Nasenform ist kaum zu beeinflussen. Es sind einige Schädlichkeiten (z. B. die pastöse Form der Skrofulose, die Verbildung machen kann) fernzuhalten. Geringe Korrekturen (z. B. zu weite Nasenlöcher) sind möglich. Weitere Verbesserung durch operativen Eingriff bei Erwachsenen gehört nicht zum Thema.

Und nun die Augen: Angeborene, zu enge Lidspalte — sehr häßlich — kann frühzeitig operativ erweitert werden. Entzündungen der Augenlider (meist skrofulöser Art), die zu Verdickungen der Lidränder und zum Ausfall der Wimpern führt, müssen energisch bekämpft, geheilt werden. Stellungsfehler des Augapfels (Schielen größeren oder geringeren Grades) können durch Tragen sogenannter orthopädischer Brillen oder durch Operation beseitigt werden. Alles andere gehört in das Gebiet der Erkrankungen und nicht mehr zum Thema.

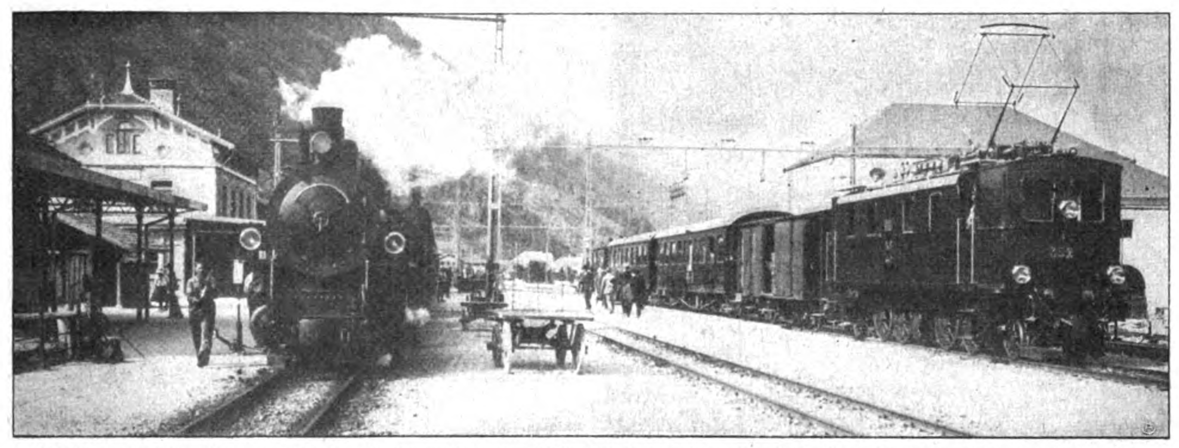
Und zum Schluß kommt die Meisterschaft der Mutter und des Vaters. Der Augenglanz eines schönen, abgestimmten, vornehmen Innenlebens wird manche häßliche Linie des Gesichts verwischen.



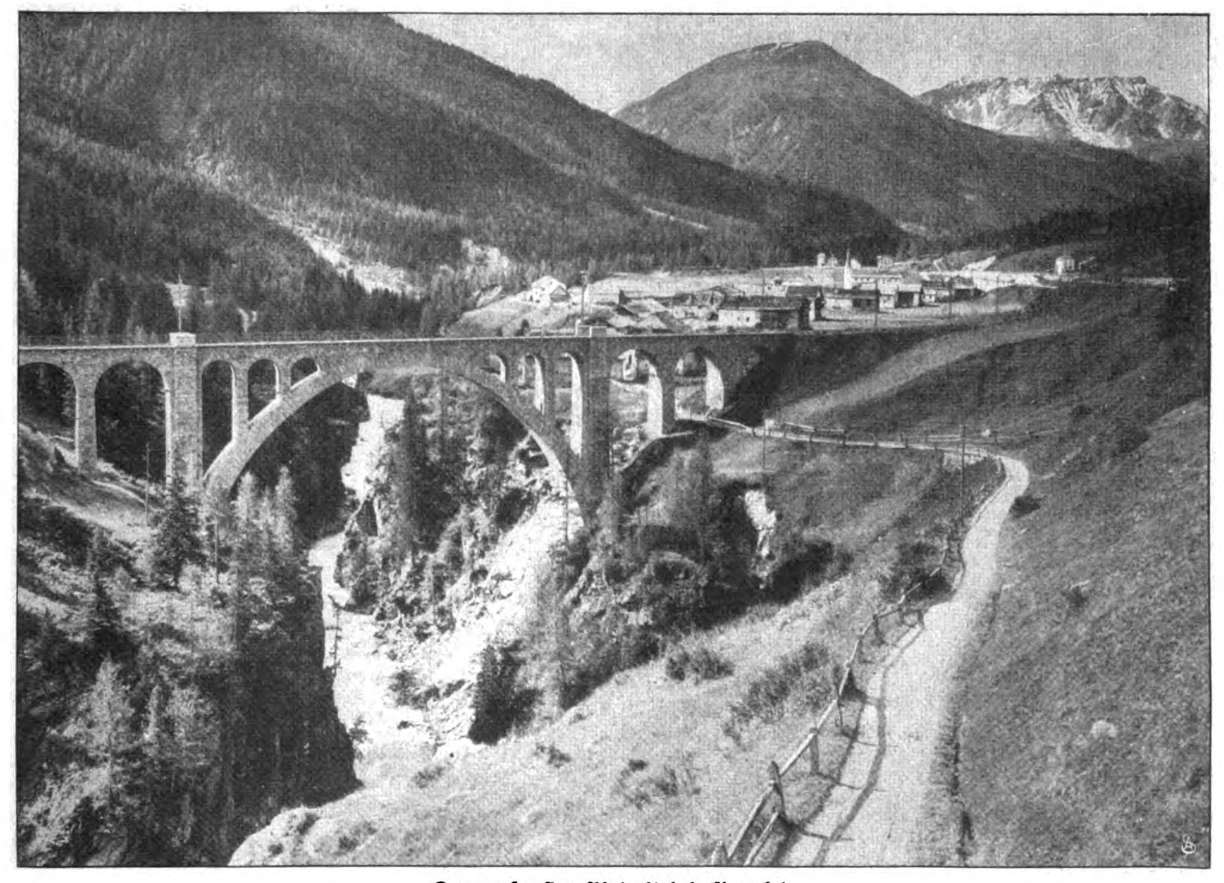
Eine neue Touristenbahn im Engadin.

Von Anton Krenn. — Hierzu 12 Spezialaufnahmen des Verfassers.

Das vor zehn Jahren noch so weltabgeschlossene Engadin, dessen besonderer Vorzug gerade in seiner Abgeschiedenheit lag, ist heute zum Mittelpunkt eines großzügig ausgedachten Eisenbahnnetzes geworden, das seine Fühlarme nach allen Richtungen bis über die Landesgrenzen hinaus zu strecken beginnt. Nachdem man im Engadin eingesehen hatte, daß die Eröffnung der ersten Bahn über die Albula statt der befürchteten Nachteile eine bedeutende Steigerung des Fremdenverkehrs zur Folge hatte, erstand ein Projekt um das andere, und an Mitteln zur Verwirklichung fehlte es bei den wohlhabenden Engadinern nicht. So wurde die prächtige Bahn über den Berninapaß ins Veltlin gebaut, die höchste Bahn Europas. Dann begann die Verwirklichung eines alten Traumes des Bündner Volkes, der direkte Anschluß an das Tiroler Bahnnetz,



Auf der Station Bevers. Links ein Dampfzug der Albulabahn, rechts ein elektrischer Zug der Unterengadinbahn.



Der große Inn-Viadukt bei Cinuskel.





Blick auf Zuoz
mit dem Piz d'Esen.

venna zum Anschluß an die Fremdenplätze des Comer und Luganer Sees gedacht. Eine weitere Zweigbahn wird aus dem Engadin über den Julierpaß nach Tiefenkastel und weiter über die Lenzerheide nach Chur geführt werden. Aber damit noch nicht genug: zum besseren Anschluß des Graubündner Fremdenzentrums an die besuchtesten Plätze des Berner Oberlandes und des Wallis wird noch eine große Verbindungsbahn von den Quellen des Rheins



Zernetz mit dem Piz Linard.

von dem die soeben eröffnete Strecke von Bevers nach Schuls die erste Etappe darstellt, da sie sowohl ihre Fortsetzung durch das Inntal nach Landeck wie über den Ofenpaß nach Mals und Meran finden wird. Als Fortsetzung in entgegengesetzter Richtung ist die Weiterführung dieser Bahn von St. Moritz nach Maloja und nach Chia-

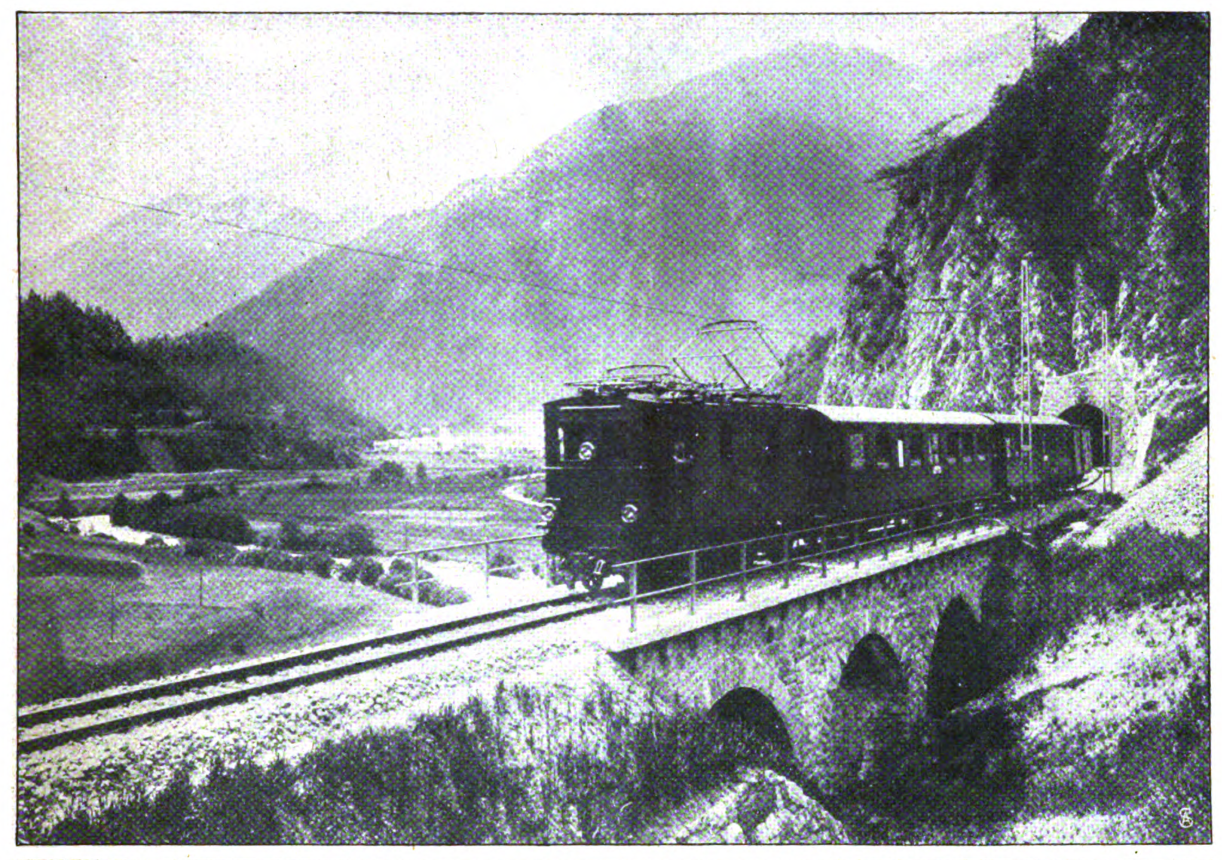
zur Rhone, quer durch das Gotthardmassiv, gebaut, die von Dissentis im Bündner Oberland über den Oberalppaß nach Andermatt, über die Furka zum Rhonegletscher und nach Brig zum Anschluß an die Simplon- und Lötschbergbahn führt. Alle diese Linien werden zum Teil schon nächstes Jahr, zum Teil in wenigen Jahren später ihrer Verwirklichung entgegengehen und zusammen ein beträchtliches, einheitliches Bahnnetz schaffen.

Die Bedeutung der soeben eröffneten Teilstrecke von Bevers nach Schuls liegt in erster Linie in dem Anschluß dieses weltbe-



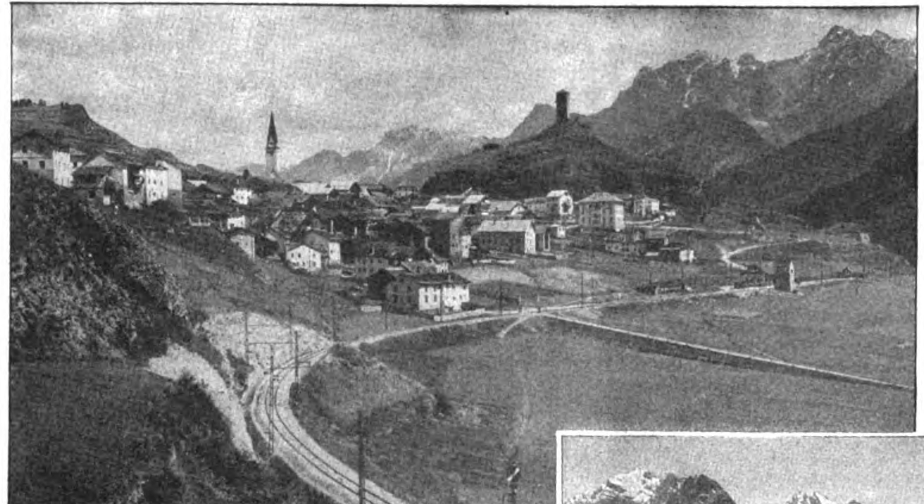
Ankunft der Ofenpaßpost von Meran her.







Süs mit der Flüelapost. Oben: Die Bahnstrecke zwischen Lavin und Süs.

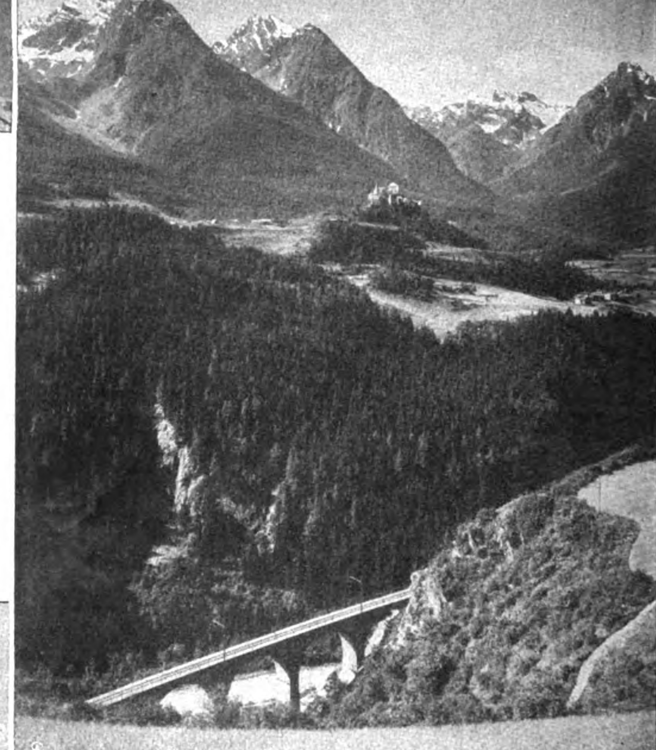


Teilstrecke der Bahn mit Ardetz und dem Piz Lischanna.

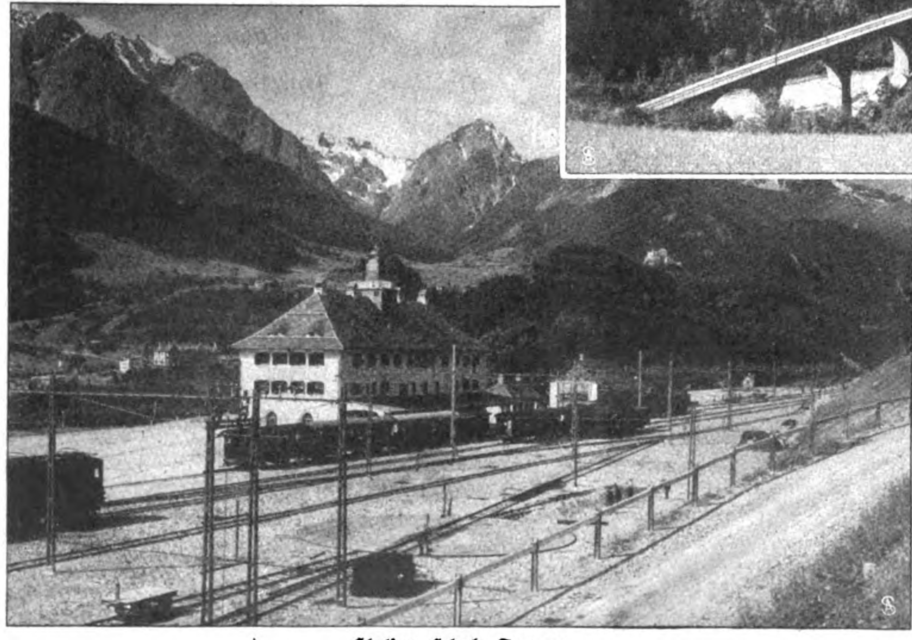
rühmten Kurorts an das Netz der rätischen Bahnen und damit auch an den weiteren Bahnverkehr mit dem Ausland, sodann aber auch als Versuchstrecke für die Zweckmäßigkeit des elektrischen Betriebs, dessen Einführung auf dem ganzen bisherigen und zukünftigen Bahnnetz geplant ist.

Die neue Unterengadinbahn ist trotz ihrer unbedeutenden Länge von nur 50 Kilometer außerordentlich reich an landschaftlichen und technischen Sehenswürdigkeiten, deren Kenntnisnahme die Bahn in bequemer Weise ermöglicht.

Die Abzweigung von der Albulabahn erfolgt auf der Station Bevers, wo man zurückblickend noch einen Teil der vergletscherten Häupter der Berninagruppe und das Wahrzeichen des Engadins, die schöne Piz della Margna, gewahrt. Dann geht es abwärts auf gleicher Höhe mit dem Wasserlauf des Inn nach Ponte, wo die alte Bergstraße über den Albulapaß ins Engadin einmündet, dann weiter über Madulein nach Zuoz. Unterhalb Scanfs verengt sich das Tal, der Inn verschwindet in einer tiefen Schlucht, die bei Cinuskel von einem schönen und kühn angelegten Viadukt überspannt wird. Eine Anzahl weiterer Viadukte dienen dem Durchlaß der gewaltigen Lawinenzüge, dann öffnet sich kurz vor Zernetz das Tal zu einem lieblichen Plan, in den die gewaltige Pyramide des Piz Linard als Wahrzeichen herniederschaut. Zernetz ist der Abzweigungspunkt der Straße über den Ofenpaß nach

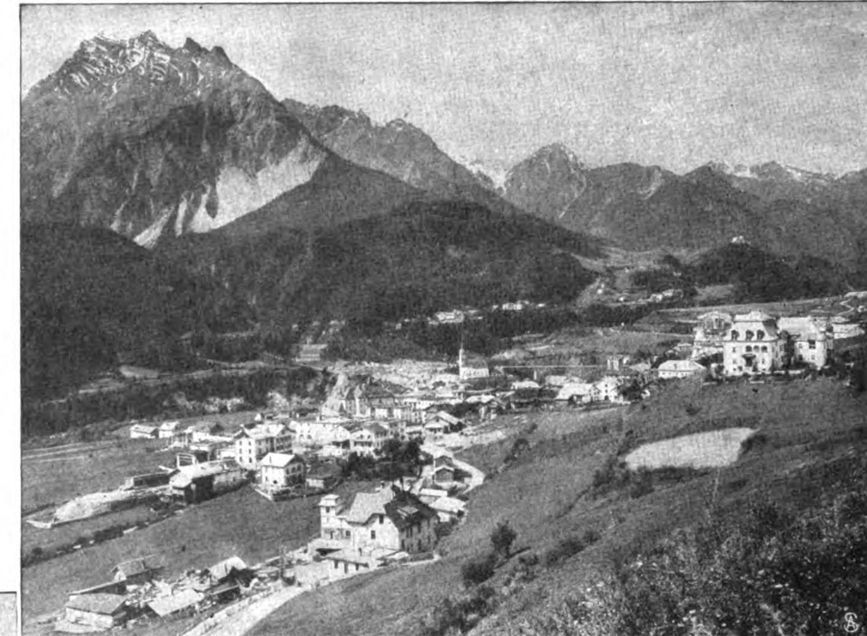


Viadukt bei Fetan
mit Blick auf Schloß Tarasp.



Station Schuls-Tarasp.

Meran und der künftigen Bahn gleichen Ziels, ebenso bildet Zernetz den Zugangspunkt für die obere Hälfte des schweizerischen Nationalparks im Val Cluozza und Val Tantermozza. Unterhalb Zernetz verengert sich das Tal wieder zur Schlucht, und es beginnt der großartigste Teil der Bahn bis Schuls. Bei Süs mündet die von Davos kommende Flüelastraße ein, dann scheint die Bahn langsam über den Innfluß in die Höhe zu steigen, und nachdem die Bahn noch das Bad Tarasp und das Schloß gleichen Namens passiert hat, erreicht der Zug die in wunderbarster Landschaft gelegene Station Schuls. Der Rundblick vor diesem Bahnhof ist allein einen Abstecher wert. Gegen Osten das stattliche Dorf Schuls und die Fortsetzung des Inntals gegen die Tiroler Grenze, gegen Süden eine gewaltige Felsmauer mit hochragenden Spitzen und Türmen, nur unterbrochen von dem tiefeingeschnittenen Scarltal, im Westen und Norden die sattgrünen Matten und Alpweiden, untermischt mit tiefdunklen Wäldern.



Blick auf Schuls und Vulpera.

Elektrischer Zug der neuen Unterengadinbahn.

****

Aus der englischen Gesellschaft.

Von Jarno Jessen. — Hierzu 2 Abbildungen nach Gemälden von Philipp A. László.

Eine Londoner Season ohne die bewunderten Gesellschaftsköniginnen höchsten Geblüts ist ein Sommer ohne Blumen. Alljährlich müssen sie sich der Pleinairprüfung im Hyde Park, bei den Regatten und Gartenfesten unterziehen, die Holden der Edelsitze, denen das Urteil der Kenner den Parisapfel zusprach. Ist noch Geist oder Talent ihr Göttergeschenk, dann existiert keine günstigere Schaubühne als das blendende, gestaltenreiche Highlife der Themsehauptstadt. Mancher gerühmte Besitz kann auf der Nebelinsel Enttäuschungen bereiten, die Schönsten der vornehmen Sphäre können nur entzücken, überraschen.

Kein Wunder, daß sie dem begnadeten Maler von jeher unvergleichliche Stoffe boten. Was dieser Porträtgalerie ihre Ueberlegenheit verleiht, sind die echten Reize der Rassenerscheinung, keine Pikanterien des Wesens, keine Kostümkostbarkeiten. Ein Duft von Naturfrische, lockere Haare und klassische Köpfchen, freiwallende Gewänder, Schals und begleitende Tiere, die zum Parkspaziergang und Jagdrevier gehören, eine Konvenienzlosigkeit bei aller Konvenienz haben den Nachfolgern der Van Dyck und Gainsborough zu ihren Triumphen geholfen. Neuerdings kostet Philipp László die Erfolge der Darstellungsfähigkeiten solcher Vorwürfe aus. Sein eminentes Geschick der Charakterspiegelung, sein feiner Geschmack als Anordner und Farbenkünstler, eine gewisse Liebenswürdigkeit des Herzens im Auffassen, und diese letzte Gabe nicht zum wenigsten, bestimmten ihn geradezu zum Maler der eleganten Frauenschönheiten. Man begehrt überall seinen Pinsel, und wie er augenblicklich in den Pariser Salons gepriesen wird, hat er auch in Londoner Ausstellungen seinen Ruhm gemehrt. Zum Besten eines Künstlerunterstützungsfonds waren in diesem Sommer in der Galerie Agnew unsere beiden Damenbildnisse zu besichtigen.

Die junge Gräfin Zia Torby ist die älteste Tochter des Großfürsten Michael Michailowitsch von Rußland,

Phot. London Electrotype Ag. — Aus der Londoner Ausstellung des Meisters zum Besten der Künstlerunterstützungskasse.

Viscounteß Castlereagh.

Nach dem Gemälde von Philipp A. László.

Phot. London Electrotype Ag. Aus der Londoner Ausstellung des Meisters zum Besten der Künstlerunterstützungskasse.

Gräfin Zia Torby, älteste Tochter des Großfürsten Michael Michailowitsch.

Nach dem Gemälde von Philipp A. László.



der infolge seiner morganatischen Ehe mit der Gräfin Merenberg, deren Mutter eine Enkelin des russischen Dichters Puschkin ist, seinen Wohnsitz nach England verlegte. Ihre Familie erfreut sich großer Beliebtheit am englischen Hof, und König Eduard VII. zählte sich zu den Freunden des Hauses. Die anmutvolle Komtesse ist bereits eine der Zierden der Gesellschaft, und László hat den Charme hoheitsvoller Jungfräulichkeit auf das feinste erfaßt. Er wird das neue Werk auch in dem im Herbst erscheinenden Buch über seine Kunst veröffentlichen.

Geistiges Leben macht die Persönlichkeit der schlanken Viscounteß Castlereagh besonders fesselnd. Sie ist die Tochter des kühnen Tarifreformers, des Right Honourable Henry Chaplin, Gattin des einzigen Sohnes des Marquis von Londonderry und Mutter dreier Kinder. Als Nichte der schönen Herzogin von Sutherland zählte sie zu dem entzückenden „Quartett", das in der Welt des Vergnügens und der Moden eine tonangebende Rolle spielte. Bei der Taufe ihres Sohnes stand das englische Königspaar zu Paten, und die temperamentvolle Frau weiß ebenso in der prickelnden Salonunterhaltung zu glänzen, wie sie es auch versteht, für ernste Frauenfragen als sichere Logikerin einzutreten. Ihr Porträt charakterisiert sie meisterhaft in ihrer Sport- und Tierliebe.

Badebriefe.

Von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Mein lieber Leopold!

Wohlbehalten sind wir angekommen, und das Quartier ist zufriedenstellend. Selbst unsere Tochter, die, wie Du weißt, recht kritisch ist, zeigte sich mit der Wahl der Zimmer einverstanden, da unser Haus sogar eine Fürstin beherbergt. Sie hat freilich ein üppigeres Appartement gemietet als das unsere und bewohnt ein ganzes Stockwerk mit ihrer kleinen Tochter und einer zahlreichen Dienerschaft. Wir begegneten ihr auch schon auf der Treppe; unsere Stefanie machte einen netten Knicks, worauf ihr die Fürstin lächelnd zunickte. Am Tage nach unserem Eintreffen begann ich mit der Kur. Ich trinke täglich fünf Becher abgekühlte Felsenquelle und bade jeden zweiten Tag, einen kalten Umschlag auf dem Kopf. Von unserem Hausgarten führt ein Türchen nach dem Wald, und ich unternehme frühmorgens schon lange, einsame Spaziergänge. Stefanie liegt derweil zu Bett, und oft bin ich mit all den Kurprozeduren schon fertig, ehe sie sich erhebt. Ich fürchte, daß der Aufenthalt hier für das arme Kind eben nicht kurzweilig ist. Im übrigen fand sie es in Wien ja auch langweilig, schwärmte von grünen Wäldern und Waldesluft. Der Schluß von Schuberts „Wanderer" paßt leider auf unsere Tochter: „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück." Nun sie hier Wälder, Lüfte, Düfte und Spaziergänge im Überfluß hat, sehnt sie sich nach Geselligkeit und Gesellschaft. Sie möchte Freundinnen, junge Leute an ihrer Seite haben; denn Partien ohne solche langweilen sie.

Vorgestern fuhr ich nach dem Aussichtsturm, und Stefanie ritt auf einem Esel neben dem Wagenschlag. Als wir auf der Höhe ankamen, fanden wir eine Menge Ausflügler vor, und Stefanies Esel begrüßte alle seinesgleichen mit nichtendenwollendem Freudengesang. Ich mietete Stefanie ein Klavier, abonnierte für sie in der Leihbibliothek und war schon zweimal mit ihr im Theater. Bei dem höchst kostspieligen Aufenthalt, meine ich, ist das wohl genug.

Wie Du weißt, beherbergt unser Kurort jetzt einen König. Er traf mit mäßigem Gefolge ein und hat sich alles Zeremoniell verbeten, indem er, wie er sagte, nicht als König, sondern als Kranker käme. Er ist im Militärspital abgestiegen, gebraucht die Kur wie wir andern und ist sehr artig — meist grüßt er zuerst.

Stefanies ganzes Entzücken ist ein zahmes Eichhörnchen, das sich täglich auf der Promenade blicken läßt, das Schnäuzchen voll Moos, vertraulich auf die Spaziergänger hinablugt. Hier ist es Sitte, daß die Herren den Damen auf der Promenade Blumensträuße anbieten, die arme, barfuß laufende Kinder in Feld und Wald gepflückt haben und nicht ohne Geschmack zu binden verstehen. Der junge Baron Musäus kaufte am Brunnen das schönste Bukett und überreichte es unserer Fürstin. Sie erhielt am selben Morgen neun solche Sträuße. Unsere Stefanie ärgert das sehr, wenn sie die meisten eleganten Frauen und Mädchen auf diese Weise versehen sieht. Wenn ich ihr Bukette kaufe, macht ihr das wenig Eindruck.

Nun schließe ich, liebster Mann. Was Du mir bezüglich eines Vorschlages des Baumeisters schriebst, habe ich mir reiflich überlegt. Nein, wir wollen an unserem bescheidenen Hietzinger Haus, das unserem Sinn gemäß gebaut und ausgestattet ist, nichts ändern. Heiratet Stefanie, überlassen, wir das Haus dem Kind; dann mag sie ein zweites Stockwerk aufbauen und es nach Belieben verschönern. Wir sind bloß schlichte Leute, Du und ich, und ich denke, wir wollen es bis an unser Lebensende bleiben.

Deine treu Dich liebende Leni.

Mein herzensguter Leopold!

Für Dein Vorhaben, mir noch Geld zu senden, um unseren hiesigen Aufenthalt bequemer auszugestalten, danke ich Dir sehr. Da ich nun aber weiß, daß Du Dir dann Abbruch tust, Dir Deine besseren Zigarren versagst oder sonst welche rührende Entbehrung auferlegst, wenn wir hier zu üppig sind — so weise ich Deine Geldsendung selbstverständlich zurück.

In einer Angelegenheit möchte ich heute Deine Meinung einholen. Wie Du weißt, ist Stefanie im Garderobepunkt immer unglücklich. Da sie nun solch ein hübsches, neues graues Waschkleid besitzt, findest Du es nicht grausam, wenn man sie weiter Trauer tragen läßt? Meine gottselige Mutter würde dem Kind die Freude mit der neuen Toilette von Herzen gönnen — und die Trauerzeit abzukürzen, bedingt ja nicht, daß dem Andenken an die gute Frau Abbruch geschieht. Auch hat Stefanie eine besondere Schwäche für meinen grauen, lichten Sommermantel. Für nicht zuviel Geld könnte ich mir hier einen neuen beschaffen oder einen solchen überhaupt entbehren, wenn Du meinst, daß ich ihr den meinen überlassen könnte?



Das arme Kind phantasiert von Wien und dem nächsten Winter und fühlt sich unzufrieden, wird es aber, wie ich denke, in Wien auch wieder sein. Sie schrieb Dir, glaube ich, gestern, daß die Fürstin Aretin sie eingeladen hat. Nun ist kein Wort davon wahr. Die Fürstin hat nie etwas anderes zu ihr gesprochen als „Bon jour“ oder „Bon soir“, wenn wir ihr auf der Treppe begegneten. Schreibe aber nichts davon der Stefanie. Sie komponiert sehr gern, und dieses ausgesprochene Talent, hübsche kleine Novellen zu dichten, pflegt sie hier auf das sorgfältigste. Wir haben bereits Tinte, Federn und eine Menge Papier angeschafft. Gestern wurde hier ein Pole begraben, der mit ziemlichem Aufwand auftrat. Nun zeigte es sich, daß seine Frau mit drei kleinen Kindern zu arm war, um zum Leichenbegängnis hierher zu reisen. Die Madjaren stehen hier sehr gut mit den Polen und gingen insgesamt zum Begräbnis, das sie mittels einer eilig eingeleiteten Sammlung sehr anständig gestalteten. Stefanie wollte sich die Kränze besehen, und wir gingen heute vormittag auf den Friedhof. Er ist wunderschön am Waldessaum gelegen, und gleich am Eingang befinden sich alle Kindergräber nebeneinander. Man sieht dort rührende Gipsengel zwischen weißen Blumen. Auf einem der weißen Steine stand nichts anderes als: „Unser Einziges!“. Mir traten die Tränen in die Augen. In der Nähe des Polengrabes sahen wir ein merkwürdig naives Marmorrelief in die Mauer eingelassen. Es stellt eine schöne Stube vor, in der eine zahlreiche Familie versammelt ist — irgendwie soll dies wohl das Himmelreich bedeuten, denn einige der Familienmitglieder haben sich eben erhoben und begrüßen einen Neuankömmling in Hut und Reisemantel. Darunter steht: „Wiedersehen!“ — Eine ganze Schar hochgestellter Personen ist hier angekommen. Die meisten wohnen „Zu den zwei Königinnen“ auf der Promenade. Gestern zeigte man uns in einer Loge Fräulein Demidoff, eine berühmte russische Tragödin. Wie ein zarter schlanker Knabe sah sie mit dem dunklen Lockenkopf aus. Ihre Brust deckte ein großes, altertümliches Kreuz aus Smaragden und Perlen. Wir waren nämlich trotz aller Sparsamkeitsgründe wieder im Theater. Das kam so: Wir wollten ins Kurhauskonzert und machten uns im schönsten Putz auf den Weg. Da begann es in Strömen zu gießen, und es fanden sich wenige elegante Leute im Saal versammelt. Stefanie wurde verdrießlich, und so nahm ich schnell eine Loge.

Stefanie bittet, wir sollen im heurigen Winter unsere Achtel-Opernloge gegen eine solche im Burgtheater umtauschen — das sie der Oper weit vorzieht, da es doch die geeignetste Unterhaltung für intelligente Menschen ist, wie Deine Tochter sagt. Vergiß nicht, den Vögeln zweimal im Tag das Wasser zu wechseln, wo es jetzt so heiß ist. Die armen Kaninchen und Hühner müssen nachmittags in unserem Garten wohl viel leiden, denn sie haben die Abendsonne. Danke für Übersendung der Witzblätter, die köstlich sind.

Mit Gruß und Kuß

Deine Leni.

Mein guter Leopold!

Ich danke Dir für Deine Besorgnis um meine Gesundheit, und es ist gar nicht wahr, daß ich nur an Stefanies Zerstreuung denke. Die Kost sagt mir hier recht gut zu. Die Suppen sind rein, gut und nicht gebräunt. Meiner Kur wegen muß ich Essig und Gewürz vermeiden. Die Bäder schwächen und ermüden wohl etwas, und so lasse ich mich jetzt manchmal in einer schwarzen, altertümlichen Senfte nach Hause tragen, wie sie hier noch im Gebrauch sind. Ich ruhe dann ein wenig, während Stefanie mit einem Buch bei mir sitzt. Auf dem großen Besuchskanapee liegt meistens noch Treff, der Jagdhund der Hausfrau, schlafend, auch beherbergen wir seit kurzem ein kleines, gelbes Kätzchen, das in aller Unschuld ein Kleid der Prinzessin Aretin verdarb, weswegen es nun von den oberen Räumen verbannt ist. Leider gießt es in Strömen. Da ich Musik so liebe, hatte ich Billette für das Solistenkonzert genommen, das gestern stattfand. Wir hätten bloß über die kleine Brücke gehen müssen, um mit einigen Schritten den Konzertsaal zu erreichen. Aber Stefanie beteuerte ängstlich, daß sie für ihre Gesundheit fürchte, und wollte nicht gehen. Unsere Hausfrau versuchte, mit meiner großen Kapuze, Regenschirm und Gummischuhen bewaffnet, für uns einen Wagen aufzutreiben, was leider vergeblich war, und so mußte ich recht sehr gegen meinen Gefallen auf den schönen Kunstgenuß verzichten.

Stefanie ist selig, daß sie in der Kurliste steht. Aber das Zimmersitzen langweilt und ärgert sie natürlich. Ich will dir nur vertrauen, daß sie jetzt heimlich für Dich eine Handarbeit macht. Unsere Fürstin Aretin ist eine schöne, höchst elegante Frau, die offenbar ihr achtjähriges Töchterchen streng erzieht. Neulich hörten wir vom Balkon jedes Wort, das sie zu dem Kind sagte: „Mentir! Y-at-il quelque chose de plus affreux? Tu me chagrines — que diront les étrangers? Que tu es une sotte, une méchante et bien mal élevée. Je m' adresse à ton coeur, à ton esprit.“ Ich wurde ganz rot für unsere Stefanie, die es leider mit der Wahrheit wenig genau nimmt und nun solches zu hören bekam. Im übrigen verehrt unsere Tochter die elegante Frau, und der Aufwand, der in der Etage über uns zu herrschen scheint, macht ihr einen tiefen Eindruck. Nächstens soll eine Tanzerei hier stattfinden, und das Kind hat ein außerordentliches Verlangen mitzuhopsen. Ich machte ihr begreiflich, wie wenig sich das schicken würde, da sie keinen Herrn hat und ganz unbekannt ist in einer zusammengewürfelten, sehr gemischten Gesellschaft, und daß du solches nimmermehr billigen würdest. Vergiß nicht anzuordnen, daß Stefanies kleine Küche neu geweißt wird. Was macht Flora, das intelligente, treue Tier?

Ich umarme Dich herzlich und bin

Deine alte Leni.

Liebster Poldi!

War das heute morgen ein Gewitter! Als ob die Stadt in Trümmer ginge. Der Wolkenbruch hat das Getreide völlig umgelegt. Stefanie hat die ganze Bescherung verschlafen, und ich rührte mich nicht, um sie nicht aufzuwecken. Zwei Dienstmädchen der Fürstin flüchteten zu mir, weil ihre Dame oben vor Angst Nervenkrisen bekam. Erst gegen Mittag fiel der Regen in feineren Fäden herab. Wie es besser wurde, gingen wir etwas spazieren. Aber der Geist der Kritik war in Deine Tochter gefahren, sie fand alle Vorübergehenden anmaßend, selbstgefällig, auffallend geputzt. Über jeden hatte sie zu räsonieren — um sie mit den Menschen zu versöhnen, miete ich ihr nächstens wieder einen Eselwagen.

Wir haben nun doch hier einige Bekanntschaften geschlossen, obwohl ich in diesem Punkt sehr vorsichtig bin, wie Du weißt. Mit unserer Fürstin ist Stefanie auf

eigene Faust bekannt geworden, indem sie sie um ihre Photographie nebst Unterschrift bat. Die schöne Frau ist darüber geschmeichelt gewesen und hat dem Kind die kleine Zudringlichkeit nicht übelgenommen. „Im Grunde ist dies alles nichts für den Winter," sagte sie mir heute, „wo ich einen kleinen, gebildeten Kreis von Freundinnen zu besitzen wünsche. Ich bin jetzt im sechzehnten Jahr, also in vier Jahren im zwanzigsten. Grund genug, mich zu beeilen mit dem Eintritt in die Welt."

Unlängst traf ich unversehens Frau von Khälls, die eine Jugendfreundin von mir ist. Ihre Tochter Juliana, ein ganz junges Mädchen, ist bereits Braut. Der Bräutigam ist gleichfalls blutjung, sieht schlicht und sehr gutmütig aus. Die Braut ist groß, schlank, blaß und hat eine kräftige Singstimme. Wenn sie sich auf Spaziergängen übermüdet, spuckt sie Blut aus, was von Überfülle an Blut kommt, meint ihre Mutter. Sie sieht kränklich aus und hat tiefliegende Augen. Wie Du weißt, ist unsere Tochter nicht ganz frei von Neid schönen, gefeierten weiblichen Wesen gegenüber. Aber die sanfte Juliana gefällt sogar Stefanie. Sie hat eine natürliche Herzlichkeit und ist dabei heiter und unbefangen wie ein Kind. Stefanie findet sie auch entzückend schlank — wenn sie nur vor allem gesund bleibt. Heute hat uns Frau von Khälls zum Tee auf den Frauenberg geladen, wo die ganze Gesellschaft sich versammelt. Da Stefanie hier immer Verehrer haben möchte, so hoffe ich, daß unser Kind Gelegenheit haben wird, einige gebildete, wohlerzogene junge Leute kennen zu lernen.

Ich danke Dir für die neuerliche Zusendung der Zeitungen. Und wenn Du abreist, versäume nicht, unsere gute Flora den Frauenzimmern wärmstens anzuempfehlen.

Innigst umarmt Dich

Deine treu Dich liebende Gattin Leni.

Lieber Leopold!

Die Beziehungen zu Frau von Khälls sind für unsere Stefanie nicht ohne angenehme Folgen geblieben. Sie hat sich neulich recht unterhalten und besitzt auch seither einen ausgesprochenen Hofmacher. Es ist dies der junge Baron Musäus, ein Jüngling aus bester Familie, der sowohl durch seine weltmännische Art als auch durch besonders schöne Gesichtsbildung auffällt. Ich sprach Dir bereits einmal von ihm, und daß wir ihn in der Gesellschaft der Fürstin Aretin sahen. Nun, er schien sich mit unserer Stefanie recht heiter zu unterhalten, und gleich am nächsten Vormittag sah ich den jungen Mann vor unserem Haus zu Pferd erscheinen. Dies wiederholte sich nun jeden Morgen zur gleichen Stunde, und ich brauche dir nicht erst zu versichern, daß Stefanie jetzt zu den Frühaufstehern zählt.

Wir lernten auch einen Oberstleutnant kennen, der an der Table d'hote unser Nachbar ist. Viel Konversation konnte ich zwar nicht mit ihm machen, da er einen guten Appetit entwickelt und stets die Nase in seinen Teller steckt. Auf der Promenade begegnet man täglich einem Baron Rothschild aus London, einem schlichten, alten Herrn mit einem Elfenbeinkrückstock — nichts erinnert an großen Reichtum. Auch dem König begegnet man nicht selten. Er spaziert meist am Arm seines Arztes, und drei entzückende King-Charles wackeln hinterher. Es heißt, daß der Arzt neben der Wanne sitzen muß, wenn der König sein Bad nimmt. Die ungarischen Geistlichen gehen hier in langen Soutanen. Eine kroatische Gräfin zeigte man uns, die an der epileptischen Krankheit leiden soll und täglich wie ein Stück Holz umfällt. Die Ärmste besitzt mehrere Kinder, von denen das jüngste erst fünf Monate zählt. Kommt sie nun von solch einem Anfall zu sich, so ist ihre Besinnung getrübt, und ruhelos sucht sie ihr Kleinstes und fürchtet, daß sie ihm ein Leid getan hat. Sie soll in diesem Traumzustand alle Kasten und Läden durchstöbern und selbst im brennenden Kochherd Nachschau halten.

Wir besuchten neulich mit den Khälls, dem Bräutigam, unserm Baron Musäus und noch andern jungen Leuten eine Porzellanfabrik, die von Sträflingen betrieben wird. Es sind zweiundzwanzig Sträflinge und nur wenige Aufseher. Die armen Teufel machen inmitten ihrer Tätigkeit einen zufriedenen Eindruck. Sie zeigten uns auch ihre Zellen. Stefanie findet diese nun recht sonderbar — keine Bücher, Diwans, Bilder und Spiegel. Bloß Tisch, Stuhl und Bett aus Holz — weder Polster noch Plumeau.

Wirklich rührend ist das Brautpaar. Er zählt auch nur wenig über zwanzig Jahre. Die beiden Kinder lieben sich so, und wenn sie miteinander ausgehen, nehmen sie sich wie ein niedliches Geschwisterpaar aus.

Ich wollte hier sparen, aber die Ausgaben werden doch genau das ausmachen, was Du berechnet hast. Bitte, vergiß nicht den Wurm, den Stefanie in einer Bonbonschachtel sich einspinnen ließ, in dem Garten freizulassen, sonst geht die arme Kreatur zugrunde. Und in diesen kalten Tagen sollen die Frauenzimmer die Flora gut versorgen des Nachts, da sie sich sonst leicht erkältet.

In innigster Liebe umarmt Dich

Deine Leni.

Lieber Leopold!

Wir verlebten jetzt recht lustige Tage. Unter anderen Festlichkeiten fand hier ein Blumenkorso statt. Alle Herrschaften fuhren die Bergstraße auf und ab in geschmückten Wagen. Der König kam in vierspänniger Chaise. Der gefräßige Oberstleutnant, unser Tischnachbar, verehrte uns recht ansehnliche Blumensträuße, und selbstverständlicherweise bedachte Baron Musäus unsere Stefanie. Die Fürstin Aretin saß in ihrem Fiaker unter lauter Blumen. Liebreizend war das Brautpaar, das nur weiße Blüten verteilte. Mir kommt vor, die arme Juliana wird immer noch bläffer und schmäler. Wenn sie lächelt, ähnelt sie einem Totenkopf, dabei glänzen ihre Augen in überirdischer Schönheit. Ihre Finger sind so zart, daß ihr neulich der Verlobungsring hinunterglitt und man lange suchen mußte, bis er sich im Waldmoos wiederfand. Von Tag zu Tag treffen mehr Leute hier ein, und es herrscht großer Putz auf der Promenade. Stefanie sieht sich auch gern die Geschäfte hier an, die ausgestellten Dinge gefielen ihr gewaltig, wenn nur die Kasse dafür reichte. Das Kind hat nun allen Ernstes einen Roman zu schreiben begonnen, den sie „Pflicht und Liebe" betitelt.

Nun muß ich Schluß machen, da Juliana nach dem Blumenfest etwas fieberte und wir uns nach ihrem Befinden erkundigen wollen.

Mit treuem Liebesgruß

Leni.

Lieber, entsetzlicher Poldi!

Was hast Du nur für einen Unsinn komponiert, indem Du Baron Musäus mit unserer Stefanie in Ver-



bindung bringst! Ich begreife nicht, daß meine harmlosen Zeilen einen solchen Eindruck auf Dich hervorbringen konnten, um so mehr, als unser Kind für eine ernste Neigung noch viel zu jung wäre und Baron M. sich im Lauf der letzten Tage als ein recht schlimmes Bürschchen entpuppte. Höre nur, was wir erleben mußten. Eines Abends — ich hatte gerade meine heftige Migräne — vernahmen wir über unseren Köpfen unablässiges Gepolter, als rückte man Kasten oder Koffer, und am andern Morgen war die Fürstin mit Kind und Dienerschaft abgereist. Daran wäre nun gerade nichts Besonderes gelegen — aber sie ist einfach verduftet, ohne ihre Adresse zu hinterlassen, ohne ihre Rechnungen zu bezahlen.

Sie hat hier alles auf Schulden genommen, von den Bädern angefangen, und die Leute raufen sich die Haare. Am härtesten sind unsere Quartiersleute betroffen, die für das ganze Stockwerk über tausend Kronen im Monat berechnen und nun das Nachsehen haben. Um sie ein wenig zu trösten, besuchten Stefanie und ich sie heute. Sie bewohnen eine puppenkleine Wohnung, die mit ausgestopften Vögeln und Vierfüßlern geschmückt ist, unter denen der uns bereits wohlbekannte Treff — er schläft täglich auf Stefanies Bett — uns wedelnd entgegenkam. Ich will Dir, mein Lieber, nun auch nicht verhehlen, daß mit der Fürstin Baron Musäus aus unserer Stadt verschwand. Seine Fensterpromenaden dürften also aller Wahrscheinlichkeit nach der raffinierten Circe gegolten haben.

Stefanie ist höchst ärgerlich und unzufrieden über diese Wendung der Dinge, und alles, was ich vorbrachte, um sie auf heitere Gedanken zu bringen, versagte völlig bei ihr. Zufällig besuchte uns Juliana an diesem bösen Vormittag. Als sie die ganze Bescherung durch uns erfuhr, sagte sie sanft: „Ich begreife, daß die kleine Stefanie ein wenig traurig und in ihren Idealen gekränkt ist. Vielleicht war auch ihr Herzchen im Begriff, sich zu verschenken. Aber Enttäuschungen und Entäußerungen sind notwendige Bestandteile unseres Frauenlebens."

„Das sagst du, die du Braut bist und nächstens heiratest?" warf unser Kind heftig ein.

„Nächstens wird nie sein. Seht ihr denn alle nicht, daß ich sterbe?" Sie sagte das so geduldig, in so milder Wehmut, daß Stefanie ihr weinend um den Hals fiel.

Da meine Kur sich schönstens bewährt hat und unser Hiersein auszudehnen überflüssig und allzu kostspielig wäre, ich zudem Stefanie nicht weiter an einem Ort lassen möchte, der doch jetzt wenig erfeulich auf ihr Gemüt wirkt — denn ein bißl hat sie sich doch in den jungen, blonden Baron vergafft — so vermelde ich Dir unsere Heimkehr für Anfang der nächsten Woche. Ich werde glücklich sein, in unserem lieben Heim, in Deinen guten, treuen Armen zu landen. Was nun Stefanie betrifft, so ist es vielleicht eine gewisse Schwäche zu nennen, daß wir ihr manche Laune erfüllen. Möge Gott mit uns nicht rechten — ist sie doch „unser Einziges!" Später einmal wird das Schicksal schon nicht wie ein liebendes Elternpaar gegen das arme, empfindliche Seelchen verfahren. Enttäuschungen und Entäußerungen werden, wie Juliana meinte, auch ihr zuteil werden. Fast müßte man es ja wünschen, da sie die notwendige Voraussetzung jeglicher Veredlung sind. Ergeben sage ich denn: Schicksal, setze in Gottes Namen das Messer an — aber tu ihr nicht weh!

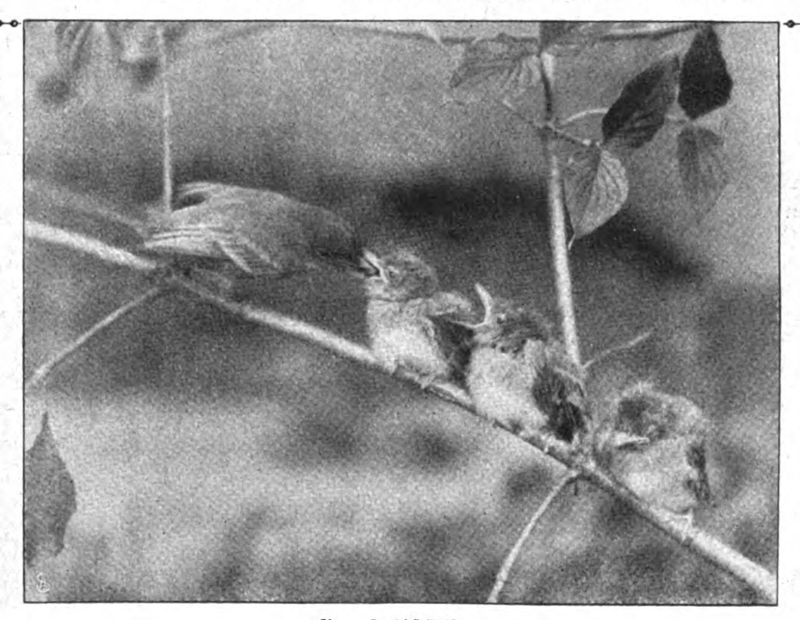
Ich umarme Dich in Sehnsucht und herzlicher Liebe, mein guter Mann, und bin Deine

alte, wehmütige Leni.

Wie die Vögel für ihre Jungen sorgen.

Von Heinrich Krohn. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Unsere befiederten Freunde, die sich in neuerer Zeit so allgemeiner und vielseitiger Fürsorge erfreuen, verdienen diese schon um so mehr, als sie selbst einer ganz ungewöhnlich großen Fürsorge und Aufopferungsfreudigkeit fähig sind. Ihre hohe Intelligenz räumt ihnen zweifellos vielen anderen Tierklassen gegenüber in dieser Hinsicht eine hohe Stufe der Vollkommenheit ein. Es ist unbestreitbar, daß viele ihrer Betätigungen wirklich von einem merkbaren Verstandeseinschlag durchzogen sind, und daß das Instinktive nie vorherrscht, wie z. B. bei Bienen oder Ameisen.

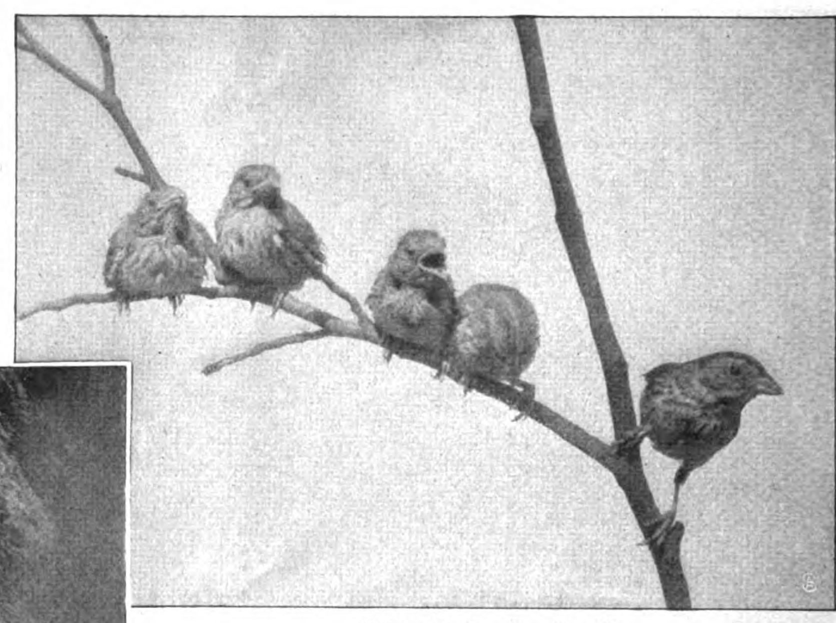


Eine Frühstückszene.

Es mag kaum von so erheblicher Folgewirkung für die Nachkommenschaft sein, daß manche Vogeleltern immer auf Lebenzeit zusammenbleiben; man erkennt aber vom Beobachtungsposten aus mit Leichtigkeit,

mit welch hohem Ernst sie vom Augenblick an, da sie sich fanden, ihr gemeinsames Leben beginnen.

Fast unmittelbar nach der Hochzeit erfolgt die Wahl des Nistortes. Es muß oft Staunen erregen, wie umsichtig dabei verfahren wird. Regen und Wasserfluten, Sturm, Zugwind und Sonnenbrand — allem muß er Trotz bieten können, aber ebenso wichtig ist die Forderung, daß



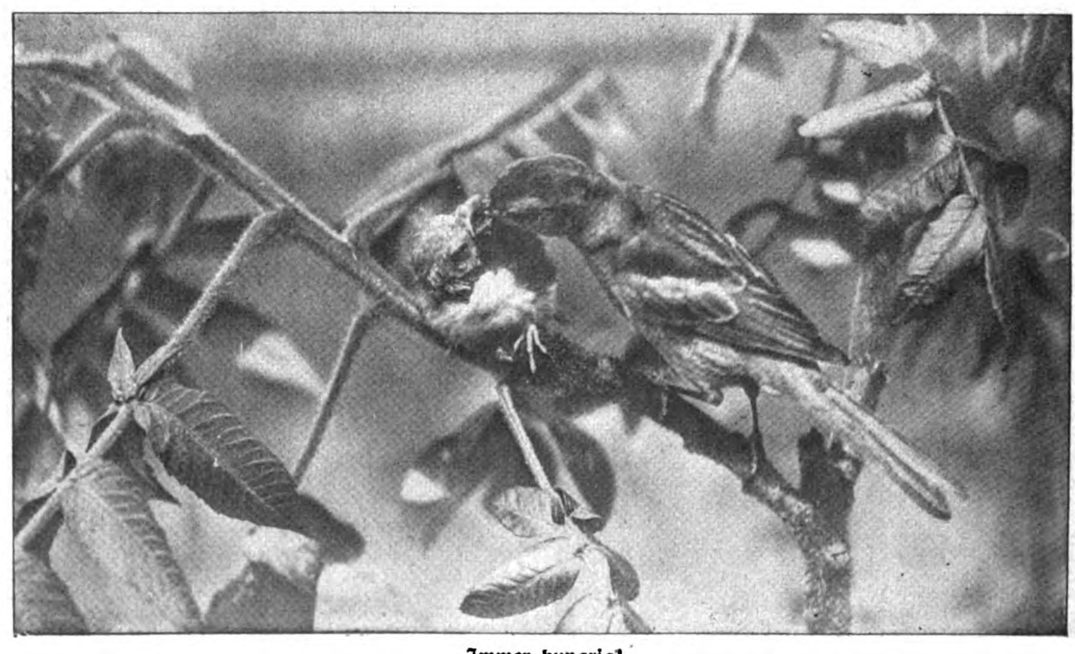
Erster Ausflug der Familie.



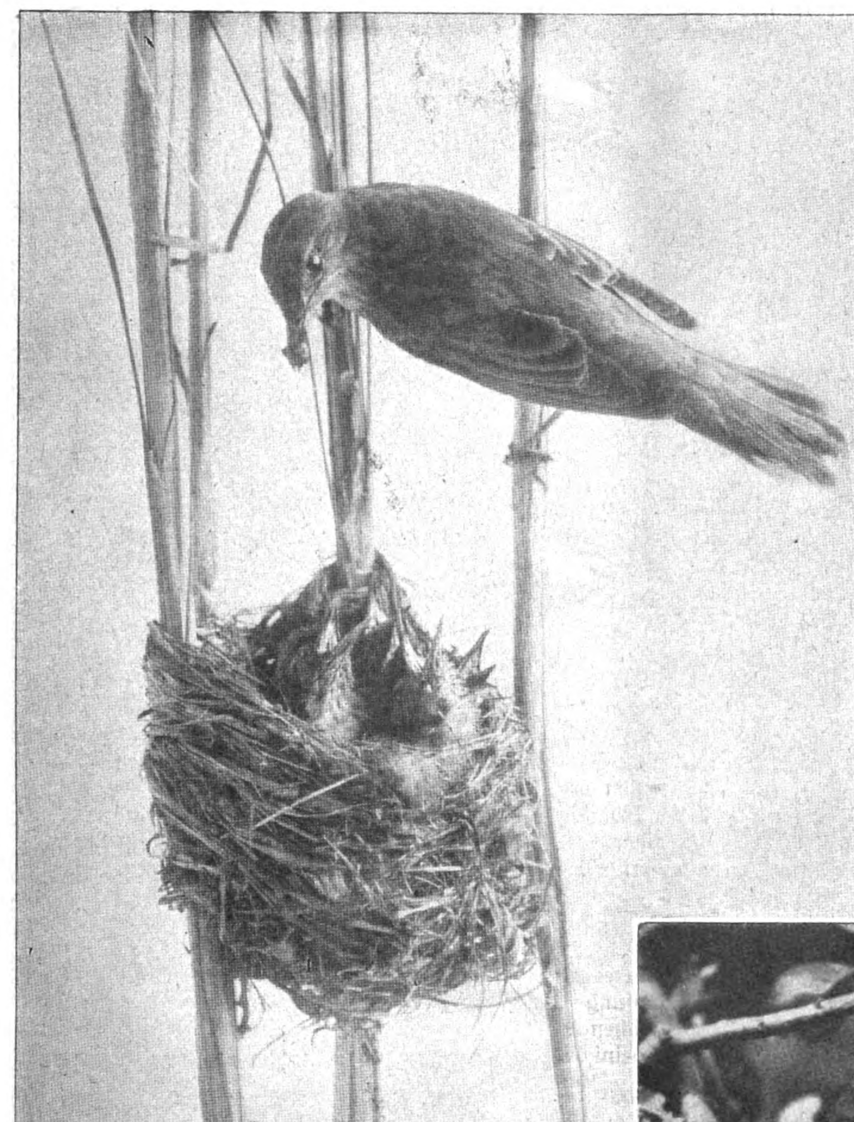
Nestsäuberung des Hüttensängers.

der Ort, sei es durch Unerreichbarkeit oder durch Deckung der Wahrnehmung, dem Eingriff zahlreicher Feinde entzogen wird.

Nunmehr schreiten die Gatten zur Herrichtung des oft äußerst einfachen, nicht selten aber wahrhaft kunstvollen Nestes. Angemessen der Zeit der Brut oder der Dauer seiner Verwendung sind Menge und Art seiner Stoffe; denn es muß oft mehr, oft weniger Wärme und Tragfähigkeit gewähren. Frühbrüter polstern ihren Bau warm aus, späte stellen ein lockeres Gewebe her. Zarte Kinder werden in federleichten, weichen Bettchen gewiegt, aber die „schweren Jungen" beiderlei Geschlechts strampeln auf geradezu klobigen Lagern. Zu der Verborgenheit des Ortes gesellt sich oft die bis ins Erstaunliche reichende Anpassung des Nestes an die Umgebung, wodurch es allen feindlichen Nachstellungen und selbst geübten Augen zwei- und mehrbeiniger Neugieriger meistens verborgen bleibt.



Immer hungrig!



Der „Pfahlbau" der Rohrdrossel.

Und rechtzeitig steht die Wiege der Sprößlinge, fleißig, mühsam und umsichtig gebaut, fertig da.

Weiße oder farbige, oft buntgezeichnete Kalkschalen hüllen keimendes Leben ein. Geduldig hockt die Mutter auf ihnen — lange, lange Zeit. Selten erhebt sie die steif werdenden Glieder, um auf Minuten sich Nahrung zu suchen, falls nicht der Herr Gemahl sie ihr zuträgt. Wie listig locken beide, eigene Gebrechlichkeit heuchelnd, den gefürchteten Feind aus der Nestnähe. Und wie eifrig decken sie darauf ihren Schatz wieder zu, um ihm die nötige Wärme zu spenden. Damit ist der erste Teil der elterlichen Fürsorge beendet.

Wie sinnlos geworden hackt und bricht die Mutter eines Tages an den Eiern herum, als ob sie sie zertrümmern wolle. Und so ist es auch, denn oft reicht die Kraft der schwachen Einwohner nicht aus, die Hüllen zu sprengen. Die Mutter, in Wirklichkeit sehr abgezehrt, scheint jetzt fast zu dreifacher Größe anzuschwellen. Ihr Körper ist ein dicker Federball geworden, unter dem Junge mit großen Köpfen auf dünnen und wackligen Hälsen trocknen, beinah einen Tag lang.

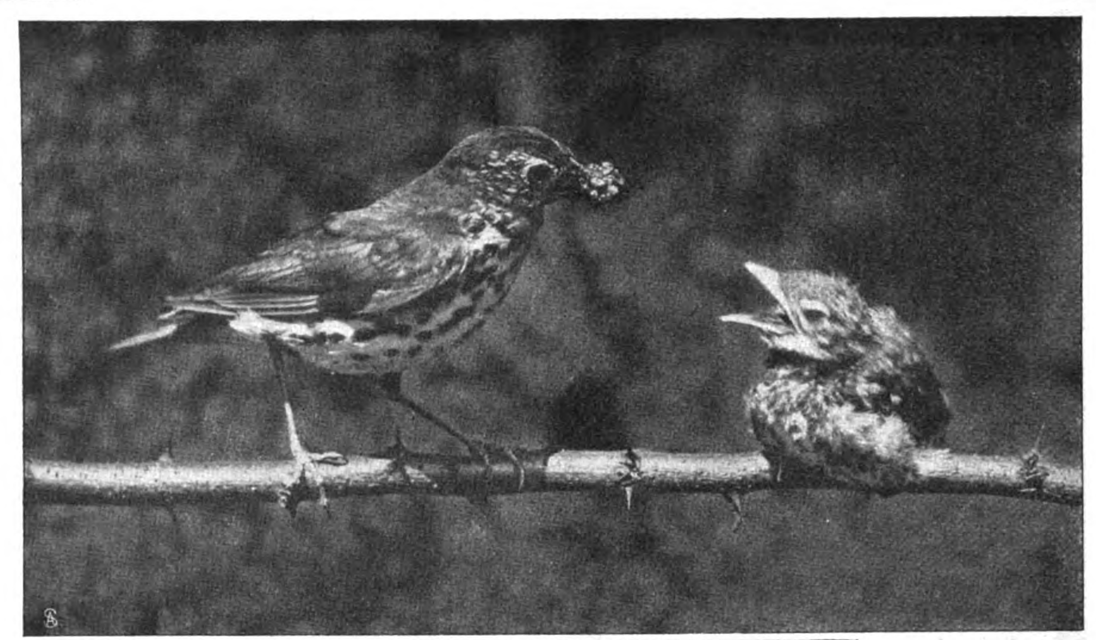
Beschränken wir uns darauf, zwei Nestarten zu verfolgen: eine sehr kunstvolle und eine von denkbarster Einfachheit des Aufbaus, die oft nichts weiter wie eine Bodenausscharrung ist.

In dem Kunstnest sitzen die Nesthocker. Ihre Augen sind eine Weile lang geschlossen, und überaus große Unbeholfenheit, verbunden mit ebensolcher Häßlichkeit sind das Hervorstechende an diesen kleinen nackten, zappelnden Körpern.

Die Eltern sind sich am nächsten Morgen des Daseins ihrer Kleinen sofort einig, daß etwas geschehen muß. Und dieses Etwas ist nur, daß sie, vorläufig abwechselnd, den ganzen Tag über und meistens noch bis spät nach Sonnenuntergang ab und zu fliegen, um Nahrung zu holen, die sie entweder aus dem Schnabel oder nach Bedarf vorgeweicht oder vorverdaut aus



Wacht am Nest.



Die sorgende Walddrossel.

dem Kropf in die großen Rachen des Nachwuchses stopfen. Keiner wird dabei übersehen, keiner absichtlich bevorzugt, sei ihre Zahl auch noch so groß. Heranwachsend empfangen die Jungen Belehrung in der Zerkleinerung großer Futterstücke, Sprach- und Gesang-, Fang- und Flugunterricht.

Das kunstlose Nest hat als die Geburtstätte der Hühner, der Wasser- und vieler Sumpfvögel zu gelten. Auch hier trocknet die Mutter gewöhnlich sorgsam die Neugeborenen. Aber schon nach Stunden finden wir die Stätte verödet. Bei unserem Nahen hören wir den Warnruf der Alten, doch reicht unser Sehvermögen nicht aus, die sich plötzlich auf den Boden duckenden Jungen wahrzunehmen. Es gelingt uns, hinter einem Busch Deckung zu finden, wo wir geduldig das Weitere abwarten. Jetzt erschallt ein leiser Lockruf, und mit Staunen sehen wir, wie hier eine Scholle, dort ein Büschel Leben bekommt und auf flinken Beinchen davoneilt. Die inmitten ihrer Kinder



Auf Wiedersehen zum Frühstück!

stehende Henne scharrt und pickt, und die bebeinten Federklümpchen machen alles nach, als wären sie längst eingeübt. Auf dem Teich rudert emsig die alte Stockente, umgeben von fast einem Dutzend Wollbällchen. Auch diese sind Junge, die schon behende schwimmen. Vor einer Stunde lag die ganze Gesellschaft noch in dem alten ehemaligen Krähennest drüben am Ufer auf der Erle, fast vier Meter über dem Boden. Was machst du nur mit dem wimmelnden Haufen, dachte die Alte. Und kurz entschlossen kippte sie eins der Tierchen nach dem andern über den Nestrand von der Höhe herab, um dann, an der Spitze marschierend, den Zug dem Wasser zuzuführen. Im Dickicht begegnete sie der Waldschnepfe, des Weidmanns heiligem Vogel, die gerade eins ihrer Jungen ablud; sie hatte dieses, weil sie am Brutort Störungen verspürte, zwischen den Schenkeln eingeklemmt, fliegend hierhergetragen.

Als das Kuckucksweibchen diese Begegnung be-

obachtete, ließ es sein heiseres Kichern ertönen. Ihre Familie ist der endlosen Mühe überhoben, der ihre Verwandten unterworfen sind. Sie bauen nicht wochenlang das Sommerhaus, sitzen sich nicht wochenlang todesmatt, holen nicht von früh bis spät Nahrung herbei wie der Reiher aus oft zehn Kilometer weiter Entfernung. Sie sorgen nicht, ob dieses noch den fetten Wurm, jenes die gelbe Raupe oder das den dicken Roßkäfer mit den abgeknipsten Flügeln verträgt, denn sie halten sich Ammen oder Pflegeeltern und werfen selbst hier ein Ei, dort ein Junges dieser Leute zum Nest hinaus, damit das eigene Kind nicht zu kurz kommt.

Ein deutsches Landerziehungsheim.

Hierzu 3 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Unweit der alten Markgrafenstadt Züllichau, in der Gemarkung des Dorfes Trebschen, wo auch die Prinzessin Reuß VII. j. L. ihren Witwensitz aufgeschlagen hat, ist vor zwei Jahren das vierte Deutsche Landerziehungsheim entstanden. Nach den Prinzipien des bekannten Pädagogen Dr. Hermann Lietz ins Leben gerufen, bietet dieses Heim neue und bisher seltene Erziehungsmöglichkeiten für die weibliche Jugend.

Fernab der Großstadt, die mit ihrem wachsenden Lärm und Erwerbsgetriebe immer weniger sich eignet als Aufenthaltsort für die werdenden Geschlechter, steht dort in den fruchtbaren Feldern des Oderbruches ein großes, modern gebautes Haus, das der Prinzessin Reuß seine Entstehung verdankt. Und dort erzieht die Vorsteherin des Heims, eine Schweizerin Fräulein E. Hoffmann, mit gut gewählten Lehrkräften eine nicht zu große Anzahl von Mädchen.

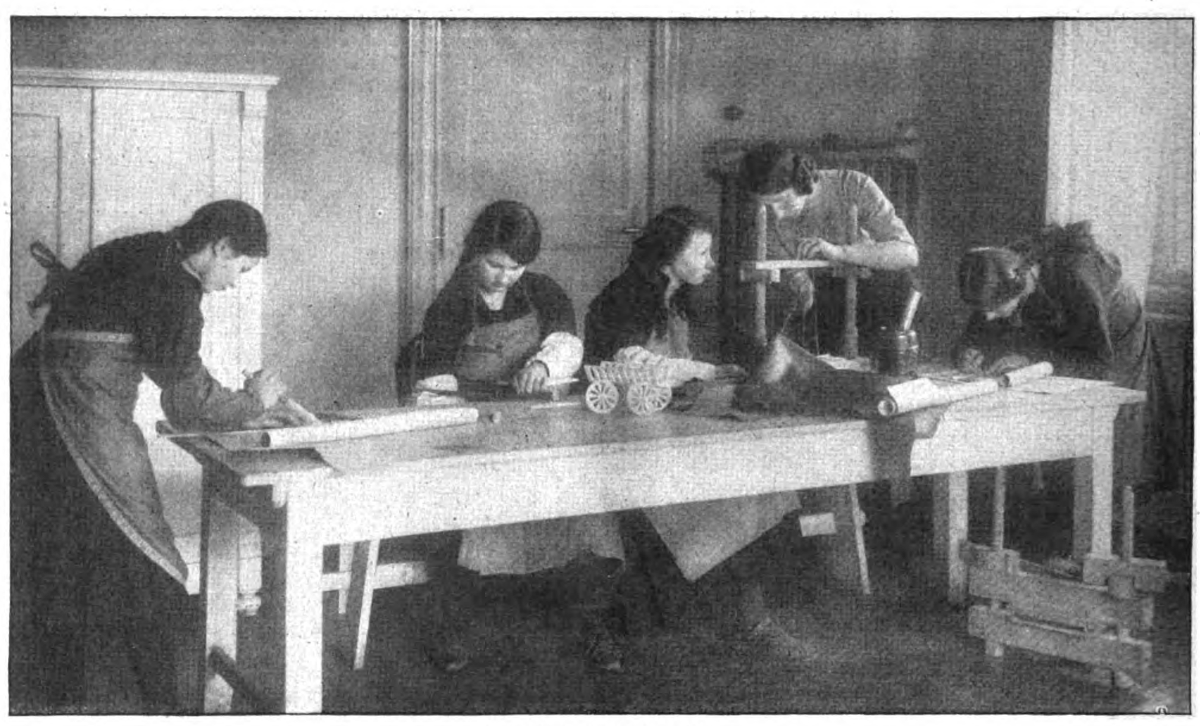
Die Idee der Landerziehungsheime fußt auf der Erkenntnis, daß das Leben eines Kindes vor allen Dingen pünktlich geregelt, daß sein Lernen und geistiges Arbeiten abgelöst und ausgeglichen werden muß durch eine natürliche und vernunftgemäße Körperkultur, die vor allem in der Beschäftigung mit praktischer Arbeit und in der Bewegung in freier Luft besteht.

Eine vernünftige, einfache, doch kleidsame Tracht gibt hier die Möglichkeit, ohne Sorge um die von





Turnen im Freien. — Oben: Beim Reinigen des Schlafzimmers.



Handfertigkeitsunterricht.

unserer Großstadtjugend oft schon allzusehr betonte Aeußerlichkeit zu laufen, zu springen, zu turnen und alle sportliche Spiele zu pflegen. Diese hübsche Einfachheit überträgt sich dann unmerklich auf die ganze Denkweise der Schülerinnen. Man hat hier den Eindruck von wirklich kindlichen Geschöpfen, denen die Konkurrenz der Toilette und all der andern lieben Eitelkeiten, die das spätere Leben mit sich bringt, noch gar kein Interesse bietet.

Und bei all der Heiterkeit der jungen, von der Landluft frischen Gesichter, die einem hier entgegenblicken, hat der Lebensernst, die strenge Güte einer planmäßigen Erziehung ihren guten Platz! Sie sind alle gute Kameraden, die Lehrerinnen und ihre Zöglinge; eines hat Achtung vor dem andern, und die Erfüllung der Pflichten wird so selbstverständlich gefordert, daß dem einzelnen Kind, vom Beispiel der übrigen angefeuert und geleitet, gar nichts weiter übrigbleibt, als seine Schuldigkeit zu tun... Weshalb Faulheit und Nachlässigkeit hier in der Tat so wenig Platz finden, ist nicht leicht zu sagen. Vielleicht ist die durch eine rationelle Ernährung und Körperpflege erzielte Gesundheit und Lebensfreude die Ursache; vielleicht auch das Gefühl der gegenseitigen Verantwortlichkeit, das vor allem gepflegt wird, und das seine beste Stütze in der Tatsache findet, daß eine Bevorzugung oder eine Zurücksetzung des einen Kindes zugunsten des andern nicht statthat.

Man steht sehr früh auf und geht mit den Hühnern zu Bett. Man atmet beim Wachen wie beim Schlafen die gute Luft, denn verschlossene Fenster scheint es da nicht zu geben; und jeder arbeitet nach seinem Vermögen an der Bildung seines Körpers und seines Geistes.

Die Mädchen räumen ihre Zimmer auf, sie machen ihre weißen Betten selber, sie tollen umher in den großen Pausen, die die Schulstunden weise unterbrechen, und sie haben niemals Langweile, weil, was sie tun und treiben, ihnen oder anderen immer nützlich ist; ob sie da nun ein Buch selber einbinden, eine Schnitzarbeit machen oder draußen Hockey und Tennis spielen oder schließlich im Winter rodeln oder Ski laufen. Wanderungen und kleine Reisen ins liebe deutsche Vaterland mit der Lehrerin weiten ihren Blick, und an den Abenden sammeln sich die Großen und Kleinen beim Lampenschimmer, wo sie mit den Werken der Dichter und Denker bekannt werden.

Es gibt Pensionen und Erziehungsanstalten von nicht zu unterschätzender Qualität, aber die Deutschen Landerziehungsheime sind mehr: sie sind Heime im schönsten Sinn, sie bieten den Zöglingen eine von allem Guten und Schönen erfüllte Heimat.

Erntezeit.

Die Felder rauschen leise,
Zärtliche Winde wehn,
Im Blauen singt eine Meise,
Die Augen wollen mir übergehn.

Es hat heut nacht gewittert,
Das hat die Felder scheu gemacht,
Ähre für Ähre zittert
Vom bösen Traum der Nacht.

Die Sicheln surren und blinken,
Im Blauen singt eine Meise,
Die Ähren zittern und sinken
Zu Boden leise.

Ludwig Winder.

Bilder aus aller Welt.

Ein ehrendes Beispiel für die geistige Energie und Regsamkeit eines deutschen Arbeiters ist der zum Professor an das Polytechnikum in Tomsk in Rußland berufene Franz Havelk aus Jena. Er war früher Lithograph, bildete sich dann weiter aus und hat mehrere Arbeiten über Ornamentik und Chromolithographie veröffentlicht. Er wurde dann Assistent an der Königlichen Akademie in Leipzig und vor einiger Zeit als Professor an das Polytechnikum in Tomsk berufen.

Fräulein Gertrud Runge, die nach zehnjähriger Tätigkeit Weimar verläßt, wurde an das Hof- und Nationaltheater in Mannheim berufen. Von ihrer Wirksamkeit an der Morwitz- und Gura-Oper ist die junge begabte Sängerin den Berlinern noch in bester Erinnerung.

Frau Alwine Wiecke, die lange Zeit an ersten Berliner Schauspielbühnen tätig war, hat der Kunst Lebewohl gesagt und sich auf dem Heidehof „Tütsberg" in der Lüneburger Heide niedergelassen. Hier, mitten in der schönen, weiten Heide, lebt sie ganz als Gutsherrin und betreibt namentlich die Viehzucht wie ein echter und rechter Landwirt.



Phot. Sanden.

Professor Franz Havelk,
Jena,
wurde nach Tomsk berufen.



Phot. F. Bättl.

Gertrud Runge,
neues Mitglied
des Mannheimer Hof- u. Nationaltheaters.



Hofphot. P. Fischer.

Freifrau Vally von Schleinitz,
die neue Aebtissin des Gräflich Campaninischen Damenstifts in Barschau.



Alwine Wieckes Heidehof „Tütsberg" in der Lüneburger Heide.
Eine Schauspielerin als Gutsherrin.

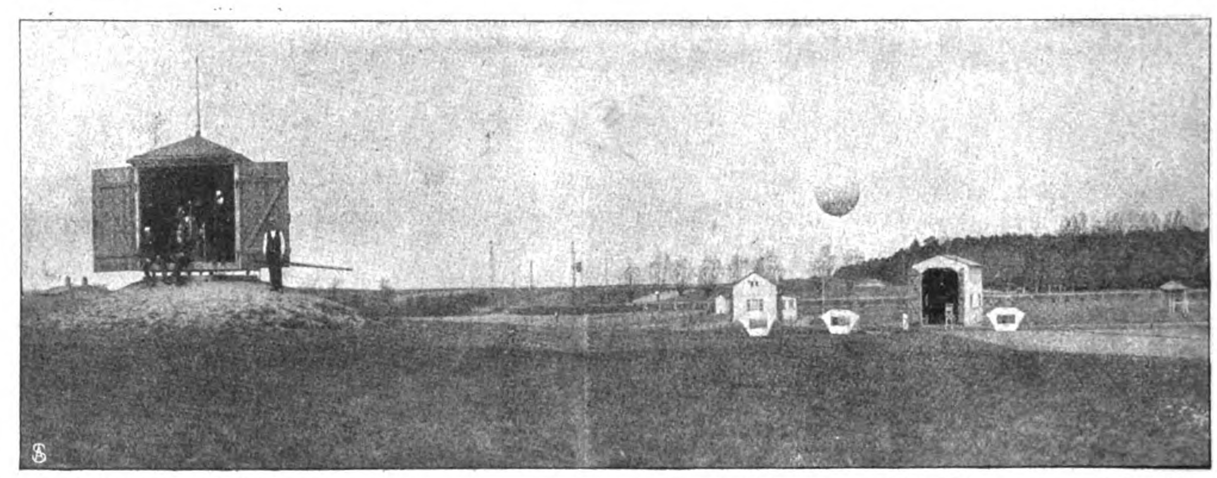
Vor kurzem fand die feierliche Einführung der neuen Aebtissin des Gräflich Campaninischen Damenstifts zu Barschau statt. Freifrau Vally von Schleinitz, Witwe des Oberstleutnants a. D. Freiherrn Hans von Schleinitz und Tochter des verstorbenen Generalleutnants a. D. Freiherrn von Bock und der Maria, geb. Matthias von Wallhofen, folgte ihrer verstorbenen Tante Frau von Petersdorf, geb. Matthias von Wallhofen, deren „Coadjutorin" sie während ihrer 10jährigen Amtsperiode gewesen war. Das Damenstift Barschau wurde 1789 von der durch ihre Beziehungen zu Friedrich dem Großen bekannt gewordenen Tänzerin Barberina begründet, die, nachdem ihre Ehe mit dem Freiherrn von Cocceji geschieden, zur Gräfin Campanini erhoben worden war. Das Stift ist für 18 Damen des schlesischen Adels bestimmt, von denen die Hälfte protestantisch, die andere Hälfte katholisch sein muß; dementsprechend sind auch die Aebtissinnen abwechselnd protestantischer und katholischer Religion.

Vor wenigen Wochen besuchte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin von Gelbensande aus die neuerbaute Luftwarte, die auf der Friedrichshöhe bei Rostock gelegen ist. Diese „Rostocker Luftwarte" ist ein wissenschaftliches



Phot. J. van Dühren.

Ein Idyll vom Heidehof.



Drehbares Windenhäuschen mit Elektromotor zum Hochlassen der Ballons. Laboratoriumsgebäude. Ballon- und Drachenschuppen. Luftelektrische Hütte.

Die neu erbaute Rostocker Luftwarte.

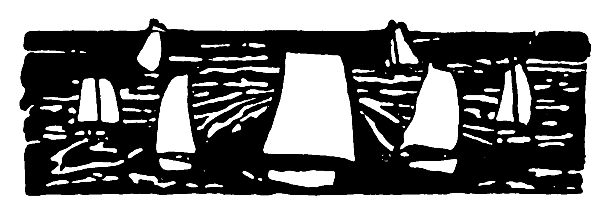
Institut zur Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre mittels Ballons und Drachen, und zwar sollen insbesondere die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre ergründet werden. Aus diesem Gebiet weiß man bislang noch sehr wenig. Die Internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt, deren Präsident Professor Hergesell, Straßburg, ist, hat denn auch die Gründung gerade der „Rostocker Luftwarte" mit besonderer Freude begrüßt. Gründer und Besitzer der Luftwarte ist Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt. Wissenschaftlicher Leiter im Ehrenamt ist Universitätsprofessor Dr. Kümmell. Für den Betrieb sind ein Laboratoriumhaus, eine Ballon- und Drachenhalle, eine luftelektrische Hütte, ein drehbares Windenhaus, eine englische Hütte und einige kleine Nebengebäude errichtet worden. Die Versuche, denen die Luftwarte in erster Linie dienen soll, sind naturgemäß außerordentlich schwierig, da die Herstellung der elektrischen Meßinstrumente nicht sehr einfach ist. Obenstehende Abbildung zeigt die „Rostocker Luftwarte" mit den dazu gehörigen Baulichkeiten.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 36. Berlin, den 6. September 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 36.



Die sieben Tage der Woche.

28. August.

Das Kaiserpaar trifft in Breslau ein, wo ihm von der Bevölkerung ein glänzender Empfang bereitet wird; am Abend findet ein Fest der Provinz Schlesien statt (Abb. S. 1508).

Im Haag wird in Gegenwart der Königin der Niederlande der von Carnegie gestiftete Friedenspalast feierlich eingeweiht.

Im Vorratsraum des vor Neuyork liegenden Riesendampfers „Imperator" bricht eine Feuersbrunst aus; der Zweite Offizier, Gobrecht, findet dabei den Tod, der Materialschaden ist bedeutend.

29. August.

Auf dem Gnadauer Exerzierplatz bei Breslau nimmt der Kaiser die Parade über das 6. Armeekorps ab.

Der belgische Senat nimmt die Steuergesetze mit den Abänderungen der Kammern an und vertagt sich dann auf unbestimmte Zeit.

Tokio, die Hauptstadt Japans, wird durch einen verhängnisvollen Taifun heimgesucht, der großen Schaden anrichtet; zahlreiche Menschen kommen dabei ums Leben.

Staatssekretär Dr. Solf trifft an Bord der „Eleonore Woermann" in Viktoria (Kamerun) ein und begibt sich zunächst nach Buea.

30. August.

Das Kaiserpaar besichtigt mit den Prinzen und den Spitzen der Behörden die Jahrhundertausstellung in Breslau (Abb. S. 1507); bei der Festtafel im Zwinger bringt der Kaiser einen Trinkspruch auf die Provinz Schlesien aus und tritt abends mit der Kaiserin die Rückreise nach Berlin an.

Auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin beginnt der Wettflug „Rund um Berlin" unter Beteiligung von 22 Fliegern.

In dem Rennen um den „Großen Preis von Baden" siegt Fürst Lubomirskis Moszi Ksiaze leicht gegen die im toten Rennen endigenden Martial III, Baldaquin und Cyclon.

Der bulgarische Delegierte Natschewitsch stattet in Konstantinopel dem Großwesir einen Besuch ab; der Pforte wird mitgeteilt, daß die Ankunft der offiziellen bulgarischen Abgesandten nahe bevorstehe.

31. August.

In dem Wettflug „Rund um Berlin" siegt der Münchner Baierlein auf Otto-Eindecker vor Alois Stiploschek auf Jeannin-Taube (Abb. S. 1509).

Bei der Reichstagsersatzwahl im Kreis Landshut (Bayern) wird der Zentrumskandidat Freiherr von Aretin gewählt.

1. September.

Die preußische Regierung hat zum Ankauf von Radium und Mesothorium 800000 Mark in den nächsten Etat eingestellt.

Bei der Ersatzwahl zum preußischen Abgeordnetenhaus im Wahlkreis Pr. Holland wird der konservative Rittergutsbesitzer Kahle gewählt.

2. September.

Auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin findet vor dem Kaiser die Herbstparade des Gardekorps statt.

Bei der Station Wallingford in Nordamerika werden durch den Zusammenstoß zweier Züge viele Menschen getötet und eine große Anzahl Personen schwer verletzt. — In England stoßen bei Hawes Junction zwei Schnellzüge zusammen, wobei 14 Personen ums Leben kommen.

3. September.

Die bulgarischen Delegierten treffen in Konstantinopel ein. Durch ihre Ankunft sind die türkisch-bulgarischen Friedensverhandlungen offiziell eröffnet.

Schönheit und Mode.

Von ***

Seit zwei Jahrzehnten redet man ununterbrochen in allen Variationen von der Selbständigkeit der Frau.

Ihr ist zugebilligt worden, was die vorige Generation für unmöglich hielt. An allen Enden und Ecken hat sie die ihr traditionell gesteckten Grenzen erweitert.

Sie ist von einer großartigen Selbständigkeit, reist allein um den Weltball, hat eigene Ideen und führt sie oft genug im Kampf mit dem anderen Geschlecht siegreich durch.

Wenn sie den Backfischschuhen entwachsen ist, tritt sie dem Leben nicht mehr mit der Absicht entgegen, sich ihm schmiegsam anzupassen, sondern mit der erhabenen Geste der Fordernden. Sie weiß, was sie will, und daß sie auf sich allein steht, macht sie stark.

Wie aber kommt es, daß dieses wohlausgerüstete Wesen selbständig ist in bezug auf eigene Angelegenheiten, auf Männer und auf Einflüsse der Familie, und dennoch unselbständig dem einen Faktor gegenüber, der Mode?

Mit unfaßbarer Nachgiebigkeit beugen sich auch die Intelligenten dieser Tyrannei, und wie eine Massensuggestion liegt über ihnen jede Verrücktheit, in der sich eine neue Mode gefällt. Sie, die so empfindlich sind in bezug auf richtige Bewertung ihrer Geister von seiten der Menschen, haben oft gar kein Gefühl für das, was sie der eigenen Silhouette schulden, ihrer „Linie", deren gleitender Fluß doch jahrelang eine so erfreuliche Begleiterscheinung gesellschaftlicher Gesamteindrücke war.

Die Extravaganzen der heutigen Mode sind ein Danaergeschenk, ertragbar eigentlich nur auf den Bil-

dern der Pariser Essayeusen und auf dem Körper schöner und trainierter Schauspielerinnen, zuweilen noch bei jenen mondänen Damen, deren Maße zufällig in diese buntdrapierten Umhüllungen passen, oder deren geistiges Leben überhaupt so absolut auf Kleiderfragen eingestellt ist, daß sie mit einem richtigen Instinkt aus der Fülle gefährlicher Übertreibungen etwas ihrer Individualität Passendes herausfinden. Was aber in Badeorten, in Großstadtstraßen, Hotelvestibülen und auf Rennplätzen en masse in die Erscheinung tritt, ist durchsetzt mit soviel Mißgriffen des Geschmacks, daß man oft vermuten möchte, es handle sich um eine Konkurrenz, ausgeschrieben für die prägnanteste lebendige Karikatur.

Und dann fragt man sich erstaunt: Weshalb tun die Frauen das? Warum geben sie sich dazu her? Sie, die Verfeinerten, Emporentwickelten, die soviel von Kultur reden, von geistigen Differenzierungen?

Warum lassen sie sich diese grellen Farben aufzwingen, diese grotesken Hüte mit der einen widersinnigen, hochsteigenden Feder, die wie der letzte stehengebliebene Baum einer Waldlichtung preisgegeben im Wind schwankt?

Warum, wenn sie schon aus praktischen Gründen die Fußfreiheit des Kleides geduldig hinnahmen und auf die Schleppe verzichteten, die doch so schöne, gleichmäßig lange Falten warf und solch wirksame Linie gab bis zum Haarknoten hinauf? Warum übertreiben sie diesen Laufmädchenrock noch und schlitzen und raffen, bis die Hüften ganz kurz scheinen, das Ganze deformiert und geradezu grotesk wirkt, sobald solch moderne Grazie aus irgendeinem Grund in plötzliches Laufen gerät, wie doch der Betrieb des Lebens in freier Luft es jeden Augenblick mit sich bringen kann?

In geschlossenem Raum, stehend oder sitzend, in künstlichem Licht auf Teppichen mag die übertriebene Toilette allenfalls erträglich sein, wirkt zuweilen, wenn die Trägerin schön ist und das Auge des Kritikers daher duldsamer, wie ein amüsanter Witz, wie eine pikante Metamorphose des Augenblicks. Aber die Straße wird zur geschworenen Feindin dieser Moden! Die freie Luft ist es, in deren Rahmen das, was in vier Wänden noch pikant gewesen, sofort schief und meskin wirkt. Die freie Luft stellt alles gewissermaßen richtig, verschleiert nichts und zeigt die Dinge, wie sie sind. Wie auch niemand das Gesicht einer Frau genau kennen kann, wenn er es nur im Theater, in Ballsälen oder umschleiert im Auto gesehen und niemals schleierlos auf mittäglicher Straße im hellen plein air! Oft genug aber weckt des harmlosen Wanderers höchstes Erstaunen die Note im Straßenleben, die der kurze, futterlose, um die Knie schlagende Rock und die schreienden Farben verschiedener, unharmonisch durcheinander gewirbelter Stoffe geben sowie die am unteren Saum zusammengezogenen Mäntel, die auch der schlankſten Figur ein pinguinenhaftes Aussehen verleihen. Und kopfschüttelnd greift er sich an die Stirn. Weshalb tun sie das — sie, die doch berufen sind, für die Schönheit der Welt zu sorgen?

Und das immer sich Begebende tritt ein und verzerrt das Straßenbild vollends.

Was, von genialen Schneidern hergestellt, allenfalls noch an der äußersten Grenze eines gewissen Geschmacks stehen kann, das wirkt — je billiger und konfektionierter die Massenarbeit es auf den Markt bringt, um so grotesker! Beim Treppenaufstieg aus der Hochbahn, beim Hetzen über die großen Straßen, wenn des Schutzmanns hocherhabene Hand die Passage für eine Minute freigibt, entpuppt der modern geschnittene Rock Möglichkeiten, die alles, was in den Tagen der Krinoline an Lächerlichkeiten vorkam, weithin überbietet. Und wenn selbst bei dem wohlgebildetsten Fuß, dem schmalsten Hacken dies Hintenausschlagen unter dem zu knappen Saum unästhetisch wirkt — wieviel unglaublicher beim Dauerstiefel, wenn alle Balance verloren zu sein scheint, die Drapierung willenlos mitflattert und der am falschen Ende schwerbepackte Hut, von dem eine Federpose — einsam wie eine Aloe — zur Seite oder rückwärts zeigt, auch nach oben jede ruhige Kurve verdirbt.

Gewiß ist die Seele am Menschen die Hauptsache! Aber seine Linie ist doch auch ein äußerst wichtiges Moment! Nicht die Nasenlinie nur, von der bekanntlich nach Schopenhauer so manches Mädchens Schicksal abhängt, sondern der Umriß der Gestalt, dessen vorteilhafte Inszenierung jede Frau um so mehr in der Hand hat, als sie es fertigbringt, einen erhöhten Reiz der Züge zu erzielen.

Ach, wo sind die Tage, als das Einfache das Vornehme war und die diskrete Farbe, nicht unterbrochen durch grelle Töne des Regenbogens, die Gestalt einer Frau wie ein schönes Bild wirken ließ, so wie sie durch die Gedanken der Träumer gehen? Diese bunten Vögel, drapiert und gerafft mit all den phantastischen Schärpen an den falschen Stellen, den Stoffmengen, die irgendwo hängen, als wären es Stoffmeter, die eine steuerfeindliche Reisende an sich selbst aufsteckt, um sie also über eine Landesgrenze zu paschen; diese Figuren von 1913 sehen nicht aus wie Damen mit schönen Seelen, von denen Dichter träumen, sondern wie Mannequins, die davon leben, sich für gutes Gehalt zu zeitweiligen Maskeraden herzugeben.

Zu der gesteigerten Empfindlichkeit in Kulturdingen, die so viele Frauen auszeichnet, zu dem Drang nach verfeinerter Individualität, der in ihren Wohnungen waltet, in so vielen Dingen, die sie brauchen und erfinden, passen derartige Verirrungen so wenig! Diese Frauen bringen, allzu übertrieben gekleidet, einen Mißton in ihre eigenen Zimmer. Sie passen zu den Blumen in ihren Vasen, den Bildern an ihren Wänden nicht mehr, zu denen sie doch einst so fein abgestimmt wirkten, als sie klassisch gingen wie Miß Grant oder in jener distinguierten Korrektheit, die so einfach aussieht und so kostspielig ist, aber wie ein Vorrecht der sogenannten „Dame" war, deren Aussehen sich nunmehr aber in nichts von der ihrer Mitschwestern in anderen Lebensphären unterscheidet. Der solide Reiz des Schneiderkleides, der Hut in der Mittelgröße, auf dem die Feder so selbstverständlich lag, ganz sachgemäß an der geeignetsten Stelle, die Einfarbigkeit, die das Kleid unwesentlich erscheinen und das Gesicht Hauptsache bleiben ließ, das Gesicht der Frau, dessen zarte Hautfarbe und oft in so unfaßbar feinen Tönen des Graublau schimmernde Augen neben dem Bunt des Kleides jetzt manchmal wie erloschen aussehen — feine Reize, überschrien von der brutalen Farbigkeit allzu leuchtenden Stoffs — wo ist das alles hin?

Wenn die Japanerin mit den blanken, dunklen Augen und dem straffen, wie gewichsten blauschwarzen Haar alle Farbe des Papageien an sich hat und wie ein kleiner Kolibri unter den blühenden Kirschbäumen oder bunten Lampions der Teehäuser sitzt, so paßt das für sie und ihre Rasse. Die Abendländerin aber gewinnt nicht, wenn sie sich farbig wie eine Exotin kleidet; und je blonder und arischer sie ist, um so mehr sollte sie sich an Pastelltöne und ruhig gestimmte Nuancen halten.



Wann wird das Farbengefühl für Kleiderstoffe bei den Frauen wiederkehren, die doch in bezug auf ihre Tapeten so empfindlich sind? Werden wir bald wieder befreit sein von diesen Verirrungen im grellen Grün des Grashüpfers, von jenem starken, aufdringlichen Gelb, das wir uns allenfalls in spanischer Kresse und bei Ginster am Bergfelsen gefallen lassen, aber nicht an den Knien und der Taille einer Frau?

Und der Fuß?

Haben wir eigentlich damit gewonnen, daß wir ihn jetzt immer vollständig zu sehen bekommen, mit mindestens zwanzig Zentimeter raffiniertem Strumpf darüber? Stehen diese vielen Frauenfüße in den Wagen der Hochbahn nicht nebeneinander wie in Stiefelbasaren? Und wirken seelenloser, weil sie ganz sichtbar sind und nichts an ihnen zum Erraten oder Ergänzen übrigbleibt? Und wenn sie in Gesellschaft auch noch so raffiniert montiert aus dem leichtgeschlitzten Rock hervorkamen — war die Suggestion nicht doch größer, als man nur die Spitze sah, die elegante Spitze, die nur ganz selten bei einer hastigen Bewegung des langen Kleidersaumes eine Ahnung von Strumpf erkennen ließ?

Ist nicht überhaupt in Dingen des Geschmacks Diskretion stets das wichtigste?

Und wenn man das anerkennt, wie besteht dann die Mode von heute in allen ihren Auswüchsen vor einem objektiven Tribunal?

Daß jene vielen sie geduldig annehmen, die grundsätzlich alles Aktuelle mittun, weil es eben das Neuste ist, wundert niemand.

Aber die klugen Jungfrauen mit Öl auf der Lampe, die intelligenten, denkenden Frauen, warum auch sie? Wie eine Panik liegt auf allen die Sorge, nicht nach der letzten Mode zu gehen. In so vielen Dingen haben sie sich von den Traditionen befreit — aber dieser launenhaften Göttin tun sie Sklavendienste nach wie vor — vielleicht ein Symptom, daß schließlich in keiner, auch der nicht, die sich ganz erhaben fühlt, die Eva wirklich auszurotten ist und doch immer eine Angriffsstelle überbleibt wie die Ferse am Achill.

Ja, es ist schade — wie alles Übertriebene schade ist und den Reiz der Dinge schmälert; wie zu parfümierte Zimmer unangenehm sind — oder zu viele Nelken auf einmal einem auf die Nerven gehen — wie man wohl mal eine witzig frivole Pointe genießen kann, aber ärgerlich wird, wenn man sie allzu unterstrichen und häufig vorgesetzt bekommt. — Schade um Schönheit, die verloren geht und vermindert wird!

Die Venezianerinnen Bordones und Gainsboroughs, schöne Frauen mit den großen Hüten, stehen in glänzenden Rahmen, die ihre Reize erhöhen, sie voll herausbringen, in das rechte Licht rücken.

Die fußfreie Grazie aber mit der Taille an der falschen Stelle, den disharmonischen Farben, die einander weh tun, wie wenn man Tomaten neben Himbeeren legt — oder wie eine neue Flagge in Landesfarben dem alten, braunen, sturmzerfressenen Segel weh tut, wenn man sie über ihm am Mastbaum hißt — diese Farbenmißtöne vermindern ihren Zauber und schaden ihrem Reiz, das Dümmste, was kluge Frauen tun können.

Und eins steht fest:

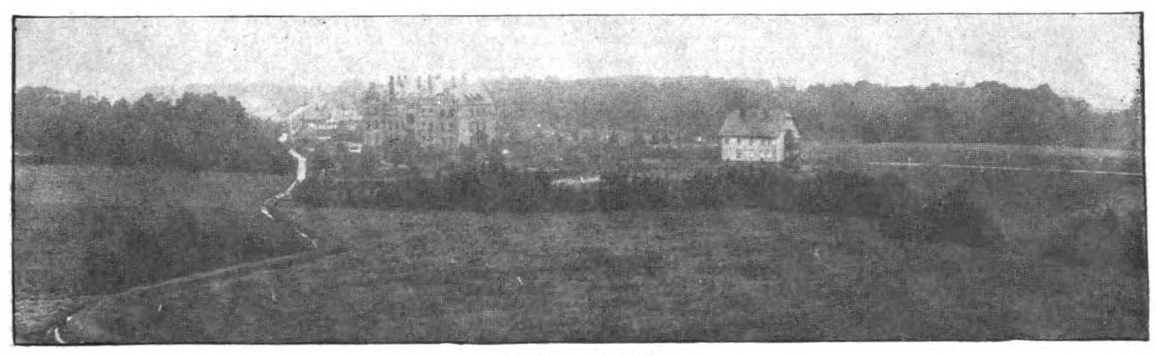
Sind erst wieder Jahre da mit ruhigen, schönen Hüten und feingetönten, langen Kleidern, erlöst von den „Cris" der Mode von heute — mit erschrecktem Staunen über sich selbst wird die Frau von alsdann ihre Photos von 1913 betrachten und sich selbst nicht verstehen, daß sie also in der Öffentlichkeit umhergehen mochte, in diesen knappen Futteralen Treppen emporstieg und Großstadtplätze „überquerte". Und zurückblickend begreifen wird sie alsdann den Berliner Straßenjungen, über den sie so vernichtend dachte, wenn sie ihm allzu fußfrei, allzu bunt und allzu aufgetakelt vorüberging — ihn, der mit dem richtigen Gefühl der unverbildeten Kaste staunend ihre Aufmachung betrachtete und in seiner naiven Seele durchaus im Recht war, wenn sich seinen stets kritikbereiten Lippen ein dreistes Lachen oder ein derber Scherz entrang. . . .

Im Gelände des Kaisermanövers.

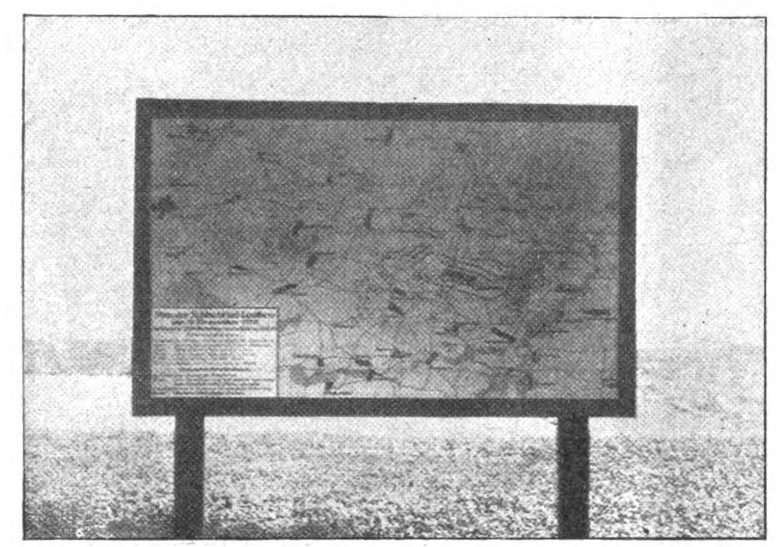
Von Freiherr von Seckendorff, Generalleutnant z. D. — Hierzu 1 Karte u. 9 photographische Aufnahmen.

Für die kaiserliche Entschließung, den Gedenkfeiern in Preußen die großen Manöver auf den erinnerungsreichen Gefilden Schlesiens anzuschließen, hat Heer und Volk das gleiche dankbare Verständnis. Nachdem am 6. September bei Dennewitz noch Bülow und allen Helden des Tages erhebende Erinnerungstunden geweiht sein werden, sollen am 8., 9. und 10. September das V. und VI. Armeekorps vor ihrem Kriegsherrn den Beweis kriegsmäßiger Ausbildung und Führung erbringen. Dem Gedenken folgt hier wie in der gesamten deutschen Armee das ernste Wollen von heute, das Fortschreiten auf dem Weg der Pflicht!

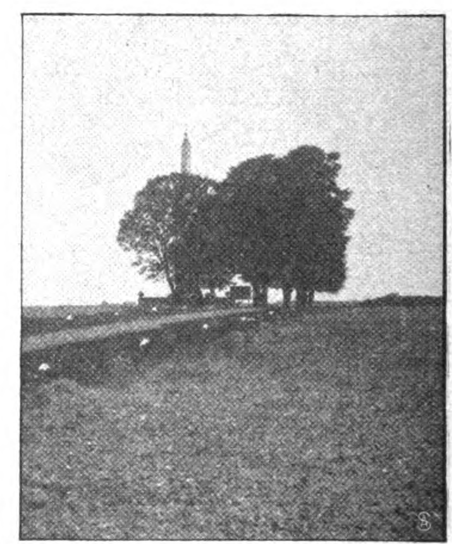
Das Gelände, in dem sich die diesjährigen Kaisermanöver abspielen werden, bietet viel Abwechslung.



Freiburg i. Schl.



Tafel mit dem Schlachtplan.

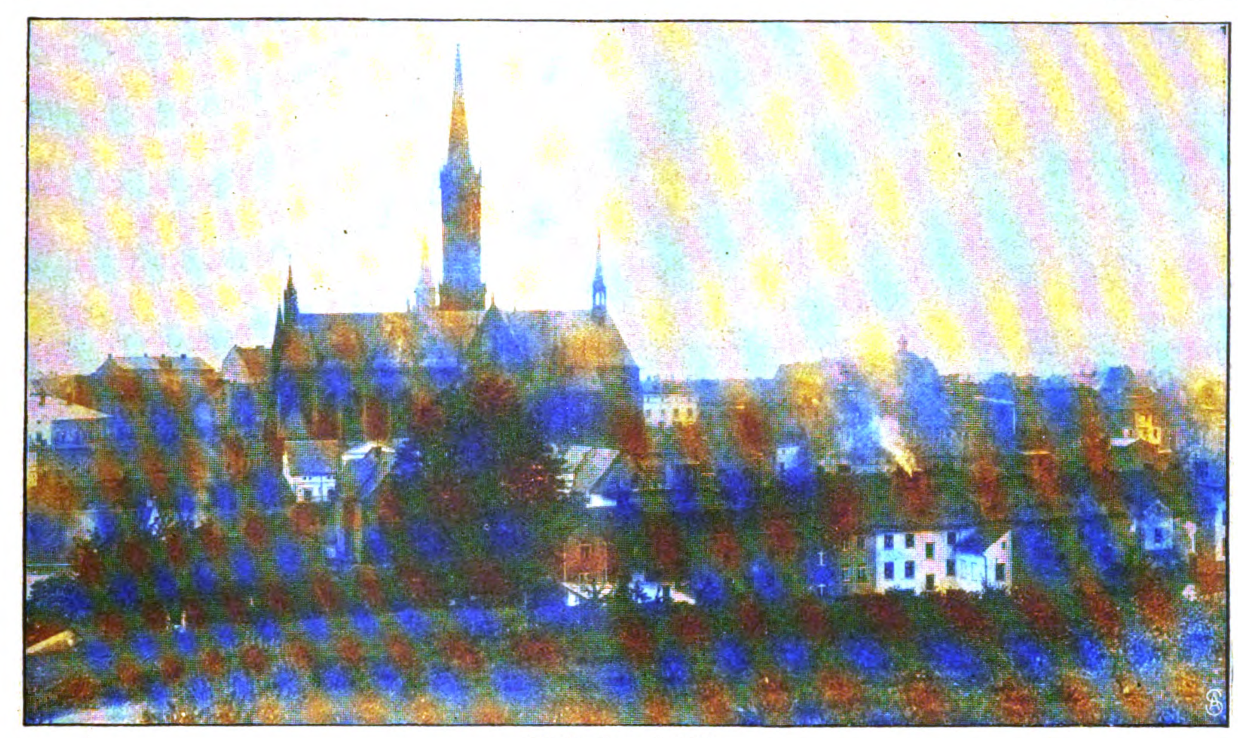


Das Denkmal auf dem Schlachtfeld.

Das Schlachtfeld von Leuthen.

Chaussee — Eisenbahn — Wasserläufe — Kaiserliches Hauptquartier — Manöverleitung

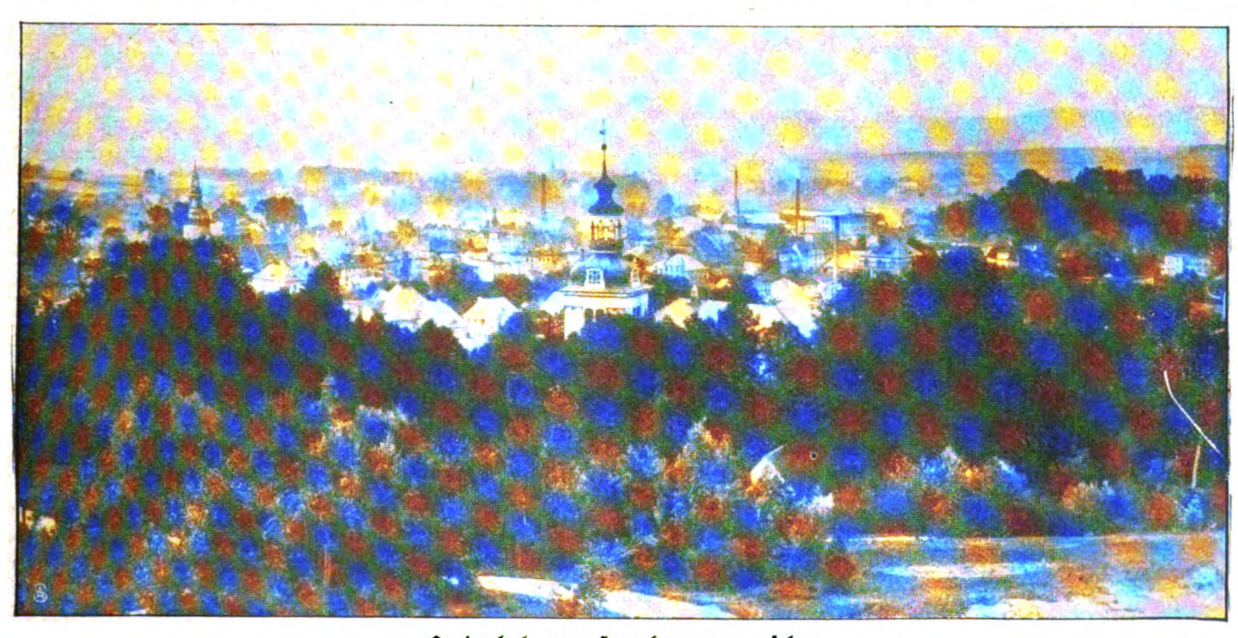
Für Privatkraftwagen-Verkehr gesperrtes Gebiet.



Waldenburg i. Schl.

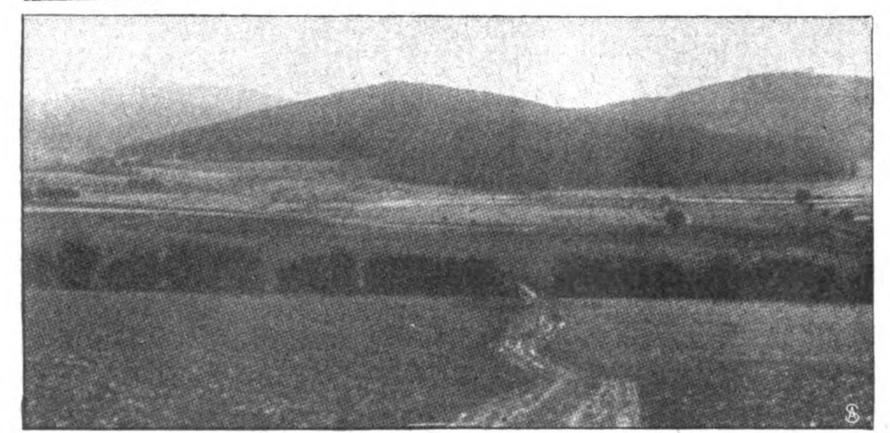
Es zerfällt in den gebirgigen, waldreichen westlichen und den hügeligen, von Wasserläufen durchzogenen östlichen Teil. Eine große Zahl guter Chausseen, Wege, Eisenbahnen und reicher Anbau begünstigen die Truppenbewegungen wie -entwicklungen in jeder Richtung und erleichtern Unterkunft und Verpflegung. Aus dem oberen Katzbachtal und vom Katzbachgebirge her führen nach Osten gute Chausseen auf Jauer, vom Landeshuter Kamm über Bolkenhain, Hohenfriedeberg und Freiburg nach Striegau und Königszelt, von Gottesberg, Waldenburg und den Nordhängen des Eulengebirges über Schweidnitz und Reichenbach aus dem Gebirge. Zwei Meilen östlich Schweidnitz erhebt sich der bewaldete Zobten aus dem Hügelland bis auf 718 Meter. An Wasserläufen durchziehen den östlichen Geländeteil das Striegauer Wasser mit der Polsnitz oder Freiburger Wasser und die Weistritz mit dem Peile-Fluß. Weite, mit Wald durchsetzte Wiesengründe umrahmen die Ufer. Nach dem jetzigen Wasserstand werden sie zumeist Hindernisse für alle Waffen bilden. Weiter sind die über Jauer nach Norden fließende Wütende Neiße und Katzbach zwischen Goldberg und Liegnitz als Flußhindernisse zu erwähnen.

Zahlreich sind die historischen Erinnerungen, die

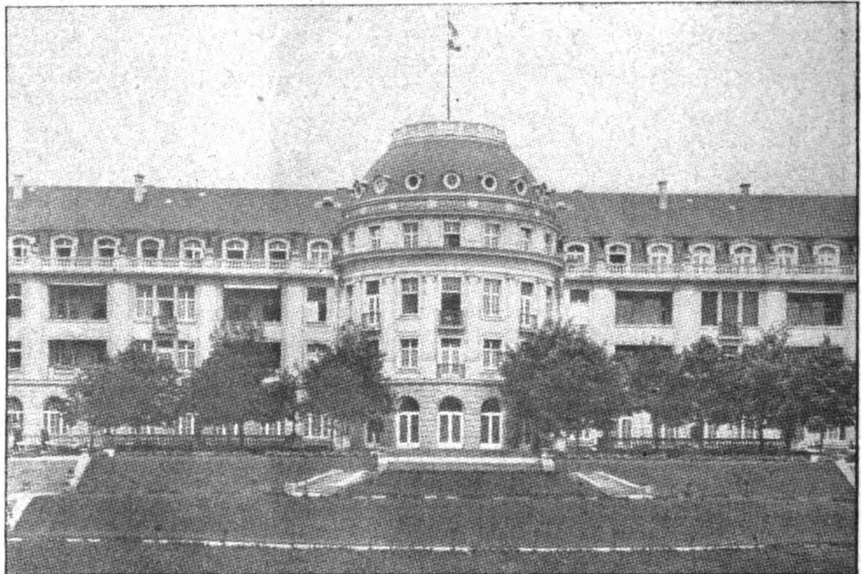


Landeshut, vom Kreuzberg aus gesehen.





Zobten: Blick auf Bismarckhöhe.



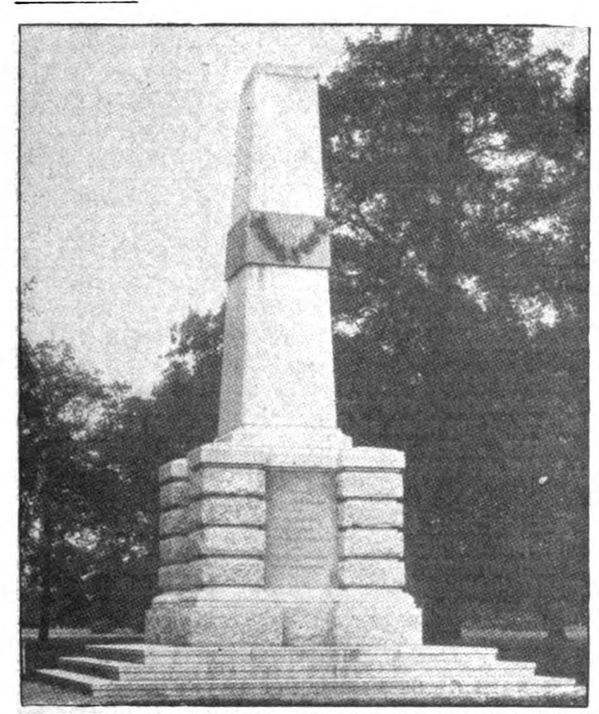
Das Grand-Hotel in Bad Salzbrunn, das Hauptquartier des Kaisers.

mit dem gesamten Gelände verknüpft sind. Landeshut, Hohenfriedeberg, Liegnitz und Leuthen, die Ehrengefilde der Blücherschen Armee an der Katzbach, die Weihestätte der Lützowschen Freischar am Zobten, das Versammlungs- und Vormarschgelände der Armee des Kronprinzen 1866 vergegenwärtigen uns die Bedeutung. Blüchers Grab zwei Kilometer südöstlich Canth und Moltkes Ruhestatt bei Creisau lenken die Gedanken auf die „Unvergeßlichen"! Aber auch sonst ist der Armee, zahlreichen Touristen und Erholungsbedürftigen die Gegend wohlbekannt. Sie bewahren den schönen schlesischen Bergen, den Kurorten und der blühenden Landschaft eine dankbare Erinnerung. Von den kleineren Gebirgsorten gewinnen während der Manöver der bekannte Badeort Salzbrunn und Freiburg — 12 Kilometer westlich Schweidnitz — besondere Bedeutung. Im Bad Salzbrunn werden der Kaiser mit dem Hauptquartier, in Freiburg die Manöverleitung unter General von Moltke Quartier nehmen. Bad Salzbrunn ist ein Dorf mit 7000 Einwohnern, das sich im Tal der Salzbach fast anderthalb Stunden hinzieht. Es ist durch seine alkalischen Mineralquellen bekannt. Freiburg ist eine Stadt mit 9600 Einwohnern und bedeutender Leinenfabrikation. Drei viertel Stunden südwestlich davon liegt das Schloß Fürstenstein des Fürsten Pleß in herrlicher Berglandschaft.



Hohenfriedeberg: Siegeshöhe.





Striegau: Denkmal für die bei Hohenfriedeberg Gefallenen.

Die Kriegsgliederungen der beiden gegeneinander manövrierenden Korps werden erst kurz vor Beginn bekanntgegeben. An Friedensverbänden sind sich beide gleich; jedes Korps hat eine fünfte Infanteriebrigade und ein Jägerbataillon. Abgesehen von noch eintretenden Veränderungen im Kräfteverhältnis, dem Hinzutreten von technischen Truppen sind Ueberraschungen nicht ausgeschlossen. Die Zahl der zur Verwendung gelangenden Flugzeuge wird eine große sein; von Militärluftschiffen werden voraussichtlich zwei Z-Schiffe in Tätigkeit sein. Die sich gegenübertretenden Führer sind die Generale der Infanterie von Strantz (V.) und von Pritzelwitz (VI.). Chef des Generalstabs des V. Armeekorps ist Oberstleutnant Meister, des VI. Oberstleutnant von Derschau. Als Divisionskommandeure führen Generalleutnant von Below die 9., Generalleutnant Kosch die 10., Königlich Württembergischer Generalleutnant von Dorrer die 11., Generalleutnant Chales de Beaulieu die 12. Division.

Von den fürstlichen Gästen werden der König von Sachsen mit dem Prinzen Friedrich Christian voraussichtlich im Schloß Sybillenort, die übrigen und fremdländischen Offiziere in Breslau Quartier nehmen. Die Schiedsrichter verbleiben nahe den Unterkunftsbereichen der Truppen.

Momentaufnahmen von unterwegs.

Von Valeska Gräfin Bethusy-Huc.

Eine sonnige Terrasse hinter der Kirche von Castagnola über dem Luganer See, Efeu umrankt die grauen Steinmauern, Kletterrosen blühen in dichten Buketten dazwischen. Über dem tiefgrünen, von Blumen übersäten Rasen am Fuß der Terrassenmauern schlingt der laubenartig aufgebundene Wein seine Ranken, und der See blitzt herauf, von silbernem Wellengekräusel überzittert. Blaue Wasserstraßen, die bewegungslos scheinen, ziehen sich durch das Wellenzittern. Ein Dampfer fährt darüber hin, zwei weiße Schaumfurchen hinter sich herziehend wie nachschleppende Flügel. Die massigen Felspyramiden des Monte Salvatore heben sich über dem Wasser empor, in blaugrauen Dunst gehüllt, und die schroffen Berglehnen gegenüber von der Kirche haben ihr Sommerkleid, zartgrüne Schleier, angelegt. Kein Gehölz unterbricht ihre Konturen, aber wo der grüne Schleier nicht haften konnte, schimmert graurötliches Gestein, und die tiefen schluchtartigen Einschnitte über dem See erscheinen violett, fast schwarzblau. Zwischen den Bergen und dem See ziehen zwei große, dunkle Vögel ihre Kreise, stoßen ab und zu blitzschnell bis zum Wasser hinab und heben sich dann wieder empor, die Schwingen weit ausbreitend.

An die Terrassenmauer gelehnt steht eine junge Frau in einem feschen Tailor made, ein enganliegendes Hütchen mit großen Kirschenbuketten rechts und links über den zierlichen Ohren. Sie blickt über den See hin — man hat ihr so viel von der Aussicht erzählt — aber sie findet es doch etwas einsam hier, und der See und die Berge — lieber Himmel, die sieht man ja doch überall! Da beginnen die Glocken in dem offenen Glockenstuhl des viereckigen Kirchturms zu läuten. Sie schwingen sichtbar hin und her, als sei das alte Gemäuer plötzlich lebendig geworden. Ein kleines Mädchen mit schwarzem Lockengewirr um das lebhaft gerötete Kindergesicht kommt durch den Torweg zur Terrasse gelaufen und hält einen Strauß bunter Sommerblumen der jungen Frau entgegen.

„Vole signora? Per la bella Teresa morte!" Die Frau fragt nach der „schönen toten Teresa". Sie war die Tochter des „Signors" in der „prima grandissima villa" des nächsten Ortes, „molto, bella molto graciosa" berichtet die Kleine mit fliegendem Atem, und nun wurde sie begraben. O, die Signora muß kommen, das schöne Begräbnis ansehen und der armen Toten diese Blumen, dem armen Kind aber ein wenig Geld dafür geben, damit die Heiligen eine Freude haben. Das alles kommt eilig in dem landläufigen Italienisch über die Kinderlippen, und die junge Fremde lächelt und greift in ihr Portemonnaie. Sie folgt dem davoneilenden Kind. Und da kommt schon der Zug. Kerzen brennen um den hoch getragenen Sarg her, eine Schar von Frauen und Mädchen aus dem Volk, mit langen, schwarzen und grauen Kopfschleiern, schließt sich den Leidtragenden an, und die Fülle buntester, herrlichster Blumen in allen Händen gibt dem Trauerzug fast ein heiteres Ansehen. Der Zug ist so lang, daß der kleine Kirchhof, der auf der Höhe vor der Kirche liegt, ihn nicht faßt. Nun stehen die Leute auf der Straße still, und die letzten drängen sich in den Hof der Kirche hinein. Als der Geistliche am Grab zu sprechen beginnt, und die Entfernung zu groß ist, um ihn zu verstehen, beginnen die Frauen untereinander erst ganz leise, dann immer lauter zu reden. Sie sprechen von der „poverina bella Teresa", die so jung in die Gruft müsse. Aber bald erheben sich Stimmen, die meinen, die Toten hätten es doch gut bei den lieben Heiligen. Eine Frau sagt: Wer kann wissen, vor welch übler Ehe der Tod die bella Teresa bewahrt hat, und ein schönes, dunkeläugiges Mädchen, das einen Busch feurigroter Rosen trägt, erklärt: traurig brauche man doch nur zu sein, wenn man einen lieben Angehörigen zu Grabe bringe, sonst sei ein Begräbnis doch so eine schöne Feier. Ein junger Bursche nickt ihr beifällig lächelnd zu, ein anderer erkundigt sich nach Alter und Todesstunde der bella Teresa, denn es ist gut, solche

Zahlen für das Lotto zu wissen, sie brächten Glück. Ja, das Lotto! Siebzehn Jahre — um die dritte Stunde — die Frauen wiederholen: 17 — 3 — man muß sein Glück versuchen. Oh, die Rosetta weiß eine Geschichte vom Lotto — hört doch, hört! Das Begräbnis beginnt, ein Volksfest zu werden. Schocking! murmelt die junge Fremde mit dem Kirschenhut, aber während sie die ausgetretenen Steinstufen hinabsteigt, die zur unteren Straße führen, lächelt sie doch befriedigt — sie hat immerhin etwas erlebt auf ihrem Spaziergang. Akazienduft erfüllt die Luft, und das Lied der Grillen tönt aus den Feldern. Das Leben regiert — und leise verklingen die Totenglocken über der blühenden Landschaft.

Unsere Bilder

Die Kaisertage in Breslau (Abb. S. 1507 u. 1508) waren vom Wetter mehr begünstigt als die vorhergehenden in Posen. Der Kaiser wurde vor dem Rathaus vom Oberbürgermeister Matting mit einer Ansprache begrüßt. Während des Aufenthalts in Breslau reihte sich Fest an Fest, wobei die auf den Straßen harrenden Zuschauer nicht müde wurden, dem Kaiserpaar begeistert zuzujubeln. Die Parade über das 6. Armeekorps auf dem Gnadauer Exerzierplatz und der Besuch der Jahrhundertausstellung boten hierzu reiche Gelegenheit.

Die Jahrhundertfeier in Zobten (Abb. S. 1510). Auf dem historischen Boden der Lützowschen Freischar fand ein vaterländisches Fest statt, an dem der Kronprinz und viele andere Fürstlichkeiten teilnahmen. Es galt der Einweihung des vom Staat in Zobten errichteten „Denkmals des betenden Lützowers" und zugleich der Jahrhundertfeier der Befreiungskriege der Stadt Zobten.

In Sigmaringen hat vor einigen Tagen die Hochzeit des früheren Königs Manuel von Portugal mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern stattgefunden. Wir bringen das neuste Bild des jungen Paares (Abb. S. 1512).

Heinz Tovote (Abb. S. 1513) ist der Verfasser unseres neuen Romans „Durchs Ziel", mit dessen Veröffentlichung wir in unserer heutigen Nummer beginnen. Der Roman spielt in Offizierskreisen und schildert den Werdegang eines jungen Ulanenoffiziers zum vollendeten Herrenreiter. Daneben spielt natürlich eine feinsinnig angelegte Herzensangelegenheit, die, wie der Titel andeutet, zu glücklichem Ende geführt wird. Heinz Tovote ist am 12. April 1864 in Hannover geboren. Er hat sich durch eine große Anzahl glänzender und vielgelesener Romane und Novellen einen Namen gemacht.

Der Aviatiker Pegoud (Abb. nebenst.) hat den Versuch erfolgreich ausgeführt, einen Bleriot-Eindecker während eines Gleitabfluges sich überstürzen zu lassen, so daß dieser auf dem Rücken flog. Er brachte dann den Apparat wieder in seine normale Lage, um glücklich auf dem Erdboden zu landen.

Ein Mesothorium-Konzert (Abb. S. 1512) fand in München unter dem Protektorat des Prinzregenten von Bayern und der Mitwirkung einer auserlesenen Künstlerschar statt.

Der Militärflieger Leutnant z. S. Karl von Gorrissen (Abb. S. 1514) hat auf seinem 100-P.S.-Ago-Argus-Wasserdoppeldecker einen wohlgelungenen Flug von Cuxhaven nach Helgoland unternommen und die 35 Seemeilen lange Flugstrecke in etwa 50 Minuten zurückgelegt.

Die Weihe des Observatoriums auf dem Feldberg bei Frankfurt a. M. (Abb. S. 1514), das meteorologisch-geophysikalischen Zwecken dienen soll, hat kürzlich stattgefunden. Das Institut ist vom Frankfurter Physikalischen Verein gegründet worden.

Der Wettflug „Rund um Berlin" (Abb. S. 1509). Ein Massenbesuch, wie ihn der Flugplatz Johannisthal bei Berlin wohl nur selten gesehen, hatte sich zu dem Schlußtag des Wettfluges „Rund um Berlin" eingefunden. Sieger wurde der Münchner Baierlein vor Alois Stiploscheck.

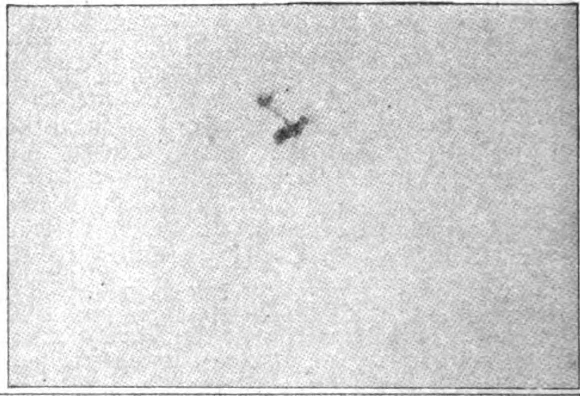
Tanzturnier in Baden-Baden (Abb. S. 1511). Die Einführung der neumodischen Tänze hat auch die Einrichtung von Tanzturnieren gezeitigt. Sieger in der Baden-Badener Tango-Tanzkonkurrenz wurde der Berliner Kunstmaler Leonard, dessen Partnerin Fräulein A. Schubert war.

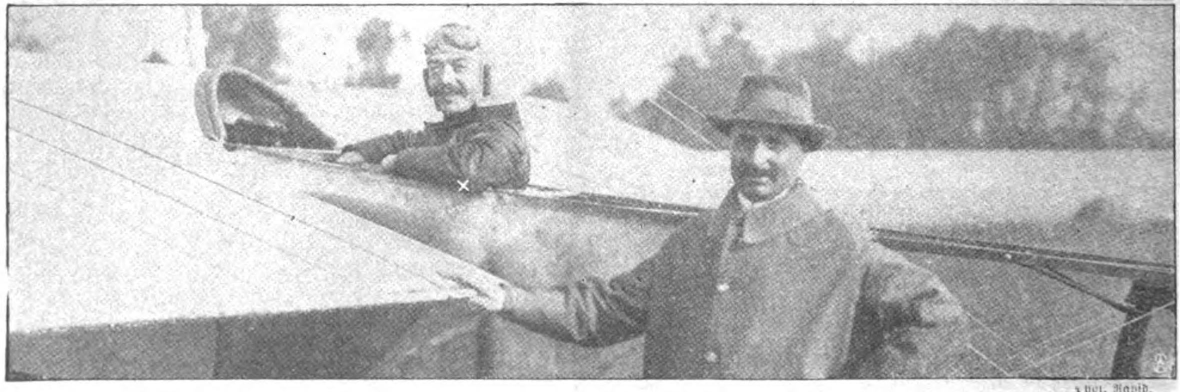
Die Toten der Woche

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Hermann Aron, bekannter Elektrophysiker und Großindustrieller, † in Homburg v. d. Höhe am 29. August im Alter von 68 Jahren.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Erwin v. Baelz, ehemaliger Leibarzt des Kaisers von Japan, † in Stuttgart am 31. August im Alter von 64 Jahren.

Karl Freiherr von Richthofen, ehem. ottomanischer Gesandter, † in Baden-Baden am 28. August im Alter von 70 Jahren.





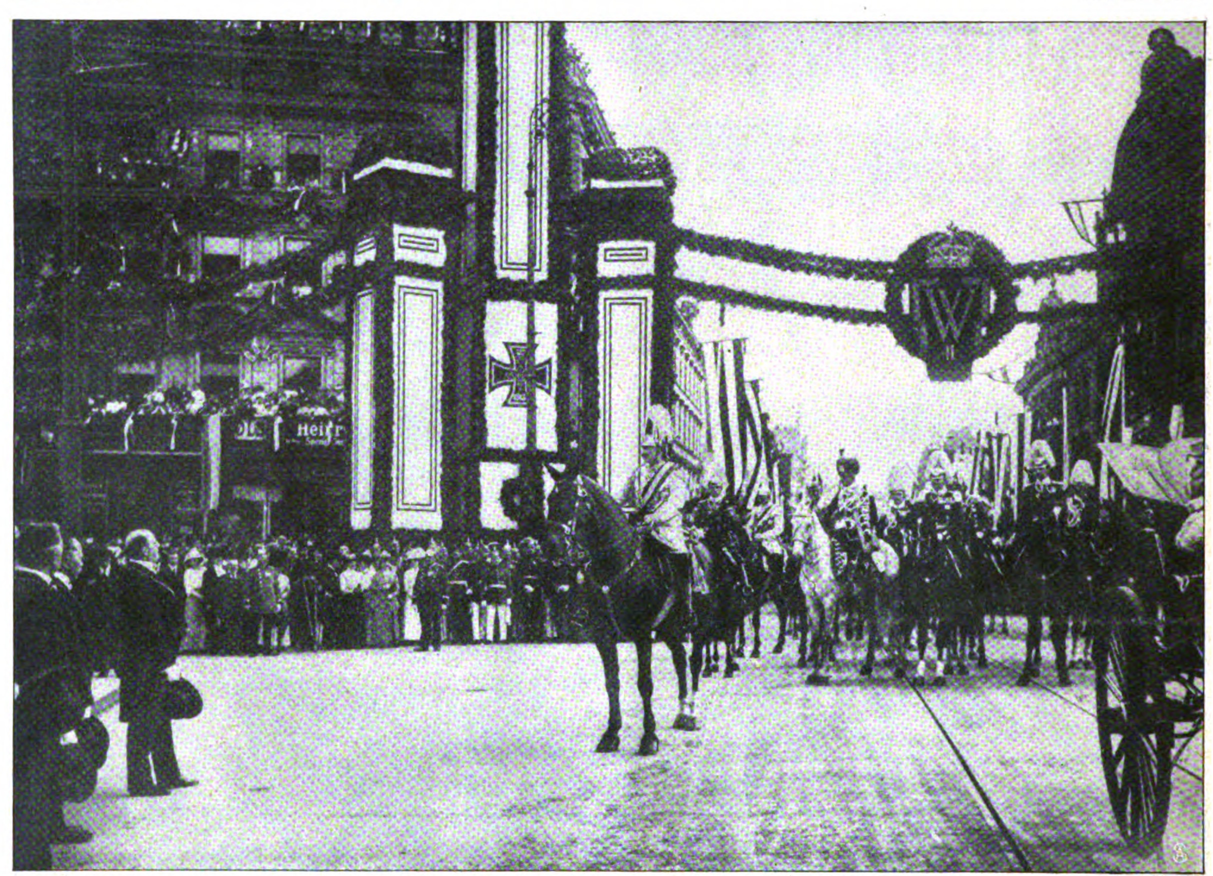
Der Aviatiker Pegoud (×) vor dem Aufstieg. Oben rechts: Pegoud in den Lüften in dem sich überstürzenden Eindecker. „Looping the Loop" im Aeroplan.



Phot. Ring-Atelier.

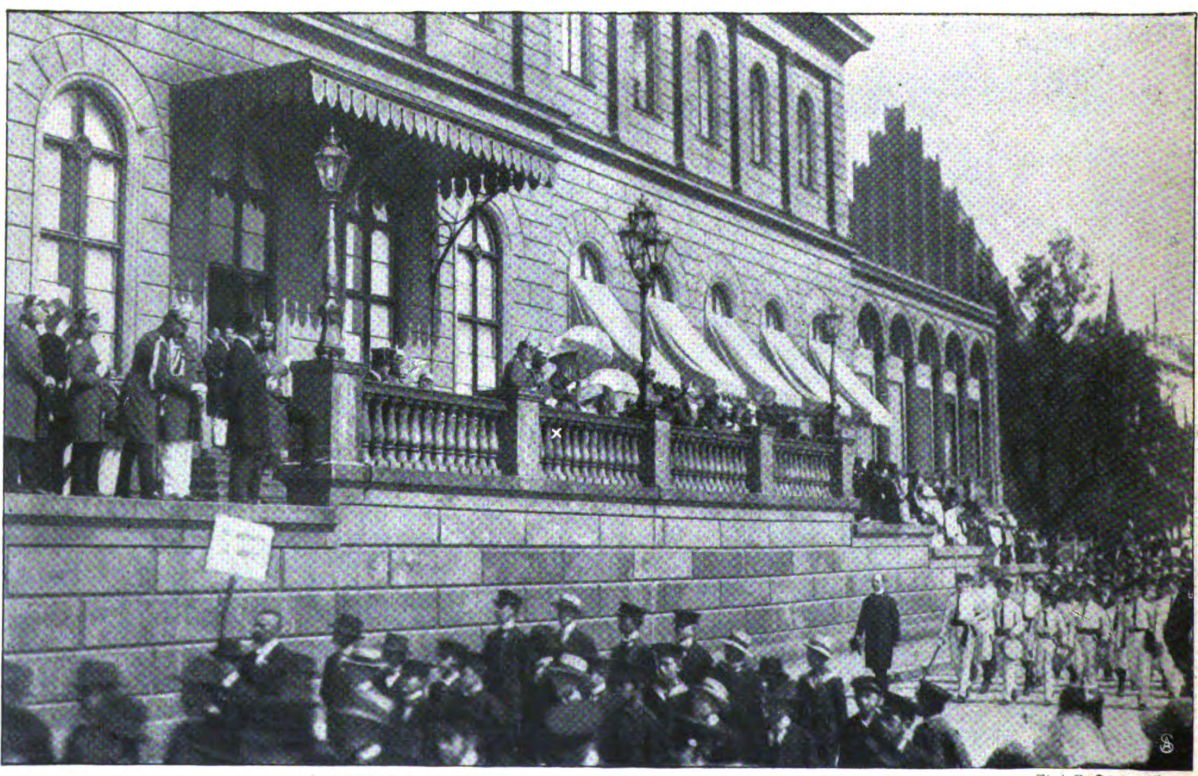
Das Kaiserpaar auf der Jahrhundertausstellung.

Kaisertage in Breslau.



Ansprache des Oberbürgermeisters Matting.

Phot. Ring-Atelier.



Die Huldigung der schlesischen Jugend vor dem Kaiserpaar (×).

Phot. B. Scharowski.

Kaisertage in Breslau.



1. Die Zuschauermenge (Phot. C. Benninghoven). 2. Stiploscheck (×), der zweite Preisträger (Phot. Gebr. Haeckel). 3. Der Sieger Baierlein (×) (Phot. P. Lamm). 4. Blick auf den Startplatz Johannisthal (Phot. C. Benninghoven).

Der Wettflug „Rund um Berlin“.





Phot. A. Groß.

Gruppe aus dem Festzug: Turnvater Jahn mit seinen Schülern. Oberes Bild: Die Feier der Enthüllung.

Jahrhundertfeier in Zobten: Die Enthüllung des Lützow-Denkmals.

Aus einem deutschen Weltbad: Tanzturnier in Baden-Baden.

Originalzeichnung für die „Woche“ von F. Matania.

Phot. Franz Grainer, München.

Der frühere König Manuel von Portugal mit seiner Gemahlin, geb. Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern.



Phot. Jos. – Böhm.

Von links: Dr. Ernst v. Possart, Hermann Zilcher, Max Krauß, Fritz Feinhals, Hofrat Dr. A. Dillmann, Carl Braun, Maud Fay, Paul Bender, Hermine Bosetti, Dr. Doederlein, Mme. Ch. Cahier, Leo Slezak, der Prinzregent, Berta Morena, Luise Perard-Petzl.

Vom Mesothorium-Konzert in München: Der Prinzregent im Kreis der mitwirkenden Künstler.



Spezialaufnahme der „Woche“.

Heinz Tovote

Der Verfasser unseres neuen Romans „Durchs Ziel“.



Phot. A. B. Kauffmann.

Im Doppeldecker von Cuxhaven nach Helgoland: Landung des Militärfliegers v. Gorrissen auf der Düne.

Linkes Bild:
Ballonhalle und 2 Registrierballons.

Rechtes Bild:
Die Erdbebenwarte.

Unteres Bild:
Begrüßung der Gäste. — Links: luftelektrische Hütte; rechts: Schuppen für die Drachenwinde; im Hintergrund: Beobachtungsturm mit Antenne. (Hofphot. F. Schilling.)

Weihe des Observatoriums
auf dem Feldberg b. Frankfurt a. M.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

„Morgen, Widding! Wie geht's?" . . .

„Ach, Grehlen, helfen Sie mir! Ich bringe meinen Black Head nicht über die Hürde. Er refüsiert nun schon zum drittenmal."

„Aber gern! Stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

„Den großen Graben nimmt er anstandslos, an die Hürde will das Luder nicht heran, und ich m u ß es zwingen. Halten Sie sich mal links, und dienen Sie mir als Fang!"

Der Rittmeister von Schützing trabte mit mürrischem Gesicht an ihnen vorbei. Die beiden jungen Offiziere hoben die Hand zum Gruß und sahen ihm nach, wie er mit seinem Chargenpferd über den Übungsplatz der Wuthenower Ulanen dahinhoppelte, der in der Morgensonne des Januartages öde und verlassen vor ihnen lag.

„Der scheint a u ch schlechter Laune zu sein."

„Warum a u ch?" fragte Fritz von Widding, während er sich die Mütze fester setzte.

„Na, S i e sind es doch. Ist auch 'ne verfluchte Sache. Ihr Black Head, fürs Auge der tadelloseste Gaul im ganzen Regiment, prachtvoll gebaut, mit Gelenken wie geboren zum Springen — und drückt sich. Hat er leider immer getan."

„Ja, sonst hätte ihn mir Beckenstedt auch nicht für solch Spottgeld abgegeben. Ich dachte, ich würde es zwingen, aber an dem halsstarrigen Bock ist alle Liebesmühe verloren. In der Schwadron geht er wie der Teufel, scheut kein Hindernis, läßt sich einfach mitnehmen; aber allein ist er feige und will sich drücken."

„Glaube ich nicht mal."

„Doch! Er ist feige und herzlos. Deshalb ist's ja mit seiner Karriere vorbei. Er war auf der Flachen nicht an den Start zu bringen, so wenig wie jetzt an die Hürde. Dabei könnte er durch die spirrelige Hecke einfach durchlaufen."

„Wissen Sie, Widding? Ihrem Hengst ist es vielleicht unangenehm, wenn die kleinen Besenreiser ihm den Bauch kitzeln. Lassen Sie ihn die Hecke ganz hoch nehmen, statt daß er durchrutscht, wie Sie das wollen."

„Sie mögen recht haben. Das Koppelrick nimmt er anstandslos, das macht ihm gar nichts."

„Also los! . . . Versuchen wir's!"

Sie waren bis zur Nordecke des weiten Renn- und Exerzierplatzes geritten, über den ein frischer Wind ging, und trabten langsam an. Als der Graben in Sicht kam, galoppierten sie. Die beiden Pferde setzten spielend darüber hin, daß die Rasenstücke flogen.

So jagten sie auf die Hürde zu.

„Sehen Sie," sagte Widding, „er hat schon die Ohren angelegt. Halten Sie sich dicht an mich, Grehlen, als Fang, daß er nicht links wegbrechen kann. Aber Obacht, daß er Sie nicht mitnimmt."

„Keine Sorge!"

Kurz vor der Hürde stemmte der Hengst plötzlich die Eisen in den Boden, daß er auf der Hinterhand rutschte, dann blieb er stehen.

„Teufel auch!" rief Widding. „Es wird immer besser."

„Hören Sie, Widding, Ihr Gaul galoppiert links und will auch links springen. Sie haben ihn eben irritiert, daß er auf das falsche Bein hart vorm Sprung gewechselt hat. Sie dürfen die Peitsche auch nicht rechts gebrauchen, am besten gar nicht. Lassen Sie ihn gehen, damit er nicht umspringt, sondern sich den Sprung selbst einrichtet."

Sie ritten aufs neue an.

Mit aller Macht drängte Black Head nach links. Man hörte das aufgeregte Schnauben des Tieres, das jetzt nach der rechten Seite drängen wollte, aber Widding zwang ihm den Kopf gerade — ein kurzes Stutzen, ein Gertenhieb am Kopf vorbei — und in hohem Bogen ging er über die Hürde.

„Na also!" sagte von der Grehlen lachend. „Er springt ja glänzend, der springt noch Rekord."

„Ja, w e n n er springt, dann auch ausgiebig. Nun möchte ich ihm mal die Sache zeigen, wie blödsinnig einfach solch eine Hürde ist."

Sie ritten dicht an das Hindernis heran. Der Hengst schnopperte an der Hürde herum, steckte den Kopf hinüber und wollte einen der dürren Aeste abreißen, aber Widding zog ihn zurück.

„Nee, mein Junge! . . . Springen! . . . Nicht fressen! Wie ist es, Grehlen, wollen wir's noch mal versuchen?"

„Aber gern!"

In voller Pace zog Grehlens Mary das Hindernis an, aber Black Head flackerte und stutzte im letzten Augenblick, so daß Widding, im Vertrauen, die Hürde leicht zu nehmen, die Bügel verlor und fast über den Hals des Gauls geflogen wäre — dann aber, aus dem Stand sprang der Schwarze, sich abschnellend, drüber weg.

„So! — Und nun ein drittes Mal."

„Hören Sie, Widding, lassen Sie das heute. Nicht forcieren. Langsam gewöhnen. Haben Sie Zucker bei sich?"

„Nein."

„Schade! Ich auch nicht. Irgend was zur Belohnung muß es geben. Bei mir ist das Prinzip. Sitzen Sie mal ab und klopfen Sie ihm liebkosend den Hals. Sie sollen sehen, der Gaul ist nur verstockt, er braucht Liebe. Wenn der weiß, daß er seinen Lohn kriegt, können Sie alles mit ihm anfangen. Beckenstedt hat ihn einfach verbolzt. Durch seinen steifen Sitz hat er ihm gewiß mal beim Sprung im Kreuz weh getan."

„Sie mögen recht haben."



„Steht er allein?“

„Aber wie!“ . . .

Widding warf dem Black die Zügel auf den Hals und trat ein paar Schritte zurück.

Der schwarze Hengst wieherte und kam zögernd auf seinen Herrn zu, indem er schnoppernd den Kopf vorstreckte.

„Bist sonst ein braves Tier, hast deine Sache gut gemacht. Kriegst auch daheim eine Extraration Hafer“, sagte Widding und klopfte ihm den Hals.

„Sehn Sie, so ist es recht! Wenn ein Tier auch das Wort nicht versteht — den Klang begreift es, weiß ganz genau, ob man schilt oder freundlich mit ihm redet.“

„Ich habe in dem Black immer nur den Verbrecher gesehen. Beckenstedt hat mir nichts anderes gesagt. So habe ich ihn eben hart angefaßt. Versuchen wir es mal mit Liebe.“

„Er ist ja viel zu schade als Chargenpferd.“

„Freilich! Er ist von Calveley a. d. Bilberry, beste Abstammung, und sollte sein Leben auf der Rennbahn beschließen, hat fünf Siege auf der Flachen, dann wollte ihn Beckenstedt einspringen. Da zeigte sich seine Bockbeinigkeit.“

„Wie wär's, Widding, wenn wir's einmal auf der Grasbahn versuchten?“

„Mit Wonne!“

Sie waren auf der Grasbahn des Rennplatzes angekommen und galoppierten nun dicht nebeneinander. In Höhe der großen Birke waren sie Kopf an Kopf, dann ließ Widding seinen Black Head laufen, sah aber gleich, daß Grehlen mit seiner Mary nicht mitkam, deshalb pullte er ihn ein wenig auf, um die Stute nicht zu verlieren. Fünfzig Meter vor dem Ziel gab er seinem Hengst den Kopf frei, der nun mit Längen davonging.

„Donnerwetter!“ sagte Grehlen. „Ich habe mir auf meine Mary immer was eingebildet. Sehn Sie, wie warm die geworden ist. Ihr Gaul hat kein nasses Haar. Dem sieht man die zweitausend Meter nicht an.“

„Für den ist das auch nichts.“

„Ja, Menschenskind. Weshalb nennen Sie ihn da nicht zum Wuthenower Jagdrennen?“

„Meinen Sie?“ . . .

„Natürlich! Oder noch besser: Im Damenpreis.“

„Nachher geht er nicht über die Hürden, oder ich fliege allein hinüber und bin vor dem ganzen Nest blamiert.“

„Gott bewahre!“

„Aus Berlin sollen ja auch ein paar hundert Menschen zu unserem ersten Renntag kommen. Ich danke dafür, unser Regiment so zu kompromittieren.“

„Kommt auf den Versuch an. Wenn Beckenstedt seinen Pirat laufen läßt, bin ich mit meiner Mary doch bloß Statist, könnte aber ein guter Schrittmacher für Sie sein. Es wäre diebisch, wenn Sie Beckenstedt mit seinem abgeschobenen Gaul schlagen würden.“

„Ach, das möchten Sie ihm gönnen? Schöne Kameradschaft eigentlich.“

„Na, erlauben Sie! Ihnen müßte das doch ein Hauptspaß sein!“

„Wenn ich hinter der Hecke liege und Beckenstedt über mich wegspringt?“

„Das weniger! Sie haben noch Zeit bis zur Nennung. Wir reden drüber. Reiten Sie in die Stadt?“

„Ja, ich muß zurück.“

„Zigarre gefällig?“

„Gern. Danke!“

Und sie zündeten sich ihre Zigarren an und ließen ihre Pferde im Schritt die Chaussee durch den Wald nach Wuthenow gehen, der winterlich kahl stand. Der Januar war noch nicht vorüber, eine leichte Eisdecke zog sich an den sumpfigen Stellen hin, wo die Erlenbüsche sich drängten. Dann kam trockener Boden mit Eichenbestand, wo ein Eichhörnchen durch das dürre Laub raschelte, dann Felder und endlich die ersten Villen, die sich mit ihren großen Gärten an das Gehölz lehnten, bis die kleine Stadt sich auftat und die Hufe der Pferde auf dem harten Steinpflaster klapperten — und sie sich nichts mehr zu sagen hatten, sondern die Grüße der Soldaten und Einwohner erwidern mußten, die ihnen begegneten.

Sie kamen an einer großen Villa mit gepflegtem Park vorbei. Der Posten präsentierte, und sie warfen einen Blick zu den Fenstern hinauf.

„Unser Alex ist noch nicht zurück, was?“

„Nein!“ sagte Widding, während er in den Garten sah.

„Und Ihre Freundin Gerda auch nicht aus England?“

„Noch nicht! Aber, Grehlen, weshalb betonen Sie das Freundin so besonders?“

„Weil Fräulein von Oettgen doch Ihre Freundin ist. Sie sind inzwischen der Pflegevater ihrer Teckel gewesen. Sie sollen rührend sein als Amme.“

„Grehlen, uzen Sie mich nicht. Sie wissen, ich habe Fräulein Gerda gern und tue ihr den Gefallen.“

„Es ist überaus vernünftig, sich mit der Tochter des Kommandeurs gut zu stehen.“

„Grehlen, Grehlen!“ . . .

„Also, Widding, seien Sie kein Frosch. Ich meine es nicht böse. Ich mag die Gerda sehr, aber noch lieber die kleine Hete mit ihren blonden Zöpfen und der verhaßten Schulmappe. Die wird noch fescher werden. Also wann kommt unsere Freundin Gerda wieder?“

„Ich weiß nicht, ich denke Mittwoch.“

„Wenn Sie sie vor mir sehen, legen Sie ihr meine heiligsten Gefühle zu Füßen; und nun Widding: Adieu! und vergessen Sie mir nicht, Black Head entsprechend zu belohnen.“

* * *

Fritz von Widding hatte seinen Gaul in den Stall geführt und wartete, bis er gut versorgt war. Eigenhändig schüttete er ihm eine Ration Hafer ein und klopfte ihm Hals und Schenkel.

Kein übler Gedanke, den Grehlen ihm da in den Kopf gesetzt hatte. Wenn nur mehr Verlaß auf den launischen Black gewesen wäre.

Aber der hatte seine Mucken, und wenn er sich mit ihm vor aller Welt blamierte, konnte das nett werden. Er hörte schon das Hohngelächter der Menge. Das war ein willkommener Spaß, wenn ein Gaul wegbrach oder vor einem Hindernis stehenblieb. Aber kein Vergnügen für den Reiter, die bissigen Bemerkungen



von denen anzuhören, die ihr Geld verloren, das sie am Toto auf einen gesetzt hatten.

Widding sah dem Black Head noch einmal die Hufe nach, dann bekam er einen letzten Klaps; und an der Stallwache vorbei ging Fritz Widding über den Kasernenhof seiner nahen Wohnung zu.

* * *

Am Abend im Kasino traf er Beckenstedt und konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Sagen Sie, Beckenstedt, würden Sie es mir übelnehmen, wenn ich Ihren einstigen Black Head im Damenpreis nennen würde?"

„Gott bewahre! Nur, wie wollen Sie den Mut dazu haben? Ja, springt er denn jetzt?"

„Heute habe ich ihn dazu gebracht."

„Und bricht nicht weg?"

„Tut er auch noch! Versucht es wenigstens, aber ich bringe ihn schon hinüber."

„Das sollte mich freuen!"

„Wirklich?" . . .

„Ja, aufrichtig! Denn der Gaul hat's in sich; ich möchte nicht, daß Sie das Gefühl haben, ich hätte Ihnen da was angehängt."

„Ich habe doch gewußt, woran ich war."

„Um so besser. Ja, ja! Die Mauer hat er spielend genommen, die hätte noch mal so hoch sein können. Mir soll's lieb sein, wenn sich mein Fuchs mit dem alten Stallgefährten mißt. Das ist ja gerade das Schöne am Sport. Also: Sie sind mir als Gegner für meinen Pirat durchaus willkommen. Vorläufig fürchte ich Sie noch nicht, aber ich freue mich, wenn man mir den Sieg schwer macht."

„Das weiß ich natürlich nicht."

„Aber daß Black Head überhaupt über eine Hecke geht? — Ohne Prügel?"

„Spielend!"

„Habe ich nur zu Anfang fertiggebracht, dann war es eines Tages aus, und er war nicht auf zehn Meter heranzubringen. Zu dreien haben wir es versucht, haben ihm den Hals abgerissen, mit Peitsche und Sporen bearbeitet. Er ging keinen Schritt näher an die Hürde."

„Heute mittag wollte er sie abfressen."

„Abfressen? Die Hürde?" . . .

„Ja, vielleicht, um sie aus der Welt zu schaffen."

„Kolossal! Also ich habe ihn im Sprunggarten in Hoppegarten gehabt, da stieg er, daß er die Koppelstangen eher zerschlagen hätte, als daß er über die kleinste Hürde ging. Und jetzt springt er? Muß ich sehen."

„Besser, Sie warten noch ein paar Tage, bis ich ihn so weit habe, daß ich mich nicht doch blamiere."

„Wenn's soweit ist, sagen Sie mir Bescheid, Widding, und ich komme zusehen."

„So, das wäre also auch gemacht", sagte sich Widding. Er mußte es Beckenstedt sagen. Er wollte nicht heimlich seinen Black Head anmelden.

* * *

Am andern Tag ritt er ihn wieder an die Hürde.

Diesmal drehte und wendete der Hengst sich, und nur mit Mühe brachte er ihn bis auf zehn Schritte heran. Dann stand er steif wie ein Bock, und Sporen und Peitsche versagten.

Widding hatte beides nur eben leicht angewandt und stand gleich davon ab, als er energischen Widerstand fand.

Eine Weile ließ er ihn stehen, dann lenkte er ihn ab, der mißtrauisch bereit war, sich zu widersetzen, und jede Muskel gespannt hielt, um nicht übertölpelt zu werden.

So ließ er ihn denn die Gräben springen, den breiten Wall und den Flechtzaun, an den er scheu heranging; erst als er sah, daß es keine Hecke war, flitzte er leicht darüber hinweg.

„Na also, mein Kerl! Das geht ja."

Am Eingang zum Exerzierplatz erschien jetzt Grehlen, sie schüttelten sich die Hand.

„Das ist nett, Grehlen, daß Sie kommen. Er hat schon wieder was gegen die Hecke. Ich glaube, ich bin selber schuld. Ich sitze und warte, daß was passieren wird, bin durchaus nicht unbefangen; und das spürt die Bestie ganz genau, spürt, wie ich die Zügel halte, damit er nicht ausbricht."

„Lassen Sie es drauf ankommen."

„Sie wollen wohl, daß ich mit dem Schädel in die Stege der Hürde fliege?"

„Schadet auch nicht viel. Denken Sie nur, wie gut es gestern ging. Den Kopf grade halten, aber vom ersten Galoppsprung an, nicht erst im entscheidenden Augenblick, und wenn nötig, vorn die Peitsche, links und rechts über den Hals. Also los."

Fest und trocken war der Boden, in der Nacht leicht angefroren, aber in der Sonne wieder aufgetaut, daß es sich gut galoppierte. Die Gäule brauchten kein weiches Geläuf. Der feste Sand und die dürren Gräser behagten ihnen. Von Grehlen geführt, nahmen sie erst die Hecke, dann die Hürde und ließen ihre Tiere nun ausgaloppieren.

„So ist's recht! Na also! . . . Da kommt ja das Stück Zucker statt der Peitsche; aber erst wieder zurückreiten, damit er weiß, wofür er es bekommt."

„Famos ging's. Aber ein kurzes Stutzen gab es doch. Das wäre fein, wenn die Mary im Rennen bliebe."

„Soll sie, Widding, soll sie! Wird Ihnen Schrittmacherdienste leisten, wenn sie die Pace durchsteht und Beckenstedt sie nicht forciert. Wenn er nur nicht erfährt, daß ich mit Ihnen gemeinsame Sache mache."

„Es ist doch eigentlich unrecht."

„Ach was, unrecht! Glauben Sie, daß er seine Karten aufdeckt? Er kommt ja mit den besten Pferden ins Rennen. Nee, darum sollen Sie sich keine Skrupel machen."

„Ich tu's ein wenig."

„Zartbesaitetes Gemüt, Sie! Das Leben muß Sie mal tüchtig durchschütteln, damit Sie hart werden."

„Na, Grehlen, so zart bin ich nicht, das ist elende Verkennung."

„Gegen Beckenstedt sind Sie ein zartes Mägdelein. Dessen rücksichtslose Natur wünsche ich jedem von uns. Der scheut vor keinem Hindernis."

„Dafür tun es seine Gäule."

„Nur die er an seine guten Bekannten abschiebt."

„Das stimmte früher mal, Grehlen, aber ich denke, wir wollen es dahin bringen, daß es, wenigstens in meinem Fall, nicht mehr stimmt."

* * *

Als sie heimritten und an der Villa des Obersten vorbeikamen, wo der Posten vor ihnen präsentierte, mußten sie die Hand zum zweitenmal an die Mütze legen und den Kopf heben, denn oben an einem der Fenster stand ein junges Mädchen und nickte ihnen zu.

„Sieh da!" sagte Grehlen. „Die Gerda ist also wieder im Land."

„Scheint so", sagte Fritz von Widding und sah sich rasch noch einmal um. Aber der Vorhang fiel eben wieder zu, und flüchtig erhaschte er nur noch den Schimmer ihrer blonden Haare.

„Ein zu netter Kerl!"

Widding nickte nur, während er sich freute, daß Gerda früher gekommen war, als sie beabsichtigt hatte.

„Schade," meinte Grehlen, „daß der Alte nicht eine ordentliche Mitgift auswerfen kann. Er soll sich seit dem elenden Krach nicht wieder herausgemacht haben. Pech ist das. Am meisten Pech für die Mädel. Die waren mal glänzende Partien. Jetzt sind's bloß Offizierstöchter, die eben die Kaution mitkriegen."

„Müssen eben reich heiraten", sagte Widding achselzuckend vor sich hin.

„Müssen sie auch, wie die es gewöhnt sind. Aber die reichen Leute sind nicht immer die nettesten. Ich glaube, die Gerda hat ihren Kopf für sich."

„Hat sie auch."

„Sie müssen es ja wissen, Widding. Sind ja am meisten mit ihr befreundet gewesen."

„Bin ich auch noch, oder glauben Sie etwa, ich wechsle meine Freundschaften mit dem Wetter?"

„Gott bewahre! Sie war lange fort."

„Ja, den ganzen Winter in England."

„Wieviel Hündlein hatten Sie denn unter Ihrer Obhut?"

„Sieben Stück."

„Na, das reicht ja."

„Ich brauchte immer bloß nachzusehen. Der alte Christlieb hockt ja den ganzen Tag im Stall bei den Tieren. Der ist wie vernarrt."

„Wissen Sie, Widding, ich glaubte eigentlich, Sie interessierten sich für Fräulein Gerda mehr als nur so."

„Tu ich auch, mit Ihrer gütigen Erlaubnis. Aber von da bis zum Heiraten! — Unser Alex würde mich schön bringen. Er hat immer gesagt, vor dem zweiundzwanzigsten gibt er seine Einwilligung nicht. Das war, als sie sich noch jeden hätten aussuchen können. Ich glaube nicht, daß er heute anders denkt. Von mir hält er ja ein bißchen, trotzdem: einem Leutnant gibt er seine Kinder nicht; es müßte einer mindestens schon Rittmeister sein. Na, da könnte ich lange warten, und die Gerda wäre eine alte Schachtel."

„Nur gut, daß Sie es mit Humor nehmen."

„Was soll man tun? Wir sind gute Kameraden, das ist vielleicht noch besser. Eben durchfretten könnten wir uns ja. Aber ich glaube, hier im Regiment könnten wir es gar nicht durchführen, und in ein elendes Nest kommen, weit weg von aller Kultur, das ist für eine Dame doch schrecklich, da geht die Liebe zum Teufel."

Nun schwiegen Sie und ritten stumm nebeneinander, bis ihre Wege sich trennten. —

Eine Stunde später drückte Fritz von Widding auf den Knopf der elektrischen Klingel an der Gartentür seines Kommandeurs.

„Das gnädige Fräulein ist im Stall", meldete ihm der Bursche auf seine Frage.

Er ging durch den Garten mit seinen zugedeckten Rabatten und eingebundenen Sträuchern und hörte schon von weitem das Gebell der aufgeregten Hunde, die vor der offenen Zwingertür sich jagten und wild an Gerda von Oettgen hochsprangen, die auf jedem Arm einen Teckel hatte.

„Ach," sagte Widding, „da komme ich nun doch zu spät. Ich wollte mich grade feierlich zur Übergabe der mir anvertrauten Familie Dackel und Kompagnie melden, da haben sich gnädiges Fräulein schon selbst überzeugt."

„Tag, Herr von Widding!"

„Tag, Fräulein Gerda!"

Und fest hielten sie sich einen Augenblick mit den Händen.

„Ist Ihnen prachtvoll bekommen, der Aufenthalt in England", sagte er, sie musternd, die ihn mit ihren offenen Augen fest ansah.

„War auch prachtvoll — aber ich bin doch froh, wieder zu Haus zu sein. Man wird draußen zu üppig und anspruchsvoll. Schrecklich verwöhnt, daß man die Angst nicht los wird, man könne sich daheim gar nicht wieder in die bescheidenen Verhältnisse eingewöhnen."

„War es so fein?"

„Viel zu fein! Schon allein allabendlich das ewige Anziehen. Ach, ich habe mich so nach Papas alter Litewka gesehnt, statt immer bloß gestärkte Männerbrüste, schwarz eingerahmt. Auf die Dauer sieht man sich die weißen Westen über."

„Und da kam die Sehnsucht nach der Uniform?"

„Ja, die kam und war nicht zu unterdrücken. Mir wurde schon ganz heimatlich, als ich den ersten Steuerbeamten sah. Die Marine zählt für mich nicht mit. Die Goldlitzen am Ärmel machen ein schwarzblaues Jackett noch nicht zur Uniform. Und die schottischen Soldaten kamen mir mehr wie zu einem Maskenfest vor. Da ist mir jeder Bauernbursche bei uns im Regiment lieber."

„Das ist ja herrlich!"

„Daß ich eine so gute Deutsche bin? Das spürt man erst, wenn man draußen ist. Eigentlich eine gute Prüfung für jeden. Und dann hatte ich auch Heimweh nach meinen lieben Dackeln. Da seid ihr nun alle wieder, ihr lieben Kerle."

Sie ließ die beiden vom Arm und hockte sich nieder, und die ganze Gesellschaft drängte sich um ihre Knie, rieb sich und kugelte übereinander, um nur recht dicht an Gerda heranzukommen.

„Herr von Widding," sagte sie und schaute zu ihm auf, „Sie haben sie gut bemuttert. Sie sind in tadellosem Zustand."

„Dafür müssen Sie sich vor allem bei Christlieb bedanken."

„Nein," sagte sie, sich aufrichtend, „bei Ihnen — also feierlichst Dank für Ihre Sorge."

Und sie streckte ihm die Hand hin.



Er hielt sie einen Augenblick fest, sah ihr in die Augen, und ehe sie es hindern konnte, beugte er sich rasch über ihre Hand, die er fest in der seinen hielt, und küßte sie, nicht konventionell, sondern er preßte seine Lippen darauf, als habe er nach langer Zeit etwas wiedergefunden.

„Aber Widding! Das schickt sich doch nicht, einem jungen Mädchen die Hand zu küssen", sagte sie mit leiser, verschleierter Stimme. „Wenn das wer gesehen hätte. Ei, wenn Vater das wüßte."

„Da stehen Sie also schon wieder unter seiner Fuchtel?"

„Freilich. Und wenn Sie nicht Pflegestelle an meinen Viechern versehen hätten, hätte ein gewisser Herr schwerlich eine Karte von mir bekommen."

„Na, da war es also ein Glück, daß Waldine kränkelte. Da mußte ich alle Tage Bericht erstatten."

„Sorge genug hat es mir gemacht. Gerade Waldine. Komm her, du dummes Vieh! Sie scheint ja wieder auf dem Damm zu sein."

„Ja, es waren auch mehr Berichte über die Rekonvaleszentin als eigentliche Krankheitsbulletins. Christlieb und ich haben es ein bißchen schlimmer gemacht, als es war; mehr Kriegslist als Notwendigkeit."

„Mama schrieb mir, daß Sie eine so schreckliche Wichtigkeit davon machten, weil das Tier nicht so fräße wie gewöhnlich. Es sei nur halb so schlimm, und ich solle mich nicht ängstigen. Ohne Sie hätte ich gar nichts davon erfahren, wie mir Mutter schrieb."

„Ich bin auch alle Tage pflichtgemäß hier gewesen."

„Ja, Hete hat mir's geschrieben. Die war wohl jedesmal dabei?"

„Sie hat ihr Herz für die Hunde entdeckt."

„Sollte sich lieber hinter ihre Schularbeiten machen. Ist gewiß nur ein Vorwand gewesen, sich davon zu drücken."

„Sind Sie denn mit fünfzehn Jahren so fleißig gewesen?"

„Jedenfalls nicht solch ein Kindskopf wie mein Schwesterchen. Und Schlittschuh gelaufen sind Sie auch mit ihr?"

„Durfte ich das nicht? Aber Gerda, wie können Sie über Ihr Fräulein Schwester so sprechen."

„Oh, deshalb! Aber das dumme Gör bildet sich nun Gott weiß was ein."

„Schadet das denn? Es ist doch Ihre Schwester, und manchmal kann sie genau solch eine Schippe machen wie Sie jetzt."

„So? Mache ich Schippe? Sie sind ungezogen, Widding."

„Wenn Sie befehlen, kenne ich Fräulein Hete nicht mehr. Weiß nicht, wo sie wohnt, noch wie sie heißt. Aber da kommt sie ja selbst. Soll ich gleich mit der Unkenntnis anfangen?"

„Unterstehen Sie sich! Kein Wort davon!"

„Tag, Gerda! — Tag, Herr von Widding!"

Krampfhaft fest gabe Hete ihm die Hand und wurde dabei ganz rot.

„Na, ist deine Stunde schon wieder vorüber?"

„Gott sei Dank. Na, wie bist du mit deiner Familie zufrieden? Hat Herr von Widding sie nicht glänzend betreut?"

„Das hat er."

„Alle Tage ist er gekommen. Und wenn ich ihn getroffen habe, hab ich ihm immer genauen Bericht erstattet. Mir mußt du auch danken, und ein paar Tafeln Schokolade ist meine Mühe wert."

„Ach, sieh nur! Ich dachte, du hättest es aus Liebe zu mir und aus allgemeiner Barmherzigkeit getan?"

„Habe ich auch!"

Für sich dachte Gerda: auch um Fritz von Widdings willen! Laut fuhr sie fort: „Und nun hast du bloß nach Schokolade geschielt?"

„Fällt mir nicht ein. Kannst deine Schokolade behalten — wenn du nicht einmal selbst darauf gekommen bist."

„Hoho — nur nicht gleich so wild!"

„Aber Fräulein Hedwig!" mischte Widding sich ein.

„Na ja, wenn Gerda gleich so ist. Kaum kommt sie zurück, da ist sie schon wieder eklig. Das müssen Sie mir doch bezeugen, Herr von Widding. Ich habe mir alle Mühe gegeben!"

„Ja, kleines Fräulein, das haben Sie, und wenn Ihre Schwester sich nicht dazu aufschwingt, Sie sollen um Ihren Lohn nicht kommen. Ich habe nur nicht gewußt, daß Sie Schokoladentafeln so gern mögen."

„Es können auch Pralinés sein. Nur — die essen sich zu schnell weg."

„Sei beruhigt, Hete! Und auch Sie, Herr von Widding, brauchen sich nicht anzustrengen. Es wird schon gesorgt werden, daß dem Eifer der rechte Lohn wird."

„Ach, wenn es so spät kommt und man dich erst drauf stupsen muß." . . .

„So? Nun, daß du das nicht brauchst, davon kannst du dich gleich überzeugen. Komm mit ins Haus und auch Sie, Herr von Widding, wenn Sie eine Tasse Tee nicht verschmähen, wirklich guten englischen Tee und ein paar Toaste, so echt, wie ich es nur gelernt habe. Nein, nein! Sie stören uns nicht. Mama wird sich freuen, und Sie haben gleich wieder eine Einführung, seit ich zurück bin."

Sie jagte die Dackel in den Stall, die immer wieder ausbrechen wollten, und schritt ihnen voran in das Haus.

„Gott sei Dank, es ist noch niemand da", sagte Hete, als sie in den Salon sah.

„Das geht dich ja wohl gar nichts an", erwiderte die ältere Schwester. „Du hast dich auf dein Zimmer zu begeben und deine Arbeiten zu machen."

„Und du hast mir gar nichts zu befehlen."

„Mama wird dich schon fortschicken, wenn sie dich hier trifft."

„Ach, du meinst, weil du in England warst, kannst du die Großkotzige spielen?"

„Herr von Widding, haben Sie Worte? Schade, daß ich Ihnen mein Schwesterchen in der Zwischenzeit nicht zur Beaufsichtigung gegeben habe — da wäre sie nicht so verwildert. Aber, Hete! Was soll Herr von Widding nur von dir denken?"

„Gar nichts! Der kennt mich ganz genau. Der weiß, wie ich es meine, und weiß auch, daß ich mich von dir nicht tyrannisieren lasse. Fällt mir grade ein!"

„Aber Fräulein Hedwig!"

„Na ja, lernen Sie Gerda nur erst kennen. Da denkt man, sie kommt vor Glückseligkeit zu uns zurück und ist wie 'ne alte vertrocknete Miß, die immerzu an einem herumquängelt. Und weshalb nun Mama mich hinaufschicken sollte, da könntest du dich doch wohl irren."

„Ach, meinst du?"

„Ich hätte gedacht, am ersten Nachmittag, wo du wieder zu Hause bist, könnte ich mit dabei sein. Ich hätte dir gern beigestanden, wenn sie heute kommen, um dich zu beschnüffeln, wie es dir in England gegangen ist. Aber nun bleibe ich nicht, du kannst es allein ausbaden, und wenn du mich tausendmal bittest. Ich bleibe jetzt grade auf meinem Zimmer."

„Aber Fräulein Hedwig, wie böse Sie sein können!"

„Auf Sie nicht, Herr von Widding. Sie sind immer nett zu mir gewesen. Aber wenn Gerda glaubt, ich bin ihr Prügelknabe, und sie kann an mir herumschulmeistern, dann muß sie gleich beim ersten Mal wissen, daß sie sich irrt! Und damit Gott befohlen!"

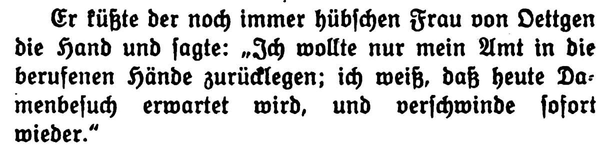
Sie machte ihnen beiden eine ironische Verbeugung und war draußen, während sie hell auflachen mußten.

„Na, Sie haben es ja mächtig mit dem kleinen Fräulein verschüttet", sagte Widding.

„Das tut nichts. Heute abend bin ich doch wieder die Beste. So ein bißchen bullern geht rasch vorüber wie Sommergewitter. Passen Sie auf, wie rasch sie die Treppe herunterkommt, wenn Mama sie rufen läßt. Tag, Mutti! Herr von Widding ist gekommen, mir meine Familie zu übergeben. Zum Dank für seine Sorge habe ich ihn zu einer Tasse Tee gebeten."

„Guten Tag, Herr von Widding."

„Gnädige Frau!" . . .



Er küßte der noch immer hübschen Frau von Oettgen die Hand und sagte: „Ich wollte nur mein Amt in die berufenen Hände zurücklegen; ich weiß, daß heute Damenbesuch erwartet wird, und verschwinde sofort wieder."

„Nein, Herr von Widding, das geht nicht. Sie sind einmal da und sollen nicht um eine Tasse Tee kommen. Die Damen werden es nicht so eilig haben. — Zwei Stücke Zucker?"

„Bitte zwei!"

„Arrak oder Rum?"

„Was gnädige Frau mir geben wollen, nur keine Milch. Danke gehorsamst!"

Er hatte sich kaum niedergelassen und ein Sandwich genommen, als die Gräfin Orlig hereinkam.

„Kind! . . . Glänzend sehen Sie aus!"

Und sie zog Gerda an sich und sah ihr fest in die Augen.

„Tausend Fragen habe ich an Sie. Ah, Herr von Widding. Hören Sie, ist das wahr, daß Sie mit Beckenstedts Black Head über Hürden springen? — Das muß ich sehen. Wissen Sie, ich habe eine Stunde Tränen gelacht, als sich der gute Beck bemüht hat, ihn nur an die Hecke heranzubringen. Mit Longe und Leine, mit Sporen und Peitsche ging es nicht. Den Kopf haben sie ihm fast abgerissen. Sie haben ihn wie ein Schwein zur Schlachtbank schleppen wollen — es ging nicht. Er wollte nicht. Er hatte ganz recht, sich das nicht gefallen zu lassen."

„Ja, Gräfin, er springt."

„Allein?"

„Beinah allein."

„Sagen Sie, Baron Widding, Sie könnten doch im Versuchsrennen unsern Morton reiten, wie wäre das?"

„Ich dachte, Frau Gräfin, Herr von Schultz sollte ihn reiten?"

„Mir scheint, er möchte lieber auf Beckenstedts Götterkind sitzen."

„Wenn der Herr Graf mir den Morton anvertrauen würde."

„Herr von Widding, das ist in erster Linie mein Ressort. Darüber habe ich zu verfügen."

„Dann, Gräfin, möchte ich den Versuch machen."

„Sie haben eine leichte Hand; ich habe Sie neulich beobachtet: in Ihnen steckt etwas, Herr von Widding."

„Zu gütig, Gräfin!"

„Nein, nein, im Ernst! Wenn einer es fertigbringt, mit Black Head auszukommen. Alle Achtung!"

„Liebe Gräfin, haben Sie sich entschlossen, was wir als Damenpreis stiften?" fragte Frau von Oettgen.

„Ja, ich habe eine sehr hübsches Teeservice gesehen und als Zweiten Preis eine Kristallschale, und ich dachte als Dritten ein Tintenfaß."

Herr von Widding hob beschwörend die Hände.

„Was ist Ihnen denn?" fragte Gerda lachend.

„Ach, ich wollte auf den Dritten Preis Anspruch machen, aber wenn ich höre: Tintenfaß! Schrecklicher Gedanke. — Tinte! — Nur nicht zuviel schreiben müssen. Das Gespenst der Winterarbeiten! Tintenfaß kommt gleich hinter Pokal."

„Ja, lieber Baron Widding, was dachten Sie denn?"



„Auch Teeservice ist bedenklich, lieber Kaffee — das ist, glaube ich, für einen Herrn passender."

„Ja, zu silbernen Messern und Gabeln reicht es bei uns nicht. Das müssen wir Karlshorst und Grunewald überlassen."

„Und vielleicht statt Tintenfaß lieber eine hübsche Flasche mit Likörgläsern."

„O nein, das wollen wir doch nicht", sagte die Frau Oberst. „Nur nichts, was mit Schnaps zu tun hat. Öffentlich nicht! Sie sehen, ich bin nicht so; aber die Frau Landrat und vor allem unsere gute Majorin von Hübner wären empört."

„Wie wäre es mit zwei hübschen silbernen Leuchtern?" fragte Gerda.

„Alles nur Arbeit für den Burschen und Sorge, daß bei einem eingebrochen wird, wenn die Leute wissen, daß man über solche Silberschätze zu verfügen hat."

„Schade, Herr von Widding, daß Sie sich nicht im Damenpreis mitbewerben."

„Wer weiß."

„Oh, was ist? — Werden Sie mit dabei sein?"

„Möglich!"

„Gegen Beckenstedts Pirat?"

„Halten Frau Gräfin das für aussichtslos?"

„So ziemlich. Ich kenne kein Pferd bei uns, das mit ihm konkurrieren könnte."

„Wer will Ihnen einen Ritt abgeben, Herr von Widding?"

„Das ist vorläufig tiefstes Geheimnis und lediglich Zukunftsmusik."

„Hören Sie, Widding, ich habe da so meine Gedanken", meinte die Gräfin. „Sie scheinen da . . . Aber gut! Reden wir nicht davon. Natürlich, wenn Sie selbst dabei sind, wird das Teeservice verworfen; wir schwenken zum Kaffee um, und das Tintenfaß soll auch nicht auf dem Gabentisch prangen. Wir werden schon was finden."

„Mama, die Frau Landrat kommt!" sagte Gerda, die ans Fenster getreten war.

„Da will ich mich aber empfehlen," sagte Herr von Widding, „denn von Pferden wird nun nicht mehr viel die Rede sein, und für Kindeswohlfahrt fehlt mir noch das rechte Verständnis. Über junge Hunde bin ich bis jetzt nicht hinausgekommen."

„Sie machen sich schlechter, als Sie sind, Herr von Widding!" lachte Gerda.

Er küßte den beiden Damen die Hand, und im Hinausgehen hörte er Gerda rasch und leise sagen: „Mir werden Sie es vertrauen, was Sie vorhaben."

„Vielleicht!" sagte er mit geheimnisvollem Lächeln. —

Er beeilte sich fortzukommen, aber an der Gartentür traf er auf die Frau Landrat und eine andere Dame des Regiments, denen er grüßend die Pforte aufhielt.

„Gleich in der ersten Stunde ist der Widding schon wieder da", sagte die Frau Landrat. „Er muß sich doch wohl für Gerda interessieren."

„Weshalb sollte er nicht."

„Ich dachte, es sei ein Damenkaffee?"

„Ist es auch!"

Damit traten sie ins Haus.

„Ein netter Mensch, der Baron", sagte drinnen die Gräfin.

„Finde ich auch!" sagte Gerda. „Er ist wie ein Vater zu meinen Dackeln gewesen."

„Ach, Gerda," sagte die Mutter, „es wäre mir doch lieber gewesen, die Landrätin hätte ihn nicht mehr getroffen. Sie redet über alles."

„Mutti, laß sie reden. Widding kann mich nicht kompromittieren. Das sieht jeder, wie freundschaftlich wir stehen. Darüber mach dir nur keine Sorge. Und die andern brauchen es erst recht nicht zu tun."

„Ja, Gerda. Wenn man immer nur auf die Leute hören wollte, das wäre schlimm; aber was man vermeiden kann, soll man tun. Unnütz Gerede frommt nie."

„Unnütze Vorsicht auch nicht. Ich kann mich mit Widding vor aller Welt zeigen. Wir flirten nicht einmal miteinander. Wir sind gute Kameraden."

„Ja, das ist er, ein guter Kamerad. Und ich glaube, ich lasse ihn unsern Morton reiten."

„Ach, Gräfin, das wäre nett", sagte Gerda.

„Nun aber genug von Widding", sagte Frau von Oettgen. „Die anderen Damen kommen, und wir wollen uns nicht nachsagen lassen, daß wir nur für Hunde und Pferde Interesse haben." (Fortsetzung folgt.)

Konzentrierte Energie.

Von Hans Dominik.

Wer recht eifrig sucht, der kann sie hier und da heute noch finden, in England und auch in deutschen Landen, jene uralten, riesenhaften Wasserhaltungsmaschinen aus den Anfangstagen angewandter Dampfkraft. Neben dem Schacht der Kohlengrube erhebt sie sich in einem besonderen Haus und selbst beinah ein Haus. Ein riesenhafter Dampfzylinder, dessen Kolbenstange an einen Drehhebel, den sogenannten Balancier, angreift, der so massig und gigantisch ist, daß er für einen mäßigen Fluß eine gute Fußgängerbrücke abgeben könnte. Am anderen Ende dieses Hebels aber greift das Pumpengestänge an, eine Stahl- oder Eisenstange, gut schenkelstark, aus einzelnen Stücken zusammengesetzt und gut verbolzt. Diese führt in gleichbleibender Stärke in die Tiefe des Schachtes hinab, hundert, zweihundert, ja dreihundert Meter tief und ist dort unten mit dem Kolben der Pumpmaschine verbunden.

Und nun das Arbeiten dieser Maschine. Langsam strömt der Kesseldampf in den großen, reichlich drei Kubikmeter fassenden Zylinder, drückt den Kolben nach unten und zieht dadurch das andere Ende des Balanciers in die Höhe. Wohl reichlich 30 Sekunden verstreichen, bis endlich der Dampfkolben den Weg durch den Zylinder zurückgelegt hat und das am anderen Balancierende hängende Pumpengestänge etwa 1½ Meter in die Höhe gezogen ist. Da schnappt die Dampfsteuerung um. Der Kesseldampf wird abgesperrt, der Zylinderdampf entweicht mörderlich fauchend und puffend durch ein Dampf-



rohr ins Freie. Das schwere Gestänge aber, nun nicht mehr vom Dampf gezogen und getragen, sinkt im Lauf der nächsten 30 Sekunden allmählich wieder um anderthalb Meter in die Tiefe und preßt dabei durch ein Eigengewicht eine gehörige Portion Wasser mittels der Pumpe aus der Schachttiefe zutage.

Nach einer vollen Minute erst ist ein Maschinenspiel vollendet, und mit frischem Dampfeintritt kann das nächste beginnen. Zur Mittagzeit kann sich der Maschinist, während die Maschine geht, in eine der großen Mulden des Balanciers schlafen legen und sich von der Maschine gemütlich in den Schlaf wiegen lassen.

Eine Maschine so groß wie ein Haus, viel größer als die tausendpferdigen Dampfmaschinen der Elektrizitätswerke, die vor 15 Jahren modern waren. Aber gehen wir der Leistung dieser Riesenmaschinen rechnerisch näher zu Leibe, so zeigt sich, daß sie nur etwa 60 Pferdestärken liefern. Ein Überbleibsel aus den Anfangstagen des Dampfes, da man zufrieden war, überhaupt die grobe, mechanische Arbeit Menschen und Tieren abnehmen und dem Dampf übertragen zu können, und nicht nach der Qualität der Lösung fragte.

Das Pferd, das vor dem Fuhrwerk oder am Göpel die Hauptarbeit verrichten mußte, bevor die Dampfkraft dem Menschen dienstbar wurde, wog im Durchschnitt etwa 400 Kilogramm und lieferte eine Leistung, die ja nach ihm als Pferdestärke benannt ist. Die ersten alten Dampfmaschinen waren, auf die Leistung berechnet, viel schwerer als das lebendige Pferd. Sie wogen pro Pferdestärke bisweilen das Zehnfache.

Aber dann setzt eine Entwicklung ein, die rund 100 Jahre gedauert hat und das Gewicht der Dampfmaschine im Verhältnis zur Leistung ständig verringerte. Es gelingt, das Gewicht für ortsfeste Dampfmaschinen bis auf 150 Kilogramm pro Pferdestärke hinabzudrücken, für Lokomotiven sogar bis auf 50 Kilogramm. Das Lokomotivpferd war also rund achtmal so leicht wie das lebendige Pferd.

Was eine solche Konzentrierung der Leistung zu erzielen vermochte, ist bekannt. Sie ermöglichte den Eisenbahnverkehr, der viel größere Lasten viel schneller transportierte, als es mit lebendigen Pferden jemals technisch möglich gewesen wäre. Sie ermöglichte einen schnellen und sicheren Dampferverkehr über die Weltmeere, der alle Leistungen der Segel- und Ruderschiffe weit hinter sich ließ. Aber diese durch die Dampfmaschine erreichte Konzentrierung der Arbeitsleistung genügte noch nicht, um einen brauchbaren Wagenverkehr auf ungeschientem Weg zu ermöglichen, und sie genügte auch nicht annähernd für jenen Verkehr, der sich a via, d. h. abseits von jedem Weg, in der Luft vollzieht: für die Aviatik.

In dem Bestreben, dem Dampf auch den schienenlosen Verkehr zu erobern, sind die kühnsten Konstruktionen ersonnen und schließlich noch bedeutende Gewichtsersparnisse gemacht worden. Man braucht nur Namen, wie Serpollet, Fox und andere, zu nennen, um diese Bemühungen ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber der Erfolg blieb aus und mußte wohl auch fehlen, denn die ziemlich umständliche Manier, durch Feuer erst Dampf zu erzeugen und diesen in besonderer Maschine arbeiten zu lassen, gestattet eine Gewichtsverringerung nur bis zu einer Grenze, die weitab von dem liegt, was die moderne Technik auf andere Weise erreicht hat.

Das Bild änderte sich jedoch, als man den kürzeren Weg wählte, Wasser und Dampf ausschaltete und das Feuer direkt in der Maschine arbeiten ließ, als man von der Maschine mit äußerer Verbrennung, eben der Dampfmaschine, zur Maschine mit innerer Verbrennung, zum Explosionsmotor, überging. Jetzt konnte das Gewicht des Dampfkessels mit Feuerung und Füllung ja fortfallen, und in schneller Folge gelang es, das Motorgewicht für die Pferdestärke auf zwanzig, auf zehn und schließlich auf sechs Kilogramm zu drücken. Fast hundertfach so intensiv war die Leistung dieser Automobilmotoren als die des lebendigen Pferdes. Die praktischen Folgen waren jene Fahrzeuge, die schneller als das schnellste Roß auch auf der einfachen Landstraße dahinsausen und an Tragkraft und Ausdauer jedes Gespann gewaltig übertreffen. Der Explosionsmotor mit 6 Kilogramm pro Pferdestärke erreichte für die Landstraße, was der Dampfmotor mit 50 Kilogramm auf dem Schienenweg vermochte.

Aber auch dieser Motor war noch nicht imstande, einen Ballon mit genügender Sicherheit gegen Wind und Wetter zu treiben. Das mußten die Santos Dumont, Deutsch, Parseval und Zeppelin in den ersten fünf Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts wieder und immer wieder erfahren. Erst, als es gelang, noch zwei weitere Kilogramm auf die Pferdestärke zu gewinnen, als wirklich betriebsichere Motoren mit etwa 4 Kilogramm Pferdestärke zur Verfügung standen, begannen die Triumphe des lenkbaren Luftschiffes, hatten in Deutschland beinah auf den Tag gleichzeitig die Parseval und Zeppelin ihre ersten großen Erfolge.

Doch während die Leichter-als-die-Luft-Konstruktionen bereits sicher ihre Bahnen zogen, konnten die Schwerer-als-die-Luft-Maschinen, die Flugapparate, immer noch nicht vom Erdboden los. Wohl machten die Blériot, Farman und andere schon lange und immer längere Sprünge auf den Übungsfeldern, aber immer wieder zog die Schwerkraft die Maschinen unerbittlich auf den Erdboden nieder. Doch die Konstrukteure bauten und versuchten und feilschten um jedes Gramm, und während das Gewicht pro Pferdestärke unaufhörlich sank, wurden aus den Sprüngen jener Flugapparate allmählich Flüge. Und als es gelungen war, die Kraftentfaltung, die Leistung des lebendigen Pferdes in die winzige Masse von 1,5 Kilogramm Metall zu bannen, da erhoben sich die Flugmaschinen frei und leicht in den Äther, überflogen Alpen und Meere und ließen die Leistungen von Eisenbahnen, Kraftwagen und Luftschiffen weit hinter sich.

Diese Intensivleistungen sind nur durch eine Reihe glücklicher Umstände möglich gewesen, nicht zum mindesten dadurch, daß wir im Benzin wiederum einen Stoff besitzen, der die Arbeit, die jene Motoren entwickeln sollen, bereits in chemischer Form in äußerst konzentrierter Weise enthält. Die Energie, die in einem Kilogramm Benzin steckt, würde etwa genügen, um eben dies Kilogramm rund 5000 Kilometer hoch emporzuschleudern. Es ist weiter möglich, Teile dieser Energie in Form von Explosionen, die nur Hundertstel einer Sekunde dauern, in der Maschine in nutzbare Arbeit umzusetzen. So wurde es möglich, die Explosionsmotoren als Schnelläufer zu bauen. Eine Maschine aber, in deren Zylindern in der Sekunde zwanzig, ja fünfzig wirksame Explosionen stattfinden, wird natürlich im Verhältnis zum Gewicht ganz andere Leistungen aufweisen als etwa eine brave, langsam laufende Dampfmaschine, deren Kolben unter dem Dampfdruck nur zwei- oder dreimal in der Sekunde hin und her geht. So wurde diese enorme Konzentrie-



rung der Leistung möglich, so konnte es geschehen, daß eine Metallmenge, die man bequem in der Hand tragen kann, kräftiger ist und mehr Arbeit zu leisten vermag als etwa ein ganzes Gespann massiger Pflugpferde.

Und nun zum Schluß die Frage an die Zukunft: Sind wir jetzt wirklich am Ende dieser Entwicklung, oder wird sie noch weiter gehen? Die Antwort läßt sich mit einiger Sicherheit geben. Diese extrem leichten Flugzeugmotoren, die in jahrelanger Arbeit aus dem Automobilmotor heraus gezüchtet wurden, stellen in ihrer Art einen Rekord dar und leisten in bezug auf das Gebiet das, was auf dem schwierigsten Gebiet, auf dem der Aviatik nämlich, verlangt wird. Zweifellos wäre es möglich, das Gewicht noch weiter zu verringern, die Leistung einer Pferdestärke in 750 Gramm, ja sogar in ein Pfund zu konzentrieren. Aber es würde auf Kosten der Zuverlässigkeit und der Lebensdauer geschehen. Dazu aber liegt keine Veranlassung vor. Im Gegenteil ist es aus wirtschaftlichen Gründen dringend erwünscht, die Lebensdauer der Flugmotoren zu erhöhen, und das Leben der Flieger hängt mehr denn je von der Zuverlässigkeit der Maschinen ab. Die Arbeit der nächsten Jahre wird sich daher nicht so sehr einer weiteren Steigerung der bisher bereits erreichten Konzentration als vielmehr ihrer allgemeinen Anwendung zuwenden. Ein Beispiel dafür sind die Öler, die großen Seeschiffe, die im Gegensatz zu den Dampfern von Explosionsmotoren getrieben werden, auf die ganze Kessel- und Feuerungsanlage verzichten können und entsprechenden Raum für Fracht sparen. Ein weiteres Beispiel die sogenannten Thermolokomotiven, die an Stelle des Dampfbetriebes ebenfalls den schnellaufenden Ölmotor setzen und auf den bisherigen Probefahrten gut abgeschnitten haben.

Nachdem einmal in der hoch im Äther dahinziehenden Flugmaschine das Maximum der Energiekonzentrierung geleistet wurde, beginnt das hier Erreichte nun langsam nach rückwärts zu wirken und auch jene Gebiete zu fördern und zu befruchten, die bis dahin mit älteren, weniger entwickelten Betriebsmitteln gearbeitet haben.

Eine Galerie fürstlicher Schönheiten.

Von Alfred Nossig. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Hermann Boll.

In den Kreisen der „Zurückgewiesenen“ hat man für Fürstenmaler nur ein geringschätziges Lächeln. Dies ist die einzige Rache der Enttäuschten. Denn es ist ein Gefasel, daß man den Großen dieser Erde nur mit „süßlichem Kitsch“ beikommen kann. Fürsten sehen die ausgesuchtesten Werke der Porträtkunst. Ihr Geschmack



Gräfin Preysing.

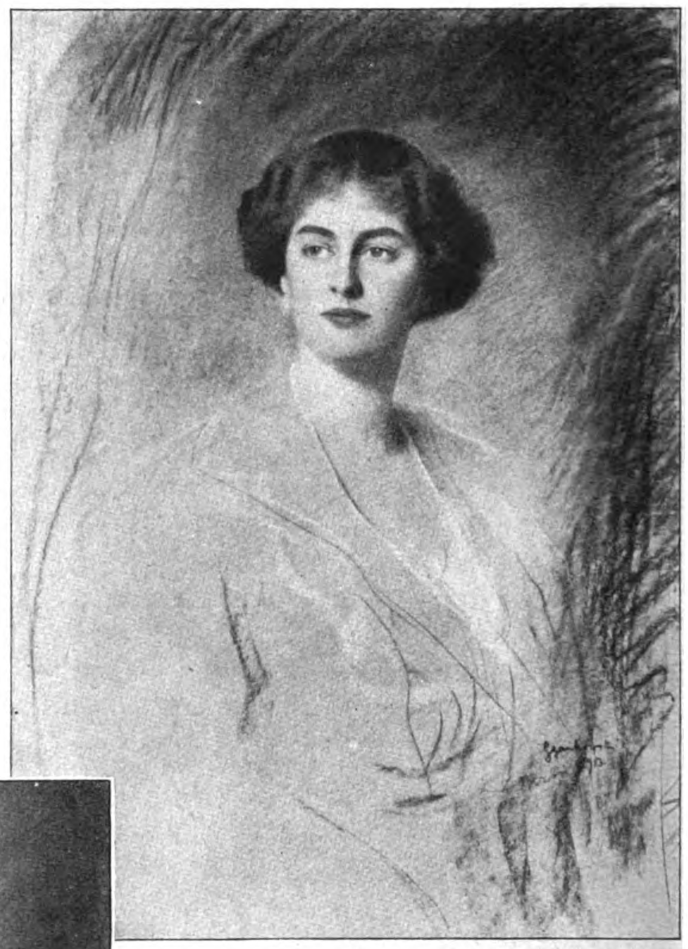


Fürstin Juriewska-Barjatinska.

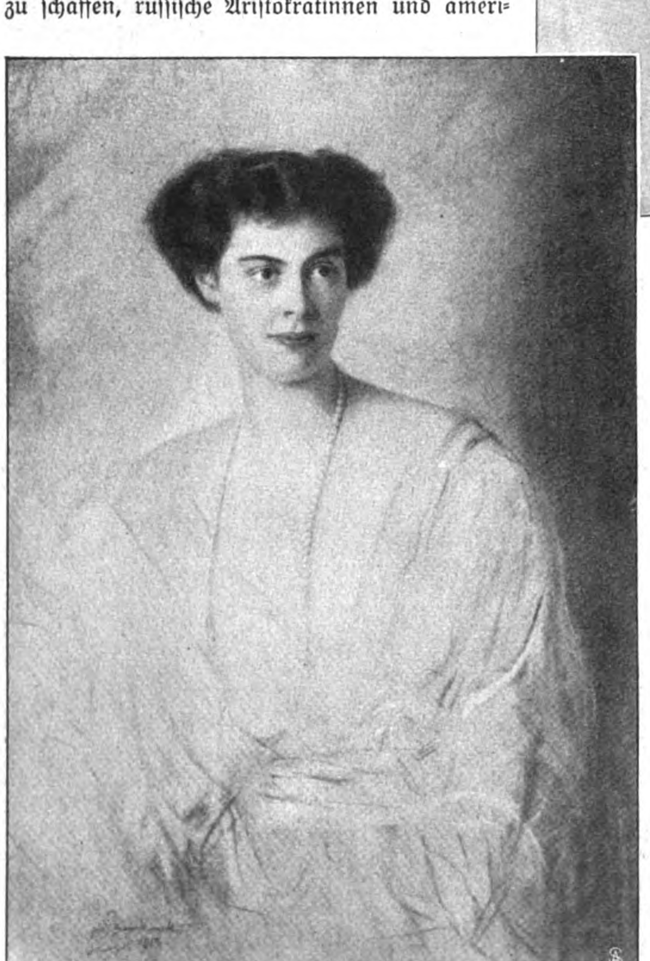
bildet sich von Kindheit an. Sie denken zu unabhängig, um sich Modeströmungen hinzugeben. Der Maler, dem sie sitzen, muß nicht nur über eine vollendete Technik verfügen, nicht nur überzeugende Aehnlichkeit erreichen, sondern sich auch durch jenes schwer definierbare „Etwas“ auszeichnen: die Kunst, ohne seine eigene Individualität zu verleugnen, dem stark individualisierten Geschmack der obersten Hundert zu entsprechen.

Diese Gabe scheint dem Münchner Porträtisten B. von Szankowski zugefallen zu sein, denn es ist ihm gelungen, ein Maler von Fürstinnen zu werden. Der Fall gestaltet sich aber noch schwieriger. Im allgemeinen ist das Sitzen den Fürstinnen nämlich nicht sehr angenehm. Ueberdies hat jede ihr eigenes Köpfchen. Es genügt keineswegs, daß ein Künstler schon diese oder jene hohe Frau gemalt hat, damit er auch an andere Höfe berufen werde. Nur wenn sie dem Wunsch, ihr Bildnis von einem bestimmten Künstler zu besitzen, nicht widerstehen kann, nimmt eine Fürstin die Passion des Posierens auf sich.

Keine Frage. Vom Standpunkt der Zurückgewiesenen ist Szankowski ein „Arrivist“ schlimmster Sorte, denn es war ihm gegeben, eine ganze Schönheitsgalerie deutscher Fürstinnen zu schaffen, russische Aristokratinnen und amerikanische Dollarprinzessinnen zu porträtieren, die jeder Künstler schon wegen der Anmut der Modelle sehr gern gemalt hätte.



Prinzessin August Wilhelm.



Kronprinzessin Cecilie.

Besonders lohnende Aufgaben fielen ihm in diesem Frühjahr zu, als er nach Berlin berufen wurde. Im März malte er die Prinzessin August Wilhelm. In den Darstellungen der Prinzessin pflegte bis jetzt die wirkungsvolle Profillinie betont zu werden. Szankowski brach mit dieser Auffassung und stellte sein Bild beinah ganz en face. So gab er statt einer monumentalen Silhouette volles, pulsierendes Leben; nicht zum Nachteil des Modells.

Das Bild scheint gefallen zu haben, denn schon im April erhielt der Künstler den Auftrag, die Kronprinzessin Cecilie in Danzig zu malen. Diesmal leitete eine besonders glückliche Inspiration seinen Pinsel. Es gibt wohl wenige Bildnisse der Kronprinzessin, die bei vollendet aristokratischer Allüre so seelenvoll und persönlich wären. Die künstlerische Wirkung der dunklen Augen auf dem weißen Hintergrund ist seit dem berühmten Porträt der Miß Grant so faszinierend nur selten hervorgebracht worden.

So war Szankowski am Berliner Hof bereits „akkreditiert“, als die Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise herannahte. Zwei Erfolge sicherten ihm die

Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Kaiserin.

Herzogin Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg. (Prinzessin Viktoria Luise.)

Chance, um die sich wohl mancher Künstler beworben hatte: ein Erinnerungsbild der Kaisertochter zu malen, bevor sie das Berliner Schloß verließ. Es war eine Ueberraschung, die die Kaiserin ihrem Gemahl zugedacht hatte. Das Porträt wurde wenige Tage vor der Hochzeit im Neuen Palais zu Potsdam ausgeführt. Die junge Prinzessin war in fröhlich angeregter, bräutlicher Stimmung. In lebendigster Weise erzählte sie von den Deputationen und den Hochzeitsgeschenken. So liegt denn Sonnenglanz und bräutliche Poesie auf dem Bildnis. Fern von aller Schablone folgt Szankowski auch hier seiner eigenen künstlerischen Auffassung und betont insbesondere im Auge und im Umriß des Mundes die Aehnlichkeit der Prinzessin mit ihrer kaiserlichen Mutter in sonst ungewohnter Weise.

Die Technik der Porträte der Hohenzollernprinzessinnen erinnert an jene Frauenbildnisse Lenbachs, in denen der Münchner Meister nur den Kopf wundervoll modellierte, während die Gestalt mit wenigen Umrißlinien skizziert war. Dieser Technik bedient sich Szankowski in den meisten seiner Bilder, ohne jedoch auf sie eingeschworen zu sein. Je nach der darzustellenden Individualität wechselt bei ihm die Darstellungsweise. Im Bildnis der Fürstin Schönburg-Waldenburg sehen wir Anklänge an die Meister des 18. Jahrhunderts. Gräfin Preysing und die Fürstin Juriewska-Barjatinska sind voll ausgeführte Gestalten, Großfürstin Wladimir von Rußland und ihre Tochter, Prinzessin Helene von Griechenland sind in einer prunkvolleren, mehr höfischen Manier gehalten, die Herzogin von Arenberg ultramodern usw.

Wer ist Szankowski?

Erst 1912 geht der Stern dieses Künstlers in Berlin auf. Eine größere Kollektion seiner Bildnisse bei Schulte macht die vornehmen Kreise auf ihn aufmerksam. Er wird nach Brüssel berufen, wo er die



Fürstin Schönburg-Waldenburg.



Herzogin von Arenberg.



Großfürstin Wladimir.



schöne Herrin des durch seine Kunstschätze berühmten Palais Arenberg zu malen hat. Erst auf dem Umweg über Brüssel erhält er die Berliner Aufträge. Und doch befindet er sich schon seit 1900 im Aufstieg. Ein Herrenporträt bringt ihm in diesem Jahr die Medaille des Pariser Salons ein, und Arsène Alexandre nennt sein Bild den „Clou des Salons". An den Pariser Erfolg knüpften sich zahlreiche Aufträge in England und Schottland. Szankowski malt u. a. Lord und Lady Balcareß und die durch ihre Schönheit berühmte Lady Angela Forbs.

Bedeutsam war für die Laufbahn des Künstlers das Jahr 1911, wo er nach Bukarest berufen wurde, um die Bildnisse des rumänischen Thronfolgerpaares zu malen. Bald darauf folgte das Porträt der Prinzessin Elisabeth. Im Schloß Cotroceni, der Residenz des Thronfolgers, wo eine kunstliebende und kunstübende Fürstin das Zepter führt, hat Szankowski, wie vor ihm mancher andere Künstler, erhebende Anregungen empfangen. Daß die rumänischen Prinzessinnen zu den Perlen seiner Schönheitsgalerie zählen, ist allerdings nicht nur sein Verdienst.

****

Das Salz in den Steppen von Astrachan.

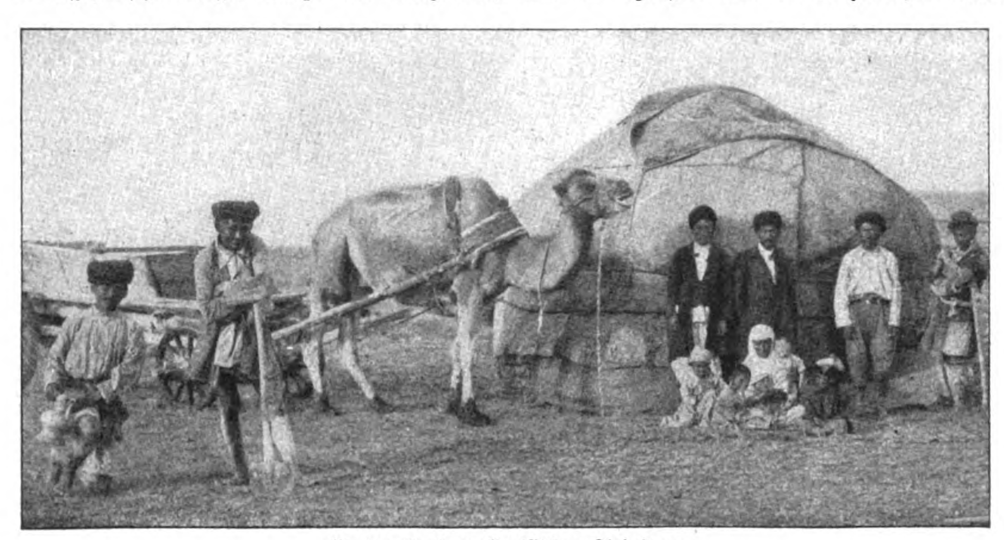
Von Adolf Lane, Dozenten am Orientalischen Seminar in Berlin. — Hierzu 7 phot. Aufnahmen.

Der Salzreichtum Rußlands ist sehr groß, und alle Arten von Salzvorräten sind hier vertreten. Man weiß noch nicht genau, wie reich Rußland an Salz ist, das übrigens seit alters her als ein Symbol der Gastfreundschaft und Wohlhabenheit eine große Rolle in den Volksitten spielt. Es wird im Norden, Osten, besonders aber im Süden des Reiches gewonnen. Geringere Bedeutung gegenüber dem Süden hat der Norden (Gouvernement Perm). Hier im Süden war noch im 17. Jahrhundert Bachmut (Gouvernement Jekaterinoslaw) durch seine Salinen bekannt. Man soll damals dort bis 600 tausend Pud (1 Pud = 16,38 kg) jährlich gewonnen haben. Jetzt ist die Gegend zwischen Bachmut und Slavjansk (Gouvernement Charkow) weit und breit nicht nur durch die Salinen, sondern vor allem durch die reichen, von Franzosen entdeckten und von ihnen jetzt bearbeiteten Steinsalzgruben berühmt. Etwa ein Viertel Million Pud Salz soll von hier jährlich auf den Markt kommen. An vielen, dem Verkehr nicht leicht zugänglichen Ortschaften des asiatischen und in den südlichen und östlichen Grenzmarken des europäischen Rußlands sind weitere Quellen für die Salzgewinnung vorhanden. Die Salzlager von Ilezkaja Saschtschita (Gouvernement Orenburg) werden auf 100 Milliarden Pud geschätzt, kommen aber wegen der mangelnden Verkehrsverbindung mit den großen verbrauchsfähigen Zentralmärkten noch nicht recht zur Geltung. Am Schwarzen, besonders aber am nördlichen Rand des Kaspischen Meeres liegen zahlreiche Salzseen und „Limane", flache Seen, die durch eine Nehrung vom Meer getrennt sind und ursprünglich oft eine Flußmündung bildeten. Hier ist die Salzgewinnung zur größeren Geltung gelangt, weil sie in den Salzseen bequemer und leichter ist als anderwärts. Trotz des angedeuteten Salzreichtums ist die russische Salzproduktion im ganzen relativ gering, sie beträgt etwa 100 Millionen Pud jährlich. Der Mangel an guten Verkehrsverbindungen, die große Entfernung von den Zentralmärkten und die damit verbundene Verteuerung der Ware sind die Hauptursache dafür, daß der Verbrauch des Salzes als Nahrungsmittel und seine Verarbeitung zu anderen Zwecken nur langsam fortschreitet. Die Salzgewinnung selbst ist meist noch sehr primitiv.

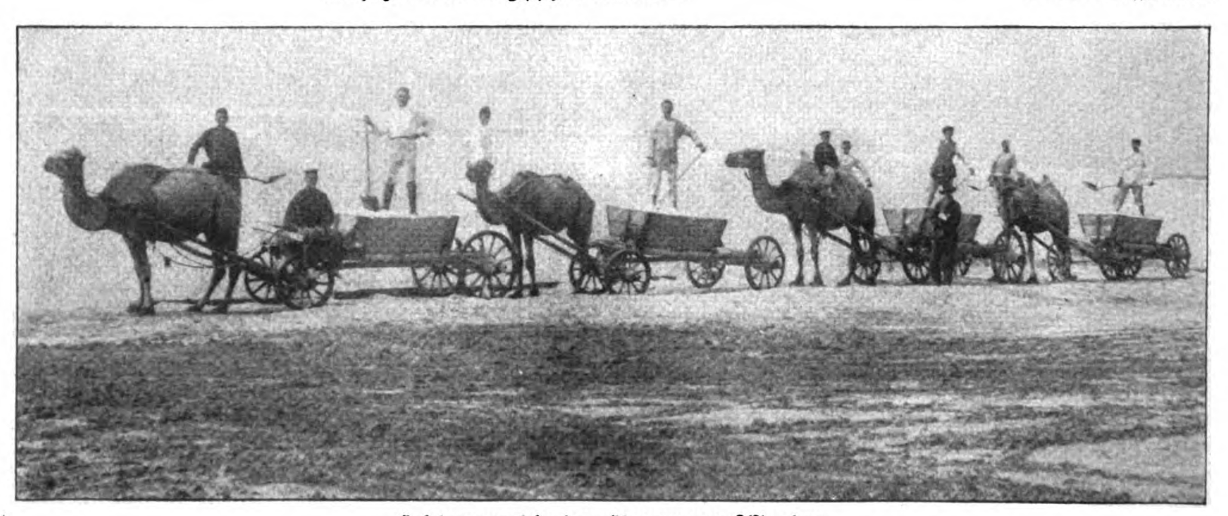

Mit Salz beladene Schiffe auf der Wolga.

Eine hervorragende Rolle bei der Gesamtproduktion des russischen Salzes spielen die Kirgisensteppen des Gouvernements Astrachan, das etwa zweitausend Salzseen in seinem Bereich hat.... Oede, unermeßliche, stumme Sandsteppen breiten sich zu beiden Seiten der unteren Wolga. Der mächtige Fluß hat sich hier ein

breites Bett gerissen, und während des Hochwassers kann man von der Mitte des Stromes stellenweise die beiden Ufer sehen. Wenn man die Wolga herunter nach Wladimirowka kommt, von wo eine in den Jahren 1881=82 gebaute Eisenbahnlinie zum Baskuntschaksee führt und sich von hier dem Salzsee nähert, dann umfängt einen sofort die Oede der Steppe, in der alles — Salz ist. Es findet sich nicht nur in den Seen, der ganze Boden ist von ihm durchtränkt. Das atmosphärische Wasser laugt das Salz aus, und es fließt von den Anhöhen herab in die Niederungen und bildet entweder neue Seen oder bringt Ersatz für die alten Seen, denen die Salzablagerungen entnommen werden. Die große Regenlosigkeit, Trockenheit der Luft und die horizontale Erdschichtung verhindern ein zu rasches Auslaugen des Bodensalzes, das man in der Luft, im Nebel, in den Ausdünstungen des Bodens vom Regen sofort nach dem Betreten des Gebietes spürt. Nach dem Zeugnis eines der Erforscher dieser Steppe weist destilliertes Wasser, das im unverschlossenen Behälter einige Minuten gestanden hat, Salz auf. Die in der weiten Steppe oft 10, 30, 70 Kilometer voneinander entfernten Brunnen mit Trinkwasser enthalten salzig bitteres Wasser, das fast nur für die Steppenbewohner genießbar ist. Der Tau ist zuweilen so salzig, daß das Gras und die Kirgisenzelte (Kibitki) wie mit Reif bedeckt sind. Erst weiter nach dem Osten und Nordosten von Baskuntschak liegen fruchtbarere Gebiete, die von den nomadisierenden Kirgisen bewohnt sind.



Wohnzelt eines kirgisischen Arbeiters.



Salztransport in den Steppen von Astrachan.

In diesem toten Reich liegen nun die größten Salzseegebiete der Welt: Elton und Baskuntschak. Der größere und an Salz reichere Elton konnte bis zu dem erst kürzlich erfolgten Anschluß an das russische Eisenbahnnetz nicht richtig ausgebeutet werden. Der Löwenanteil entfiel bis jetzt auf den kleineren, näher der Wolga liegenden Baskuntschak. Vom Salzreichtum kann man hier eine Vorstellung gewinnen, wenn man bedenkt, daß die Gesamtfläche der beiden Seen mit den anliegenden kleineren ungefähr 40 000 Dessjatinen oder 400 Quadratwerst (1 Dessjatine = 109,25 Ar; 1 Werst = 1066,18 Meter), und daß Baskuntschak allein etwa 45 Milliarden Pud an abbaufähigen Salzablagerungen hat.

Jedes Jahr bildet sich auf dem Boden des Sees eine neue Ablagerung, die dann mit einer dicken Salzsole bedeckt bleibt. Unter dieser Ablagerung kommt zuerst die sogenannte „bleierne“ Salzschicht und dann eine lockerere Salzmasse. Gerade diese beiden Schichten werden auch bearbeitet, wobei die „bleierne“ mit Dynamit gesprengt werden muß, weil sie steinhart ist. Nach der Sprengung wird das Salz ans Ufer gebracht, wo es zunächst in einzelnen Haufen einige

Die Gewinnung des Salzes. In der Mitte: Füllung der Transportwagen. Oben: Die Salzlager.



Das gewonnene Salz wird zur Bahn geschafft.

Monate zum Reinigen dasteht. Dann wird es verladen und mit der Bahn nach Wladimirowka gebracht, wo es entweder zunächst auf die Salzmühlen kommt oder gleich auf Barken zum Transport auf der Wolga umgeladen wird.

Bei der Arbeit werden, wie das auch sonst im Hinterland der Wolga der Fall ist, Kamele als Zugtiere verwendet. Die kirgisischen Arbeiter, die hier die Mehrzahl bilden (die übrigen sind entweder Tataren, Kalmücken oder Russen), bringen die Tiere aus den Steppen hierher mit.

Baskuntschak wie auch Elton ist Eigentum der russischen Krone und wird in achtundachtzig einzelnen Teilen an verschiedene Privatpächter verpachtet.

Am Ende des 18. Jahrhunderts gründeten deutsche Herrnhuter in der Nähe von Zarizyn die bis jetzt blühende Kolonie Sarepta, um von dort den Nomaden das Evangelium zu predigen. Ihre Bemühungen blieben aber dank dem Widerstand der russischen Geistlichkeit und den Schwierigkeiten des Verkehrs mit den früher so furchtbaren, jetzt wohl ganz unschädlichen Asiaten erfolglos. Auch die Bemühungen, sie seßhaft zu machen, sie zu „europäisieren“, bleiben ohne Resultat: die Nomaden, die die Freiheit ihrer Steppen über alles lieben, lassen sich nicht zivilisieren, sie weichen der Kultur aus oder bezahlen den Anschluß an die letztere meist mit dem Leben. So ist auch die Heranziehung der Kirgisen und Kalmücken zur Arbeit der Salzgewinnung keine Etappe ihrer Zivilisierung. Das Salz in den Steppen von Astrachan wird immer mehr zum goldenen Boden — aber nur für die Russen. Die einstigen Besitzer haben nur das Zusehen.

****

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

15. Fortsetzung.

Gerhard aß mit gutem Appetit, trank fast die ganze Flasche leer, sprach mit vollem Mund, mit glänzenden Augen und so laut, als ob er nicht im geschlossenen Zimmer seiner Frau gegenüber säße, sondern seine Worte noch immer auf freiem Feld weit hinausrufen mußte.

„Das schönste, Lou, war, wenn ich so auf dem Pferd dahinjagte — stundenlang! So ins Blaue, weißt du. Nur um das Leben zu fühlen in mir. Mitten in die Stierherde bin ich dabei mal hineingeraten.“

Es war ihm angenehm, daß Lou in jähem Schreck die Arme um ihn legte. Noch nachträglich gewann das Abenteuer doppelt an Reiz. Sehr erregt sagte er: „Das war kein Spaß, du! Um ein Haar wäre es mir übel ergangen Kommt da ein Kerl auf mich — ein zweijähriger, mit Bocksprüngen und gesenkten Hörnern. Das Pferd war klüger als ich. Haben ja keine Angst, die Pferde dort vor den Stieren — sind ja zusammen aufgewachsen. Ich, meine Stiefel ihm in die Flanken, damit's losgeht. Rührt sich nicht, die Bestie! Steht wie eingemauert, wiehert nur und schüttelt die Mähne. Du weißt doch, wie ein langer dichter Mantel ist sie, diese Mähne. Ich bücke mich — und die Mähne fällt auf mich — ganz zufällig, deckte meinen ganzen Oberkörper. Verflucht unangenehme Lage war das. Ich hatte keinen Stock, keine Waffe, nichts. Nur ein kurzes Messer zum Brotschneiden. Die Bestie kommt ran,

immer langsamer, immer näher. Ich ziehe mein Messer, ziele wie mit einem Wurfgeschoß, und dann ganz plötzlich werfe ich die Mähne zurück, und bums steckt das Messer dem Tier im Nacken — mitten drin ... du ... Es brüllt auf, macht kehrt, sprengt davon und ich nun los mit dem Pferd, was ich kann. Also du, davon hab ich mehr Vergnügen gehabt als von meinem Doktor, glaubst du?"

Lou fühlte, daß sie ihm jetzt nicht mit den harmlos nüchternen Briefen aus der Heimat kommen durfte. Was konnte es ihn in diesem Augenblick interessieren, daß Seraphine dem Vater hatte den Koffer packen müssen „für nach Italien — zu ihr!", daß die Villa in der Rauchstraße nun endgültig verkauft werden und Seraphine eine Mietwohnung in der Hohenzollernstraße als Absteigequartier einrichten sollte. „Sieben Zimmer, Häseken, für die Katze — denn wer wird noch zu ihr kommen wollen nach der ‚Aufführung?'" Und wie gleichgültig mochte es ihm sein, wenn Pastor Tansen schrieb, daß sein Sohn bereits im Winter wieder nach Europa zurückkehren würde, um für seine Petroleumgesellschaft einige große Abschlüsse zu machen! Nur ein paar Zeilen von der alten Exzellenz legte sie ihm auf den Tisch. Kaum noch leserlich war die Schrift in ihrem greisenhaften Zittern:

„Laß Deinen Schlingel von Mann sich nur richtig austoben! Ich bin überzeugt, daß sein Vater ihm die Freiheit neidet, die er selbst nie zu nützen verstanden hatte. Er ist noch verschlossener jetzt. Schreibt und liest. Ich sehe ihn tagelang nicht. Wenn ich jünger wäre und die Mendel entbehren könnte — ich käme zu Euch. Aber was soll ich machen, da ich nun meinen armen Körper ihren abscheulich harten Händen überantwortet habe und sie zu unbeweglich ist, um auch nur von unserem Hause bis zu den Linden zu gehen. Seit einigen Tagen hat sie sich's in den Kopf gesetzt, auf dem Ruhebett in meinem Zimmer zu schlafen. Nun mache ich kein Auge zu. So infam stört mich ihr Schnarchen. Und wenn ich mich rühre, springt sie auf und bringt mich ganz aus dem Schlaf. Dann wundert sie sich noch, daß ich tagsüber schlechter Laune bin und der Arzt kommen muß, um mir niederträchtige Pulverchen zu verschreiben. Bleibt so lange dort unten, wie es Euch gefällt. Denn hier ist es fürchterlich. Eure Großmutter."

„Na, siehst du!" rief Gerhard und streckte wohlig die Beine von sich.

Ganz leise sagte Lou: „Ich glaube, sie sehnt sich nach uns — nach dir vielmehr. Ich glaube, sie wartet nur darauf, daß wir zurückkommen."

„Unsinn! . . . . Was du dir alles einbildest!"

Etwas Feindliches regte sich in ihm gegen Lou. Sie verstand ihn gar nicht. Dort — in Berlin — da war er ihr grade recht gewesen in den Wirrnissen ihres Elternhauses mit seiner knabenhaften Sanftmut, seiner eingedrillten Zurückhaltung. Jetzt — da er die Entfaltung seines innersten Wesens verspürte, jetzt zog und zerrte sie an ihm, bekrittelte seine Art, blieb verständnislos für das, was ihm Kraft und Frohsinn gab.

Sie erschien ihm wie eine Gouvernante, die sich das Recht anmaßte, an ihm herumzunörgeln, ihm Ermahnungen zu erteilen.

„Ich gehe jetzt ein bißchen hinunter", sagte er kurz, nahm seinen Hut von der Truhe und stieß die Tür mit dem Fuß auf.

Fassungslos blickte Lou ihm nach.

* * *

Man saß bereits bei Tisch, als Lou herunterkam. Nur der Professor nickte ihr zu, langte nach ihrem Teller, um ihn von Mémère füllen zu lassen.

Das weiße Wachstuch, mit dem der Tisch an Wochentagen gedeckt war, zeigte Spuren eiligen und nachlässigen Aufschöpfens. Mémère hatte ganz rote Wangen, und Frau Vidal hatte ihre Hornbrille aufgesetzt und las aufmerksam einen kurzen Brief mit goldenem Namenzug in der linken Ecke.

Es war große Freude im Hause der Vidal: Eduardo Serrano, ein junger spanischer Stierkämpfer, kündigte sich mit einem seiner Stierzüchter an, um einige junge Stiere aus der Camargue zu kaufen. Er hatte viel von der Vidalschen Züchterei gehört, und da er in der nächsten Woche zur Corrida nach Nimes käme, würde er vorher gern ein paar fromme provenzalische Stiere erwerben, die er in ein, zwei Jahren in den kleinen südfranzösischen Städten zu verwenden gedächte. Ein ergebener Gruß an Frau Vidal folgte, von deren Gastfreundschaft sein Vater, der berühmte Matador Serrano Gareto, oftmals erzählt hatte.

Mémère konnte vor Erregung kaum essen.

„Ich erinnere mich seiner noch ganz gut," sagte sie, „obwohl ich damals ein kleines Mädchen war! Mein Vater war böse auf ihn, weil er unseren guten Wein nicht trinken wollte. Nur Trauben aß er. Und auch nur weiße."

Frau Vidal nickte.

„Er war ein guter, sanfter Mensch."

Sie nahm die Hornbrille ab, und ihre noch immer schönen, dunkeln Augen ruhten mit seltsamem Lächeln auf dem Enkel.

„Ich wäre fast seine Frau geworden. Aber ich war damals kaum fünfzehn Jahre alt, und meine Eltern wollten mich ihm noch nicht geben. Als er nach Jahren wiederkam, war ich mit deinem Großvater verheiratet. Er war ein großer Mann, dieser Gareto! Aber damals zahlte man noch nicht wie heute. Er hat lange arbeiten müssen. Mit den Jahren verlor er an Gelenkigkeit. Ich war dabei in Montpellier, wie der Stier, den er töten sollte, ihn mit den Hörnern in die Luft warf und aufspießte. Es war das Schrecklichste, was ich je gesehen habe. Im nächsten Augenblick war der Stier von zwanzig Messern und Lanzen niedergestreckt. Aber der unglückliche Mann lag im Unfallzimmer — halbtot und verstümmelt! Er lebte dann noch fünfzehn Jahre und geriet fast in Not. Sein ältester Sohn besuchte die Stierfechterschule in Sevilla. Ich war mit deinem Großvater bei seinem ersten Auftreten in Frankreich ... Marseille war es, glaube ich. Noch zu ungestüm war er, aber so gewandt, so kräftig, so unfehlbar in jeder Bewegung. Die Frauen waren wie närrisch, warfen ihm Blumen zu, ihre Tücher, ja selbst ihre Fächer und Schirme. Drei Jahre später trug man ihn aus der Arena — wie ehemals den Vater. Noch ein kleiner Junge war da, der Jüngste. Vor acht Jahren hat man angefangen, von ihm zu sprechen . . . jetzt ist er Millionär! Ja . . . die Garetos!"

Bewunderung, Zärtlichkeit . . . der weiche Abglanz einer stürmischen Jugendverliebtheit lag in den Worten der alten Frau.

Ihr Gesicht wurde plötzlich hart.

„Wissen Sie noch, Professor, was ich mir für Susanne einmal gewünscht habe?"

Der Professor antwortete nicht, rückte verwirrt auf

seinem Stuhl. Mémère sagte: „Laß doch, Annchen . . . das sind alte Träume. Und der Vater hätte es wohl nie erlaubt!“

„Dafür bist du heute eine deutsche Gräfin!“

Frau Vidals schönes, strenges Gesicht hatte einen Ausdruck von bitterem Hohn, der Lou erschreckte. Es war, als zerrisse plötzlich ein Schleier, als sähe sie zum erstenmal das Antlitz dieser Frau, die ihr bisher immer nur als eine gütige Greisin erschienen war, die das Leben in passiver Ergebenheit an sich vorbeiziehen ließ.

Und sie fühlte zum erstenmal in diesem Haus den Haß und die Erbitterung gegen alles, was dem Wesen des Landes und Hauses fremd war, sich ihm aufgedrängt hatte durch eine Verkettung von Umständen. . . .

Sie suchte die Augen ihres Mannes, weil sie an ihm allein die Stütze zu finden hoffte in diesem Augenblick ihrer inneren und äußeren Verlassenheit.

Gerhard aber blickte beharrlich auf seinen Teller mit dem in Olivenöl gebratenen Entenflügel.

Frau Vidal faltete den Brief sorglich zusammen, steckte ihn hinter das schwarzseidene Busentuch.

„Ja — die Garetos!“ wiederholte sie und schüttelte leise den Kopf. „Immer, wenn ich an sie denke — muß ich an Blut und Tod denken, an schreckliche Zufälle, an schweres Schicksal. . . Und waren doch beide liebe, lustige Menschen.“ . . .

Sie erhob sich, ging langsam in die Tiefe der Stube, stellte sich vor dem großen, dunkeln Marienbild auf, das in der Kaminwand eingelassen war, und neigte tief ihr Haupt. Sie betete leis und ohne sich um die anderen zu kümmern, die still weiter aßen, dann vorsichtig Messer und Gabel niederlegten. Die Magd kam herein mit der aufgeschnittenen roten Wassermelone, wechselte die Teller, brachte den kräftigen Duft ihres sonnendurchwärmten, braunen und gesunden Körpers an den Tisch.

Frau Vidal seufzte tief auf, bekreuzigte sich und ging mit kurzen, harten Schritten, ohne sich nach rechts oder links umzusehen, aus der Tür. In die brütende Sonnenluft ging sie hinaus, die wie glühende Lohe um ihren alten Körper schlug. . . .

„Jetzt geht sie zu Kasper“, sagte Mémère mit ernstem Gesicht.

„Was ist Ihnen, kleine Gräfin?“ fragte plötzlich der Professor.

Lou war sehr blaß und atmete schwer.

„Die Hitze — ich weiß nicht — ich fühle mich gar nicht wohl.“

Ihre eiskalten Finger tasteten nach Gerhards Hand.

„Soll ich dich in dein Zimmer bringen, liebes Herz?“ fragte Mémère ein bißchen matt.

„Nein . . . danke . . . ich gehe allein — oder Gerhard kommt mit, nicht wahr — du gehst mit mir?“

Gerhard Oberwall hörte nicht die Dringlichkeit in ihrer Stimme. Er wollte auch allein sein mit der Mutter, mußte sie etwas fragen.

„Begleiten Sie meine Frau, Professor — wollen Sie — ich komme gleich nach, Spitzmaus . . . einen Augenblick nur.“

Er wartete es gar nicht ab, bis Lou draußen war, rückte ganz nah an die Mutter heran, mit leuchtenden Augen und vor Erregung belegter Stimme.

„Du, sag, ist das wahr — dieser Gareto — der . . . kommt hierher . . . ja? Was ist das für ein Mensch, so ein Stierkämpfer? . . . Du begreifst, nicht wahr? . . Wir dort oben haben keine Ahnung.“

Susanne Oberwall lächelte. Lächelte sehr ruhig, aber ihre Lider senkten sich schwer über die großen, dunkeln Augen. Sie faßte den Kopf des Sohnes, legte ihn gegen ihre weiche, warme Schulter, fuhr mit den Fingern durch sein blondes, feines Haar.

„Den kenne ich nicht, Liebling. Aber die Garetos sind große Herren. Sein Bruder war jedenfalls einer. Und sie waren alle ein Schicksal für uns — der Vater und der Sohn. Sie haben beide etwas mit sich genommen von uns — von deiner Großmutter und auch“ . . .

„Von dir, Mémère?“

Er fragte es ganz leise, beinah bestätigend.

Sie antwortete nicht. Aber er fühlte, wie ihr Herz schlug, und fühlte daran, wie jung sie geblieben war mit ihren vierzig Jahren — wie kindlich.

„Du mußt nichts Schlimmes denken, Liebling. Ich kannte ihn ja kaum, war nur damals mit in Marseille, und wir saßen zusammen abends im Hotel, und er schenkte mir eine Blume. Ganz offen, Liebling, vor meinen Eltern. Und ich habe später meine Eltern über ihn sprechen hören. Sie zankten sich beinah. Ich fühlte genau, warum sie sich zankten. Dann kam dein Vater zu uns, und dein Großvater gab mich ihm — ohne viel zu fragen, und ich glaube, gegen den Willen meiner Mutter. Genau weiß ich es nicht. Wir haben nie darüber gesprochen. Die Blume habe ich einen Tag vor meiner Hochzeit in die Trophimkirche gebracht. Dort liegt sie noch im Schrein der heiligen Jungfrau. — Weiter war nie etwas. Nur geweint habe ich — als ich von seinem Ende las; und später, wenn ich den Namen hörte, da war mir immer — als wäre an dem Namen etwas von mir hängengeblieben.“ . . .

Sie legte ihre heiße Wange auf sein Haar, seufzte tief auf: „So wird es wohl auch deiner Großmutter gehen. Die Garetos waren unser Schicksal. Und nun kommt der Dritte.“

Wie eine kleine spanische Ballade klang ihm das einfache Erlebnis aus dem Mund seiner Mutter. Und er lauschte ihr wie einem süßen, etwas traurigen Märchen, das nichts zu tun hatte mit der Wirklichkeit.

Nie hatte er so sehr den Abgrund gefühlt, der seinen Vater von dieser schönen, lieben und einfachen Frau trennte — niemals auch so begriffen, daß es keine Brücke gab, die über diesen Abgrund führte.

Und dieser zwei Menschen Kind war er.

„Man muß an die Kinder denken, bevor man zwei zusammengibt“, sagte er plötzlich hart und stand auf.

Oben im verdunkelten Wohnzimmer lag Lou auf der Truhe, und ihr blondes, helles Köpfchen reckte sich auf den weichen, seidenen Kissen. Der Professor ging geschäftig hin und her und legte ihr kalte Kompressen auf die Stirn.

„Soll ich gehen . . . wollen Sie schlafen, kleine Gräfin?“

Sie hielt ihn zurück, angstvoll, bittend:

„Lassen Sie mich nicht allein. . . . Ich glaube, Sie sind jetzt der einzige . . . hier . . . der einzige. . . . Lassen Sie mich nicht allein.“ . . .

Der alte Mann zog einen Stuhl heran, streichelte ihre Hand.

„Ja . . . das Heimweh . . . das Heimweh . . . eine böse Krankheit ist das . . . ich weiß.“ . . .

Im heißen, stillen Haus der Vidal regte sich ungewohntes Leben. Die Fensterscheiben wurden gewaschen,



die Rolläden frisch gestrichen. Die großen Truhen waren geöffnet, in denen fast achtzigjähriges Linnen lag, mit breiten handgeklöppelten Spitzen. In der Wohnstube stand altes, schweres Silber auf dem Tisch. Frau Vidal hatte derbe Handschuhe an und putzte es eigenhändig mit Öl und feiner Asche aus Olivenholz. Im Haus roch es nach Lavendel und getrockneten Rosenblättern, nach warmem Öl, gebackenem Fisch und abgekochten Schnecken.

Lou ging, ganz vermummt in einem weißen Laken, im Garten auf und ab. Nur um dem Geruch zu entgehen.

Gerhard kam aus dem Haus, winkte ihr zu kommen.

„Kannst du dich denn gar nicht ein bißchen zusammennehmen, Lou? So ein Wahnsinn, jetzt draußen herumzugehen! Du wirst dir noch einen Sonnenstich holen!"

Es sprach mehr Ärger, als Sorge aus dem Klang seiner Stimme.

Er zog sie in den dunkeln Flur, hinter den weißen Mullvorhang.

Die Mägde standen in allen Ecken herum, holten die Spinngewebe von den Mauern und große Spinnen selbst, die sie vom Besen abklopften, und hinter denen sie kreischend einherliefen.

Lou raffte ihr Kleid zusammen mit dem durchgeglühten Laken, das ihr vom Kopf herabfiel, und stieg langsam die Treppe zu ihren Zimmern hinauf. Oben, bei ihr, war noch nicht aufgeräumt, stand noch alles herum, wie sie es am Morgen verlassen hatte.

Sie trat hinaus auf den Gang, rief die Magd. Unten ging eine Tür auf, Mémère streckte den Kopf heraus.

„Was willst du, Herz? Jetzt hat niemand Zeit, du mußt dich schon irgendwie behelfen."

Lou versuchte nun selbst Ordnung zu machen. Aber es war ihr nicht möglich, das breite Bett der Vidal, an dem immer zwei Mägde reichlich zu tun hatten, allein zu bewältigen. Es war der zweite Tag, an dem sie sich „behelfen" mußte — das heißt im ungemachten Bett schlafen sollte. Gestern ging es noch. Da war Gerhard in Avignon gewesen, hatte dort übernachtet. Aber heute . . . Gerhard lachte.

„Lächerlich, Lou. Wir werden schlafen wie die Könige. In der Camargue habe ich mich sogar ohne jedes Bett beholfen."

Aber seine Heiterkeit schlug wieder in leichten Ärger um:

„Ich begreife dich nicht. Wenn ich noch eine Roeckwitz geheiratet hätte! Aber du . . . die Tochter eines Künstlers! Hast du so wenig Humor, so wenig Anpassungsvermögen!"

Sie wollte nicht abermals Unfrieden haben wie gestern, da sie mit leichtem Schauder gefragt hatte: „Wir sollen an einem Tisch mit einem Stierkämpfer sitzen?!"

Er hatte einen roten Kopf bekommen und geantwortet: „Habe ich dir jemals Vorschriften gemacht, mit wem ich bei euch an einem Tisch zu sitzen hatte?"

So hochmütig, so schneidend war sein Ton dabei gewesen, daß alles Blut ihr aus dem Gesicht lief.

Er war dann aus dem Zimmer gegangen und war fortgefahren nach Avignon, um sich „einige Bücher zu besorgen", sagte Mémère. Aber Frau Vidal hatte dabei ein eigenes Lächeln um die Lippen gehabt, und Lou erinnerte sich, wie der Professor einmal gesagt hatte: „In Avignon amüsiert sich die Jugend der Provence."

Da Gerhard heute morgen wirklich mit einigen Büchern zurückgekommen war, hatte sie jede Frage vermieden.

Und er war wieder zärtlich zu ihr, mit einem leisen Anflug von Beschämung und Schuldgefühl, das sie beinah rührte.

Aber dann hatte sie der warme Geruch von Öl und abgekochten Schnecken aus dem Haus getrieben, und nun war er wieder ärgerlich, und sie fühlte, daß der Widerwillen, den sie empfand gegen die Gepflogenheiten seines Kinderlandes, ihn fernrückte von ihr — so fern — wie sich Graf Andre Oberwall dem Kreis und den Gepflogenheiten der Rauchstraße immer fern gefühlt haben mochte.

Lange saß sie mit schmerzendem Kopf und klopfenden Schläfen an dem großen Tisch ihres Wohnzimmers. Von unten drang fröhliches Lachen herauf, dann ein altes, provenzalisches Lied:

„Roussignolet, revibo-te:
Un bergiè te demando
Lan la!
Qu'es acquen bergiè
Que toujour me demando
Lan la!"

Gegen Abend aber wurde der große, viersitzige Familienwagen im Hof geputzt und das schwere, silberbeschlagene Geschirr. Und die schönsten Pferde wurden gestriegelt, und die Knechte flochten ihnen bunte Papierblumen und rote Bänder in die gezopften Mähnen und die künstlich gewellten Schweife.

Denn am nächsten Morgen sollte der Stierkämpfer Gareto von Arles abgeholt werden.

In ihrem Zimmer aber stand Susanne Oberwall vor dem schmalen, hohen Pfeilerspiegel, an dessen Seiten je zwei Kerzen brannten, und ließ sich von einer Magd das braunrote Brokatkleid überziehen, das die Exzellenz Gräfin Marie Antoinette ihr hatte machen lassen, damit sie ihrem Rang und der Stellung ihres Gatten entsprechend in Berlin erscheinen und außerdem ihrem Gatten gefallen konnte.

Frau Vidal saß auf einem Schemel und klopfte mit ihrem Stock ungeduldig gegen den Estrich, wenn die ungeübten Finger der Magd ein Versehen begingen. Sie schüttelte den Kopf, als die Tochter fertig angekleidet war, und schickte die Magd hinaus.

„Und in Berlin bist du mit so nackten Schultern vor aller Augen herumgegangen?" fragte sie.

Susanne wurde sehr rot. Manches fiel ihr ein, woran sie nicht gern denken mochte.

„Eine Frau, die einen erwachsenen Sohn hat! Das ist doch schamlos!"

Die dunkeln Augen der alten Frau blitzten ärgerlich auf.

„Nimm das um. Der Junge ist da!"

Gerhard nahm den Kopf der alten Frau zwischen beide Hände.

„Laß nur, Ahnchen! Ich bin stolz auf meine schöne Mutter!"

Ärgerlich antwortete sie: „Ich mag eure Moden nicht. Was machst du überhaupt hier? Warum bist du nicht bei deiner Frau? Am Ende zieht sie sich auch so einen ausgeschnittenen Fetzen an morgen."

„Ach nein, Ahnchen . . . für die ist das morgen kein Fest. Lieber würde sie sich gar nicht sehen lassen, als mit dem Sennor Gareto an einer Tafel sitzen."

„Meinetwegen mag sie in ihrem Zimmer bleiben", sagte Frau Vidal.

Mémère fuhr Gerhard über den blonden Scheitel.

„Wir wollen sie nicht zwingen", sagte sie weich.

Gerhard fuhr auf.

„Nein! . . . Wieso denn? Wie kommt ihr darauf? Darin darf man ihr nicht nachgeben. Sie ist meine Frau.... Sie muß sich unseren Sitten fügen. Solange ich hier bin, muß sie sich unserem Haus anpassen. Das verlange ich! Und das tut sie auch."

Frau Vidal und Mémère wechselten einen kurzen Blick.

Er fuhr fort, in leichter Erregung: „Ich begreife ja ... ein Stierkämpfer . . . das mag ein bißchen seltsam für sie sein. Das paßt nicht in den Kreis der Menschen, an die sie gewöhnt ist. Aber schließlich . . . für meinen Vater ist ein Künstler wie Hörselkamp auch so was Ähnliches. Das geht ihm auch wider den Strich. Das paßt ihm auch nicht in den Kram. Da muß man sich eben zusammennehmen. Man muß eben den Verhältnissen Rechnung tragen. Papa hat sich höchst korrekt in die Situation gefunden. Das muß sie auch. Das habe ich ihr angedeutet. Das versteht sie."

Susanne Oberwall hing mit leuchtenden Augen am Sohn. Ganz anders war er geworden in den wenigen Monaten. Kein schmächtiger, befangener Knabe war er mehr — ein richtiger Mann. Ein Mann mit eigenem Willen, ein Mann, der Herr sein durfte über die Frau. Und es beglückte sie auch, daß er eintrat für die Sitten und Gepflogenheiten ihres Hauses, daß er „ihr Junge" geblieben war — trotz der jahrelangen Trennung und fremdartigen, feindlichen Erziehung.

Als er aber hinausging und die Kerzen aufflackerten in der warmen Zugluft, da seufzte Frau Vidal tief auf.

„Vielleicht wär's besser gewesen — die Garetos hätten unseren Weg nicht mehr gekreuzt. Paß auf die Kleine auf, Susanne. — Denk an Kaspers Worte."

Das Tuch glitt von den vollen, weißen Schultern. Susanne blickte an der Mutter vorbei.

„Weißt du noch damals . . . an dem Abend, da der Professor Klavier spielte und der Junge in der Camargue war?"

„Ja . . . ich weiß", murmelte Susanne. Ihr Herz schlug hörbar.

„Ein Mann wird kommen, und das Schicksal wird sich erfüllen an uns zum drittenmal."

Frau Vidal sprach die Worte ganz leis. Aber sie drangen wie feurige Nadeln in das Herz der Tochter.

„Die deutschen Frauen haben kaltes Blut", sagte sie mit weißen Lippen und dem Versuch, zu lächeln.

„Aber unsere Sonne ist heiß", entgegnete die alte Frau, und langsam, mühsam erhob sie sich.

„Zieh dich aus, Susanne, ich will dir helfen.". . .

Es war zehn Uhr abends, als Susanne Oberwall ganz leis an die Wohnungstür „der Kinder" pochte.

Lou, bereits in einem ihrer feinen, spitzenverzierten Nachthemden, das hellblonde Haar lose im Rücken, saß beim Schein zweier Kerzen am Schreibtisch.

„Du schreibst?". . .

Lou wendete der Schwiegermutter ihr zartes, müdes Gesicht zu, mit den dunkeln Schatten unter den Augen.

„Ja — an Papa. Er ist sehr glücklich jetzt. Er arbeitet viel, und im Herbst fahren sie beide nach Berlin. Da stellt er eine Menge Arbeiten aus, und da hofft er uns zu sehen."

„So — ja" —

In diesem Augenblick brachte Susanne es nicht über sich, Lou zu umarmen, wie sie es hatte tun wollen.

„Du denkst also daran, im Herbst fortzufahren?"

Lous Hände lagen kraftlos auf dem Tisch, ihre lichten Augen starrten in die gelbe Flamme der Kerze.

„Ich würde mich so sehr freuen, wenn ich Papa wiedersehen könnte." —

Ihre blassen Lippen zuckten.

„Aber das hängt natürlich von Gerhard ab", fügte sie ganz leis hinzu.

„Er ist sehr glücklich hier", sagte Susanne Oberwall und strich Lou über das Haar.

Sie nickte.

„Und du willst ihn doch glücklich sehen, Herz, nicht wahr?"

Wieder nickte Lou.

„Du hast es mir geschworen — du weißt doch — an deinem Hochzeitstag."

Sie drückte Lous Kopf an ihre Brust, küßte sie auf die Stirn.

„Denke, mein Herz, wie du dich nach deinem Vater sehnst, mit dem du erst vor einigen Wochen zusammen warst. Was soll ich sagen, die ich beinah zwanzig Jahre mein Kind entbehrt habe."

Lou drückte ihre heißen Lippen auf die Hand der Schwiegermutter.

„Es ist schwer für uns beide", murmelte sie.

Susanne Oberwall schüttelte den Kopf: „Nein, Kindchen, es ist nicht schwer. Wir müssen nur an ihn denken. Und dann werden wir leicht das Opfer bringen können, das das Schicksal von dir oder von mir verlangt. Ich schwöre dir — wenn er fort will, ich lasse ihn ziehen. Ohne Klage, ohne Tränen. Und so mußt du es machen — wenn er hierbleiben will, mußt du hier mit ihm aushalten — ohne Klagen, ohne Tränen. Willst du — sag, Liebling, willst du?"

„Gewiß — ja — ich bin ja seine Frau, und solange er mich liebhat."

„Aber du dummes, dummes Kind, du! Ob er dich liebt! Er konnte ja nicht leben ohne dich. Er ist ja nur unglücklich, daß es dir so schwer fällt, hier zu sein mit ihm. Das ist es. Und wie er dich liebt!"

Sie hielt Lous blondes Köpfchen an sich gepreßt und malte des Sohnes Liebe in glühenden Farben — in den Farben des leuchtenden Südens. Jedem Wort, das Gerhard je über Lou und seine Liebe zu ihr gesagt, gab sie erhöhte Bedeutung. Sie fand Ausdrücke, die eines Dichters würdig gewesen wären, um diese Liebe zu schildern.

„Niemand wird dich je so lieben wie Gerhard. Ich — seine Mutter — weiß es. Ich weiß, was du ihm bist, ich weiß, welche tiefe, heilige Liebe sich hinter seinen kühlen Worten verbirgt. Er ist stolz und reizbar — aber innerlich ist er wie ein Kind, das von dir sein Leben empfängt."

Eine feine Röte stieg Lou in die Schläfen, ein verträumtes Lächeln glitt um ihre Züge. Sie glaubte den heißen, leidenschaftlichen Worten, die ihr von Gerhard selbst zu kommen schienen, die sie aussöhnten mit allem, was ihr plötzlich so sonderbar und fremd an ihm erschienen war. Sie war bereit, sich allein die Schuld zuzuschieben an der Entfremdung, die sie täglich mehr empfand.

„Komm, Liebling, laß den dummen Brief. Verdirb



deine schönen Augen nicht. Ich werde dich jetzt zu Bett bringen — wie früher wie in Berlin, weißt du noch? So" —

Und Lou ließ sich von ihr zu dem großen, breiten Bett der Vidal geleiten, ließ sich das blonde Haar in einen Zopf flechten, ließ sich das nach Lavendel und Rosenblättern duftende Laken überbreiten, ließ sich die Augen küssen und die Haare streicheln.

„Und wenn du — solange wir den fremden Gast haben — nicht herunterkommen willst — dann, mein Liebling, wollen wir dir nicht böse sein. Ich werde Gerhard sagen, daß er deinen Wunsch respektiert. Es sind ja nur zwei Tage. Mach dir darum keine Sorgen. Unser Gast braucht gar nicht zu wissen, daß du da bist — oder wir sagen, du seiest leidend. Eine junge Frau — er wird das begreifen."

Sie lachte wieder ihr altes, weiches, mütterliches Lachen, gab Lou gar nicht Zeit, zu antworten.

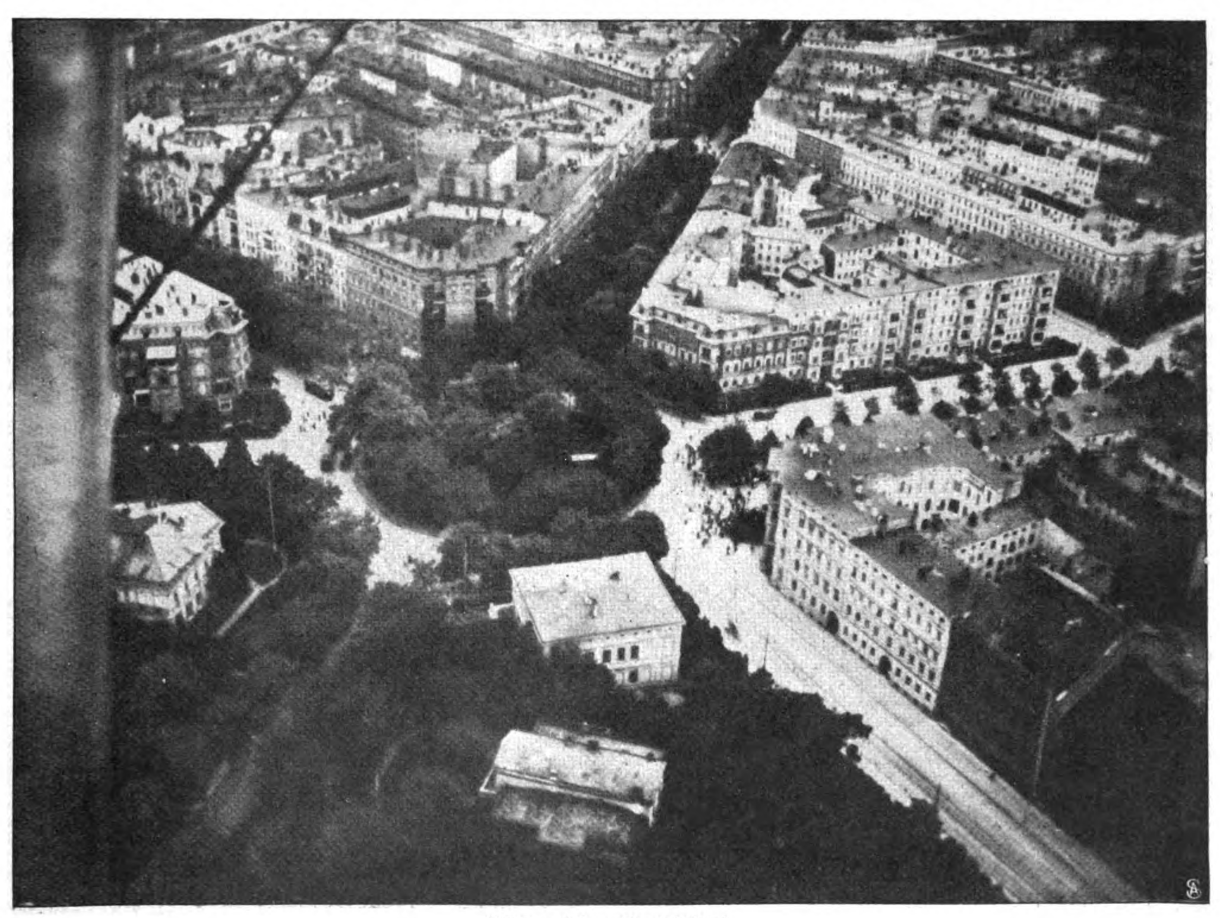
„So, Liebling, und nun schicke ich dir deinen Mann. Deinen armen, verliebten Mann, der es gar nicht abwarten kann, daß du ihm wieder gut bist — wie früher."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Ballonaufnahmen: Stettin.

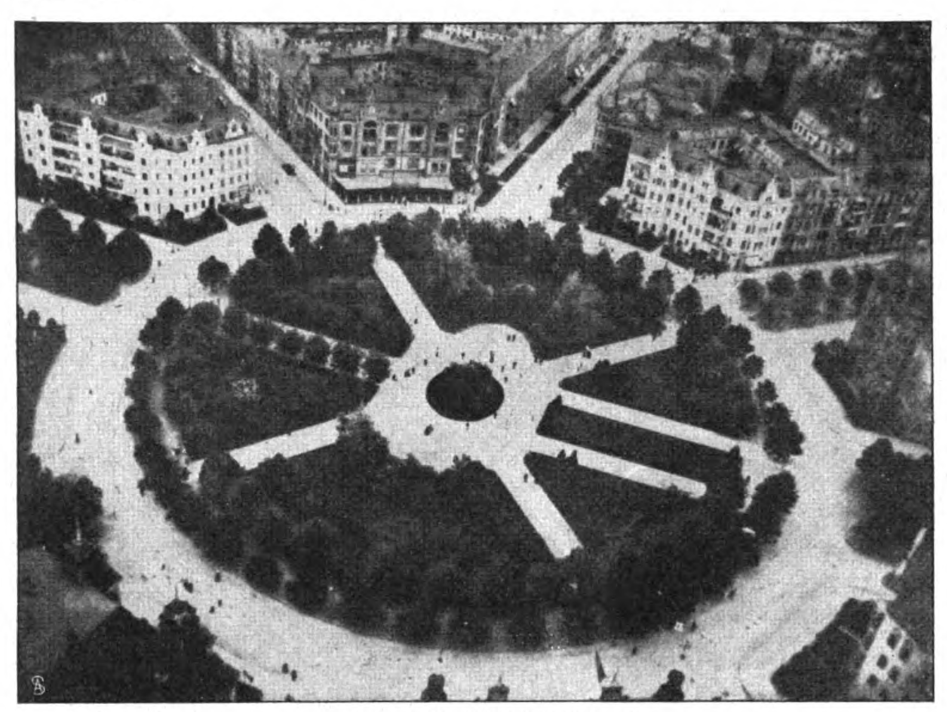
Von Willy Ganske. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Stettin aus der Vogelschau! Es hat lange warten müssen, bis eins der großen Zeppelinluftschiffe über seine Dächer glitt, wobei die reizvollen Aufnahmen von Preußens größter Seestadt entstanden. Den die alte pommersche Herzogstadt durchströmenden Oderstrom mit seinen imposanten Brücken zeigt Abb. S. 1536. Es sind die beiden nördlichen, die an Stelle der alten malerischen Holzbrücken mit ihren schwerfälligen Durchlaßklappen für die Schiffe erbaut wurden. Von der südlichen Hansabrücke, die von der Oberstadt am linken zur Unterstadt am rechten Ufer führt, bis zur flußabwärts gelegenen Baumbrücke, die mit ihren turmgekrönten steinernen Brückenpfeilern und den luftigen Eisenkonstruktionen der gewaltigen Brückenbogen dem Hafenbild eine moderne Note gibt, spielt sich das typische Leben und Treiben der großen Hafenstadt ab. Die Unterstadt am rechten Ufer, „Lastadie" benannt, zeigt noch altertümliche Speicherbauten mit mächtigen Giebeln und gewaltige Lagerhäuser. Am Ufer sind Ladeplätze, und davor liegt die lange Reihe der ihre Schiffsladung löschenden Dampfer aus aller Herren Ländern. Hier ist der Mittelpunkt des für Stettin so wichtigen Heringshandels. Am „Bollwerk", dem gegenüberliegenden Ufer, geht es gemütlicher zu. Dort stehen in langer



Blick auf den Arndt-Platz.



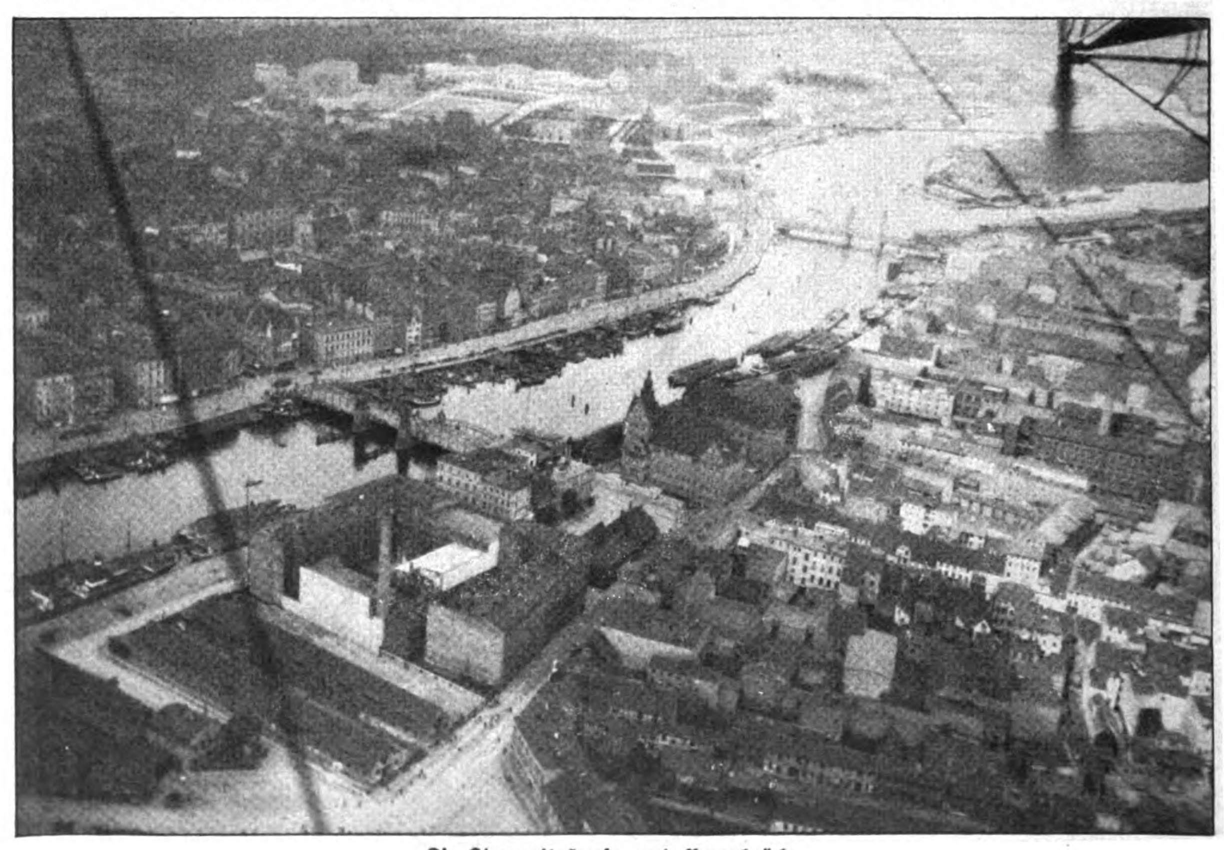


Der Kaiser-Wilhelm-Platz.

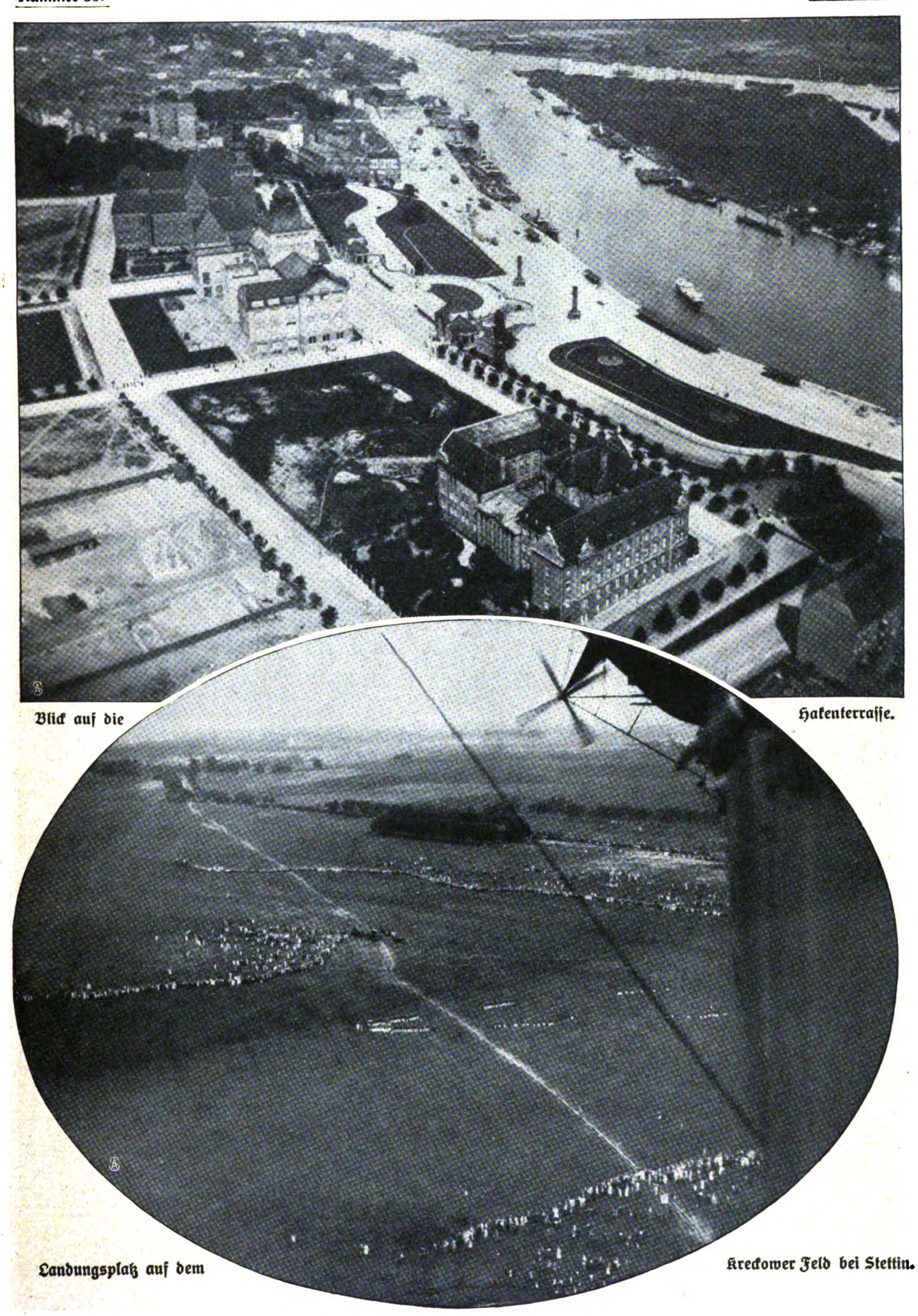
was der Seemann braucht, vollgestopft. Hier mischen sich allerhand Teer- und Trangerüche der Hafenstadt mit heißen Grogdüften der Matrosenkneipen, und die zum Dampfschiffsbollwerk vorbeieilenden Fremden geraten in Gefahr, sich ein falsches Bild von der Oderstadt zu machen. Vom Bollwerk geht es gleich ziemlich steil zu der auf drei Hügeln erbauten Altstadt empor. Aus dem Gewirr der engen Straßen und alten Häuser hebt sich machtvoll der massige Bau des altersgrauen pommerschen Herzogschlosses mit dem originellen Urturm. Es bedarf allerdings eines Vergrößerungsglases, um den Schloßbau auf dem Momentbild zu erkennen.

Reihe die Wasserkübel der Fischverkäuferinnen, die oft sehr unangenehme Nuancen pommerscher Grobheit entwickeln, wenn ihnen das Publikum zu anspruchsvoll erscheint. Laden reiht sich hier an Laden, mit allem,

Abbildung S. 1537 zeigt mit großer Schärfe die neue Hakenterrasse. Erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Festung Stettin geschleift wurde, konnte sich die bis dahin von Festungsmauern ein-



Die Oder mit Hansa- und Baumbrücke.



Blick auf die Hakenterrasse.

Landungsplatz auf dem Kreckower Feld bei Stettin.

gezwängte Stadt entwickeln und auf dem an die Umwallungen stoßenden Hochplateau ausbreiten. Da die Stadt das Festungsterrain leider nicht vom Fiskus erwarb, wuchsen draußen gewaltige neue Häuserviertel empor und umschlossen die Wälle und Gräben, die erst langsam verschwanden.

Am längsten von diesen alten Befestigungen erhielten sich die gewaltigen Schanzen des nach 1724 durch König Friedrich Wilhelm I. erbauten Forts Leopold, das nördlich vom Schloß sich nahe am Oderufer erstreckte. Hier ist im letzten Jahrzehnt eine vorbildliche städtebauliche Anlage erstanden, die Hakenterrasse mit ihren drei Monumentalbauten (Abb. S. 1537). Man hat die alten Befestigungen benutzt und hier am Hafen eine gewaltige Terrassenanlage mit zwei Riesentreppen geschaffen, von der sich ein wunderbarer Ausblick auf den Hafen, die Oderwiesen und den Dammschen See bietet. In der Mitte erhebt sich der neue Museumsbau, von zwei wirkungsvollen Pavillons flankiert. Rechts steht der holländische Renaissancebau des Regierungsgebäudes, während das Terrain links erst zur Hälfte mit dem großen Bau der Landesversicherungsanstalt bedeckt ist. Hier ist noch eine Baulücke, die durch einen Monumentalbau geschlossen werden muß.

Die Platzbilder S. 1535 u. 1536 zeigen die Bauweise der Neustadt. Hinter dem grünen Arndt-Platz beginnt das vor einigen Jahrzehnten entstandene Villenviertel Westend mit seinen in weite Gärten gebetteten, meist zweistöckigen Bauten. Links sieht man den Beginn der Friedrich-Karl-Straße, die zu dem Kaiser-Wilhelm-Platz führt, auf den acht Straßenzüge auslaufen. Das Bild auf Seite 1537 zeigt den im Nordosten Stettins gelegenen großen Kreckower Exerzierplatz, auf dem Kaiser Wilhelm I. im Jahr 1887 seine letzte Parade abnahm.

Die Jagd hebt an!

Nun klingt das Hifthorn wieder durch den Tag,
Und auf der Heide läutet hell die Meute –
Das rote Jagdkleid, das im Kasten lag,
Lacht wie der leuchtend goldne Herbsttag heute!

Die Jagd hebt an – mich trägt mein braves Pferd
In langen Sprüngen durch die Herbstesfluren,
Das Jagdhorn hallt ob unsrer Heimaterd – –
Frau Artemis, wir folgen deinen Spuren!

Frau Artemis, hörst du den Hifthornklang?
Er soll dich preisen – ja, er soll dich grüßen! –
Der Keiler liegt – getroffen hat der Fang,
Halali – sieh, er liegt zu deinen Füßen!

Die Beute dein – und unser ist die Lust.
Mein Tier drängt heim, das war ein herrlich Jagen!
Der Eichenbruch grünt an der Jägerbrust –
Gott grüß die Jagd in goldnen Herbstestagen!

Eva von Collani.

Die Letzten des Stammes.

Von Gustav Hinsch.

Die Woge der Naturschutzbewegung, die sich in den letzten Jahren erhob und über Deutschland dahinrollte, hat viel Sympathien wachgerufen. Sie muß als eine der edelsten Erscheinungen des Volkslebens unserer Tage betrachtet werden, und sie wird sozusagen getragen von dem Wohlwollen der besten Freunde unserer Heimat. Hier und da hatten sich kleine Wellen gebildet, die zunächst parallel miteinander liefen, um sich dann zur großen Mutterwoge zu vereinigen und so zusammen den rechten, vollen, brausenden Akkord hervorzurufen, der nötig war, dieser löblichen Bewegung zu dem ihr zukommenden Recht zu verhelfen. Die einzelnen Etappen des Naturschutzes sind Vogel-, Pflanzen- und Tierschutz. Der Schutz des Geländes, seiner Ursprünglichkeit an gewissen Stellen ist — leider — noch nicht recht in die Erscheinung getreten. Wenn auch hierzu in geeigneten Fällen durch Kommunen oder große Besitzer mehr übergegangen würde, so wäre damit gelegentlich ein großer Teil unserer örtlichen Fauna und Flora vor dem sicheren Untergang zu bewahren. Zwei Tiere sind es, denen hier das Wort geredet werden soll, und deren Existenz gerade jetzt einen letzten, fast schon verlorenen Kampf mit der Kultur führt. Der Ausgang des Kampfes kann um so weniger zweifelhaft sein, als mit der Kultur unserer großen Moore — ihrem Zufluchtsort — seit Jahren in großzügiger Weise systematisch vorgegangen wird. Es sind Rohrdommel (botaurus stellaris) und Sumpfschildkröte (emys orbicularis). Wenn sich nicht bald eine schützende Hand vor die Reste dieser untergehenden Tiergattungen schiebt, wenn nicht schleunig ein mächtiger Faktor auf den Plan tritt und Reservate schafft, die den beiden sterbenden Tierarten ein Asyl bieten, wird man sie in kurzer, fast möchte man sagen absehbarer Zeit zu den fossilen Tieren rechnen müssen. Schildkröte? Bei dem Wort horcht man unwillkürlich auf. Gibt's denn in Deutschland überhaupt Schildkröten? Wie wenige werden es wissen. Freilich kein gutes Zeichen für die allgemeine Kenntnis der Fauna unserer Heimat. Und schließlich, wer es weiß, der wird das Tier kaum zu Gesicht bekommen haben. Denn klein ist das Häuflein der Vertreter der Panzerträgersippe in Deutschland, und diese eine Art gibt's nur bei uns. Dazu haben sie ihr Heim in den unwegsamsten Winkeln aufgeschlagen. Westlich der Elbe sind sie ohnehin bereits ganz erloschen. In entlegenen Moorgewässern und Sümpfen — einsam — haust die einzige Schildkrötenart Deutschlands, die Teich- oder Sumpfschildkröte. Auf weite Entfernungen ist in den Mooren der Boden so weich und unsicher, daß sich der Mensch wegen der Gefahr des Versinkens nicht dorthin wagt. Im Winter sammelt sich in diesen Niederungen reichlich Wasser an, und die Gegenden erscheinen dann öde und ausgestorben.



Aber der warme, belebende Strahl der Frühlingsonne zaubert für die Sommermonate eine seltsame Welt der Einsamkeit hervor, wahre Natureilande, oft ganz nahe dem rauschend fließenden Kulturstrom. Dichtes Erlen-, Birken- und Fichtengestrüpp dunkelt auf den Wasserlachen des Moores. Auf kleinen Sanderhöhungen hier und da erblüht eine vielgestaltige Pflanzenwelt, und seltsame Falter taumeln zu den Duftkelchen eigenartiger Sumpfblüten. Reichlich vertreten ist hier auch allerlei Strauchwerk: Hasel, Brombeer, Flieder, Geißblatt und besonders die alte Heide. Und so anders wie die Pflanzenwelt ist auch die Tierwelt, die besonders in der Dämmerung ihr Leben beginnt. Leider ist meistens längst, vielleicht schon vor hundert Jahren, der gespenstige, geheimnisvolle Paarungsruf des letzten Rohrdommels, des früheren typischen Beherrschers unserer Sümpfe und Moore, verhallt. Ihm wurden die Flächen zu klein, die Umgegend zu belebt. Der große Vogel, einer der größten Deutschlands, hat sich in ganz große, weit von Siedelungen entlegene Moordistrikte zurückgezogen. Aber auch jetzt noch finden wir in den kleineren Mooren Tiere genug, die nicht jedem bekannt sein dürften. Da sind die verschiedenen Schlangenarten der Nattern und Ottern. Scheue Wildenten, Wasserhühner brüten hier neben anderen Arten von Tauchvögeln. Und ganz selten findet man noch eine Sumpfschildkröte. Gerade dieser typischen Tierart sollte man beizeiten eine sichere Zuflucht schaffen in den Naturschutzrevieren. Kürzlich wurden gelegentlich des Baues eines Bahndamms in Holstein, der durch ein Moor führte, noch zwei Schildkröten gefunden, die etwa 25 Zentimeter lang waren. Mit ihren glänzenden Äuglein, die wie schwarze Diamanten leuchteten, schauten sie erstaunt und neugierig in die fremde Welt. Indessen — Wagen auf Wagen voll Sand rollt heran, der Bahndamm wird immer länger und fester — hier wie anderswo. Bald werden auch die Schienen gelegt sein. Dann durchquert er das Moor; er, der Bringer der Kultur, stört die Natur in ihrem geheimen, einsamen Winkel, und nach einigen Jahren gewiß schon wird man hier vergebens nach einer Sumpfschildkröte suchen. Dort, wo sie hundert und mehr Jahre fischte und jagte, still in ihrem verschwiegenen Revier, unberührt, saust der Dampf- oder elektrische Wagen und schnellt eilige, geschäftige Menschen von Ort zu Ort, Menschen, die bei dem hohen Stand ihrer Kultur gar keine Zeit mehr haben, auf die Stimmen der Natur zu achten oder sie zu schätzen. Wer wird dann noch wissen, daß hier bis vor kurzer Zeit vermöge ihrer Unzugänglichkeit Reservate bestanden, wirkliche kleine Natur-Schutzreservate, die noch einem letzten Vertreter seines uralten Stammes in unserem deutschen Vaterland ein sicheres Obdach boten.

„Raum für alle hat die Erde“ .. Hat sie das wirklich?

Bilder aus aller Welt.

Als Harfenistin wurde Frl. Berty Cue an die Königliche Hofoper in Berlin verpflichtet. Die Künstlerin ist das erste und zugleich einzige weibliche Orchestermitglied der preußischen Hofbühne.

In Frankfurt a. M. feierte der Geh. Sanitätsrat Dr. Theodor Neubürger sein 60jähriges Doktorjubiläum, zu dem der Jubilar viele Ehrungen empfing. So verlieh der Kultusminister Dr. Neubürger in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen den Professortitel, und die medizinische Fakultät der Universität Berlin, die ihn vor 60 Jahren zum Doktor promovierte, übersandte ihm die herzlichsten Glückwünsche.

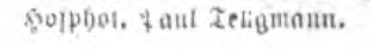
In Gegenwart des Kultusministers und zahlreicher hoher Würdenträger sowie Vertreter der städtischen Behörden wurde vor kurzem das neue

Berty Cue, Harfenistin,
wurde für das Orchester der Berliner Hofoper verpflichtet.



Geh. San.-Rat Dr. Th. Neubürger,
Frankfurt a. M.,
feierte sein 60jähriges Doktorjubiläum.



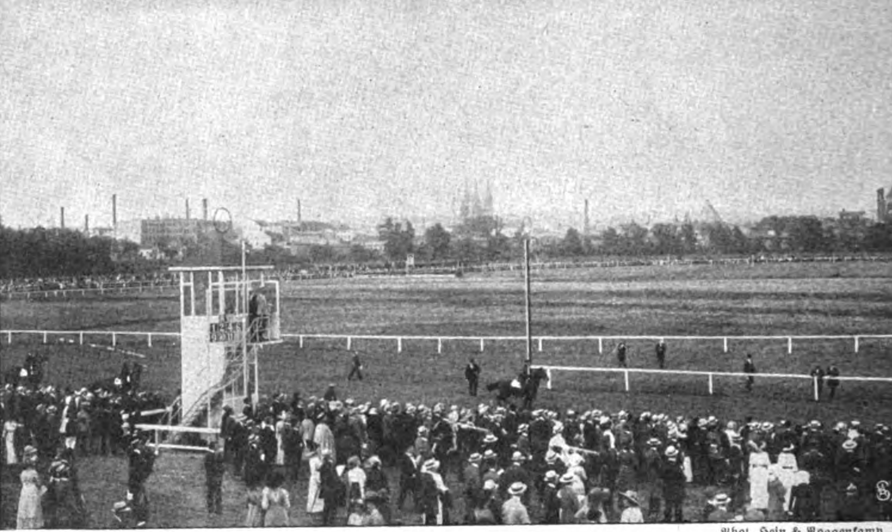


Das neue hessische Landesmuseum in Kassel.





Hptm. a. D. Magnus v. Löſecke, feierte ſein 70jähr. Offiziersjubiläum.



Phot. Hein & Roggenkamp.

Die neue Rennbahn in Halle: Blick von der Haupttribüne auf die Stadt.



Oberſt z. D. Guſt. Müller, Detmold, feierte ſein 75jähr. Dienſtjubiläum.

heſſiſche Landesmuſeum in Kaſſel feierlich eingeweiht. Leiter des Muſeums iſt Direktor Dr. Boehlau.

Ein ſeltenes Feſt konnten vor kurzem zwei alte Soldaten in außerordentlich geiſtiger und körperlicher Friſche begehen: Der Kgl. Hannöverſche Hauptmann a. D. Magnus von Löſecke aus Celle feierte ſein 70jähriges Offiziersjubiläum und der in Detmold lebende Oberſt z. D. Guſtav Müller ſein 75jähriges Dienſtjubiläum. Wie Hauptmann a. D. von Löſecke gehört auch Oberſt z. D. Müller einer alten hannöverſchen Familie an. Der jetzt im 91. Jahr ſtehende alte Herr hat drei Feldzüge mitgemacht, 1848/49, 1866 und 1870/71, und wurde für ſeine Tapferkeit mit dem Eiſernen Kreuz 1. Klaſſe ausgezeichnet.

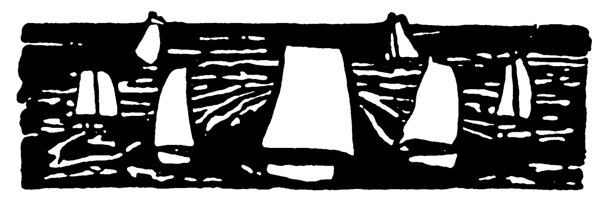
Nun hat auch die ſchöne Saaleſtadt Halle ihre Rennbahn, die vor kurzem eröffnet wurde. Die neue Bahn, die mit zu den größten deutſchen Rennbahnen zählt, iſt auf Grund der einſchlägigen Erfahrungen aufgebaut und mit allen modernen Einrichtungen verſehen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 37. Berlin, den 13. September 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 37.



Die sieben Tage der Woche.

4. September.

In Sigmaringen findet die Vermählung des ehemaligen Königs Manuel von Portugal mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern statt (Abb. S. 1553).

In der Nähe von Brieg stürzen zwei deutsche Fliegeroffiziere, Leutnant von Eckenbrecher und Leutnant Prinz, tödlich ab.

Im Erfurter Reservistenprozeß werden vom Oberkriegsgericht die fünf Angeklagten zu Gefängnisstrafen von zwei Jahren und einem Monat bis zu vier Monaten verurteilt.

Im Wettbewerb für ein Botschaftsgebäude in Washington wird der Entwurf des Berliner Architekten Professor Bruno Möhring mit dem Ersten Preis ausgezeichnet (Abb. S. 1555).

5. September.

Der Herzog der Abruzzen trifft zum Besuch des Kaiserpaares von Kiel aus im Neuen Palais bei Potsdam ein.

An Stelle des zurücktretenden Generals d. Inf. v. Gündell wird Generallt. v. Steuben zum Direktor der Kriegsakademie ernannt.

In Degerloch (Württemberg) ermordet der Lehrer Wagner seine Familie; er begibt sich dann nach Mühlhausen an der Enz, zündet das Dorf an vier Stellen an und tötet zehn Dorfbewohner durch Revolverschüsse.

6. September.

Der König der Hellenen und der Kronprinz von Griechenland treffen in Berlin ein und werden vom Kaiser empfangen und nach Potsdam geleitet.

Bei Niedergörsdorf in der Nähe von Jüterbog findet die Jahrhundertfeier der Schlacht bei Dennewitz statt, wobei der frühere Reichskanzler Fürst Bülow die Festrede hält (Abb. S. 1551).

Im Geschäftsviertel der Stadt Hot Springs in Arkansas werden durch ein Großfeuer die Gebäude einer ganzen Straße und mehrere Häusergevierte in Asche gelegt; zweitausend Menschen werden obdachlos.

7. September.

Der Kaiser, der König der Hellenen und der Kronprinz von Griechenland treffen von Potsdam aus in Salzbrunn in Schlesien zur Teilnahme an den Kaisermanövern ein.

In Adrianopel werden bei einem blutigen Kampf zwischen Alt- und Jungtürken mehrere Offiziere getötet und Enver-Bei verwundet.

Der Ministerrat in Frankreich beschließt, zur Unterstützung des Marineministers in militärischen und technischen Angelegenheiten einen Admiralitätsrat zu errichten.

Der deutsche Flieger Friedrich landet auf seinem Flug Berlin-Paris auf dem Flugplatz Villacoublay bei Paris (Portr. S. 1555).

8. September.

Die Kaisermanöver beginnen in Schlesien in der Gegend zwischen Liegnitz und Breslau mit dem Vormarsch des 5. und 6. Armeekorps (Abb. S. 1547—1550).

Die türkisch-bulgarische Friedenskonferenz wird in Konstantinopel vom Großwesir eröffnet.

Der amerikanische Staatssekretär Bryan, der sich verpflichtet hat, in amerikanischen Varietés gegen Honorierung politische Vorträge zu halten, tritt zum erstenmal öffentlich auf.

9. September.

Das Marineluftschiff „L. 1" wird bei Helgoland beim Versuch einer Wasserlandung durch einen orkanartigen Sturm völlig vernichtet; Kapitänleutnant Hanne, der Führer des Luftschiffs, und vierzehn Mann der Besatzung ertrinken; sieben Mann werden gerettet (Abb. S. 1548).

Aus Washington wird gemeldet, daß die Revolution in San Domingo im Fortschreiten begriffen ist; Kanonenboote der Regierung haben die Stadt Puertoplata beschossen.

10. September.

Die Kaisermanöver erreichen mit einer Entscheidungsschlacht bei Schweidnitz ihren Abschluß.

Schaulust und Kunst.

Von Julius Hart.

Das Kino marschiert — unser altes Theater der dramatischen Künste steht, steht und will nicht von der Stelle rücken. Dort alles Bewegung und Entwicklung — hier bewußte und offen zugestandene Anerkennung aller Geister der Dekadenz und des Zerfalls. Dort, als gellten die Pfiffe der Lokomotive, das Gerassel der Propeller, das Stampfen der Maschinen an unser Ohr — als ständen wir im wilden rastlosen Hasten und Treiben einer Stätte der Großindustrie; hier das Recken und Gähnen der Matten und Müden, die Zeit und Leben verschlafen und verträumen wollen.

Die Kinos schießen aus der Erde hervor, in Weltstadt und Dorf, blühen als beste Geschäfte, und die Theater müssen ihre Türen schließen, und überall in Großstadt und Provinz klagen und stöhnen die armen Direktoren über den bösen neuen Nachbarn, der seine Mühle oberhalb des Stromes angebaut hat und in seinen Rädern ihnen den schönen Geldstrom abfängt. Eben noch in Hinterhäuser, in kleine, ärmliche, dumpfe Säle gesteckt, höchst proletarisch herangewachsen, baut sich der Emporkömmling heute Prunkhäuser, und was „Kientopp" hieß, konnte sich rasch in ein recht ansehnliches und stattliches Kiengefäß umgestalten.

Eins ist schon völlig ersichtlich und zweifellos. Die Filmkunst ist eine Kunst der allerbreitesten Massen, so volkstümlich wie nur eben möglich, und dieses reine Bildertheater, das leichtestfaßliche, das an die geistigen Anspannungs- und Auffassungskräfte des Zuhörers die

geringsten Anforderungen stellt, konnte in die Kreise der einfachsten Bildung, in unterste Schichten Eingang finden, wohin nun einmal in Tat und Wirklichkeit das Sprach- und Literaturtheater niemals gelangte. Wieviel Hunderttausende leben nicht in diesem Deutschen Reich, die noch niemals so ein richtiges Theater besucht oder vielleicht ein- und zweimal in ihrem ganzen Leben diesen Genuß sich gegönnt haben? Aber wer hätte nicht schon einmal einen Nickelgroschen in den „Kientopp" geopfert? Ein springender Punkt ist es eben, daß dem alten Literaturtheater, einem Theater der Fünftausend, einer höheren Kultur und Bildung, schließlich aristokratischen Charakters, in dem ganz neuen eigenartigen Typ dieses Bildertheaters ein höchst plebejischer und proletarischer Nebenbuhler erwuchs, der zu allen Massen reden kann und als Massenartikellieferant mit Quantitätsware einer Qualitätsware Konkurrenz macht.

Das Kino ist der Feind, unser gefährlichster Gegner. Alle Mann gegen ihn an Bord! Mit jeglicher Waffe muß er bekämpft werden. Wie, mit welchen Waffen aber können wir ihn bekämpfen? In allen Tonarten schallen uns diese Klagen, diese Wehe- und Hilferufe aus unsern Theaterkreisen entgegen, und was an Vorschlägen man da hört, verrät vielfach nur die ganze Hilflosigkeit und Aussichtslosigkeit, des „Kinobazillus" Herr werden zu können. Es gibt auch ganz und gar kein Mittel, dem Marsch-, Sieges- und Eroberungzug des Films Einhalt zu gebieten, und der Schrecken, der über unsere Theaterleute hereinbrach, erinnert leider nur auch in mancherlei Hinsichten an alte Tage, da ein alteingesessenes Handwerk glaubte, mit den neuen Maschinen fertig werden zu können und über sie herfiel und sie zerschlug, Schiffer, die mit Segeln und Rudern ihre Fahrzeuge die Flüsse hinabtrieben, entsetzt auf die ersten Dampfboote blickten und sie zertrümmerten. Die papierenen Geister nur werden heraufbeschworen, um den Eindringling abzuwehren, und am meisten war und blieb es Papier, als unsere Dichter — o, wer kennt nicht ihre glänzenden Namen? — ruhm- und lorbeergeschmückt auf das Schlachtfeld rückten, um mit wahrhaft begeistertem Mund, priesterlich in tiefster Seele ergriffen, flammenden Protest einzulegen gegen den Feind, der als ein Schädiger und Zerstörer unserer höchsten Kulturgüter, unserer edelsten und reinsten Ideale da heranrückt.

Ja, das war Papier und wanderte auch sofort dorthin, wohin es allein gehört — in den Papierkorb. Erstaunt war man auch ganz und gar nicht, das war doch ganz selbstverständlich — nur mit einem melancholischen Lächeln und satirischen Grinsen genoß man das Schauspiel aller Schauspiele, wie sich das von heilig-idealem Zorn gerötete Antlitz auch sofort in ein Antlitz voll liebenswürdigsten Lächelns verwandelte, als das Kino eine goldgefüllte Hand zur Versöhnung entgegenstreckte. Da durfte man sich wahrhaft verstanden fühlen. Solch eine Hand trägt alle ästhetische Beweis- und Überzeugungskraft in sich, uns umgehend das Kino als Träger aller Kultur und höchster Menschheitsideale erkennen zu lassen. Und gleich auch hub der edelste Wetteifer an, und zur Zeit gerade scheinen unsere Dichter sich der Vollendung am nächsten zu fühlen, wenn der Kinematograph ihren Geist- und Sprachwerken den klassischen Stempel damit aufdrückt, daß er sie in eine Reihe von Bildern auflöst.

Der Goethebund-Poet unserer Tage hat uns nun einmal daran gewöhnt, daß wir ihn wahrhaft ernst nehmen, wenn er als Mann des Geschäftes zu uns spricht, aber ebenso überkommt uns auch eine sonnige Heiterkeit, wenn er als Kulturträger so gelegentlich einmal im allereigensten Interesse auf dem Plan erscheint und die idealen Fahnen schwingt. Nein, da hat er gerade allzuviel an Kredit eingebüßt. Und auch das ist ein springender Punkt. Unsere Literaturtheater stehen wohl deshalb so leer, sie befinden sich wohl deshalb augenblicklich in so trostloser Lage, weil die Fünftausend es wieder einmal verlernt haben, sich von den Theaterdichtern gerade zur Kultur führen zu lassen, und so mißtrauisch geworden sind gegen deren Fähigkeit und Willen, idealschöpferische Arbeit zu verrichten. Die Ansprüche, die sie an Geist, Bildung, Kultur stellen, ihre Forderung, daß das Theater der Sprachkunst und Literatur eine Stätte höchster Geisteswerte sein soll, werden von diesen heute gerade nur zu wenig befriedigt.

Der Aufschwung des neuen Bildertheaters kam zu gleicher Zeit und konnte sich um so leichter vollziehen, als die Bühne der dramatischen Kunst wieder einmal auf einem Tiefstand allerbedenklichster Art angelangt war und ein schwächliches Epigonengeschlecht uns um die Früchte der Arbeit Ende der achtziger und der neunziger Jahre brachte und die aufstrebende Bewegung jener Zeit diskredidierte. Und fast müssen wir heute mit Neid hinblicken auf das Theater der siebziger Jahre und empfinden die harmlos-spießbürgerliche Salonplauderkunst der Lindau, Lubliner wie eine gutmütig-gemütliche Biedermeierei, als eine Welt des Geschmacks und der Eleganz, wenn wir hinblicken auf all die Gassenhauergeister, die Rüpelelemente, die geistigen Flachheiten und Dumpfheiten, die sich heute ins Bühnenlicht wagen dürfen.

Gebt und überlaßt dem Kino, was des Kinos ist, und gebt dem Theater des Wortes und der Sprache das, was ihm eigentümlich ist, doch immer nur durch Wort und Sprache zum Ausdruck und Darstellung gelangen kann. Alles, was nur eine äußerlichere Schaulust und Schaufreude bedeutet, ein Neugier- und Spannungsinteresse an Geschehnis und Begebenheit ist, wird in einem reinen Bildertheater am besten und auch am leichtesten, einfachsten befriedigt werden. Aber das Kino auf dem Standpunkt, wo es heute steht, kann ganz und gar nicht das zum Ausdruck bringen, worauf es im Literarischen erst ankommt, was seine eigentlichen Werte erst ausmacht — das Innerliche, Geistig-Seelische, die Verknüpfung, die Ursächlichkeitsdarstellung, die Erklärung der Erscheinungen. Wie uns Goethe sagt, ist es die Motivierung, die erst den Dichter macht. Als Deuter der Welt und ihrer Bilder kommt er in Betracht. Wer leichte, angenehme und gefällige Unterhaltung und Zerstreuung begehrt, wer ermüdet von des Tages Arbeit und Sorgen sich abspannen und erholen will, der findet im Kino dazu die bequemste und mannigfaltigste Gelegenheit. Doch das Theater des Wortes und der Sprache wird dem, der sich anspannen und emporraffen will, geistig, innerlich sich strebend bemüht und sich höher zu formen, zu bilden und zu entwickeln sucht, unentbehrlich bleiben.

Aber das geistig-seelisch korrumpierte Theater von heute bietet uns gerade nur nicht die Anregungen, die besonderen Werte, durch die es erst zu einem Literaturtheater wird. Sondern umgekehrt, diese literarische Seele aus ihm herauszutreiben, den Dichter zu entthronen, das klingt uns als Predigt allerjüngster Theaterästhetik und -weisheit zurzeit nur zu laut entgegen, und hier hat man nur kein Recht, im Namen des Ideals und der Kultur zu sprechen, mit Verachtung und Gering-



schätzung auf die Plebejer- und Massenkunst des Kinos herabzublicken. Durch dieses Theater der Verflachung, verödeten und verdumpften geistigen seelischen Lebens geht man hin und kann immer nur das eine sagen: Ja, das ist allerdings keine literarische Kunst mehr. Das ist nur noch Kinokunst. Aber im Kino kann man das auch eigentlich noch viel besser sehen.

Man gibt und überläßt nur gerade nicht dem Kino, was des Kinos ist, um so besser und eifriger für das Theater zu behüten und zu bewahren, wodurch es in seinem Vorrang und in seiner höheren Stellung sich zu behaupten vermag. Sondern die groberen, derberen und plumperen Geister, die plebejischen Gesellen, die im Massentheater für einen noch unkultivierteren Geschmack ihr Wesen treiben dürfen, dringen zusehends immer mehr auf die Literaturbühne, und wenn das Kino ein Bestreben zeigt, sich durch den Dichter veredeln und verfeinern zu lassen, will unser Sprachtheater sich lieber durch die Varieté, Clown- und Akrobateneffekte und handgreiflichen Späße, die im Film ohne Abzug wiedergegeben werden können, verwildern lassen.

Da werden unsere Klassikervorstellungen zuletzt nur noch zu einem Vorwand, um eine äußerliche Schaulust zu befriedigen, die aber einfacher und besser das Kino stillen kann. Und wenn der Krönungzug in der „Jungfrau von Orleans" zuletzt den Glanzpunkt ausmacht, um dessentwillen man das Schillerdrama gesehen haben muß, so ist das Publikum ganz richtig beraten, wenn es statt zu Schiller ins Kino geht, um im Film den Anblick einer Parade auf dem Tempelhofer Feld oder eines Kölner Faschingzuges zu genießen. So Shakespearesche Komödien als Gelegenheit angesehen werden, Clown- und Grotesktänze aufzuführen, dann bedeutet das Kino sogar eine ästhetische Verfeinerung, da diese im Bild sich nicht so aufdrängen und leichter, zarter vorüberfliegen.

Wir erleben das entwürdigende und schmerzende Schauspiel, wie unsere Dichter, die als höchste Esoteriker begannen und als vergeistigte Ästheten das Wort anbeteten, das am Anfang der Dinge steht, uns lehrten, in der Kunst und Kultur des Wortes nur bestände Wert und Sinn der Poesie, zu gröbsten Esoterikern sich entfalten und entwickeln. Und ohne Worte zu machen, läßt es sich noch viel besser dichten. Abstruse und konfuse Pantomimen steigen aus venezianischen Nächten empor, in denen nur noch ein Clown- und Rüpelgeist sich bemerkbar macht. Wenn diese Geister ganz zum Kino abschwenken, zieht das Literaturtheater den größten Gewinn davon.

Dem Theater als Amüsements- und Erholungstätte, das immer nur abspannen und zerstreuen wollte, der leichten Schwänke und Possenstreiche, lustiger Hanswurstereien und Humoresken ist allerdings im Kino ein gefährlichster Konkurrent entstanden. Diese Komödien, die sich auf Situationskomik aufbauen, Requisitenwitzen, auf Maskeradenscherz, Verkleidungen und Verwechslungen, des Wortes und sprachlicher Darstellung auch entbehren können, spielen sich zuletzt im Film viel leichter, rascher und lustiger ab, und hier haben wir in dem neuen Ausdrucksmittel des Kinematographen auch ein besseres gefunden.

Für das Theater, das sich der Konkurrenz des Kinos erwehren will, gibt es nur einen Weg. Überlaßt dem Kino, was des Kinos ist, und gebt dem Theater, was nur des Theaters sein kann. Es ist der gleiche Weg, den einst William Morris dem Handwerk öffnete und wies, als es von der Maschine bedroht wurde. Steigert die Qualität eurer Ware. Verlaßt euch auf eure Hand. Und der Siegeszug des modernen Kunsthandwerks wurde ebenbürtig dem Siegeszug der Maschine.

So muß auch unser Theater nur wieder aus der Ohnmacht erwachen, in der es heute daliegt, und die Idealkräfte in sich erwecken, durch die es allein stark ist. Eine Kampfstätte des Geistes werden. Und wenn ihr Dichter nur Erklärer und Deuter des Lebens sein wollt und seid und die neuen besseren Gestaltungen uns zeigt, dann werdet ihr nie zu leeren Bänken sprechen.

****

Zurück zur Natur!

Eine Sommertragödie von Victor Ottmann.

Die Sache fing glänzend an, wir waren begeistert. Wir befanden uns in vorzüglicher Form, meine Frau, Vetter Waldemar und ich, als wir mit unserem Segelboot die Havelseen durchkreuzten. Waldemar hatte selbstverständlich seine Laute bei sich, denn man könnte eine „Camping"-Partie wohl eher ohne Strümpfe und Schuhe als ohne Laute antreten. Im Boote verstaut lagen die Sachen, die der gute Junge als unentbehrlich für unsere Flucht an die Brust der Natur bezeichnet hatte: zwei garantiert wasserdichte Zelte, drei Schlafsäcke, ein Klapptisch, drei Sessel, verschiedene Decken, ein Kochherd, ein ganzes Sortiment entzückender Koch- und Eßgeschirre aus Aluminium und eine kleine Wagenladung der leckersten Konserven. Das kostete mich rund 250 Mark, und die Hoffnung, daß Waldemar etwas davon auf seinen Teil übernehmen würde, war nach unseren bisherigen Erfahrungen äußerst schwach. Aber was will das sagen, wenn nach entsetzlichen Regenwochen zum erstenmal wieder die Sonne am Himmel steht und die Erde ihr liebenswürdigstes Feiertagsgesicht aufgesetzt hat!

Nach ein paar Stunden kamen wir an der von meinem Vetter in Aussicht genommenen Uferstelle an. Es war in der Tat ein entzückendes Plätzchen, förmlich geschaffen zum Kampieren. Der mit Gras bewachsene Strand stieg sanft empor und bildete eine kleine Lichtung zwischen alten, dichtbelaubten Bäumen; hohes Schilf säumte das Ufer ein und ließ nur gerade so viel Raum frei, um unser Boot ans Land lenken zu können.

„Nun, habe ich euch zu viel versprochen?" rief Waldemar triumphierend aus. „Sollte man es für möglich halten, daß es dicht vor den Toren Berlins einen Flecken Erde von solcher Unberührtheit gibt?"

Wir stimmten ihm aus voller Überzeugung bei und machten uns alsbald daran, das Lager aufzuschlagen. Ich konnte mich jedoch nicht des Verdachts erwehren, daß mein Vetter die Kunst des Camping wohl nur vom Hörensagen kannte. Waldemar schien das selber einzusehen, denn schließlich überließ dieser Jünger Epikurs alle Arbeiten freundlichst mir. Er legte sich mit der Laute ins Gras und stimmte ein lustiges Liedchen an, während ich mich mit dem Errichten der Zelte plagen



mußte und mir dabei mit dem Hammer dermaßen auf den Daumennagel schlug, daß ich nicht bloß den Vetter, sondern auch die Engel im Himmel singen hörte. Grete breitete inzwischen das Eßgeschirr aus und ging an die Bereitung unseres ersten Lagermahls. Da kam Waldemar auf den glücklichen Einfall, daß etwas frisches Gemüse die Konservenkost sehr beleben würde. Er hätte, so sagte mein Vetter, neulich auf einem Acker in der Nähe die prächtigsten Mohrrüben gefunden, zart und zum Hineinbeißen saftig.

„Aber die können wir doch nicht so ohne weiteres nehmen", wagte ich einzuwenden. „Das wäre ja Felddiebstahl."

„Höchstens Mundraub, du Pedant", erwiderte Waldemar. Seine Vorurteilslosigkeit hat manchmal einen Zug von antiker Größe. Ich begab mich also mit ihm durch den Wald nach jenem Acker, und wir zogen ein paar der schönsten Mohrrüben aus, als uns plötzlich eine urkräftige Stimme jäh emporfahren ließ.

„Wat hebbt ihr da to suchen, ihr windigen Berliner!" erklang es drohend. Am Feldrain stand ein derbknochiger Bauer und fuchtelte aufgeregt mit der Hacke.

„Beruhigen Sie sich, lieber Mann!" rief Waldemar zurück. „Wir holen uns nur ein paar Rüben und wollen gut dafür bezahlen."

„Ach wat! Stehlen wollt ihr! Schert euch runter von mien Acker, oder ick hau euch 'n paar Dinger, daß ihr drei Dage Galopp lauft!"

Da ich mich nicht auf einen Faustkampf mit diesem ungeschlachten Sohn der märkischen Erde einlassen wollte, veranlaßte ich meinen Vetter zum schleunigen Rückzug.

„Ein Volk von köstlicher Ursprünglichkeit", sagte der Enthusiast. „Welche Kraft und Fülle des Ausdrucks. Hast du gesehen, wie der Alte mit den Augen rollte? Das macht ihm Possart nicht nach und Bassermann auch nicht."

Als wir den Lagerplatz wieder erreichten, kam uns meine Frau ganz aufgeregt entgegen.

„Ach diese Ameisen!" rief sie. „Das ist ja fürchterlich, nicht zum Aushalten!"

Grete ist sonst eine mutige Frau, aber sie hat eine Idiosynkrasie gegen alles kriechende und kribbelnde Getier und würde sich lieber auf einen lebendigen Löwen setzen als auf eine ausgestopfte Ameise. Es hatten sich in der Tat erstaunlich viele der kleinen, braunen Hautflügler eingefunden, angelockt vom Duft der Speisen. Sie liefen geschäftig hin und her, auf dem Brot, dem Zucker, dem Honig, den Decken, kurz überall.

„Es sind die harmlosesten Geschöpfe der Welt", sagte Waldemar. „Schade, daß es hier nicht auch Termiten gibt wie in Afrika, die sind noch viel interessanter."

Wir nahmen die Mahlzeit ein, auf die wir uns so gefreut hatten, aber meiner Frau war der Appetit vergangen, sie lugte nur immer nach den Ameisen und stand von einer Minute zur andern auf, um ihre Kleider zu schütteln. Auf ihren Wunsch machte ich mich nach dem Essen daran, die Zelte wieder abzubrechen und zehn Meter weiter entfernt von neuem aufzuschlagen, an einer anscheinend ameisenfreien Stelle. Waldemar sah gelassen zu, wie ich, von all der ungewohnten körperlichen Arbeit schon ganz ermattet, keuchte und schwitzte und mir mit dem Hammer diesmal auf den Zeigefingernagel schlug. Er steckte sich seelenvergnügt eine von meinen Echten an, legte sich ins Gras und begann das schöne Lied: „Hier sitz ich auf Rosen, mit Veilchen bekränzt".

„Ist es nicht herrlich hier?" fragte dieser beneidenswert sorgenlose Gemütsmensch, als er mit der zehnten Strophe seines Liedes und ich mit den Zelten fertig war. „Weit hinter uns liegt die lächerlich überschätzte Zivilisation, frei und ungebunden ruhen wir an der Brust der Natur. Tage- und wochenlang möchte ich hier weilen."

Grete und ich wechselten insgeheim einen verständnisvollen Blick. Wir hatten, offen gestanden, keine ungetrübte Freude mehr an dem Unternehmen, allerlei Bedenken tauchten auf dem Grund unserer Seele auf, aber wir schwiegen, um keinen Mißton in die Harmonie zu bringen. Mit Unruhe nahm ich auch wahr, daß, je tiefer der Sonnenball sank, desto mehr sich der Himmel bewölkte und immer kühler die Luft über den Lagerplatz strich.

Die Nacht brach herein, und es wurde Zeit, zur Ruhe zu gehen. Als Grete und ich in unserm Zelt in die Schlafsäcke schlüpften, machte uns das Ungewohnte der Situation anfangs viel Spaß. Wir fühlten uns ganz mollig in diesen sonderbaren Behältern; das war doch einmal etwas anderes als das banale Logis im Hotel. Aber schon nach einer Viertelstunde begannen wir unsere Empfindungen einer Revision zu unterziehen. Der Forschungsreisende im afrikanischen Urwald, der einen zehnstündigen Marsch hinter sich hat, mag solch ein Futteral wohl als Inbegriff allen Komforts betrachten, wir verwöhnte Großstadtmenschen aber kamen uns darin bald wie in einem Gefängnis vor. Allerlei Visionen stiegen vor meinem geistigen Auge auf. Ich dachte an ein gemütliches Zimmer mit einem schönen, behaglichen Bett, über dem Bett hängt eine elektrische Lampe, und wenn ich mich auf dieses Lager strecke und beim Lampenschein ein paar Seiten eines spannenden Buches lese, dann tausche ich nicht mit dem Großmogul von Hindostan. Welch närrischer Einfall, unser trauliches Heim mit diesem Nomadendach zu vertauschen! Und wie bittere Ironie kam es uns vor, als der unverwüstliche Optimist im Zelt nebenan sich jetzt mit der Barkarole aus „Hoffmanns Erzählungen" das Schlummerlied sang. Ein paar Minuten darauf hörten wir seine tiefen, kräftigen Atemzüge; der Glückliche war wirklich eingeschlafen, während wir in unseren Futteralen ächzten und stöhnten. Meine Frau begann zu niesen und klagte über die Kälte, auch mußte sie immerzu an die Möglichkeit eines Überfalls durch Apachen denken. Aber die Natur erbarmte sich schließlich unser und schenkte uns ein paar Stunden unruhigen, von wirren Traumbildern erfüllten Schlafes.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als ein Geräusch mich emporfahren ließ. Taktaktaktaktak, ging es auf dem Zeltdach. „Was ist das?" fragte ich halblaut. „Regen!" tönte die korrekte Antwort meiner ebenfalls aufgeschreckten Frau zurück. Regen — welch schwacher Ausdruck für das, was nun folgte! Es plätscherte, es goß, es strömte; der Himmel öffnete seine Schleusen wie nie zuvor in diesem Sommer. Auch Waldemar wurde wach.

„Welch ein Glück, daß wir ein wasserdichtes Zelt über uns haben!" rief er mit einer Stimme, die selbst das Brausen des Niagara übertönt hätte. Seine Worte waren noch nicht verhallt, als ich etwas Nasses auf der Nasenspitze fühlte, gleichzeitig jammerte meine Frau: „Um Gottes willen, es regnet ja durch." Ein Zweifel an dieser Tatsache war auch für den größten Optimisten nicht gut möglich, allzuschnell hatte das Zeltdach die Grenze seiner Widerstandsfähigkeit erreicht. Aber Waldemar streckte noch lange nicht die Waffen.



„Das nennt ihr Regen?“ hörten wir ihn verächtlich rufen. „Man sollte doch nicht über Regen sprechen, ehe man nicht einen richtigen Tropenregen im Kongostaat durchgemacht hat. Das hier nenne ich eine hübsche kleine Dusche, nicht anders. Ich habe mich ordentlich nach solcher Erfrischung gesehnt, es war ja vor Staub nicht mehr auszuhalten.“

Ich wollte auf diese ungeheuerlichen Behauptungen etwas heftiger, als es meine Gewohnheit ist, erwidern, aber in diesem Augenblick fuhr ein Windstoß ins Zeltdach und drückte es so tief hinab, daß die klatschnasse Leinwand in höchst unerwünschter Weise Fühlung mit uns gewann. Ich arbeitete mich aus dem Schlafsack heraus und versuchte, eins der Windlichter anzuzünden, die Waldemar als vortrefflich gepriesen hatte. Aber die Streichhölzer waren ebenso naß geworden wie die Kerzen, selbst Prometheus hätte nichts damit anzufangen gewußt. Inzwischen entwickelte sich nach den Gesetzen der dramatischen Steigerung der Wind zum Sturm, der Regen zum Wolkenbruch: die Bambusstangen unseres Zeltes verloren in dem durchweichten Boden den Halt und legten sich drohend zur Seite. In wenigen Sekunden mußte unser Asyl zusammenstürzen. Das tat es denn auch prompt, sobald ich meiner armen Frau aus dem Schlafsack herausgeholfen und sie in alle erreichbaren Decken eingehüllt hatte, so daß sie einer bandagierten Mumie ähnlicher sah als einem Wesen von Fleisch und Blut.

Wir tasteten uns kriechend aus den Trümmern des ehedem so kunstvollen Baues heraus und sahen im kaum durchdringbaren nächtlichen Grau zu unserer schwachen Genugtuung, daß dem Zelt unseres lieben Vetters dasselbe Schicksal widerfahren war. Laßt mich schweigen vom Rest dieser Schreckensnacht! Es schien, als ob es dem Lenker des Weltalls gefiele, die Erde wieder in Urbrei aufzulösen, um das gigantische Werk der Schöpfung aus den Atomen heraus von neuem zu beginnen. Auf dem abschüssigen, durchweichten Boden gab es kein Halten mehr. Auf allen Vieren krochen wir zur höchsten Uferstelle hinauf und fanden dort unter den Bäumen zum Glück einen verhältnismäßig trockenen Reiserhaufen, auf dem wir, aneinander geschmiegt, des Morgens harrten. Grete und ich starrten in dumpfer Resignation vor uns hin, während Waldemar die ganze Sache für ein fabelhaft interessantes Abenteuer und uns für verzärtelte Sprößlinge einer überreifen Kultur erklärte.

Aber auch diese Nacht verging. Der Regen hörte auf, der Sturm flaute ab, und endlich dämmerte ein nebliger Spätsommermorgen verdrießlich über Wasser und Wald. Als es hell genug geworden war, machten wir unseren froststarren Gliedern Bewegung und nahmen den Schauplatz der Katastrophe in Augenschein. Welch ein Anblick! Zu wüsten Haufen zusammengeballt, durchnäßt und beschmutzt lagen da all die teuren, gestern so schmucken Gegenstände unseres Kamps. Aber was konnten die gefühlvollsten Nachrufe nützen: wir mußten vor allem daran denken, einigermaßen trocken zu werden. Glücklicherweise gelang es jetzt, den Streichhölzern Feuer zu entlocken und mit Hilfe des Reisigs ein Lagerfeuer anzuzünden, an dem wir uns notdürftig erwärmten.

Ach, es stand im Buch des Schicksals geschrieben, daß wir den Kelch der Bitternisse bis zur Neige leeren sollten! Meine Frau bemühte sich gerade um die Bereitung eines heißen Morgentrunks, als wir ein Rascheln im Wald hörten und eine Pickelhaube auftauchen sahen. Kein Zweifel, es war ein Gendarm, und er näherte sich uns mit einer Miene, die nichts Gutes verhieß.

„Wissen Sie nicht, daß Sie sich hier auf königlichem Grund und Boden befinden, und daß das Lagern an diesem Ufer streng verboten ist?“ hub der Mann des Gesetzes zu sprechen an. „Und Feuer haben Sie auch angemacht, hier mitten im Walde? Na ich danke, das wird eine teure Landpartie.“

Grete war einer Ohnmacht nahe, denn sie sah sich im Geiste schon mit Ketten beladen vor den Schranken des Tribunals, und selbst der sonst so schlagfertige Vetter wurde sehr kleinlaut. Es half uns nichts, wir mußten Rede und Antwort stehen. Der grausige Thomas de Torquemada hätte uns nicht peinlicher der Inquisition unterziehen können, als unser Gendarm es tat, und als er sein Notizbuch endlich wieder einsteckte und verschwand, machten wir uns daran, die kläglichen Überreste des Lagers ins Boot zu verpacken und wie die begossenen Pudel heimwärts zu segeln. Zum Glück war Waldemars Laute total durchnäßt, so daß uns wenigstens das musikalische Finale dieses Sommernachtstraumes erspart blieb.

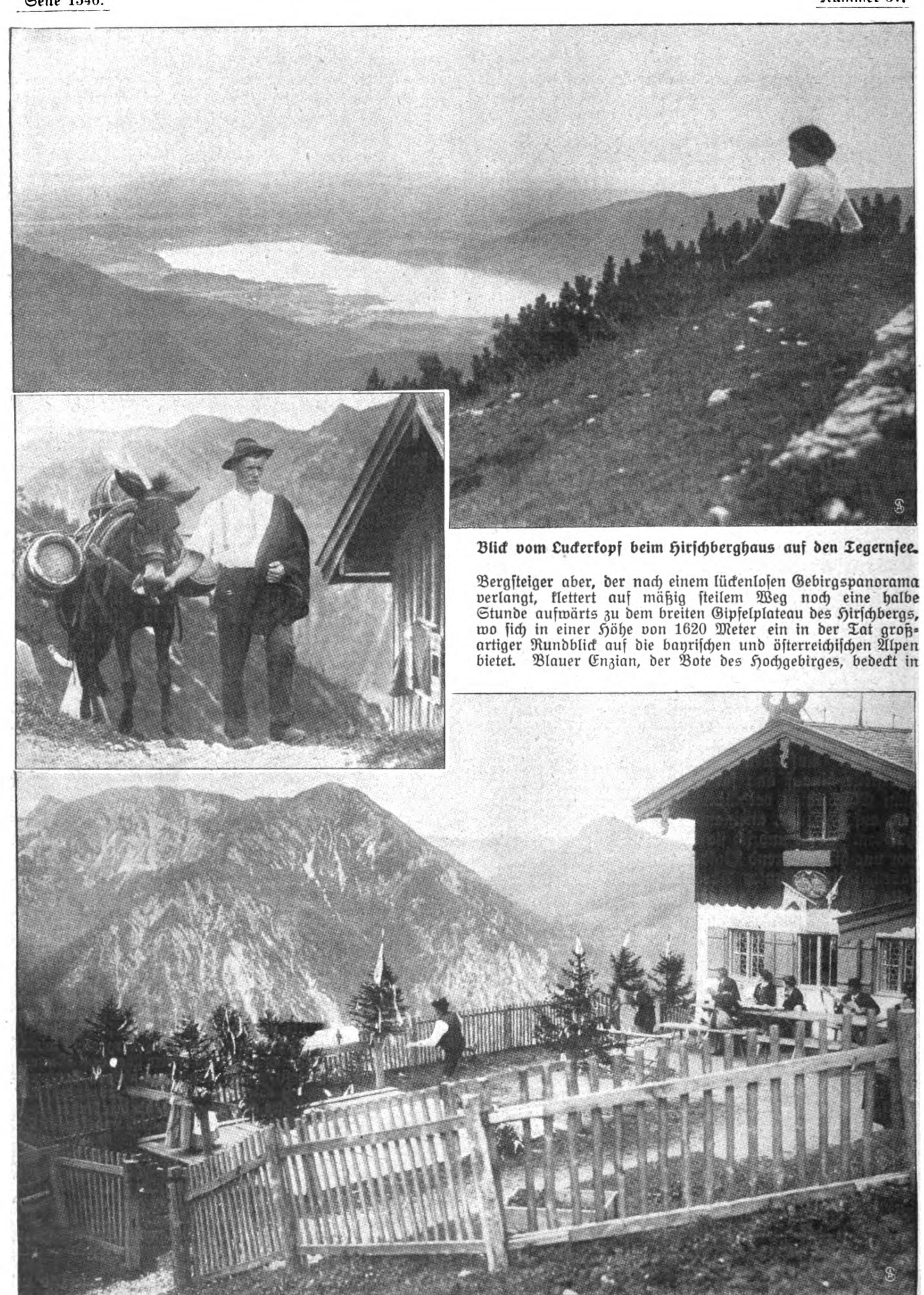
Acht Tage sind seitdem vergangen, meine Frau liegt noch immer mit einem heftigen Schnupfen danieder, und ich kann vor Hexenschuß kaum gehen und stehen. Melancholisch blättere ich im Ausgabenbuch, wo folgende Posten eingetragen sind: Kampausrüstung 250 Mark, drei Strafmandate 30 Mark, Reinigen und Aufbügeln der Garderobe 20 Mark, macht in Summa 300 Mark. Die Rückkehr zur Natur gehört anscheinend zu den Vergnügungen, die sich nur Millionäre gestatten dürfen. Aber ein süßer Trost ist uns geblieben: unserem lieben Vetter geht es Gott sei Dank gut, er ist gesund wie ein Fisch im Wasser und plant schon eine neue Partie. Grete wollte ihm Vorwürfe machen, aber ich riet ihr davon ab: der goldige Junge ist so empfindlich, er wäre imstande und nähme es übel.

Auf dem Hirschberg bei Tegernsee.

Hierzu 3 phot. Aufnahmen von Kester & Co.

Aus dem Berggürtel, der den idyllischen Tegernsee umsäumt, ragen in nächster Ufernähe, sich schräg gegenüberliegend, der Wallberg und der Hirschberg hervor, beide etwa gleich hoch und fast auch gleich in ihrer äußeren Gestalt. Der Hirschberg hat, obwohl etwas mühsamer zu besteigen, die Sympathien der Touristen für sich, denn er ist nach seiner Bewältigung das, was man im Stil der Reisehandbücher „lohnend“ nennt. Folgt man von Egern am südlichen Seeufer aus der Straße nach Bad Kreuth, so zweigt nach einer guten halben Wegstunde in der Nähe eines Marmorbruches ein Bergpfad ab, der die erste Etappe in dem beginnenden Aufstieg bedeutet. Zuerst durch Wald und über Bergwiesen führend, wird der Weg allmählich steiler und steiniger, bis nach dreistündigem Marsch die Lucken-Alm mit dem Unterkunftshaus, dem Hirschberghaus, winkt. Das massive Gebäude — es steht 1510 Meter über dem Meeresspiegel — ist ständig bewirtschaftet und ist an schönen Sommersonntagen der Schauplatz eines oft recht regen und vergnügten Treibens. Sommerfrischler aus Tegernsee, die den Ruhm einer Bergbesteigung mit nach Hause nehmen wollen, und Ausflügler aus München pflegen sich hier in fideler Gesellschaft zusammenzufinden — doch die charakteristische Note wird erst durch die Einheimischen hereingebracht, die den Hirschberg aus purer Freude an ihren geliebten Bergen erklettern und oben in lustiger Höhe zu den Klängen einer Zither oder einer Mundharmonika dem heimischen Tanz frönen. Sind doch die „Hirschbergler“ — eine Kollektivbezeichnung für die Einwohner der Ortschaften, die sich um den Hirschberg gruppieren — als die besten „Plattler“ weit und breit bekannt.

Vom Hirschberghaus geht es in zehn Minuten aufwärts zu dem sogenannten Luckerkopf, eine Erhöhung, die einen prächtigen Blick abwärts auf den Tegernsee gewährt. Der richtige



Blick vom Luckerkopf beim Hirschberghaus auf den Tegernsee.

Bergsteiger aber, der nach einem lückenlosen Gebirgspanorama verlangt, klettert auf mäßig steilem Weg noch eine halbe Stunde aufwärts zu dem breiten Gipfelplateau des Hirschbergs, wo sich in einer Höhe von 1620 Meter ein in der Tat großartiger Rundblick auf die bayrischen und österreichischen Alpen bietet. Blauer Enzian, der Bote des Hochgebirges, bedeckt in

Ein Sonntag auf dem Hirschberghaus. — Oben links: Ankunft eines Biertransportes.

Massen den Boden. Ein gedeckter Pavillon schützt den Touristen vor Wind und Wetter.

Der Hirschberg wurde im Jahr 1907 auch von dem deutschen Kronprinzen zusammen mit den Prinzen Eitel-Friedrich, Adalbert, August Wilhelm und Oskar von Preußen bestiegen, ein Besuch, an den heute noch eine am Hirschberghaus angebrachte Gedenktafel erinnert. F. K.

Unsere Bilder

Vom Kaisermanöver (Abb. S. 1547—1550). Für die diesjährigen Kaisermanöver sind folgende Kriegslagen am 7. September abends ausgegeben worden:

Durch die Manöveranlage sollen die Kämpfe zweier auf beiden Seiten angelehnter Armeekorps gegeneinander herbeigeführt werden. Dazu werden die Anschlußtruppen bei Blau und Rot durch schwächere Abteilungen aus anderen Korps dargestellt. Bei Blau treten noch schwächere Grenzschutztruppen vor dem V. Armeekorps hinzu, die hinter dem Abschluß des Striegauer Wassers östlich und westlich Striegau stehen. Am ersten Manövertag hat die durch ein Jägerbataillon verstärkte 6. rote Kavalleriedivision die Grenzschutztruppen südwestlich Striegau durchbrochen. Es kam dabei zu wechselvollen Gefechten. Vor den gegen Mittag anlangenden starken Kräften des rechten Flügels des V. Armeekorps mußte die 6. rote Kavalleriedivision wieder in Richtung auf Schweidnitz zurückgehen. Zwei Zeppelinluftschiffe und zahlreiche Flugzeuge kommen zur Verwendung. Das Gelände ist sehr günstig, das Wetter schön und die Aufnahme der Truppen wie der Gäste durch die Bevölkerung eine sehr freundliche. Am zweiten Manövertage fand ein großer Begegnungskampf östlich Freiburg statt. Das blaue V. Armeekorps hatte am Nachmittag des 8 September eine wesentliche Verstärkung erhalten. Die 43. Infanterie-Division mit zwölf Bataillonen, einer Eskadron, sechs Batterien Feldartillerie und vier Batterien schwerer Feldhaubitzen war mit der Eisenbahn über Liegnitz, Jauer in den Bereich des V. Korps befördert und nach Anordnung des Kommandierenden Generals kriegsmäßig ausgeladen worden. Diese Division griff am 9. September vormittags auf dem rechten Flügel östlich Freiburg entscheidend in den Kampf ein, der mit einem Sieg der Blauen endete. Rot ging in guter Ordnung kämpfend auf Schweidnitz zurück, wo es auf dem östlichen Weistritz- oder Peile-Ufer erneut Widerstand zu leisten gedenkt. Das Manöver wird danach mit einem Stellungskampf enden, zu dem auch die Nacht benutzt werden wird. Die Flugzeuge und Zeppelinschiffe haben der Führung wertvolle Dienste geleistet. Das Wetter war herrlich und die Anteilnahme der Bevölkerung eine große. Die Landschaft zeigte sich in ihrer ganzen Schönheit!

v. Seckendorff.

* * *

Unsere Bilder zeigen u. a. einige der hohen Gäste, die dem Manöver beiwohnen. Namentlich bedeutsam ist die Anwesenheit des griechischen Königs, ferner erregt naturgemäß der österreichische Generalstabschef Freiherr Conrad von Hötzendorf das besondere Interesse. Die Manöverleitung war in Freiburg untergebracht. Dieser Ort liegt zwischen Striegau und Schweidnitz am Fuß des Gebirges. Das große Hauptquartier lag in Bad Salzbrunn nördlich Waldenburg im Gebirge selbst.

Die Hochzeit des ehemaligen Königs Manuel von Portugal mit Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern-Sigmaringen (Abb. S. 1553) fand in Sigmaringen statt. Als Vertreter des Deutschen Kaisers war Prinz August Wilhelm von Preußen anwesend. Ferner waren erschienen die verwitwete Königin Amalie von Portugal, die Großherzogin Hilda von Baden, die Herzogin von Aosta, der Prinz von Wales u. a. m.

Die Jahrhundertfeier der Schlacht von Dennewitz (Abb. S. 1551) gestaltete sich zu einer großartigen vaterländischen Kundgebung. Fürst von Bülow, der ehemalige Reichskanzler, hielt vor dem Denkmal eine Ansprache. Das Denkmal wird von zwei Freiheitskriegern, einem Offizier und einem Soldaten, gekrönt, die in mutiger, entschlossener Haltung auf den Feind einstürmen.

Der Erbprinz und die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen (Abb. S. 1551), die zu den Kaisermanövern in Schlesien weilen, unternahmen in Begleitung des Geheimen Kommerzienrats Haase nach dem Bad Altheide einen Ausflug.

Der deutsche Flieger Friedrich (Abb. S. 1555) hat auf einem Etrich-Eindecker als erster den Fernflug Berlin-Paris ausgeführt. Er mußte mit seinem Passagier Dr. Elias wegen ungünstiger Witterung die Fahrt unterbrechen, landete dann aber glatt in Villacoublay, wo er von den französischen Fliegern und Herrn Etrich begrüßt wurde.

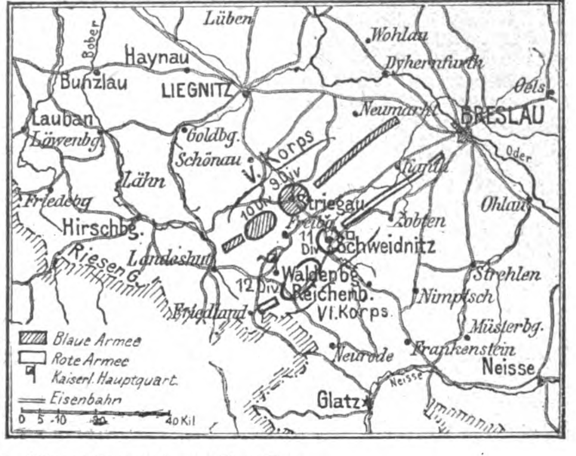
Auf dem Hengstmarkt der rheinischen Landwirtschaftskammer in Köln (Abb. S. 1554) wurden etwa 300 Hengste vorgeführt. Beachtenswert war der Ankauf von 60 Hengsten für die Königliche Gestütsverwaltung durch den Oberlandesstallmeister von Oettingen.

Professor Bruno Möhring (Abb. S. 1555), dessen Entwurf für die deutsche Botschaft in Washington zur Ausführung gelangt, ist einer unserer erfolgreichsten Architekten. Er ist im Jahr 1863 zu Königsberg i. Pr. geboren und auf den Berliner Hochschulen vorgebildet.

Der neue badische Bahnhof in Basel (Abb. S. 1556) wird in den nächsten Tagen dem Verkehr übergeben werden. Eine Bauperiode von nahezu zehn Jahren findet damit ihren Abschluß, und ein Werk ist geschaffen worden, das als vorbildlich angesehen werden kann.

Die Dorftragödie in Württemberg (Abb. S. 1555), wobei der Lehrer Wagner im ganzen 15 Personen um das Leben brachte, stellt eins der scheußlichsten Verbrechen dar, das seit langer Zeit die Menschheit bewegte. Die Beerdigung der Opfer gestaltete sich zu einer herzergreifenden Kundgebung,





Zur Gefechtslage im Kaisermanöver: Am ersten und zweiten Tag.



Zu den Kaisermanövern: Gesamtansicht von Freiburg i. Schl.

an der die ganze Bevölkerung von Mühlhausen a. d. Enz, wo bekanntlich die Schreckenstat verübt wurde, und viele Bewohner der Umgegend teilnahmen.

Die Katastrophe des Marineluftschiffes „L. 1" bei Helgoland (Abb. untenst.) ist als ein nationales Unglück zu betrachten. Das Vaterland beklagt nicht nur den Verlust von fünfzehn braven Luftschiffern, sondern wir alle stehen unter dem Druck einer gewaltigen Tragik. Die Katastrophe entstand bekanntlich dadurch, daß „L 1" in eine orkanartige Bö geriet, die den Schiffskörper ins Wasser drückte und ihn zum Bersten brachte. Sieben Mann wurden gerettet. Die Rettung selbst war mit den größten Schwierigkeiten verbunden.

Personalien. (Portr. S. 1552). Der serbische Ministerpräsident Paschitsch hat sich nach allen Anstrengungen zur Kur nach Marienbad begeben. — Von dem aus Bad Gastein, wo er zur Kur weilte, verschwundenen Patriarchen Lucian Bogdanovic aus Karlowitz fehlt jede Spur. Eine Rettungsexpedition hatte keinen Erfolg. — Sir Ernest de Bunsen, der neue englische Botschafter in Wien, hat eine dreißigjährige diplomatische Laufbahn in Lissabon, Tokio, Washington, Paris, Konstantinopel und Madrid hinter sich. — Dr. Don Manuel Arroyo, der neue Gesandte Guatemalas in Berlin, ist erst 38 Jahre alt und von Haus aus Mediziner. Seine Gattin ist eine Kreolin von seltener Schönheit. — Dr. Arnold vom Direktorium der deutschen Reichsbank ist von der chinesischen Regierung als Berater in Bank- und Finanzangelegenheiten gewonnen worden. — Hofrat Dr. von Schuh, Oberbürgermeister von Nürnberg, tritt am 1. Januar 1914 von seinem Amt zurück. Gesundheitsrücksichten nötigen ihn dazu. — In Bad Salzschlirf, das am Fuß des Vogelberges liegt, finden sich stets eine Anzahl hervorragender Kurgäste ein, die Heilung von ihren rheumatischen Leiden suchen. In diesem Jahr weilten dort Exzellenz von Franzius, Gesandter von Haxthausen und Unterstaatssekretär von Zimmermann.

Todesfälle (Abb. S. 1555). Die Universität Berlin hat durch den plötzlichen Tod des Geh. Justizrats Prof. Konrad Hellwig einen schweren Verlust erlitten. Prof. Hellwig, der in wenigen Tagen sein 57. Lebensjahr vollendet hätte, war Lehrer für bürgerliches Recht und Zivilprozeß und hat sich durch eine Reihe von wissenschaftlichen Werken einen Namen gemacht; neuerdings wandte er sich auch mit populären Abhandlungen an weitere Kreise. — Geh. Baurat Dr.-Ing. h. c. Heino Schmieden ist vor einigen Tagen in Berlin gestorben. Er war einer der bekanntesten Architekten der Neuzeit.

Die Toten der Woche

Geh. Justizrat Prof. Konrad Hellwig, Lehrer für bürgerliches Recht an der Universität Berlin, † in Berlin am 7. September im Alter von 57 Jahren (Portr. S. 1555).

Gerhard Ouckama Knoop, bekannter Schriftsteller, † in Innsbruck am 6. September im Alter von 52 Jahren.

Geh. Baurat Dr. Heino Schmieden, † in Berlin am 7. September (Portr. S. 1555).

Maximilian Wilhelmi, Intendant des Straßburger Stadttheaters, † in Straßburg am 5. September im Alter von 50 Jahren.



1. Obermaschinist Lehmann (gerettet). 2. Unteroffizier Adam (†). 3. Unteroffizier Starostzieck (†). 4. Unteroffizier Lutz (†).



1. Kapitänlt. Hanne (†). 2. Oberlt. Frhr. v. Maltzahn (†). 3. Korv.-Kpt. Metzing (†).

Vom Untergang des Marineluftschiffes „L. 1" bei Helgoland: Die Besatzung. — Spezialaufnahmen der „Woche".



Nummer 37.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1549.

Der König von Sachsen. Der Kaiser. Der König von Griechenland. Phot. Scnn:cke.

Vom Kaisermanöver: Der Kaiser und seine Gäste.



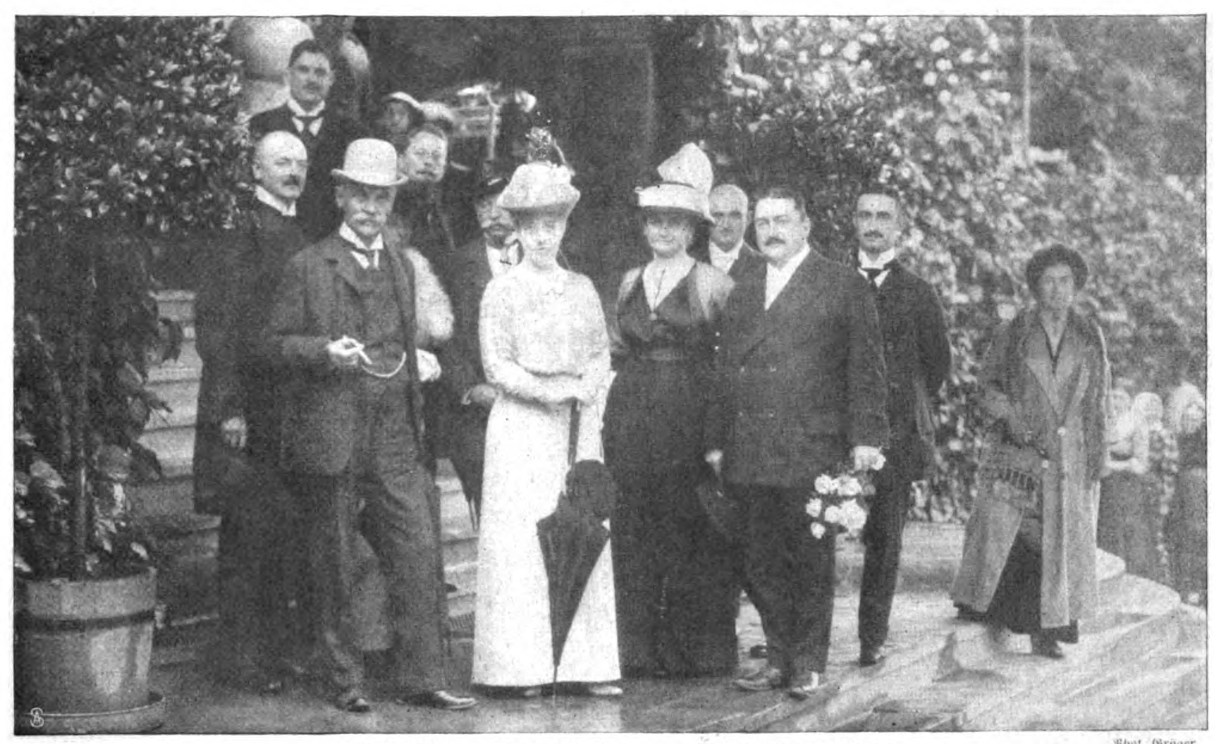
Momentbilder aus dem Kaiser=manöver.

Der preußische Kriegsminister von Falkenhayn mit seinem Stabe.
Phot. Sennecke.

Ring-Atelier.
Freiherr von Hötzendorf (×),
österreichisch-ungarischer Generalstabschef.

Phot. Sennecke.
Der Kaiser auf dem Töpferberg bei Striegau.

Phot. Sennecke.
Generalleutnant Pollio (×),
Chef des Generalstabes der italienischen Armee.



Der Erbprinz. Die Erbprinzessin. Geh. Komm.-Rat Haase. Phot. Gröger.

Der Erbprinz und die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen in Bad Altheide.

Phot. Hohlwein.

Fürst Bülow vor dem enthüllten Denkmal.



Phot. Benninghoven.

Fürst Bülow hält die Festrede.

Von der Jahrhundertfeier der Schlacht von Dennewitz.



Phot. Erdelyi.

Lucian Bogdanovic,
serbischer Patriarch, verschwand in Gastein.



Der serbische Ministerpräsident Paschitsch (×)
auf der Brunnenpromenade in Marienbad.



Phot. W. Barnett.

Sir M. W. Ernest de Bunsen,
der neue englische Botschafter in Wien.



Dr. Arnold,
Direktor in der Reichsbank, geht als Finanzbeirat nach China.



Phot. Bischof und Broel.

Hofrat Dr. von Schuh,
Oberbürgermeister von Nürnberg, tritt von seinem Amt zurück.



Dr. Don Manuel Arroyo und Gemahlin,
der neue Gesandte Guatemalas in Berlin.



Phot. Weintraub.

1. Exz. v. Franzius. 2. Gesandter v. Faxthausen. 3. Unterstaatssekr. v. Zimmermann.
Hervorragende Kurgäste in Bad Salzschlirf.



Das junge Paar nach der Trauung.

Links:
Die ehemalige Königin Amalie von Portugal u. Fürst Wilhelm von Hohenzollern, Vater der Prinzessin Auguste Viktoria.

Rechts:
Prinz August Wilhelm von Preußen und Großherzogin Hilda von Baden.

Hochzeit des ehemaligen Königs Manuel von Portugal mit der Prinzessin von Hohenzollern in Sigmaringen.

Illustrationsphoto-Verlag.



Von links: Landstallmeister von Waubeck. Oberlandstallmeister Exzellenz von Oettingen. Gestütsdirektor Rittmeister von Henninges. Landstallmeister Roenkendorf. Gestütsdirektor Freiherr von Nagel.

Ankauf von Hengsten für die königliche Gestütsverwaltung.



Phot. Heinr. Jaeger.

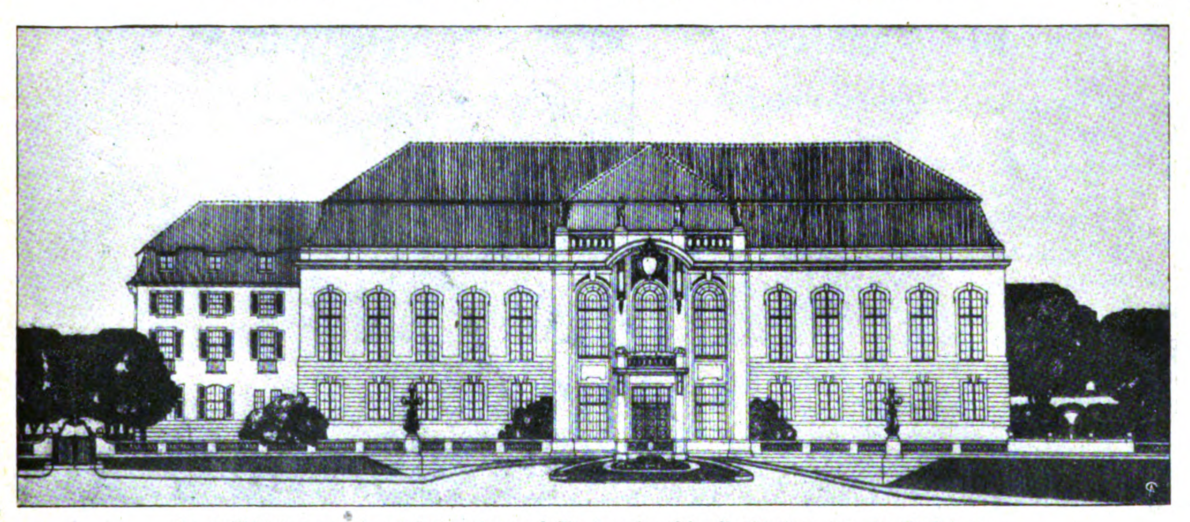
Vorführung der zum Verkauf gestellten Hengste.

Der Hengstmarkt der Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz auf der Rennbahn bei Köln.





Eine Dorftragödie in Württemberg: Die Beisetzung der Opfer in Mühlhausen a. E.



Prof. Möhrings preisgekrönter Entwurf für das deutsche Botschaftspalais in Washington.



Hofphot. Noack.

Geh. Justizrat Prof. Dr. Hellwig †
Berlin,
hervorragender Jurist.



Hofphot. J. C. Bieber.

Prof. Bruno Möhring,
Berlin, der Schöpfer des obigen Entwurfs.



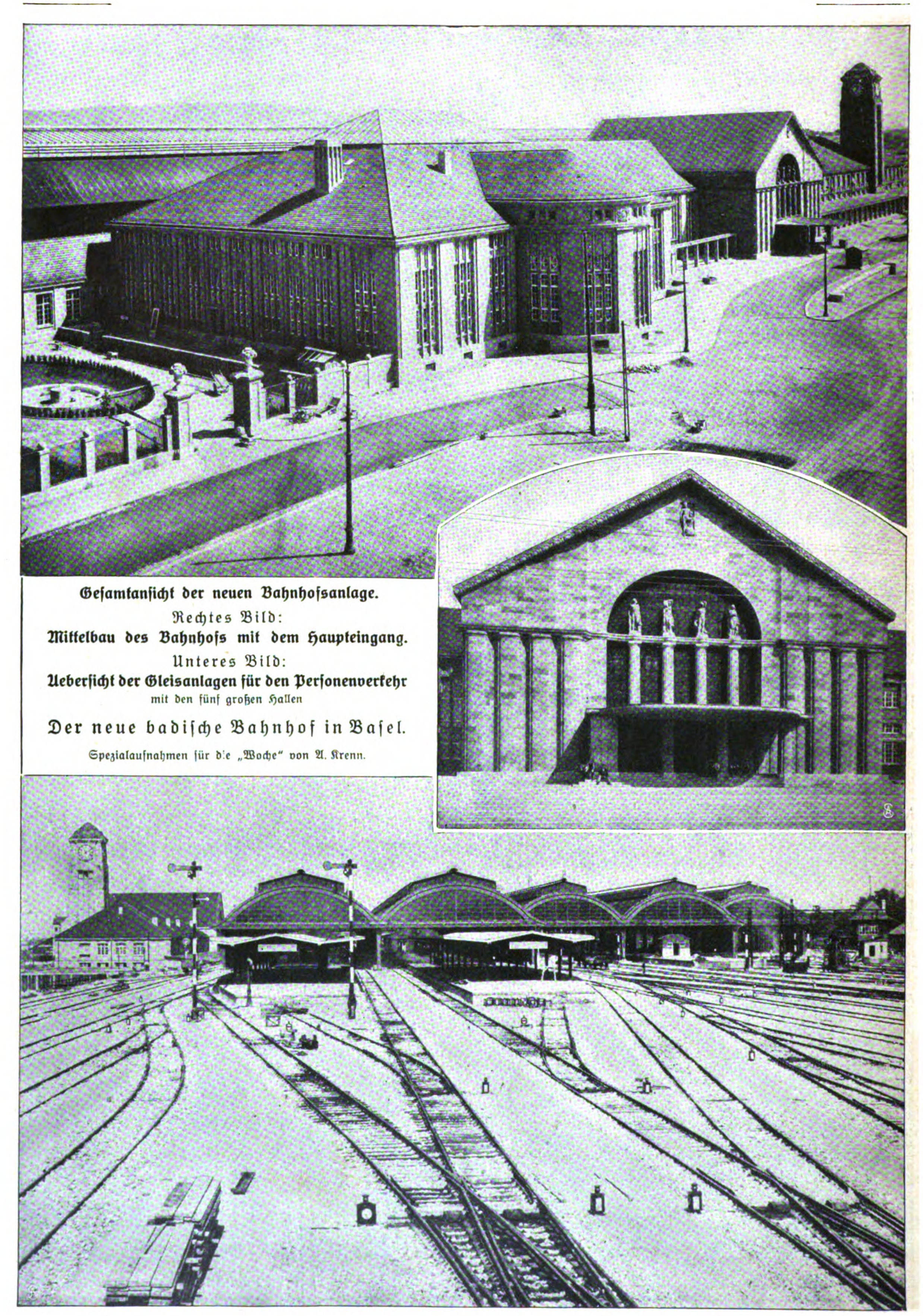
Phot. Fischer.

Alfred Friedrich,
flog von Johannisthal nach Paris.



Dtsch. Ill.-Ges.

Baurat Dr.-Ing. H. Schmieden †
Berlin,
bekannter Architekt.



Gesamtansicht der neuen Bahnhofsanlage.
Rechtes Bild:
Mittelbau des Bahnhofs mit dem Haupteingang.
Unteres Bild:
Uebersicht der Gleisanlagen für den Personenverkehr
mit den fünf großen Hallen

Der neue badische Bahnhof in Basel.

Spezialaufnahmen für die „Woche" von A. Krenn.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

1. Fortsetzung.

Aus dem Nebenzimmer klang Hetes helle Stimme: „Gehst du endlich schlafen, Gerda?"

„Wenn's dich stört, so mach doch die Tür zu."

„Ich habe solange allein geschlafen, jetzt will ich wenigstens etwas von deiner Rückkehr haben, denn sonst scheinst du ja ziemlich ungenießbar zu sein."

„Wieso das?" fragte Gerda und erschien in der offenen Tür, im Begriff, sich das gelöste Haar für die Nacht zu ordnen.

„Na, du bist recht eklig zu mir."

„Ich? Zu dir? Aber, Herzchen, das bildest du dir ein."

„Ich weiß auch, weshalb du so abscheulich bist. Du bist es von dem Augenblick an, da Fritz Widding gekommen ist, und seit du weißt, daß wir manchmal zusammengewesen sind."

„Ach, denk mal."

„Jawohl! Es i s t so, und ich kenne auch deine Gründe. Du bist eifersüchtig."

„Ich eifersüchtig? Auf wen denn?"

„Wenn auch vielleicht nicht auf mich, weil ich noch zu jung bin — aber doch, weil er sich um mich überhaupt gekümmert hat, mit mir Schlittschuh gelaufen ist und mich hat rufen lassen, wenn es sich um deine dummen Hunde gehandelt hat."

„Sieh mal an!"

„Und du sagst dir nicht mal, daß er das alles nur getan hat, weil ich deine Schwester bin, sondern gönnst mir nicht, daß ein Mensch auch zu m i r nett ist. Und das ist abscheulich von dir."

„Oh, oh, kleine Kratzbürste!"

„Ich nehme ihn dir schon nicht weg."

„W e n nimmst du mir nicht weg?"

„Nun, deinen Freiherrn Fritz von Widding."

„Ja, Kind, was redet ihr euch denn alle ein? M e i n Fritz Widding! . . . Ihr seid wirklich albern, alle zusammen."

„Bin ich gar nicht."

„Ja, doch! Da ist man ein Vierteljahr weg, und kaum ist man zurück, da kommt ihr mit euren Kleinlichkeiten und eurer engen Auffassung. Mama hat auch schon so getan, als ob irgend etwas zwischen Widding und mir sei. Aber es i s t nichts."

„Das sagst du so."

„Nein! Das s a g e ich nicht bloß so. Ist er nicht ein netter Kerl?"

„Ja, Gerda, das ist er!"

„Na, und soll man da nicht nett zu ihm sein? Hat er meine Hunde gut verpflegt? Also! Hat er sich um dich gekümmert? Nun! Was wollt ihr denn? Gewiß, ich habe ihn lieber als sonstwen. Du weißt, aus den meisten Herren bei uns mache ich mir nicht viel. Dumm ist er auch nicht. Von allem weiß er etwas, wenn's auch nicht tief geht, aber man kann doch mit ihm plaudern."

„Na also!"

„Was: na also? — Persönliches scheidet aus. Davon habt i h r erst angefangen! Wirklich, man sollte euch alle mal nach England hinschicken, damit ihr verstehen lernt, daß man in einem Herrn nicht bloß den Mann sehen soll, sondern in erster Linie den guten Kameraden. Nur nicht die Welt unter dem Heiratswinkel ansehen. Das ist gar nicht am Platz."

„Du willst doch a u c h mal heiraten."

„Warum nicht? Aber nicht gleich den ersten Menschen, mit dem ich mich gut unterhalte, und der mir sympathisch ist. Dazu gehört mehr. Ihr aber möchtet einen, wie es scheint, hineinhetzen. Die Eltern reden immer, daß eine Heirat noch ganz fern für mich liege, daß ich noch viel, viel Zeit habe — aber bei jeder Gelegenheit reden sie davon."

„Bist du böse auf mich, Gerda?"

„Nein, Kind, und vor allem nicht wegen Widding. Ich verstehe nicht, wie du auf solche dumme Gedanken kommst, ich sei eifersüchtig. Ich freue mich, wenn er sich um dich kümmert, und ich bin doppelt froh, wenn du damit die Aufmerksamkeit von mir ein bißchen ablenkst."

„Ach, sieh mal an! Wie schlau du bist! Ich soll also für dich die Kastanien aus dem Feuer holen. Der Herr Leutnant von Widding kommt also nur wegen der kleinen Hete zu Oettgens, und wer das glaubt, bezahlt einen Taler."

„Hete, das ist geschmacklos!"

„Da schiltst du nun schon wieder. Ich sehe es noch kommen, daß wir uns seinetwegen ganz gründlich verzanken."

„Unsinn, Hete. Wir zwei wollen zusammenhalten. Wenn Widding sich deiner annimmt, soll es mich furchtbar freuen. Er wird auf dich nur einen guten Einfluß haben."

„Gott, wie gnädig! Darauf habe ich es nicht abgesehen. Gott sei Dank, ist Widding nicht so, um an mir herumzuerziehen. Das überläßt er andern."

„Na, ehrlich, Hete, ein bißchen tut es not bei dir. Aber nun gute Nacht, Hete; morgen ist auch noch ein Tag!"

„Gute Nacht, Gerda, und schlaf gut, den ersten Tag in deinem alten Bett."

Damit schwiegen sie, und Gerda hörte bald die tiefen und festen Atemzüge der jüngeren Schwester, dachte einen Augenblick an Fritz Widding, und wie dumm das war, daß man sie gleich mit ihm zusammenkoppelte. Dann schwanden auch ihr die Gedanken im beginnenden Schlaf.

* * *

„Na, Kind?" sagte der Oberst, während er mit Gerda durch den noch blätterleeren Wald ritt. „Wie ist dir so auf einem heimatlichen Pferderücken?"

„Ganz passabel. Aber heimatlicher Pferderücken ist nicht ganz richtig. England ist nicht meine Heimat, ich möchte da auch nicht ewig sein, und meine Muschi ist nun mal eine Engländerin, wenn auch in Deutschland aufgezogen. Also das Heimatliche lehne ich ab. Aber wenn ich auch drüben bessere Tiere unter mir gehabt habe, über meine treue Muschi geht doch nichts."

„Widding hat sie ein paarmal bewegt. Zuletzt hat er sie in der Reitbahn im Damensattel geritten. Er kann einfach alles."

„Ach, Vater, wenn du doch erlauben wolltest, daß ich im Herrensitz reite!"

„Nein, Kind."

„Man sitzt so viel sicherer, glaub mir's. Sieh mal die Gräfin Orlig."

„Die Gräfin kann tun und lassen, was sie will. Ihr kann es kein Mensch verbieten. Es sieht nicht mal schlecht aus bei ihr, und keine Spur indezent, aber für ein junges Mädchen ist das nichts."

„Früher als Kind, da"...

„Das ist ganz was anderes. Ich habe dich freilich so aufs Pferd gesetzt — aber es schickt sich nicht."

„In Berlin reiten so viele Damen."

„Erstens sind es nur wenige. Und kurz und gut: Nein! . . . Ich möchte es nicht. Es steckt zuviel vom Mannweib darin, und wenn du auch ein ganzer Kerl bist, davon will ich nichts hören. Wenn du verheiratet bist und dein Mann dir's erlaubt — na, dann kann ich nichts mehr dafür; aber h i e r und in meiner Stellung dulde ich es nicht."

Sie ritten eine Strecke stumm durch den noch kahlen Eichenwald. Ein Eichhörnchen huschte über den Weg, und als sie ins Freie kamen, wiegten sich auf den einsam stehenden weißstämmigen Birken die langschwänzigen, schwatzenden Elstern, die sich bei ihrem Nahen schreiend davonmachten, während die Krähen in ihren grauen Röcken suchend über die Ackerfurchen spazierten. Die Sonne lag kalt und hart über der Heide. Zuweilen fuhr ein scharfer Windstoß über die winterliche Erde.

Links auf dem Exerzierplatz sahen sie drei Reiter.

„Wer gondelt da herum?" fragte der Oberst und beschattete die Augen.

„Es sind ein paar von unsern Herren."

„Ach so, die trainieren gewiß zu unserm Rennen. Wollen wir hinüberreiten?"

„Aber selbstverständlich. Da wir in diesem Jahr bei uns den Anfang machen, müssen wir uns alle Mühe geben."

„Hoffentlich ist nicht Eisbahn, daß wir eher Schlittenfahrten veranstalten können."

„Dann schon lieber ein Skijöring. Das wäre mal interessant."

„Sagst d u ! Unsern Gäulen würde es weniger behagen."

„Ach was, die müssen doch auch in Schnee und Eis hinaus. Hoho, Muschi, was ist? Wer wird vor einem furchtsamen Häschen so erschrecken?"

„War ja ein anständiger Seitensprung!"

„In dem Sattel nicht besonders angenehm. Eine andere hätte wahrscheinlich unten gelegen."

„Du hast recht. Es sind zwei von unsern Herren, die trainieren."

Gerda hatte an Farbe und Gangart längst Widdings Black Head erkannt, als der Vater es endlich ausrief: „Oh, oh! Das ist aber ein anständiger Arbeitsgalopp!"

Die beiden Reiter waren, ohne sie noch gesehen zu haben, nach dem äußersten Bogen des Platzes gejagt und kamen jetzt in voller Pace auf der Hindernisbahn zurück.

„Nicht stören, Gerda! Wir wollen uns seitlich verziehen nach dem Auslauf, Galopp, damit wir ihnen nicht in den Kurs kommen."

Nun hielten sie ihre Pferde an.

„Ja, wessen Gaul ist denn das? Der springt ja wie der Teufel und gewinnt bei jedem Sprung Terrain. Famos!"

„Aber Väterchen, das ist doch Widdings Black Head."

„Unmöglich! Ich habe doch selber draufgesessen, der geht an keine Hürde. Wahrhaftig, der Widding! . . . Tag, meine Herren, und meine Hochachtung!"

„Herr Oberst," sagte Widding grüßend, „ich glaube, ich kann es wagen, für das Damenrennen zu melden. Ich bin ja nun doch einmal abgefangen — aber ich möchte nicht, daß es schon alle Welt vorher erfährt."

„Wenn Sie Ihren Schwarzen immer so über die Hindernisse bringen!"

„Immer ist zuviel behauptet."

„Mit meiner Mary geht er vorzüglich", sagte Grehlen

„Herr von Widding, wollen Sie es mit meiner Muschi auch mal versuchen?" fragte Gerda.

„Aber, mein gnädiges Fräulein, mit Vergnügen! Es ist mir kolossal lieb, daß Black Head nicht allzusehr an der Mary klebt."

„Meine Herren, wir werden die Hürde einmal zu vieren springen!"

„Na also!" sagte der Oberst, als sie drüben gelandet waren. „Ging ja famos! Nun habe ich nichts dagegen, daß Gerda es allein mit Ihnen versucht. Also los!"

„Das ist aber nett, daß Sie uns aufsuchen. Wer hat es Ihnen denn verraten?" fragte Widding, während sie zum Anlauf im Schritt ritten.

„Aber, was fällt Ihnen ein? Kein Mensch hat mir ein Wort gesagt!"

„Wirklich bloßer Zufall?"

„Wenn ich Ihnen sage!"

„Um so netter also."

„Aufgepaßt!"

Black Head schielte mißtrauisch und schob seitwärts.

„Ich glaube, Ihr wehendes Kleid irritiert ihn."

„Wenn ich links von Ihnen reite, auch?"

„Also bitte, langsam anreiten."

Sie warfen ihre Pferde herum und galoppierten auf die Hürde zu. Black Head flackerte ein wenig, aber er sprang.

„Geht ja tadellos!" sagte der Oberst, als sie auch zum zweitenmal anstandslos hinübergekommen waren. „Haben Sie das im Sprunggarten erzielt?"

„Nein, Herr Oberst, auf freier Bahn. Wie Grehlen



mir geraten hat. Mit Liebe, und die Hauptsache: ohne Sporen und Peitsche!"

„Heute will ich Sie nicht weiter auf die Probe stellen, aber nächstens müssen Sie mich mal auf Black Head lassen."

„Gern, Herr Oberst! Heute gab es noch jedesmal einen kritischen Augenblick."

„Lieber Himmel, ein gutes Pferd ist eben ein nervöses Instrument, mit dem man seine liebe Not hat. Sonst wäre es ja keine Kunst."

„Ich habe das Letzte noch nicht aus ihm herausgeholt, möchte ihn nicht übertrainieren. Rechne vielmehr damit, daß er im entscheidenden Moment sein Bestes hergibt."

„Und im Damenpreis, dachten Sie?" mischte sich Gerda ein, die sich inzwischen mit Herrn von der Grehlen unterhalten, aber auf jedes Wort geachtet hatte.

„Ich denke, wenn es sich nicht um 'ne alte Teekanne oder das ominöse Tintenfaß handelt."

„Nein! Beides winkt Ihnen nicht. Ich habe dafür gesorgt, ohne daß ich ahnte, daß es ein so persönlicher Wunsch von Ihnen war."

„Sonst hätten Sie es also beim Tintenfaß belassen?"

„Doch nicht. Ich habe etwas sehr Schönes gefunden; aber machen Sie lieber keinen Anspruch auf den dritten Platz, der zweite und erste sind auch nicht zu verachten."

„Da wird mir die Entscheidung wohl schwer fallen."

„Das lassen Sie nur Black Head entscheiden."

„Freilich! . . . Auf ihn allein kommt es an!"

„Reiten Sie mit uns, oder wohin soll es gehen?" fragte der Oberst die Herren.

„Wenn Herr Oberst gestatten, schließen wir uns an. Ich möchte aber Black Head nach Hause schicken."

„Bitte!" . . .

Widding rief den Burschen mit dem andern Pferd heran, ließ sich den Mantel geben und bestieg seinen Fuchs, während Black Head am Zügel heimgeführt wurde. Er hatte heute Arbeit genug getan, und der Bursche sollte ihn nicht verderben, gegen den das Tier Mißtrauen hatte. —

Der Oberst hatte mit Widding gesprochen, und so ritt Gerda neben Herrn von der Grehlen, aber mit ihren Augen und ihren Gedanken war sie mehr bei den beiden Herren vor ihnen. —

Dann waren endlich die Dienstgeschäfte beendet, und als Widding wieder neben Gerda ritt, sagte er: „Wissen gnädiges Fräulein, die Geschichte mit dem Tintenfaß hat nun doch ihren Haken bekommen."

„Wieso?"

„Ja!" lachte der Oberst. „Man entgeht seinem Schicksal nicht. Ich habe eben mit Widding gesprochen, und er muß sich langsam an den Gedanken gewöhnen, mit Tinte und Feder wieder mehr umzugehen."

„Ach, Adjutant!" sagte Gerda.

„Scheint so", meinte er. „Klizing wird doch versetzt, und der Graf hat mich vorgeschlagen zum Ersatz. Greuther wird vorläufig Regimentsadjutant. Da soll ich ihm als Ordonnanz beigegeben werden, soll Adjutant lernen. Gott," sagte er leise, „das Schlimmste ist es nicht. Im Gegenteil, sehr angenehm, wenn man wieder mal was dazu lernt."

„Das dürfen Sie nicht ausschlagen."

„Tu ich ja auch nicht. So arg fürchte ich mich nicht vorm Schreiben."

„Das weiß ich von England her. Sie haben eine so klare, schöne Schrift."

„Die ist mir ja auch zum Verhängnis geworden."

„Und Vater hatte mir kein Wort verraten."

„Er hat es auch mir erst im Vertrauen gesagt. Gerade weil wir heute vom Tintenfaß gesprochen haben. Damit ich keinen Unsinn rede und mache. Ich habe natürlich blindlings zugesagt."

„Dann haben Sie oft mit Vater zu tun."

„Nur aushilfsweise, bin ja nur zweiter Schreiber, ohne alle Selbständigkeit."

„Wird auch kommen."

„Vorläufig habe ich bloß die Arbeit ohne die Schärpe."

„Müssen Sie wie Black Head immer gleich eine Belohnung haben?"

„Nein. Ich tu's um Gottes Lohn, und weil ich Ihnen einen Gefallen damit tue."

„Mir einen Gefallen? — Wieso m i r ? Damit habe i c h doch nichts zu tun. Trotzdem freue ich mich für Sie."

„Damit bin ich mehr als zufrieden."

„So, und nun wollen wir mal das nutzlose Schwatzen sein lassen, bei dem doch nichts herauskommt, und ein flotteres Tempo einschlagen. Ich kann nicht lange Schritt reiten."

Sie ließ ihre Gerte durch die Luft sausen, und in kurzem Galopp ging es die Waldschneise hinunter, die zurück auf das freie Feld führte.

* * *

Seit Tagen war strahlend blauer Himmel.

In den Nächten fror es, aber am Tag taute die Märzsonne den Boden wieder auf.

Der an die Rennbahn stoßende See war seit Wochen gefroren, und eifrig liefen die Wuthenower Kinder dort Schlittschuh, und sie konnten von fern sehen, wie am frühen Morgen die Pferde ihre letzten Galopps bekamen.

Zuweilen erschienen neben den Handwerkern, die die Tribünen in Ordnung brachten, Trupps von Kavalleristen, die für das Rennen übten; denn die Ulanen mußten die Hürden versetzen, hatten die Eintrittskarten am Eingang zu verkaufen, die Anzeigetafeln zu bedienen und standen als Kontrolleure an den Zugängen der Plätze.

Das war nach der langen Winterzeit einmal was anderes, und die dazu bestimmten Ulanen wurden ernstlich von den andern beneidet, die übergangen waren.

Arbeiter und Gärtner waren dabei, die Hindernisse durchzusehen und die Bahn abzugehen. Hier und da wurde ein Rasenstück festgestampft, ein Loch ausgefüllt und ein Maulwurfshügel wieder eingedrückt und glattgemacht, damit kein Unglück geschah.

Fieberhaft war man bei der Arbeit, und das ganze Städtchen blickte jeden Morgen erwartungsvoll nach dem Himmel, ob der noch immer so strahlend blau war, und nach dem Barometer, ob es auch nicht gefallen sei.

Aber nichts änderte sich. Eine scharfe Frostnacht kam dazwischen, allein der folgende Märztag machte alles



wieder gut. Das Geläuf war gut imstande. Bei dem Sandboden und der Trockenheit der Bahn schadete die Nachtkälte nicht weiter, denn die Mittagsonne drang in den Boden wärmend ein.

Die Wuthenower Pferde waren an den harten Boden der Mark gewöhnt, für die einheimischen war es eine Chance mehr.

Der Winterpelz war von den Pferden noch nicht herunter. Auf allzu guten Sport konnte man sich nicht gefaßt machen, aber Wuthenow war diesmal als erster Platz dran. Das war schon was wert, war ein Gewinn für die Zukunft, wenn man wieder an die Öffentlichkeit kam.

Als alte Reitergarnison, die so viel gutes Reitermaterial geliefert hatte, mußte man etwas für sich tun, um die Tradition aufrechtzuerhalten, die weltberühmt war. In den letzten Jahren hatte man wieder ein paar der besten Reiter erhalten, jedesmal den Champion des Hindernissports.

Die bekanntesten Reiter, wie Herr von Eiger und Freiherr von Archim, würden bei dieser Premiere in den Sattel steigen und ein Lockmittel abgeben. Auch Graf Balk hatte seine Pferde genannt.

Die meisten Ställe fürchteten freilich das unsichere Wetter, und bei der strengen Kälte der letzten Wochen war zu wenig Gelegenheit gewesen, die Pferde vorzubereiten.

Das Wetter blieb gelinde, und am Freitag konnten alle Zeitungen melden, daß die Rennen in Wuthenow bestimmt am nächsten Sonntag abgehalten würden.

Da kein Extrazug von Berlin ging, wurde es ein Gedränge wie nur an ganz großen Tagen nach Karlshorst oder Hoppegarten. — — — —

Fritz Widding hatte seine Pferde früh hinausgeschickt. Er selbst kam, die gelbe Ledertasche mit seiner neuen Rennuniform zwischen den Beinen, auf dem Krümperwagen mit den Kameraden an.

Beckenstedt hatte seinen eigenen Wagen und war an ihnen stolz im Wald vorbeigefahren. Widding schien es, als habe er spöttisch auf sie herabgesehen. Ein klein wenig schlug ihm doch das Herz, und ihm war behaglicher zwischen den jungen Dachsen, die auf der Fahrt ihren Ulk trieben.

Black Head war heute morgen sehr unruhig gewesen. Wenn er nun ausbrach? Wenn er vor der Hürde stockte, sie refüsierte und entweder ihn abwarf oder die ganze andere Gesellschaft dabei in Verwirrung brachte? Eine nette Bescherung!

Das mußte bedacht werden, wenn der Hengst weiter so wild war.

Dann hatte er sich für lange Zeit blamiert. Das vergaß man so leicht nicht. Aber schließlich kam er ja erst im vierten Rennen mit Black Head dran. Er konnte also noch immer überlegen, ob er nicht im letzten Augenblick Reugeld zahlen wollte.

Wenn Black Head weiter einen so wenig zuverlässigen Eindruck machte wie heute morgen, tat er am gescheitesten, ihn zurückzuziehen.

Wenn Grehlen ihn nur richtig führte. Er hatte den Freund heute noch nicht zu Gesicht bekommen. Mit ihm mußte er die Sache noch besprechen. Und auch Gerda von Oettgen sollte ihm raten. Wenn sie ihm zuredete. dann war ihm alles gleich.

Vorläufig handelte es sich um das Eröffnungsrennen, in dem er Graf Orligs Gesina reiten sollte, da Morton nicht auf dem Posten war. Die Stute war eine glänzende Springerin und offenbar in bester Form. Er hatte sie ein paarmal in der Arbeit geritten; sie ging sehr schnell, und er hatte außer dem Grafen Balk, der seinem Knox mehr einen ernsthaften Probegalopp geben wollte, nur Klitzings Stute Fanella zu fürchten. Mit der andern Gesellschaft würde er schon fertig werden. Die Gesina kam rasch in Schwung, und jedenfalls hatte er die Chance, daß er sich mit ihr nicht blamierte.

Schon hörte man die Musik der Regimentskapelle — ein Auto sauste an ihnen vorbei — sie mußten auf dem losen Sommerweg fahren, denn jetzt kam Auto hinter Auto, ein paar davon Berliner Droschkenautos, andere aus der Umgegend, ein Viererzug von einem nahen Gut — das staute sich hier, und nun schob sich alles auf der schmalen Zufahrt zur Bahn in eine lange Kette. und man hörte das Schnauben der aufgeregten Pferde und das Tuten der Hupen, in das sich das immer lauter werdende Geschmetter des Trompeterkorps mischte. —

Sie sprangen ab, ehe der Wagen noch hielt. Widding allein blieb sitzen, um bis zur Tribüne, unter der sich Ankleideraum und Wage befanden, zu gelangen.

Sein Bursche wartete schon auf ihn und nahm ihm den Handkoffer ab.

„Gott, Widding. Sie hätten auch bloß den Mantel überziehen und sich nicht mit dem Koffer schleppen brauchen."

„Ach nee, ist mir lieber so, wenn ich zu wechseln und damit was zu tun habe. Schließlich passiert einem was. Dann hat man doch wenigstens noch 'nen anständigen Rock."

„Sie haben sich wohl einen extraleichten Reitdreß zugelegt?" fragte Greuther.

„Habe ich."

„Sie Üppling! Sie werden frieren, trotz der Sonne."

„Nee, mir ist höllisch warm, kann ich Ihnen sagen."

„Sie reiten gleich im Eröffnungsrennen?"

„Ja, die Gesina."

„Da gratuliere ich. Das möchte ich auch."

„Weshalb haben Sie es nicht gesagt?"

„Habe ich, aber der Graf hat sich auf Sie kapriziert, hält was von Ihnen, vor allem die Gräfin."

„Ob hinterher auch noch?"

„Ist Herr von Widding schon da?" rief eine Stimme aus dem Wageraum.

„Befehl! Hier!"

„Ach bitte, Herr von Widding. Wenn Sie sich gleich wiegen lassen möchten."

„Muß mich erst umziehen."

„Soviel Zeit haben Sie noch. Dann nehmen wir erst Graf Balk dran."

Der lange, dürre Graf mit der lässigen Haltung und dem scharfen Pferdegesicht, der auf allen Rennbahnen gefürchtet war, hatte drei Pferde genannt, die noch niemand kannte. Er begrüßte Widding mit einem Hände-



druck und sagte: „Na also, Widding, was ich Ihnen schon immer gesagt habe. Und mit der Gesina setzen Sie mich gleich matt."

„Glauben Sie?"

„Freilich. Zehn zu eins."

Dann setzte er sich auf die Wage.

„Ich weiß gar nicht, weshalb ich da Knox noch sattle."

In dem abgegrenzten Wageraum drängten sich die Uniformen der Mitglieder und Rennreiter. Die Tribünen waren überfüllt, ebenso die andern Plätze.

An den Eingängen überall standen die Ulanen mit ihren weißen Binden um den Arm und walteten als Kontrolleure ihres Amtes. Nur am Toto war Zivil.

Dann klang die Glocke zum Satteln — zum allererstenmal in diesem Jahr.

Am Totalisator wurden die Nummern aufgerufen, und schon stellten sich die ersten Wetter ein. Die einen, ohne einen Blick auf die Pferde geworfen zu haben, die andern, nachdem sie mit kritischen Blicken erst die Gäule besichtigt hatten, die im Wald zwischen den Bäumen spazierengeführt wurden.

Wieder klang die Glocke — die Reiter stiegen auf, und sechs Pferde stellten sich dem Starter Rittmeister von Schütting, der, die rote Fahne unterm Arm, die Hände tief in die Taschen des Mantels versenkt, links von den Tribünen mit Herrn von Greuther, der die Bahn unter sich hatte, auf und ab ging.

Die sechs Pferde kanterten an der Tribüne vorbei und sprangen die dort aufgestellte Probehürde. — Dann kamen sie im Schritt zu dem Start zurück.

Einen Blick warf der Starter noch auf die Liste der ausgelosten Plätze, gab seine Anweisungen, zögerte noch ein Weilchen für die Nachzügler, die sich an den Wettmaschinen drängten, dann hob er die Fahne — in leidlicher Ordnung standen die sechs Konkurrenten — dann, während sie schon ansprangen, senkte sich die rote Fahne, er trat zur Seite, und die Pferde wurden zum erstenmal in diesem Jahr auf die Reise geschickt. Fritz Widding hatte die Nummer fünf gezogen, aber das besagte auf der kurvenreichen Bahn nichts, da die Innenseite bald rechts, bald links lag. Er war gut abgekommen und lag an dritter Stelle. Graf Valk mit zehn Längen Letzter.

Mit voller Ruhe ging Widding in dies Rennen. Er hatte noch die Instruktion erhalten, erst die letzten sechshundert Meter der Stute den Kopf frei zu geben und sie laufen zu lassen, bis dahin aber stets an dem Führenden zu bleiben.

So ließ er sich denn mit Ruhe führen, und schon nach dem Mauersprung, der direkt auf die Tribüne zu ging, hatte sich das Feld auseinandergezogen, zwei liefen zwanzig Längen hinterher, Graf Valk hatte aufgegeben. Die vorderen drei Pferde aber hielten zusammen und übersprangen die Mauer fast gleichzeitig. Nun galt es, noch einmal die ganze Bahn zu umreiten.

Drüben an dem See, wo ein paar Schlittschuhläufer sich tummelten — als sie den Flechtzaun hinter sich hatten und Widding fühlte, wie frisch Gesina noch ging — gab er der Stute einen Augenblick den Kopf frei, und sie schoß so energisch vor, daß sie die beiden Konkurrenten spielend abschüttelte und mit drei Längen vorn lag.

Am Wall verhielt er sie ein wenig, ließ sie dann wieder ausgreifen, denn hinter ihm machte Berndall alle Anstrengungen, an ihn heranzukommen.

Fritz Widding sah sich um, ritt ruhig an die letzte Hürde heran. Nur nicht jetzt scheitern! dachte er. Nach diesem Sprung, als er dicht hinter sich Galopp hörte, forderte er Gesina ganz kurz auf, und ihm entgegen schwoll schon das aufgeregte Brausen von der Tribüne. Er sah sich nicht mehr um, sondern ließ die Stute ausgreifen, und mit zehn Längen kam er unter vereinzelten Bravos der Zuschauer duchs Ziel, wo ein Dutzend Photographen ihren schwarzen Kasten auf den ersten Sieger des Jahres richteten, um ihn der Mit- und Nachwelt zu überliefern.

Verhalten kam Berndall hinter ihm ein.

Graf Orlig kam eilend auf die Bahn.

„Freut mich, Widding", sagte er. „Aber so toll brauchten Sie im Finish nicht ins Zeug zu gehen. Berndall war fertig. Schadet nichts. Besser so; aus zu kurzen Kopfsiegen mach ich mir nichts, wenn es auch hübscher aussieht."

„Lassen Sie, Widding!" warf Greuther ein. „Das wird schon noch kommen."

„Für die Photographen wären freilich ein paar kämpfende Pferde im ersten Rennen hübscher gewesen."

„Was kümmern uns die Photographen. Vielleicht haben sie die zehn Längen bis zu Berndall noch mit auf

die Platte gekriegt. Der hätte ja aufrücken können."

„Na, das kann man ihm nicht übelnehmen, daß er abstoppte, wo die Aussichtslosigkeit so klar lag."

Sie waren, vom Tusch des Trompeterkorps empfangen, an der Wage angekommen, wo Widding, der als Letzter eingeritten war, absprang und seinen Sattel nahm, um in der Wage zu verschwinden.

Am Eingang stand der Oberst, der ihm wortlos zunickte, und Widding hörte, wie er zum Major von Hübner sagte: „Freut mich, daß es einer unserer Herren erwischt hat. Den Fremden hätte ich den ersten Sieg nur schweren Herzens gegönnt."

Widding warf einen Blick auf die Tribüne, und er sah gerade in die Augen von Gerda Oettgen, sah das vergnügte Zucken ihres Mundes, und einen ganz versteckten raschen Gegenblick schickte er zu ihr und Hete hinauf, die neben ihr stand. Er hatte sonst niemand unter all den hundert Leuten erkannt, nur das Gesicht seiner guten Freundin hatte ihn aus der großen Masse angelacht. Das war ihm Gewinn genug.

Er fühlte sich plötzlich ganz stark, und als er zurückgewogen war, da gratulierten ihm die Kameraden neidlos. Greuther sagte: „Ich platze vor Neid. Ja, wenn man einen so guten Gaul unter sich hat."

„Na, wissen Sie," sagte ein anderer, „Berndall und Destrau sind als Gegner nicht zu verachten, und die Gesina ist unter Widding besser gegangen als je. Er hat einen federleichten Sitz."

„Der Widding hat wirklich kolossales Schwein, den ersten Sieg im Jahr."

„Bin nur begierig, wie das mit seinem Black Head wird."

„Wenn er ihn nicht noch im letzten Augenblick zurückzieht, ja. Er ist drüben im Wald, ein temperamentvoller Bursche, heute unruhiger als je."

Sie gingen an der Auszahlkasse vorbei.

„Was gibt es denn?"

„Ganz fein, 46 für 10."

„Wenn man das gewußt hätte."

„Ja wenn! Aber dann wäre es auch schon weniger gewesen. Ganz gut, daß wir hier nicht an den Toto dürfen."

„Sie freilich machen sich nichts daraus, rühren ja auch keine Karte an, aber unsereinem prickelt's in den Fingern, weil man es von anderen Bahnen so gewöhnt ist."

„Da sind ja die Pferde zum zweiten Rennen."

„Darin läßt Prinz Heinz seine Neuerwerbung Bolingbroke laufen?"

„Darauf müßte man eigentlich setzen."

„Sie sind unverbesserlich, Greuther."

Die Menschen strömten schon wieder der Bahn zu, ein merkwürdiges Gemisch aus Großstädtern und Wuthcnowern, viele Buchmacher dazwischen, die gekommen waren, auch wenn es heute nichts zu verdienen gab. Die Damen hielten sich auf den Tribünen, nur die jungen Mädchen drückten sich durch die Menschenmenge, immer geschützt von den Offizieren oder sonstigen Bekannten. Eine seltsame Mischung aller Menschenklassen, die hier durcheinanderwogten, während die beiden Offiziere zum Sattelplatz gingen.

Dort stand Widding bei seinem Black Head, der aufgeregt in den hellen Sonnentag wieherte.

Ein paar Schritte davon Grehlen neben Gerda und Hete von Oettgen.

„Na, Grehlen, wie ist das heute mit Ihnen?" fragte Greuther.

„Gar nicht! Ich denke nur eine Statistenrolle zu spielen."

„Ja," sagte Hete, „wie uneigennützig. Er will für Herrn von Widding die Kastanien aus dem Feuer holen und ihn über die Hürden bugsieren."

„Ein prächtiges Tier. Wenn man ihm nur den Verbrecher austreiben könnte."

„Nur mit Liebe, meine Herren. Zuckerbrot, nicht mit der Peitsche."

„Also wie ist das, gnädiges Fräulein", wandte sich Widding an Gerda von Oettgen. „Soll ich es wagen? Gegen Beckenstedts Pirat und gegen solche Reiter wie Eiger und Zoller?"

„Aber gewiß! Daß Sie reiten können, das wissen die Leute, alle haben das eben gesehen. Setzen Sie ruhig Ihren jungen Ruhm aufs Spiel. Von Black Head wissen auch alle, was für ein schwieriges Pferd es ist. Viel Vertrauen wird er nicht tragen. Es ist eben ein Experiment, das gewagt werden muß."

„Wenn Sie es sagen — gut."

„Na, natürlich, Widding, laß es drauf ankommen", sagte Grehlen.

„Gut, machen wir", sagte er entschlossen.

„Aber nun wollen wir das zweite Rennen nicht versäumen. Die Pferde sind schon am Start. Oh, oh! Sehen Sie nur, was das Pferd des Prinzen, Bolingbroke, für einen Tanz aufführt. Na, das sieht doch zu komisch aus, wie zwei Leute den Gaul halten müssen. Ein Pferd, das wie ein Krebs rückwärts geht."

„Dazu hat Black Head auch große Lust. Der machte früher ebenso tolle Kapriolen wie der neue Engländer."

„Da, falscher Start! ... Er ist nicht mit abgesprungen, sondern geht nach der andern Seite. Verfluchte Situation."

„Ja", sagte Widding leise zu Gerda. „Hören Sie nur, wie die Leute sich freuen. Am Start ist Black Head im allgemeinen ruhig. Wenn nur die Musik nicht wäre."

„Wollen Sie beim Aufkantern die Versuchshürde springen?" fragte sie und sah ihn an.

„Aber warum nicht?" warf Grehlen ein.

„Ich täte es lieber nicht", meinte Gerda. „Denken Sie; gerade vor der Tribüne. Das ist riskant, wenn es nicht in voller Fahrt geschieht."

„Also, Grehlen. Gnädiges Fräulein hat ganz recht. Wenn Black da refüsiert, ist es um das ganze Rennen geschehen."

„Das mußt du selber entscheiden, Widding", sagte Grehlen. „Ich ließe es drauf ankommen. Besser jetzt als später."

„Ich fürchte die vielen Menschen. Wenn er erst mal im Rennen ist, spricht das nicht weiter mit."

„Oh — Larisch ist gestürzt."

„Wo?"

„Am großen Graben. Er steht schon wieder auf."



„Und das Pferd?"

„Galoppiert hinterher."

Das Feld brauste an ihnen vorbei. Die besten Reiter waren im Rennen, und es war ein Vergnügen, wie spielend die Tiere über all die Hindernisse gingen. Die kleine Bahn war überaus offen, ganz übersichtlich, nur links von Weidenbüschen begrenzt, die den Exerzierplatz von dem Geläuf trennte. Hinten und rechts hin zog sich der See, dort liefen fünfzig, sechzig Kinder Schlittschuh.

Zuweilen fegte ein kalter Windstoß über die Ebene, und die Zuschauer versenkten die Hände tiefer in die Taschen, und ein leises Getrappel von kalten Füßen war auf der Tribüne zu hören.

Das Rennen ging zu Ende.

Die beiden Reiter lagen an der Spitze, Freiherr von Eiger und Herr von Archim, die in der letzten Saison die gleiche Zahl Siegesritte errungen hatten. Im letzten Sprung errang der frischere Totenkopfhusar den Sieg.

Das Jagdrennen der Halbblüter brachte auf der Rennbahn unbekannte Pferde, Dienstpferde mit stolzen Namen.

Auf gut Glück wurde diesmal das Geld an den Toto getragen. Die Pferde oder ihre Form kannte kein Mensch. Während sonst solch ein Rennen ziemlich gleichgültig verlief, wurde heute bei der Premiere, wo man noch nicht im Verlust war und alles mehr scherzhaft auffaßte, manch ein Goldstück riskiert, das man von vornherein verloren gab.

* * *

Endlich kam das Damenpreisrennen.

Vor der Tribüne, von einem Unteroffizier bewacht, standen die silbernen Ehrenpreise, die von den Damen des Regiments gegeben waren.

Der Gabentisch war eifrig umdrängt, obgleich die Preise nicht eben allzu üppig waren, aber geschmackvoll und praktisch waren sie.

Gerda war mit Hete zum Sattelplatz im Wald gegangen. Sie trat an Black Head heran, und heimlich schob sie ihm ein Stück Zucker ins Maul, an dem er eifrig knabberte. Dann klopfte sie ihm den Hals, und er stand ganz still.

Fritz Widding untersuchte noch einmal die Bandagen, prüfte den Sattelgurt, sah die Bügelriemen nach und ließ sich in den Sattel heben.

Stumm reichte Gerda ihm die Hand und nickte ihm zu.

„Na, weißt du," sagte Hete, während sie der Tribüne wieder zugingen, „wenn du mir nun noch einreden willst, daß du dich für ihn nicht interessierst, dann mußt du mich für das größte Schaf auf der Welt halten."

„Aber Herzchen, wann hätte ich je abgeleugnet, daß ich mich für ihn interessiere?"

„Sag nicht Herzchen zu mir! Ich bin nicht dein Herzchen."

„Nun denn also: Närrchen!"

„Erst recht nicht. Sag lieber zu deinem Fritz Herzchen."

„Aber ich denke nicht daran."

„Na, mir ist so, als ob du das nach binnen vierundzwanzig Stunden tun wirst, vorausgesetzt, er blamiert sich jetzt nicht mit seinem famosen Black Head unsterblich bis auf die Knochen."

„Ich glaube fast, das wünschst du mir?"

„Nein, Gerda das nicht! So gewiß nicht, wie ich davon überzeugt bin, daß Fritz von Widding doch noch einmal mein Schwager wird." (Fortsetzung folgt.)

Das Tier als Maß aller Dinge.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Es ist bekannt, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist, wenn auch in anderer Weise, wie es der alte griechische Philosoph sich gedacht. Wir messen mit dem Fuß, mit dem Schritt, vom Scheitel bis zur Sohle, mit der Spanne, mit der Elle und mit — Blicken.

Demgegenüber ist es sehr interessant, daß in vielen und zum Teil recht wichtigen Dingen auch allerlei Tiere als Maßeinheiten dienten. Besonders sind die Rechtsanschauungen des Landmanns voll solcher Beziehungen, wie sie sich aus dessen ständiger Beobachtung des Tierlebens in freier Natur ergeben. Und merkwürdigerweise leiten uns diese Dinge in die fernste Vorzeit unseres Volkes zurück. Fast alle Beispiele, die ich finden konnte, weisen auf Wodan, den wilden Jäger, hin. Abermals ein Beweis, wie sehr der Wodanglaube das Leben unserer Vorfahren beherrschte. Denn dem Wodan waren fast alle Tiere heilig, die ich hier nennen werde. Vor allem das Rind, der Rabe, der Schwan, die Gans, der Hund.

Der Rabe und der Schwan, die Begleiter des wilden Jägers, wurden auffälligerweise selbst noch in christlicher Zeit als Orakel benutzt. Ehe der oldenburgische Graf Udo das Kloster Rastede gründete, ließ er in Oldenburg einen Schwan fliegen. Dieser flog zuerst nach Wiefelstede (Zweifelstätte), einem alten, wichtigen Scheidepunkt, dann aber wählte er Rastede zu seiner Raststätte. Dort gründete Udo sein Kloster. Ebenso wurde im Jahr 1050 das Georgenstift von Naumburg gegründet, wo ein Rabe sich niederließ, den man, um ein Auspizium herbeizuführen, fliegen ließ. Dieses geschah in einem alten, heiligen Hain, unter dessen Linden 400 Jahre später der unselige Bruderkrieg geschlichtet wurde.

Den Raben und das Rind treffen wir in allerlei Flurbestimmungen.

Wie groß soll denn wohl ein rechtschaffener Acker sein? So groß, wie man mit einem Joch Ochsen an einem Morgen umpflügen kann. Das ist dann ein „Morgen". Wiesen bemißt man danach, wieviel eine Kuh — frißt. Ein Grünland, von dem er eine Kuh den Winter über durchfüttern kann, nennt der Schweizer einen „Imbiß". So regelt sich auch noch eine andere Magenfrage. Bei seinem Anzug bewillkommnet man den jungen Bauer mit einer Kanne voll Bier, „da von vier Kühen die Milch eingehet". — Und wie lang soll man die Furchen ziehen? „So lange soll man pflügen, wie ein Rabe auf dem Rad (Galgen) eine Nuß essen möge."

Am Maitag, dem 10. „alten Mai", besieht sich der Bauer seine Saatfelder. Dann soll der Roggen so hoch stehen, daß sich ein Rabe darin verbergen kann, in guten Jahren



ein Rind. In der Morgenfrühe des Pfingstmontags läßt sich sogar schon der Ertrag des heranwachsenden Erntesegens überschlagen: sooft die Wachtel vor Sonnenaufgang schlägt, so viel wird der Malter Korn kosten. Wer aber seinen Acker verwildern läßt, so daß die Ochsen zwischen dem Gestrüpp verschwinden und es nicht mehr niedertreten können, dem wird der Besitz genommen und wieder zum Gemeindewald geschlagen. Für ein verwahrlostes Haus gibt es folgende seltsame Bestimmung: „Wo ein Loch im Dach gefunden wird, so groß, daß man ein Gespann Esel hineinwerfen kann, so soll man das ahnden.“

Ein Brückweg soll „also weit sein und also hoch, daß zween gewiede (gehörnte) Ochsen darüber mit gebeugten Knien möchten kommen ohngehindert“. „Eine Brücke braucht nicht stärker zu sein, denn was zwei Ochsen darüber fahren möchten.“ Zwei Gehöfte sollen so weit voneinander entfernt sein, „als eine Feldhenne in einem Flug fliegen kann“. Ein Zinshahn ist groß genug, wenn er auf einen Stuhl, einen Eimer hüpfen kann, eine Gans zinsbar, wenn sie im Schmuck ihrer Federn mit verschränkten Flügeln geht. Sie haben dann das Maß „in sich“. Ein Laib Brot soll so groß sein, daß man es auf den Fuß stellen und dann oberhalb des Knies noch ein Frühstück für einen Knecht und einen Hund abschneiden kann. Wenn der Vogt den Zins einholt, sollen seine Pferde bis an den Bauch im Stroh und bis an die Nasenlöcher im Hafer stehen. „Soweit die Gänse ihren Kopf durch einen Zaum stecken, so weit haben die Gänse recht.“

Folgendermaßen bezeichnet ein Minnesänger das Ideal eines Frauenfußes. Ein schöner Frauenfuß muß so beschaffen sein, daß ein Vögelchen unter den Rist schlüpfen kann. Sehr sinnig sind auch folgende Bestimmungen: Das Wetterauer Wassergerichtsweistum sagt über die Höhe des einzuschlagenden Wasserpfahls: „Das Wasser soll also gerichtet sein und der Müller sein Wehr nit höher erheben, daß ein Bien auf des Nagels Kopf, so mitten im Pfahl steckt, fliegen, sich darauf aufhalten und des Wassers, ungenetzt und unverletzt (in bezug auf) seine Füße und Flügel, trinken und genießen kann.“ Und im Ruhrrecht heißt es: „Wenn das Wasser ein Stück von seinem Land abreißt und forttreibt, der soll ihm nicht folgen, sondern derjenige, an dessen Landstück es angeschwemmt wird, mag es genießen als sein Eigen. Bliebe ihm aber auch nur soviel, daß eine Gans mit ihren Jungen darauf sitzen könnte, und würde dort später wieder Land angetrieben, dann soll er es benutzen mit allen seinen Nachkommen.“

Hessische Überlieferungen lassen die Landesgrenze durch Tiere ausmessen. Entweder ist es ein blindes Pferd, das die neue Grenze abläuft, oder ein rückwärts kriechender Krebs, der die vielen Ecken und Winkel gemacht hat. Letzteres erzählt das Volk von der Abmarkung zwischen dem Dorf Wilmshausen und der Stadt Münden, zwischen den Städtchen Kleinenberg und Lichtenau im Paderbornschen. Es gemahnt an den Krebs des Schildbürgerbuches, der das Tuch zerschneidet.

Bei dem Sonnenlehen von Godolphins Hause in Wales handelt es sich um die Schnelligkeit von Schnecken. Vor dreihundert Jahren, so wird erzählt, saßen die Häupter der Familien St. Aubyn und Godolphin beisammen, als der eine ein Paar Schnecken vom Boden aufhob, sie auf den Tisch setzte und vorschlug, sie wettlaufen zu lassen. Godolphins Schnecke war die langsamere. Deshalb kitzelte er sie mit einer Nadel, um sie anzuspornen. Sie nahm das aber übel, zog sich in ihr Gehäuse zurück und lief überhaupt nicht weiter mit, so daß Godolphin die Wette verlor. Deshalb muß sein Geschlecht heute noch seinem Partner alljährlich bestimmte Abgaben zinsen.

Um etwas Ähnliches handelt es sich auch in der ostfriesischen Sage von Weert Knurr. Das war ein armer Schelm, den sein Herrlichkeitspatron wegen Dieberei — unschuldig — in Dornum hängen ließ. Seither, sobald die Geisterstunde schlägt, kräht der Hahn und macht der Geist des Weert Knurr einen „Hahnenträ“ (Hahnenschritt) auf den Ort zu. Wenn er ihn erreicht, wird die Meeresflut Dornum ersäufen. — Hoch oben im Aargau wird dagegen eine Bergwiese „Hahnenkräh“ genannt, weil man bis dorthin die Hähne aus den nächsten Städtchen krähen hört. So mißt wohl auch das Landvolk nach dem Hundegekläff „einen Hundeblaff weit“.

In anderen Fällen maß man mit der Schnelligkeit des Pferdes. So z. B. in folgender dänischen Sage: König Waldemar schenkte dem heiligen Andreas in Slagelse um das Jahr 1205 soviel Land, wie er auf einem neun Nächte alten Füllen, während der König im Bad säße, umreiten werde. Andreas ritt so scharf, daß die Hofleute zu Waldemar eilten und ihn ermahnten, schnell aus dem Bad zu steigen, sonst umreite der Heilige das ganze Reich.

Allbekannt ist die Sage von der Gründung Karthagos. Weniger bekannt ist, daß man es auch von anderen Städten in germanischen Ländern erzählt. Ivar, Ragnar Lodbroks Sohn, läßt sich von König Elle in England soviel Land abtreten, als eine Ochsenhaut bedecken kann. Ivar verschafft sich die Haut eines alten Ochsen, läßt sie wohl gerben und dreimal ausspannen, hernach in schmale Riemen schneiden, und umzieht damit eine weite Strecke. Darauf wird dann eine große Burg aufgeworfen, die Lundanaborg, das heutige London.

Sehr spaßig hören sich dagegen folgende Bestimmungen aus dem Sweinheimer Vogteirecht an: „wer den kosten (Kasten, Rechnung) führet, dem sollen die herren von Frankfurt (a. M.) geben lassen einen wagen mit holz, faul und sauer, übel geladen und übel gebunden, auf daß eine atzel mit ufgerekten ohren dadurch fliegen und kommen kann.“

Alle diese Mitteilungen sollen nur als Beispiele gelten, denn sie lassen sich leicht auf mannigfache Weise ergänzen und vermehren. Das mag dem Studium der einzelnen Leser und Leserinnen vorbehalten bleiben, denn auch heute noch trifft man dergleichen, wenn man nur ein scharfes Auge und ein feines Gehör dafür besitzt, hier und da in der Sprache des Volks an. Das alles zeigt, wie die einfachen Leute, die mit ihrem Vieh unter einem Dach wohnen, vielfach ihre Gefährten in den Tieren sahen und sie dadurch zu allerlei Bestimmungen heranzogen, die in erster Linie menschlichen Interessen, Fragen des Besitzes, der Größe, Kraft und nicht weniger des Bedürfnisses als der Leistung galten. Infolgedessen wurden die Verhältnisse nicht nur an den Menschen, sondern auch an den Tieren gemessen.

Die Tiere sind sich dessen sogar zum Teil bewußt. Wer's nicht glaubt, gehe in den ersten besten Garten. Da mißt der schwarze Starmatz mit seinem Schnabel wie mit einem Zirkel die Weite des Flugloches in seinem Nistkasten aus. Und so baut sich jedes Tier seine Wohnung genau so groß, nicht größer, als es sie braucht.



Das elsässische Dorf.

Von G. Dumstrey. — Hierzu 10 Spezialaufnahmen der „Woche“.

Ein elsässischer Schriftsteller, der unlängst das Thema von dem Wert französischer Kultur behandelte, prägte dabei das Wort: Das Elsaß sei das Land der Ebene. Auf dem rechten Rheinufer, dessen Struktur sich sonst in nichts von dem Land an den Vogesen unterscheide, brächten schmale und bis auf den Rücken des Schwarzwaldes sich emporwindende Fluß- und Bachtäler Siedelungen und Kultur auf die Höhe, auf der ein wohlhabender Ort sich an den anderen reihe. Den Vogesen fehlten diese Täler, sie seien vergleichsweise menschenleer, ihre Bewohner arm, der Kamm geradezu öde. Die Kultur mit ihren Segnungen komme nicht bis hierher herauf, der Gebirgler müsse, um sie zu gewinnen, in das Tal hinab. Hier sei die Vergangenheit des Landes zu suchen, hier in den Landstädtchen, den unzähligen reichen Dörfern, gegen die selbst die große Kapitalmacht der vereinzelten Industriezentren nicht ins Gewicht falle, seine Gegenwart zu finden, und aus ihm werde einst seine Zukunft, seine deutsche Zukunft emporwachsen. Aus der deutschen Bauernebene des Elsaß.



Kirchgang im Dorf.

Sonntagsidyll im Dorf.

Wenn das richtig ist, so kennt der Deutsche allerdings das Elsaß nicht. Diese Ebene durchfliegt er meist im Schnellzug, das Auge sucht das prächtigere Gebirge. Es stellt hier höchstens die quellende Fruchtbarkeit der Vegetation fest, eine unerhörte Farbenpracht der Wiesengründe, blühende Obstbäume auf den Aeckern Kulturen, die kälteren Gegenden fremd sind, Tabak, Hopfen, sogar der Wein rückt teilweise in die Ebene vor. Auch die Zahl und Größe der Ortschaften überrascht. Aber sie präsentieren sich dem flüchtigen Blick nicht besonders, ihre Eigenart entdeckt sich erst dem schärferen Hinsehen. Auf dem Land gilt eben das Sein überall mehr als der

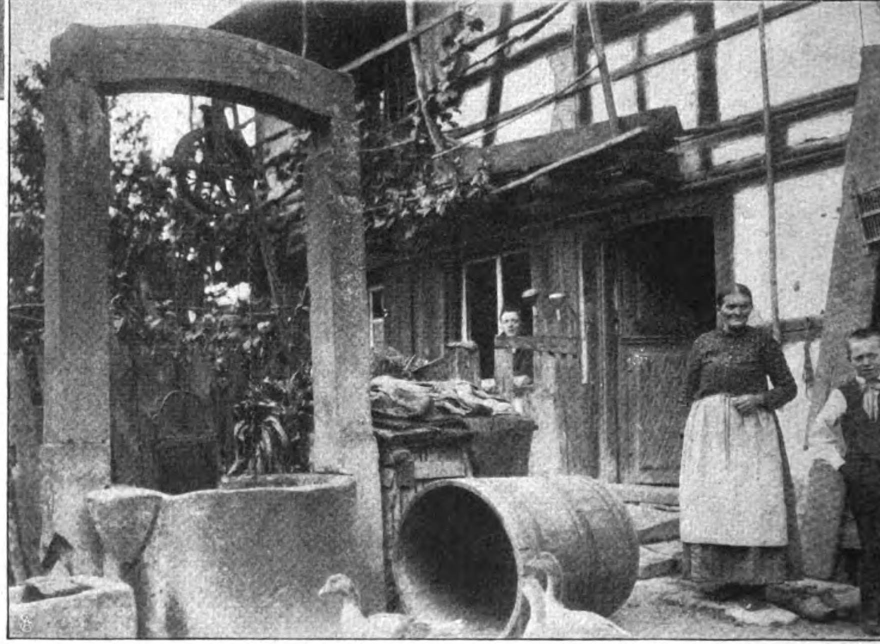
Schein, und die Wirklichkeit ist hier rauh und schmucklos. Ein solches elsässisches Bauerndorf unterscheidet sich an Größe und Volkszahl nicht von der Landstadt, nur daß diese als Zeichen früherer Selbständigkeit Reste der alten Mauer und den trotzigen Torturm bewahrt hat. Dort waren höchstens das Schloß des Grundherrn und die Kirche befestigt, sie sind in dieser Gestalt noch hier und da erhalten. Aber sonst sind die Häuser und Höfe des Dorfes vielfach zu geschlossenen Straßenzügen zusammengeschlossen, vielleicht sind die Gassen enger und unregelmäßiger, aber ein Versammlungsplatz ähnlich dem städtischen Markt ist wieder vorhanden. Die Architektur ist durchweg die des süddeutschen Bauernhauses, Giebelbauten mit vorspringenden Ueberhängen, Holz, nicht Stein.



Häusergruppe und Straße
in Bläsheim.

Und nun die Bevölkerung. Ob protestantisch, ob katholisch, ihr Wesen, ihr Charakter bleibt der gleiche. Ein kerniger, selbstbewußter Bauernschlag. Auf sie trifft das Lob zu, das wiederholt, auch noch in jenen Verfassungsdebatten des Reichstages, dem Land gezollt wurde, seine Bevölkerung sei fleißig und arbeitsam, treu und loyal. Ein Gang durch die Felder bestätigt den Fleiß. Dies Land ist ein Garten, weil es intensiv und liebevoll bebaut und gepflegt wird wie nur irgendein Garten. Die Zersplitterung des Bodens, eine Folge der französischen Gesetzgebung, verlangt emsige Tätigkeit, die durch seinen Ertrag reichlich gelohnt wird. Wohlhabend, auf eigener, wenn auch kleiner Scholle stehend, lehnt der Bauer städtische Einflüsse stolz ab; die Volkstrachten, die sich anderswo nur noch in entlegenen Gebirgsgegenden erhalten, werden hier in unmittelbarer Nähe der Großstädte getragen. Die überaus kleidsame elsässische Schlupfkappe der Bäuerinnen, gegen die andere Volkstrachten in ihrer Seltsamkeit fast wie Karikaturen wirken, ist sozusagen zum Wahrzeichen des Elsässertums geworden.

Auch das Leben weist inmitten einer reich pulsierenden Volkskultur altertümlichere Züge auf, als andere Gegenden in ähnlicher Lage bewahren konnten. Reigentänze singt wie im deutschen Mittelalter der Vortänzer nach alten Weisen vor, und der Chor wiederholt sie taktgemäß. Das Volkslied blüht heute noch und begleitet mit „neuen Liedern" das tragische Ereignis, das das Leben der Dörfler bewegt. Die „Büremeßti", die Bauernkirmes, ist mit ihren originellen, kulturhistorisch weit zurück zu



Ein Bauernhaus: Brunnen und Haustür.

verfolgenden typischen Vorgängen eine ständige Einrichtung der Ballfestlichkeiten der elsässischen Großstädte und selbst — Berlins geworden. Der dortige Verein der Elsaß-Lothringer begeht sein Winterfest regelmäßig in dieser Weise. Endlich haben die Forscher in der elsässischen Volkssprache uraltes deutsches Sprachgut wieder-





Geispolsheimerinnen im Sonntagstaat.

gefunden, das das abgeschliffenere Hochdeutsch unserer Tage und selbst unsere Dialekte längst abgeworfen haben. Auch ist bekannt, daß der Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern, der heute als deutsche Sitte die ganze Welt unterjocht, von dem Elsaß der französischen Zeit seinen Eroberungzug genommen hat. Diese Bevölkerung des elsässischen Bauernflachlandes stellt heute zahlreiche Freiwillige zum



Eine Prozession. — Oberes Bild: Junges Mädchen im Prozessionschmuck.



Eine typische Dorfstraße.

deutschen Heer und selbst zur Marine. Die Leute werden meist wegen ihrer Anstelligkeit und Willigkeit gelobt. Verhältnismäßig zahlreich werden sie zur Garde ausgehoben, die ihre Mannschaften nach Größe und Schönheit aus dem ganzen Reich rekrutiert.

Die meisten unserer Bilder sind in einem Dorf bei Straßburg aufgenommen worden, das zugleich Eisenbahnstation ist und in wenigen Minuten von der Großstadt zu erreichen ist. Es ist ein katholischer Ort: die stattliche stilgerechte Kirche, von der auf dem „Kirchgang" wenigstens der eine ragende Eckpfeiler zu sehen ist, und die „Prozession" beweisen es. Die Prozession gerade dieses Dorfes, das an den in letzter Zeit viel genannten Fabrikort Grafenstaden stößt und wegen der reichen dabei getragenen Volkstrachten bekannt ist. So zäh erhält sich hier in unmittelbarer Berührung mit der nivellierenden modernen Entwicklung das Alte, mag es noch so kostspielig und, wie die ganz Klugen meinen, unwirtschaftlich und zu teuer sein. Der Verfasser hörte hier einmal auf der Straße ein Lied singen. Es beklagte in ungefügen Worten und einer zornigen Melodie, die über Jahrhunderte hinüberklangen, den



Elsässer Bauer. — Oberes Bild: **Hausgiebel.**

blutigen Tod mehrerer Burschen des Dorfes und verlangte Rache an dem „Mörder“, dem Jagdhüter, der sie beim Wildern erschossen hatte . . .

Das Elsaß ist zweihundert Jahre französisch regiert worden, in diesen Dörfern sucht man vergebens nach einer Spur französischen Lebens. Hier ist kein Grenzland, wie die Politik mit ihren besonderen Zwecken so oft behauptet hat, hier ist deutsches Land, und hier ist — jene Politik mag sagen, was sie will — das französische Regieren stets als Fremdherrschaft empfunden worden. Sie hatte lediglich zur Folge, daß der kernhafte Bauer dieser Dörfer sich viel zäher als anderswo gegen städtische, in diesem Fall Regierungseinflüsse abschloß und ein querköpfiges Mißtrauen gegen sie entwickelte. Diese Folgen haben wir Deutsche heute — unverdienterweise — zu tragen. Es wird unsere Sorge sein müssen, dies Bauernland, wie es das Elsaß heute noch darstellt, zu gewinnen und es auszuspielen gegen die Städte, die naturgemäß dem fremden Einfluß leichter verfallen mußten. Einem festen Willen und planmäßigen, zielbewußten Handeln muß es gelingen, dies Ziel in nicht allzu ferner Zeit zu erreichen.

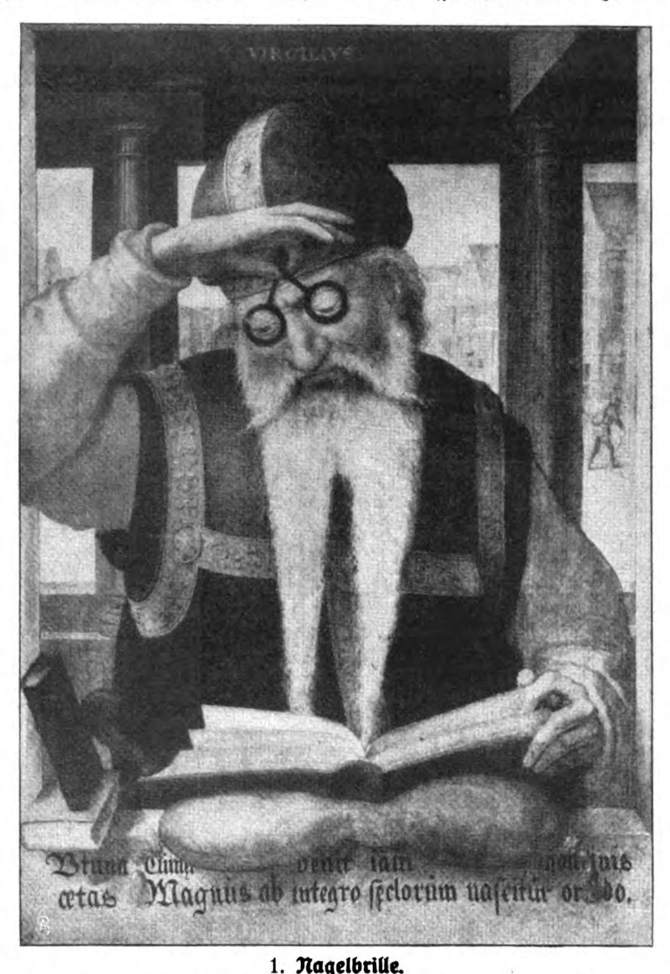
Die historische Entwicklung der Brille.

Vom Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. Greeff, Berlin. — Hierzu 12 Abbildungen.

Das große Entwicklungsgesetz des Entstehens, sich Vervollkommnens und Vergehens beherrscht nicht nur alles Organische, Lebende, sondern auch das Leblose und der Menschen Tun und Treiben, ihr Erstreben, Finden und Erringen. Alles geht nach langsamen, logischen Gesetzen vorwärts, ohne Sprünge und Seitenwege. Was heutzutage so einfach vor uns liegt, daß jedermann meint, es müsse so sein und müsse immer so gewesen sein und nicht anders, das hat vielleicht Jahrhunderte gebraucht und den Scharfsinn unzähliger Menschen in Anspruch genommen, bis es so weit war, wie es uns heute erscheint. Deshalb ist für den Denker und Forscher meist nicht das Ding an sich, wie es vorliegt, so interessant, als die Art und Weise, wie es geworden ist, und wie es seinen Entwicklungsgang genommen hat.

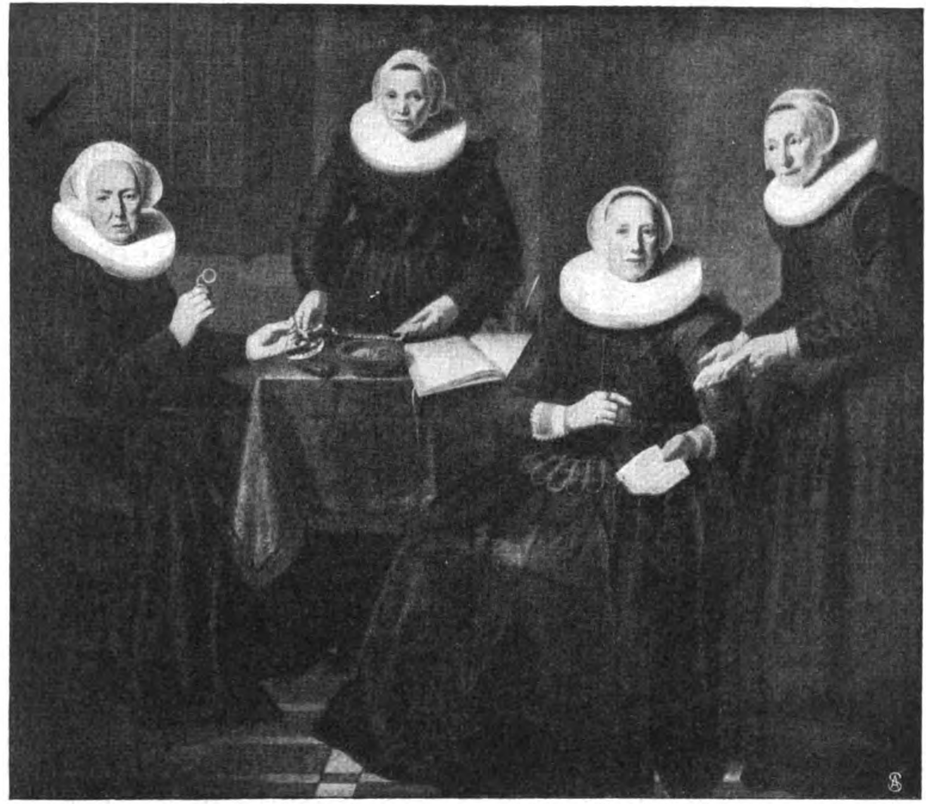
Das eben Gesagte gilt auch von einem kleinen Instrument, ohne das bei den heutigen gesteigerten Ansprüchen an das Leben fast kein Mensch mehr durch das Leben kommt; ich meine die Brille. Wer sie in der Jugend nicht braucht, muß sie im Alter aufsetzen. Im Alter läßt die Einstellung der Augen für die Nähe nach, und das ist nur durch die Brille zu ersetzen. Man macht sich kaum einen Begriff mehr von dem Elend, in das vor der Erfindung der Brillen unzählige Gelehrte und Künstler versetzt wurden, wenn sie im Alter oder noch in den besten Jahren fanden, daß sie nicht mehr lesen und schreiben konnten. Um nur ein Beispiel anzuführen, so ist ein Mann wie Michelangelo in den letzten Lebensjahren wie blind umhergegangen. Er konnte nicht mehr malen, nicht mehr schreiben und seine Werke in der Nähe nicht mehr sehen. Wahrscheinlich hätte eine richtige Brille ihm sofort das Verlorene wiedergegeben.

Auch die alten, dicken, großen Folianten der früheren Bücher sprechen davon zu uns. Sie sind nicht so groß und so dick in den Lettern aus Schwerfälligkeit und Unvermögen, sondern damit die Gelehrten und Geistlichen, wenn sie anfingen, weitsichtig zu werden, nicht hilflos dastanden, sondern auch noch in einem Meter Entfernung und noch weiter die Schrift lesen konnten. Wahrlich, wir wären in der Kultur nicht so weit, wie wir sind, ohne die Erfindung der Brille.



1. **Nagelbrille.**
Augsburg, Galerie. Virgilius von Hermann Tom Ring; aus der westfälischen Malerfamilie Tom Ring. 16. Jahrhundert.

Wer der große Wohltäter der Menschheit war, der Erfinder der Brille, wissen wir nicht mit Sicherheit. Einige Autoren schreiben die Erfindung dem gelehrten Oxforder Mönch Roger Bacon († 1294) zu, andere dem Florentiner Edelmann Salvino d'Armato degli Armati († 1317), dessen Grabstein sich in der Kirche S. Maria Maggiore in Florenz befindet, noch andere dem Pisaner Dominikaner Alessandro della Spina. So viel wissen wir aber, daß die Brillen im Ausgang des 13. Jahrhunderts aufkamen, da uns manche Chronik von der

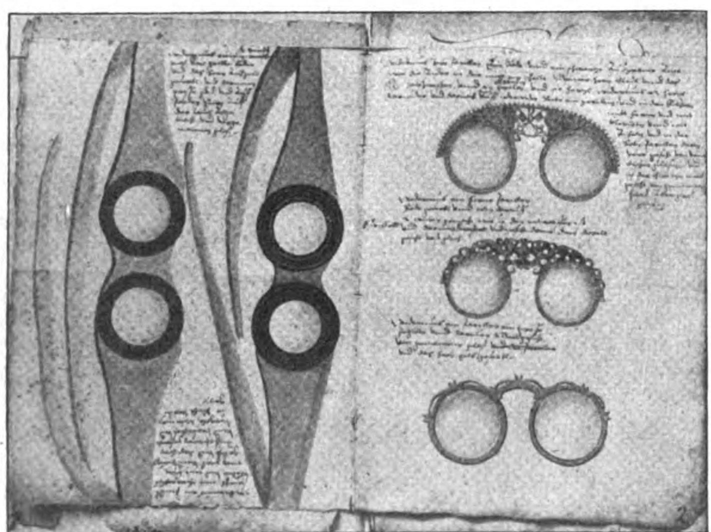


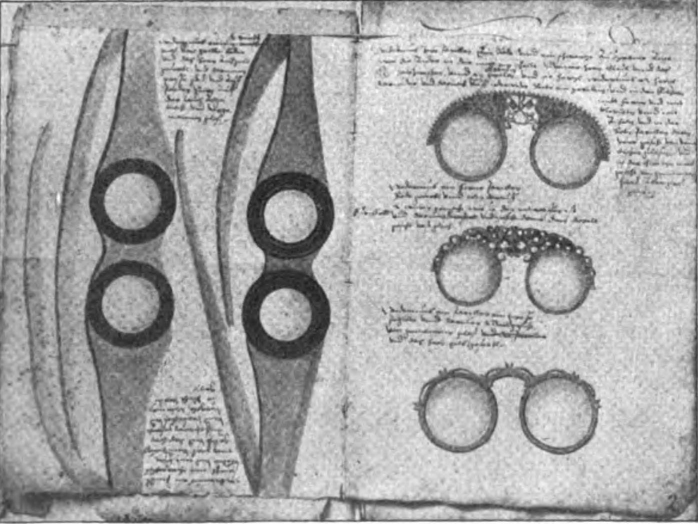
Phot. F. Hanfstaengl, München.

2. Bügelbrille (als Prunkstück).
Dirk Sandvoordt: Regentinnen des Spitalhauses in Amsterdam.

merkwürdigen Erscheinung berichtet. — Bei der Hochzeitsfeier der Herzogin Juta von Oesterreich mit dem Grafen Ludwig von Oettingen zu Wien, Anno 1319, erschien als Hochzeitsgast der Trevisaner Pietro Buonaparte, Podesta von Padua, und erregte ungeheures Aufsehen, „da er mit der vor nicht langer Zeit von dem Florentiner Salvino degli Armati erfundenen Brille (so genannt von ‚beryllus', durchsichtiger Stein) auf der Nase erschien".

Von da ab breiteten sich die Brillen rasch in allen zivilisierten Ländern aus, aber nur den Bevorzugten und Reichen war es möglich, die kostbaren und seltenen Instrumente zu bekommen.





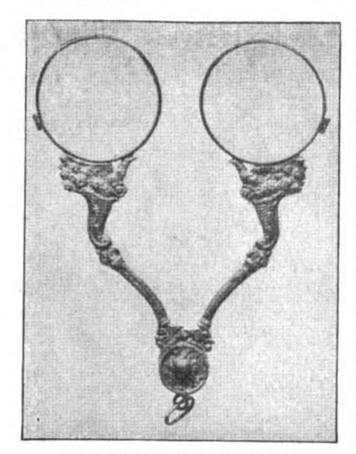
3. **Alte Riemenbrillen und Kneifer.** (Germanisches Museum, Nürnberg.)

1572 sandte noch der Kurfürst August von Sachsen einen Boten nach Leipzig und dann nach Augsburg, um Brillen auf der Messe für ihn zu kaufen, aber er bekam keine, da ritt der Diener im Sommer 1574 von Augsburg weiter nach Venedig. Hier wurde aber im Sommer kein Glas geschliffen, so daß er erst im Oktober seinem Herrn melden konnte, ein Glaskünstler habe ihm versprochen, einige Brillengläser zu schleifen, wofür er für das Stück 50 Taler (nach heutigem Geld etwa 1000 Mark) für das Stück verlangte. Der Kurfürst zahlte gern den hohen Preis, um nur in den Besitz des nötigen Instruments zu kommen. — Es handelte sich im Anfang der Brille ausschließlich um Konvexgläser für Alterssichtige (Presbyopie), erst nahe um 200 Jahre später wurden die Konkavgläser für Kurzsichtige erfunden.



4. Fadenbrille.
Domenikino Theotokopuli, genannt il Greco: Porträt des Kardinals D. F. Nino de Guerano. 1596.

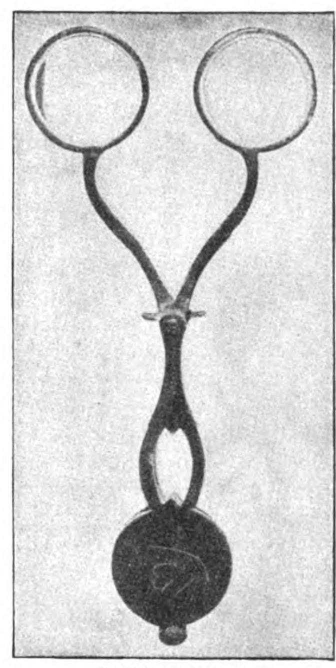
Die besten Chronisten aus dieser Zeit sind die Maler. Sie ließen es sich nicht entgehen,



5. **Altes Lorgnon.**

der an einer Stelle einen Stiel hatte. Die Enden beider Stiele wurden mit einem derben Nagel übereinandergeschmiedet. Vielleicht war ein wenig Drehung der Stiele um den Nagel möglich, so daß sie beide in mehr oder weniger spitzem Winkel, je nach der Dicke der Nase, zusammenstießen.

Diese zum Typus der Nasenreiter gehörige sehr schwere Nagelbrille saß natürlich nicht fest auf der Nase, sondern fiel unaufhörlich herab, sie mußte mit der Hand auf ihr festgehalten werden, wie wir es auf unserm Bild sehen. Aber auch so waren diese spitzwinkligen und scharfkantigen Nagelbrillen nicht sehr angenehm für den Nasenrücken. Schon früh im 16. Jahrhundert sahen wir deshalb eine andere Form auftreten und sich rasch verbreiten, bei der die beiden gefaßten Gläser durch einen geraden, ripiden Bügel verbunden waren. Es sind dies Brillen, die in einer im Germanischen Museum zu Nürnberg erhaltenen Handschrift von 1600 „pöglete Parillen", d. h. Bügelbrillen, genannt werden. Wir sehen sie auf Abb. 2 in der Hand einer der Regentinnen des Spitalhauses zu Amsterdam. Die guten Damen renom-



6. **Altes Lorgnon** zum Zusammenklappen, sogen. Scherenbrille. Nürnberg.



Phot. Becker & Maaß.

7. **Direktorialzeit.**

einen so merkwürdigen Gegenstand genau zu kopieren, und zeitweise war es Sitte geworden, einen alten Gelehrten, war es ein Mann aus dem klassischen Altertum oder ein Apostel oder ein Heiliger aus den ersten Jahrhunderten, als Zeichen seiner Gelehrsamkeit mit einer Brille darzustellen.

Sind die Brillen aus den ersten Zeiten nach der Erfindung äußerst rar, so sehen wir die Formen der ersten Typen um so häufiger und deutlicher auf Gemälden aus dieser Zeit. Und die Brillenformen sind im Anfang sehr zahlreich und merkwürdig.

Unsere Abb. 1 zeigt den ersten häufigen und weitverbreiteten Typus: die Nagelbrille. Beide Gläser wurden mit einem dicken Ring von Eisen umgeben,



8. **Das Einglas.**

Die Whistpartie. Von J. M. Moreau le Jeune. 1783.

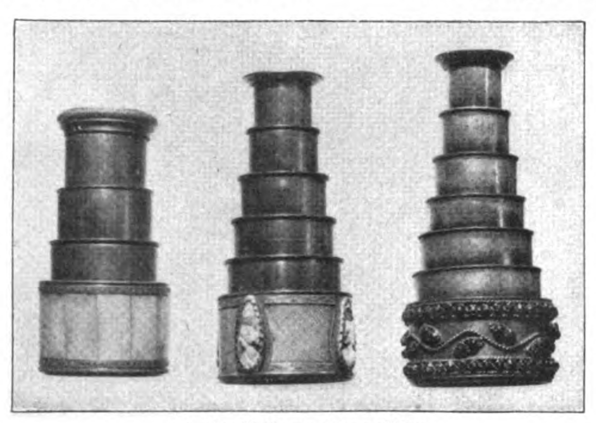
mieren mit ihren Kostbarkeiten ganz offenkundig, dem Gold in der Schüssel, dem Perlenhalsband, und zeigen, daß sie auch das so seltene und teure neue Instrument, eine Brille, besitzen.

Diese Bügelbrillen waren zwar angenehm für den Nasenrücken, sie saßen aber erst recht nicht fest. Das Sinnen der folgenden Zeiten war nun darauf gerichtet, die Rücken auf der Nase so zu befestigen, daß das lästige und ermüdende Festhalten mit der Hand nicht mehr nötig war.

Die dazu eingeschlagenen verschiedenen Wege führten zunächst dazu, den Bügel aus elastischem Material zu machen, so daß er sich an den Seiten der Nase festklemmte; so entstanden die verschiedenen Typen, die in der alten Literatur Klemmbrille, Klammbrille oder Federpacille genannt wurden,



9. **Ein Fernglas von früher (Perspektiv).**



10. **Verstellbare Ferngläser.**

das primitive Vorbild unserer späteren Kneifer. Auch fing man an, den Bügel durch zierliche Unterbrechung und Schnitzung biegsam zu machen (Abb. 3 rechts).

Aber diese Klammbrillen, die eigentlichen Nasenquetscher, konnten auf die Dauer nicht befriedigen, die Federung war doch noch eine sehr unvollkommene, und den eifrig studierenden mittelalterlichen Gelehrten mußte es rabiat machen, wenn die Nase ganz zugequetscht wurde oder die so notwendige Brille ganz schief saß, rutschte oder abfiel.

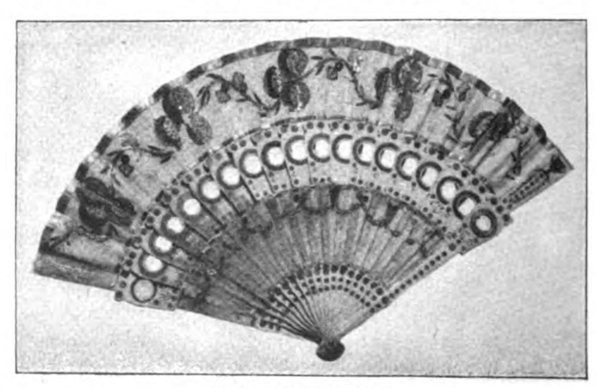
Die erste Art einer wirklichen Befestigung waren die unschönen Riemenbrillen (Abb. 3 links), wie sie im 16. und 17. Jahrhundert weit verbreitet waren. In einen breiten Lederriemen wurden vorn Löcher geschlagen und die Brillengläser eingesetzt. Dann wurde der ganze Apparat um den Kopf geschnallt.

Schon zierlicher sind die Fadenbrillen, die mit Nadeln an die Ohren gebunden wurden (Abb. 4). Aus der Literatur ersehen wir, daß der König Philipp II. von Spanien (1556—1598) auch eine solche Brille getragen haben soll.

In einem französischen Manuskript von 1623, jetzt in der Bibliothèque nationale zu Paris, kommt folgender Dialog vor: „Docteur: Dann will ich Ihnen eine Abhilfe nennen, dessen sich, wie man mir gesagt hat, der König Philipp II. von Spanien bediente. Tragen Sie Brillen mit einem langen Stiel oder einer Palotte, die Sie zwischen Hut und Kopf schieben. So schwebt die Brille in der Luft, und Sie können hindurchsehen, ohne sie zu halten, und ohne daß sie die Nase berührt. — Apollinaris: Das Mittel ist nur gut für die Könige, die vor niemand den Hut abzunehmen brauchen, aber ich, ein einfacher armer Mann, kann mich dessen nicht bedienen. Bei dem ersten Gruß würde der ganze Apparat zur Erde fallen. — Docteur: Ich habe ferner andere gesehen, die schlauer sind und sie mit Kordeln an die Ohren anbinden, um so die Hände freizuhalten."

Wir sehen dies auf Abbildung 4, einem Porträt des Malers H. Greco von 1596. Auch Savonarola (1452—1498) empfiehlt in einer seiner Predigten, die Brille an einer tief in die Stirn gezogenen Mütze mittels Häkchen zu befestigen.

Eine Wiedergeburt erlebte die Nagelbrille in stark veränderter Form in der Direktorialzeit in Frankreich (1795—1799). Die Stutzer der damaligen Zeit männlichen und weiblichen Geschlechts, die sogenannten Ridiküls und Incroyables, anders sich gebend in Kleidung, Sitten und Gebärden als bisher, mußten auch eine besondere, etwas lächerliche, gespreizte Brille haben, die die Exzentrizität ihres Aeußern vervollkommnete. Und zwar war dieses Instrument, mit dem sie fortwährend ihre Umgebung fixierten, ein sehr integrierender Teil ihres äußeren Menschen, ohne den



11. **Lorgnette-Fächer.**

kein Incroyable auf der Promenade oder im Salon denkbar war. „Les incroyables“, heißt es in einer französischen Schrift, „les portaient avec affectation et impertinence; ils complétaient la ridicule excentricité de leur costume.“

Die Stiele verlängerten sich stark, und aus dem Nagel wurde ein kunstvolles Gelenk in einer Kapsel; nun wurde der Apparat umgedreht und von unten her mit der Hand vor den Mund an die Augen gehalten. Sie hießen Binokel (Abb. 5 u. 6) oder mit dem Spitznamen Scherenbrillen, weil die Stiele die Spitze der Nase zwischen sich nahmen und sie abzuschneiden schienen (Abb. 7).

Diese exzentrische Zeit gebar noch mehr Kuriositäten auf unserem Gebiet. Die Stutzer fingen bald an, auf das Sehen mit beiden Augen zu verzichten, aus dem Binokel wurde das Manokel; es war ein gefaßtes und mit Stiel versehenes Glas, das an einer kostbaren Kette oder einem Band um den Hals getragen und mit der Hand vor ein Auge gehalten wurde, also ein Vorgänger des Monokels (Abb. 8).

Sehr beliebt waren auch die jetzt ganz vergessenen Perspektives oder (einäugigen) Lorgnettes, wie sie in Frankreich genannt wurden (Abb. 9 u. 10).

Gegen 1606 hatte Jean Lipperseh Fernrohre erfunden durch Zusammensetzen eines Konvexglases mit einem Konkavglas in einer Röhre. Diese kleine, vielfach ausziehbare Röhre war zu ihrer Zeit sehr beliebt und modern und wurde von Herren und Damen nicht nur im Theater, sondern auch im gewöhnlichen Leben, ähnlich wie Lorgnetten, viel getragen. Aus ihr hat sich unser zweiäugiges Opernglas entwickelt.

Die Mode fuhr fort, exzentrische Blüten zu treiben. Die Damen trugen Gläser, die in Fächer eingefügt waren (Abb. 11), die Herren solche in Spazierstöcken, Regenschirmen, ja sogar in Tabaksdosen.

Es sind zum Teil sehr kostbare Stücke aus Gold, getriebenem Silber, in Email, mit Diamanten besetzt, die uns aus dieser Zeit erhalten sind, Wunderwerke der Gewerbekunst.

Nachdem die kurze Glanzperiode der Müßiggänger und Stutzer im Direktorium vorüber war, verschwand die mit der Hand zu haltende Scherenbrille und das Binokel aus der Hand der Männer für immer und hält sich nur noch in weiblichen Händen. Aber auch bei diesen erfreute sie sich nur geteilter Gunst. Sie hat den Nachteil, daß die Hand beim Halten vor den Mund kommt und ihn verdeckt. Es war deshalb der Gedanke, den Stil seitlich zu legen, nur zu naheliegend, und so entstand das Instrument, das wir Lorgnette nennen.

Wir müssen etwas zurückgreifen, um nun endlich erst zu den eigentlichen Brillen zu kommen, die mit Seitenstangen oder Federn nach den Ohren zu gingen. Im Jahr 1746 annoncierte Monsieur Thomin zu Paris, „marchand miroitier lunettier“, wie er sich nennt, daß man bei ihm zu ganz festen Preisen Brillen haben könne mit Seitenstangen, genannt „Schläfenbrillen“ (lunettes à tempes), die es erlaubten, frei zu atmen.



12. **Der Maler Chardin. Selbstporträt. Pastell.** Um 1760 gemalt. Louvre, Paris.

War das die erlösende Tat, die die Nase vom Druck befreite und doch ein festes Sitzen auf der Nase erlaubte? Wahrscheinlich nicht. Frühere unsichere Spuren darüber lassen sich in England auffinden. Die Stangen gingen anfangs nicht bis an die Ohren, sondern endigten an den Schläfen. Hier fügte man gern eine Pelotte an oder eine manchmal sehr große Oese, damit sich die Brille nicht so leicht verschiebe. Der erste Typus der Brille ist also die Schläfenbrille.

Es war nur ein natürlicher Schritt weiter, daß sich die Seitenstangen allmählich verlängerten und über die Ohren hinweg nach den Haaren zu schoben. Aus der Schläfenbrille war die Ohrenbrille geworden, die von da ab bis heute unzählige Variationen erlebt hat und künftighin noch finden wird.

Um den Wandel dieser Instrumente im Lauf der Zeit sich zu vergegenwärtigen, brauchen wir nur z. B. die schwerfälligen dicken, plumpen Brillen, die ein Beethoven getragen hat (jetzt in der Beethoven-Halle zu Bonn), zu vergleichen mit den Brillen in der Biedermeierzeit, die immer dünner, kleiner, zierlicher wurden, als wären sie nicht für Menschen, sondern für Püppchen. Vergeblich wetterten die Aerzte gegen die kleinen, schmalen, den Augen schädlichen Gläser, die Mode wollte es so, und die Mode hat bisher noch allemal das letzte Wort gehabt.

Schließlich wollen wir noch einer besonderen Form der Brillen Erwähnung tun, weil sie auf einmal vermöge der unerforschlichen Wege der Mode seit etwa zwei oder drei Jahren wieder zur höchsten Beliebtheit gelangt ist, erst in Frankreich, dann auch in Deutschland. Sie besitzt auffallend große, runde Gläser in heller, graziöser Hornfassung mit einfachen, etwas gebogenen Federn. Wir begegnen dieser Form zuerst auf einem Selbstporträt des französischen Malers Chardin, das im Louvre zu Paris sich befindet und aus dem Jahr 1760 stammt (Abb. 12).

Als die Mode dieser Zeitepoche in Kleidung und Gegenständen wieder aufkam, haben französische Fabrikanten nach dem Porträt Chardins seine Brille kopiert und sie wieder eingeführt, wie wir sehen, mit dem denkbar größten Glück. Hätte man gewagt, noch vor vier oder fünf Jahren einer eleganten Dame oder einem jungen Mädchen eine so große runde Hornbrille zu verschreiben, sie wäre lieber blind geworden; in der Tat hätte sie sich auch der Spottsucht anderer ausgesetzt. Heutzutage ist die schickste Dame, das eleganteste Fräulein selig, wenn sie eine solche Brille bekommt. Die Franzosen benennen diese Brille deshalb mit vollem Recht nach dem ursprünglichen Träger und Darsteller als Chardinbrille.

Im Flug und in wenigen Zeilen, die uns dieser Raum erlaubt, haben wir nur einige Typen von Augengläsern an unserm Auge vorbeiziehen lassen und gesehen, daß der Geist der Zeiten sich auch in diesem geringfügigen Gegenstand deutlich und charakteristisch widerspiegelt. Die Typen ließen sich leicht verhundertfachen, wollten wir auch nur die kunstgewerbliche Seite dieses Gegenstandes berücksichtigen.

Zum Schluß noch ein ganz kleiner Ausblick. Der irrt, der denkt, daß dieses Kapitel in unseren Tagen einen gewissen Abschluß erreicht habe. Im Gegenteil, ich bin der Ansicht, daß wir darin noch in den Kinderschuhen stecken. Besonders die Wissenschaft der Brillenoptik, von der hier als einem zu spröden Stoff für den Laien wenig die Rede war, schreitet mächtig vorwärts; hat doch einer der unsrigen, der Augenarzt Alvar Gnelstrand in Upsala, auf seine in jahrzehntelangem Ringen erworbenen optischen Brillenarbeiten hin im verflossenen Jahr den Nobelpreis erhalten, und zwar mit Recht, denn seine Arbeiten bedeuten eine Umwälzung und eine neue Epoche auf diesem Gebiet.

****

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

16. Fortsetzung.

Susanne zündete die Ampel über dem Bett an: „Damit du rosig und wohl aussiehst, Lou, wenn er kommt."

Sie löschte die Kerzen auf dem Tisch. „Schlaf nicht gleich ein, du — Gerhard wird froh sein, wenn du munter bist und frisch. Ich werde euch noch Wein hinaufschicken und Biskuit." —

Noch einmal kam sie zurück, bückte sich, tastete die Heiligenbilder ab an den Fußenden. Sie waren alle da, die heilige Roseline und die heilige Marthe — der heilige Trophim und der heilige Gilles . . .

„Meine guten Heiligen", murmelte sie.

Sie sollten alle Wache halten über die Liebesnacht des Sohnes, über das Glück der jungen Ehe . . .

„Gleich wird dein Mann bei dir sein — bei seiner süßen, lieben, kleinen Frau" —

Und sie glitt aus der Tür. Sie war sehr froh. Die Kleine sah wunderhübsch aus, und die Kleine liebte Gerhard. Nur ungeschickt war sie in allem. Aber das würde sich geben. Ihr war eben alles noch zu fremd, und man hatte sie vielleicht zu sehr sich selbst überlassen. Es war schwer, sich an Fremdes zu gewöhnen. Das wußte Susanne Oberwall. Sie dachte an England. Wenn ihr Mann damals ein junger, verliebter Bursche gewesen wäre, wie anders wäre alles gekommen. Da hätte sie sich gewiß in alles hineingefunden: in das fremde Land und die fremden Menschen.

Nun, Gerhard war jung, war verliebt — da mußte alles kommen. Nur Geduld mußte man haben und fremden Einfluß fernhalten. . . .

„Gerhard — Liebling" —

Susanne Oberwall trat in die Wohnstube. Frau Vidal hatte die Hornbrille auf und las in einem Gebetbuch. Der Professor paffte kleine, bescheidene Wölkchen aus seiner Pfeife. Das glitzernde alte Silber und die duftige Tischwäsche harrten auf dem großen Tisch ihrer morgigen festlichen Bestimmung. Durch das enge Gitter der Fliegenfenster blinzelten in bläulichem Licht die Sterne, leise knisterten die dürren Blätter der Ahornbäume, summte das Licht der bauchigen Hängelampe.

„Wo ist Gerhard?" fragte Susanne Oberwall.

Frau Vidal hörte nicht.

„Er war im Hof, dann habe ich ihn im Garten gesehen", sagte der Professor. „Soll ich ihn rufen, Frau Susanne?"

Ein Schatten flog über ihre Züge: „Nein — ich gehe selbst."

Sie nahm zuvor eine Flasche Wein aus dem reich geschnitzten, sehr breiten Kredenzschrank, schichtete einige feine Zwiebäcke auf den Teller, stellte zwei Gläser auf ein Tablett.

„Madlon soll das alles zur jungen Frau hinaufbringen", sagte sie.

Und sie rief: „Madlon — Madlon" —

„Sie ist wohl schlafen gegangen", sagte der Professor. Er mußte jetzt husten, weil der Rauch ihm in die Kehle gedrungen war. „Oder soll ich in der Gesindestube nachfragen, Frau Susanne?"

„Nein — ich gehe selbst."

Frau Vidal hob zum erstenmal den Kopf, lugte über die Brille: „In der Gesindestube ist sie nicht", sagte sie kurz.

„Dann wird sie im Garten sein."

„Möglich."

„Ich werde sie rufen", erbot sich wieder der Professor.



Zu rasch, zu dringlich — denn Susanne sagte plötzlich: „Nein. Lassen Sie nur — es ist ja nicht wichtig — es eilt nicht."

Sie verließ das Zimmer — leis, als ob sie sich hinausstehlen wollte, und behutsam zog sie die Tür hinter sich zu. Frau Vidal sah den alten Mann am Kamin bedeutungsvoll an.

„Viel getaugt hat sie nie, die Madlon. Ich werde sie nach Arles zurückschicken. Kaspers Enkelin will sie als Lehrmädchen zu sich nehmen. Dort kann sie schneidern lernen. Im engen Zimmer werden ihr die Mucken vergehen."

Susanne Oberwall ging langsam und vorsichtig die schmale Gartenallee hinunter. Sie raffte ihr weites Kleid ganz eng an sich, um nicht hängenzubleiben an dem hohen, struppigen Gebüsch, das die Leuchtkäfer umschwirrten gleich flimmernden Sternen. Silberig rieselte das Mondlicht des ersten Mondviertels durch das Gezweig der riesigen Ahorne, und gespenstisch, in schlangenhaften Windungen stützten die hohlen Olivenbäume ihre flachen, feinen Blätterkronen.

Immer höher wurde das Gras, je tiefer Susanne in den Garten eindrang.

Durch das siebartige Fliegenfenster des ersten Stocks drang das Licht der roten Ampel. Hinter diesem Fenster lag Lou und wartete auf ihren Mann. Auf den Mann, der es „nicht erwarten konnte, daß sie wieder gut zu ihm war wie früher." . . .

Susanne wagte es nicht, den Sohn zu rufen. Obwohl sie seine Schritte hörte im hohen Gras — und daneben andere Schritte und jetzt ein leises Lachen — einen Kuß, einen unterdrückten Aufschrei. . . . Sie hörte seine Stimme leis und leidenschaftlich etwas sagen — jetzt verstand sie die Worte: „Sei nicht dumm, Madlon" — Und dann wieder ein undeutliches Flüstern — Küsse —

Wie gejagt lief sie davon, bis vor das Haus, bis vor die Bank unter dem rot erleuchteten Fenster. Sie starrte mit großen, weit aufgerissenen Augen in das tiefe Dunkel des Gartens hinein, wo ihr Sohn die junge Magd im Arm hatte . . . Und sie hatte den unterdrückten Jubel seiner Stimme im Ohr, das glückliche Lachen, mit dem er die verliebten Küsse gab und nahm. Und sie konnte es nicht verstehen, daß sie ihn nicht gerufen hatte, wie die Mutter ihr Kind anrufen muß, wenn es sündige Pfade geht.

Eine Stunde saß sie auf der Bank mit im Schoß gefalteten Händen, unfähig sich zu rühren, in tödlicher Angst, daß jemand käme und sie hier fand auf dieser Bank und fragte, wo ihr Sohn sei . . .

Der Professor konnte kommen oder die Mutter . . . vielleicht auch Lou selbst — in ihrem weißen, schneeigen Nachtgewand. Was sollte sie antworten, wenn Lou sie fragte: „Wo ist mein Mann?"

Sie schrak zusammen. Etwas Hartes und Kaltes legte sich an ihre Wange, streifte ihre Schulter entlang, legte sich auf ihre im Schoß gefalteten Hände.

Es war der Blinde.

„Ich bin's", murmelte er. „Die Nacht ist für mich so wie der Tag für dich. Geh zur Ruhe . . . ich will wachen."

Susanne Oberwall wankte mit schweren Füßen ins Haus zurück, niemand saß mehr in der Wohnstube, nur die Lampe brannte noch.

Sie fiel auf einen Stuhl neben dem großen Kamin und fand den Mut nicht, hinaufzugehen in ihr Zimmer, vorbei an der Tür, durch die ein feiner, roter Lichtstreifen sich auf den Estrich hinausstahl.

Sie lehnte den schönen Kopf mit der herrlichen Haarkrone gegen das Sims, und ihre Lider senkten sich tief herab in schweren, sorgenden Gedanken.

Plötzlich schreckte sie auf. Vor ihr am Tisch stand Gerhard. Er schenkte sich von dem Wein ein, den sie für „die Kinder" vorbereitet hatte. Die große Hängelampe war verlöscht, und durch die Fliegenfenster drang ein fahles, graues Licht, wehte der weiche, kühle Morgenwind.

Gerhard lachte leis und etwas befangen auf.

„Was machst du denn da, Mémère?"

„Wir haben auf dich gewartet, deine Frau und ich", sagte sie.

Sie wollte streng sein, aber in ihrer Stimme zitterten verhaltene Tränen.

Eine flüchtige Röte schoß Gerhard in die Schläfen.

„Das war doch wirklich überflüssig."

Und in seinem Ton lag die Oberwallsche Härte.

Er trank den Wein aus und ging aus dem Zimmer. Sie hörte seinen leichten und leisen Schritt auf der Treppe, hörte das Abschließen einer Tür. . . .

Sie hob die Fliegenfenster aus dem Rahmen — die Morgenluft strömte in duftigen Wellen in die große, niedere Stube.

Der Himmel färbte sich blutrot im Osten. Hinter der Scheune krähte ein Hahn einmal, zweimal. . . . Im Stall wieherte ein Pferd. Honigsüß duftete das Heu aus dem Schober herüber. Die junge Magd stand am Brunnen, drückte den Pumpenschwengel nieder und ließ das Wasser über ihre glühenden Wangen rieseln. Und dann hob sie den Kopf und lachte zum flammendroten Himmel empor, warf die Arme auseinander, der Glut des Tages entgegen.

Susanne Oberwall aber stand in der Tiefe des Fensterausschnitts, ungesehen, ungeahnt. Und sie konnte dem jungen, leichtsinnigen Geschöpf, auf dessen Antlitz der Abglanz heißen Liebesglückes lag, das sie ihrem jungen Herrn verdankte, nicht gram sein.

Und sie wollte sie heute noch auf dem Hof behalten, die junge Magd. Nur heute noch. Denn es sollte keine Träne vergossen werden am heutigen Tag, da nach langen Jahren zum erstenmal ein Careto das Haus der Vidal betrat.

* * *

„Also nicht wahr, Spitzmaus, du machst keine Geschichten und kommst mit hinunter?"

Lou nickte.

„Mach dich recht hübsch, Lou. Mir zuliebe."

Und weil sie sich schämte, daß sie gestern trotz aller Ermahnungen von Mémère doch eingeschlafen, und nun froh war, daß Gerhard, statt gereizt zu sein wie sonst, lachend und wohlgemut ihre Bedenken zerstreute, kramte sie in den Truhen, breitete die Schätze ihrer kostbaren Ausstattung vor ihm aus.

Er selbst wählte ein weißes Spitzenkleid, hochgeschlossen und anschmiegend wie ein Futteral.

„Darauf das Kreuz aus Rubinen — wie eine kleine Königin wirst du aussehen."

Die Eitelkeit des Mannes war erwacht in ihm, die aus der eigenen Frau einen Ausstellungsgegenstand macht.

Wie immer dieser Careto sein mochte — er hatte gewiß viel gesehen an Schönheit und Anmut. Sein Name war vorgesehen für die nächste Corrida in Madrid.

Schlächter vielleicht. Aber der Erste seines Zeichens.

Gerhard hatte sich auf den Wunsch seiner Großmutter bereiterklärt, nach Arles zu fahren, um ihn abzuholen.

„Du bist der Herr hier. Es ist so Sitte bei uns."

Wie ein ulkiger Fastnachtscherz kam es Gerhard vor. Und Lou mußte mit ihm lachen, weil er ihr so drollig den Empfang schilderte — wie er ihn sich dachte.

Dann sah sie ihn abfahren in dem großen Familienwagen mit den blumengeschmückten Pferden. Sie winkte ihm aus dem Fenster mit dem Taschentuch, und weil sie noch Zeit hatte, schrieb sie den Brief an den Vater zu Ende.

„Wir erwarten einen spanischen Matador. Das Haus ist auf den Kopf gestellt worden. Gerhard ist guter Laune, und es wird gewiß eine drollige Erinnerung sein fürs Leben."

Dann zog sie sich an. Sie rief Madlon, um ihr zu helfen. Aber statt ihrer kam Mémère.

„Madlon hat augenblicklich viel zu tun."

Mémère hatte richtig ihr braunrotes Brokatkleid angelegt, den Ausschnitt aber mit schweren, schwarzen Spitzen verhüllt. Ihr wäre es lieber gewesen, Lou hätte darauf verzichtet, herunterzukommen. Aber nun war nichts zu machen. Und es beglückte sie eigentlich, daß Lou so „wunderlieb" aussah. Sie gehörte schließlich zum Hause. Nichts konnte schön genug sein für den gefeierten Gast.

„Wir haben noch eine Depesche bekommen. Er bringt außer seinem Züchter noch seinen Sekretär mit."

Lou lachte hell auf.

„Er kann wohl nicht schreiben?"

Mémère wurde ernstlich böse.

„Und selbst wenn er nicht schreiben könnte — darum ist er doch, was er ist."

Frau Vidal hatte ein Kleid aus schwerer, schwarzer Seide an, mit der kleinen Arler Haube auf dem hochgetürmten Haar, eine Schürze aus Brokat und ein Halstuch mit einer vierfachen Reihe echter Valencienner Spitzen.

Der Professor trug über weißen Leinwandhosen einen dunkelgrauen, langen Rock, den er trotz der Hitze feierlich zugeknöpft hatte. Dazu einen bunten Umlegekragen und eine schwarze, schmale Binde.

In der großen Wohnstube war der Tisch gedeckt mit einer Pracht, wie Lou sie nicht einmal in der Rauchstraße gesehen hatte. Die kalten Speisen waren alle auf silbervergoldeten Schüsseln angerichtet. Die Teller waren aus kostbarem Sevresporzellan mit schwerer Randvergoldung. Das breite, weiße Landbrot lag fein aufgeschnitten in einem geschnitzten Behälter, der an seinen beiden Enden das Wappen des Hauses Vidal zeigte. In altem, köstlichem Zinngerät war Eiswasser vorbereitet, süßer gelber Hauswein und rubinroter Bordeaux funkelten in herrlich geschliffenen und silberverzierten Karaffen.

Zur Erhöhung des festlichen Eindrucks, und weil um diese Zeit die Holzläden geschlossen waren, brannten dicke weiße Lichter, mit Heiligenbildern verziert, in den geschnitzten Kerzenhaltern der Wände. Statt Blumen, die selten waren in dieser dürren und sengenden Hitze, wechselten lange, grüne Sellerieſtauden in schlanken Bakkaratgläsern mit runden, silbernen Schalen ab, in denen rote und weiße Radieschen zu kompakten Sträußen mit zierlichen Mustern gebunden waren.

Breite und wie ein Hauch so zarte Klöppelspitzen rieselten über das seidige Damasttuch.

„So war die Tafel an meinem Hochzeitstag gedeckt", sagte Susanne Oberwall.

Damals und heute hatte das Haus alles hergegeben an Reichtum und alter Pracht. Damals, um die Verbindung der Tochter des Hauses mit dem Träger eines ersten deutschen Adelsgeschlechtes, heute, um den Besuch eines ersten Stierkämpfers zu feiern.

„Und ich glaube, heute ist sie noch prächtiger als damals", fügte Susanne nachdenklich hinzu.

Den größten Luxus aber entfaltete das Haus Vidal, als zwei Knechte in jede Ecke der Stube eine kleine Tonne mit Eisblöcken stellten, um Kühle in den Raum zu bringen.

Die dicken Kerzen waren zu einem Drittel herabgebrannt, als lustiger Peitschenknall und Schellengeläut das Nahen des Wagens kündeten.

Lou hatte sich in plötzlicher Befangenheit in das Zimmer des Professors zurückgezogen. Sie lugte durch die Holzläden, sah, wie Mémère und Ahnchen würdevoll, doch mit blinzelnden Augen auf die weißen Stufen hinaustraten.

Die andern alle fast um einen Kopf überragend, stand ein Mann vor Frau Vidal, grüßte kurz und ungelenk, neigte seinen riesigen Schädel, der auf einem sonnengebräunten Stiernacken saß, vor Mémère.

Lou sah nur diesen fürchterlichen Nacken, dieses klobige, braunrote Gesicht mit den aufgeworfenen roten Lippen und den wie mit einem breiten Pinsel aufgetragenen Brauen über kohlschwarzen, leuchtenden Augen.

Sie trat vom Fenster zurück. Erregung und Enttäuschung hatten ihr das Blut in die Wangen getrieben.

Das war nun der Held, den „ihre Familie" feierte, das war das Idol, dem das ganze Haus opferte. Am liebsten wäre sie davongelaufen. Aber nun betrat die ganze Gesellschaft den Speisesaal, und Gerhard rief übermütig: „Wo ist denn meine Frau? Lou . . . so komm doch!"

Er stürzte auf sie zu, zerrte sie fast bei der Hand herein.

„Also da ist er, der große Gareto! Sennor — das ist meine Frau." . . .

Ein schlanker Mann, mit regelmäßigen, scharf geschnittenen Zügen, sehr elegant, in einem unauffälligen, dunkelgrauen Reiseanzug, eine kleine Perle in der schwarzen Krawatte, einen dänischen Handschuh an der linken Hand, einen schmalrandigen, schwarzen, weichen Hut in der Rechten, verbeugte sich vor ihr: „Ich bin entzückt über das Glück, Ihnen vorgestellt zu sein."

Er sprach Französisch, mit der leicht lispelnden spanischen Aussprache. Dann stellte er vor: „Sennor Bajadoz, Monsieur Olivier, mein Sekretär."

Frau Vidal bat zu Tisch. Susanne Oberwall hing an den Augen der Mutter, kam jedem ihrer Zeichen mit ungewohnter Geschäftigkeit nach und einer betonten Unterwürfigkeit, die Lou neu war an ihr. Als fürchtete sie, durch selbständige Handlung etwas von dem Zeremoniell zu verletzen, dessen alte Tradition die Mutter allein kannte.

Gareto saß zwischen Mutter und Tochter. Mémère hatte Lou an ihre andere Seite gesetzt, wie um zu verhüten, daß die Augen des gefeierten Gastes zu oft und lange auf der Frau ihres Sohnes ruhten. Gerhard unterhielt sich mit Gareto wie mit einem alten Bekannten. Es mochte daran liegen, daß Gareto von Frau Vidal sprach wie von einer alten und verehrten Verwandten. Noch



im Wagen, auf der Fahrt von Arles, schilderte er das Haus der Eltern von Frau Vidal in Montpellier.

„Meine Familie und vor allem mein Vater verdankte ihnen viel. Damals gab es noch nicht so viele Gesellschaften, die das Risiko einer Corrida in Frankreich übernahmen. Die Matadore waren oft selbst die Unternehmer, und wenn die Mittel nicht reichten, halfen Privatleute aus. Die Eltern Ihrer Frau Großmutter haben damals viel für die Corridas getan."

Gerhard Oberwall war betroffen von der ruhigen und eleganten Art Garetos. Es war das erstemal, daß er sich zusammennehmen mußte, seit er in der Heimat seiner Mutter war. Und unwillkürlich rückte er an seiner Krawatte, an seinem Hut, tastete seine Weste ab und den Sitz seines Rockes.

Korrekter hat sich auch kein Gast seines Vaters je benommen als dieser spanische Stierkämpfer, der mit eng an den Oberkörper angeschlossenen Ellbogen zwischen den zwei Frauen saß und mit silbernen, langstieligen Häkchen geschickt die Schnecken aus ihrer Schale herausdrehte.

Den Stierzüchter Bajadoz hatte er als seinen Pächter vorgestellt.

„Ich habe da ein bißchen Land in Andalusien, denn spanisches Geld muß an der Sonne liegen, um zu gedeihen. Das wußten unsere Väter nicht. Denn die waren ihrem Wesen nach Zigeuner und lebten dem Augenblick."

Er sprach sehr leise, so daß Gerhard oft Mühe hatte, ihn zu verstehen bei dem harten Aufschlagen der Pferdehufe und dem Rattern der Räder.

Hier in der niederen, feierlich stillen Stube klang seine Stimme weich und nur etwas belegt. Lou beugte sich einigemal vor, um besser zu hören. Dabei sah sie seine schlanken, aber sehr breiten Hände mit den glänzenden polierten Nägeln und den matten, olivenfarbigen Teint seines scharfgeschnittenen Gesichts.

„Können Sie mir noch etwas von Ihrem Bruder erzählen?" fragte Frau Vidal, während die Mägde zwei große Truthühner um den Tisch reichten. „War er nicht verheiratet?"

„Leider, gnädige Frau. Er heiratete eine Engländerin, ein junges Mädchen, das sich in ihn verliebt hatte, weil er ihrem durchgehenden Pferd in die Zügel gefallen war. Es war eine sehr romantische Geschichte, mit Entführung und so weiter. Ein Unsinn natürlich. Die junge Frau war jedesmal krank vor einer Corrida, heulte die Nächte durch, beschwor ihn, daß er absagen möge, bestand aber dann darauf, dabei zu sein, und wurde regelmäßig ohnmächtig hinausgetragen. Er wurde nervös, unsicher. ... Alle rieten ihm, er solle sich von seiner Frau trennen. Er brachte es nicht über sich. Nicht, daß er sie so sehr liebte, sondern weil sie ihm ein Kind schenken sollte. Kurz vor der Niederkunft — und obwohl er es ihr verboten hatte — schlich sie sich zu seinem Auftreten in die Arena ein. Sie hatte es zu Hause nicht ausgehalten. Er entdeckte sie unter den Zuschauern. ... Schreck, Ärger, vielleicht beides zusammen ... er vergißt sich, macht eine falsche Bewegung — die Frau oben stößt einen Schrei aus — er läuft dem Stier buchstäblich in die Hörner. Das Ende kennen Sie. Einige Tage darauf kommt seine Frau mit einem toten Kind nieder und stirbt in der Nacht. Er wurde beerdigt mit Ehren wie ein König. Seine Frau hat man nachts ganz heimlich auf den Friedhof hinausgebracht; denn das Volk gab ihr Schuld an seinem Tod, und das Volk hätte den Leichenwagen gestürmt."

Susanne Oberwall atmete schwer. Ihre wundervollen, glänzenden Augen brannten wie Kohlen aus ihrem plötzlich erbleichten Gesicht. Ob es auch ihr so gegangen wäre, wenn sie seine Frau geworden wäre?

Ein leiser, kalter Schauer rieselte über ihre vollen Schultern.

Die Kerzen flackerten beim Auf- und Zugehen der Tür, der Dampf der Speisen, das Aroma der Weine erfüllte den Raum. Die Mägde mit dem heugetränkten Duft ihrer jungen Glieder brachten die Sonnenglut herein.

Die Nasenflügel des Sennor Bajadoz bewegten sich wie die Nüstern eines Stiers. Er sprach kein Wort Französisch, lag mit seinem schweren Körper halb über dem Tisch und vertilgte alles, was er sich berghoch auf seinen Teller legte.

Gareto trank ihm manchmal zu, und dann leerte der Mann jedesmal sein Glas auf einen Zug mit todernstem Gesicht und glänzenden Augen, die hastig von einer Ecke des Zimmers in die andere jagten.

Der Sekretär Monsieur Olivier lächelte. Er war nur um weniges kleiner als der Pächter, hatte einen kräftigen, spitz zulaufenden Schnurrbart, und seine Augen schienen den Fliegen an der Wand Schweigen zu gebieten, wenn Gareto zu sprechen anfing. Während der allgemeinen Gespräche versuchte er Lou zu unterhalten. Er erzählte aber nur von Gareto. Sprach von ihm mit der Unterwürfigkeit eines Kammerdieners und der Geschäftspathetik eines Impresario. Lou wußte bald, wie viele kostbare Brillantnadeln Gareto hatte, und wieviel Engagements er in dieser Saison noch absolvieren mußte. Sie erfuhr die Namen von Garetos Bewundererinnen und die Höhe seiner Honorare. Im Winter hatte er nach Brasilien abgeschlossen für sechsmalhunderttausend Frank, und in Madrid zahlte man ihm vom nächsten Jahr ab zweitausend Frank für jeden getöteten Stier — das machte sechs- bis achttausend Frank für einen Nachmittag. Er war der letzte Vertreter der klassischen Matadore, der letzte, der die alte Tradition hochhielt und auf alle kleinen Mätzchen verzichtete. Er war ein „Aristokrat" in seinem Beruf, und die wirkliche Aristokratie verwöhnte ihn maßlos. Die Männer öffentlich — die Frauen im geheimen. Man empfing ihn im Haus zum Frühstück, und man gab ihm Feste in den ersten Hotels. Wenn er sich erholen wollte, mußte er inkognito reisen wie ein Fürst. Aber da es kaum einen spanischen Fächer gab ohne seine Abbildung — so nutzte das nicht viel. Daher reiste er meist nachts und mit den Luxuszügen. Vor ein paar Jahren war er in Gefahr, etwas von seiner Popularität einzubüßen. Das Volk war gegen ihn aufgehetzt worden „von der Konkurrenz". Man empfing ihn eines Tages mit Pfeifen und Johlen in der Arena. Es war wie eine Revolution. Zum Schluß siegte seine Kunst, und die Zuschauer trampelten wie wahnsinnig und verlangten das Ohr des Stieres für ihn — diese höchste Auszeichnung für einen Matador. Aber er war doch gewarnt. So einseitig durfte er nicht mehr die Aristokratie bevorzugen.

„Der Torrero gehört nun einmal dem Volk", schloß Monsieur Olivier. „Auch Gareto muß sich dem fügen. Und so hat er den Rat befolgt, den seine größten Anhänger ihm gaben. Er hat Land gekauft in Spanien — sehr viel Land, hat eine eigene Stierzüchterei angelegt und sich mit Pächtern umgeben — wie es dieser gute Mann ist. Diese Pächter sind seine Apostel. Sie leben



von ihm und verbreiten seinen Ruhm im Volk, tragen ihn hinaus in die Zeitungen. Diese Pächter reisen in die Provinzen, um die Stierherden zu ergänzen, wie es heißt. In Wirklichkeit ist es eine Wahlkampagne, die unternommen wird, um die Popularität des Matadors zu befestigen. Seit jenem unvergeßlichen Tag in der Arena läßt man Gareto bei allen möglichen Anlässen von einem oder zwei seiner Pächter begleiten. Er spricht kaum mit ihnen, aber er läßt sie teilnehmen an den Ehrungen, die ihm werden. Er gibt ihnen zu essen, zu trinken, er trinkt ihnen selbst zu — wie Sie sehen. Und sie kommen nach Haus zurück — berauscht von seinem Wesen und durchdrungen von seiner Bedeutung."

Lou war ganz verwirrt von all dem Neuen und ihr Unfaßlichen. (Fortsetzung folgt.)

Neue Moden.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.



Phot. Reutlinger.

1. Libertymantel in Lichtblau und Dunkellila. Modernes Theaterhäubchen.

In den Pariser Kreisen, in denen das Interesse für die neuste Ausdrucksform der Frauenmode vorherrscht, gilt der sogenannte Kapuzenrock als das Vorbild aller jener Röcke, die uns das Sommerende, Herbst und Winter bringen werden. Bei der Abendtoilette auf Abb. 3 ist die Kapuze nur der Form nach in der Anordnung des Rockes angedeutet. Das Modell wirkt aber besonders charakteristisch durch den vorderen Mittelschlitz des Randes, durch die von den abstehenden Seiten der Kapuze bewerkstelligte Verstärkung der Hüften und das Zuspitzen der Linie nach den Füßen hin. Der Stoff des hochgegürtelten und schleppenlos bis zum Boden reichenden Gewandes ist hellamethystfarbiger Liberty am Rock und gleichgetönter Seidenmusselin an dem duftig mit alter gelblicher Tüllspitze durchsetzten Mieder, an dem als besonders bezeichnend für die neue Mode zwei Dinge auffallen. Erstens, daß das Mieder aus einem leichteren Stoff besteht als der Rock, der wie ein Prinzeßgewand hochsteigend bis zur Büste reicht und nur in losen Falten übergeworfen scheint. Zweitens der kleine Ausschnitt, der typisch für die kommende Saison sein wird. Sehr modern ist auch die Schnallen- und Hängequastengarnierung in lichtlila Perlen und schwarzem Jett vorn auf Mieder und Rock; sowie die Brokatschuhe mit Kreuzbandverschnürung. — Die gleiche Miederanordnung findet sich bei der Abendtoilette auf Abb. 2. Hier ist der Stoff des Rockes schwarzer schwerer Atlas, das Miedergehänge weißer Tüll, über dessen eine Seite ein



Phot. Austin.

2. Neustes Abendkleid aus schwarzem Atlas und weißem Tüll.

Streifen schwarzer Perlstickerei geschlungen ist. Die gleiche Perlstickerei, von dichten Rosenranken in Goldstickerei eingefaßt, liegt auch schwer auf den Zacken der Schürzengarnierung des Rockes, aus deren Rückenspalt der Rock, zu einer Schleppe verlängert, frei niederfällt. Alle Röcke sind von stattlicher Länge und für die Straße nur so verkürzt, daß sie nicht den Boden berühren. — Ein



Phot. Félix.

3. Gesellschaftskleid aus lila Liberty mit Kapuzenrock.

Rechtes Bild:

4. Nachmittagskleid aus kariertem Seidenkrepp.

Phot. Austin.





charakteristisches Beispiel hierfür ist das Nachmittagskleid aus dunkelmodefarbenem, von weißen Punkten durchsetztem Seidenkrepp (Abb. 4). Das Kleid zeigt eine mehr bequem als gerade anmutig wirkende Stoffülle und Weite mit rundem, hochgeschobenem schmalem Gürtel und kurzem plissiertem Tunikaüberwurf. — Der gleichen Richtung gehört auch das Straßenkleid aus parmaviolettem Seidenvoile an (Abb. 5), das trotz der zugehörigen Ueberziehjacke auch am Mieder Jackenanklänge und die dem oberen Rockteil Fülle gebende Sattelgarnierung aufweist. Sehr originell ist die Jackenschlitze, die in der dem glatten runden Rock wie ein Schürzeneinsatz eingefügten plissierten Vorderbahn am Saum angebracht ist. Das kleine Hütchen ist aus modefarbenem Taft. Der vorn hochstrebende Paradiesvogel violett mit fast schwarzem Ansatzbüschel. Gürtel und Knopfbesätze sind dunkelviolett. Die Aermel an Kleid und Jacke reichen bis zum Handgelenk. — Dreiviertelärmel weist auch das



Phot. Austin.

5. Straßenanzug mit Jacke aus violettem Seidenvoile.



Phot. Felix.

6. Teekleid mit Samtrock und Spitzenschürze.



Phot. Manuel.

7. Einfaches Hauskleid aus leichtem braunem Wollstoff.

Promenadenkleid auf Abb. 8 auf. Das Kleid aus dunkelviolettem Atlas fällt besonders durch den normal hochsitzenden Taillenschluß auf, der fast unmodern wirkt. Dagegen zeigt der Rock die neuen Panierbauschungen, und das Jäckchen ist zum Bolero verkürzt. — Bei Abb. 6 handelt es sich um ein Nachmittagskleid. Der Rock besteht aus dunkelkirschrotem Samt, das Mieder aus lichten, leichten Geweben, hier weißem, von tüllgrundiger Kirchenspitze fast verdecktem Seidenmusselin und roten Seidenmusselinrüschen. Ein vorn in der Mitte spitzzipfelig hochgestecktes Tuch aus rotem Atlas geht nach unten in den drapierten runden Gürtel über. — Abb. 1 zeigt einen Nachmittagsmantel für junge Mädchen aus gemustertem Liberty, dessen oberer Teil lichtblaugrundig, der untere tief violett ist. Die schlichte Anordnung wirkt durch den Seidenfransenbesatz und durch das dazu über dem Kopf getragene Häubchen aus weißem perlendurchsetztem Tüll mit Perlenquaste über den Ohren eigenartig und doch einfach. — Ein schlichtes Hauskleid gibt Abb. 7 wieder. Es besteht aus braunem, leichtem Wollgewebe, durch dessen einfarbigen Grund sich kaum sichtbare rote feine Fäden in breiten Abständen ziehen. Klementine.



Phot. Manuel.

8. Straßenkleid aus dunklem Atlas mit gebauschtem Rock.

Aus den Ardennen.

Plauderei von R. Gerard.

„Wo'u d' U'elzecht durech d' Wisen ze'it
Durch d' Fi'elzen d' Sauer brecht."

Mit diesen Versen, die das Land in seine zwei Hauptteile zerlegen, beginnt eins der luxemburgischen Nationallieder. Treffender konnte der Dichter den zwiefältigen landschaftlichen Charakter seiner „He'mecht" (Heimat) nicht kennzeichnen. „Wo die Alzette durch die Wiesen zieht", da ist das Gutland: fruchtbarer Ackerboden, leicht gewellte, saftgrüne Wiesen und herrliche Buchenwälder. Dort aber, wo die Sauer von Nordwesten her die genau nördlich ziehende Alzette aufnimmt, tun sich die Felsentäler auf, aus denen die Sauer hervorbricht, und zehn Minuten hinter Ettelbrück, das im Herzen des Landes liegt, donnert der Zug der Nordbahn durch den ersten der unzähligen Tunnel, in denen er die Windungen des Flusses abschneidet. Der Gegensatz zum Gutland sind die Ardennen, die der Luxemburger Oesling nennt — weshalb und was das Wort besagen will, darüber sind sich die Sprachgelehrten selbst im Land noch nicht einig.

Bis Göbelsmühl fährt der Zug an der Sauer entlang. Am Wasser sind schmale Wiesenparzellen in die Enge gebettet, und wo ein Seitentälchen auf den Fluß zukommt, liegt auch darin schmales Wiesengrün ergossen wie ein Miniaturgletscher von leuchtendem Rasen. Die Höhen hinan ziehen sich Eichenschälwald und Gestrüpp, wo nicht die Felsschroffen durchragen mit ihrem Geäder von Rinnsalen und Pfädchen. Fast senkrecht schießen die steilen Grate auf und spiegeln sich in dem Wasser, das bald seicht über braunen Kieselgrund rieselt, bald zu tiefgrünen Tümpeln zusammengeronnen ruhig steht, weiß bestirnt mit den Schaumbläschen, die von einem Wehr oder Wasserfall langsam zu Tal treiben. Dann wieder ein kurzer Tunnel: das wildromantische Landschaftsbild, das rechts im Dunkel unterging, taucht im nächsten Moment links wieder auf. Hier steht trotzig auf einem Bergkegel die Burg Burscheid in ihrem Kranz dunkelgrüner Fichtenwipfel. Der Zug donnert unter ihr hindurch. Dort vor waldigem Hintergrund die weltverlorene Brandenburg. Schade, daß diese Gegend noch so gar nicht „erschlossen" ist; von keinem der zerfallenen Türme weht die kleinste Flagge zum Zeichen, daß dort dem müden Wanderer Labe und Atzung winkt.

In Göbelsmühl verlassen wir den Zug und halten uns an die Sauer, die dort von Westen, von der belgischen Grenze, herüberkommt. Die Straße führt zunächst in halber Höhe über der Talsohle. Verlorene Dörfer und einsame Mühlen.

Weiter geht die Wanderung — immer unten das herrliche Tälchen und bei jeder Wegbiegung ein anderes Panorama — bis Heiderscheider Grund, wo wir von der

Sauer etwas abgekommen sind. Die Straße führt erst durch einen Tunnel wieder an den Fluß, dem wir bis Esch a. d. Sauer folgen. Hierher dringt kein Lokomotivpfiff mehr, das Reich des Dampfes hat hier seine Grenzen. Aber der „weißen Kohle" dankten vor alters die Escher einen Wohlstand, der jetzt langsam dahinschmilzt. Damals standen in dem einsamen Tal, von dem mühsame Straßen nach allen Seiten führen, flottgehende Tuchfabriken, die den Besitzern zu Wohlhabenheit und der Bevölkerung zu lohnendem Verdienst verhalfen. Als jedoch der Verkehr nicht mehr den Landstraßen nachging, war Esch ausgeschaltet und ist es bis heute geblieben.

Im Volksmund sagt man: Esch im Loch, im Gegensatz zu dem andern südlicheren Esch, der Hauptstadt des Industriegebiets, wo die Riesenschlote der Hüttenwerke dampfen und das Geld rollt. Steingewordene Einsamkeit, dies Esch im Loch. Abseits von der Heerstraße, kann es niemals nur so einfach im Vorbeigehen mitgenommen werden. Das Felsentor, das zu ihm hin gesprengt werden mußte, ist wie ein Symbol der rauhen Abgeschiedenheit. Man muß, um die wilde Schönheit dieser Gegend recht zu genießen, über den Felsenkamm steigen, der Esch von dem idyllischen Wiesengrund mit der Straße nach Wiltz trennt. Von da oben taucht der Blick in ein Wirrsal von grauen Klüften, durch das die obere Sauer in Zickzackwindungen sich rauschend zwängt. Nur für die enggepferchte Häuserherde von Esch war Platz im Tal — alle umliegenden Dörfer winken von den Höhen mit ihren weißgetünchten Häusern und schwarzblauen Schieferdächern, gelegentlich auch mit einem schützenden Fichtenbestand nach der Sturm- und Regenseite. Dieses weißschwarze Schimmern der Dörfer in die Ferne ist für die Höhen des Leslings charakteristisch. Der Bauer, der einsam auf dem Feld seine Kartoffeln buddelt, zeigt einem die stundenweit entfernten Kirchtürme, an deren Fuß die weißen Würfel der Häuser liegen, und nennt die Namen. Selbst die halb verfallene Lehmhütte am Weg, die mit Ginster gedeckt ist, hat ihren Anstrich von weißer, leicht gebläuter Tünche. Und meist ist auf diesen Höhen, wo ewig die Winde streichen, die Luft so klar, daß man bis an die fernsten Horizonte sieht — die Eifel im Nordosten und links weit hinaus die belgischen Ardennen.

Prächtige Straßen sind da oben — aus einem Material, das fast so hart ist wie die Schädel der Oeslinger, und tadellos erhalten, denn der Verkehr ist verhältnismäßig gering, und die Fuhrlasten sind der starken Steigungen wegen auf die Zugkraft von Kuh- und Ochsengespannen eingerichtet. Auch durch die Täler führen hie und da herrliche Wege. Wo es zu einer Straße nicht langt, schlängeln sich Pfade neben dem Wasser her, und wo auch diese aufhören, da schlägt sich der unerschrockene Wanderer und der Angler immer noch durch, klettert um die Bergnasen herum, wagt sich auch einmal durch einen Tunnel und landet köstlich müde — mit Ameisen in den Waden, wie man hier sagt — im Wirtshaus.

Und hinsichtlich der Verpflegung sieht es da oben keineswegs so unwirtlich aus, wie man annehmen könnte, wenn der Gutländer über das Oesling, insonderheit über das hinterste, das sogenannte Hunds-Oesling, die Schultern zieht. Aus den Zeiten her, da in Esch, Wiltz, Clerf usw. noch eine blühende Industrie den Verkehr im Gang hielt und der Schälwaldbetrieb durch das Quebracho nicht entwertet war, stehen an vielen Straßen noch die soliden Herbergen von Anno dazumal. Im Handumdrehen wird einem da ein Menü zusammengestellt, bestehend aus Schinken, köstlich frischen Eiern und einem Hähnchen — nicht zu reden von den besseren Häusern in den obengenannten Städten, wo man in Erstaunen gesetzt wird durch eine Speisenfolge, auf der gelegentlich sogar Forellen, Krebse und Fasanen stehen.

Wie Esch, so liegt auch Clerf, eine der drei Perlen der luxemburgischen Ardennen, im Tal, und zwar an einem Flüßchen, das den Namen der Stadt trägt. Aber Clerf ist durch die Eisenbahn dem lebendigen Kreislauf des Verkehrs eingeschaltet geblieben, und wenn auch seine dereinst blühenden Gerbereien längst auf dem Aussterbeetat stehen, hat es immer noch eine gewisse Betriebsamkeit. An weitschichtigen alten Landpatrizierhäusern merkt man, daß hier vorzeiten sich Reichtümer angesammelt haben, die noch heute nachwirken. Clerf hat ein altes Schloß und eine neue Benediktinerabtei. Das Schloß hat mit der bekannten Burg Eltz gemeinsam, daß es seinerzeit von den französischen Burgenbrechern verschont geblieben ist. Aber während die von Eltz ihr Stammschloß hüten, hat der Besitzer von Clerf sich nebenan eine neue Villa gebaut und darin verwertet, was sich von dem Stammsitz seiner Väter verwerten ließ: die alten geschnitzten Möbel, die Gobelins, den Marmor von den Kaminen usw.

Von Clerf sind es etwa fünf Stunden Wegs nach Wiltz. Der Ort liegt auf der Höhe; ein Teil allerdings, Niederwiltz, im Tal an dem Flüßchen, das auch hier den Namen der Stadt trägt. Da reiht sich eine herrschaftliche Villa an die andere. Hier wie in Clerf sind viele derer heimisch, die in Regierung, Verwaltung und Magistratur des Landes von jeher die höchsten Stellen bekleidet haben. Denn von den Oeslingern wird mit Recht behauptet, daß sie nicht nur harte, sondern auch helle Köpfe haben — und der Mann, der seit nahezu vierzig Jahren der Spiritus rector der luxemburgischen Regierung ist, Paul Eyschen, ist der Sproß einer Stock-Oeslinger Familie aus dem Kanton Wiltz. Der Ort ist die eigentliche, wenn auch nicht offizielle Hauptstadt des Oeslings und heute noch ein gewerblicher Mittelpunkt. Die „Woltzer Nickerten" lassen sich eben nicht unterkriegen. Nickerten heißen sie, weil in ihrer Mundart das Wort „nicht" nick ausgesprochen wird, statt wie sonst überall im Land net oder nit.

Für den Gutländer gibt es drei Wahrzeichen des Oeslings: der Oeslinger Schinken, der Ginster und die Lohknüppel. Mit dem Schinken haben sie schon recht. So ein paar Scheiben des festen, dunkelrosenroten Fleisches, das nach Heide und Wacholder duftet — sintemalen es mit Wacholder geräuchert wird — die sind ein Ding für sich. Und der Ginster: Ja, so um Mai und Juni herum, wenn die Heide gelb entflammt ist weithin und man im Abendrot dahinwandert, dann hat das Oesling seinen Krönungsmantel um, dann ist es feierlich schön. Mit den Lohknüppeln aber macht es keinen Staat mehr. Seit Einführung der Kunstdünger zieht der Oeslinger Bauer das schönste Korn; der Tagelöhner braucht nicht mehr darauf zu warten, daß ihm ein Reicher eine Fläche Lohhecken zum Schleißen (Schälen) überläßt, wofür er dann im nächsten Jahr seinen spärlichen Hafer dort ziehen darf. Der Süden hat mit den Thomasschlacken seiner Stahlwerke die Äcker des Nordens befruchtet, aber das politische Fingerhakeln zwischen Nord und Süd hat deshalb nicht aufgehört, und wenn die Oeslinger Lohknüppel hart sind, das Erz aus dem Süden ist vielleicht noch härter.



Bilder aus aller Welt.

Die Prinzessin Theresia von Thurn und Taxis, die Witwe des 1897 verstorbenen Prinzen Franz, ist eine geb. Grimaud Gräfin von Orsay. Von ihren fünf Kindern gehören drei der deutschen Armee an.



Phot. H. Durstkoff.

Charlotte Rosen, jugendliche Geigenkünstlerin.
Zu ihrem Konzert in Berlin.



Hofph. W. Niederastroth — Selle & Kuntze.

Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat M. Eberhard, Potsdam, feiert s. 50jähr. Amtsjubiläum.



Phot. Wehinger.

Prof. H. Brüggemann, Mülhausen i. E., tritt von der Spinn- u. Webeschule zurück.



Hofphot. Hahn Nachf.

Kammersängerin Erika Wedekind, Dresden, erhielt die Carola-Medaille.



Hofatelier Elvira, München.

Aus süddeutschen Fürstengeschlechtern:
Prinzessin Theresia von Thurn und Taxis.



Phot. Sanden.

Vom Soldaten zum Doktor: Dr. Golling, früher Unteroffizier.

Am 29. September feiert der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Vortragende Rat beim Rechnungshof des Deutschen Reiches, Max Eberhard, Potsdam, der auch durch seine humanitären Bestrebungen in weiteren Kreisen bekannt ist, sein 50jähriges Amtsjubiläum.

In Anerkennung ihrer Verdienste auf dem Gebiet hilfreicher Tätigkeit erhielt die bekannte Kammersängerin Frau Erika Wedekind vom König von Sachsen die zum Andenken an die wohltätige Königin Carola gestiftete Carola-Medaille.

Eine vielversprechende junge Geigenvirtuosin ist Fräulein Charlotte Rosen. Im Lauf dieser Saison wird die Künstlerin in einem eigenen Berliner Konzert auftreten.

Nach 24jähriger Tätigkeit tritt der hervorragende Textiltechniker und Fachschriftsteller Prof. H. Brüggemann von der Mülhausener Spinn- und Webeschule zurück.







Phot. F. Grainer, München. — Phot. I. van Bosch.

Emil Birron, Dr. Hans Meyer, die beiden neuen Direktoren der Breslauer Schauspielbühnen.

Max Bayrhammer, Frankfurt a. M., feierte sein 25jähr. Bühnenjubiläum.

Georg Schwarz, Frankfurt a. M., beging sein 40jähr. Bühnenjubiläum.



Elektrische Beleuchtung in Konstantinopel: Die von Osram-Intensivlampen beleuchtete Galata-Stambul-Brücke.

Ein seltenes Beispiel von Fleiß und Strebsamkeit ist der frühere Müllerbursche und spätere Unteroffizier Golling, der kürzlich an der Münchner Universität sein philosophisches Doktorexamen bestand und sich jetzt auf den medizinischen Doktor vorbereitet.

Als Nachfolger von Theodor Löwe übernahmen Emil Birron und Dr. Hans Meyer die Breslauer Schauspielbühnen.

Sein 25jähriges Bühnenjubiläum feierte in Frankfurt a. M. der beliebte Darsteller Max Bayrhammer, der mit dieser Spielzeit von der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit scheidet. Ebenso verabschiedete sich der Schauspieler Georg Schwarz der das Jubiläum seiner 40jährigen Bühnenwirksamkeit beging

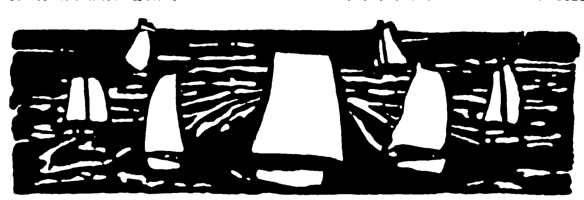
Vor kurzem ist die erste elektrische öffentliche Beleuchtung Konstantinopels in Betrieb genommen worden. Unsere Abbildung zeigt die Galata-Stambul-Brücke über das Goldene Horn, bei der das elektrische Licht in der Beleuchtung mit Osram-Intensivlampen zuerst in Tätigkeit trat.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 38. Berlin, den 20. September 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 38.



Die sieben Tage der Woche.

11. September.

Die Herbstmanöver der Hochseeflotte finden mit einer Entscheidungsschlacht in der Elbmündung ihren Abschluß.

Bei den Manövern des XVI. Armeekorps wird in Büchenbeuren auf dem Hunsrück ein Militär-Doppeldecker bei einem mißglückten Aufstiegsversuch in die zuschauende Menschenmenge getrieben. Vier Personen werden getötet und zwei schwer verletzt.

In Leipzig wird die Mitgliederversammlung des Bundes der Industriellen eröffnet, in Breslau der deutsche Anwaltstag.

In Berlin tritt der Verband der unteren Post- und Telegraphenbeamten zu seinem fünften Verbandstag zusammen.

Der italienische Gouverneur von Rhodus General Ameglio weist den griechischen Bürgermeister und andere griechische Notabeln wegen politischer Umtriebe aus.

Der Neuyorker Bürgermeister William Jay Gaynor (Portr. S. 1594) stirbt, 62 Jahre alt, auf einer Reise nach Europa an Bord des Dampfers „Baltic".

12. September.

Im Sitzungsaal des Reichstags tritt der dritte deutsche Richtertag zusammen.

In Leipzig wird ein Deutsch-Oesterreichischer Wirtschaftsverband mit dem Sitz in Berlin begründet.

Zum Ersten Bürgermeister von Kassel wird der Stadtdirektor Koch in Bremerhaven gewählt (Portr. S. 1594).

Der bulgarische Ministerrat beschließt, bei den Verhandlungen mit der Türkei den Anspruch auf Kirk-Kilisse aufrechtzuerhalten.

Der amerikanische Kongreß nimmt ein Gesetz an, durch das für die zur Ausstellung in San Franzisko eingeführten Waren Zollfreiheit gewährt wird.

Aus Tokio wird gemeldet, daß China seine Bereitwilligkeit erklärt hat, die wegen der Ermordung von Japanern und Beleidigung der japanischen Fahne in Nanking geforderte Genugtuung zu geben.

13. September.

Aus San Franzisko kommt die Nachricht, daß die zur Tongagruppe gehörenden Inseln Falcon und Hope im Großen Ozean infolge vulkanischer Erschütterungen versunken sind. Mehrere hundert Menschen verloren bei der Katastrophe das Leben.

14. September.

Der Kaiser trifft als Gast des Landeshauptmanns von Oesterreichisch-Schlesien Grafen Larisch von Moennich auf dessen Schloß Solza ein.

In Jena tritt der sozialdemokratische Parteitag zusammen.

In Koburg werden bei dem durch eine Gasexplosion verursachten Hauseinsturz vierzehn Personen getötet (Abb. S. 1598).

In Budapest wird eine neue Oppositionspartei mit dem Grafen Andrassy als Führer begründet, die eine Reform des Wahlrechts fordert, aber die technische Opposition verwirft.

15. September.

In Leipzig wird die Delegiertenversammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller eröffnet.

In Budapest stirbt der bekannte Orientalist und Forschungsreisende Professor Hermann Vámbéry (Portr. S. 1594).

16. September.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Frage der Zugehörigkeit Kirk-Kilisses in der letzten Sitzung der türkischen und bulgarischen Delegierten zugunsten der Türkei geregelt wurde.

In Erxleben stirbt, 77 Jahre alt, der frühere deutsche Botschafter in Petersburg Graf Friedrich Johann von Alvensleben (Portr. S. 1592).

Der deutsche Flieger Stöffler steigt bei Mülhausen i. E. auf und landet bei Plozk in Rußland (Abb. S. 1592).

In Kiel wird die 65. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins eröffnet.

17. September.

Der König der Hellenen Konstantin trifft zum Besuch des englischen Königs in East Bourne ein.

Konzentration gemeinnütziger Tätigkeit.

Ein Wort zur Klärung.*)

Von Geh. Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken.

Alle großen Führer der Erziehung sind einig in der Mahnung, über der Fülle von Aufgaben nicht das Notwendige zurückzustellen, Haupt- und Nebensachen, Nahes und Fernes genügend zu unterscheiden; eine ähnliche Aufgabe begegnet uns heute auf einem anderen Gebiet, auf dem Gebiet gemeinnützigen Wirkens. Der moderne Mensch und namentlich der Deutsche ist hier in einer schwierigen Lage. Der Horizont hat sich unermeßlich erweitert, die Beziehungen jedes einzelnen zu seiner Umgebung sind gewaltig gewachsen, stärker als je zuvor dringt von den verschiedensten Seiten die Welt mit ihren Eindrücken und zugleich ihren Forderungen auf uns ein. Tausendfach werden wir zur Hilfe und zur Mitwirkung aufgerufen, und es ist oft recht schwer, zu beurteilen, was dabei voranstehen sollte, und was zurücktreten kann. Denn neben das Wesentliche und Notwendige stellt sich manches, was mehr einen Schmuck bedeutet, und was ohne Schaden fehlen könnte, neben das, was unsere

*) In der Oeffentlichkeit wird die Frage erörtert, inwieweit es berechtigt ist, die Opferwilligkeit der breiten Massen zur Durchführung gewagter bzw. phantastischer Unternehmungen zur Erforschung unbekannter Länder in Anspruch zu nehmen. Wir freuen uns, aus der Feder eines der berufensten Vorkämpfer der Kultur die nachstehenden, den Kernpunkt der Streitfrage berührenden Ausführungen bringen zu können. D. Red.

eigene Lage verlangt, manches, was mehr wegen des Eindrucks nach außen und im Wettkampf der Völker unternommen wird, neben das, was uns alle angeht und sich von jedem beurteilen läßt, anderes, was besondere Kreise betrifft und ein technisches Urteil fordert, neben das, was einen sicheren Erfolg verspricht, anderes, was ein kühnes Wagnis ist und daher leicht mißlingen kann. Daß wir hier genügend unterscheiden und unsere Kräfte streng auf das Notwendige konzentrieren, das ist für uns unbedingt erforderlich. Uns nämlich führt die Geschichte keine reiche Fülle von Einrichtungen und Stiftungen zu, sondern wir müssen jetzt selbst das Beste tun und die Wege suchen, wir sind in nationaler Hinsicht erst im Aufstieg begriffen und müssen um vieles erst kämpfen, was anderen Völkern als sicherer Besitz gilt, endlich sind wir infolge unserer Entwicklung geneigt, bei allen Problemen uns auf die Hilfe des Staates zu verlassen, während das moderne Leben mit seiner Vielseitigkeit und seiner Beweglichkeit immer neue Probleme erzeugt, zu deren Lösung es auch dringend der freien Tätigkeit der einzelnen Bürger bedarf. Nun regt sich augenscheinlich und wächst bei uns die Kraft gemeinnützigen Wirkens; um so wichtiger wird es, daß das Streben sich nicht zersplittere, sondern auf die rechten Bahnen geleitet werde.

Sowohl nach außen wie nach innen, sowohl für die Weltstellung unserer Kultur als für ihre innere Durchbildung haben wir sehr viel zu tun. Die Gegenwart zeigt eine eigentümliche Verschlingung von Nationalem und Internationalem, von Volkskultur und Menschheitskultur. Augenscheinlich geht heute durch die Menschheit ein gewaltiges Streben nach einer gemeinsamen Kultur, aber einer Kultur, die nicht die Züge der einzelnen Völker auslöscht, sondern sie in sich aufnimmt und für das gemeinsame Ziel verwertet. Das stellt jedem großen Volk die Aufgabe, seine eigentümliche Art in dieser Menschheitskultur zur Wirkung und Geltung zu bringen; ohne ein solches Ziel fehlt dem eigenen Leben der rechte Antrieb und die Freude am Schaffen. Daß wir Deutschen hier unser Recht verlangen, das ist nicht bloß unser eigenes Interesse, sondern auch ein Interesse der Menschheit. Sie würde sehr verarmen, wenn die durchdringende Verinnerlichung des Lebens, wenn das Behandeln der großen Probleme aus der ganzen Seele des Menschen, wenn der Reichtum geistiger Schöpfungen ersten Ranges, das alles das deutsche Leben bietet, nicht für das Ganze der Menschheit verwertet würde. Dies aber wird uns durch die Verhältnisse besonders schwer gemacht. Die Welt war vergeben, als wir zu nationaler Einheit kamen, es fehlen uns große Kolonien, die unsere Kultur anderen Weltteilen zuführen könnten; dazu ist unsere Sprache und Kultur nicht derart, daß sie sich leicht und rasch ergreifen ließe, es bedarf dazu ernstlicher Arbeit und voller Hingebung. Nun gilt es, vieles, was die Vergangenheit versäumte, in der Gegenwart, so gut es geht, wieder nachzuholen, an allen Hauptpunkten der Erde haben wir mit vereinter Kraft für deutsche Kultur zu wirken. Vor allem haben wir zu pflegen und zu fördern, was die Deutschen draußen mit treuer Gesinnung in jener Richtung unternehmen und leisten, wir müssen dafür sorgen, daß möglichst viele deutsche Schulen, womöglich auch Hochschulen begründet werden und möglichst viel Gelegenheit geboten wird, die deutsche Sprache zu erlernen; Vorträge, Bibliotheken usw. können dazu helfen, auch die Kunst sei nicht vergessen, eine Fülle von Aufgaben tut sich hier vor uns auf und verlangt unsere kräftige Mitarbeit. Wohl wirkt nach dieser Richtung in dankenswertester Weise eifrig und geschickt der Verein für das Deutschtum im Ausland, aber wieviel mehr könnte er leisten, wenn er wie die Alliance française von einer großen Woge nationalen Lebens getragen würde und allgemeine Beteiligung fände. Dabei genügt es nicht, bloß in deutscher Sprache für deutsches Wesen zu wirken, wir kommen den anderen Völkern oft nur dann genügend nahe, wenn wir zu ihnen in ihrer eigenen Sprache reden, wenn wir Organe schaffen, die unser Leben und Streben den anderen verständlich machen und Sympathie dafür zu gewinnen suchen. Es ist das um so notwendiger, als bei unseren Nachbarn manche Stimmen eifrig beflissen sind, deutsche Zustände und deutsches Streben herabzusetzen, das Gute zu verschweigen, was sich dagegen an Fehlern und Mißständen findet, möglichst aufzubauschen und zu verallgemeinern. Daß wir in einem richtigen Bild vor den Augen der anderen Völker stehen, das ist namentlich deshalb so wichtig, weil heute in der Weltkultur außerordentlich viel in Fluß und Bildung begriffen ist. So zeigt Amerika ein eifriges Streben, aus seinen verschiedenen Elementen heraus eine selbständige Kultur zu bereiten, lebhaft müssen wir wünschen, daß die deutsche Art dabei eine bedeutende Wirkung erlange. Andersartige Probleme liegen in Ostasien vor, indem hier westliche und östliche Kultur zusammentreffen und nach einer Ausgleichung streben. Mit Freude sehen wir unseren Staat die Bedeutung dieser Sache vollauf anerkennen, aber auch für die vereinte Tätigkeit der Individuen bleibt recht viel zu tun, hier fehlt noch viel an dem, was wir bei der Bedeutung der Sache wünschen müssen. Daß bei allen diesen Dingen die ideellen Fragen mit praktischen und wirtschaftlichen eng zusammenhängen, daran brauchen wir kaum zu erinnern.

Solchem Wirken nach außen muß aber ein Wirken zur inneren Durchbildung in vollem Maß entsprechen, auch hier stellt das moderne Leben dem Deutschen besondere Aufgaben und ruft jeden einzelnen zur Mitwirkung auf. Da wir nun einmal weniger äußere Ausdehnung und nicht so große Massen besitzen wie unsere Mitbewerber, so sind wir darauf angewiesen, unsere Kultur möglichst intensiv zu gestalten, wir müssen, was uns an Quantität fehlt, durch Qualität ersetzen. Daher steigern sich bei uns die Aufgaben der modernen Kultur zu besonderer Höhe; so die Wandlungen und Verwicklungen der technischen Gestaltung der Arbeit, so die Wendung von überwiegender Individualkultur zu einer Massenkultur, so die Verfeinerung des Empfindens für alle Verzweigung von Not und Hemmung. So strömen uns in unserem eigenen Leben und in der unmittelbaren Gegenwart unermeßliche Aufgaben zu, deren Bedeutung außer Zweifel steht, und die sehr viel Kraft von uns fordern. So rufen z. B. die staunenswerten Fortschritte der Medizin zu immer neuen Hilfen auf, wie zum Kampf gegen Tuberkulose und Krebs, so bleibt in der Wohnungsfrage mit ihrer Forderung einer schärferen Scheidung von Gesunden und Kranken außerordentlich viel zu tun, und eine ausgedehnte Privattätigkeit ist dabei nicht zu entbehren. Durchgängig stellen jetzt die elementarsten Fragen der Lebenserhaltung ungeheure Aufgaben, deren Lösung unser Volk gesünder, kräftiger, leistungsfähiger zu machen verspricht. Nicht minder verlangt auch die geistige Entwicklung eine Fülle von gemeinnütziger Tätigkeit. Von allen Seiten hören wir den Ruf nach Ausbreitung der Volksbildung, aber es ist kein geringes Problem, daß der Ausbreitung eine Vertiefung entspreche, daß nicht statt echten Wissens ein bloßes Halb-



wissen geboten werde, das leicht Dünkel erzeugt und unerfüllbare Ansprüche wachruft. Auch in der Richtung gibt es zu tun, das Aufsteigen tüchtiger Kräfte aus dem Volk zu fördern, nicht hervorragende Anlagen aus äußerer Not kläglich verkümmern zu lassen. Aber auch auf der Höhe der wissenschaftlichen Berufe bringt die eigentümliche Gestaltung der modernen Arbeit manche Probleme hervor, namentlich ist die Gefahr augenscheinlich, daß die Arbeit mit ihrer Strenge und Hast den Menschen innerlich überwältige, daß die unablässige Anspannung sein Seelenleben unterdrücke und schließlich auch seine Leistung mindere. Sollte hier nicht manches zur Erholung und Erfrischung, zum Gewinn neuer Lebensquellen und neuen Lebensmutes geschehen können? Wie sehr möchten wir es z. B. unseren wissenschaftlichen Lehrern wünschen, und zwar nicht bloß einzelnen von ihnen, daß ihnen nach Ablauf einer gewissen Zeit die Möglichkeit einer längeren Ausruhe und eines Gewinnes neuer Eindrücke, wie z. B. durch einen Aufenthalt im Ausland, ermöglicht würde. Für die direkte Förderung von Wissenschaft und Kunst geschieht heute bei uns auch von privater Seite immer mehr, aber es bleiben immer noch manche Aufgaben offen. Die Förderung geht im allgemeinen mehr auf die Höhen der Leistung als auf jüngere Kräfte, denen der bei uns meist recht schwere Weg zu erleichtern wäre, und denen eine Befreiung von Not und Sorge des Lebens zu einer glücklichen Entwicklung verhelfen könnte; das mag recht schwierig sein, ist aber deshalb doch nicht aus dem Auge zu lassen. Wie vortrefflich wirkt z. B. in Frankreich für aufstrebende jüngere Gelehrte die Fondation Thiers, in Amerika für junge Musiker die an Mac Dowell sich knüpfenden Einrichtungen! Es fehlt uns in diesen Fragen der geistigen Bildung oft das genügende Verantwortlichkeitsgefühl und auch der große Stil, in diesem Punkt ist Amerika uns ohne Zweifel voraus.

Doch wir brauchen dies nicht weiter zu verfolgen, wollten wir doch nur in einigen Beispielen daran erinnern, daß unser deutsches Leben voller Aufgaben ist, die sein Ganzes sicher zu fördern versprechen, und deren Berechtigung, ja Notwendigkeit außer allem Zweifel steht. Daneben bleiben freilich auch andere Aufgaben, Aufgaben, die sich speziellere Ziele setzen und an besondere Kreise wenden, zu deren Beurteilung es auch einer technischen Kenntnis bedarf. Diese Aufgaben mögen oft mit mehr Wagnis verbunden sein, und hier wird sich eher über die Berechtigung der Ziele streiten lassen. Trotzdem haben auch sie ein gutes Recht, nur müssen sie ihre Grenze wahren, nur seien sie nicht mit jenen notwendigen und gemeinsamen Aufgaben vermengt, nur dürfen sie diesen keine Kraft entziehen. Im besonderen sollte an das Ganze des Volkes sich nur wenden, was das Ganze zu fördern verspricht. Je mehr guter Wille zu gemeinnützigem Wirken in unserem Volk vorhanden ist, desto wichtiger ist es, daß er die rechten Wege finde, und daß er aus allem Gelingen weitere Kräftigung ziehe.

***

Die große Berliner Herbstmodenschau.

Von Renate Kastelli. — Hierzu 4 Spezialaufnahmen.

Die Mode wandelt die Welt zum Theater, das immer neue Szenen bringt — uns alle aber zu Schauspielern, die immer wieder in neuer Verkleidung erscheinen müssen. Ihr Premierentag ist die Herbstschau, die sie uns nun auch in Gestalt eines Theaters bietet. Heute, im Jahr der Zentenarfeiern und historischen Rückblicke, kann es auch hier an Reminiszenzen nicht fehlen. Die bunten und vielfältigen Moden eines ganzen Jahrhunderts ziehen an unsern Augen vorüber.

Das Publikum spielt den Akt „Gegenwart". Es naht, seiderauschend, federnumwallt, voll glühender Neugier auf den Akt „Zukunft". Und der neuartige und künstlerisch durchdachte Ausbau der Ausstellung „Theater der Moden" zieht das starke und das schwache



Modesalon aus dem Jahr 1875.



Geschlecht in gleichem Maß an und vereinigt nach der langen Sommerruhe zum erstenmal wieder tout Berlin.

Festlich leuchtende Blumenkörbe und grüne Kränze schmücken die Fassade der Ausstellungshalle am Zoo. Die Vorhalle ist mit tiefblauen Stoffen verkleidet. Ein niedriger Rundbogen bildet das Eingangstor des Treppenhauses, das im Auftrage des Verlages August Scherl vom Architekten Matté und dem Maler Julius Klinger dekoriert ist. Orangefarben leuchten die Wände. Durch weiße Draperien gedämpftes Oberlicht übergießt sie mit mattem Schein. Vom Treppenabsatz aber schimmert weißgolden eine monumentale Frauengestalt auf sternenübersätem, dunklem Grund dem Eintretenden entgegen. Sie ist das Symbol der Journalistik und hält einen Schild, der die Namen aller im Scherlschen Verlag erscheinenden Zeitschriften trägt. Die Seitenwände des Treppenhauses sind mit den Emblemen der Scherlschen Zeitschriften geziert, und über den Fenstern zieht sich ein Fries lustiger Scherlboys hin.



Vor den Toren Berlins: Reiterin von 1840.

Der von den genannten Künstlern ebenfalls entworfene Repräsentationsraum des Verlages August Scherl aber schließt sich an die Treppe und nimmt die Querseite der oberen Galerie ein. Ein Freskogemälde ziert den oberen Teil der Wand.

Unter dem Gemälde zieht sich auf orangem Grund ein Wandschmuck von blaugerahmten Photographien hin, „Wochenschau" des Verlags August Scherl — interessante Modebilder von Pariser, Wiener, Londoner und Berliner Photographen, Szenen vom Rennplatz und von der Promenade, aus dem Bade- und Gesellschaftsleben, Originalzeichnungen der Pariser „Gazette du Bon Ton" und pikante Modekarikaturen des Pariser Künstlers Enrico Sacchetti, lauter flotte Widerspiegelungen des modernen Lebens. Depeschen und die Zeitschriften des Verlags verkünden die Tagesneuigkeiten. Bequeme Korbsessel laden zum Ausruhen und zum Ueberblick über die Gesamtausstellung ein. — Auf den Längseiten der Galerie gibt es Sonderausstellungen fast sämtlicher Modeartikel.

Die Halle unten hat sich in ein so einheitlich ruhevolles Gewand gehüllt wie noch nie. Rosenrote und weiße Velarien und dicke gelbe Girlanden zieren die Decke. In der Mitte befindet sich ein langes, blumengeschmücktes Podium, auf dem das Promenoir, die Vorführung der neusten Modeschöpfungen stattfinden soll. Mattgrüne Vorhänge verhüllen die zwölf Bühnen, die sich an beiden Längswänden hinziehen und die Halle in ein Riesentheater verwandeln, in dem mehrmals täglich gespielt wird.

Links sind die historischen Bühnen, reizende Gemächer im Empire- und Biedermeierstil, auf denen altväterisch gekleidete Gestalten sich in graziösen Pantomimen hin und her bewegen. Wir lauschen dem Harfenkonzert in einem Empiresalon, wir sehen in einem weißgrünen Gartensaal die gemessenen Tänze aus Urgroßmutters Zeit. Vor dem Landhaus hält eine Reisekutsche — von wohlgenährten Braunen gezogen. Eine kühne Reiterin naht — schleierumwallt, im silberig glänzenden Zylinderhut.

Das nächste Bild zeigt eine fröhliche Gruppe mantillenumwallter, zylindertragender Jugend beim Eislauf,



Botenjungen mit der „Woche".



Der Ausstellungstand des Verlags August Scherl G. m. b. H.

und zum Schluß werden wir in all die kleinen Geheimnisse eines tonangebenden Modesalons von 1875 eingeführt und sind Zeugen einer Anprobe.

Lustig laufen die Schauspieler über die Rampe davon; mit Humor und Grazie spielen sie ihre Rollen. Die Kostüme sind schick und farbenfroh.

Gegenüber aber befinden sich die Bühnen der großen in- und ausländischen Modefirmen, die die neusten Toiletten vorführen. In modernen Salonszenen werden Gesellschafts- und Nachmittagskleider, Hüte und Mäntel gezeigt. Die alte Aus- und Aufstellungsmethode hat sich in einen lebendigen Anschauungsunterricht verwandelt. Mit wiegendem Gang schreiten die Mannequins auf und nieder, in drapierten und geschlitzten Röcken, mit gestreiften Tuniken und kecken Federbaretten. Schillernd und launisch, lebensfroh und ein wenig stillos kommt sie daher, die Mode des nahenden Winters. Vielleicht feiert sie hier ihren größten Triumph — den Triumph der Neuheit.

o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*

Physik und Technik bei Tische.

Von Hans Dominik.

Eine sehr schöne Geschichte, die als Übersetzungsaufgabe sogar in den großen Ploetz gekommen ist, weiß zu erzählen, wie der hoffnungsvolle Knabe James Watt den siedenden Teekessel auf dem väterlichen Eßtisch beobachtete, das Tanzen des Deckels verfolgte und daraus die Anregung faßte, später die Dampfmaschine zu erfinden und überhaupt ein großer Mann zu werden. Leider ist an dieser sinnreichen Geschichte kein Wort wahr, aber sie hätte immerhin wahr sein können und ist zum mindesten gut erfunden. Denn tatsächlich umgeben uns auf dem Eßtisch im Verlauf eines einfachen Mahles eine ganze Reihe von physikalischen Erscheinungen, die heute auch in der Technik weitgehende und wichtige praktische Anwendungen gefunden haben.

Da entkorkt jemand die Sektflasche und läßt den sprudelnden Edelwein in die Gläser fließen. Schäumend füllt das Getränk ein Glas bis zum Rand. Es muß mit dem Einschenken aufgehört werden, sonst würde der Wein über den Glasrand fließen. Doch schon nach wenigen Sekunden ist die Kohlensäure, die in Vermischung mit dem Wein den Schaum bildete, verflogen, und kaum noch zum dritten Teil ist das Glas gefüllt.

Was lehrt die Betrachtung? Daß eine Flüssigkeit ihr Volumen gewaltig vermehrt, sobald wir irgendein Gas einblasen, das sie in Form vieler Formen oder Bläschen durchsetzt. Die praktische Anwendung dieser Erscheinung aber finden wir in der Mammutpumpe, die, wie schon der Name besagt, zu den leistungsfähigsten Pumpen gehört. Mit solchen Mammutpumpen wurde beispielsweise die Baugrube des Spreetunnels der Untergrundbahn trocken gehalten. Die Passanten konnten während der Bauzeit beobachten, wie sich aus einigen

zwanzig weit über den Spreespiegel hinausragenden Rohren gewaltige Mengen eines ein wenig milchig aussehenden Wassers in die gemeinsame Sammelrinne ergossen. In einfachster Weise wurde dies Wasser nach dem Schaumprinzip gefördert. Einige zwanzig Meter tief reichten die Brunnenrohre in den Boden hinab. Nach dem Gesetz von den kommunizierenden Röhren mußten sie sich genau so hoch mit Wasser füllen, wie außerhalb der Grundwasserspiegel stand. Nun aber war in jedes dieser Brunnenrohre bis fast auf den Grund ein dünnes Röhrchen hinabgeführt, aus dem fortwährend Preßluft hinaustrat. Die vermischte sich mit dem Wasser zu Schaum und verlieh ihm dabei das doppelte und dreifache Volumen des reinen Wassers. Genau so wie der schäumende Sekt aus der Flasche oder dem Glas lief jener Wasserschaum im Brunnenrohr über und ergoß sich in die Sammelrinne, wo er nach dem Entweichen der Luft in wenigen Sekunden wieder klares Wasser wurde.

Im Lauf des Mahles wird Bouillon in Tassen aufgetragen. Ein alter Lehrsatz der Gastronomie lautet: Bouillon ist immer zu heiß. Jeder Praktiker wird es bestätigen, jede Hausfrau wird beipflichten, daß man grade eine gute, fettreiche Bouillon unendlich lange zum Abkühlen stehen lassen kann, und daß sie immer noch zu heiß auf die Tafel kommt. Der Grund dafür liegt in den physikalischen Verhältnissen. Die stärkste Abkühlung erfährt eine warme Flüssigkeit durch die Verdampfung. Eine dampfende Suppe, ein dampfender Kaffee kühlen sich überraschend schnell ab. Aber eine gute Bouillon dampft nicht, weil ihre Oberfläche von einer feinen Fettschicht bedeckt ist. Die Dampfspannung, die in der warmen Flüssigkeit herrscht, ist nicht imstande, diese feine Schicht zu durchbrechen, und so ist die Abkühlung allein durch Leitung und Strahlung durch die Tassen- oder Topfwände hindurch möglich, und das geht so langsam, daß für viele Menschen Bouillon bereits ein Synonym für einen verbrannten Mund geworden ist.

Die Technik hat die physikalischen Verhältnisse, die hier vorliegen, in großem Maßstab ausgewertet. Will man Wärme zusammenhalten, so muß man die Verdampfung verhindern, den Gegendruck, der auf der natürlichen Dampfspannung lastet, erhöhen. Will man die Verdampfung fördern, so muß man jenen Gegendruck künstlich erniedrigen, muß ihn, wenn nötig, kräftig absaugen.

Wir tun es bei Tisch im kleinen, indem wir auf die Bouillon blasen und dadurch die hemmende Fettschicht beiseitedrücken und gleichzeitig frische Luftteilchen an die Oberfläche der Flüssigkeit bringen. Im großen geschieht es in der Technik überall dort, wo beispielsweise in Vakuumpfannen gekocht wird. Wir würden unseren guten Tischzucker nicht annähernd so billig bekommen, wenn das Einkochen der Zuckerbrühe nicht im Vakuum erfolgte, in einer mächtigen Kugelpfanne, aus der Wasserdampf und Luft fortwährend abgesaugt werden, so daß die Flüssigkeit bei geringer Temperatur und entsprechend geringem Brennstoffverbrauch siedet.

Die Pause zwischen zwei Gängen benutzt der eine oder andere wohl in Gedanken dazu, ein Stückchen Brotkrume zu drücken und zu kneten, und erhält aus dem flockigen Brot in kürzester Zeit eine feste plastische, kittartige Masse. Diese Spielerei gilt nicht grade als Muster guter Sitten, aber eine andere Geschichte, die vielleicht ebenso unbegründet ist, wie die von James Watt, weiß doch zu erzählen, daß bei solcher Kneterei das berühmte Mannesmannsverfahren der Rohrdarstellung entdeckt worden sei. In der Tat kann jeder den Versuch leicht nachmachen. Es ist wohl möglich, durch ein eigenartiges schiefes Rollen einer solchen gekneteten Brotmasse derartig auf den Stoff einzuwirken, daß er an Umfang vorwärts schreitet, in der Mitte zurückbleibt, und daß sich ein richtiges Rohr aus ihm bildet. Franz Reuleaux hat das Mannesmannsverfahren einmal so definiert, daß einer Eisenstange dabei in kaltem Zustand das Fell über die Ohren gezogen wird. Nach dem gleichen Prinzip können wir die geknetete Brotkrume wälzen, und mag die Mannesmannserfindung auch nicht von einer Beobachtung bei Tisch herrühren, so können wir sie jedenfalls bei Tisch nachmachen.

Der heiße Tee wird in die Gläser gegossen. Aber daß ja in jedem Glas ein Löffel steckt, mahnt die Hausfrau. Denn sonst springt das Glas.

Es ist etwas Wahres an dieser Behauptung. Gewiß gibt es namentlich dickwandige Gläser, die auch trotz des Löffels springen, und manches Glas käme auch ohne den Löffel vielleicht ohne Sprung davon. Die Wirkung des eingelegten Löffels ist eine doppelte. Erstens soll der Tee auf den Löffel gegossen werden, und bei der Gelegenheit nimmt das sehr gut leitende Silber dem Tee schon gehörig Wärme ab. Zweitens zerstiebt der Tee auf dem Löffel und berührt die Glasfläche gleichzeitig an vielen Punkten, anstatt an einer konzentrierten Stelle.

Das gleiche Prinzip finden wir in der Technik an hundert Stellen. Überall müssen schnelle und ungleichförmige Erhitzungen oder Abkühlungen vermieden werden, wenn nicht die gefürchteten Materialspannungen auftreten sollen, die den stärksten Stahlguß gelegentlich ebenso zerbrechen wie ein Teeglas. Der Maschinist, der seine tausendpferdige Dampfmaschine erst ganz vorsichtig anwärmt, bevor er den heißen Dampf mit voller Gewalt einströmen läßt, handelt nach dem gleichen Prinzip wie die Hausfrau, die den Löffel in das Glas legt. Der Konstrukteur, der metallische Kühlrippen an Motoren oder Quarzlampen anbringt, handelt nach dem gleichen Grundsatz. In neuster Zeit kommen auch Drahtspiralen auf den Markt, die das lästige Springen der Zylinder stark reduzieren. Eine dünne Drahtspirale liegt in wenigen Windungen im Zylinder vom unteren bis zum oberen Rand. Sie ist kaum sichtbar, aber sie wirkt doch derartig wärmeableitend und wärmeverteilend, daß das Springen kaum noch auftritt.

Nun der Schluß der Tafel bei Bier und Zigarre. Ein wenig Zigarrenasche ist auf das frische Tischtuch gefallen. Wollten wir sie mit der Hand oder auch mit dem Tischbesen entfernen, wir würden einen Teil davon in das Gewebe drücken und einen häßlichen Fleck erzeugen. Aber ein vorsichtiges, recht schräges Blasen genügt, um die Asche restlos fortzutreiben. Die Anwendung der Luft, des Luftstroms zur Reinigung von Geweben. Bei Tisch schon seit vielen Jahrzehnten geübt, in unserem Zeitalter der Vacuumreiniger und ähnlicher Apparate, eine neue und im großen angewandte technische Reinigungsmethode.

Dann das Bierglas. Ein schöner hoher Becher, unten ganz spitz und oben gut breit. Das Glas muß Vertrauen erwecken. Nur leider besagt ein Satz der Mathematik, daß der Inhalt eines Kegels nur den dritten Teil vom Inhalt eines Zylinders beträgt. Die guten alten Seidel waren Zylinder und hatten dementsprechenden Inhalt, wenn nicht mit unmöglich dicken Glasböden ge-



arbeitet wurde. Diese modernen Spitzbecher lehnen sich der Kegelform an, und ihr Inhalt ist dementsprechend bescheiden. Hier hat einmal die Technik der Tafel, des Schankgewerbes sich einen mathematischen Satz raffiniert zunutze gemacht, um Trinkgefäße zu schaffen, die nach viel aussehen und doch nur wenig fassen.

Schließlich noch will sich jemand am Tisch Notizen machen und legt das Blatt Papier einfach auf das Tischtuch. Aber die Schrift wird nicht schön. Sie zeigt in den Strichen eine eigenartige Körnung, entsprechend der Struktur und dem Muster des Tischtuches. Die schwarze Fläche, die beim Schreiben auf glatter Unterlage gleichmäßig schwarz erscheinen würde, ist hier in viele hundert Punkte und Pünktchen zerlegt. Würde jemand ein solches Blatt Papier gleichmäßig mit dem Bleistift schwärzen, so würde das ganze Damastmuster des Tuches in dieser schwarzen Fläche deutlich scheinen. Das ganze Prinzip der Rasterphotographie, der Auflösung eines Bildes in Punkte von verschiedenem Helligkeitswert, auf dem unsere ganze moderne Illustrationstechnik beruht, findet sich hier bereits vor und wurde sicherlich schon viel früher gelegentlich bei Tisch beobachtet, bevor die Technik daran ging, es zielbewußt zu verwerten.

Man sieht wohl, daß sich zwischen dem schlichten Eßtisch und der großen Welt der Technik so manche Fäden hin und her spinnen, daß hier vielfach physikalische Verhältnisse auftreten, die sich später als überaus fruchtbare technische Prinzipien erwiesen haben.

Unsere Bilder.

Kronprinzessin Cecilie (Abb. S. 1595) feiert am 20. September in blühender Frische und Gesundheit ihren 27. Geburtstag. Wir bringen ein Bild der hohen Frau, das sie in einem Kostüm aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia zeigt.

General der Infanterie von Kluck (Abb. S. 1593) ist zum Inspekteur der neugebildeten 8. Armeeinspektion ernannt worden. Im Jahr 1846 zu Münster i. W. geboren, trat er 1865 beim 55. Infanterieregiment ein und machte den Feldzug 1866 bei der Mainarmee mit. Nachdem er die 23. Infanteriebrigade in Gleiwitz und die 37. Division in Allenstein kommandiert hatte, wurde er zuerst Kommandierender General des 5. Armeekorps in Posen und übernahm dann das 1. Armeekorps. Am 27. Januar 1909 wurde ihm der erbliche Adel verliehen.

Die fremdländischen Offiziere beim Kaisermanöver (Abb. S. 1594) waren in diesem Jahr in besonders stattlicher Anzahl vertreten. Außer den Militärbevollmächtigten der deutschen Bundesstaaten und den Militärattachés der ausländischen Staaten waren von allen Armeen besondere Offiziere abkommandiert worden, ein Beweis dafür, welche Bedeutung man gerade den deutschen Uebungen beimißt.



Major v. Winterfeldt,
deutscher Militärattaché in Paris, zu seinem Autounfall im Manövergelände.

Major von Winterfeldt (Portr. nebenst.), der deutsche Militärattaché in Paris, hat mit einem Militärautomobil auf der Fahrt zu den französischen Manövern einen schweren Unfall erlitten; der Chauffeur hatte die Herrschaft über das Steuer verloren, das Auto stürzte in einen Graben und fing Feuer. Major von Winterfeldt wurde herausgeschleudert und erlitt schwere Quetsch- und Brandwunden.

Probemobilmachung in Dänemark (Abb. S. 1596). Zum erstenmal ist dieser Tage in Dänemark eine Probemobilmachung veranstaltet worden. Zwanzig Jahrgänge des Heers



Phot. Franz Fischer.

Zum Flug des Franzosen Seguin: Paris—Johannisthal
ohne Zwischenlandung: Ankunft in Johannisthal.

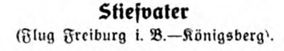


Ein deutscher Bergflug: Zum Flug des Fliegers Faller (×)
auf den Feldberg.

Neue Erfolge auf dem Gebiet der Aviatik.







Stiefvater
(Flug Freiburg i. B.—Königsberg).



Stöffler Phot. Fischer.
(Flug Mülhausen i. E.—Plozk).

Die ersten Bewerber um die Preise der Nationalflugspende.



Friedrich
(Flug Paris-London).
Als erster Deutscher über den Kanal.
Aufgenommen bei seiner Ankunft in Calais.

in Seeland, etwa 20,000 Mann, wurden plötzlich unter die Fahnen berufen. Die Uebung lieferte eine brauchbare Probe für den Ernstfall.

Die Einweihung des Posener Reichsbankgebäudes (Abb. S. 1594) wurde durch den Vizepräsidenten des Reichsbankdirektoriums von Glasenapp vollzogen. Es waren außerdem Oberbürgermeister Dr. Wilms, Oberpräsident v. Schwarzkopf, Reichsbankdirektor Dr. Behrend und Regierungspräsident von Krahmer erschienen.

Die Kranzlerecke in Berlin (Abb. S. 1599) ist eine derjenigen Stätten der Reichshauptstadt, an der das weltstädtische Leben und der Verkehr in seiner vielfältigsten Gestalt am reichsten und lebhaftesten pulsieren. In gewaltigen Wogen flutet hier der hauptstädtische Verkehr, aber in dem Ameisengewimmel hält die Verkehrspolizei musterhafte Ordnung.

Aviatik (Abb. S. 1591 u. obenst.). Die deutschen Flieger haben in letzter Zeit recht schöne Erfolge zu verzeichnen gehabt. So flog als Erster Friedrich von Paris nach London über den Kanal, und mit zäher Energie hat auch der Fluglehrer Arthur Faller von den Mülhausener Aviatikwerken ein Ziel erreicht, an das er im vergangenen Jahr trotz mehrfacher Versuche nicht heranzukommen vermochte, er ist auf dem 1493 Meter hohen Feldberg im Schwarzwald gelandet. Um die großen Preise der Nationalflugspende haben bereits mehrere deutsche Flieger erfolgreiche Flüge unternommen; so flog als erster Bewerber Stiefvater von Freiburg i. B. nach Königsberg i. Pr., während Viktor Stöffler von Mülhausen i. E. nach Rußland flog, wo er im Gouvernement Plozk landete. Ein glänzendes Gegenstück hierzu bildet der Flug des Franzosen Seguin, der ohne Zwischenlandung von Paris nach Berlin flog und in Johannisthal glücklich landete.

Mit der Erstaufführung von Strindbergs Traumspiel „Schwanenweiß" (Abb. S. 1600) hat das Königliche Schauspielhaus in Berlin seine diesjährige Spielzeit begonnen. Fräulein Thimigs „Schwanenweiß" war ein echtes Märchenkind, und Kraußnecks Herzog wurzelt in Erscheinung und Spiel fest im Geist der Dichtung.

Hauseinsturz in Koburg (Abb. S. 1598). Infolge einer Gasexplosion ist am letzten Sonntag in Koburg ein von sechs Familien mit insgesamt 26 Köpfen bewohntes Haus eingestürzt, und 14 Menschen verloren dabei das Leben.

Die Eröffnung des neuen Kgl. Schauspielhauses in Dresden (Abb. S. 1598) erfolgte mit einem gesellschaftlichen Glanz, wie ihn Dresden bisher nur selten gesehen hat. Der König von Sachsen wohnte mit dem Kronprinzen und vielen illustren Persönlichkeiten den Feierlichkeiten bei.

Das Berliner Metropoltheater (Abb. S. 1598) ist in diesem Jahr zum alten Ausstattungsstück zurückgekehrt. Im Anschluß an Jules Vernes „Reise um die Welt in 80 Tagen" hat Julius Freund eine „Reise um die Erde in 40 Tagen" versucht, mit der die neue Spielzeit des Theaters erfolgreich eröffnet wurde.

Personalien (Portr. S. 1594). Zum Oberbürgermeister von Kassel ist der bisherige Stadtdirektor aus Bremerhaven, Herr Koch, gewählt worden. Außer auf kommunal-politischem Gebiet ist er auch als Mitglied des oldenburgischen Landtags hervorgetreten. — A. M. Thackara, der amerikanische Generalkonsul in Berlin, ist vom Präsidenten Wilson nach Paris versetzt worden. Der Abschied von Berlin wird ihm nicht leicht werden, denn er hat es verstanden, sich in der Gesellschaft der Reichshauptstadt eine geachtete Stellung zu schaffen.

Todesfälle (Abb. S. 1594). Der Bürgermeister von Neuyork, Mayor W. J. Gaynor, ist auf dem Dampfer „Baltic" unerwartet im Alter von 62 Jahren gestorben; Mr. Gaynor befand sich auf dem Weg nach Europa, um einige bedeutende Spezialisten wegen eines Halsleidens zu konsultieren, dem er nun vorzeitig erlag. — Hermann Vámbéry, der bekannte Forschungsreisende und Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Budapest, ist daselbst, 81 Jahre alt, gestorben.

Die Toten der Woche

Wirkl. Geh. Rat Graf Friedrich Johann von Alvensleben, ehem. deutscher Botschafter in Petersburg, † in Erxleben am 16. September im Alter von 77 Jahren (Portr. nebenst.).



Botschafter a. D. Graf v. Alvensleben †

Mayor William Jay Gaynor, Bürgermeister von Neuyork, † an Bord des Dampfers „Baltic" am 11. September im Alter von 62 Jahren (Portr. S. 1594).

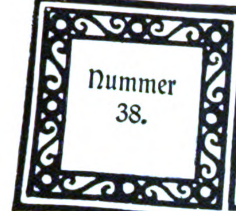
Musikdirektor Ludwig Gollert, † in Frankfurt a. M. am 12. September im Alter von 87 Jahren.

Gustav Jansson, bekannter schwedischer Schriftsteller, † in Stockholm am 11. September im Alter von 47 Jahren.

Professor Georg Riemenschneider, bekannter Musikschriftsteller und Reutervorleser, † in Breslau am 15. September im Alter von 65 Jahren.

Graf de Smet de Nayer, ehemaliger belgischer Ministerpräsident, † in Brüssel am 10. September im Alter von 70 Jahren.

Professor Hermann Vámbéry, bedeutender Orientalist und Forschungsreisender, † in Budapest im Alter von 81 Jahren (Portr. S. 1524).

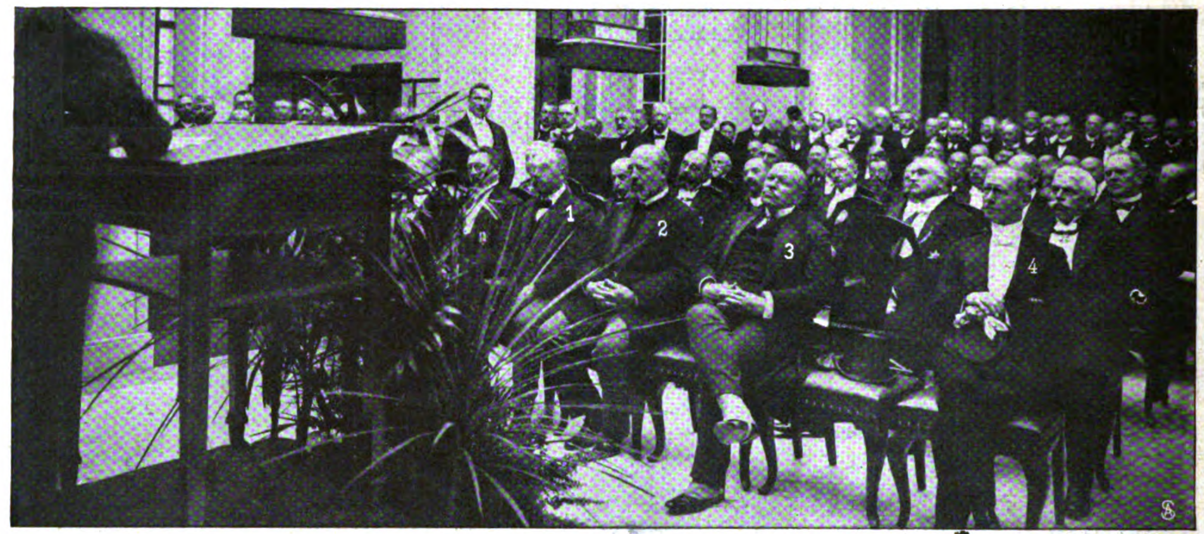


DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



General der Infanterie von Kluck,
der Inspekteur der neu gebildeten VIII. Armee-Inspektion.

Hofphot. Kühlewindt.



Hofphot. Engelmann.

1 Oberbürgermeister Dr. Wilms. 2. Oberpräsident von Schwartzkopf. 3. Regierungspräsident von Krahmer. 4. Reichsbankdirektor Dr. Behrend.

Von der Einweihung des Reichsbankgebäudes in Posen.



Fleet Agency.

Mayor Gaynor †
Bürgermeister von Neuyork.



Phot. Gerlach &

A. Thackara,
Berlin, amerik. Generalkonsul, wurde nach Paris versetzt.



Stadtdirektor Koch,
der neue Oberbürgermeister von Kassel.



Prof. H. Vámbéry †
Budapest, berühmter Orientalist.



Phot. Kieft

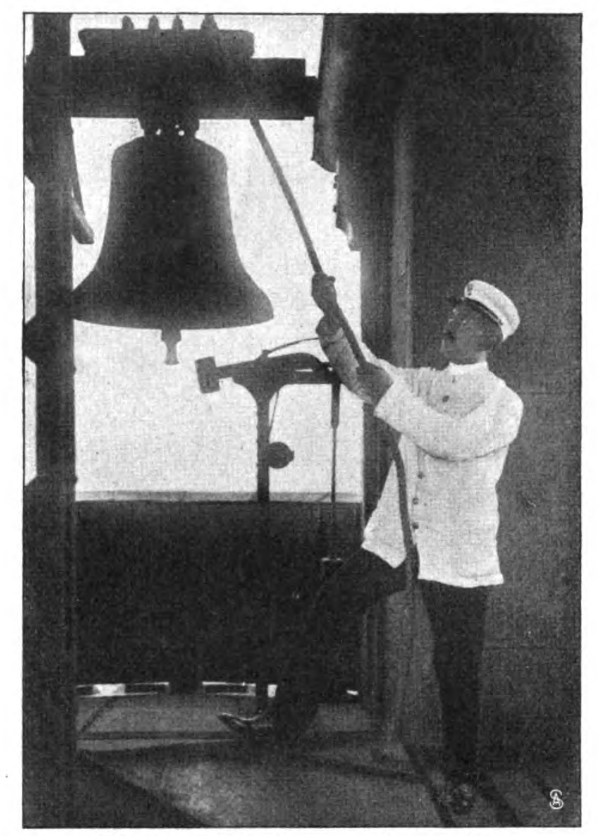
Sitzend von links: Oberleutnant Fuad Izzet Bei Baban (Türkei). Oberst Jullien (Brasilien). Hauptmann Meyn. Major Miresco (Rumänien). Major von Dommes. Oberstleutnant B. F. Russel (Großbritannien). Rittmeister Rogalla von Bieberstein. Oberst Kawamura (Japan). Oberst von Basarow (Rußland). Oberstleutnant Pertiné (Argentinien). — Stehend von links: Major T. Langhorne (Amerika). Rittmeister von Adlercreuz (Schweden). Major de Mélotte (Belgien). Major Bulnes (Chile). Oberstleutnant Sougzuradej (Siam). Oberstleutnant Gantschew (Bulgarien). Major de Valdivia (Spanien). Oberstleutnant Serret (Frankreich). Oberleutnant Gerrero (Peru).

Die fremdländischen Offiziere beim diesjährigen Kaisermanöver.

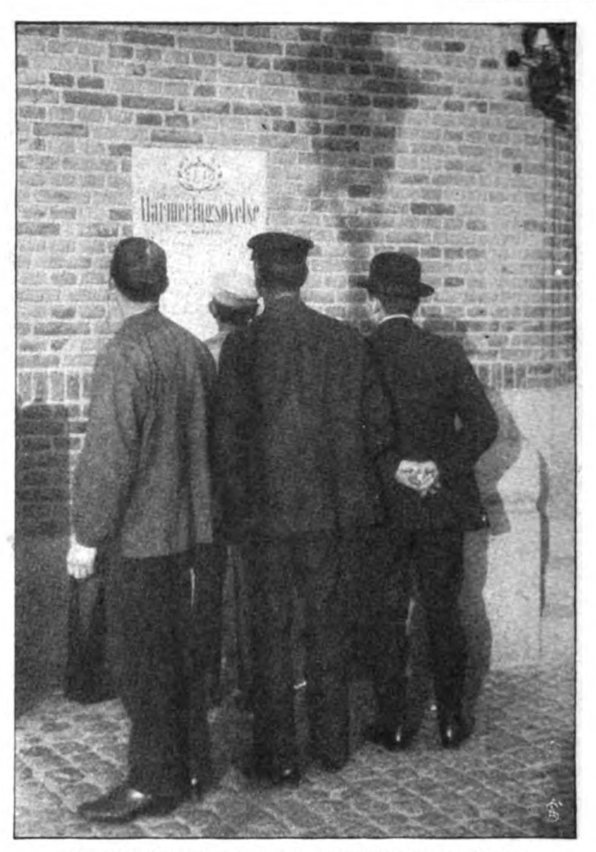
Kronprinzessin Cecilie in der Tracht Maria Theresias.

Nach einer Originalaufnahme des Hofphotographen E. Bieber, Berlin.

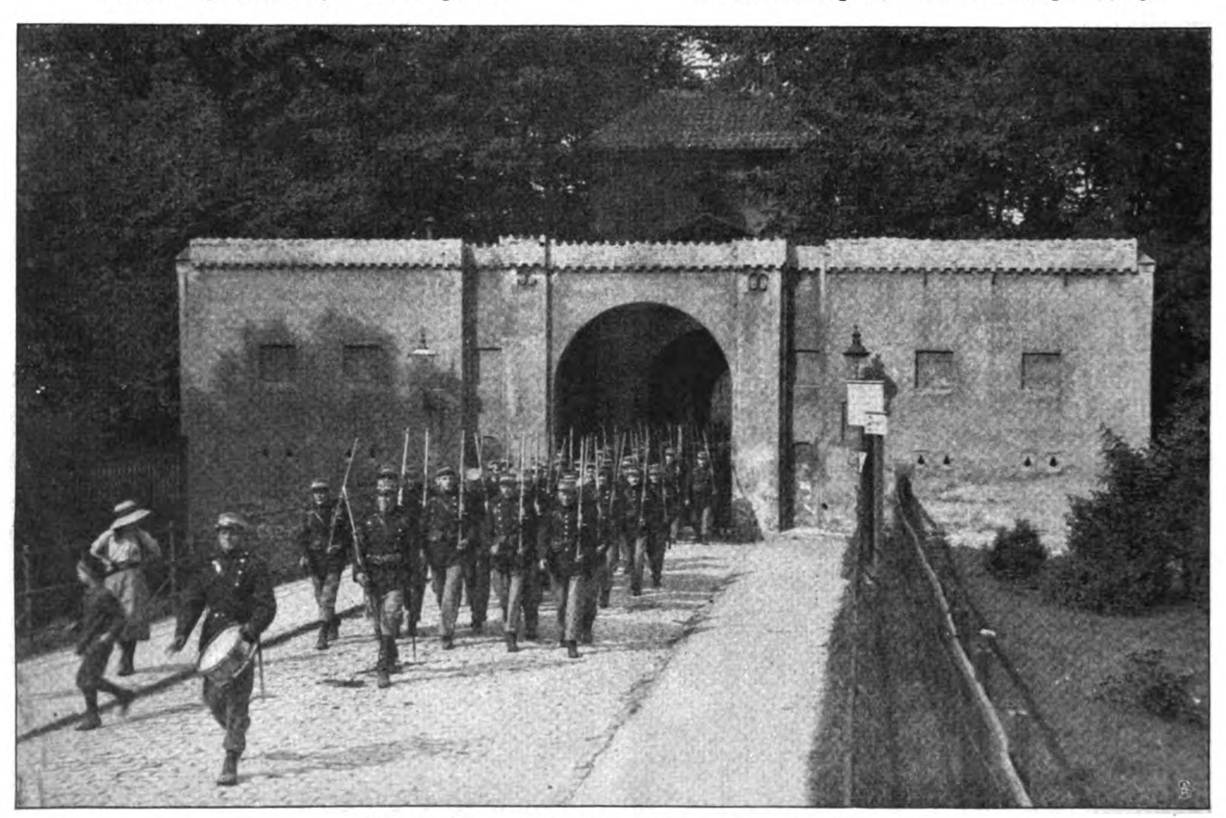




Die Sturmglocke wird zum Alarm geläutet.

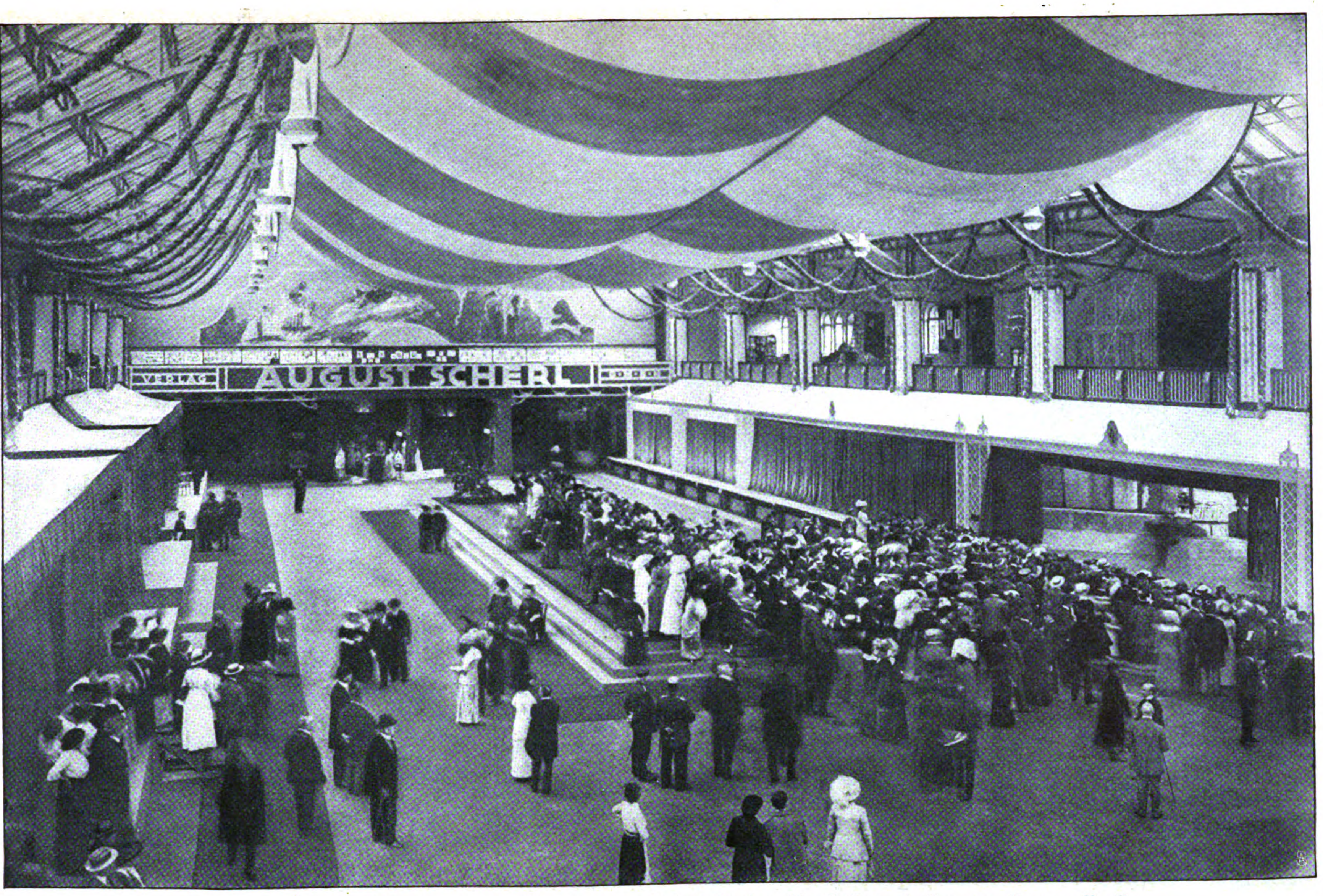


Die Bevölkerung liest die Alarmierungsanschläge.



Ausmarsch der ersten Truppen aus einer Zitadelle.

Von der Probemobilmachung in Dänemark: Momentbilder aus Seeland.



Von der großen Herbstmodenschau „Theater der Mode", in den Ausstellungshallen am Zoo zu Berlin.
Gesamtblick auf die Ausstellung mit den Vorführungsbühnen. — Hierzu der Artikel auf S. 1587.



Atel. Rembrandt.

Giampietro als Jonathan Fogg.
„Die Reise um die Erde in 40 Tagen", das neue Ausstattungstück des Berliner Metropoltheaters.



Aufräumungsarbeiten auf dem Trümmerfeld. Phot. Uhlenhuth.

Die Gasexplosionskatastrophe in Koburg,
bei der 14 Personen ums Leben kamen



Das kürzlich eröffnete neue Königliche Schauspielhaus in Dresden. Phot. Sonntag.





Aus dem Weltstadtleben: Hochflut des Verkehrs an der Kranzlerecke in Berlin.

Nach einer Originalzeichnung von F. Matania.

Der Herzog (Kraußneck). Schwanenweiß (Frl. Thimig).

Szene aus der Erstaufführung von Strindbergs „Schwanenweiß“ im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

2. Fortsetzung.

Gerda hatte nur noch Augen für die Pferde am Start. Die Damen, die den Preis gegeben hatten, durften sich bei diesem Rennen am Start aufhalten und den Innenraum betreten, obwohl man von da die Bahn nur schlecht übersehen konnte.

Hete ließ ihre Blicke im Publikum umhergehen. Jetzt, wo die Logen, die sonst von stehenden Damen überfüllt waren, nur eben besetzt waren, konnte sie alle erkennen und stieß Gerda an, wenn es galt, einen Gruß zu erwidern.

Die Honoratiorenfrauen des Städtchens waren insgesamt anwesend, aber man sah doch sofort, wer zum Regiment gehörte. Eine ganz andere Haltung, ein viel schlichterer Anzug, englische Jackenkleider und kleine Hüte, während die andern noch ihre alten, großen, breitrandigen Federhüte abtrugen, die sie hier in der Öffentlichkeit als überwundene Mode zeigten.

Viele Pelze, Stolen, die über dem Rücken kreuzweis gelegt und vorn im Schoß übereinandergeknüpft waren, fielen als besonders schick auf. Die Damen aus der Umgegend saßen da in ihren dicken Pelzen; sie waren über Land gekommen und hatten schon in ihren Wagen gefroren, während die jungen Mädchen eben nur einen Pelzstreifen über die Schultern geworfen hatten, Gerda und Hete in grauen Jacketts, tadellos sitzend, und mit halbgroßer Muff. Sie froren nicht, ihnen war jetzt warm vor Aufregung geworden.

Aus Berlin waren nur wenige enragierte Sportsdamen gekommen, die mit dem Regiment bekannt waren. Alles andere war bescheidener Art, von irgendeinem Vetter oder einem rennlustigen jungen Mann zufällig mitgebracht. —

Die Pferde kamen vom Aufgalopp zurück. Widding hatte sich nicht daran beteiligt, obgleich Black Head den Kopf riß und mit davonstürmen wollte, daß er ihn kaum halten konnte.

Am Start, wo er verblieb, hatte sich eine ganze Menschenmasse versammelt, die den schwarzen Hengst bewunderte, der sich jetzt beruhigt hatte.

An dem Toto klapperten die Maschinen unausgesetzt.

„Weißt du," sagte Hete, „wenn ich könnte, würde ich furchtbar gern fünf Mark auf Black Head setzen. Es ist mein letztes Geld, aber ach, wenn Vater das erführe! Heute abend spräche gewiß die ganze Stadt davon. Schade, daß es nicht geht. Sieh nur, wie blendend der Gaul aussieht."

„Behalte lieber dein Geld."

„Hast du kein Zutrauen? Aber Gerda!"

„Besser nicht!"

„Wenn ich nur Egon gesehen hätte, der hätte mir ein Ticket besorgen können. Aber der Bengel ist ja nicht zu sehen. Hat uns guten Tag gesagt, und seitdem ist er verschwunden. Ein netter Kavalier."

„Kind, das ist beim Rennen nun mal nicht anders. Da gelten keine Kavalierspflichten, da heißt es: vom Sattelplatz zur Rennbahn und von da zum Toto hin und her rennen."

„Ich finde es abscheulich. Na, er soll mir nur kommen."

„Archims Daisy will nicht an den Start."

„Black Head steht ganz ruhig. Ob wohl viele auf ihn setzen?"

„Ich glaube nicht. Alle Welt weiß ja, daß er schlecht springt, und Widding hat von seinen Erziehungsresultaten nicht viel verlauten lassen. Das wissen nur ein paar Eingeweihte im Regiment."

„Ah, deshalb sind alle so gespannt." —

„Ah!"...

Die rote Fahne des Starters hatte sich gesenkt, und die acht Pferde galoppierten an der Tribüne vorbei. Der Pirat Beckenstedts ging an der Tete neben Eiger und Archim, im Hintertreffen lag Widding neben Grehlen, drei Längen von den vorderen Pferden getrennt.

„Ach, lieber Gott," sagte Hete, „er ist schon ganz hinten."

„Aber Kindskopf, es sind doch dreitausend Meter."

„Springen alle tadellos", hörte sie Stimmen hinter sich.

Vom englischen Sprung an, wo der Fuchswallach Archims einen Fehler machte, hatte Beckenstedt seinen Vorsprung vergrößert, und jenseit des Koppelricks marschierte die Gesellschaft fast im Gänsemarsch, Grehlen an vierter Stelle, dicht neben ihm, wie Hand in Hand, Widding. Jetzt kam die erste hohe Hürde, man sah, wie die beiden sich rührten; Black Head war jetzt aufgeschlossen zu dem dritten und wurde in der Mitte spielend über die Hürde genommen, aber er sprang zu hoch und verlor so den Anschluß an Grehlens Mary. Nach hundert Meter erst war er wieder neben ihm. Vorn galoppierte noch immer Beckenstedt überlegen auf den Bullfinch los. Dann kam die Fliederhecke mit Graben.

Gerda ließ das Glas nicht von Black Head. Ihr zitterte das Herz, als sie merkte, wie der Hengst auch dort ein wenig stutzte; aber er flog, Terrain gewinnend, drüber hin — über die Mauer sprang er als Dritter. Grehlen konnte mit seiner Mary die forcierte Pace nicht halten, die Eiger und Beckenstedt einschlugen.

An der Mauer blieb er schon eine Länge hinter Widding, all sein Reiten half nichts, denn vorn ging Beckenstedt, was er nur konnte. Er schien seinen Abstand schon jetzt vergrößern zu wollen.

Widding lag jetzt neben Eigers Rajah. Mit dem



Fuchswallach sprang er den Wall; der Wallach machte einen Rumpler und fiel zurück bis auf Grehlen, der so an dritter Stelle lag, acht bis zehn Längen von Beckenstedt getrennt.

Widding schwamm dazwischen und war nun ganz auf sich angewiesen.

Beckenstedt sah sich um; den Augenblick benutzte Widding, seinen Hengst vorzuwerfen.

Ein wildes Stimmengewirr schwoll um Gerda.

„Er holt ihn ein."

„Keine Ahnung."

„Passen Sie auf, Black Head kommt auf."

„Aber Pirat geht ja überlegen."

„Da! Er hat ihn gleich. Sehen Sie nur, Widding kommt."

„Die letzte Hürde!" sprach Gerda vor sich hin. „Die letzte Hürde!" . . .

Beckenstedt war noch immer vorn, Widding hart hinter ihm; er mühte sich, Black Head heranzubringen, damit er gemeinsam die Hürde nahm. Auf Grehlen hatte er längst verzichtet.

Ganz leicht machte er sich, daß Black Head ihn nicht spürte.

Beckenstedt war hinüber, dann erst kam Black Head. Widding war entschlossen, dem Gaul den Kopf abzureißen, wenn er nicht gerade ging, denn er fing an zu flattern, aber er sprang, sprang zwar schräg, aber er war hinüber — und nun gab er ihm den Kopf frei. Nun war alles gut, nun war er doch Zweiter, denn vorn hatte Beckenstedt beim Sprung wieder Terrain gewonnen, und Pirat ging so frisch, daß Widding es schon aufgeben wollte, ihn einzuholen.

Allein er spürte, wie Black Head sich unter ihm streckte, und da er die Hürden hinter sich hatte, schien ein jäher Ehrgeiz den Gaul erfaßt zu haben, den da vorn zu erreichen, ein Ehrgeiz, der plötzlich auch den Reiter erfaßte, er legte sich vor, und leise sagte er: „Los, Black Head! Los, mein Junge! Holen wir ihn ein!"

Paßte Beckenstedt nicht auf, ritt er zu sorglos, oder hatte die lange Fahrt Pirat ermüdet — Widding sah die Entfernung geringer und geringer werden. Am Wagenplatz war er neben ihm, und schon scholl ihm das brausende Tosen von der Tribüne entgegen, wo alle Welt aufgesprungen war, wo an den Barrieren die Leute sich drängten und die Hälse reckten, und er hörte die anspornenden Rufe: „Black Head!" — „Pirat!"

„Widding macht's!"

„Nein, er holt ihn nicht mehr."

„Widding kommt zu spät!"

„Doch, er hat ihn ja."

„Beckenstedt ist geschlagen!"

Jetzt war er mit ihm auf gleicher Höhe, und ein erbittertes Ringen begann. Beckenstedt, den er ein paar Sprünge lang um Halslänge überholt hatte, lag jetzt hart neben ihm. Jeden Augenblick drohten sie sich anzureiten, so dicht lagen sie aneinander. Da hatte Beckenstedt sich wieder einen kurzen Vorsprung gesichert. Widding war geschlagen, nur zwanzig Meter trennten ihn vom Ziel. Sollte das sein, sollte er unter dem sinnlosen Geschrei bei der ungeheuren Spannung nur Zweiter werden?

Das letzte forderte er von Black Head, mit dem ganzen Körper warf er ihn vor, gab ihm einen Schwung, daß er ihn vorwärts trug, mit einem Mal hatte er Beckenstedt verloren, die Mütze flog ihm vom Kopf, so arbeitete er sich vor, mit drei Sprüngen hatte er seinen Black Head um eine halbe Länge vor Pirat geworfen und das Ziel hinter sich.

Niemand wußte im Augenblick, wer der Sieger war, so hatte das hin und her geschwankt.

„Black Head! Aber ich habe es doch gesehen. Mit einem vollen Kopf."

„Keine Spur! Beckenstedt hat's!"

„Widding hat's."

„Ist ja totes Rennen."

Dann kam es von der Richtertribüne: „Black Head mit einer halben Länge."

Und am Aufzug erschienen die Nummern 5, 7, 14 untereinander.

Grehlen war als Dritter angekommen, wohl zwanzig Längen trennten ihn. Niemand achtete darauf.

Alles drängte zusammen, zum Wageplatz.

Auf der linken Seite der Tribüne quetschte sich alles zusammen.

Gerda stand verlassen da. Neben ihr Hete.

„Gott sei Dank!" sagte sie, tief atmend.

„Hat Widding wirklich gewonnen?" fragte Gerda.

„Aber Gerda!" . . .

„Ja," sagte sie, „ich bin so furchtbar aufgeregt, daß ich es nicht weiß."

Und ein paar dicke Tränen liefen ihr über die Wangen.

Sie wischte sie fort und sagte: „Der Wind ist manchmal so schneidend. Die Augen tun einem ordentlich weh."

Ja, dachte Hete, rede du nur! Wer's glaubt. Aber auch ihr schlug das Herz bis zum Hals, und die Stimme stockte ihr, so war sie bei diesem aufregenden Endkampf mit dabei gewesen.

„Donnerwetter, war das prachtvoll, was?" sagte ein Herr neben ihnen und wischte sich die Stirn. „Das hat warm gemacht."

„Sie, wissen Sie, diesen Widding muß man sich merken, in dem steckt was. Kolossal, wie der den Gaul vorgeworfen hat."

„Der Kerl kann reiten", sagte ein anderer überzeugt.

„Ganz sicher gewonnen! Da gibt's nichts."

„Am Toto wird's was geben. Schönes Geld."

„Das will ich meinen. Und das soll ein feiger Springer sein? Na, da hört ja alles auf."

„In so starker Hand, freilich."

„Hörst du, Gerda?" fragte Hete.

„Ach, die Proleten!" versuchte sie verächtlich zu sagen, aber es gelang ihr nicht.

„Laß nur; es freut dich ja doch."

Die letzten Pferde waren eingelaufen, und von weither kamen Widding und Beckenstedt zum Ziel zurück.

Beckenstedt verkniffen, indem er seinen alten Gaul, Black Head, den er so rasch weggegeben hatte, mit mißtrauischen Blicken von der Seite musterte. Das Tier sprang also?! Und wie sprang er, verlor zwar noch Boden, aber das Unerwartete war geschehen, er hatte



alle Hürden genommen, allein gesprungen. Das ging mit dem Teufel zu.

Laut wieherte Black in die helle Luft, während Widding ihm den Hals klopfte.

Grehlen gesellte sich ausgepumpt zu ihm.

„Nein,“ sagte er, „da konnte ich nicht mit. Ich hab's versucht, siehst ja, bis zum Dritten hab ich's gebracht, sonst wäre ich wohl ganz hinten geblieben. Donnerwetter, war das 'ne Fahrt. Na, ich gratuliere dir als Erster, mein Junge, von ganzem Herzen, ohne Neid. Es ging ja gottlob auch ohne meine Hilfe.“

Alle Kameraden und die Damen kamen ihm entgegen, die den Preis gestiftet, und gaben ihm das Geleit.

„Ja,“ sagte Beckenstedt achselzuckend, „ich habe mich überrumpeln lassen. Wer konnte das wissen?“

„Nee,“ sagte der Major von Hübner leise zum Oberst, „davon kann nun doch keine Rede sein. Das war das ehrlichste Ringen und der schönste Kampf, den ich seit langem gesehen habe.“

„Freilich. Beckenstedts Pirat ist entschieden das schnellere Pferd. Da hat Widding als Reiter den Ausschlag gegeben, ganz allein.“

„Der letzte Vorstoß war einfach brillant!“

„Wenn er immer solch ein Finish reitet, gratuliere ich.“ . . .

Der Oberst nickte dem freudestrahlenden Widding zu. Sein Bursche war neben ihm und nahm ganz aufgeregt Black Head am Zügel, der schnaubend und lammfromm zwischen all den Menschen über die Bahn dahinschritt.

Die Photographen waren verzweifelt, daß sie mit ihren Apparaten nicht dicht genug herankommen konnten; sie kletterten auf die Barrieren oder tänzelten auf dem Rasen einher. Schließlich, während die Musik dem einreitenden Sieger einen dreimaligen Tusch blies, kräftiger als alle vorher, und allseitiges, immer wieder einsetzendes Bravo ertönte, selbst von denen, die ihr Geld verloren hatten, drangen sie in den Wageraum, um den Sieger zu knipsen, dem man endlich die verlorene Mütze wiederbrachte. Hundert Hände streckten sich hin, um sie über die Köpfe der Menge ihm wieder zuzureichen, durch dessen blondes, wirr gewordenes Haar der frische Wind strich.

Er ließ die andern vorgehen, und den Sattel über dem linken Arm, sorgte er erst dafür, daß Black Head ordentlich in Decken gehüllt wurde, der nur eben warm geworden war und einen ganz frischen Eindruck machte.

Er klopfte ihm Hals und Rist und kraute ihm die Nase, während er leise sagte: „Gut gemacht, alter Junge! Sehr tapfer!“

Dann sah er ihm nach, wie er nach Haus geführt wurde, und ließ sich zurückwiegen.

Inzwischen hatte sich die Erregung endlich gelegt, und nur an dem Toto drängte sich die Menge, um das Resultat dieses Überraschungssieges zu erfahren.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe es herauskam, dann, trotzdem man es erwartet, ein Ruf des Staunens: „287 für 10. Donnerwetter!“ . . .

„Hätte man auch haben können.“

„Das konnte man von dem verfluchten Biest nicht erwarten. Da kann so ein Gaul angeblich nicht springen — zu blöd!“

„Ist ja bloß ein Trick gewesen.“

„Nee! Sonst gäbe es nicht so viel. Sind ja nur ein paar Tickets genommen. Das hat kein Mensch gewußt. Alle Welt hat nur Beckenstedt gesetzt mit seinem Pirat.“

„Der ging auch famos.“

„Was nutzt mich das, wenn er sich von so 'nem grünen Jungen schlagen läßt.“

„Ah, Sie haben wohl Haare lassen müssen?“

„Na und ob, nicht zu knapp.“

„Ein bißchen Platz, bitte“, sagte einer der Offiziere.

Die Damen kamen zur Tribüne zurück, um noch einmal ihre Geschenke zu besehen, dann stellten sich Widding, Beckenstedt und Grehlen ein, und die Frau Oberst verteilte die Preise.

„Lieber Herr von Widding, ich freue mich ganz besonders für Sie.“

Zu Beckenstedt sagte sie: „Sie müssen sich diesmal zu trösten suchen. Der zweite Preis ist ja auch ganz hübsch.“

Er machte seine Verbeugung und küßte ihr wie Widding stumm die Hand.

„Lieber Herr von der Grehlen. Beinah hätten Sie das Tintenfaß bekommen, auf das sich Widding ebensowenig einlassen wollte wie meine Tochter. Nun bekommen Sie diese hübschen Karaffen.“

„Danke verbindlichst, Frau Oberst, ich hatte mich auf gar nichts gefaßt gemacht, ich wollte bloß Statist sein.“

„Sie sehen, auch d a s wird belohnt.“

Die Musik blies nochmals einen Tusch und ging dann in einen flotten Marsch über, während die drei Herren mit ihren Silbersachen abzogen und sie in den Wageraum trugen, wo sie sich umzogen.

Als Widding wieder herauskam, traf er seinen Vetter, den Assessor Widding.

„Also erst mal gratuliere ich dir. Das ist ja famos gewesen. Trotz deines Abratens habe ich selber fünf Meter gesetzt zu den zwanzig von dir. Ich habe die Quote freilich dadurch verkleinert, aber ich kann die hundertundvierzig fein gebrauchen, sage ich dir.“

„Pscht, nicht so laut! Ich darf doch nicht. Bring mir's nachher.“

„Nee du, ich hab's schon abgehoben. 574 Mark, hier hast du sie. Ich schleppe mich nicht mit soviel Mammon.“

„Also schön. Danke dir, Otto.“

„Du, der Mann am Auszahlschalter hat mir gratuliert, als er mir da über siebenhundert M hingelegt hat, hat mich wie ein Wundertier angestarrt. Der kennt mich und erzählt das gewiß herum in ganz Wuthenow.“

„Du, das sage ich dir, Otto, nichts verraten. Keinem was verlauten lassen, ja nicht.“

„Kannst beruhigt sein, lieber Junge, selbst wenn sie mich nun in der Steuer höher einschätzen. Ich zahle noch gar keine — aber wer weiß. Was soll man denn jetzt setzen?“

„Du, Jungchen, laß das. Bloß nicht so was anfangen. Sei froh, daß es so gut mit mir abgelaufen ist. Ich hätte zehn gegen eins gewettet, daß es anders kam.“

„Und ich habe mir immer überlegt, ob ich nicht zehn auswerfen sollte. Hättest du mir nicht so dringend abgeraten, hätte ich's auch getan.“

„Komm mit vor.“

„Du bist heute fein heraus, Fritz. Dazu noch die achthundert am Preis und das Silberding, das läßt sich hören."

„Bin ja auch zufrieden, vergnügt wie ein Mops."

„Und der Beckenstedt ärgert sich; der ist schon ganz blau."

„Ja, ich kann ihm nicht helfen."

„Hast du dienstlich mit ihm zu tun?"

„Gar nicht. Hätte auch nichts zu bedeuten."

„Ich glaube, der gäbe Gott weiß was drum, wenn er dir den Black Head nicht verkauft hätte. Er ist schön dumm gewesen."

„Na, damals war er recht froh, daß er mich gefunden hatte, der ihm den Hengst abnahm. Es wollte ihn ja niemand."

„Er wird dir noch mehr bringen, paß mal auf!"

„Meinst du?"

„Aber sicher! Weißt du, der Trainer von Archim hat vorhin mit mir gesprochen. Kennst du ihn nicht? Mister Walters. Er möchte dich gern kennen lernen. Der hat ein Vertrauen ohnegleichen. Ich glaube, er möchte dich gern managen, dich und Black Head."

„Ich denke nicht dran."

„Du, weise das nicht so von der Hand. Das läßt sich doch bedenken. Höre den Mann erst mal an. Ein furchtbar anständiger Kerl. Bei deinem leichten Gewicht, sagt er, würde er dir gern mal Svengali anvertrauen, seit Graf Balk versetzt ist, der ihn sonst immer geritten hat."

„Was? . . . Ist das wahr?"

„Ja, das ist doch eine Chance."

„Freilich!"

„Und Black Head müsse gleich genannt werden, ich weiß nicht wo, ein paar Rennen in Strausberg und Karlshorst nannte er. Er fand deine Zeit glänzend. Da ist viel Geld zu holen, meinte er."

„Ach Geld! Daran denk ich nicht."

„Na, du! Rede nicht! Natürlich, wo du jetzt im Geld schwimmst. Ach, da ist ja Gerda von Oettgen. Komm, ich habe ihr von meiner Schwester was zu bestellen. Wollen mal rangehen."

Sie stand mit Hete im Gang hinter den Logen und hatte diesmal gar nicht nach den Pferden für das neue Rennen gesehen, sondern gewartet, daß Widding endlich heraufkam; aber er hatte den Vetter nicht gleich abschütteln können.

Was er ihm von dem Trainer erzählte, das war ein unerwarteter Ausblick, der sich ihm eröffnete. Aber daran wollte er jetzt nicht denken, sondern stand noch ganz im Bann seines ersten großen Erfolges.

Was Gerda wohl dazu sagte?

Nun stand er neben ihr.

Sie lachte ihn an und sagte leise: „Als Mama Ihnen den Preis überreicht hat, habe ich dicht vor Ihnen gestanden, aber Sie haben mich gar nicht beachtet. S i e sind nett!"

„Aber Gerda!" sagte er leise. „Glauben Sie wirklich, daß ich . . . Ich . . ."

„Ich glaube nur, daß Sie so benommen von Ihrem Glück waren, daß Sie gar nichts gesehen haben, selbst mich nicht."

„Ist auch richtig. So recht begriffen hatte ich das alles noch nicht, ich war wirklich ganz wie im Rausch."

„Ich mag Sie lieber, wenn Sie schön nüchtern sind."

„Das bin ich jetzt."

„Trotzdem habe ich mich gefreut! Riesig gefreut!" Und sie hielt ihm die Hand hin, die er fest faßte, ohne daß einer es merkte, so dicht standen sie, und so waren die Leute alle für das Rennen interessiert, auf das sie beide nicht achtgaben.

„Finden Sie den ersten Preis hübsch?"

„Aber sehr!"

„Sehen Sie, man muß sich nur etwas recht wünschen, dann bekommt man es auch."

„Nicht immer! Manches, was man gern haben möchte, erhält man trotzdem nicht so leicht."

„Abwarten! Sie sehen ja, das Glück kommt über Nacht. Ein bißchen muß man freilich selbst dazu tun, ganz von selbst fällt einem nichts in den Schoß."

„Ah, die Baronin Joncières", sagte Widding entsetzt.

„Da sind Sie verloren, auch für mich. Die läßt Sie die nächste halbe Stunde nicht wieder los. Kommen Sie schnell, daß wir ihr entwischen. Begleiten Sie mich zum Wagenplatz. Ihr Vetter ist schon mit Hete auf und davon."

„Wollen Sie auch schon fort?"

„Nein, ich muß bis zum Schluß warten, aber ich will nur Frida Kirschenreuter ‚Guten Tag' sagen."

„Ist das nicht Ihre neue Freundin?"

„Ja. Ist sie."

„Sie sind sich in England nähergekommen?"

„Ja, und ich habe gesehen, was für ein prächtiges Menschenkind das ist."

„So schade, daß sie gestürzt ist. Ist das noch immer nicht geheilt?"

„Nein, sie hinkt noch immer, deshalb verläßt sie auch ihren Wagen nicht. Sie hat das liebste Gesicht, das ich kenne."

„Ich kenne liebere."

„Still, Widding, und nun kommen Sie, daß ich Sie vorstelle. Oder kennen Sie Fräulein Kirschenreuter schon?"

„Ich hatte persönlich noch nicht die Ehre."

Auf dem hohen Jagdwagen saß ein zierliches Mädchen mit seltsam großen Augen in dem blassen Gesicht.

Sie war im Herbst bei einer Schnitzeljagd gestürzt und hatte sich das linke Bein so schwer gebrochen, daß sie sich nur schwerfällig bewegen konnte.

Ihr Vater hatte die größte Fabrik Wuthenows, aber er war ein Sonderling, der sich von allen gesellschaftlichen Verpflichtungen fernhielt, seit seine Frau sein Haus verlassen hatte. Jetzt hatte er nur noch die Tochter, die erst im Sommer aus England zurückgekommen war und nirgends verkehrte.

Widding kannte sie von Ansehen. Jetzt, wo er vor ihr stand, kam ihm erst die ganze Lieblichkeit dieses Mädchens zum Bewußtsein, im Gegensatz zu der viel kräftigeren Gerda, der man von weitem schon die hochgewachsene Aristokratin ansah, die auf dem Land in frischer Luft aufgewachsen zu sein schien.

Der Wagen des Oberst Oettgen stand in der Nähe, und



so verabschiedete sich Widding nach ein paar Worten von Fräulein Kirschenreuter, die eine leichte Verlegenheit nicht verbergen konnte, und mit Handschlag von Gerda, um die Freundinnen in ihrer Unterhaltung nicht zu stören, als Gerda ihn zurückrief.

Das letzte Rennen war gelaufen, ohne daß es noch eine Überraschung gegeben hätte, und nun strömten die Massen wieder der Stadt zu.

Einzelne Damen hatten die Bahn schon früher verlassen, auch die Frau Oberst war nach dem Damenpreis gegangen. Sie hatte erklärt, sie habe genug und danke dafür, sich zu erkälten, und war mit der Gräfin Orlig gefahren, wie Hete berichtete.

„Wollen Sie mit uns zurückfahren, Herr von Widding?" fragte Gerda. „Wir haben jetzt Platz."

„Aber gern."

Allein als der Oberst kam, sagte sie bedauernd: „Sehen Sie, Aermster, es geht nicht alles so, wie man es sich denkt. Vater hat die Plätze schon vergeben. Da habe ich ihm erst gar nichts gesagt. Und so muß der Sieger des heutigen Tages auf dem Krümperwagen zurück, auf dem er gekommen ist."

„Ach, das schadet nichts, wenn ich auch lieber mit Ihnen gefahren wäre."

„Also, dann amüsieren Sie sich heute auf dem Essen gut, und wenn auf Sie das Hoch ausgebracht wird, klingen mir hoffentlich die Ohren, daß ich, wenn auch entfernt, mich daran beteiligen kann."

„Ach, das geschieht ja summarisch. Alle Sieger heute werden in eins zusammengefaßt, da kommt auf mein Teil nicht eben viel."

„Also dann auf Wiedersehen!"

„Ja, ich möchte wegen Black Head gelegentlich einiges mit Ihnen besprechen."

„Schön! Sobald Sie wollen."

„Genaueres erfahre ich selbst erst nächster Tage."

Damit trennten sie sich. Gerda fuhr mit dem Vater heim. Widding wartete, bis die Gesellschaft des Krümperwagens beisammen war. Dann fuhr er mit ihnen zurück in der langen Kette all der Gefährte, die jetzt der Stadt zustrebten, während zu beiden Seiten die vielen Menschen zurückströmten, die aufmerksam wurden, wenn Widding, der Held des Tages, an ihnen vorbeifuhr.

* * *

Im Kasino herrschte am Abend reges Leben. Im Anschluß an den Renntag war Generalversammlung und ein Festessen des Reitervereins. Alle von auswärts gekommenen Herren nahmen daran teil, während die Damen sich in den bekannten Familien einquartiert hatten und ihren Abend dort zubrachten.

Der Oberst von Oettgen als Vorsitzender empfing mit seinen Herren die zahlreichen Zivilisten, die sich als zahlende Mitglieder heute eingefunden hatten, ein so anders geartetes Bild wie sonst. Wenn auch viele ehemalige Offiziere darunter waren und einige noch im Reserveverhältnis standen, heute ließen sie es sich im bequem sitzenden Frack wohl sein.

Zuerst kam die geschäftliche Sitzung. Der Schatzmeister führte das Wort und hatte erfreuliche Zahlen zu melden. Nach oberflächlicher Schätzung kamen durch den regen Besuch von auswärts und bei dem großen Totalisatorumsatz dem Verein ein paar tausend Mark mehr zu als in früheren Jahren. Man konnte also daran denken, die Tribüne zu vergrößern und alle technischen Einrichtungen zu vervollkommnen.

Allseitiges „Bravo!" erscholl auf diese Rede hin, und man sah nur zufriedene Gesichter rings im Kreis.

Die Wahlen wurden vorgenommen, dann erst konnte man sich an die Tafel setzen mit dem Gefühl, seine Pflicht erfüllt zu haben.

Da man einmal beim Reden war, konnten weder der Landrat noch der Bürgermeister und Stadtverordnetenvorsteher es sich versagen, ein paar Worte zu sprechen und auf das gute Einvernehmen zu trinken, das zwischen Regiment und Bürgerschaft bestehe, obwohl man eigentlich ein paar Prozesse um gewisse Gerechtsame mit großer Erbitterung führte. Der Stadtverordnetenvorsteher erklärte, daß man für den nächsten Renntag den Preis der Stadt auf das Doppelte zu erhöhen gedenke, und daß aus der Bürgerschaft außerdem Ehrenpreise gestiftet würden, an denen der Gewinner gewiß seine Freude haben würde.

Es herrschte bald ein vergnügtes Durcheinander, nachdem die Sieger des heutigen Rennens gefeiert waren und Widding als Doppelsieger den Dank seiner Mitstreiter ausgebracht hatte.

Die beiden letzten Jahre hatte jedesmal Beckenstedt diese kurze Rede gehalten. Heute saß er stiller da als gewöhnlich. Die Niederlage wurmte ihn mehr, als er zeigte. Er suchte seinen Ärger unter Lustigkeit zu verbergen, war laut und trank mehr, als er sonst zu tun pflegte.

An der hufeisenförmig gestalteten Tafel saß er Widding schräg gegenüber, der zu ihm ging und mit ihm anstieß, indem er sagte: „Kommen Sie, Beckenstedt, lassen Sie uns anstoßen auf Black Head, dies treulose Tier, das seinem alten Herrn heute gerade keinen Liebesdienst erwiesen hat. Das ist so mit Tieren und oft auch mit Menschen."

Beckenstedt sagte nur: „Prosit, Widding!"

Vielleicht hätte er das besser nicht sagen sollen, fiel es Widding sofort ein, aber er hatte es ja gut gemeint. Schließlich hatte Beck den Schwarzen selbst zum Verkauf gestellt. Niemand hatte ihn darum gebeten.

Später saß Grehlen nach der Tafel mit Widding beim Glas Bier, und der riet ihm, den Trainer Walters einmal mit seinen Vorschlägen anzuhören. Keine schlechte Empfehlung, wenn der ihm Svengali anvertraute.

„Ja," sagte Widding, „wenn ihr alle meint, dann muß ich wohl dran glauben und nenne Black Head in ein paar Rennen. Aber dazu muß ich erst mal die ganze Geschichte studieren. Ich bin ja völlig Laie, habe zwar schon manche Proposition gelesen, aber doch immer bloß theoretisch. Nun es mich selber angeht, will das alles erwogen und überlegt werden, was man sich und seinem Tier zumuten kann."

„Rede mal mit dem Grafen Balk."

„Habe ich vorhin. Der ist auch dafür. Will mir helfen, hat mir versprochen, da er noch hier bleibt, mit mir hinauszukommen. Irgend was an Black Head und an meiner Haltung beim Springen hat ihm nicht gefallen. Denke nur, wie er heute als Letzter einkam; aber er hat doch aufgepaßt, wie ich geritten bin, jede Phase. Der müßte eigentlich ein glänzender Lehrer sein."

„Ja, weshalb man ihn dazu nicht macht, verstehe ich nicht."

„Balk ist doch solch netter Kerl."

„Ja, und Beckenstedt dagegen ... Wenn er erfährt, daß du zur Adjutantur abkommandiert bist, wird er noch viel giftiger werden. Er schiebt es sicher auf deinen heutigen Erfolg. Weiß er es etwa schon?"

„Nein! Du tätest mir einen Gefallen, wenn du es ihm beibringen wolltest. Sag ihm, daß der Oberst schon vor Wochen davon gesprochen hat."

„Was geht es dich schließlich an, was er denkt."

„Na, ich weiß nicht, ich bin auf der Hut."

„Kümmere dich nicht um Beckenstedt, laß ihn laufen, oder doch: stell dich ihm nicht in den Weg."

„Tu ich schon nicht. Ich wollte ihm heute eine Liebenswürdigkeit sagen und habe es, glaube ich, gründlich verpatzt."

„Und nun Schluß! Und wir wollen wieder zu den andern gehen, sonst glauben sie gar noch, wir wollen irgendeine geheime Schiebung machen, und eigentlich habe ich die auch mit dir im Sinn."

„Und die wäre?"

„Daß du deinen Erfolg als Reiter und als Besitzer von Black Head ausnutzen sollst! Das ist deine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Und darauf hin wollen wir auf Black Head noch ein Glas leeren." (Forts. folgt.)

Die Welt der Moose.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Es herbstelt! Mehr und mehr mischt sich zwischen das Grün der Bäume und Sträucher ein gelber und roter Ton als Zeichen, daß das Laub seine Aufgabe erfüllt hat und nun die letzten Behälter in die Zweige leert, um dann als toter, leerer Ballast abgestoßen zu werden. Im Gegensatz dazu stehen jetzt die Moose auf der vollen Höhe ihrer Entwicklung. Von den Herbstregen zu üppigster Entfaltung gebracht, stehen ihre Polster schwellend da, und über ein Weilchen werden sie mit goldgelben und braunen „Kapseln" bedeckt sein.

Die Mooswelt ist eine Welt für sich, die ihre Schönheiten gern jedem erschließt, der sich die kleine Mühe nimmt, sich näher mit ihnen zu beschäftigen. Ihre volle Schönheit wird man allerdings erst erkennen, wenn man sich mit einem Vergrößerungsglas bewaffnet, einer stark vergrößernden Lupe oder einem kleinen Mikroskop.

Wunderbar wie ihr Formenreichtum ist auch ihre Lebensgeschichte. Tritt uns doch in ihnen zum erstenmal im Pflanzenreich die beblätterte Gestalt entgegen, zeigen sie doch in ihrem Werden noch alle Übergänge von den fädigen Algen zu der beblätterten Pflanze. Winzig kleine, braune Körnchen, so groß, daß wir sie mit unbewaffnetem Auge gerade noch erkennen können, verlassen im Winter die „Kapseln". Sporen werden sie genannt, aus einer einzigen Zelle bestehen sie, die von einer doppelten Hülle umgeben sind, damit sie den Widerwärtigkeiten des Erdenlebens besser widerstehen können. Gelangt eine solche Spore an einen günstigen Ort, so keimt sie und bildet unter Umständen den Ausgangspunkt für ein Lebewesen, das noch nach Jahrtausenden an der gleichen Stelle grünt! Voll Ehrfurcht bewundern wir einen alten tausendjährigen Baumriesen und ahnen nicht, daß das Moos, das sich zu seinen Füßen hinzieht, womöglich um Jahrtausende älter ist als er.

Wenn die Moosspore keimt, dann sprengt sie die äußere Haut, und es tritt die innere Haut aus dem Riß hervor, die sich zu einem schlauchförmigen Gebilde entwickelt, sich grün färbt und Zelle nach Zelle bildet. Bald hier, bald da treten Verzweigungen auf, das Ganze aber ähnelt einer verzweigten Fadenalge. Hin und wieder dringen auch einzelne Fäden in den Boden ein, dabei dünner und farblos werdend, sich verzweigend und die Arbeit der Wurzeln höherer Pflanzen übernehmend. Das fadenförmige grüne Pflänzchen bildet dann bald hier, bald da kleine Zellkörper, die sich nun weiter zu der Moospflanze entwickeln. Eins ist dabei merkwürdig. Während die Blütenpflanzen ihre Seitenzweige aus den Achseln der Blätter aussenden, letztere also unter den Zweigen stehen, entwickeln sich die Seitenzweige bei den Moospflänzchen unter den Blättern. Nach bald längerer, bald kürzerer Zeit schreitet das Moospflänzchen zur Blütenbildung. Wir finden Pflanzen, die nur eine Art „Blüten" bilden, und Pflanzen, die auf den verschiedensten Ästen verschiedene Blüten, männliche und weibliche Blüten, entwickeln. Die weiblichen Blüten bestehen aus einem einfachen flaschenförmigen Gebilde, etwa von



der Gestalt einer Ungarweinflasche, die unten einen kurzen, dicken Stiel hat. In dem unteren weiten Teil befindet sich eine einzige Zelle, die Eizelle. Die männlichen Blüten bestehen aus einem schlauchförmigen Gebilde, das zahlreiche kleine Zellen enthält, die schließlich aus dem Schlauch heraustreten und ihre Hülle sprengen. Sie sind dann korkzieherartige Gebilde, die an der Spitze zwei lange, feine Fäden, sogenannte Geißeln, tragen, mit deren Hilfe sie sich sehr schnell bewegen können. Diese eigenartigen Gebilde, die Spermatozoiden, dringen nun in den Hals der weiblichen Blüten ein, dringen bis zur Eizelle vor und verschmelzen mit ihrem Inhalt. Nach der Befruchtung entsteht nun aber nicht wie bei den höheren Blütenpflanzen ein Samen aus der Eizelle, sondern ein neues Pflänzchen, das auf der Mutterpflanze schmarotzt. Allerdings hat dieses Pflänzchen ein ganz anderes Aussehen als die Mutterpflanze, so daß der Uneingeweihte es für einen bestimmten Teil der Mutterpflanze hält. Es entwickelt sich nämlich aus der Eizelle ein zunächst zylindrischer Körper, in dem dann Differenzierungen auftreten. Der obere Teil schwillt dabei an, sondert sich dann in einen inneren und einen äußeren sowie einen kegelförmigen oberen Teil an der Spitze. Der innere Teil, der sich becherförmig ausbildet, wird von einem stielförmigen Gebilde getragen. Weitere Differenzierungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, führen schließlich dazu, daß sich in der Mitte kleine braune Zellen isolieren, die sogenannten Sporen, von denen wir ausgingen. Nur so viel sei noch erwähnt, daß schließlich der bauchige Teil des flaschenförmigen Gebildes abgesprengt wird, daß sich das junge Pflänzchen in Gestalt einer von einem dünnen Stiel getragenen Kapsel emporstreckt, die auf ihrer Spitze den oberen Teil des flaschenförmigen Gebildes als Mützchen trägt, daß dann nach einiger Zeit, nachdem das Mützchen abgeworfen worden ist, die Kapsel sich öffnet, indem ein Deckel abgeworfen wird, und daß der Rand der nun geöffneten Kapsel mit einem Saum außerordentlich zierlicher kleiner Zähne besetzt ist, die für die einzelnen Moose charakteristisch sind. Diese Zahnbildungen gehören mit zu den zierlichsten Erscheinungen im Pflanzenreich und erwecken durch ihre außerordentliche Formenmannigfaltigkeit das größte Interesse. Wenn die Kapseln ihre Sporen ausgestreut haben, dann ist die Aufgabe dieser Generation erschöpft, und sie stirbt ab. Aber die Moospflanze, die Blüten trug, wächst weiter und bildet neue Blüten, aus denen sich wieder neue Kapseln mit Sporen entwickeln. Selten geht die Moospflanze ganz zugrunde. Merkwürdig ist nun aber eins bei der Weiterentwicklung der Moospflanze. Wenn sie auch oben beständig weiter wächst, so bleibt sie doch unten nicht dauernd am Leben. Wir hatten oben gesehen, daß die Moospflanzen keine Wurzeln haben, sondern daß wurzelähnliche Gebilde die Aufgabe der echten Wurzeln übernehmen. Solche Gebilde — Rhizoiden werden sie genannt — bilden sich aber beständig am Stengel neu, so daß die älteren überflüssig werden. Wenn wir jetzt im Wald ein Moospolster aufheben, so können wir sehr schön beobachten, daß nur der obere Teil des Polsters am Leben ist, daß aber der untere Teil in einem mehr oder weniger weit vorgeschrittenen Stadium der Verwesung ist. Bei diesen Polstern im Wald können wir die Pflänzchen nicht sehr weit verfolgen. Wenn wir aber in einem Torfmoor, das mit Sumpfmoos bestanden ist, nachgraben, dann können wir in dem Torf oft noch auf weite Strecken hin so ein Pflänzchen verfolgen, das unten vollständig vertorft, oben aber noch frisch grün ist. Wenn wir nun bedenken, daß ein Torfmoor oft viele Meter mächtig ist, daß durch den Druck der überliegenden Massen der Torf stark zusammengepreßt ist, so wird es uns verständlich, daß leicht mehrere hundert Jahre vergangen sein können, während deren das Torfmoorpflänzchen oben immer weiter wuchs, unten aber in dem gleichen Maß abstarb. Noch deutlicher tritt uns die lange Lebensdauer mancher Moose an einer anderen Stelle vor Augen. Es gibt Quellen, die tief aus dem Innern der Erde hervorkommen und doppeltkohlensauren Kalk gelöst enthalten. In diesen Quellen leben Moose, die dem doppeltkohlensauren Kalk die ihnen nötige Kohlensäure entziehen. Dadurch wird aber der nun einfachkohlensaure Kalk viel schwerer im Wasser löslich und wird aus dem Wasser zum Teil abgeschieden. Er lagert sich auf den Moosen ab und hüllt sie in eine Kruste ein, in der sie, soweit sie eingehüllt sind, absterben. Nach und nach entsteht so eine Kalktuffschicht von immer größerer Mächtigkeit, die Quelle steigt immer höher und mit ihr auch die Moose. Man kann in dem Tuff die Moose verfolgen. Aus der Mächtigkeit der Tuffschicht einerseits, aus dem jährlichen Zuwachs anderseits hat man das Alter dieser Kalkablagerungen berechnet und so auch das Lebensalter der Moose ermittelt. In einem besonderen Fall hat man eine solche 16 Meter starke Kalktuffwand auf zweitausend Jahr geschätzt. So alt sind auch die Moose, die in der Quelle wachsen!

Die merkwürdige Eigenschaft der Moose, unten abzusterben und zu verwesen, an der Spitze aber lustig weiter zu wachsen, zeitigt nun doch eine andere, sehr eigentümliche Erscheinung. Wenn wir im Wald ein rundes Moospolster, das einem Kugelstück ähnelt, untersuchen, so scheint es, als ob es aus zahlreichen Pflänzchen zusammengesetzt ist. In Wirklichkeit besteht aber das ganze Polster aus einer einzigen Pflanze, die sich nach und nach verzweigt hat. In dem Maß nun, wie die Pflanze unten abstarb, wurden die einzelnen Äste selbständig, und wenn erst eine geraume Zeit verstrichen ist, seitdem sich die Pflanze ansiedelte, dann sind die untersten Teile so weit verwest, daß nichts mehr die Zusammengehörigkeit der einzelnen Stengel verrät.

Während die Blätter der höheren Pflanzen fast ausnahmslos aus mehreren Zellagen bestehen, sind die Moosblätter gewöhnlich nur eine Zellage stark. Nur der Mittelnerv zeichnet sich durch mehrere Zellagen aus. Die das Blatt zusammensetzenden Zellen sind ziemlich groß und für die einzelnen Moose sehr charakteristisch, so daß sich der Moosforscher mit ihnen sehr genau vertraut machen muß. Wohl am interessantesten sind die Zellen der Torfmoosblätter. Sieht man sich ein solches Blatt unter dem Mikroskop an, so erscheint es als aus großen, langgestreckten, quergestreiften Feldern zusammengesetzt, die von feinen grünen Schläuchen eingefaßt sind. Die großen Felder bestehen aus großen Zellen, die in den Feldern leer sind und ein großes Loch besitzen. Die Querstreifen sind die Wände dieser Zellen. Da nun nur die schlauchförmigen Zellen, die der Masse nach viel geringer sind als die großen leeren Zellen, Blattgrün führen, so erscheinen die Torfmoosblätter stets mehr oder weniger blaßgrün. Die großen leeren Zellen haben nun eine ganz außerordentliche Bedeutung. Ohne sie würden wir wohl keine Torfmoore haben. Sowie nämlich ein Wassertropfen das Blatt berührt, wird er von den großen Zellen begierig aufgesogen. Dadurch ist die Torfmoospflanze imstande, ganz ungeheure Men-



gen Wasser aufzuspeichern, die es in trockenen Jahreszeiten nun nach und nach für sich verwenden kann. Mit ähnlichen Zellen sind nun aber auch die Stengel der Torfmoospflanzen außen bekleidet, wodurch die Wasseraufnahmefähigkeit der Pflanze noch bedeutend steigt. Da nun ferner die Blätter und Stengel im Wasser nicht verwesen, sondern nur vertorfen und dabei ihre Gestalt noch lange Zeit behalten, so leuchtet es ein, daß ein Torf, der aus Moos gebildet worden ist, sehr viel Wasser aufspeichern kann. Hierauf beruht einerseits die Verwendung des Moostorfs zu Verbänden, anderseits aber auch die nationalökonomische Wichtigkeit der Torfmoore. Sie sind Wasserspeicher für das ganze Land, und wenn, wie es leider in neuerer Zeit immer mehr geschieht, die Torfmoore trocken gelegt werden, so verschwinden die natürlichen Wasserreservoire. Da dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir immer trockenere Sommer bekommen. Auf der wasserspeichernden Fähigkeit der Moose überhaupt beruht aber auch die Wichtigkeit der Waldmoose. Wälder, in denen der Boden dicht mit Moos bedeckt ist, werden auch bei lange anhaltenden Regengüssen nicht viel Wasser abgeben. Sie verhindern, daß die Bäche zu Wildwassern anschwellen. Mancher Hochwasserschaden im Gebirge könnte vermieden werden, wenn man dem Wald die Moosdecke erhielte. Schützen wir deshalb die kleinen Moospflänzchen!

Kassel.

Zur Tausendjahrfeier der Stadt. — Von Peter Freiherr von Verschuer. — Hierzu 15 Aufnahmen.

Die Stadt Kassel rüstet sich zu einer stolzen Feier. In einer Urkunde des Jahres 913 leuchtet „Chasalla" zum erstenmal aus dem Dunkel der Vorzeit herauf. König Konrad I., aus dem fränkischen Haus der erste Kaiser, verweilte dort. Das ist der dürftige Bericht des vergilbten Pergaments. Er bedeutet die historische Geburtsstunde der beschaulich schönen, wie über die große Vergangenheit sinnenden und der doch so rüstig vorwärts schreitenden, zukunftsfroh sich entwickelnden Hauptstadt des alten Hessenlandes, der neuen preußischen Provinz Hessen-Nassau. Es war ein großer Gedanke, diesen tausendjährigen Geburtstag zu feiern, und die Feier ist berechtigt, denn es ist eine ungewöhnlich reiche und interessante Geschichte, die sich an dieser alten Kulturstätte im Herzen Deutschlands zugetragen hat. Kehren wir an die Wiege „Chasallas" zurück und stöbern weiter in alten Urkunden, so finden wir, daß der sächsische Kaiser Heinrich II. dortselbst einen Güterhof hatte, den der fromme Kaiser seiner Gemahlin Kunigunde für ihr in Kaufungen errichtetes Nonnenkloster schenkte. Aus diesem Kloster ist das heute noch zum Segen vieler hessischen Familien bestehende adlige Damenstift Kaufungen hervorgegangen. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ist Kassel im Besitz der Landgrafen von Thüringen, die es im Anfang des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhoben. Nach deren Aussterben fällt es an die Landgrafen von Hessen, die den damals aus der heutigen Altstadt bestehenden kleinen Ort bedeutend erweiterten und zum Mittelpunkt ihrer Besitzungen wählten. Unter Landgraf Philipp dem Großmütigen, dessen Namen durch die Reformation über die Grenzen Hessens hinaus bedeutungsvoll wurde, erlitt Kassel einen schweren Brand, der einen großen Teil der Stadt einäscherte. Der Dreißigjährige Krieg, der sonst so manche Blüte deutscher Städtekultur geknickt hat, behandelte Kassel glimpflich, es hatte keine Belagerung zu überstehen, wurde aber durch die einströmenden Flüchtlinge von Seuchen schwer heimgesucht. Der glänzende Aufschwung der Stadt vollzieht sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter der Regierung des Landgrafen Karl; er legte den Grund zu dem schönen Stadtbild, das heute Kassel bietet. Die Aue, der große Garten Kassels mit seinen wundervollen Baumgruppen, entstand unter seiner Regierung; er ist auch der Erbauer des Orangerieschlosses (Abbildung S. 1612), in dem zu Ehren der Tausendjahrfeier in diesem Sommer eine Ausstellung erlesener Gemälde untergebracht ist, die namentlich auch die Kunst hessischer Maler zu Worte kommen läßt. Das Denkmal des Landgrafen Karl, nach dem Geschmack des Zeitalters Ludwigs XIV. in römischem Imperatorengewand, steht auf dem stillen Karlsplatz vor der Oberneustädter Kirche, die mit ihrem grünen Kuppeldach weit über die Häuser der Stadt hin sichtbar ist. Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, der durch wiederholte Belagerungen und Einfälle der Franzosen den Wohlstand der Stadt schwer geschädigt hatte, begann unter Landgraf Friedrich II wieder eine aufbauende Periode in der hessischen Residenz. Die Festungswerke wurden geschleift, es entstand der weite schöne Friedrichsplatz, in dessen Mittelpunkt sich das Denkmal des großen Landgrafen erhebt, ferner der Königsplatz, die katholische Kirche und das Museum. Auch unter Landgraf Wilhelm IX., dem späteren Kurfürsten, wurde eifrig gebaut, als im Jahr 1806 die napoleonische Aera plötzlich das Kurfürstentum von der Landkarte verschwinden ließ und Kassel die Hauptstadt des neuen Königreichs Westfalen wurde. Sieben Jahre lang führte Jérôme das Regiment, bis er und sein pomphafter Hofstaat mit ihm nach den welterschütternden Tagen von Leipzig fluchtartig Kassel verlassen mußten und das Königreich Westfalen zusammenbrach. Der schlummernde Löwe in der Aue erinnert an die Franzosenherrschaft; das Monument trägt die Inschrift: „Zum Andenken der als Opfer der französischen Fremdherrschaft gefallenen hessischen Patrioten". Die folgenden Jahrzehnte zeichnen Kassel durch ein besonders reges geistiges Leben aus, ein Emporblühen der Künste und Wissenschaften. Es wirkten an der kurfürstlichen Bibliothek Jakob und Wilhelm Grimm, denen das deutsche Volk so viel verdankt, und deren Bruder Ludwig Emil war Professor an der Akademie der Künste. Seine vorzüglichen Porträte und Radierungen haben erst in neuerer Zeit die ihnen gebührende Anerkennung gefunden. In seinen geistvollen und interessanten Lebenserinnerungen spiegelt sich die Biedermeierzeit der kurfürstlichen Residenz. Auf musikalischem Gebiet leuchtete der Name Ludwig Spohrs, der auf Empfehlung K. M. v. Webers als kurfürstlicher Hofkapellmeister nach Kassel berufen wurde. Seinem unermüdlichen Eifer und seinem anregenden Geist verdankt Kassel den Ruf einer Musikstadt ersten Ranges. Die neueste Zeit von 1866 an, namentlich die Jahre nach dem Deutsch-Französischen Krieg stehen auch für Kassel unter dem Zeichen des ungeheuren Aufschwungs



Wirkl. Geh. Rat Hengstenberg, Oberpräsident.



Phot. Perscheid.

Frhr. v. Scheffer-Boyadel, Komm. Gen. d. XI. Armeekorps.

im Wirtschaftsleben, in Handel und Industrie. Der erste preußische Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau v. Möller hat es verstanden, diese Strömung der Zeit für Kassel nutzbar zu machen und namentlich den Maschinenbau sowie das Baugewerbe zu fördern. Es entstanden damals auf dem Boden des alten Land-



Phot. Hugo Kühn, Baden-Baden.

Blick auf den Justizpalast in Kassel.

grafenschlosses das Regierungsgebäude und der Justizpalast, auf den Grundmauern der Chattenburg, jenem von Kurfürst Wilhelm I. großartig geplanten und nie vollendeten Bauwerk, die Gemäldegalerie, deren unvergleichliche Rembrandtschätze der Obhut des Galeriedirektors Dr. Gronau (Portr. S. 1612) anvertraut sind. So hat sich Kassel aus dem kleinen Landgrafensitz und der späteren kurfürstlichen Residenz heraus zu einer modernen Großstadt entwickelt, die stetig fortschreitet. An der Spitze der Provinz steht heute Oberpräsident Hengstenberg (Portr. S. 1609), der bereits früher eine Reihe von Jahren als Regierungspräsident in Wiesbaden tätig war und mit dem Wohl und Weh der Provinz, im besonderen der Stadt Kassel eng vertraut ist. Er entstammt der bekannten Theologenfamilie Hengstenberg und ist unvermählt, wie der Regierungspräsident Graf Bernstorff (Portr. nebenst.), ein Bruder unseres Botschafters in



Hofphot. Franz Tellgmann.

Kammerherr Riedesel Frhr. z. Eisenbach,
Landeshauptmann.



Phot. Perscheid.

Graf v. Bernstorff, Regierungspräsident.



Hofphot. Eberth.

Frhr. v. Dalwigk z. Lichtenfels, Polizeipräs.



Phot. Hugo Kuhn, Baden-Baden.

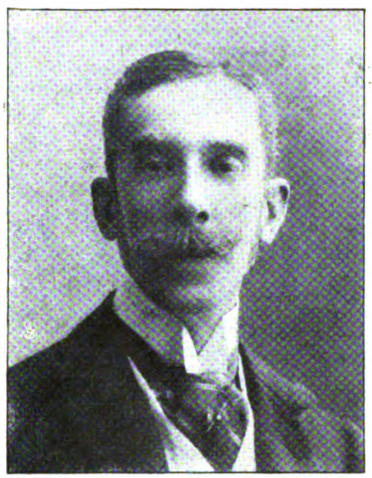
Der Königsplatz mit Umgebung.

Washington. Auch der Landeshauptmann Freiherr Riedesel zu Eisenbach (Portr. S. 1610) hat seinen Sitz in Kassel. Das unter dem letzten Kurfürsten erbaute Ständehaus ist seine Dienstwohnung, und die schönen hohen Räume und Säle dort bilden den eigentlichen gesellschaftlichen Mittelpunkt der Residenz. — An der Spitze des XI. Armeekorps steht Freiherr von Scheffer-



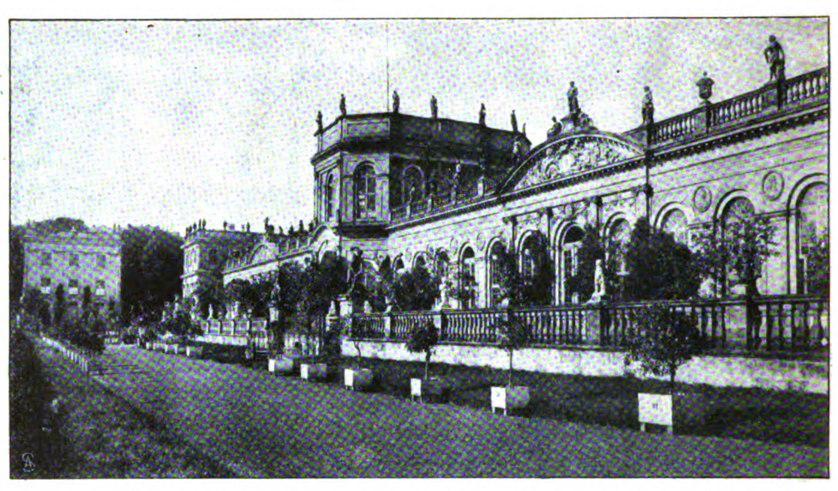
Phot. Kehrdich.

Das Rathaus. Oberes Bild: **Oberbürgermeister Dr. Scholz.**



Phot. Giacomelli.

Graf v. Bylandt, Baron zu Rheydt,
Intendant der Königl. Schauspiele.



Das Orangerieschloß, in dem die Gemäldeausstellung untergebracht ist.



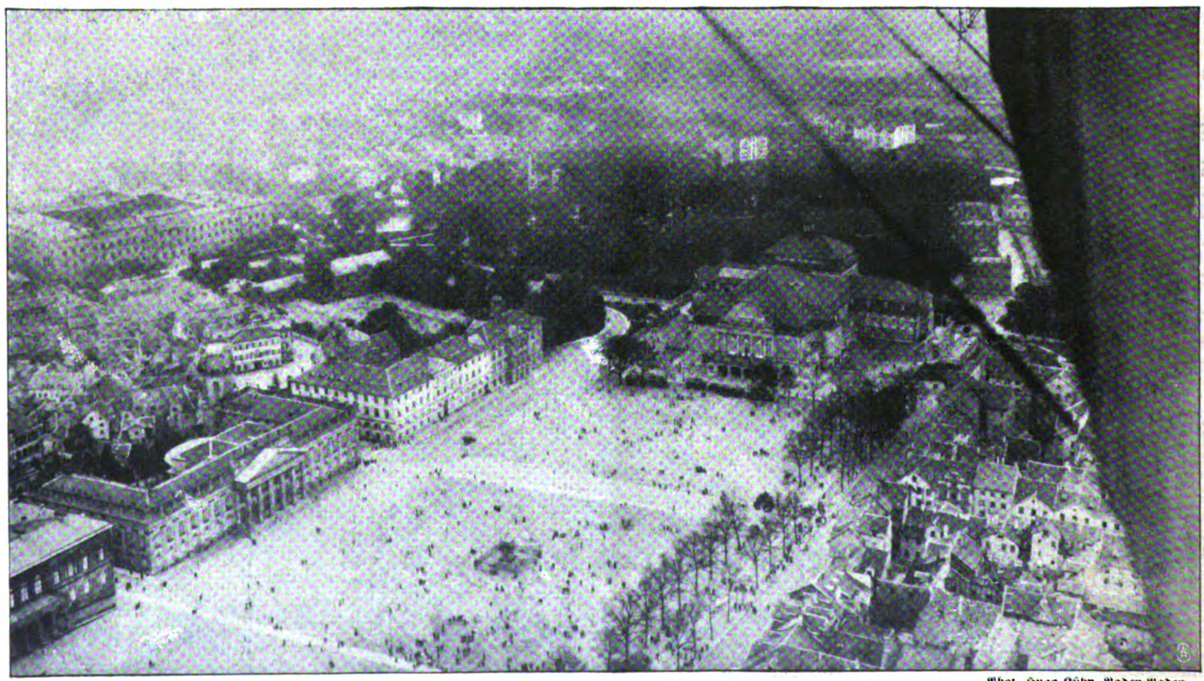
Dr. G. Gronau,
Direktor der Königl. Gemäldegalerie.

Boyadel (Portr. S. 1609), der seine Laufbahn in dem in Kassel garnisonierenden 83. Regiment begann, und den, aus hessischer Familie stammend, starke Bande an das Hessenland und an Kassel fesseln. Auch der Polizeipräsident v. Dalwigk (Portr. S. 1610) gehört zu einer Familie, die seit Jahrhunderten mit der Geschichte des Hessenlandes verknüpft ist. — Die großen musikalischen Traditionen Kassels aus der Zeit Ludwig Spohrs haben in der Person des Leiters des Königlichen Hoftheaters verständnisvolle Förderung gefunden, denn Graf Bylandt Rheydt (Portr. obenst.) hat die Kasseler Oper zu einem Niveau erhoben, das sie mit in die erste Reihe



Hofphot. Th. Voigt.

Dr. J. Böhlau,
Direktor des hessischen Landesmuseums.



Blick auf das neue Theater. Phot. Hugo Kühn, Baden-Baden.

der deutschen Opernbühnen stellt. Das alte Theater am Opernplatz hat der neuen Zeit weichen müssen. Statt dessen erhebt sich heute über der Aue, wie die Akropolis, ein prachtvoller Musentempel, monumental in seiner großzügigen Architektur und hinübergrüßend nach den langgestreckten hessischen Hügelketten. — Das neue hessische Landesmuseum, ein Werk des Münchner Architekten Prof. Theodor Fischer, ist erst vor einigen Wochen feierlich eingeweiht worden. Seine reichen Schätze verdanken ihre mustergültige Anordnung dem hochverdienten Direktor Böhlau (Portr. S. 1612). — Ein neuer Prachtbau Kassels ist auch das Rathaus (Abb. S. 1611). Oberbürgermeister Dr. Scholz (Portr. S. 1611), der leider demnächst sein Kasseler Amt mit dem Amt des Oberbürgermeisters von Charlottenburg vertauscht, hat in der kurzen Zeit seiner Amtstätigkeit so viel im besten Sinn Fortschrittliches für Kassel geleistet, daß man ihn mit schmerzlichem Bedauern scheiden sieht. „Dem Bürger Freude an seiner Stadt zu erwecken und zu erhalten, ist vornehmste Aufgabe ihrer Verwaltung", steht als Motto über seiner Einladung zur Tausendjahrfeier. Freude zu erwecken durch pietätvolle Pflege und Erhaltung alter Kulturwerte, aber durch Beseitigung alles Rückständigen und Veralteten; Freude zu erwecken durch Förderung und Belebung aller fortschrittlichen Erkenntnisse zum Wohl der Bürgerschaft, aber strenge Abwehr aller großstädtischen Scheinkultur und oberflächlichen Parvenütums. Möge unter diesen Leitsternen die Stadt Kassel sich weiter entwickeln und das alte „Chasalla" im anbrechenden neuen Jahrtausend seiner Geschichte einer lichtvollen Zukunft entgegengehen.



Das Auetor in Kassel.

Sportmädel.

Von Hella von Wernekamp. — Hierzu 9 Aufnahmen von Underwood & Underwood.

Sportmädel . . . ! Unsere lieben, guten Großmütter, die über die Strickarbeit gebeugt bei feinen Hand- und Nadelarbeiten ihre Jugend verbrachten, würden sich wundern, wenn sie das junge Mädchen von heute sehen könnten, das die freie Zeit lieber in frischer Luft bei Spiel und Sport verbringt, das das Rakett wie den Golfschläger schwingt, das Ruder führt und im Winter auf Schneeschuhen zu Tal fährt. Ja, die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. Die Liebe zu sportlicher Betätigung hat nicht nur die männliche, sondern auch die weibliche Jugend erfaßt, und es gibt kaum eine Sportart, an der sich das schöne Geschlecht nicht beteiligte.

Kühne Reiterinnen, die es an Mut und Entschlossenheit mit den Männern aufnahmen, hat es immer gegeben, und auch die Jagd gehörte seit alters her zu den Lieblingsfreuden mancher hohen Frau. Aber das waren immer nur vereinzelte Erscheinungen. Heute sind die „männlichen Vergnügungen" nicht mehr auf die Herrenwelt beschränkt. Die Damen haben ihr redlich Teil daran. Wie sie verbriefte Rechte besitzen, ein Schiff zu führen, so jagen sie zu Pferde mit der Meute hinter dem Fuchs. Mit voller Angelausrüstung ziehen sie ins Freie und warten mit jener Engelsgeduld, die ihrer Natur eigen ist, am Bachesrand auf den anbeißenden Fisch. Manchmal gehen sie auch mit dem Schleppnetz auf den großen Fang aus. Sie nehmen das Amt der Amateur-Chauffeuse ebenso ernsthaft wie ihre männlichen Kollegen und sind gekränkt und unglücklich, daß der grüne Rasen sie vorläufig nur als Zuschauerinnen und Schönheitspreisträgerinnen, aber nicht im Sattel zur Geltung kommen läßt. Keine Bergwand ist den tapferen Stei-

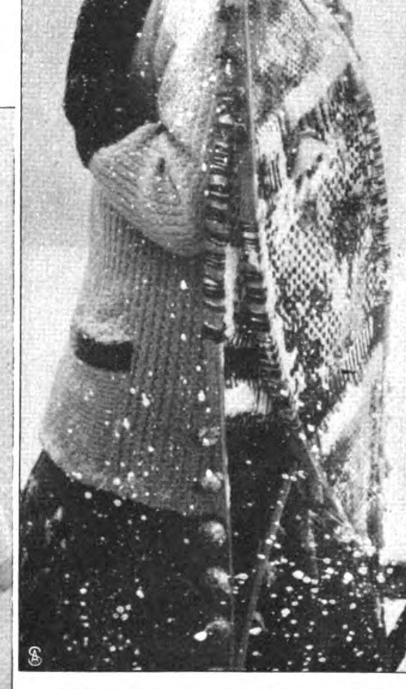


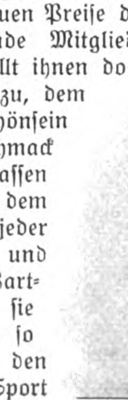
Fertig zum Golf.

gerinnen zu hoch und zu steil, um nicht von ihnen erkraxelt zu werden, kein Schneeschuh zu plump und schwer, kein Ski zu lang: sie schnallen ihn an ihre kleinen, tanzgewohnten Füßchen. Der schneidige Schlittschuh und der noch immer an die alte Form gebundene Rollschuh sind ihnen Mittel zum Zweck, ihre geschmeidigen, jugendfrischen Glieder im Rhythmus hin und her zu wiegen, und beim Golf und Tennis liefern sie den Beweis, daß Muskelkraft und Ausdauer bei ihnen ebenso ausgebildet sind wie bei den Herren.

Wo in aller Welt also gäbe es einen Sport, an dem das moderne junge Mädchen nicht teilnähme? In St. Moritz und in Kanada, in Epsom und Longchamps, auf den Flugplätzen aller zivilisierten Länder, bei den Regatten auf der Themse und in Hamburg, beim Hindernisreiten und beim Bogenschießen: überall tragen Frauen Preise davon, wenn auch nicht immer als ausführende Mitglieder. Denn bei den ganz großen Gelegenheiten fällt ihnen doch in der Hauptsache vorerst noch die Aufgabe zu, dem edelsten und echt weiblichen Sport: dem Schönsein und Schönaussehen, zu huldigen. Durch Geschmack und künstlerischen Takt, durch richtiges Erfassen der Situation als kluge Darstellerinnen in dem farben- und bewegungsreichen Bild, das jeder Sportplatz bietet, sind sie treibende Kraft und sanfte Gewalt, nicht zu unterschätzende Partnerinnen wie Gegnerinnen — selbst wenn sie nicht persönlich eingreifen ins Spiel, das ja so ernst genommen wird. — Leute, die über den Augenblick hinaus denken, klagen, daß der Sport vielfach den einzigen Lebensinhalt der heutigen Jugend bilde und sie höheren Interessen entfremde. Namentlich die weibliche Jugend entzöge sich durch die leidenschaftliche Betätigung an all den immer und stets auf dem Tagesprogramm stehenden Bewegungspielen einem Pflichtenkreis, zu dem sie früher oder später doch zurückkehren müsse, mit dem sie aber nach der schrankenlosen Freiheit des Sportlebens jede Fühlung verloren hätte. Mag in diesen Einwendungen ein Körnchen Wahrheit liegen — wer brächte es übers Herz, einschränkend und hemmend der jungen Welt entgegen-







Mit Schneeschuhen ins Feld.
Linkes Bild: **Scharfe Kritik.**
Rechtes Bild:
Auf der Fahrt zu Tal.



Am Steuer der Jacht.



Mit dem Schleppnetz zum Fischfang.



Auf dem Weg zum Eislauf.

ist ja unleugbar, daß manches junge Mädchen von heute etwas verächtlich auf den Strickstrumpf von Anno dazumal und den Kochlöffel herabsieht, daß es seine natürlichen häuslichen Pflichten und Arbeiten ein bißchen auf die leichte Schulter nimmt und zu oft im Haushalt

zutreten, und wer könnte mit sicherer Hand eine Grenze ziehen, wo die gesunde Bewegung aufhört und die Anstrengung und Uebertreibung beginnt! Temperament und „der Zug der Zeit" lassen sich nicht in feste Formeln zwingen. Auch hier wird die Zeit das ihre tun. Die Auswüchse werden schwinden, und die Gegensätze werden sich aussöhnen. Es



An der Lenkstange des Autos.

keine rechte Stütze ist. Das gesunde Leben da draußen in frischer, freier Luft ist zu verlockend . . . Da lacht die helle Sonne, und ein blauer Himmel spannt sich wolkenlos über die Erde. Ist es nicht schöner, mit guten Freunden und Freundinnen eine Partie Tennis zu spielen oder im gepolsterten Auto in Wald und Feld hinauszufliegen, als daheim am Kochherd zu stehen oder die Wäsche nachzuzählen oder zu „handarbeiten?"

Es ist nur allzu begreiflich, wenn das junge Blut sich hinaussehnt, und man soll mit der Jugend nicht gar zu scharf ins Gericht gehen. Lehren wir sie fröhlich sein! Zum Schaden ihrer Gesundheit ist's ja gewiß nicht! Von ärztlicher Seite ist oft genug darauf hingewiesen worden, welchen hohen Wert die Betätigung in frischer Luft, die Bewegungspiele im Freien für die heranwachsende weibliche Jugend haben. Nicht nur wird der Körper gestählt und widerstandsfähig, werden die Glieder geschmeidig, auch die geistigen Kräfte werden reger: Mut, Entschlossenheit, Geistesgegenwart. Und das ist ein großer Vorteil, der im späteren Leben niemals zu unterschätzen ist. Denn heute, wo auch das weibliche Geschlecht teilnimmt am „Kampf ums Dasein", muß es auch genügend vorbereitet sein für diesen Kampf.

Mit dem Rakett.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

17. Fortsetzung.

Lou mußte an ihren Vater denken, wie sie ihn in Berlin in einem aus Mitleid gemieteten Atelier gesehen hatte.

Und er schuf Werke, die in der Kunstgeschichte seiner Zeit und seines Landes bleibenden Wert hatten. In den Schulen würde vielleicht einst sein Name gelehrt, damit die aufblühende Jugend sich an ihm bilde. . . .

Und doch blickten die Besten seines Landes, die Vornehmsten über ihn hinweg, solange er lebend war unter ihnen, oder wendeten ihm kühl den Rücken, weil er anders war wie sie.

Hier aber an dieser Tafel saß ein Mann, dem das Volk zujubelte, dem die Ersten des Landes sich beugten — weil er es verstand, ein Stück Eisen kunstgerecht in den Schädel eines Stiers zu stoßen.

Ihre Augen brannten . . in der heißen Luft vermochte sie kaum mehr zu atmen.

Frau Vidal hob endlich die Tafel auf, zu Ehren des Gastes hatte man im Garten Matten ausgebreitet, Korbstühle und Tische aufgestellt. Man trank Sodawasser mit Eis, dazu schwarzen Kaffee mit Kognak. Bewundernd hingen Garetos Blicke an der feinen, schlanken Gestalt der jungen Frau.

„Sie sind Deutsche, Gräfin, nicht wahr?"

Er reichte ihr die Kaffeetasse, hielt ihr den silbernen Eimer mit den Eisstücken. Gerhard fuhr Lou mit einer raschen Bewegung über das Haar.

„Der Vater meiner Frau ist ein bekannter Bildhauer."

Gareto verneigte sich leicht.

„Ich habe mir vorgenommen, eine Reise nach Deutschland zu machen. Unsereins lernt ja nur auf Reisen. Ich liebe die Bildhauerkunst. Sie hat etwas Verwandtes mit uns. Man steht einem Koloß gegenüber und muß ihn bewältigen."

Gerhard lachte laut auf.

„Der Koloß des Bildhauers ist immerhin zahmer."

„Aber es dauert länger, ehe man seiner Herr wird. Ich habe einmal einem Bildhauer als Modell gedient. Ich weiß, was das war. Diese lange Qual — dieses Zaudern . . . ich wurde gleich in Marmor ausgehauen . . . dieser erste Schlag mit dem Hammer . . . und dann der zweite, dritte . . das kostet auch Blut, lieber Graf . . . nur man sieht es nicht."

„Ich liebe die Farbe des Blutes," sagte Gerhard, „die gehört dazu."

Gareto betrachtete den Enkel der Frau Vidal zum erstenmal aufmerksam.

„Wie lange sind Sie hier?" fragte er.

Gerhard Oberwall schien ihn nicht zu verstehen, sah ihn verständnislos an.

„Den Sommer über. . . . Aber ich bin hier geboren und ich habe meine Kindheit nicht vergessen."

Es klang etwas hochmütig.

Auf der Bank unter Lous Schlafzimmer saß Mémère neben Monsieur Olivier. Er erzählte ihr gewiß dasselbe, was er vorhin Lou erzählt hatte. Ihre Augen, ihr schönes, gutes Gesicht leuchteten. Sie sagte: „Es sind

selten schöne Tage, wenn die Märchen der Jugend wieder lebendig werden in uns."

„Gewiß," meinte Monsieur Olivier, „eine solche Karriere hat sich selbst Serrano Gareto nicht träumen lassen."

„Wie meinen Sie das?" fragte Susanne Oberwall und blickte sehr verwundert drein.

Frau Vidal aber saß mit dem Professor wie immer auf den leuchtend weißen Stufen des Hauses.

Sennor Bajadoz hielt den Stummel einer ausgebrannten pechschwarzen Zigarre im Mundwinkel und schnopperte mit seinen breiten Nasenflügeln herum. Es roch nach Heu. Irgendwo mußte man sich doch hinlegen können. So ging er der Nase nach gradezu und kam zum Schuppen.

Santo Dios! Das endlose Getafel und der Wein und die jungen, hübschen, sonnenwarmen Weiber in der Stube . . . das war so was! . . . Er warf den Rock ab, zerrte den ungewohnten Kragen herunter und fiel mit seinem schweren, heißen Körper ins Heu. . . .

War doch der Beste, der Gareto! Für die steifen Diners in den großen Hotels in Madrid — da dankte er. Aber so ein vernünftiger Gutshof, wo man sich nach Tisch ordentlich ausschnarchen konnte, das war sein Fall! Und das hatte er erfaßt, der Gareto . . . zum Dank wollte er auch morgen wieder den Stier markieren, wenn der Gareto seine Übungen machte. War ja eigentlich nicht sein Amt, aber auf der Reise . . . man konnte ihn doch nicht sitzen lassen, den Gareto. . . . Mußte doch wieder der Erste sein übermorgen in Nimes. . . . Dann fiel doch auch wieder was ab für ihn, den Badajoz . . . ein paar Hunderter mindestens und eine Tonne Wein für den Winter.

* * *

Eine leichte Abendmahlzeit vereinigte wieder alle in der großen, niederen Stube.

Der Professor spielte eine Farandole, vergaß sich dann ein bißchen, weil ihm der süße Wein zu Kopf gestiegen war, und ging in seinen alten Walzer über.

„Darf ich bitten?"

Lou sah fragend ihren Mann an.

„Aber natürlich."

Und sie tanzte mit Gareto um den Tisch in ihrem weißen, duftigen Spitzenkleid, und ihr blondes, flockiges Haar umwehte ihn wie eine lichte Wolke.

Madlon stand am Tisch und räumte die Teller ab. Ihr hübsches, sonnengebräuntes Gesicht glühte.

„Kannst du tanzen, Madlon?"

Es war nichts Ungehöriges, daß der Gutsherr mit den Mägden eine Runde tanzte. Niemand hätte etwas daran finden können.

Aber Frau Vidal schlug mit dem Stock hart gegen den Estrich.

„Du hast Arbeit, Madlon . . . geh!" . .

Das Mädchen wurde blaß; ein kostbarer Sevresteller fiel ihr aus der Hand und lag in Scherben am Boden.

Frau Vidal wiederholte: „Geh!" . . .

Dann ging sie ins Nebenzimmer, riß mit harten Fingern die Hände des Professors von den Tasten: „Das ist bei uns nicht Mode . . . Sie wissen doch!"

Ja, natürlich wußte er. Aber die kleine Gräfin tanzte so wunderhübsch und lachte so vergnügt, wie er sie sonst nie lachen sah. . . .

Gerhard biß sich auf die Lippe. Seine Finger trommelten nervös auf dem Tisch. Was war denn das wieder? Widerspruch regte sich in ihm. Der heiße, ungezügelte Zorn seiner Studentenzeit.

„Spielen Sie, Professor . . . hören Sie. . . . Das ist ja Unsinn."

Er sprach in spitzen Worten, mit gespannten Lippen und der hochmütigen Kälte der Stimme, die ein Erbteil der Oberwall war.

„Laß doch, Gerhard! Es ist ja gar nicht so wichtig!" warf Lou auf deutsch ein mit leiser Bangigkeit.

Gerhards Mundwinkel zuckten.

„Es ist sehr wichtig — mische dich, bitte, nicht hinein."

Und er wiederholte: „Bitte, Professor, spielen Sie den Walzer noch einmal."

Das Gesicht des alten Mannes wurde in der Tür sichtbar, verwirrt, beinah erschreckt.

„Aber Graf Gerhard" . . .

Er sprach Deutsch, wie Lou Deutsch gesprochen hatte.

Gerhard wiederholte noch härter und auf französisch, daß es alle hören mußten: „Ich verlange, daß Sie den Walzer spielen! Ich bin der Herr hier . . . ich verlange es!"

Der alte Mann stotterte: „Ich kann nicht . . . sehen Sie meine Hände" . . .

Er hielt seine zitternden Hände in die Luft, sah mit seinen wasserblauen Augen hilfesuchend um sich. Es war, als wollte Gerhard sich auf ihn stürzen. Die Mutter fiel ihm in die Arme.

„Was ist dir, mein Junge . . . was ist dir?" . . .

Er war grün.

„Man soll mir gehorchen!" stieß er hervor. „Gehorchen soll man!"

Er wußte jetzt selbst nicht mehr, was er wollte. Er wiederholte immer nur das eine Wort: „Gehorchen . . . gehorchen!" . . .

Ihm schien es, als lache Gareto über ihn . . . als lache der große Mensch dort mit dem riesigen Kopf auf dem breiten Stiernacken, als lache der Monsieur mit dem spitz gezwirbelten Schnurrbart, als lachten die Mägde dort hinter der Tür und unter den Fenster, ihm war — als wären sie alle zusammengekommen, ein einziges Ungeheuer, ein Koloß, ein Koloß, den er bewältigen mußte mit seinem Willen und, wenn nicht anders . . . mit der Kraft seiner Fäuste.

Lou beugte sich über den Tisch, suchte seine Augen und streckte die Hand nach ihm aus. Ihr rotes Kreuz sprühte im Schein der Kerzen gleich schweren Blutstropfen auf dem schneeigen Kleid.

„Nimm das Kreuz ab", murmelte er.

Und als sie nicht gleich zufaßte, wiederholte er heftig: „Nimm das Kreuz ab!"

Ohne die Augen von ihm zu lassen, mit bebenden Händen riß Lou die Kette ab, an der das Kreuz befestigt war.

„Was ist dir nur?"

Gerhard Oberwall fuhr sich mit der Hand über die Stirn, legte die Finger an die pochenden Schläfen; ohne Lou anzusehen, ging er zur Tür.

„Ich werde draußen eine Zigarette rauchen."

„Soll ich mitkommen?" rief Mémère.

„Nein! . . . Warum?" . . .

Die Kerzen flackerten auf. Sennor Bajadoz blinzelte mit blöden, schlaftrunkenen Augen vor sich hin, und Monsieur Olivier notierte sich etwas in seinem Notizbuch aus schwarzem Glanzleder.



Frau Vidal kam langsam, mühsam, auf den Stock gestützt, herein.

Und wieder, wie vorhin im Garten, richteten sich die Augen Garetos aufmerksam auf den schlanken, blonden Menschen mit der krampfhaft arbeitenden Brust, mit den nervösen, zitternden, zu Fäusten geballten Händen.

Mit einer ruhigen Bewegung schob er den fassungslosen alten Mann beiseite, setzte sich ans Klavier und spielte einen Walzer. Einen langsamen, kindlich einfachen Walzer — vielleicht den einzigen, den er spielen konnte — und immer die gleichen acht Takte, die einzigen, die er behalten hatte.

„Was ist denn das?" stammelte Frau Vidal. „Was ist denn das?"

Sie hielt sich am Instrument fest, ihr Gesicht war wie versteinert vor Entsetzen.

„Das Klima bekommt ihm nicht", sagte Gareto trocken.

„Soll die Madlon kommen, Liebling?" flüsterte unterdes Susanne Oberwall. „Sag, soll sie kommen?"

Sie hätte sie ihm in die Arme gejagt, vor Lou, vor aller Welt. Nur nicht so starr und aschgrün sollte er vor ihr stehen, ihr angebeteter Junge, ihr Liebling, ihr Einziger.

Gerhard antwortete nicht. Ein Glas Eiswasser stand ihm zur Hand. Er stürzte es herunter. Der Schweiß setzte sich ihm in feinen Perlen an den Hals.

Aus dem Nebenzimmer klangen immer die gleichen Walzertakte. Er lächelte. Lächelte ganz unbewußt.

„Lieber . . . was war dir nur?"

„Ich gehe in mein Zimmer", sagte die Vidal. „Schicken Sie mir die Madlon herauf, Professor!"

Susanne Oberwall hatte den Namen aufgefangen.

„Die Madlon ... Ahnchen ... was soll die bei dir?"

„Raus soll sie . . . weiter nichts. Sie hat hier nichts mehr zu suchen."

Susanne Oberwall blickte unruhig auf Lou und murmelte erregt halblaut: „Warum denn? Und wenn der Junge nach ihr fragt?" . . .

Sie war sich der Bedeutung ihrer Worte nicht bewußt, stand immer nur mit ausgebreiteten Armen vor dem Sohn, daß nichts geschah, was ihm weh tun konnte.

Frau Vidal antwortete nicht, ging hinaus; ganz blaß wurde Susanne Oberwall.

„Was hast du?" fragte Lou.

Zum erstenmal unwirsch, stieß Mémère Lous feine, zarte Hand zurück.

„Frage Ahnchen . . . so frag sie doch. Madlon soll fort . . . es ist unsinnig . . . es ist" . . .

„Man müßte ans Bett denken", sagte Sennor Bajadoz und gähnte laut.

Gareto zündete sich eine Zigarette an einer der Kerzen an. Seine dunklen Augen blieben an Lou hängen, an ihrem lichten, flockigen Haar, das im gelben Schein der Lichter golden schimmerte. Er war es gewöhnt, mit Frauen vornehmer Herren zu verkehren. Und es war eine merkliche Unterscheidung in seinem Ton, wenn er mit den Damen des Hauses und wenn er mit Lou sprach.

„Ihr Herr Gemahl ist in den Garten gegangen. Darf ich mich Ihnen anschließen, wenn Sie ihm entgegengehen?"

Gern, wollte Lou antworten.

Susanne Oberwall aber legte den Arm um ihre Schulter, zog sie vom Tisch, als wollte sie sie aus Garetos Nähe bringen.

„Danke, Sennor, meine Schwiegertochter ist müde, sie bedarf jetzt der Ruhe. Nicht wahr, Herz, du legst dich jetzt nieder. Aber mein Sohn wird sich freuen, wenn Sie ihm noch etwas Gesellschaft leisten."

Gareto verbeugte sich kurz.

Langsam, mit schweren Knien stieg Lou die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer. Sie zündete die Lampe nicht an, sondern hob die Fliegenfenster aus dem Rahmen. Die Luft, die ihr entgegenschlug, war schwüler noch als die im Zimmer. Ein großer Käfer flog am Fenster vorüber, ins Fenster herein, klatschte an die Wand, erfüllte die Stube mit seinem aufreizenden Gebrumm.

Zwei glimmende Punkte bewegten sich langsam, ruckweise am Ende der schmalen Gartenallee, kamen näher, immer näher, bis Lou ihren Mann erkannte und Gareto, wie sie rauchend und plaudernd Seite an Seite schritten. Plötzlich drang von irgendwo ein dumpfer, unterdrückter Aufschrei. Lou warf sich zurück in die Tiefe des Zimmers. Leise schluchzend stolperte etwas die Treppe hinunter. Lou öffnete leise die Tür: „Madlon ... Madlon" . . .

Niemand antwortete. Von unten drang das Lachen der räumenden Mägde herauf, dann torkelte Sennor Bajadoz, eine Kerze in der Hand, die Treppe empor, Monsieur Olivier folgte, fuhr den Pächter mit einem Fluch an:

„Passen Sie doch auf, Sie tropfen mir ja meinen Anzug voll."

Lou klinkte die Tür wieder zu, schob den Riegel vor. Mémères volle, weiche Stimme sagte: „Der Professor hat Ihnen sein Zimmer abgetreten, Sennor Gareto, wünsche Ihnen wohl zu ruhen unter unserm Dach." . . .

Und Frau Vidal fügte hinzu: „Ich glaube, es gibt Gewitter heute nacht! Es hat schon zweimal gedonnert. Heilige Mutter Gottes!"

Lou sah plötzlich den Garten wie in eine lohende Flamme gehüllt, und fast gleichzeitig erschütterte ein entsetzlicher Donnerschlag das ganze Haus.

Lou stürzte zum Fenster. Wo war Gerhard? Warum blieb er draußen?! Die Gewitter waren furchtbar in der Gegend! Frau Vidal erzählte gern von den Knechten, die unter diesem oder unter jenem Baum vom Blitz getroffen worden waren.

„Gerhard!" wollte sie rufen, „Gerhard!"

Der Ton blieb ihr in der Kehle stecken. Ein zweiter Blitz flog über den Garten, zeigte ihr ihren Mann und ihm zu Füßen eine weibliche Gestalt. Sie erfaßte noch seine Bewegung, die wie ein Losreißen war, sie erkannte noch die Silhouette der jungen Magd Madlon, sah noch, wie ihre Arme verzweifelt seine Knie umklammerten.

Ja . . . was war denn das . . . was war denn das heute nur? . . .

Sie tastete nach den Streichhölzern, ein heißes Würgen schnürte ihr die Kehle zusammen, sie wußte nicht recht, was sie tat. Sie hatte wohl vier, fünf Streichhölzer gleichzeitig entflammt — ein penetranter Schwefeldampf stieg ihr in Mund und Nase. Sie hustete, konnte kaum mehr atmen, warf die Hölzer von sich. Der leichte seidene Schal fing Feuer, sie warf sich darauf, um die Flamme zu ersticken. Sie spürte eine sengende Hitze am Kopf, griff mit beiden Händen nach dem Haar, schrie auf, gellend, verzweifelt — wie durch eine Feuergarbe erhellte sich das Zimmer — sie stürzte ans Fenster.

„Gerhard!" . . .

Nichts Menschliches war in ihrer Stimme.

„Gerhard!" . . .



Sie sah ihn nicht mehr. Jemand schlug an die Tür. „Mach doch auf . . . Lou, mach auf!"

Sie hörte nicht. Sie hörte die Stimmen nicht, die anschwollen vor der Tür ihrer Wohnstube, nicht das betäubende Donnergetöse, hörte nicht das plötzliche Prasseln des Regens, nicht das Einschlagen ihrer schweren Eichentür — sie lag vergraben in dem großen, breiten Bett der Vidal unter Decken und Kissen, und ihr war, als suchte sich das Feuer seinen Weg zu ihr, um das Werk zu vollenden, das die große, glühende Sonne begonnen hatte.

* * *

Lou lag unten in der großen Wohnstube auf einem Ruhebett und sah zu, wie der Professor mit Bier angefeuchtete Löschblätter zwischen den ausgedörrten, zerschnittenen Tabak legte, um ihn anzufeuchten.

Sie waren beide ganz allein. Das Haus Vidal war in die Camargue gefahren mit seinen Gästen in zwei Wagen und mit großen Körben, die Getränke und Proviant enthielten. In der Frühe hatte es noch großen Spektakel gegeben. Bajadoz hatte geflucht wie ein Wilder, denn Gareto hatte sich gestern nacht beim Einschlagen der schweren Eichentür die rechte Hand leicht verstaucht und hatte nicht üben können.

Den ganzen Morgen hatte Monsieur Olivier kühle Umschläge gemacht, und schließlich hatte Gareto es sich gefallen lassen müssen, die Hand in einer koketten schwarzen Schärpe zu tragen.

Frau Vidal hatte den Kopf geschüttelt und mit dunkelm Blick nach Lous kaum versengten Haarspitzen geschielt.

Lou war sich den ganzen Morgen wie eine Verbrecherin vorgekommen. Selbst Mémère verdoppelte ihre Aufmerksamkeiten für Gareto und meinte: „Das alles sind ein paar Stirnlöckchen und ein angesengter Schal wahrhaftig nicht wert."

Nur Gerhard verhielt sich schweigsam, sah Lou manchmal scheu von der Seite an. Im Grunde waren alle froh, daß Lou zu Hause blieb, nur Gareto sagte: „Wenn Sie sich heute schonen, dann habe ich gewiß die Freude, Sie morgen in Nimes zu sehen."

Und da er ihr ängstliches Gesicht sah, fügte er hinzu: „Nicht in der Arena . . . nein, das ist wohl nichts für Sie. Blut und Sonne, das ist eine Mischung, die nicht jeder verträgt. Dazu gehört ein eigenes Temperament."

An die Worte mußte sie jetzt denken, während sie auf dem Ruhebett lag und der Professor den Tabak anfeuchtete. Und an die Madlon mußte sie denken, und wieso es möglich war, daß sie selbst gestern so alle Herrschaft über sich verloren hatte. Daran war wohl auch die Sonne schuld, die alle Instinkte ausbrütete, alle Instinkte, auch die ihrer rechtschaffenen Natur, die nichts ertrug von dem, was jenseit der bürgerlichen Lebenslinie lag, und fassungslos den großen, rätselhaften Ausbrüchen der menschlichen Seele gegenüberstand. Sie war eben die Tochter ihrer Mutter, die Tochter der sorgenden, stillen Frau mit der klaren Seele, die eigenes Leben nur empfing aus der Hand jener, die sie liebte. Und vielleicht war ihre Mutter auch nicht geschaffen gewesen für die Liebe des großen Künstlers, der auch damals schon im Vater gesteckt hatte und sich nur nicht hatte durchringen können in der weichen, lauen Atmosphäre anbetender Hingebung. Erst einer Fürstin Sukewitsch war es beschieden gewesen, alles auszulösen, was unbewußt auf dem Grund seiner Seele geschlummert hatte. In der Schwüle dieser heißen, tollen Leidenschaft hatte er sich selbst gefunden, war seine Kunst gereift.

Und so hatte auch Gerhard erst hier sich selbst gefunden. So hatte die sengende Sonne der Provence alles ausgebrannt in ihm, was Erziehung ihm als Panzer mitgegeben. Und hier wie in der Rauchstraße stand sie, die kleine Lou Hörselkamp, mit angstvoll erhobenen Armen und wußte nicht, wie sie der Glut wehren sollte, die alles, was sie liebte, wandelte und ihr entrückte.

* * *

Sehr heiter und aufgeräumt kam Gerhard mit Mutter und Großmutter heim. Die Gäste waren mit dem Wagen nach Arles gefahren und von dort nach Nimes abgereist.

„Gareto bestellt uns Zimmer im Hotel Luxemburg," sagte Mémère, „es wird zwar schwer sein, etwas zu bekommen — aber wenn Gareto will, dann logiert der Wirt all seine andern Gäste aus."

Sie klopfte Lou auf die Wangen: „Na, Herz, bist du wieder munter, ja?"

Frau Vidal war äußerst zufrieden. Sie hatten einen sehr günstigen Abschluß gemacht. Der Sennor Bajadoz hatte sich begeistert über die Stierzucht ausgesprochen, und Monsieur Olivier hatte fünf prächtige Zuchtstiere als gekauft in sein Büchlein eingetragen.

Gerhard küßte Lou auf beide Augen, fragte ganz leise: „Bös?"

Und da sie, noch ein wenig traurig, den Kopf schüttelte, küßte er ihre beiden Hände, murmelte: „Daran denkt man doch keinen Augenblick . . . das ist doch alles Unsinn! Ein Ferienspaß, nicht wahr . . . na also!"

Man trug schnell auf, was das Haus noch an Vorräten besaß. Es war nicht mehr viel. Und es wurde nach alter Art auf dem weißen Wachstuch serviert. Lou half mit beim Decken des Tisches, da die neue Stubenmagd noch nicht Bescheid wußte. Sie wurde ganz fröhlich dabei, summte ein kleines Lied, wehrte Gerhard lachend, als er ihr neckend immer wieder den Hals küßte.

Sie wollte ihm nicht durch dumme Eifersüchteleien die Stimmung verderben. Sie war so froh, daß sie wieder etwas in ihm wiederfand aus der ersten Zeit ihrer Liebe.

Dann wurde erzählt. Es war ein herrlicher Tag gewesen, vom Gewitter so abgekühlt, daß man gar nicht unter der Hitze zu leiden gehabt hatte. Die Schäfer hatten dem berühmten Gast zu Ehren eines ihrer üblichen Stierkampfspiele aufgeführt.

„Und denke dir, Herz, denke dir, wie entzückend — Gareto selbst hat sich an dem Spiel beteiligt."

Lou war bereits genügend durchdrungen von der Bedeutung des Sennor Gareto, um solche Herablassung zu würdigen.

„Schade, daß ich nicht dabei war", sagte sie munter.

„Sehr schade," bestätigte Frau Vidal, „denn dann hättest du auch deinen Mann bewundern können."

Lou erschrak. „Gerhard . . . wieso?"

Alle sprachen durcheinander. Mémère klatschte in die Hände, lachte wie ein kleines Mädchen, das eine wundervolle Überraschung ausgeheckt hat. Endlich war es Gerhard möglich, sich verständlich zu machen. Gareto hatte ihm ein paar Kunstgriffe gezeigt, vor allem den Sprung über die Barriere und den schnellen Richtungswechsel des Laufes. Wenn man ein bißchen gelenkig und behende war, dann war es wahrhaftig kein Kunststück, bei einiger Übung diese braven, frommen Camarguestiere bei den Hörnern zu kriegen.



„Florettfechten ist unter Umständen schwerer", schloß er lachend.

Lou wurde wieder sehr still. Die leuchtenden dunkeln Augen der Frauen hatten etwas Unheimliches für sie. Gerhards ausgelassene Stimmung schlug wieder in Ärger um. Wie ein kalter Wasserstrahl auf Feuer war Lous Gesichtsausdruck für ihn. Was war denn dabei, wenn er sich amüsierte, wie andere junge Leute es auch taten. Wem tat er damit etwas zuleide?

Er stand vom Tisch auf, gab dem Stuhl mit dem Fuß einen Ruck.

„Also, da habt ihr's . . . also, warum habt ihr das erzählt? Ich hab's euch gesagt!"

Frau Vidal legte die Olive, die sie grade zwischen zwei Fingern hielt, wieder bedächtig auf den Teller zurück. Mémère seufzte laut und zitternd auf: „Ich verstehe dich nicht, Herz. . . . Wir sind stolz auf ihn."

„Mein Mann hat sich in seiner Jugend mindestens zwanzigmal an den Stierspielen in der Arena von Arles beteiligt."

„Sei unbesorgt, Ahnchen, das mache ich auch noch."

Er steckte die Hand in die Taschen seines rotseidenen Sakkos und lehnte sich an den hohen Kamin unter das Bild der Mutter Gottes.

„Ich sehe gar nicht ein, warum ich nicht dem hier üblichen Sport huldigen soll. Denn es ist schließlich ein Sport wie jeder andere, wie Tennis, wie Golf — wie der Boxkampf, wenn es dir lieber ist. Ob ich mir nun von einem Partner den Magen einschlagen lasse, oder ob ich mich gewandt über eine Barriere oder einem Stier auf den Nacken schwinge — das scheint mir denn doch ziemlich gleichwertig zu sein. Und ob ich mir auf der Mensur mein Gesicht zerhauen oder mir beim Stierkampf den Arm ritzen lasse — wo liegt da der Unterschied? Ich bitte dich . . . sage mir, wo liegt da der Unterschied?"

Ratlos blickte Lou um sich.

Beinah feindlich waren die Augen der Frauen auf sie gerichtet. Der Professor kratzte mit seiner Gabel auf seinem Teller herum.

Lou stammelte: „Ich glaube, ein Graf Oberwall . . . für einen Grafen Oberwall" . . .

Er lachte fast höhnisch auf: „Ein Graf Oberwall heiratet eben keine Vidal. Und wenn er es tut, muß er die Konsequenzen tragen. Ein Graf Oberwall heiratet auch keine Rey, oder er muß eben die Folgen tragen. Warum sollte denn unsereins immer nur dem Vater nachgeraten? Ist das Blut unserer Mütter nicht ebenso stark? Ich behaupte sogar, es ist stärker, denn es ist jünger!"

Mémère stand auf. „Wir wollen schlafen gehen. Morgen ist ein großer Tag."

Frau Vidal fing die Brotbrösel von ihrem Schoß in der hohlen Hand auf.

„Sie brauchte doch gar nicht mitzukommen", sagte sie hart.

Lou zuckte unmerklich zusammen. Sie wußte den Klang dieses „sie" zu deuten, wußte es von der Rauchstraße her.

„Sie", das war die Fremde, der Eindringling, der Feind.

„Wie du willst, Lou." . . .

Gerhard hatte das nervöse Gesicht, das Lou so gut von Berlin her kannte. Er litt jetzt, wie er in Berlin gelitten hatte, wenn er den Druck nicht abschütteln konnte, der auf ihm lastete, wenn er den Widerspruch nicht zu schlichten vermochte zwischen sich und seiner Umgebung.

Mehr noch vielleicht als Lou fühlte er die Feindseligkeit, die im Haus wuchs gegen sie nur aus dem Gefühl tiefer, innerer Gegensätzlichkeit heraus. Und er erhaschte den Blick des alten, deutschen Mannes, der das Gnadenbrot bekam an dem Tisch, das Leben der provenzalischen Familie teilte — wie ein alter Verwandter, und doch innerlich allein stand jenseit der unmerklichen und doch breiten Grenzlinie, die diese Menschen zwischen sich und allen denen zogen, die ihrem Wesen fremd waren. Und Gerhard Oberwall las in diesem Blick, daß auch seine Frau jenseit dieser Grenzlinie stand. Nicht nur für Mutter und Großmutter — auch für ihn selbst; er erschrak, da er plötzlich merkte, wie fern sie ihm gerückt war, die blonde, zarte Lou Hörselkamp, der einst seine besten Empfindungen gegolten hatten.

Die Erscheinung der jungen Magd zuckte blitzartig an ihm vorüber. Das Blut schoß ihm zu Kopf . . .

Aber nein . . . die Madlon war's nicht, die Schuld daran trug; kaum mehr gedacht hatte er an sie seit der Stunde im nächtlichen Garten . . . hatte sie ärgerlich von sich geschoben, da sie seine Knie umklammerte, ihn beschwor, sich bei der Großmutter für sie zu verwenden, daß sie bleiben dürfte. . . . Das fiel ihm gar nicht ein. Was dachte sie denn? Ihr Platz war nicht mehr hier. Er wollte ihr Geld geben, eine Aussteuer . . . aber sie sollte ihn jetzt zufrieden lassen. Er hatte dann, als sie endlich davonlief, hinaufgehen wollen zu Lou — ihr alles beichten, wie ein braver, guter Junge beichtet, daß er mal einen Apfel aus dem Nachbargarten gestohlen hat. Sie hatte ihm das Blut heiß gemacht, sie oder die Sonne. Es war alles Unsinn. Ganz leicht und froh war ihm bei diesem Entschluß geworden, der ihm wie angeweht kam von der plötzlich abgekühlten Gewitterluft . . . Da war Lous Gestalt am Fenster erschienen, da hatte er ihren Schrei vernommen, ihren tollen, wahnsinnigen Hilferuf. . . . Und dann, als später noch alle um sie herumstanden, darauf warteten, daß sie aus der Ohnmacht erwache, um sie zu beruhigen, ihr zu sagen, daß nur die Einbildung ihr einen Streich gespielt hatte, daß nur ein paar Stirnlöckchen versengt waren — da hatte sie die Augen aufgeschlagen und wohl — ohne noch recht zu wissen, was sie sagte — gerufen: „Die Madlon . . . im Garten . . . die Madlon" . . .

Und da hatte er gewußt, daß seine Beichte zu spät kam, daß sie alles wußte, und so hatte er es nicht mehr über sich bringen können, auf die „ganz harmlose" Geschichte zurückzukommen.

„Ganz harmlose Geschichte!" Es waren die eigenen Worte seiner Mutter. Sie hatte ihn in ihr Zimmer gezogen und ihm Räubergeschichten über die Madlon erzählt. Sie wäre ein leichtsinniges Ding von jeher gewesen. Natürlich traf sie allein die ganze Schuld, er brauche sich gar keine Gedanken zu machen. Und vor allem durfte er seiner Frau gegenüber nichts zugeben. Über so was sprach man nicht mit seiner Frau.

Sie lachte ihn fast schelmisch an, ihren „großen, alten Jungen", war heimlich ein bißchen stolz darauf, daß er ein richtiger Mann war und nicht an der Schürze seiner Frau hing. Ihm war aber doch eine Unsicherheit geblieben Lou gegenüber, eine ärgerliche Befangenheit — so daß er ihr nicht zureden mochte, mitzukommen nach Nimes, kein „Opfer" von ihr verlangen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

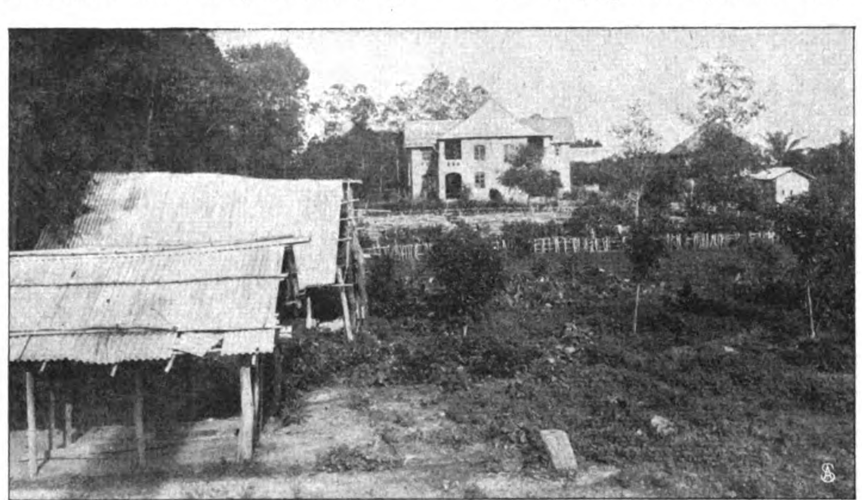


Auf Wissmanns Pfaden.

Von Emil Zimmermann. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Seit einigen Jahren mit dem Studium zentralafrikanischer Verkehrsfragen beschäftigt, erschien es mir notwendig, den Kongoverkehr aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und am 19. April nahm ich in Kinshassa am Stanley Pool den Dampfer Luxemburg (Abb. S. 1623), ein ganz schönes Boot von 250 Tonnen, um den Kasai und Sankuru hinauf nach dem vielgenannten Lusambo zu fahren, von wo aus Belgien durch Bahnen Katanga, das Merugebiet und den Tanganjika seinem Verkehrsnetz angliedern will, um auch den Verkehr der entferntesten Teile seiner Kolonie nach Matadi lenken zu können.

Auf der Luxemburg erhielt ich die größte Kabine, das Essen war einigermaßen gut, die Mitreisenden und besonders der Kapitän, ein Däne, waren verträgliche Leute; so fühlte ich mich ganz wohl, und mit Spannung sah ich der Kasai- und Sankurufahrt entgegen. Wenn sie enttäuschte, so war das nicht die Schuld des Schiffes und seines Kapitäns; wo es außerordentlich wenig Interessantes zu sehen gibt, kann auch schließlich das besteingerichtete Schiff nicht die tödlichste Langweile verhindern.

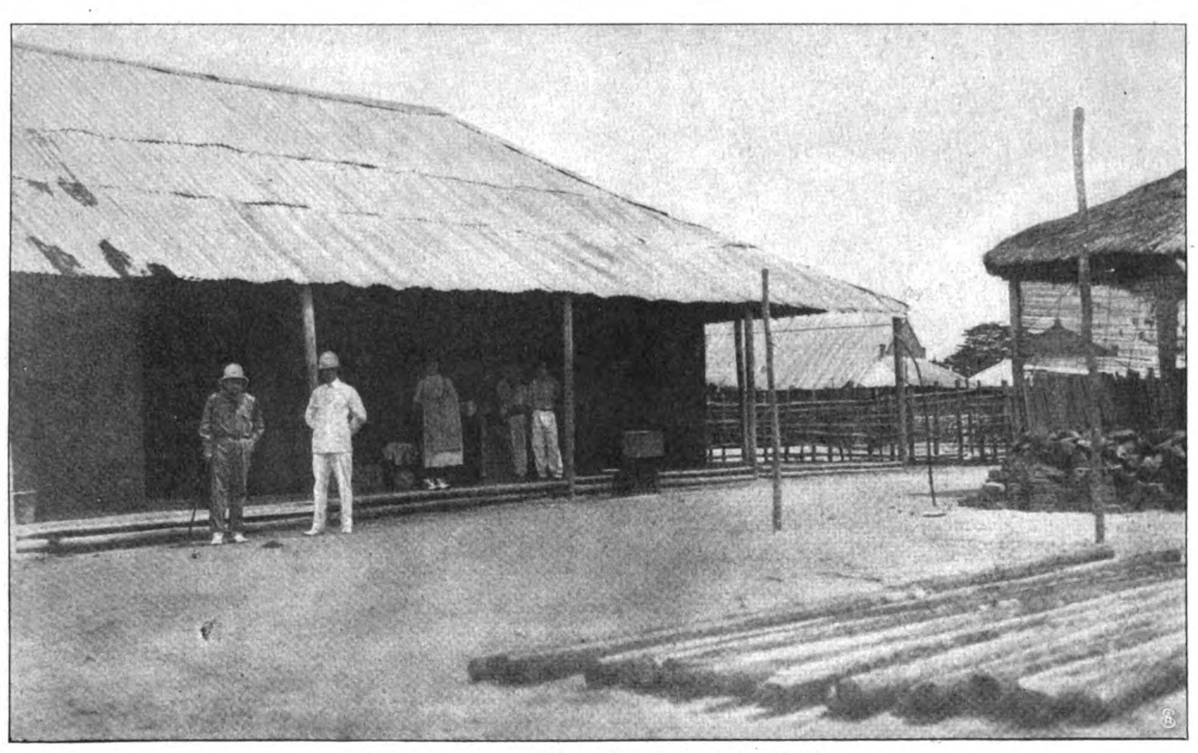


Jesuitenmission Wombali.

Der Kasai und Sankuru sind prächtige Ströme; Schiffe wie die Luxemburg können das ganze Jahr bis Lusambo emporsteigen; seit mehr als 10 Jahren gibt es Schiffahrtsverkehr; aber die Entwicklung ist außerordentlich gering. Bis Bena Dibele hinauf gibt es auch nicht einen Platz von irgendwie größerer Bedeutung.

Am Einfluß des Mfini in den Kwa liegt die Regierungstation Mutshie; sie hat den Leopold-II.-See als Hinterland und den mindestens 500 Kilometer weit ins Innere schiffbaren Lukenie-Fluß; die ganze Güterbewegung in Mutshie beträgt aber kaum 500 Tonnen im Jahr.

Von Mutshie aus gingen wir über Bokola, wo eine Kautschukpflanzung von



Haus der „Société Belgo-Allemande“ in Lusambo.


Der gefangene Menschenfresser
von Basongo.

400 Hektar ist, die einzige, die ich bisher im Belgischen Kongo sah, in den Wissmann Pool; in mächtiger Breite, von zahllosen Inseln und Sandbänken durchsetzt, dehnt sich das Wasser. Wir bogen dann in den Kwango ein, fuhren an der ganz hübschen Jesuitenmission Wombali (Abb. S. 1621) vorüber nach Bandundu, dem Hauptort des noch recht wenig befriedeten Kwangodistrikts. Der Kleinhandel in Bandundu liegt in den Händen von Portugiesen. Den Haupthandel betreibt die Kasai-Kompagnie, deren Chefstation Dima am Zusammenfluß von Kwango und Kasai liegt.

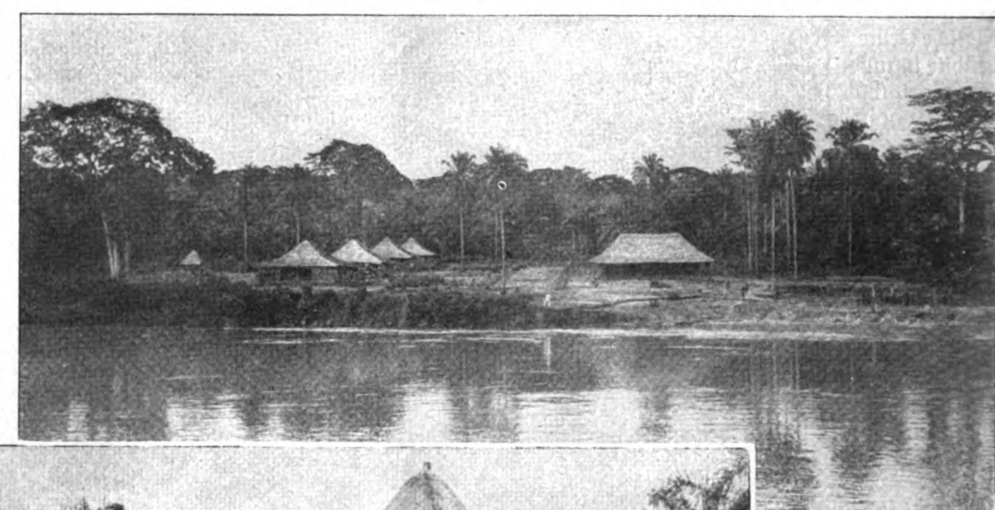
Dima ist die einzige rühmenswerte Anlage am Kasai. Prächtige Alleen durchziehen den sauberen Ort mit seinen netten Europäerhäusern und den schönen Gärten davor; elektrische Bogenlampen erleuchten ihn am Abend; es gibt eine kleine Straßenbahn; man sieht, daß mit Lust und Liebe gearbeitet worden ist. Weiterhin gibt's den Kasai aufwärts nicht viel; man passiert ebenda Holzposten und kleine Stationen der Kasai-Kompagnie und der S. A. B. Regierungstationen sind Mabenga und Basongo, dieses etwa eine Stunde vom Einfluß des Sankuru in den Kasai entfernt. Basongo ist ganz gut ausgebaut; es ist da einigermaßen gearbeitet worden. Im Gefängnis der Station sah ich einen Chef der Bashilele, der an der Spitze von 300 Mann den Belgiern viel zu schaffen gemacht hat. Er hat zwei Weiße getötet und gefressen; dafür sitzt er dauernd im Gefängnis (Abb. nebenst.). Die Menschenfresserei ist hier noch sehr im Schwang; vor kurzer Zeit wurden bei einem Holzposten fünf Arbeiter getötet und gefressen.

Von Kompagnieposten wurden Eolo, Mange, Lubue und Pangu passiert; Pangu hat auch eine katholische Mission. Ueber Butala, einen ebenfalls kleinen kommerziellen Posten, nicht bedeutender als alle andern auch, erreichten wir dann Bena Bendi und die Mündung des Sankuru. Ich hatte erwartet, an diesem günstig gelegenen Platz eine große Anlage zu finden; es sitzt aber nur ein Weißer da, der im Auftrag der Kasai-Kompagnie etwas Kautschuk von den Eingeborenen kauft.

Die Ufer des Kasai sind im allgemeinen flach, bis zum Poggeberg wenig bewaldet; da beginnt zum Teil recht schöner Urwald mit vielen Oelpalmen.

Die Sankurufahrt bot anfangs das gleiche Bild wie die Reise auf dem Kasai; am dritten Tag, nach Bena Dibele zu, zeigten sich etwas höhere Uferberge.

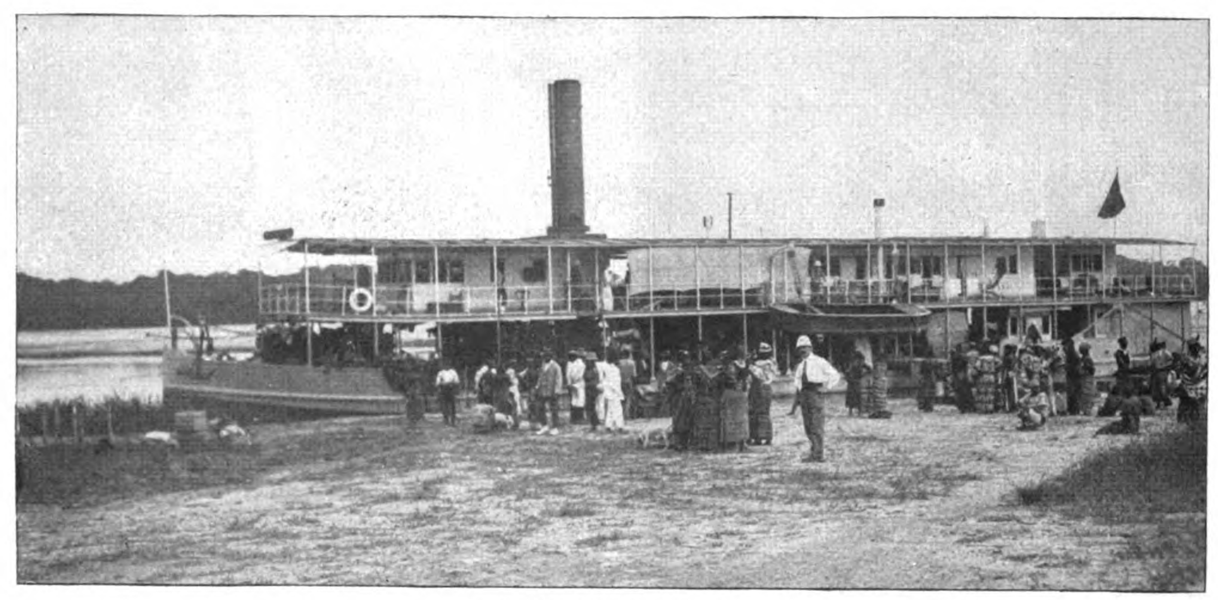
Am Sankuru haben sich viele Portugiesen niedergelassen:





Hondue bei Lusambo. Oben: **Station der Kasai-Kompagnie in Lubue.**

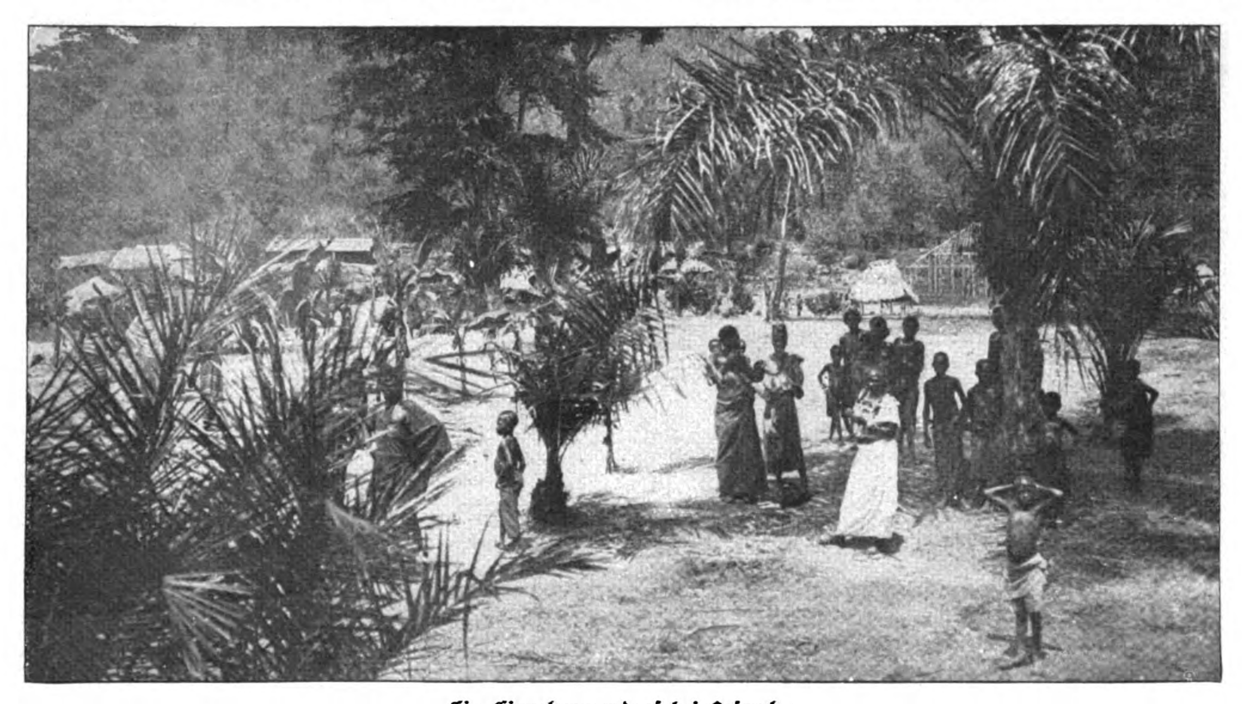




Der Dampfer Luxemburg.

dank ihren Bemühungen herrscht in diesem Flußgebiet etwas lebhafterer Verkehr. Die Leute verkaufen Bier, Wein, Konserven an Weiße, Stoffe an Eingeborene, die ihnen als Gegenleistung Kautschuk bringen. Am ersten Tag der Sankurufahrt erreichten wir spät abends Lodi, einen neuen Ort, wo sich vier Portugiesen niedergelassen haben; der Dampfer hatte für sie an 15 Tonnen Ladung mit. Am Posten Bolombo der Kasai-Kompagnie gingen wir am nächsten Morgen schnell vorüber; die Verschiffungen dieser Stationen besorgen die Gesellschaftsdampfer; Isaka aber hatte wieder Aufträge für das Schiff gegeben, zwei portugiesische Händler nahmen einige Tonnen Güter ab.

Am dritten Tag der Sankurureise fuhren wir nach Bena Dibele, einem größeren Handelsplatz, hinein; da haben sich ein belgischer Kaufmann und 35 portugiesische Händler niedergelassen. Die Portugiesen haben sich zu neun Handelsfirmen zusammengeschlossen. Das Handel treibende Bena Dibele ist noch neu; abseits der alten, schlecht gelegenen Regierungstation haben sich die Portugiesen, über einen großen Raum verstreut, angebaut; sie scheinen den Platz für einen guten Stützpunkt zu größeren Handelsunternehmungen zu halten. Einstweilen steckt alles noch in den Anfängen. Die 15 Minuten abseits vom Handelsplatz gelegene Polizeistation ist ganz gut eingerichtet, ist aber inmitten von Sümpfen erbaut, um in den früheren unruhigen Zeiten ihre Verteidigungsfähigkeit zu erhöhen; sie wird jetzt



Ein Eingeborenendorf bei Lusambo.

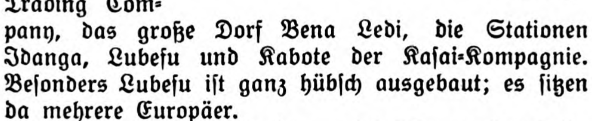




Am Wissmann-Pool.

auf die Höhe verlegt, wo die Handelstadt im Entstehen ist. Ein Haus in Ziegeln für den Chef des Postens ist nahezu vollendet.

Von Bena Dibele aufwärts wird der Sankuru dichter bewohnt; in wenigen Stunden passierten wir und liefen wir an Bombaie, Hauptposten der Trading Com-



pany, das große Dorf Bena Ledi, die Stationen Idanga, Lubefu und Kabote der Kasai-Kompagnie. Besonders Lubefu ist ganz hübsch ausgebaut; es sitzen da mehrere Europäer.

Noch weiter flußaufwärts — die Ufer werden felsig und teilweise recht hübsch — liegen dicht beieinander die großen Orte Lontala, Munungu, Inkongu, Kondue mit Faktoreien und Missionstationen; Zehntausende von Menschen leben im Hinterland. Und endlich Lusambo (Abb. S. 1621), die große, schön angelegte Station mit ihren sauberen Straßen, Ziegelhäusern, mit Stroh und Wellblech gedeckt, für die Beamten, den Lehmgebäuden zahlreicher Portugiesen. Den Haupthandel hat jedoch die Belgo-Allemande in Händen, die auch provisorische Lehmgebäude aufgeführt hat, die sie später aber durch Ziegelhäuser ersetzen wird. Die Gesellschaft hat jetzt schon in Lusambo bedeutenden Umsatz; von zwei jungen Deutschen, den Leitern am Platz, wird energisch gearbeitet. Sie würden noch mehr leisten können, hätten sie genügend Warennachschub; aber die Bahn Matadi—Leopoldville genügt den an sie gestellten Ansprüchen nicht.

In Lusambo und Umgebung wohnen 40 000 Menschen, im weiteren Hinterland, nach Luluaburg und Kabinda und dem Lomami zu, noch weit mehr. Lusambo ist einer der wichtigsten Punkte im Belgischen Kongo.

****

Unsere Bekleidung.

Ein Kapitel vom Welthandel. Von A. Oskar Klaußmann.

Wenn wir an Sonn- und Feiertagen eine festlich gekleidete, vieltausendköpfige Menschenmenge sehen, wenn wir in den Straßen der Großstadt während der Hauptgeschäftzeit die Tausende und abermals Tausende an uns vorüberfluten lassen, wenn wir in den Schaufenstern der vornehmen Modemagazine die kostbaren Produkte einer raffinierten Konfektion, die Erzeugnisse von Paris, London, Wien bewundern, dann drängt sich uns unwillkürlich eine ganze Anzahl von Fragen auf.

Die erste ist volkswirtschaftlicher Art und lautet: Welch ungeheure Summe mag alljährlich allein im Deutschen Reich für Männer- und Frauenkleidung umgesetzt werden? Und die zweite Frage schließt sich daran: Welchen Tribut zahlen wir in Deutschland für ausländische Modeerzeugnisse alljährlich?

Die zweite Frage ist rasch und mit ziemlicher Sicherheit zu beantworten, und zwar ist die Antwort eine überraschende. Deutschland schickt dreimal so viel Werte an Männer- und Frauenkleidung nach dem Ausland, wie es von dort empfängt. Die Statistik des auswärtigen Handels Deutschlands liefert uns dafür den besten und unumstößlichsten Beweis.

Viel schwieriger ist die Beantwortung der Frage, welche Summen wohl alljährlich in Deutschland für Männer- und Frauenkleidung aufgebraucht werden. Ja, die Beantwortung dieser Frage ist eigentlich unmöglich, weil es keine Statistik über den inneren Konsum gibt. Gar keine Möglichkeit ist vorhanden, Zahlen zu ermitteln, die uns mitteilen würden, für wieviel Millionen Männer- und Frauenkleidung alljährlich in Deutschland erzeugt und hier verkauft wird.

Die Erklärung ist leicht gegeben. Kein Geschäftsmann geht darauf ein, Daten über die Menge seiner Produktion, über Verkaufspreise, Verdienst, Warenbestände usw. anzugeben, und man kann ihm diese Wahrung des Geschäftsgeheimnisses natürlich nicht übelnehmen. Der Staat ist nicht in der Lage, den Kaufmann zu derartigen Angaben zu zwingen, und nur in einem einzigen Fall hat der Staat Anspruch auf Angabe statistischer Zahlen: das ist beim Grenzzollverkehr. Hier werden die eingeführten und ausgeführten Gegenstände nach Gewicht und Wert genau gebucht. Aber dieser Wert ist nicht der Verkaufspreis, auch nicht der Herstellungspreis; es ist eine Summe, die zur Feststellung des Zolls dient, und die daher die Parteien, die hier Waren zu verzollen haben, möglichst niedrig zu bemessen suchen. Die Verkaufspreise, also der wirkliche Umsatz, würden sich weit höher stellen. Diese Angaben der Zollstatistik sind auch für die einzelnen Monate, besonders aber für die Jahre der Berechnung außerordentlichen Schwankungen unterworfen. Es gibt Artikel, besonders bei der Männer- und Frauenkleidung, von denen in einem Jahr für eine Million, in dem andern für sechs bis sieben Millionen Mark eingeführt werden. Dieses Schwanken entsteht durch die Konjunktur, durch Zollverhältnisse, durch Witterungseinflüße, durch die allgemeine Lage.

So sind also die Zahlen, die amtlich wirklich zur Verfügung stehen, keine durchaus sicheren, keine maßgebenden, denn sie beziehen sich nur auf die Ein- und Ausfuhr. Immerhin kann man aus ihnen doch ungefähr einen Schluß ziehen auf die ungeheuren Werte, die allein in Deutschland jährlich für Männer- und Frauenkleidung aufgewendet werden.

Die deutsche Ausfuhr von Garderobegegenständen geht nach allen europäischen Ländern; vor allem nach Großbritannien, nach Holland, Rußland, der Schweiz, Italien, nach Schweden, Norwegen, Dänemark, dann nach den Vereinigten Staaten von Amerika, nach Kanada, einem Teil von Südamerika und nach Australien. Einzelne deutsche Städte liefern für die ganze Welt; zum Beispiel Leipzig die Pelzkonfektion, Berlin Wäsche, Mäntel, Jupons und Frauenkleider.

Nehmen wir nun die Zollstatistik zur Hand, und suchen wir aus den durchschnittlichen Zahlen die interessantesten herauszugreifen.

Da sich der Zoll nach dem Material richtet, unterscheidet die Statistik eine besondere Klasse für Kleider und Putzwaren, die aus Seide ganz oder teilweise hergestellt sind. Wir führen ungefähr für 1⅓ Millionen Mark Frauenkleider aus dieser Klasse ein und exportieren für 2 Millionen. Wir beziehen seidene Mädchenkleider, Blusen, Schürzen, Unterröcke für ⅓ Million und führen für ¾ Millionen aus. Wir bekommen seidene Putzwaren aus dem Ausland für 1.3 Millionen und liefern dem Ausland für 5 Millionen. Gewaltiger werden die Zahlen, wenn es sich um Gegenstände aus anderem Material handelt (Gespinste, Wolle, Tierhaare, Filze). Wir beziehen für ¾ Millionen Männer- und Knabenkleider und führen aus für 7½ Millionen. Für Frauen- und Mädchenkleider, Blusen, Schürzen, Unterröcke, Mieder zahlen wir dem Ausland ¾ Millionen, erhalten aber von ihm zurück 38 Millionen. Putzwaren beziehen wir für ungefähr 150 000 Mark und liefern dem Ausland für 2 Millionen. Ziemlich hoch sind auch die Werte aus der Zollklasse „Baumwolle". Männer- und Knabenkleider beziehen wir nur für wenige Tausend, liefern aber für 4 Millionen an das Ausland. Hemden, Vorhemden, Kragen und Manschetten beziehen wir für ½ Million und exportieren für 9 Millionen. Ebenso beziehen wir für ½ Million Frauen- und Mädchenkleider und führen aus für 4 Millionen; und Blusen, Schürzen, Unterröcke kaufen wir für die gleiche Summe im Ausland, führen aber für zirka 6½ Millionen aus. Putzwaren aus Baumwolle beziehen wir für 1 Million und führen aus für 8½ Millionen.

Interessant ist es, welchen Aufschwung die Fabrikation der Gummiwäsche genommen hat. Wir liefern für 2½ Millionen an das Ausland, während wir höchstens für 25,000 Mark jährlich solche Wäsche beziehen. Wasserdicht gemachte gummierte Kleider oder Mäntel kommen nach Deutschland für ½ Million; es gehen ins Ausland für 1¼ Million.

Regen- und Sonnenschirme gehören auch zur Garderobe. Sie sind eine Ware, deren Vertrieb außerordentlich vom Wetter abhängig ist. Verregnet der Sommer, dann liegt das Sonnenschirmgeschäft gänzlich danieder, während der Umsatz in Regenschirmen steigt. Ein trockener Herbst schädigt wiederum das Geschäft in Regenschirmen. Seidene Schirme, die sich in letzter Zeit sehr eingeführt haben, werden nur für 90,000 bis 100,000 Mark aus dem Ausland bezogen, während nach dahin für 1¼ Millionen gehen. Ebenso liefern wir nach außerhalb für 1 Million Mark baumwollene und leinene Schirme und beziehen diese Ware nur für eine ganz geringfügige Summe von außerhalb.

Schuhe werden größtenteils nicht mehr mit der Hand hergestellt. Die Maschinenfabrikation herrscht fast souverän, und da die Maschinen die Verwendung auch weiblicher Arbeiter gestatten, hat sich die Industrie mehr und mehr in die kleinen Orte zurückgezogen, wo billige Arbeitskräfte zu haben sind. Amerika, Österreich-Ungarn, England liefern uns für ungefähr 9 Millionen Lederschuhe. Wir führen aber für 14½ Millionen nach Frankreich, England, nach der Schweiz und nach unseren Kolonien aus. Große Bedeutung haben die Schuhe aus Gespinsten oder Filz gewonnen; zum Beispiel Segeltuchschuhe (für den Sport) und alle Sorten Filzschuhe. Für 2¾ Millionen exportieren wir, während nur für ½ Million in das Reich hineinkommen.

Eine gewaltige Industrie in Deutschland beschäftigt sich mit der Fabrikation von künstlichen Blumen. Ganz besonders wertvolle Ware wird ja auch vom Ausland eingeführt, und zwar im Betrag von 1 Million; dafür liefern wir aber künstliche Blumen für mehr als 10½ Millionen ans Ausland.

Ganz merkwürdige Resultate ergibt die Rubrik „Schmuckfedern". Deutschland produziert ja selbst künstliche Federn aus dem Gefieder einheimischer Vögel und bearbeitet das Rohmaterial von Schmuckfedern für das Ausland. So balanciert die Ein- und Ausfuhr in Straußenfedern mit 1 Million. Reiherfedern führen wir für ½ Million ein und für ¼ Million aus. Die Rubrik „Vogelbälge und Teile von Vögeln" ist sehr günstig für unsere Ausfuhr, denn sie beträgt 4 Millionen, während wir nur für ungefähr 75 000 Mark Rohmaterial einführen.

Ganz beträchtlich ist der Umsatz in Männerhüten und Mützen. Frankreich, Italien, England, Österreich-Ungarn, Südamerika (Panamahüte) senden uns ihre Fabrikate zu, während wir nach Belgien, Holland, der Schweiz, nach Dänemark, nach Nord- und Südamerika Männerhüte exportieren. Aber nur für 9 Millionen senden wir hinaus, für 13 Millionen empfangen wir vom Ausland. (Darunter in manchen Jahren für mehr als 6 Millionen Mark Panamahüte.)

Besonders feine Sorten Handschuhe kommen aus dem Ausland, namentlich aus Frankreich. Wir importieren für 4 Millionen und exportieren für 16 Millionen Mark Glacéhandschuhe. Andere Lederhandschuhe führen wir für 2 Millionen aus und nehmen aus dem Ausland für ¾ Millionen herein.

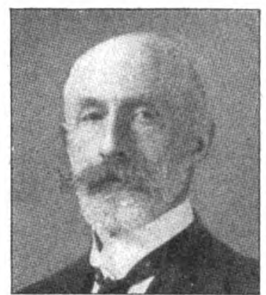
oooooooooooooooooooooooooooooooooooooo


Hofphot. Bergmann Nachflg.
Max Schott,
Obermusikmeister des 10. Inf.-Reg. in Ingolstadt, feiert sein 40 jähr. Jubiläum.

Bilder aus aller Welt.

Der Obermusikmeister des 10. Inf.-Regts. „Prinzregent Ludwig" in Ingolstadt, Max Schott, feiert in wenigen Tagen sein 40jähriges Militärdienstjubiläum. Der Jubilar ist einer der populärsten deutschen Militärmusikmeister.

Die bekannte Magdeburger Oelfabrik G. W. Farenholtz blickt auf ein 150jähriges Bestehen zurück. Der Königliche Kommerzienrat Botho Farenholtz, der jetzige Leiter des aus-



Hofphot. Pieperhoff & Fendius.
Kgl. Kom.-Rat B. Farenholtz,
Magdeburg,
beging das 150jährige Bestehen der bekannten Oelfabrik Farenholtz.



Die Jahrhundertfeier in Köslin: Der Festzug.



Generalleutnant z. D. Graf zu Solms-Wildenfels, Halensee,
feierte seinen 90. Geburtstag.

gedehnten Werkes beging mit den Angestellten und Arbeitern der Firma den Gedenktag durch ein wohlgelungenes und in voller Harmonie verlaufenes Fabrikfest. Den Arbeitern und Angestellten wurden namhafte Geldgeschenke zuteil, der älteste Arbeiter erhielt das Allgemeine Ehrenzeichen.

Der Generalleutnant z. D. Graf August zu Solms-Wildenfels, Halensee, feierte seinen 90. Geburtstag.

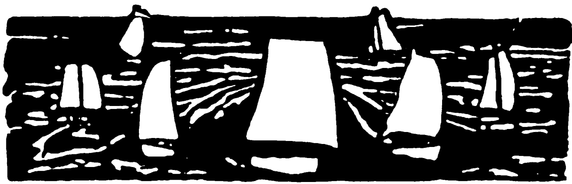
Die Stadt Köslin in Pommern beging vor kurzem feierlich die Hundertjahrfeier der Erhebung Preußens. Unsere Abbildung zeigt den Festzug. An dem Provinzialdenkmal für die gefallenen Pommern wurde eine Gedenkfeier abgehalten.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 39. Berlin, den 27. September 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 39.



Die sieben Tage der Woche.

18. September.

In Berlin wird das neue Kammergericht in Gegenwart des Prinzen August Wilhelm von Preußen feierlich eingeweiht (Abb. S. 1640).

Der Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg kehrt aus der Schweiz nach Berlin zurück.

In Breslau tritt der 4. Deutsche Kongreß für Säuglingsschutz zusammen.

Aus Nizza wird gemeldet, daß zwischen Cagnes und Grasse drei Wagen der elektrischen Bahn infolge Bremsenbruchs in eine 18 Meter tiefe Schlucht stürzen. Dabei werden 17 Personen getötet und 30 schwer verletzt.

In Konstantinopel werden die Protokolle über die türkisch-bulgarische Grenze, die Nationalitätenfrage und die Rechte der Mohammedaner im bulgarischen Gebiet unterzeichnet.

Die Kronprinzessin tritt in Bremerhaven auf dem Lloyddampfer „Kronprinzessin Cecilie" eine Seereise an (Abb. S. 1637).

Prinzessin Sofia von Sachsen-Weimar, Tochter des Prinzen Wilhelm von Sachsen-Weimar, machte ihrem Leben in Heidelberg durch Selbstmord ein Ende (Portr. S. 1638).

19. September.

Der Zentralverband deutscher Tonkünstler und Tonkünstlerinnen tritt in Berlin zu seiner zehnten Delegiertenversammlung zusammen.

In Hamburg werden die beiden Direktoren der Hanseatischen Bank unter dem Verdacht, große Unterschlagungen begangen zu haben, verhaftet.

Der König der Hellenen Konstantin trifft in Paris ein.

20. September.

Das neue Marineluftschiff „L 2" steigt unter Führung des Kapitäns Glund mit der Abnahmekommission an Bord morgens 4 Uhr 20 Minuten in Friedrichshafen auf und trifft gegen 4 Uhr nachmittags in Berlin-Johannisthal ein. Es wird auf Grund dieser Probefahrt in den Besitz der Marine übernommen.

Die Kronprinzessin, die ihr 27. Lebensjahr vollendet, kehrt nach Bremerhaven zurück und begibt sich von dort nach Berlin.

Die Seniorin der Berliner Schriftstellerinnen, Hedwig Dohm, feiert ihren 80. Geburtstag.

In Breslau wird die 51. Jahresversammlung des Vereins deutscher Freimaurer eröffnet.

Der russische Minister des Aeußern Ssasonow begibt sich ins Ausland, die Leitung der Geschäfte übernimmt sein Gehilfe Neratow.

21. September.

Der Kaiser begibt sich von Cadinen über Königsberg nach Rominten.

Im Pariser Elysee findet zu Ehren des Königs der Hellenen ein Frühstück statt, bei dem dieser und Präsident Poincaré Trinksprüche austauschen. Der König gedenkt dabei der Verdienste, die sich die französische Offiziersmission unter Leitung des Generals Eydoux um das griechische Heer erworben hat (Abb. S. 1635 u. 1636).

Aus Saloniki wird gemeldet, Essad-Pascha habe in der albanischen Stadt Tirana die österreichische Flagge gehißt.

22. September.

In Wien wird die 85. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte eröffnet.

In Spandau tritt unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Koeltze der 36. Brandenburgische Städtetag zusammen, in Leipzig der erste Bauschutztag.

Im Abgeordnetenhaus in Berlin findet eine von dem „Berufsverein ausübender Künstler" einberufene Versammlung statt, in der über die gesetzliche Regelung des Konzertagenturwesens verhandelt wird.

Aus Neuyork kommt die Meldung, daß zwei Züge der Long-Island-Bahn im Nebel zusammengestoßen sind; vier Personen werden getötet und zahlreiche andere schwer verletzt.

23. September.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Aufständischen südlich von Saltillo einen Zug der Nationalbahn in die Luft gesprengt haben, wobei 40 Mann Bundestruppen und 10 andere Passagiere getötet wurden.

Die französische Regierung kündigt neue Geldforderungen für Befestigungen an der Nordostgrenze und Anschaffung von Kriegsmaterial an.

Aus Belgrad kommen Nachrichten über fortgesetzte Grenzkämpfe zwischen Albaniern und Serben.

24. September.

In Serbien wird durch dringlichen Ukas die Mobilisierung der Morawa-Division sowie eines Teils der Reserve aller Divisionen angeordnet.



Die Monroedoktrin.

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Philipp Zorn.

Die zurzeit schwebenden Streitigkeiten zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Mexiko, deren endgültige Erledigung noch nicht abzusehen ist, haben die öffentliche Aufmerksamkeit wieder in erhöhtem Maß auf die Sonderstellung gelenkt, die die Vereinigten Staaten im Staatensystem der Welt und insbesondere im amerikanischen Staatensystem beanspruchen, und die man in die Bezeichnung „Monroedoktrin" zusammenzufassen sich gewöhnt hat. Es wird deshalb des allgemeineren Interesses nicht ermangeln, wenn der Versuch gemacht wird, die Gedanken dieser sogenannten Monroe-

doktrin hier ohne jede politische Parteinahme in Kürze zu entwickeln; daraus wird sich allerdings ergeben, daß diese Monroedoktrin seit ihrer Verkündung vor nunmehr bald einem Jahrhundert eine vollständige Umgestaltung erfahren hat.

Der Abfall der spanischen Kolonien in Süd- und Mittelamerika vom Mutterland seit 1810, der weiterhin zur Bildung des heutigen Staatensystems dieser Länder führte, beschäftigte nach Abschluß der napoleonischen Aera auch die Staatsmänner und Kabinette Europas, die unter Leitung des allmächtigen österreichischen Staatskanzlers Metternich zur Heiligen Allianz zusammengefaßt waren und als das staats- und völkerrechtliche Grundprinzip dieser Allianz den Kampf gegen die „Revolution", wo immer sie hervortrete, der Welt verkündet hatten. In der notwendigen Logik dieser Staatsgrundprinzipien lag auch der Gegensatz gegen die amerikanische Freiheitsbewegung, und in der Tat wurde in der Diplomatie und auf den Kongressen der Heiligen Allianz der Gedanke erwogen, gegen die amerikanischen „Revolutionen" zugunsten der „Legitimität" für die Wiederherstellung der spanischen Staatsautorität mit Waffengewalt einzuschreiten.

Dieser drohenden Stellungnahme der Heiligen Allianz gegenüber verkündete im Jahr 1823 der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika James Monroe jene berühmte Botschaft, die allen Plänen der Heiligen Allianz auf Intervention gegenüber den amerikanischen Freiheitskämpfen ein Ende bereitete. Die wichtigsten Sätze dieser Botschaft lauteten: „Wir erklären, daß wir jeden Versuch der Heiligen Allianz, ihr System auf irgendeinen Teil dieser Hemisphäre auszudehnen, als unserem Frieden und unserer Sicherheit gefährlich ansehen würden. Irgendeine Einmengung zum Zweck, die Regierungen, die ihre Unabhängigkeit erklärt und behauptet haben, und deren Unabhängigkeit wir nach großer Überlegung und gerechten Prinzipien gemäß anerkannt haben, zu unterdrücken oder in irgendeiner anderen Weise ihr Geschick durch eine europäische Macht zu bestimmen, könnten wir nur im Licht einer unfreundlichen Disposition gegen die Vereinigten Staaten sehen."

Der Wortlaut der Botschaft ergibt also mit voller Klarheit, daß die scharfen Worte, die mit der ganzen Autorität der schon damals gewaltigen nordamerikanischen Republik an Europa gerichtet worden waren, an sich nur gegen die Gefahr einer europäischen Intervention in den damaligen süd- und mittelamerikanischen Freiheitskämpfen sich wendeten.

An diese Botschaft aber knüpfte sich, nachdem sie ihren unmittelbaren Zweck erfüllt hatte, eine große und bis heute fortwirkende weitere Entwicklung an. Man fand amerikanischerseits in der Botschaft ein doppeltes staats- und völkerrechtliches Grundprinzip niedergelegt, und zwar als in notwendigem innerem Zusammenhang stehend, ja selbst als notwendige gegenseitige Voraussetzung betrachtet.

Einmal wurde aus dem Wortlaut der Botschaft der allgemeine Gedanke entwickelt, daß der amerikanische Kontinent staats- und völkerrechtlich nur den Amerikanern gehöre und jedes Eingreifen Europas in die amerikanischen Staatsverhältnisse jederzeit ebenso zurückgewiesen werden müsse wie zu Zeiten und gegenüber der Heiligen Allianz.

Demgegenüber aber wurde grundsätzlich anerkannt, daß auch Amerika sich nicht in europäische Staatshändel einmischen, deren Regelung vielmehr ausschließlich den europäischen Staaten anheimstellen werde.

Daran wurde *theoretisch* bis heute festgehalten, und noch auf beiden Haager Friedenskonferenzen 1899 wie 1907 wurde seitens der Vereinigten Staaten zu dem damals abgeschlossenen allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag eine feierliche Erklärung abgegeben, die jene beiden Grundsätze der Monroedoktrin in aller Schärfe zum Ausdruck bringt und eine rechtliche Bindung der Vereinigten Staaten an und durch den allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag nur unter diesen beiden grundsätzlichen Voraussetzungen für möglich erklärt. Es ist von Wichtigkeit, auch diese letzte feierliche Fassung der Monroedoktrin ihrem Wortlaut nach festzuhalten. Sie lautet: „Nichts, was in dieser Konvention enthalten ist, kann dahin ausgelegt werden, daß es eine Verpflichtung der Vereinigten Staaten von Amerika enthielte, sich von ihrer traditionellen Politik zu entfernen, der gemäß sie sich enthalten, einzugreifen oder sich zu mischen in die politischen Fragen oder in die Verwaltung irgendeines anderen Staates. Ebenso wird es als selbstverständlich betrachtet, daß nichts in der Konvention dahin ausgelegt werden darf, als begründe es ein Verlassen des traditionellen amerikanischen Standpunktes in bezug auf rein amerikanische Fragen."

Ich unterlasse es, die Schlußfolgerungen aus den beiden Grundsätzen der Monroedoktrin zu entwickeln. Man wird nicht verkennen können, daß die strengen Schlußfolgerungen aus den Grundsätzen der Monroedoktrin zu einer Vernichtung des Grundgedankens des Völkerrechtes als eines *allgemeinen* Staatenrechtes der zivilisierten Staaten der Menschheit führen müßten. Und dies gilt — ich möchte dies ausdrücklich betonen — auch dann, wenn man den Rechtscharakter des Völkerrechtes formaljuristisch als äußeres Staatsrecht der einzelnen Staaten auffaßt.

Wichtiger als diese rein theoretische Untersuchung ist die Betrachtung, welche *praktische* Entwicklung die Grundsätze der Monroedoktrin im Staatenleben des 19. Jahrhunderts bis heute genommen haben. Und diese praktische Entwicklung ist hochinteressant.

Aus dem ersten Grundsatz: „Amerika den Amerikanern" wurde ein Doppeltes abgeleitet. Einmal hat man in Amerika europäische Einflüsse auf das dortige Staatsleben so viel wie möglich abgewiesen. An sich ist dies ja ein durchaus gerechtfertigtes Bestreben, das sich mit Notwendigkeit aus dem Begriff des souveränen Staates ergibt. Daß mit dem ersten Grundsatz der Monroedoktrin alle europäischen Kolonien in Amerika unvereinbar sind, sei nur nebenbei bemerkt, ebenso sei nur kurz daran erinnert, welche Bedeutung dieser Grundsatz hatte in der Alaska-Frage, in der Frage des unglückseligen Kaisertums Mexiko, der spanischen Herrschaft über Kuba und in der Frage des Panama-Kanals gegenüber England.

Eine bedenkliche Zuspitzung großer politischer Gefahr hat sich aus diesem Teil der Monroedoktrin 1904 in der Venezuela-Frage ergeben. Daß der Staat, an dessen Spitze der berüchtigte Präsident Castro stand, seine internationalen Rechtspflichten schwer verletzt hatte, war zweifellos; dafür zogen ihn schließlich England, Deutschland und Italien in der kriegerischen Form der Blockade zur Rechenschaft. Das Vorgehen der europäischen Mächte war völkerrechtlich durchaus zulässig und absolut einwandfrei. Gleichwohl erachteten sich die Vereinigten Staaten für berechtigt, in den Streit einzugreifen, und es kam zwischen ihnen und den Blockademächten zu scharfen-



diplomatischen Auseinandersetzungen, die sich bis zu schwerer Kriegsgefahr steigerten. Schließlich, aber erst nach langen und schweren Verhandlungen, wurde der Streit dem Haager Schiedshof übergeben, der ihn, wie dies nach Völkerrecht von vornherein als zweifellos betrachtet werden mußte, zugunsten der Blockademächte entschied. Diesem Spruch fügten sich auch die Vereinigten Staaten, wenn auch sehr widerwillig, und es zeigte sich hier zum erstenmal an einer großen und schweren internationalen Streitfrage, welcher Segen der 1899 errichtete Haager Schiedshof für die Menschheit war. Ohne den Haager Schiedshof würde die Venezuela-Frage schwerlich in Frieden haben erledigt werden können.

Daß die Vereinigten Staaten in dem Streit so scharf zugunsten Venezuelas Partei nahmen, erklärt sich nur aus der Monroedoktrin; der Haager Schiedshof jedoch versagte der Doktrin die Anerkennung und fällte seinen Spruch lediglich nach den Normen des allgemeinen Völkerrechts.

Unverkennbar war aber in der Venezuela-Frage auch zugleich der Anspruch der Vereinigten Staaten hervorgetreten, auf Grund der Monroedoktrin eine Art Schutzrecht über die anderen amerikanischen Staaten auszuüben und dessen Anerkennung seitens der nichtamerikanischen Staaten zu fordern. Auch sonst war dieser Anspruch mehrfach erhoben worden. Insoweit er den kleineren amerikanischen Staaten zum Schutz ihrer Interessen von Nutzen war, besonders europäischen Staaten gegenüber, kam man ihm gern entgegen. Anders allerdings, wenn er sich zu einer Art Vormundschaft über andere amerikanische Staaten erheben wollte, wie dies auch in dem gegenwärtigen Streit mit Mexiko der Fall zu sein den Anschein hat. Aus dem Völkerrecht läßt sich ein derartiger Anspruch in keiner Weise begründen; die nach dieser Richtung aus der Monroedoktrin gezogenen Forderungen entbehren jeder rechtlichen Unterlage. Für das Völkerrecht ist jeder der amerikanischen Staaten ganz ebenso souverän wie der andere, und dieser Satz gilt nicht nur für die internationalen Verhältnisse der amerikanischen Staaten unter sich, sondern vollkommen ebenso für die internationalen Verhältnisse der amerikanischen gegenüber den nichtamerikanischen Staaten. Das Völkerrecht kann hier keinerlei Unterscheidung machen oder gestatten. Alles Weitere ist Politik, und für politische Machtfragen versagen die Normen des Völkerrechts; mögen die politischen Machtfragen tatsächlich noch so bedeutsam die Gestaltung der internationalen Staatenverhältnisse beeinflussen, rechtlich stehen alle souveränen Staaten, die amerikanischen unter sich und die amerikanischen den nichtamerikanischen gegenüber, einander völlig gleich. Von diesem Rechtsgrundsatz ist das moderne Völkerrecht durchaus bedingt und beherrscht. Mexiko ist ebenso souverän in Ordnung seiner inneren Staatsverhältnisse wie die Vereinigten Staaten; verletzt aber Mexiko seine internationalen Rechtspflichten gegenüber den Vereinigten Staaten, z. B. durch Versagung des Rechtsschutzes für die Angehörigen der Union, so kann Mexiko von der Union zur Rechenschaft gezogen werden mit allen Mitteln, die das Völkerrecht hierfür anerkennt, also auch durch Krieg.

Was nun aber den zweiten Satz, der aus der Monroedoktrin abgeleitet wurde: die Nichtteilnahme an fremden Staatsangelegenheiten, anbetrifft, so war die Entwicklung in dieser Beziehung gleichfalls eine höchst eigentümliche. Wollte man mit jenem Satz nur sagen, daß die Vereinigten Staaten kein Recht in Anspruch nehmen, sich in die Verhältnisse anderer Staaten einzumischen, so wäre dies heute, seit dem Zusammenbruch der Heiligen Allianz, lediglich die Anerkennung eines allgemeinen und heute als selbstverständlich betrachteten völkerrechtlichen Prinzips. Aber der Satz sollte als Bestandteil der Monroedoktrin seine besondere Bedeutung haben, und zwar in innerem Zusammenhang mit dem anderen, oben entwickelten Satz der Monroedoktrin.

Wie man kraft dieses Satzes die nichtamerikanischen Staaten feierlich ausschloß von jedem Einfluß auf amerikanische Staaten, so verzichtete man ebenso feierlich auf jeden amerikanischen Einfluß in anderen, speziell den europäischen Staaten. Die hieraus gezogene Folgerung ging dahin, daß sich die Union nicht nur nicht an den Kongressen der Heiligen Allianz, sondern auch nicht an den späteren europäischen Kongressen und Konferenzen — 1856 Orientfrage, 1871 Schwarzes Meer, 1878 Orientfrage — beteiligte; die Union hat die auf diesen internationalen Versammlungen vereinbarten Staatsverträge nicht mitabgeschlossen. Die erste der großen internationalen Konferenzen, an der die Union teilnahm, war die Berliner Kongokonferenz von 1885, deren Ergebnis, die sogenannte Kongo-Akte, auch von der Union angenommen und ratifiziert wurde. Seitdem haben die Vereinigten Staaten an allen allgemeinen internationalen Versammlungen und Verhandlungen ganz ebenso wie die europäischen Großmächte teilgenommen, ja sich an diesen in hervorragender Weise betätigt, so besonders an den beiden Haager Friedenskonferenzen sowie an der Londoner Konferenz für Regelung des Seekriegsrechts. Eine unvergeßliche Erinnerung war und ist es für alle Teilnehmer der ersten Friedenskonferenz, als die Amerikaner an ihrem Verfassungsfest 1899 in der alten Kirche zu Delft nach einer ausgezeichneten Rede des ersten amerikanischen Delegierten Andrew D. White am Grab von Hugo Grotius einen goldenen Kranz niederlegten, gewissermaßen zum feierlichen Zeugnis, daß auch Amerika nun eingetreten sei in den Verband des allgemeinen Völkerrechts, dessen Grundzüge Grotius zuerst in seinem berühmten Werk von 1625 entwickelt hatte.

Inzwischen ist diese kraftvolle Anteilnahme und Einwirkung Amerikas auf die Entwicklung des allgemeinen Völkerrechtes immer stärker hervorgetreten; insbesondere in den schwierigen Fragen der Schiedsgerichtsbarkeit zeigt sich in Amerika eine immer stärker anschwellende und die weitesten Volkskreise ergreifende Bewegung, die darauf gerichtet ist, den Krieg als Zwangsmittel des Völkerrechts durch eine allgemeine und zwingende internationale Gerichtsbarkeit, die nicht mehr den Charakter der Schiedsgerichtsbarkeit tragen würde, zu ersetzen. Ich enthalte mich, auf diese Fragen näher einzugehen.

Daß die Monroedoktrin in ihren beiden Teilen einen streng exklusiven amerikanischen Charakter trägt, war das ganze 19. Jahrhundert hindurch unbezweifelt, ja geradezu selbstverständlich. Der Satz: Amerika den Amerikanern enthielt demgemäß vor allem auch den Gedanken, daß Amerika grundsätzlich keinen Anspruch auf Länder anderer Erdteile erhebe. Daß demgegenüber die Union an einigen Stellen der Südsee festen Fuß faßte, um dort Flottenstützpunkte zu haben, mochte übersehen werden. Aber seit dem Zusammenbruch des spanischen Kolonialreiches durch den spanisch-amerikanischen Krieg 1898 hat die Union auch das große, ehedem spanische Inselreich der Philippinen in Asien in Besitz genommen und behalten, damit aber die alte Monroe-



doktrin, insoweit sie eine Einschränkung auf Amerika forderte, gleichfalls aufgegeben. Und angesichts der, wie es scheint, unheilbaren Verwirrung in China kann die Union heute weniger als je daran denken, den festen Stützpunkt, den ihr der große und reiche asiatische Inselbesitz bietet, aufzugeben.

Fassen wir das Ergebnis der gegebenen Darlegungen zusammen, so läßt es sich in folgende Sätze bringen: Die Monroedoktrin ist kein Bestandteil des allgemeinen Völkerrechts, der neben diesem letzteren gewissermaßen ein besonderes amerikanisches Völkerrecht aufstellt; wohl aber ist die Monroedoktrin ein feierlich ausgesprochenes und bis zur Stunde festgehaltenes politisches Prinzip der Vereinigten Staaten. Dies Prinzip ist allerdings gegenüber seiner ursprünglichen Auffassung fallen gelassen, insoweit man in ihm die Pflicht, sich von nichtamerikanischen Streitfragen und Entwicklungen fernzuhalten, ausgedrückt fand; die Vereinigten Staaten nehmen in diesem Punkt heute kaum eine andere völkerrechtliche Haltung ein als die übrigen Staaten, speziell die Großmächte. Dagegen wird es festgehalten, insoweit es den Ausschluß fremder Staaten von der Einwirkung auf amerikanische Staatsverhältnisse fordert. Was den aus der Monroedoktrin gefolgerten Vorrang der Union vor den anderen amerikanischen Staaten angeht, — der offizielle Titel lautet: Vereinigte Staaten von „Amerika", nicht von „Nordamerika" — so erkennen diese letzteren jenen Vorrang wohl an, soweit er ihnen Schutz gegen europäische Einflüsse gewährt; soweit er dagegen als ein Recht, einen bestimmenden Einfluß auf innere Staatsverhältnisse auszuüben, hervortritt, scheinen die amerikanischen Staaten nicht geneigt, dem Vorrang der Union sich beugen zu wollen. Im letzten Ende handelt es sich bei der Monroedoktrin nach ihren verschiedenen Richtungen immer nur um politische Machtfragen, nicht um Rechtsfragen.

****

Die Klassiker und die moderne Bühnenkunst.

Zur Wilhelm-Tell-Aufführung im Berliner „Künstlertheater". — Von Julius Hart.

Wenn unsere Theaterkunst von heute so recht nachdrücklich uns davon überführen wollte, daß ihr Dichten und Trachten auf den großen Bluff hinzielt, so hat die alte Garde Otto Brahms, die Kunst unseres neuen Berliner „Künstlertheaters", dieser Tage solchem Ehrgeiz den reinsten Ausdruck verliehen. Schillers „Wilhelm Tell", inszeniert, interpretiert, verbessert, modernisiert von — ja von keinem andern als gerade von Gerhart Hauptmann um- und neugestaltet.

Der Breslauer Spektakel des Sommers 1913 wird nicht zur Warnung für eine derartige Kunst, sondern zur Verführung. Laßt ihn in einem Nachspiel noch einmal aufleben! Spektakel, Sensation sind uns Selbstzweck geworden. Schimpft, erzürnt euch, doch hört nicht auf, von uns zu sprechen, unseren Namen im Mund zu führen. Eben der gleiche Gerhart Hauptmann, der nun einmal kraft seines ganzen Wesens nur nicht der Berufene dazu war, das Festspiel von den Befreiungskriegen zu dichten, hier mit allen Volksinstinkten und Allgemeingefühlen in Konflikt geraten mußte, wird allein darum auch zum Verwirrer und Zerstörer, wenn er mit Regie- und Theaterkünsten uns das von den gleichen Freiheitskriegsgefühlen und Idealen durchströmte Schillersche Kunstwerk, den „Wilhelm Tell", in ein Hauptmannsches Drama umdeuten, ummodeln will.

Hauptmann wuchs mit einem Künstlergeschlecht heran, wurde zu dessen erstem Bannerträger, das aus seinem Schillerhaß, seiner Schillerverachtung keinen Hehl machte. Nur ein moralischer Trompeter von Säkkingen war der Dichter noch für diese neue Jugend, die das Wort Ideal nur ironisch-lächelnd noch aussprach. Und die Hauptmannsche Kunst wurzelt in lauter Anschauungen und Voraussetzungen, die uns eine solche Gegnerschaft auch erklärlich machen.

Willst den Dichter du verstehn, mußt in Dichters Lande gehn. Das ist und muß der Regiekunst erstes Gebot bleiben. Doch eine Hauptmann-Ästhetik will und kann gar nicht in dieses Schillerland hinein, kann hier nicht als Führer dienen. So laßt die Hände ganz davon ab. Auch Otto Brahm hat uns einmal so im Anfang Schillers „Räuber", Otto Brahmisch verbessert, vernüchtert, vorgespielt. Man klopfte ihm dafür auf die Finger. Und er war klug, erkannte die Grenzen seines Könnens und wagte sich nie wieder in die klassischen Gefilde. Das läßt sich nur billigen. Aber eine Theaterkunst, die spricht: als Kunstantipoden stehen sich Hauptmann und Schiller gegenüber, eben darum kann uns niemand besser als Hauptmann sagen, wie Schiller gespielt werden muß — die will und vermag uns nur noch mit Paradoxen, Monstruositäten und Perversitäten zu bluffen.

Je schärfer und klarer das künstlerische Urteil und Gefühl sich gerade dessen bewußt werden soll, wie antipodisch sich der Hauptmann- und Schillerstil gegenüberstehen, wie unterschieden hier die Individualitäten sind, desto energischer muß man sich gegen den Regisseur Hauptmann wenden, der uns das gerade vermanscht und verwischt und als Schillerfeind mit Schiller eine Haß- und Zankehe eingeht, in der sich beide Parteien gegenseitig nur vergiften und zerstören können. Was würde Hauptmann wohl zu dem Regiekünstler sagen, der seine Gestalten, seine Schlucks und Jaus mit Schillerschem Pathos im Heldenschritt über die Bühne gehen ließ und sie lehrte, seinen schlesischen Dialekt mit höchster priesterlicher Würde als einen Segensruf über alle Völker und Weihegesang zu deklamieren? Das wäre doch ein Gipfel der Lächerlichkeit und künstlerischen Mißverständnisses. Doch noch viel, viel weniger soll man uns Schiller hauptmännisch entstellen, und noch einmal ruft Hauptmann eine Empörung wider sich wach, wenn er uns einen neuen Schiller seines Geistes gibt, wie er auch den Geist der Freiheitskriege als einen Marionetten- und Drahtpuppengeist entdeckte. Auch die Schillerkunst wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen, daß sie in Hauptmannschem Stil verdreht und mißgedeutet wird, daß der Glanz und Strom ihrer Verse, die Glut ihrer Begeisterungen konsequent-naturalistisch geräuspert und gespuckt wird, eine Adelsprache tiefster geistiger Ergriffenheiten erst durch Schweizer Dialekt wahrhaft fein nuanciert und intim belebt wird.

Nein, die Gestalten des „Wilhelm Tell" sind und wollen etwas ganz anderes noch sein als gerade nur Bauern einer naturalistischen Kunst. Die Schillersche Dichtung



vom reinen Wesen des Menschen, vom idealen Menschen, wie er sein soll, will ganz und gar nichts gemeinsam haben mit den Menschen einer Hauptmannschen Milieukunst, und alle seine Freiheit fühlt der Schillersche Mensch nur allein darin, daß er nicht so ein dumpfes, verkümmertes, zeitlich und örtlich bedingtes, in Stand, Klasse, Rasse eingeschnürtes proletarisches Hauptmannsches Halbtierwesen ist. Die Rousseaubauern des Wilhelm Tell, Befreier des menschlichen Geistes, stehen im diametralen Gegensatz zu Hauptmannschen Webern, die aus Hunger revoltieren. Eine Hauptmannsche „Regiekunst", die das Schillersche Drama in die Sphären Hauptmannschen Geistes, man kann nur sagen „hinabzieht", schleppt den Dichter in ein Prokrustesbett, um ihn zu mißhandeln und zu verschandeln, und kühlt, wenn auch unbewußt, einen Schillerhaß an ihm ab.

Schillers Wilhelm Tell sollte gespielt werden. Nur dieses Werk gerade. Eine höchste Respektsperson ist dieser Schiller immer noch für unser Volk, und dies kann von seinen Theaterkünstlern verlangen, daß sie an die Darstellung klassischer Dichtung herantreten, nicht um sie in Grund und Boden zu kritisieren, sondern nur dann, wenn auch sie für den Dichter noch alle Ehrfurcht und Treue in sich verspüren, vom höchsten Willen erfüllt sind, den lauteren Schillergeist zu verkörpern. Das heißt nicht künstlerisch fühlen und gestalten, wenn man wie Gerhart Hauptmann den Antipoden packt, um ihn so zu recken und zu strecken, wie er ihn gern haben möchte, ihn nach seinem Ich zu frisieren und umzumodeln, sondern die größere ernstere Aufgabe war es für ihn, über die Grenzen und Schranken seines eigenen künstlerischen Ichs sich zu erheben und sich zu versenken, hineinzuleben, zu versetzen in das Ich des anders gearteten Dichters und zu reden und zu sprechen, wie Schiller spricht. Besitzt er diese höchste künstlerische Gabe der Ich-Entäußerung nicht, so war er auch gerade nicht der Mann dazu, den „Wilhelm Tell" zu inszenieren. „Wir Schillerspötter wissen alle, daß der Tellsche Monolog ein deklamatorisches Magistergewäsch und die Melchthalsche ‚Opernarie' vom Himmelslicht der Augen so deplaciert wie nur möglich ist. Darum den Rotstift her und fort mit dem konfusen Zeug." Aber so nur durfte Gerhart Hauptmann gerade nicht reden und handeln. Wir alle wissen auch, daß diese Deklamationen ganz und gar typisch für die Schillerkunst sind, Ausdruck und Offenbarung ihres innersten Geistes und Wesens, und daß das Werk des Dichters mit ihnen steht und fällt. Hauptmann, der nicht als Kritiker, sondern als Regisseur, als theatralischer Gestalter des Schillerdramas zu uns kam, hat nur die eine Pflicht und Aufgabe, uns zur Freude an dem Dichter und zur Verehrung für ihn hinzuführen. „Wenn ihr in ihm nur einen Trompeter von Säkkingen erblickt, wenn ihr auf euren Bühnen uns einen Familien- und Sekundanerschiller voragiert, der in der Tat gar arg nach dem Trompeter aussieht, so will ich, Gerhart Hauptmann, euch den Star stechen, euch den neuen, den wahren echten Schiller entdecken und offenbaren, den stets Bleibenden und Gültigen, den wirklichen Klassiker, damit ihr wißt, warum und wodurch er als Klassiker uns voranleuchtet. Ich will euch die Melchthalrede so sprechen lassen, daß ihr sie wahrlich nicht mehr für eine Opernarie, für eine hohle Deklamation halten könnt, und euch in die innerlichste, tiefste Psychologie des Dichters und seines Helden hineinführen, daß ihr erkennt, wie sehr diese Verse, gerade so wie sie dastehen, der künstlerisch-notwendigste und beste Ausdruck ihres besonderen genialen Seelenlebens sind. Daß alles Höchste und Erhabenste, was uns Schiller zu sagen hat, was ihn zum Klassiker stempelt, allein gerade in dieser Melchthalrede im Tellschen Monolog am reinsten sich enthüllt. Nicht ein moralischer Trompeter von Säkkingen, sondern der ganz große, der prophetisch-strenge hieratische Mensch, Schiller, der Priester und Dichter am Allerheiligsten, verkündigt uns hier sein Grundgebot von der Erlösung und wahren Freiheit des Menschen. Melchthal, der sich in die tiefste tragische Schuld verstrickte, sein Leben rettete, den Vater der Feindesrache überließ, wird hier durch das Unglück geläutert und zum Idealmenschen, der das enge kleine Arnold-Melchthal-Ich ganz von sich abgeworfen hat und von nun an nur noch handeln wird, ekstatisch durchglüht vom dämonischen, über allem Irdischen erhabenen Allgemein- und Gottes-Ich. Nicht ein Arnold Melchthal, ein Dialektbauer und Milieuwesen, spricht, sondern aus ihm heraus redet das Gott-Ich die Worte von dem Auge und dem Himmelslicht, die allein der Menschheit not tun, wenn sie zur wahren Freiheit von allen Geßlerbanden gelangen will."

Ich glaube, wenn Hauptmann so gesprochen hätte, hätte er besser gesprochen. Für einen Dichter, wie ihn, sollte es nur dann etwas Verlockendes haben, ein Klassikerwerk zu inszenieren, weil und wenn er die Kraft in sich spürt, das Drama so zu gestalten, daß die Kunst des Meisters in reinstem und edelstem Glanz uns entgegenstrahlt.

Aber dieser sein „Fall" steht ja nicht vereinzelt da, sondern durch und durch symptomatisch ist er für die ganze Richtung und Tendenz von heute, die unsere klassischen Dichtungen sich hernimmt, um sie mit Theater- und Regiekünsten aus allen ihren geistigen Höhen und Werten herabzuholen und auf ein durchaus tiefes künstlerisches Niveau herabzudrücken, daß man nur das eine nicht mehr sieht und versteht, worin denn eigentlich die ewige Größe der griechischen Tragödie, Shakespeares und all der Weltdichter besteht. Der Äschylos hat doch wohl nur gruselige Verbrecher- und Schauder-, Geister- und Gespensterdramen gedichtet. Und eine ganze Fülle von Faktoren wirkt zusammen, daß in unseren Theatern nicht das zum Ausdruck kommt, was wir in weiterem und tieferem Sinn mit dem Wort klassische Kunst verbinden, was diese Werke über alles nur Modische, Vorübergehende, über zeitlichen und örtlichen Geschmack erhebt, daß sie uns als ein Pharus voranleuchten, nach dem wir uns zu orientieren haben. Nach ihrem Stil haben wir uns zu richten, doch wir sollen sie nicht in unseren Stil hineinpressen und verzerren. Wir Deutschen haben es gerade vor den anderen Völkern voraus, daß wir zum Theater der Klassiker als zu einer Weihestätte, zu einem Tempel, zu einer höchsten Bildung- und Erziehungstätte der Menschheit gehen wollen, und nur um diese unsere ideale Gesinnung dürfen wir uns nicht betrügen lassen und vom Klassikertheater wenigstens alles abwehren, was nur ein künstlerisches Treiben und Schaffen à la mode und für den Augenblick ist. Eitle, selbstgefällige Erneuerungsgelüste, die uns nur verblüffen sollen. Nicht jeder wuschelige Mime und Regiekünstler soll uns seinen ganz aparten, allerneuesten Shakespeare und Goethe vorsetzen dürfen, „wie ich ihn sehe". Lernt lieber sehen, lernt sehen, wie Shakespeare und Goethe gesehen sein wollen. Das deutsche Klassikertheater soll man uns doch nicht verengländern, daß unsere großen Meisterdichtungen nur noch ein Vorwand sind, um Zirkus- und Possentheaterausstattungskünste



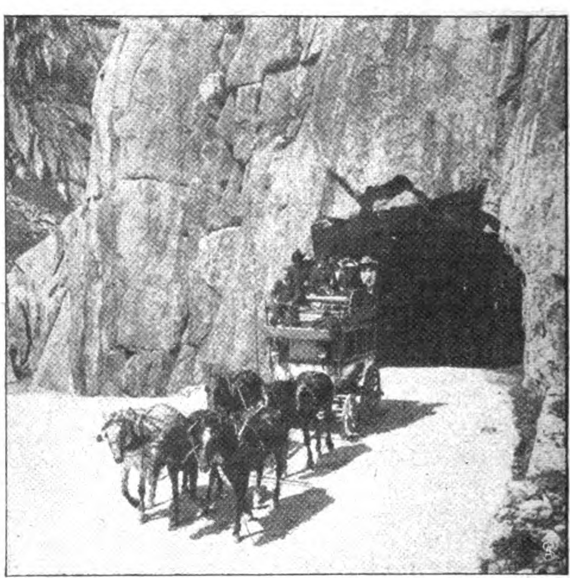
zu betreiben, und nicht soll der Regiekünstler uns mit seinem „Stil" imponieren dürfen, mit dem er sämtliche Erzeugnisse der Weltliteratur gleichmäßig von sich gibt. Sondern wir wollen sehen, wie ganz anders der Kleiststil ist als der Hebbelstil und so jeder Große seinen eigenen besitzt. Von unseren Theaterstilkünstlern up to date gilt nur zu sehr das alte Wort, daß sie am meisten von dem sprechen, was sie am wenigsten besitzen. Und wenn Hauptmann seine naturalisierten Tell-Bauern in stilisierte Schweizer Landschaften hineinstellt, so ist das auch wohl etwas wie ein Gipfel der Stilkonfusion.

Touristenleben auf der Gotthardstraße.

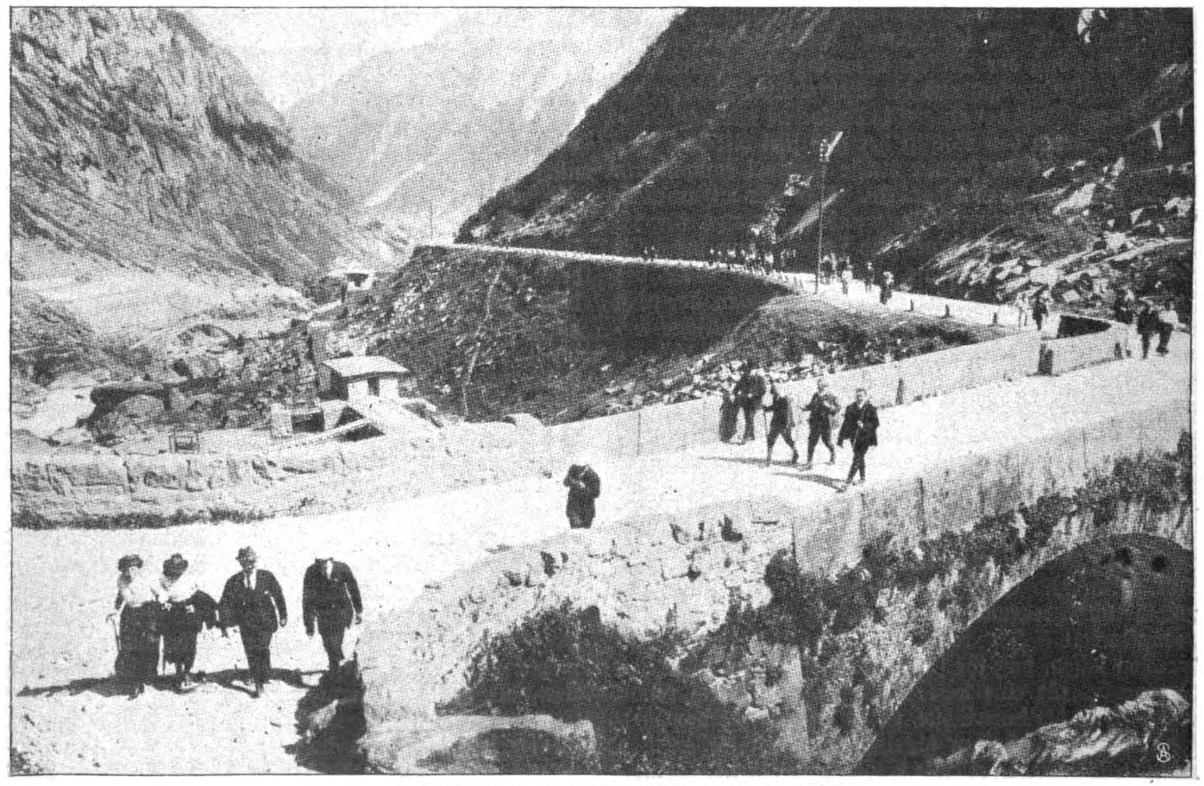
Von Anton Krenn.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Die alte Gotthardstraße, der man vor dreißig Jahren nach der Eröffnung der Gotthardbahn das Grablied gesungen, und die auch wirklich während zweier Jahrzehnte ganz verödet und vergessen schien, ist wieder zur Anerkennung gelangt. Nicht nur ihre landschaftlichen Schönheiten, die ja in mancher andern Alpenstraße einen ebenbürtigen Rivalen finden, mehr noch der romantische Klang ihres Namens als populärster Alpenübergang nach Italien haben zu ihrer Wiederbelebung beigetragen. Heute ist sie trotz oder vielmehr durch die Gotthardbahn wieder die meistbegangene Alpenstraße. An schönen Sommer- und Herbsttagen wandern Hunderte und aber Hunderte die düstere Schöllenenschlucht hinauf zu dem reizenden Hochtal von Urseren, das wie eine liebliche grüne Oase zwischen den kahlen, himmelanstrebenden Felsen eingebettet liegt. So sehr ist der Besuch im Zunehmen begriffen, daß eine unternehmende Gesellschaft glücklich einen Gewinn für den Eisenbahnbetrieb herausgerechnet hat, und während wir im Anschauen der großartig-wilden Gebirgsnatur aufwärts wandern, rollt schon das Echo der ersten Sprengschüsse von den Felsen wider, und hundert geschäftige Hände regen sich, dem Schienenstrang den Weg zu ebnen, soll doch im nächsten Jahr das Werk vollendet sein! Wohl wird die Bahn im eigenen Interesse vor der Gefahr der stürzenden Lawinen stellenweise ins Innere der Felsen verlegt werden, aber gerade im schönsten Teil der Schöllenen, unmittelbar über der Teufelsbrücke, wird sie aus dem Felsen treten und in einer hohen Brücke den prächtigen Reußfall überschreiten um das andere Ufer zu erreichen. Dann neben der Straße herführend, umgeht sie das Urnerloch außerhalb auf einem künstlichen Steg über der Reuß und gelangt in das Hochtal



Beim Urnerloch.



Fußwanderer auf der Gotthardstraße.



Touristenleben auf der Gotthardstraße: In der Schöllenenschlucht.

von Andermatt. Von den vielen Versündigungen an den Schönheiten der Gebirgsnatur ist diese hier eine der unbegreiflichsten. Da das Urserental außerdem noch von der im Bau befindlichen Furka—Dissentis-Bahn durchzogen wird, ist es mit der idyllischen Ruhe dieses wunderschönen Hochtales für immer vorbei, und der den Frieden der Bergwelt Suchende ist gezwungen, seine Schritte in höhere Regionen hinaufzulenken, wo die spekulative Unternehmungslust noch nicht hinreicht.

Unsere Bilder

Der König der Hellenen Konstantin (Abb. S. 1635) ist im strengsten Inkognito (!), wie es in der höfischen Sprache heißt, in Paris eingetroffen. Damit sollte vermutlich begründet werden, daß er nicht gleich am Bahnhof von dem Oberhaupt der französischen Republik begrüßt wurde. Denn der Zeitpunkt seiner Ankunft wurde zwar geheimgehalten, aber im übrigen war sein Aufenthalt in der Seinestadt durchaus offiziell, und bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Frühstück im Elysee hat er mit dem Präsidenten Poincaré die üblichen Trinksprüche ausgetauscht. Natürlich gedachte der König in seinem Toast auch der französischen Offiziersmission und rühmte, daß sie unter der Leitung des Generals Eydoux (Abb. S. 1636) mit Sachverständnis, Arbeitseifer und hinreißender Begeisterung an ihre Aufgabe in Griechenland herangegangen sei. Das war nur gerecht und kann sehr wohl neben den Worten bestehen, die König Konstantin vorher in Berlin gesprochen hat.

Die bulgarischen Unterhändler in Konstantinopel (Abb. S. 1642). Die Londoner Botschaftervereinigung hat bis zum letzten Augenblick den Standpunkt vertreten, daß der Londoner Präliminarfrieden die Grundlage für die Neugestaltung der Dinge auf dem Balkan bleiben müsse. Die Türkei hat sich darum so wenig gekümmert, wie vorher ihre Feinde um die von den Großmächten aufgestellte These, daß der Statusquo aufrechterhalten werden müsse. Das im zweiten Krieg von seinen ehemaligen Bundesgenossen niedergeworfene Königreich Bulgarien hat sich genötigt gesehen, einen neuen Frieden mit der Türkei zu schließen, durch den dieser ein großer Teil des verlorenen Gebietes mit Adrianopel und Kirk-Kilisse wieder zufällt. Wir bringen die Mitglieder der bulgarischen Gesandtschaft, die die Verhandlungen in Konstantinopel führte.

Ein Sechsundzwanzigender (Abb. S. 1642). Der Kaiser hat sich nach Beendigung der großen Manöver dem edlen Weidwerk ergeben. Er war zunächst Gast des Fürsten von Pleß auf dessen Schloß Promnitz, und auf den Jagden, die von dort aus unternommen wurden, hatte er das seltene Glück, u. a. einen kapitalen Sechsundzwanzigender zu erlegen.

Die Kronprinzessin Cecilie (Abb. S. 1637), die am 20. September ihr siebenundzwanzigstes Lebensjahr vollendete, hat ihren Geburtstag diesmal fern von ihrer Familie gefeiert. Sie trat am 18. von Bremerhaven aus an Bord des nach ihr benannten Dampfers des Norddeutschen Lloyd eine kleine Seereise an, die sie bis zur Insel Wight führte, und kehrte am Nachmittag des 20. dorthin zurück. Den Abend erst verlebte sie dann gemeinsam mit dem Kronprinzen im Kronprinzlichen Palais zu Berlin.

Das neue Kammergericht in Berlin (Abb. S. 1640), das im Westen auf dem Terrain des alten Botanischen Gartens an der Elßholzstraße erbaut worden ist, wurde dieser Tage in Gegenwart des Prinzen August Wilhelm von Preußen, der mit der Vertretung des Kaisers beauftragt war, feierlich eingeweiht. Der preußische Justizminister Dr. Beseler und der Kammergerichtspräsident Dr. Heinroth hielten dabei Reden, in denen die Hoffnung zum Ausdruck kam, daß das Gericht im neuen Heim seinen alten Ruhm bewahren werde.

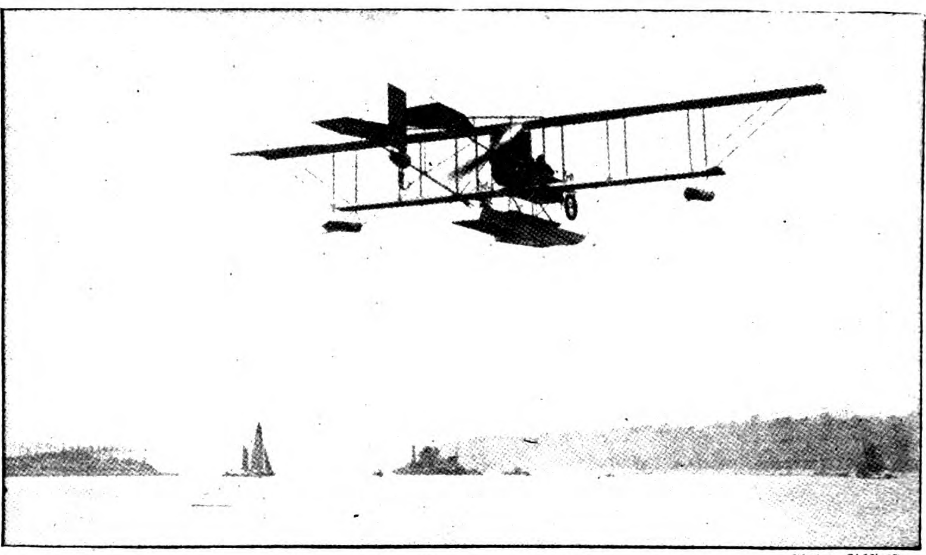
Eine Fuchsjagd beim Fürsten Thurn und Taxis (Abb. S. 1636) fand in den ausgedehnten Revieren der fürstlichen Familie statt. Es hatten sich neun weidgerechte Jäger eingefunden, denen die roten Räuber vor die Rohre getrieben wurden. Außer dem Fürsten Albert von Thurn und Taxis nahmen Erbprinz Franz Joseph, Prinz Karl Theodor, Freiherr von Thon-Dittmer, Mister Momber, Baron Alting, Baron Rolshausen, Hofmarschall von Mallinckrodt und Forstmeister Staub an der Jagd teil. Auf unserm Bild sehen wir die Herren beim Schüsseltreiben.

Prinzessin Sofia von Sachsen-Weimar-Eisenach † (Portr. S. 1638). Allgemeine Teilnahme erregt in der Gesell-





Dahm in seinem Flugzeug.



Phot. v. Zichlinsky.

Flieger Dahm über der Elbe bei Hamburg.
Der Fernflug Friedrichshafen—Hamburg.

schaft der plötzliche Tod der Prinzessin Sofia von Sachsen-Weimar-Eisenach, die erst im Juli ihr fünfundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Die Prinzessin, die in Heidelberg, wo sie mit ihren Eltern wohnte, sich großer Beliebtheit erfreute und für eine heitere Natur galt, hat, wie es heißt, wegen einer unglücklichen Liebe selbst Hand an sich gelegt.

Zum Kommandeur der Bayr. Militär-Reitschule (Abb. S. 1638) ist Rittmeister Seefried auf Buttenheim, der dem Institut bisher als Reitlehrer angehörte, ernannt worden. Er stand à la suite des 1. Cheveaulegerregiments.

Der Senior der deutschen Generalität (Abb. S. 1638) ist der Württembergische Generalmajor a. D. Albert Wilhelm von Ringler in Stuttgart, der in diesen Tagen den Gedenktag seines vor 80 Jahren erfolgten Eintritts in den Militärdienst feierte. Der verdiente alte General ist Ritter des Eisernen Kreuzes Erster Klasse. Er ist 1817 geboren und trat 1833 in die Württembergische Kriegsschule und damit in den Militärdienst ein. Von 1870 bis 1874 führte er als Oberst das Infanterieregiment Nr. 120 in Weingarten. Die Kämpfe bei Tauberbischofsheim (1866), Wörth, Sedan, Villiers und die Belagerung von Paris hat er mit Auszeichnung mitgemacht.

Die vier jüngsten Mitglieder der Berliner Sozietätsbühne (Abb. S. 1639) sind die Damen Ellen Marion, Annaliese Wagner, Dagny Servaes und Rose Veldkirch. Die jungen Künstlerinnen werden gewiß noch Gelegenheit finden, sich in Berlin auszuzeichnen. Denn wenn die neue Bühne mit ihrer Anfangsdarbietung auch nicht auf ungeteilte Zustimmung stieß, so wird sie sicherlich nicht auf dem betretenen Weg verharren.

Im Wasserflugzeug (Abb. S. 1638 u. obenst.). Von Bedeutung für die Sicherheit der Flieger ist die Möglichkeit, den Flug überall zu beenden. Die Aviatik beschäftigt sich daher schon lange mit dem Problem der Konstruktion von Apparaten, mit denen man auch auf dem Wasser niedergehen kann. Auch in Deutschland fehlt es nicht an Versuchen, es zu lösen. So hat eben erst der Ingenieur Dahm in einem solchen Wasserflugzeug einen Flug von Friedrichshafen nach Hamburg unternommen. Er ist auf dieser Fahrt in Köln auf dem Rhein glatt gelandet, oder wie man neuerdings richtiger sagt, „gewassert". Nachdem er noch eine Zwischenlandung in Emden gemacht hatte, flog er über Borkum, Norderney und Cuxhaven weiter und erreichte glücklich Hamburg, wo er auf dem Wasser des Petroleumhafens niederging.

Ein Musikreiten mit Hindernissen für Damen (Abb. S. 1641) veranstaltete bei seinem letzten Sommerfest der Kingsbury Polo-Club. Die Damen mußten in einem gegebenen Moment durch enge Gittertore reiten, deren Zahl um eins niedriger war als die der Reiterinnen. Die Dame, die kein Tor erreicht, scheidet aus, und der Wettkampf geht dann unter den andern weiter, bis nur noch zwei Damen und ein Tor übrigbleiben.

Personalien (Abb. S. 1642). Hans Gregor, der Direktor der Wiener Hofoper, blickt auf eine fünfundzwanzigjährige Bühnentätigkeit zurück. Nachdem er der Kunst zunächst als Schauspieler gedient hatte, übernahm er die Leitung des Stadttheaters in Görlitz, war später mehrere Jahre Theaterdirektor in Elberfeld und gründete dann die Komische Oper in Berlin, die er leitete, bis er 1911 als Nachfolger Weingartners nach Wien gerufen wurde. — Der japanische Arzt Dr. Noguchi, Professor am Rockefeller-Institut in Neuyork, hat sich einen Platz in der Reihe der Großen erobert; es ist ihm gelungen, den Erreger der Tollwut zu entdecken. — Camille Saint-Saëns, der achtundsiebzigjährige französische Komponist und Pianist, kommt dieser Tage nach Berlin, um ein Konzert mit eigenen Kompositionen zu leiten. — Der hanseatische Gesandte am preußischen Hof und Bundesratsbevollmächtigte Dr. Karl Klügmann tritt in den Ruhestand. Klügmann ließ sich nach beendetem juristischem Studium dort als Advokat nieder. Von 1874 bis 1880 vertrat er seine Vaterstadt im Reichstag, und seit 1896 bekleidet er den Posten des hanseatischen Gesandten in Berlin.

Die Toten der Woche

Generalmajor z. D. Paul Bodenstein, † in Berlin am 21. September im Alter von 65 Jahren.

Geh. Kommerzienrat Dr. Georg von Caro, bekannter Großindustrieller, † auf Gut Wilkendorf bei Strausberg am 22. September im 64. Lebensjahr.

Prinz Georg Jurjewsky, einziger Sohn des Kaisers Alexander II. von Rußland, † in Marburg im Alter von 41 Jahren.

Geh. Justizrat Prof. Dr. Richard Loening, bedeutender Strafrechtslehrer, † in Jena am 19. September im Alter von 65 Jahren.

Prinzessin Sofia von Sachsen-Weimar, † in Heidelberg am 18. September im 25. Lebensjahr (Portr. S. 1638).

General Salsa, italienischer Führer im libyschen Feldzug, † in Treviso am 21. September im Alter von 56 Jahren.

Baurat Manfred Semper, Wiedererbauer des Dresdner Hoftheaters, † in Weferling (Sachsen) im Alter von 76 Jahren.

Fürstin Anna Elisabeth zu Ysenburg und Büdingen, † in Bad Nauheim am 21. September im Alter von 71 Jahren.



DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Central-Photos.

König Konstantin von Griechenland in Paris.

Wiedergabe der einzigen dem Pariser Photographen vom König in seinem Hotel gewährten Aufnahme.



Archives Miroir.

General Eydoux, der französische Instrukteur der griechischen Armee, mit seiner Familie auf seinem Landsitz.

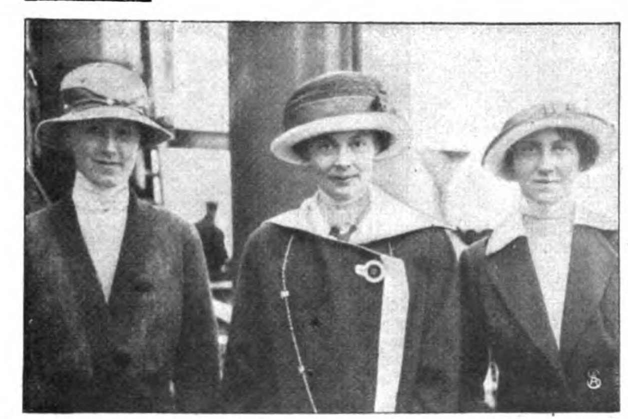


Phot. Jean van Daalen.

1. Forstmeister Staub. 2. Hofmarschall von Mallinckrodt. 3. Baron Rolshausen. 4. Baron Alting. 5. Mister Momber. 6. Frhr. v. Thon-Dittmer. 7. Prinz Karl Theodor von Thurn und Taxis Neuburg. 8. Erbprinz Franz Joseph von Thurn und Taxis. 9. Fürst Albert von Thurn und Taxis.

Von den diesjährigen Fuchsjagden beim Fürsten von Thurn und Taxis: Ein Jagdfrühstück.





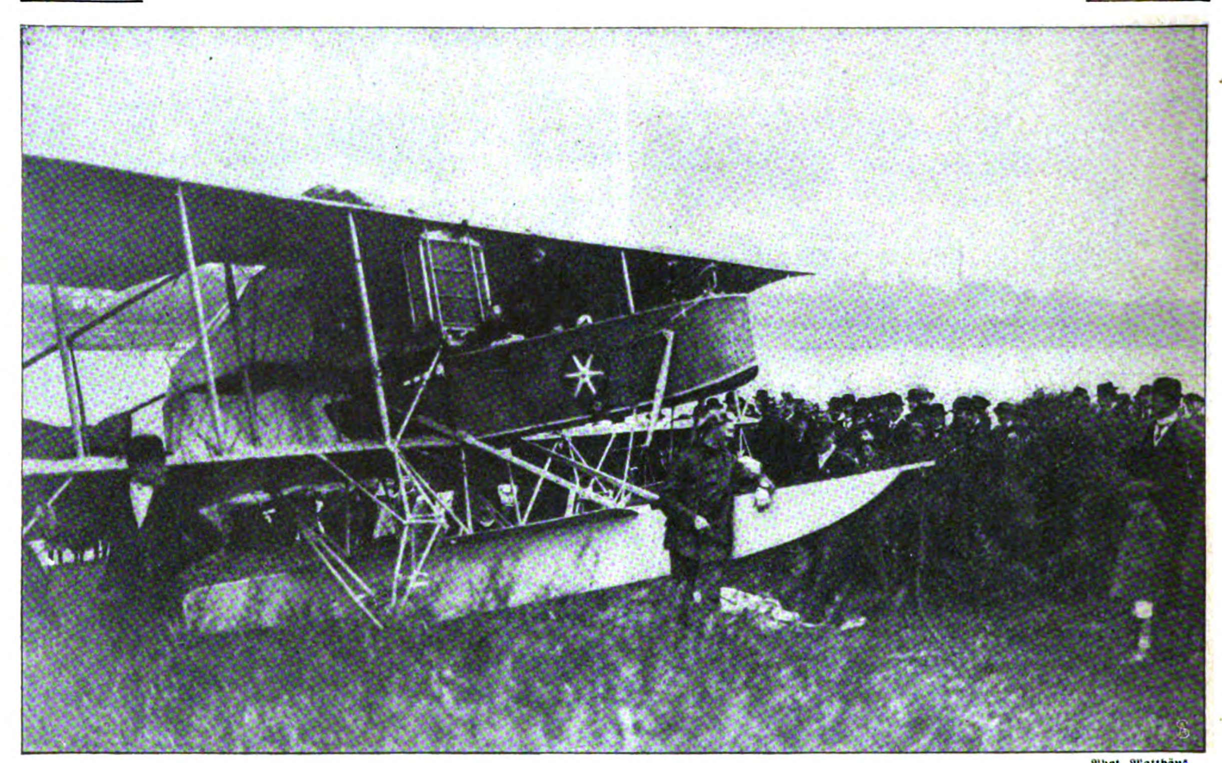
Die Kronprinzessin mit Gräfin von Wedel (links) **und Gräfin Keyserlingk.**



Die Kronprinzessin mit der Oberhofmeisterin Freifrau von Tiele-Winckler.

Die Kronprinzessin mit Präsident Achelis. Dahinter **Kapitän Polack** (links) **und Direktor Heineken vom Norddeutschen Lloyd.**

Von der Seereise der Kronprinzessin auf dem Lloyddampfer „Kronprinzessin Cecilie“.



Phot. Matthäus.

Der Fernflug Friedrichshafen-Kiel: Flieger Dahm nach seiner Landung auf dem Rhein bei Köln.



Hofphot. Kurz.

Prinzessin Sofia von Sachsen-Weimar †
zu Heidelberg.



Phot. Hoffmann.

Frh. Philipp v. Seefried
der neue Kommandeur der Bayr. Militär-Reitschule



Generalmajor von Ringler,
Stuttgart, beging sein 80jähriges Militär-jubiläum.



Ellen Marion.



Annaliese Wagner.

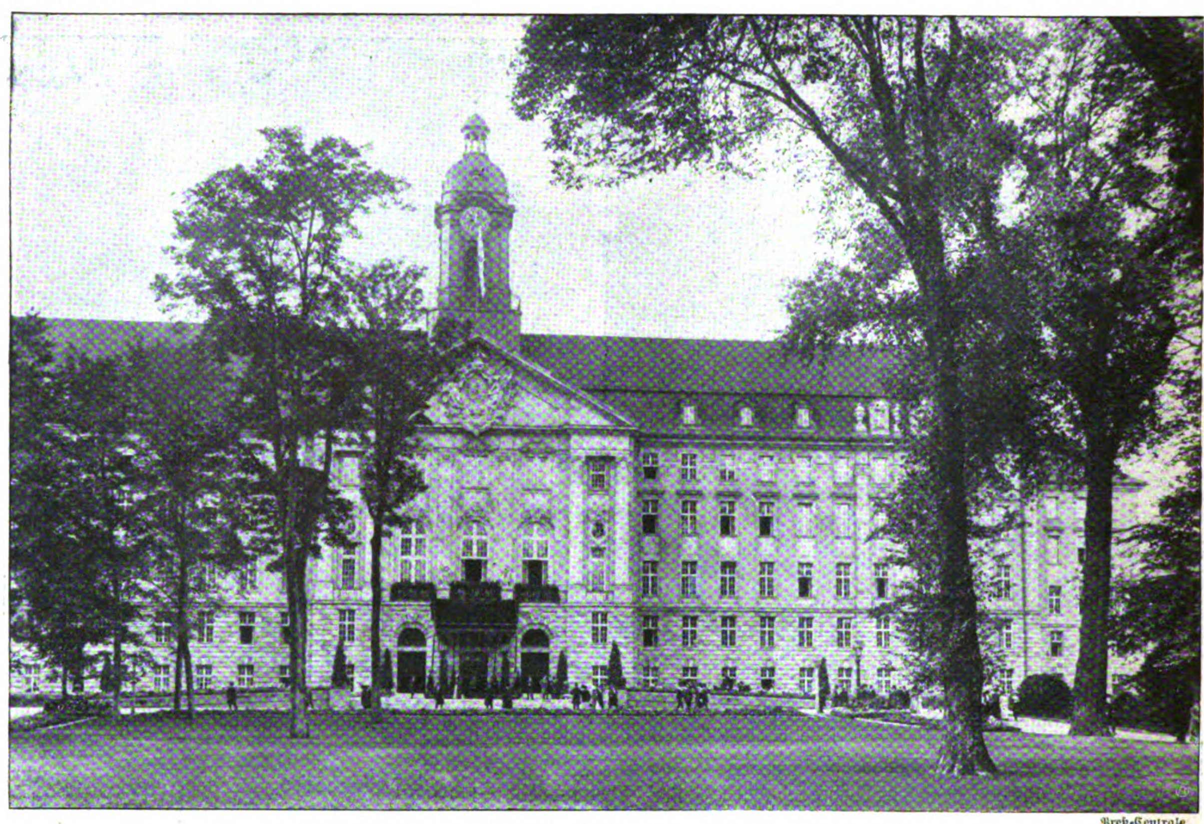


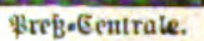
Dagny Servaes.



Rose Veldkirch.

Die jüngsten Mitglieder der Berliner Sozietätsbühne. — Phot. Becker & Maas.





Preß-Centrale.

Das neue Kammergericht in Berlin, vom Kleist-Park aus gesehen.



Prinz August Wilhelm verabschiedet sich vom Kammergerichtspräsidenten Heinroth. — Preß-Centrale.



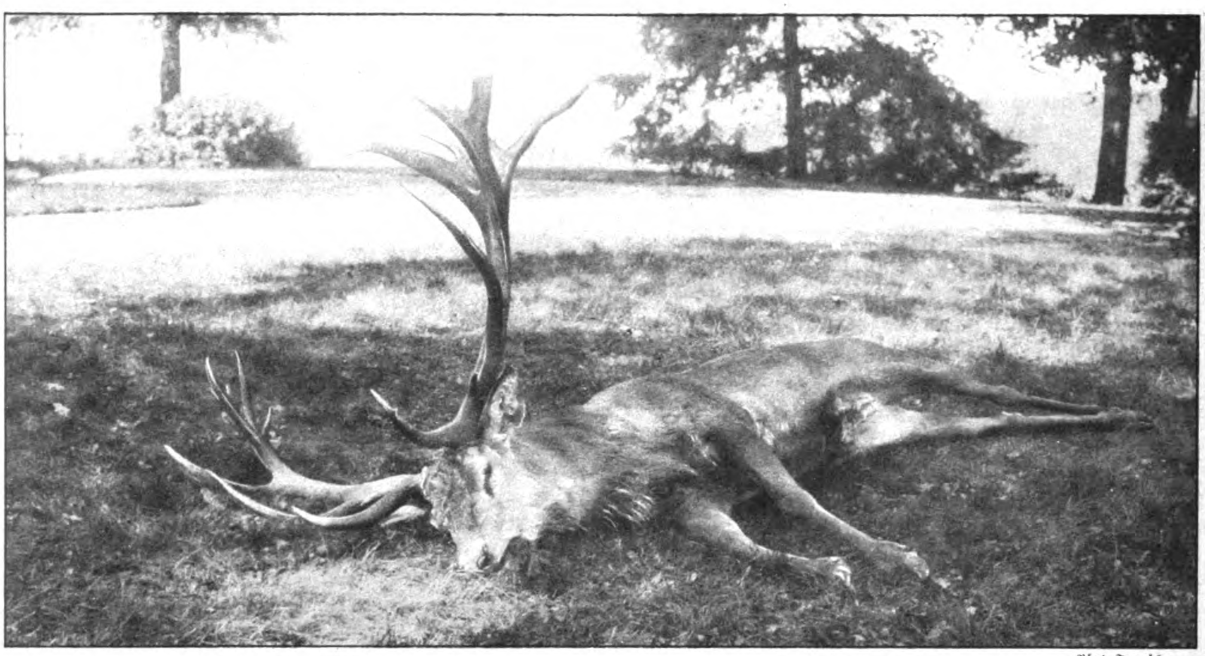
Justizminister Dr. Beseler (×) verläßt das Kammergericht. Phot. Sanden.

Von der Einweihung des neuen Kammergerichts in Berlin.



Newspaper Illustr.

Vom Sommerfest des Kingsbury Polo Clubs: Musikreiten mit Hindernissen für Damen.



Phot. Jagusch.

Der vom Kaiser auf der Jagd des Fürsten Pleß erlegte Sechsundzwanzigender.



Phot. Wißlinger.

Hans Gregor,
Direktor der Wiener Hofoper, begeht sein 25. Bühnenjubiläum.



Photo du Matin.

Dr. Noguchi,
Paris, japanischer Arzt, entdeckte den Tollwuterreger.

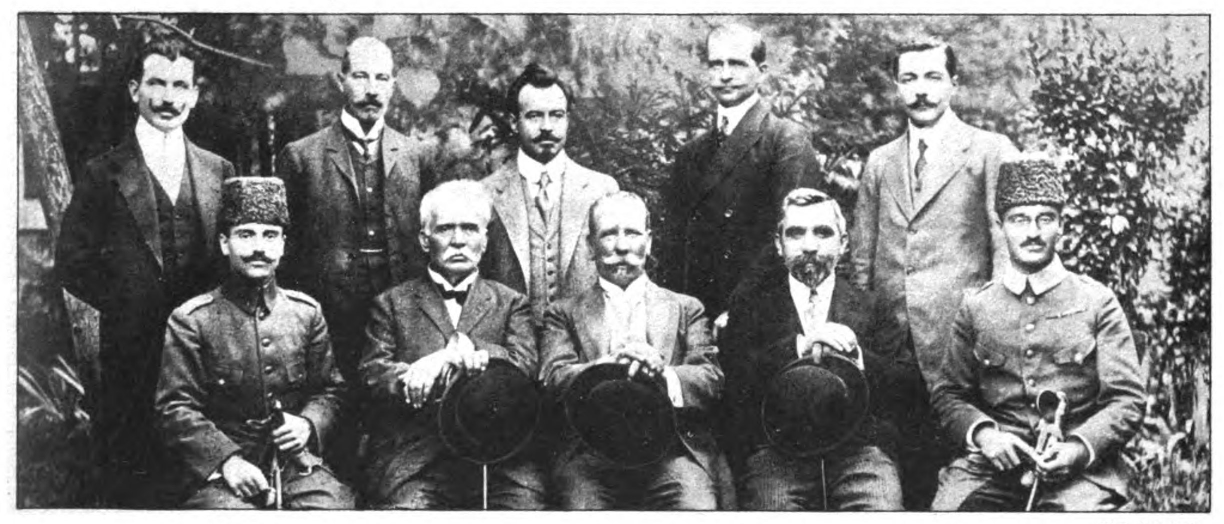


Saint-Saëns,
französischer Komponist, kommt nach Berlin.



Phot. Dührkoop.

Minister Dr. Klügmann,
hanseatischer Gesandter in Berlin, tritt in den Ruhestand.



Phot. Trampus.

Von links sitzend: —, Natchevitch, Savoff, Tontscheff, —. Von links stehend: —, Popadopoff, Kosseff, Nicoloff, Grocoff.

Die bulgarische Gesandtschaft für die Friedensverhandlungen in Konstantinopel.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

3. Fortsetzung.

„Furchtbar schade," sagte Widding ein paar Tage später zu Gerda Oettgen, „daß man zu einem Junggesellen nicht kommen darf, wenn man ein junges Mädchen ist."

„Aber Widding! Was sind das nun wieder für Gedanken?"

„Ja, sonst würde ich schrecklich gern meine neue silberne Kanne nebst Tassen mit einem schönen Kaffeekränzchen für ein paar von meinen Bekannten einweihen."

„Ach! So meinen Sie das? Da freilich. Sie haben recht, das ist schade. Aber es geht nicht gut, oder vielmehr es geht eben nach keiner Richtung."

„Ja, da steht der schöne Preis nun eigentlich nutzlos herum in meiner Behausung."

„Wie wäre es, wenn Sie den Kaffee daraus mal bei uns trinken würden?"

„So unter den Augen Ihrer verehrten Frau Mama? — Das ist doch nicht das Richtige. Das ist Strickstrumpfkaffee."

„Na, erlauben Sie mal: Strümpfe werden bei uns nun doch nicht gestrickt. So ist Mama nicht."

„Nein, an der allein würde es auch nicht liegen; aber es wäre doch mehr eine Entweihung als eine Einweihung."

„Oh, Herr von Widding, selbst Ihr Wortspiel rettet Sie nicht vor meinem gerechten Zorn. Sie benehmen sich abscheulich."

„Von meinem besten Freund das zu hören, ist hart und vor allem ungerecht. Und ich hatte eigentlich vor, einer jungen Dame eine sehr große Freude zu machen."

„Und die wäre?"

„Nein, jetzt sage ich es nicht mehr."

„Wenn ich aber schön bitte?"

„Dann freilich! Also ich weiß, daß Sie sich einen Abkömmling aus der Teckelfamilie des Herzogs von Monmouth gewünscht haben."

„Richtig!"

„Der Wunsch wird erfüllt."

„Wieso?" . . .

„Ja, denken Sie, es macht sich so."

„Aber, Herr von Widding, wie kommen Sie dazu?"

„Gott, sehn Sie mal, ich habe doch ein ganzes Häufchen Gold gewonnen, und da Sie doch für Black Head so nett den Schrittmacher und klugen Berater und Manager gespielt haben, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß er sich dafür bei Ihnen erkenntlich zeigt. Und das möchte Black Head eben hiermit tun."

„Unmöglich, lieber Widding!"

„Ach was! Sie haben mir das nette Silberservice zugeschanzt, da kann ich für Sie auch mal was tun. Ich glaube nicht, daß Ihre Eltern was dagegen haben."

„O ganz gewiß! Mama erlaubt es keinesfalls."

„Versuchen Sie es doch erst, oder aber: Sie brauchen es ja den Eltern gar nicht so zu sagen."

„Oh! Also lügen soll ich auch noch?" . . .

„Nicht lügen! Gott bewahre, bloß nicht alles sagen."

„Das kommt für mich auf das gleiche heraus. Nein, das tu ich nicht."

„So wollen Sie mir also einen Korb geben? Das ist wirklich nicht nett. Und ich hatte mich so gefreut."

„Ja, da wird wohl nichts draus werden."

„Ach, und das nennt sich dann Kameradschaftlichkeit und ist klein und eng und spießbürgerlich? Nee, das gefällt mir nicht an Ihnen, Gerda."

„Na, so böse brauchten Sie auch nicht gleich zu sein."

„Bin ich aber, bin sogar sehr böse, daß ich gar nicht wieder gut werde."

„Aber Fritz Widding!". . .

„Also nun seien Sie nicht so. Was soll ich denn damit anfangen. Ich habe das Tier ja schon. Es wäre wirklich nicht nett, wenn Sie es mir abschlugen wollten, den Hund anzunehmen."

„Ich will Ihnen was sagen. Warten Sie bis zu meinem Geburtstag. Dann wollen wir darüber reden."

„Also gut, das war auch meine Absicht. Bis dahin will ich mich gedulden."

„Und wie ist das mit Mister Walters? Haben Sie Black Head für Strausberg genannt, wie Sie meinten?"

„Habe ich und für Karlshorst auch gleich."

„Wirklich? Das ist fein!"

„Ja, und es kommt noch viel mehr zusammen. Major Keßler möchte mich schon nächsten Sonntag auf Yok haben, und womöglich kriege ich den Ritt auf Svengali auch, wenn Graf Balk nicht abkommen kann."

„Sie haben doch zugegriffen?"

„Ja! Und morgen wollen wir ein kleines Match mit Black Head machen. Graf Balk will ihn reiten, und ich sitze auf Yok."

„Oh, da möchte ich dabei sein."

„Das geht nicht."

„Aber weshalb nicht?"

„Wirklich nicht. Kein Mensch darf vorläufig was davon wissen."

„Ich brauche ja nichts zu wissen, wenn Sie mir nur die Zeit sagen. Ich kann ja ganz zufällig hinkommen."

„Liebstes Fräulein Gerda, das würde kein Mensch glauben."

„Wieso nicht?"

„Verlassen Sie sich darauf. Es ist ganz unmöglich. Sie würden mich in die schrecklichste Verlegenheit bringen. Es geht nicht."

„Wenn es so liegt — und nach Ihrem Ton glaube



ich es — dann muß ich leider verzichten. Aber ich tu es ungern."

„Es ist schade — aber es kann nicht sein. Sind Sie mir böse?"

„Und es hätte mich so interessiert, aber wahnsinnig."

„Ich weiß, aber selbst in der Nähe dürfen Sie sich nicht aufhalten. Sehen Sie mal, ich soll ja eine Art Unterricht von Balk kriegen, da ist es besser, wir bleiben erst mal unter uns. Also topp: Sie wissen von nichts und machen auch keinen Versuch."

„Gut, hier meine Hand! Ich lasse Sie beide allein ohne Zeugen."

„Ich erzähle Ihnen auch ganz genau, wie alles abgelaufen ist, haarklein."

„Das soll dann auch was wert sein, und ich muß mich damit zufrieden geben, wenn es auch nicht das ist, was ich mir vorgestellt hatte."

* * *

Trübe hing der Himmel voller Wolken, zuweilen fegte ein Regenschauer über die Heide. Alles schien grau und öde, aber sie hatten sich nun einmal verabredet, und in aller Herrgottsfrühe, ehe noch jemand auf den Beinen war, fuhren sie zur Rennbahn hinaus.

Der Trainer im wasserdichten Mantel, die drei Offiziere die Kragen hochgeschlagen, in der ältesten Garnitur, denn man mußte damit rechnen, daß man bis auf die Haut naß wurde.

Die Pferde waren, in Decken gehüllt, schon vorher hinausgeschickt und standen mit wehenden Schweifen im Gehölz, wo sie unter den knospenden Bäumen ein wenig mehr geschützt waren.

Die Pferdehalter fluchten und wetterten, daß sie in dem abscheulichen Wetter und in ihren schweren Mänteln einen so weiten Weg gehabt hatten und nun hier frierend herumstehen mußten. Aber schon kam der Wagen mit ihren Herren in Sicht, und nun gab es zu tun.

Auch die Gäule merkten es und wurden unruhig, nachdem sie bisher mit hängenden Ohren wie im Schlaf dagestanden hatten. Nun, da ihnen die Decken abgenommen wurden, hoben sie die Köpfe und wurden lebendig.

„Hören Sie, Widding," sagte Balk und ging langsam um Black Head herum, „an dem werden Sie noch Ihre Freude haben. Famoser Kerl, und die Sprunggelenke, der geborene Steepler. Wenn der erst richtig fertig gemacht ist — dann sollen Sie mal sehen."

„Meinen Sie?"

„Ja, aber das können Sie nicht allein. Geben Sie ihn auf ein paar Wochen Mister Walters in die Hand."

Er wies auf den Trainer, der ein Stück von ihnen entfernt Yok betrachtete.

„Sie sollen mal sehen, wie er Blacks Fähigkeiten herausholt. Er versteht sich darauf, glauben Sie mir."

„Wenn Sie es sagen."

„Sie können sich darauf verlassen. Es gehört Arbeit und wieder Arbeit dazu, denn alles will gelernt sein. Sie selbst haben gar nicht die Zeit dazu. Geben Sie ihn ruhig fort. Es wird Ihr Schaden nicht sein."

„Ich will es mir überlegen."

„Überlegen Sie nicht. Lassen Sie Walters nachher mal auf den Schwarzen, und passen Sie dann auf. Black Head ist schnell, aber man muß noch viel mehr aus ihm herausholen. Habe ich alles auch erst lernen müssen. So, mein braver Kerl, nun laß mich mal aufsitzen. Lassen Sie nur, ich werde schon mit ihm fertig."

„Er läßt Sie ganz ruhig an sich heran."

„Selbstverständlich! Er riecht ja, daß ich vom Bau bin. Das ist genau, wie wenn man selber Hunde hat, da riecht jeder Köter es einem an, und man hat sofort gewonnenes Spiel. Bist ein guter Kerl, mein Alter."

Schon war er im Sattel.

Black Head schnobberte an des Grafen Stiefeln, dann hob er den Kopf und stand voller Erwartung, als ob er spürte, daß ein Meister auf seinem Rücken saß; und willig wie ein Lamm ging er neben Yok, auf dem Widding saß

Als sie einmal im langsamen Galopp die Bahn abgeritten hatten, sagte Balk: „Also: ein Vergnügen! Ich weiß nicht, was Beckenstedt gehabt hat. Das ist ja ein Osterlamm, im Leben kein Verbrecher."

„Wollen erst sehn, ob er unter Ihnen über die Hürde geht."

„Aber selbstverständlich. Wäre ja noch schöner."

Und ohne die Fahrt zu beschleunigen, ging es glatt über das Hindernis.

„Also nicht gezuckt hat der Black Head."

„Ist heute gut aufgelegt", meinte Widding, „und dann in Ihrer Hand! Da macht es ihm offenbar Spaß."

„Nur gut, daß er Beckenstedt aus den Fingern genommen ist. Ich beneide Sie um das Tier. Schade, daß ich damals nicht in Wuthenow war, keinen Augenblick würde ich gezaudert haben, wenn ich den Hengst gekannt hätte."

Und er klopfte dem Pferd den Hals.

„Nun passen Sie mal auf. Ich nehme jetzt das Hindernis allein. Ich will Ihnen zeigen, wie ich das tue. Sie müssen dem Pferd mehr Schwung geben, daß es Terrain gewinnt, es liegt lediglich an der Schenkelhaltung. Passen Sie auf. Erst reite ich wie Sie, dann in meinem Sitz."

„Wissen Sie, Graf Balk, lieber nicht an der Hürde, besser am Flechtzaun."

„Können auch den kleinen Wall nehmen, das ist mir gleich."

„Ja, ich bin abergläubisch oder doch vorsichtig. Ich lasse ihn über Hürden trotz des Rennens neulich noch nicht allein gehen."

„Selbstverständlich! Ich möchte Ihnen da nichts aufs Spiel setzen. Ich will Ihnen nur zeigen, wie Sie springen. Vielleicht machen Sie es mir noch mal vor."

Widding ging mit Yok über den Wall, die Bügel lang, die Beine weit fort.

Graf Balk nickte und sagte: „Also nun passen Sie mal auf. So sitzen Sie."

„Ja, so habe ich es gelernt."

„Mit einem schweren Pferd ist das auch ganz gut. Aber Sie mit Ihrem leichten Gewicht und auf einem diffizilen Tier müssen das anders machen, so!"

Und er sprang ihm zweimal vor.

„Bitte noch einmal!" bat Widding.



„So! Nun bitte springen Sie mit Yok. Ich korrigiere. Nein, so ist das noch nicht richtig. Aber Sie sind auf dem Weg. Bei meinem Sitz fliegt man leicht aus den Bügeln, wenn es einen Rumpler gibt. Aber das darf eben nicht vorkommen. Grade das will ich ja durch die Erleichterung vermeiden. Erst sitzen Sie mal ab und verkürzen die Bügel, nicht zu kurz. Das genügt. So, nun sitzen Sie auf. Die Knie mehr an den Hals des Pferdes. Nicht die Einwirkung verlieren. Haben Sie Fühlung? Nicht pressen, nur ganz leicht anliegen."

„Oh, jetzt habe ich's. Ein bißchen unsicher ist's aber."

„Ja, das liegt im Gefühl. Ich kann Ihnen Sitz und die Haltung nicht im einzelnen vorschreiben, die wenigsten werden es mit ihrem Körper fertigbringen, aber Sie haben Beine wie ich, da ist meine Methode am praktischsten."

„Ich will's versuchen."

„Man muß das ausproben. Black Head reagiert darauf, ausgezeichnet sogar."

„Habe ich gesehn."

Mister Walters war jetzt mitherangetreten und machte sich an Black Head zu schaffen. Lächelnd strich er ihm die Beine. „Herr Leutnant von Widding, Sie sehen, er leckt mich schon. Wir werden sein gut Freund, wenn Sie ihn mir wollen anvertraun zu erziehen. Erziehen ist nicht the matter. Er kann alles schon very fine. Nur ein wenig exercise fehlt."

„Ja, Mister Walters, wir wollen nachher noch über alles sprechen."

„Oh, Herr von Widding, ich bin zufrieden mit die gewöhnlichen Prozent vom Gewinn. Sie werden sehen, wir beide werden haben unsere Freude aneinander."

„Es wird mir nicht leicht, mich von Black Head zu trennen. Ich möchte ihn hier in der Hand haben."

„Sie werden ihn oft in der Hand haben. Es ist besser, es ist für ein Pferd ein Festtag, wenn sein Herr auf ihm sitzt. Man muß die Tiere nicht verwöhnen. Es muß Besonderes für sie geben."

„Meinen Sie?"

„Ja, sie sollen nicht immer Ehrgeiz haben, nur wenn es nötig ist. Die tägliche Arbeit macht ein kleiner Stallboy ebenso gut. Ich werde ihn in unserm Hürdensprunggarten schulen, dann sollen Sie sehn, er ist firm. Nun aber wollen wir ein wenig arbeiten."

Und er schwang sich aufs Pferd, und sie ließen die Tiere einen Arbeitsgalopp absolvieren und wechselten, um bei verändertem Gewicht zu sehen, was sie leisteten. Das war bald ausprobiert, und die Pferdehalter waren froh, daß die Sache ein Ende nahm, denn der Wind wurde immer stärker und der Aufenthalt selbst am Waldesrand oder hinter der Tribüne nicht gemütlicher.

Das merkten die Herren gar nicht, die sich mit den Pferden beschäftigten, aber wenn man nutzlos von einem Bein auf das andere trat und weiter kein Interesse daran hatte, war es hier ungemütlich. In aller Frühe, während die andern eben erst ans Aufstehen dachten, hier draußen zu frieren, da konnte man nur wettern und fluchen, bloß schade, daß es einen nicht wärmer machte.

Dieser kleine Amerikaner freilich schien nichts zu spüren. Der war es gewöhnt, vorm Hahnenschrei hinauszukommen. Das war sein Geschäft. Nun war es für heute zu Ende, und man konnte einrücken.

„Nee!" sagte Widding. „Ich bleibe gleich hier, ich komme nicht erst wieder zurück. Meine Schwadron muß in einer halben Stunde hier sein, nebenan auf dem Exerzierplatz. Das habe ich mir schon so eingerichtet."

„Herr von Widding, ich muß nach Berlin zurück. Ich schicke Ihnen einen Kontraktentwurf, damit Sie sich orientieren können."

„Ja, im Prinzip also sage ich nicht nein; aber entscheiden möchte ich mich erst nach dem Rennen am Sonntag. Ich muß erst mal sehn, wie ich mit Yok fertig werde, und ob ich mich überhaupt für eine öffentliche Bahn eigne. Davon soll dann die Zukunft von Black Head abhängen."

„Aber Black Head müssen wir gleich nennen. Lassen Sie mich alles Nötige tun. Es bleibt alles in Ihrer Hand, und Sie können im letzten Moment noch nein sagen."

„Selbstverständlich, Widding. Sie zahlen aber kein Reugeld. Lassen Sie sich die Chance nicht entgehn. Ich habe selbst das Rennen für meinen Gully in Betracht gezogen, aber es paßt nicht recht in meine Dispositionen, ich schicke ihn lieber nach Köln. Da ist der Erfolg nicht so in Frage gestellt wie in Strausberg."

„Also gut, dann will ich Black Head nennen, auf Ihre Verantwortung. Aber ich halte es für ein gefährliches Experiment."

„Wieso? Erstlich schult ihn Mister Walters über die Hindernisse, und Sie selbst lernen sie ja auf Yok vorher schon aufs beste kennen. Also hat es dann keine Gefahr. Wenn Roß und Reiter sich auskennen, und wenn sie auch nur einmal den Weg gegangen sind, darf es keine Überraschung geben."

„Sagen Sie mit Ihren Erfahrungen."

„Glauben Sie, die sind mir angeflogen? — Die habe ich mir genau so, wie Sie das jetzt sollen, erwerben müssen. Nur Mut und zugegriffen."

„Den habe ich ja ein bißchen, dächte ich."

„Eins sage ich Ihnen noch, Widding: heiraten Sie nicht vor der Zeit."

„Wie kommen Sie darauf?"

„Ja, noch mehr; verlieben Sie sich nicht. Das tut nicht gut."

„Erlauben Sie mal."

„Nein, ich erlaube gar nichts, denn wenn man eine moralische Verpflichtung auf sich lasten hat, ist es vorbei mit dem Rennreiten. Sehen Sie mal Zoller an. Seit der geheiratet hat, ist es aus mit ihm. Jede kleinste Hecke wird ihm zum Verhängnis. Er geht nicht mehr mit Ruhe drauf los, sondern er denkt — und beim Reiten ist alles instinktiv. Nur nicht an Gefahr denken. Die Pace abschätzen und aus dem Wurstkessel herauskommen, wenn man eingekeilt ist, ist natürlich Sache der Überlegung, aber sonst — fest auf ein Hindernis losgehn, im Sprung über eine Mauer, bedingungslos seine Knochen riskieren. Wenn sich ein ängstliches Frauengesicht dazwischenschiebt, ist es aus. Glauben Sie mir's."

„Natürlich, wenn Sie sagen: ängstlich! Aber es gibt auch tapfere Frauen."

„Gehen Sie mir damit! Das hält nicht lange vor.



Ein oder zwei Stürze, die sie mitangesehen haben, und es ist mit der Tapferkeit nicht mehr weit her. Dann kriegen Sie ein Hasenherz, und das steckt an. Ich rede nicht wie der Blinde von der Farbe. Ich hab es durchgemacht, aber dann habe ich mich losgerissen. Meine Gäule sind mir schließlich d o c h lieber gewesen."

„Wirklich?" . . .

„Ja, wirklich! Dazu habe ich mich nicht all die Jahre trainiert, mich kasteit und nie satt gegessen, um wegen ein Paar brauner Augen — denn braun waren sie, hübsche braune Pferdeaugen — meinen ganzen guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Fangen Sie mal an, in die Jahre zu kommen und dick zu werden. Ich sage Ihnen, es ist kein Vergnügen, im Kampf mit sich selbst Sieger zu bleiben. Aber da sehe ich Ihre Schwadron ankommen. Wir drücken uns schnell, damit niemand merkt, was wir hier getrieben haben. Also rasch: auf Wiedersehn!" . . .

* * *

„Ruhig! Ruhig, Black Head!"

Fritz von Widding streichelte ihm den Hals, während der Bursche sich krampfhaft bemühte, den Gaul festzuhalten.

„Lassen wir die Lokomotive erst vorbei", sagte Herr von Zoller.

Damit führten sie das aufgeregte Pferd hinter den Ladeschuppen.

„Als ob es wüßte, daß es fortkommt."

Nun war es wieder ganz still geworden und schnob nur noch mißtrauisch, während es die Verladerampe hinaufging. Aber es mußte ihm zugeredet werden. In den Eisenbahnwagen wollte es nicht hinein; die Tür auf der andern Seite mußte geöffnet werden, und zuerst wurde Yok hineingeführt, bis der Hengst endlich mit bedenklichem Zögern in den mit Stroh ausgelegten Wagen hineinbugsiert wurde.

Es war seit seiner Fohlenzeit, da Beckenstedt ihn eingeführt hatte, seine erste Eisenbahnfahrt.

Das sollte jetzt häufiger vorkommen. Denn Mister Walters hatte ihn schon an verschiedenen Stellen genannt, und er sollte Sonntag in Strausberg zum erstenmal vor die größere Öffentlichkeit kommen.

„Du bleibst mit im Wagen?" fragte Widding den kleinen Stallburschen.

„Ja! Herr Leutnant können ganz beruhigt sein. Wenn ein Pferd erst einmal drin ist, dann hat es keine Not mehr. Dann sind sie nur noch ein wenig ängstlich, aber ganz zahm. Ich bin schon oft mitgereist."

Die Türen wurden halb zugeschoben, und eine Barriere stand davor, dann kam die Verschiebelokomotive mit Zischen und Puffen, um den Wagen von der Laderampe fortzuholen.

Widding sah noch hinein, wo Black Head mit gespitzten Ohren stand und zuweilen unruhig auftrat.

Dann war der Wagen angekoppelt, ein Pfiff, und während der künftige Jockei vergnügt zum Wagen heraussah, glücklich über das anständige Trinkgeld, das er bekommen hatte, lief der Wagen aus dem Bahnhof hinaus, um an den nächsten Güterzug angehängt zu werden, der die Tiere nach ihrem neuen Aufenthaltsort bringen sollte.

„Wissen Sie, Zoller," sagte Widding, „mir ist ordentlich das Herz schwer, als wenn ich einen guten Freund auf eine weite Reise geschickt hätte."

„Nun ja," sagte Herr von Zoller lachend, „ein Pferd ist einem ja auch ein guter Freund."

„Und dabei sehe ich das Tier schon übermorgen wieder. Wenn er nur gut ankommt."

„Haben Sie keine Sorge! Solch eine Eisenbahnfahrt bringt ein wenig Unruhe hinein. Ein nervöses Tier empfindet das natürlich auch. Wenn bloß diese Güterzüge nicht so anrucken würden. Schlimm ist es nur mitten im Sommer, wenn die Wagen stundenlang in der Sonne stehn."

„Na, heute ist es ja ganz frisch. Da kann man sich eher auf einen Schnupfen gefaßt machen. Übrigens, was ist das für ein Herr von Röbbeln, der da zu uns ins Regiment kommen soll?"

„Ein netter Mensch, wie ich höre, kolossal reich, den der Vater, der bekannte Röbbeln, Großindustrie am Rhein, nicht zu Hause gebrauchen kann und ihn nun zu uns wie in eine Strafanstalt schickt. Ich glaube, er soll ziemlich leichtsinnig sein, wenigstens nach Auffassung des Alten, der ein schrecklicher Geizkragen sein soll, weshalb der Sohn auch im Streit mit ihm lebt. Sie haben ewig Händel miteinander."

„Davon habe ich gehört. Es handelt sich um die Erbschaft von der Mutter her."

„So ist es. Ein älterer Bruder hat sich selbständig gemacht, weil der Alte ein Tyrann ist."

„Aber hat es zu was gebracht, nicht wahr?"

„Millionen! . . . Können wir gar nicht taxieren. Die Mutter ist aus dem Haus derer von Hessing, der Vater erst später geadelt. Aber er macht sich nichts draus, soll immer im schäbigen Röckchen herumlaufen."

„Da sind die Söhne natürlich das Gegenteil."

„Natürlich sind sie wie aus dem Ei gepellt und schätzen alles hoch, was der Alte verachtet. Der Junge soll mit Leib und Seele Soldat sein. Übrigens auch Konkurrent von uns, er hat zwei Pferde laufen, Rialto und Horsa. Sollen vorzügliche Springer sein."

„Ja, von Horsa weiß ich es. Den hat er mit Liebenstein zusammen."

„Ganz recht, denn mit seinen Mitteln muß er augenblicklich haushalten, bis sein Prozeß entschieden ist. Bis dahin hat das Gericht ihm eine Rente von fünfundzwanzigtausend Mark zuerkannt, die der Alte ihm auszahlen muß."

„Da sehen sich Vater und Sohn wohl gar nicht?"

„Aber im Gegenteil! Persönlich stehen sie sehr gut, bloß juristisch bestreitet der Vater ihm das Recht und hat ihn auf den Prozeßweg verwiesen. Auf irgendeinen Vergleich wollte er nicht eingehen. Er will schwarz auf weiß sein Recht haben oder eben auch sein Unrecht bewiesen sehen, wie man es nehmen will. Ein Eisenkopf, der Alte."

„Das liegt wohl so in seiner Beschäftigung?"

„Ja, freilich. Er glaubt aber, er könne der Hammer sein, den Söhnen gegenüber, und da trifft er auf ein Metall von einer Härte, wie er es nur an sich gewöhnt ist. Das spricht eigentlich f ü r die Jungen."



„Hoffentlich ist dieser Röbbeln sonst kein Protz."

„Nein, gar nicht, der umgänglichste Gesellschafter, was ich so höre."

„Also ein Gewinn für uns?"

„Ich glaube beinah. Und tüchtiger Reiter!"

„Das ist mir die Hauptsache."

„Mir auch! Na, wir werden ja sehen. Und wie stehen Sie mit Beckenstedt?"

„Na, passabel. Er macht wenig Gebrauch von mir, ich ebensowenig von ihm. Komischer Kunde doch, so was persönlich zu nehmen."

„Einfach blöd! Aber er war immer kleinlich und wird es auch bleiben. Hat auch gar keinen Zweck, mit ihm zu reden."

„Um Gottes willen nicht."

„Tu ich auch nicht. Ich weiß, daß man ihn in Ruhe lassen soll. Dann kommt er am ehesten wieder. Ganze Geschichte ist ja Unsinn."

„Er will übrigens im Sternjagdrennen seinen Monkey selbst reiten."

„Da ist ja Black Head auch genannt. Ich freue mich schon darauf. Das wird sogar sehr interessant werden."

„Keineswegs! Ich zahle einfach Reugeld. Fällt mir ein."

„Aber, Widding! Das ist doch Unsinn. Wir beide, denke ich, werden noch oft um den Sieg kämpfen, aber ich bitte Sie. Man kann doch nicht mit seinen Feinden um den Ehrenpreis ringen, es sind doch Freundschaftskämpfe."

„Mit Ihnen, Zoller, mit größtem Vergnügen."

„Das glaube ich Ihnen, weil mein Gewicht mich allmählich daran hindert. Aber Beckenstedt will es noch mit jedem aufnehmen. Ich setze Sie lieber auf meine Pferde als ihn. Sie müssen dran glauben mit Ihrem Federgewicht. Da hilft Ihnen nichts."

„Ich tu es ja auch ganz gern, Ihnen zuliebe."

„Ach was, sich selbst zuliebe sollen Sie es tun. Sie sollen mal sehn, wenn Sie erst im Schwung sind, dann wollen Sie nicht wieder aufhören."

„Das wäre aber schlimm. Ich habe auch noch andere Interessen."

„Die werden alle absorbiert, aber schließlich ist es ja doch vorübergehend. Ein paar Jahre, dann meldet sich das Bäuchlein, und die Herrlichkeit hat ein Ende."

„Na, damit hat's bei mir noch Weile."

„Sagen Sie das nicht. Das kommt ganz unerwartet. Man bleibt nicht ewig jünglingschlank. Ich habe auch gedacht, es kommt nie. Und mit dem Rittmeister ist es dann meist endgültig vorbei. Der häusliche Herd, das gute Essen, Sehnsucht nach Ruhe und Nachmittagschlaf, alles kommt zusammen, daß man seine Prinzipien vergißt oder doch glaubt, sie ein Weilchen an den Nagel hängen zu können. Und dann vergißt man sie wieder herunterzunehmen, und die Anlage zum Fettwanst ist da."

„Eine nette Schilderung, die Sie da entwerfen."

„Ist aber so, verlassen Sie sich drauf."

„Ich glaub's zwar nicht, aber verlassen muß ich Sie jetzt, denn hier ist meine Ecke. Haben Sie vielen schönen Dank, lieber Zoller, für Ihre liebenswürdige Beihilfe."

„Oh, sehr gern geschehen, Widding. Immer gern geschehen."

* * *

„Aber es ist doch noch zu frisch zum Tennis, Herr von Widding."

„Keineswegs. Lotte Archim und Fräulein von Hübner sind auch schon hinaus. Der Platz ist in Ordnung gebracht, der Boden sehr schön. Sie werden Ihre Freude haben, so habe ich alles besorgt."

„Schön, Widding, in fünf Minuten bin ich fertig. Hete leistet Ihnen solange Gesellschaft."

„Mit Vergnügen. Ich käme sogar gern mit, wenn ich nicht nachher Klavier hätte", sagte Hete, während Gerda rasch verschwand.

„Ja", sagte Widding. „Musik ist ja sehr schön, wenn man sie nicht mehr zu üben braucht, sondern anwenden kann, ganz im Gegensatz zu jedem anderen Sport, wo das Training die Hauptsache ist. Mögen Sie eigentlich Tennis spielen?"

„Mögen ist kein Ausdruck — ich möchte am liebsten gar nichts anderes tun."

„Und dabei habe ich Sie nie spielen sehen."

„O, ich habe mit Gerda früher viel gespielt."

„Da könnten wir ja mal zusammen spielen."

„Wenn Gerda es erlaubt, gern."

„Wenn Gerda? ... Müssen Sie von ihr erst die Erlaubnis erbitten? Das ist doch nicht nötig."

„So meinte ich es ja nicht. Aber ich glaube, sie spielt lieber selber mit Ihnen. Sie soll in England viel gelernt haben."

„Wir wollen mal sehen. Ich stehe noch immer ganz gut meinen Mann."

Er schlenkerte mit dem Schläger und pfiff vor sich hin.

„Sie sind ja so siegeszuversichtlich", sagte Hete lachend.

„Bin ich auch! Wollen mal sehn, was man über den Winter verlernt hat. Ich denke, es geht noch ganz gut."

„Da kommt Gerda schon. Sehn Sie nur, wie schnell eine Frau sich umziehen kann, wenn sie will."

Damit schüttelte sie ihm die Hand und lief, Gerda zunickend, rasch ins Haus.

„Gott, Hete ist ja so gut aufgelegt heute."

„Ja, ich habe verabredet, einmal mit ihr Tennis zu spielen."

„Nein, wie rasch diese jungen Mädchen glücklich zu machen sind."

„Das versteht natürlich solch eine ältere Dame, wie Fräulein Gerda ist, nicht mehr."

„Gewiß bin ich älter."

„Na, so viel ist es nicht, daß Sie sich was darauf einbilden könnten, und doch hat Hete Angst vor Ihnen."

„Soll sie auch. Das wäre ja noch schöner."

„Mehr als vor Ihrer Frau Mutter."

„Ach, Mama weiß ja nichts von Erziehung."

Er lachte und sagte: „Wenn man Sie so hört, müßte man Sie für eine alte ausgepichte Lehrerin halten. Mag was Schönes dabei herauskommen, wenn Sie die Erziehung in die Hand nehmen."

„Oh, ich weiß sehr gut, wie man erzogen werden soll und wie nicht; von mir selber weiß ich das."

„Dann freilich!"

„Schließlich habe ich mich selbst erzogen."

„Und weshalb lassen Sie Fräulein Hete nicht auch das Vergnügen, daß sie sich selber erzieht?"

„Weil sie nicht reif dazu ist."

„O Gott, wie gräßlich! . . . Nicht reif sein."

„Ach, Widding, spotten Sie nicht."

„Verlangen Sie wirklich, daß ich ernst bleiben soll, wenn Sie mit tragischer Miene solche Urteile fällen?"

„Gewiß können Sie ernst bleiben. Die Menschen sind nun mal verschieden. Und ein Backfischchen wie Hete bin ich nie gewesen."

„Das haben Sie gewiß nur vergessen. Sie sind sicher ebenso gewesen. Lassen Sie sie doch, wie sie ist. Es gibt ja nichts Netteres als diese holde Unsicherheit — noch nicht Dame und nicht mehr ganz Kind."

„Ich weiß, das gefällt den Herren so "

Sie waren am Tennisplatz angelangt. Er lag wundervoll mitten im Wald. Windgeschützt, die eine Seite immer im Schatten, so daß man beim Platzwechseln, selbst an heißen Tagen, die Annehmlichkeit spürte.

Lotte Archim und Klitzing waren schon eifrig beim Spiel. Die Balljungen rekelten sich auf den Stühlen.

Sie sprangen fix auf, als Widding mit Gerda erschien.

„Tag, Widding. Es will heute gar nicht gehen. Ich habe alles verlernt, oder Fräulein von Archim ist solch eine Meisterin geworden; jedenfalls blamiere ich mich nach allen Dimensionen."

„Na, wir werden mal zusehen, ob Sie sich nicht verleumden. Ich schlage inzwischen ein paar Bälle so."

Nach einer Weile sagte Widding: „Na also — es geht noch."

„Ja, als ob Sie mir Glück gebracht hätten."

„Oder Sie nehmen sich mehr zusammen und geben sich Mühe. Das ist die Hauptsache."

„Also, Herr von Widding," fragte Gerda jetzt, „wie ist das mit dem Kinderspiel zwischen uns?"

„Stehe zur Verfügung."

Und die Bälle flogen zwischen ihnen hin und her.

In einer Pause sagte Gerda, während sie den Platz wechselten: „Wissen Sie, Widding, mit Ihnen ist es aber kein Kinderspiel."

„Ah, so ist England d o c h nicht allein seligmachend?"

„Mir ist warm geworden. Aber es ist ein Vergnügen, mit Ihnen zu spielen. Sie haben gewiß inzwischen schon trainiert."

„Nein, habe den ganzen Winter kein Rakett in der Hand gehabt. Das verlernt sich nicht so schnell."

Allmählich fanden sich ein paar Zuschauer ein. Hier und da grüßte man, plauderte ein paar Worte miteinander, und dann kam Greuther mit einem Herrn in ersichtlich ganz neuer Uniform, den er vorstellte: „Herr von Röbbeln."

Das also war der Neuling! Man schüttelte sich die Hand, und er machte sich sofort an Gerda Oettgen. Die Tochter des Obersten mußte er für sich gewinnen, sagte Georg von Röbbeln sich, und war von bestrickender Liebenswürdigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Wie die reichste Quadratmeile der Welt verwaltet wird.

Von Henriette Jastrow, London.

„The Corporation of the City of London", so lautet der offizielle Titel der Ratsversammlung, die die Quadratmeile im Herzen der englischen Metropole, der City von London, regiert. Einzigartig unter allen Munizipalitäten auf der ganzen Erde steht diese städtische Körperschaft da; einzig in ihrer Geschichte, in ihrer Verfassung, in der weitgehenden Macht, über die sie verfügt, in den Jahrhunderte alten Privilegien, die sie genießt, in dem ungeheuren Reichtum, den sie besitzt, in dem altertümlichen Zeremoniell, mit dem sie sich umgibt, und einzig in ihrer Beharrlichkeit, die City von London noch heute so zu verwalten wie vor Jahrhunderten, mit nur wenigen Konzessionen an den Wechsel der Zeiten.

Aus den Tagen der Römer soll der Ursprung der alten Institutionen in der City stammen, und aus sicheren Quellen weiß man, daß London schon damals ein bedeutender Handelsplatz war, ja daß es schon zu jener Zeit eine Art Handelzentrale bildete, die sich alsdann in stetiger Aufwärtsbewegung in der gleichen Richtung immer weiter entwickelte. Hand in Hand damit ging ein ausgeprägter Unabhängigkeitsinn der Bewohner. Schon unter Eduard dem Bekenner hatte sich die City von London wertvolle Privilegien gesichert, und als Wilhelm der Eroberer nach der siegreichen Schlacht bei Hastings von London Besitz ergreifen wollte, mußte er zuvor diese Privilegien bestätigen. Der Charter Wilhelms vom



Jahr 1074 und dem späteren Freibrief Heinrichs I. vom Jahr 1101, womit der Stadt neben dem Recht der Selbstverwaltung auch das der Jurisdiktion in ihrem Bereich zugesprochen wurde, liegen der Administration der City von London noch heute zugrunde. Auch jetzt noch ist die Corporation of the City of London nicht nur ein Verwaltungskollegium, sondern auch die Gesetz ausübende Behörde in ihrem Gebiet, ja sie ist auch eine legislative Körperschaft, und das besondere Privilegium ist ihr eigen, daß sie ihre Konstitution selbständig zu ändern befugt ist, nach eigenem Gutdünken, unabhängig von der Genehmigung des Parlaments oder der vom Parlament festgelegten Regierungsorgane. Sie ist Herr in ihrem Haus, die City von London, frei und uneingeschränkt; und eingekeilt in das, was jetzt „London" darstellt, kann sie doch der Verwaltung der Metropole nicht unterworfen werden, vor ihren Toren muß der Grafschaftsrat von London haltmachen.

Und wer regiert nun eigentlich die City von London, dieses eigentümliche Gebilde, dessen Bevölkerung am Tag mehr als eine Million Köpfe beträgt und des Nachts auf etwa 30,000 zusammenschmilzt? Zum Teil wird sie noch heutigestags von den historischen alten Handelzünften oder Gilden regiert, die vor Jahrhunderten das Leben und Weben der City von London ausmachten. „Livery Companies" heißen sie offiziell, und die Mitglieder heißen „Livery men", ursprünglich so genannt, weil sie befugt waren, die Livree der Gesellschaft zu tragen, die Tracht, die sie vor anderen Bürgern auszeichnete. Von den 109 Gilden, die früher existierten, sind noch 77 vorhanden. Sie rangieren in bestimmt festgelegter Reihenfolge, allen voran die Zunft der Seidenhändler, deren Freibrief aus dem 12. Jahrhundert stammt, die älteste und reichste der Citygilden. Sie verfügt über jährliche Einkünfte von über zwei Millionen Mark. Gewaltige Reichtümer sind in den Gilden angehäuft, ihre gesamten Revenuen belaufen sich auf ungefähr 18 Millionen Mark jährlich, ihre prächtigen alten Zunfthallen und ihre Schulen und Stiftungen, zusammen mit anderem reichen Grundbesitz, stellen gegen 300 Millionen Mark dar, und der Wert der kostbaren Tafelgeräte, die bei festlichen Gelegenheiten zur Verwendung kommen, wird auf über sechs Millionen Mark geschätzt. Heute geben sich die Gilden zumeist philanthropischen Zwecken hin, aber an den alten Privilegien halten sie fest, und kraft deren erwählen sie alljährlich den Lord-Mayor von London und zwei Scherifs, und auch die 26 Aldermen der City werden von ihnen ernannt, diese aber, ungleich den ersteren, auf Lebenzeit. In der historischen Guild Hall versammeln sich am 29. September die Liverymen der Zünfte zur Wahl des Lord-Mayors. Ein Alderman muß er sein, und als Scherif muß er der Gemeinschaft gedient haben, bevor er der Ehre teilhaftig werden kann, ein Jahr lang der Beherrscher der City von London zu sein. Am 8. November leistet er vor den versammelten Aldermen mit dem bisherigen Lord-Mayor an der Spitze den Diensteid, und am 9. November fährt er in feierlichem Zug und mit glänzendem Prunk in den Justizpalast, um vor dem Oberrichter den Eid zu wiederholen. Von den vier Amtsroben verschiedenen Grades hat er für diese feierliche Handlung die beste angelegt, die scharlachrote, und die schwere goldene Amtskette hat er umgetan, und ihm zur Seite liegen die Insignien seiner Macht, das Zepter und das Schwert der Gerechtigkeit, die später ein Herold ihm voranträgt. Auf hohem, mit Scharlach beschlagenem Sitz thront der Lenker der reichen Karosse, der mit der weißen Lockenperücke und der prunkvollen Livree und mit der erhabenen Würde seiner Mienen von den Kindern zumeist für die Hauptperson gehalten wird. Und hinterher kommt der Mummenschanz, eine Maskerade, manchmal ein bestimmtes historisches Ereignis darstellend, manchmal eine Vorführung der Gilden aus alten Zeiten, und dergleichen. Das ist die volkstümliche „Lord Mayor's Show", die allein oft den größten Teil des „Honorariums" verschlingt, das dem Lord-Mayor für sein Dienstjahr zuteil wird, nämlich 200,000 Mark, das Doppelte eines Ministergehaltes. Ein Lord-Mayor muß also darauf vorbereitet sein, tief in den eigenen Beutel zu greifen während der Dauer seiner Amtsperiode.

Zahlreich sind die alten Privilegien, die mit der Würde des Lord-Mayors von London verbunden sind. Innerhalb seines Gebietes hat er den Vortritt vor jedem im Land, mit alleiniger Ausnahme des regierenden Monarchen. Wenig mehr als 100 Jahre ist es her, daß der damalige Prinz von Wales, der nachmalige König Georg IV., der City dieses Recht streitig machte. Der König aber erkannte es an, und der Prinz von Wales mußte sich fügen. Ex officio wird der Lord-Mayor einer der „Pairy Councillors" des Königs, und bei einem Regierungswechsel unterzeichnet er die Proklamation des neuen Königs und verkündet sie den Bürgern der City von den Stufen des Stadthauses. Zu jeder Stunde muß er vom König empfangen werden, wenn er es nachsucht, von jedem Geburts- und Todesfall im königlichen Haus muß man ihn durch eigenen Boten benachrichtigen, die Parole für den Tower wird ihm jeden Tag überbracht, weder Krieg noch Frieden kann in der City proklamiert werden ohne seine Genehmigung, Truppen dürfen die City nicht passieren, bevor der Lord-Mayor die Erlaubnis dazu erteilt hat, und so gibt es noch eine Reihe alter Überlieferungen. Im Volk ist es unumstößlicher Glaube, daß selbst der König die City nicht betreten darf ohne Wissen und Willen des City-Oberhauptes. Das war auch wohl früher der Fall, heute aber wird davon nur noch die Form gewahrt, und diese kleidet sich in einen Willkommsgruß des Lord-Mayors bei „Temple Bar", dem Westeingang zur City. Das geschieht nur bei besonderen Gelegenheiten. Gewöhnlich empfängt der Beherrscher der City seine königlichen Gäste im eigenen Haus, in der Guildhall, berühmt für ihre wahrhaft fürstlichen Aufnahmen seit den Tagen Dick Whittingtons, Lord-Mayors von London, der im Jahr 1312 König Eduard II. und die Königin in der Guildhall bewirtete und zur Feier der Geburt eines Thronerben die Schuldscheine des Königs über 60,000 Pfund Sterling ins Kaminfeuer warf. Fürstlichkeiten aller Völker und aller Länder hat die Guildhall seitdem bei sich zu Gast gesehen. Ihrer drei einmal innerhalb eines Jahres; 1814 besuchte sie der Zar von Rußland, der König von Preußen und Ludwig XVIII. von Frankreich. Zu Ehren Ludwigs wurden ganz besondere Anstrengungen gemacht, und die Kosten des Festmahls beliefen sich auf nahezu eine halbe Million Mark. Die letzten königlichen Gäste aus Frankreich waren Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie, die im Jahr 1855 in der City festlich bewirtet wurden, ebenfalls unter Entfaltung großen Aufwandes. Im Jahr 1873 gab die City dem Schah von Persien ein Bankett, im Jahr darauf sah sie den Kaiser Alexander von Rußland bei sich zu Gast, im Jahr 1880 den König der Hellenen, 1891 zum erstenmal das deutsche Kaiserpaar, das seitdem seinen Besuch wiederholte und vor einigen Jahren wieder der



City Gäste war. Bei allen festlichen Gelegenheiten wird von dem kostbaren Silbergeschirr der City gespeist, das 2000 Kilo wiegt und einen Wert von einer Million Mark besitzt.

Aber obwohl die Repräsentationspflichten des Lord-Mayors, die sich nach vielen Richtungen hin erstrecken, einen als wichtig betrachteten Teil seiner Tätigkeit ausmachen, so stellen sie doch nur eine Seite seines Amtes dar. Im übrigen ist sein Dienstjahr von ernster Arbeit ausgefüllt, und in der emsig tätigen City von London ist er der beschäftigtsten einer. Ein großer Teil seiner Zeit wird von seinen richterlichen Pflichten in Anspruch genommen, denn er und die Aldermen und die von ihnen ernannten Richter sind es, die Recht sprechen im Bereich der Citygrenzen, und diesem Dienst haben sich die Stadtväter fast täglich zu widmen. Die Verwaltungsarbeiten aber teilen sie mit den „Common Councillors", den Gemeinderäten. Ihrer sind 206 vorhanden, es sind die Repräsentanten der Steuerzahler, das heißt der Hausbesitzer und Mieter der City, und sie werden von diesen alljährlich gewählt. Die Aufgaben, die die Gesamtkörperschaft zu erfüllen hat, sind um so ausgedehnter, als die City von London nicht nur eine Stadtgemeinde, sondern auch eine Provinz für sich ist. Zahlreiche, aus alten Zeiten stammende Pflichten sind ihr überdies auferlegt, die sie weit über die Grenzen ihres Gebietes führen. So z. B. hat der Lord-Mayor von London sich in bestimmten Zeiträumen nach Oxford und nach Rochester zu begeben, bis wohin sich früher seine Beherrschung der Themse erstreckte. Erst im Jahr 1857 trat darin eine Änderung ein, und durch die Parlamentsakte vom Jahr 1908 wurde schließlich eine eigene Hafenverwaltung begründet, die „Port of London Authority". Aber selbst unter diesem Gesetz bleibt die City noch die Sanitätsbehörde für den Hafen von London, den größten Hafen der Welt, in den im Jahr 1910 nicht weniger als 27,086 Schiffe einliefen (gegen 20,819 in Liverpool und 17,358 in Hamburg). Einen stattlichen Stab von Sanitätsbeamten, Inspektoren und Ärzten und ein eigenes Hafenhospital unterhält die City zur Bewältigung dieser Aufgabe, und zwar bestreitet sie dieses aus eigenen Mitteln, ohne Hilfe der Steuerzahler, vermöge eines alten, dem Fluß geweihten Fonds. Aus alter Zeit auch stammt der Stolz der Bürger von London auf ihre Themse, der selbst vor den Hochgestellten im Land standhielt. Als König Jakob I. in Zwist geriet mit der City, weil sie ihm ein Darlehn von 20,000 Pfund Sterling verweigerte, drohte er zornig den Stadtvätern, daß er seinen Hof nach Winchester verlegen und Westminster zu einer Wüste machen werde. „Eure Majestät mögen residieren, wo Sie es für gut befinden," antwortete der Lord-Mayor, „aber die Themse kann Eure Majestät nicht mit sich nehmen; die gehört uns, und dafür danken wir Gott."

Eine besondere Stellung nimmt die City von London auch in betreff der Polizeiverwaltung ein. Sie unterhält ihre eigene Polizei, eine auserwählte Truppe, mit dem einzig dastehenden Vorrecht, daß sie nur der City Corporation allein untersteht, unabhängig von dem Ministerium des Innern, das sonst auch für eine städtische Polizei die vorgesetzte Behörde bildet. Die Kosten der „City Police" belaufen sich auf über drei Millionen Mark jährlich.

Wie für den Hafenetat, so stehen den Stadtvätern auch für die Erhaltung der Brücken über die Themse alte Gelder zur Verfügung, „The Bridge House Estate", aus dessen Ertrag sogar seinerzeit die neue Tower-Brücke gebaut werden konnte, mit dem gewaltigen Kostenaufwand von über 20 Millionen Mark.

Obwohl die City schon lange aufgehört hat, den Bürgern als Wohnsitz zu dienen, unterhält sie doch noch immer eine Reihe von Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Am bekanntesten ist die „City of London School for boys", aus der Mr. Asquith, der gegenwärtige Premierminister des Reiches, hervorgegangen ist, die „Guildhall School of Music", die „City of London School for girls" usw. Berühmt sind auch die auserwählte Bibliothek und der Lesesaal der Guildhall, die ebenso wie das Guildhall-Museum jedermann zugänglich sind.

Neben den mannigfachen anderen Aufgaben, die naturgemäß in den Verwaltungsbereich einer Gemeinschaft wie der City von London fallen, sind auch die philanthropischen Institute aller Art zahlreich, die der City von London ihr Entstehen und ihre Erhaltung verdanken, und hierbei kommt ihr wieder der große Reichtum der alten Gemeinschaft zustatten. Außer den verschiedenen Fonds, die für immer nur bestimmten Zwecken dienstbar sein dürfen, und außer den erheblichen Erträgnissen von Märkten (so vor allem der berühmte Convent-Garden-Markt) verfügt die City Corporation über ausgedehnten und wertvollen Grundbesitz innerhalb und außerhalb ihres eigenen Gebietes. Wie fast alles hier einen altertümlichen Anstrich hat, so knüpfen sich auch an manchen Grundbesitz alte Überlieferungen; so z. B. an den in der Gemeinde St. Clement Dane, für den Lord-Mayor und Aldermen alljährlich der Krone sechs Hufeisen und 61 Nägel zu liefern haben. Das wird noch heute mit dem zugehörigen Zeremoniell ausgeführt, ebenso wie auch die Übergabe von zwei Hackbeilen an die Krone für Besitztümer der City in der Grafschaft Shropshire. Der Wert, den Grund und Boden in der City von London haben, ist geradezu fabelhaft. Selbst für die Erwerbung eines Streifchen Landes, den eine ärmliche Obstbude in einer der zahlreichen Durchgänge in der City eingenommen hatte, mußten die Stadtväter vor kurzem über 20,000 Mark bezahlen, was etwa 600 Mark für den Quadratfuß darstellte, während in frequenter Gegend der Quadratfuß Landes bis zu 1400 Mark bewertet wird. Ja, ein einziges Zimmer in „Cornhill", in nächster Nähe der Bank von England, erzielte vor einiger Zeit den Rekordmietzins von 40,000 Mark jährlich. Fürwahr, eine kostbare Quadratmeile Landes, die City von London, keine andere kommt ihr darin gleich.

Und wie darin und in manchem andern, so findet sie auch schwer ihresgleichen in der Munifizenz, mit der sie die Dienste anerkennt, die von ihren Beamten geleistet werden. Beinah ein Ministergehalt, nämlich 80,000 Mark, wird dem „City-Recorder" zuteil; das ist der oberste Rechtsrat der City Corporation, dessen Beistand bei der Ausübung der Jurisdiktion im Bereich der City natürlich von sehr großer Wichtigkeit ist. Je 50,000 Mark beziehen der „City Chamberlain" (der Schatzmeister), der „Town Clerk" (der Sachverständige für Verwaltungsverfahren, der ständige Berater der Stadtväter), „The Common Serjeant" (der Vize-Rekorder), die von der City Corporation ernannten Richter und noch einige andere, und geht es allmählich auch herunter in der Skala, so herrscht doch allen gegenüber eine gewisse Großzügigkeit vor, eine gewisse Freigebigkeit, das „Noblesse oblige" der alten und stolzen City von London.

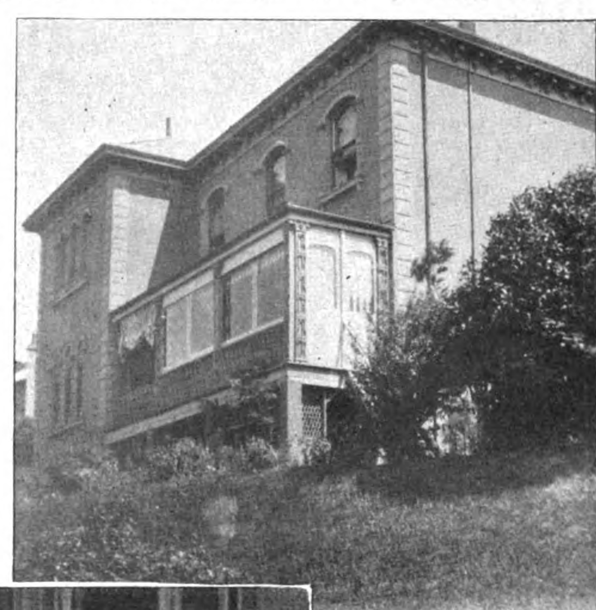
Deutsche Konsuln

Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

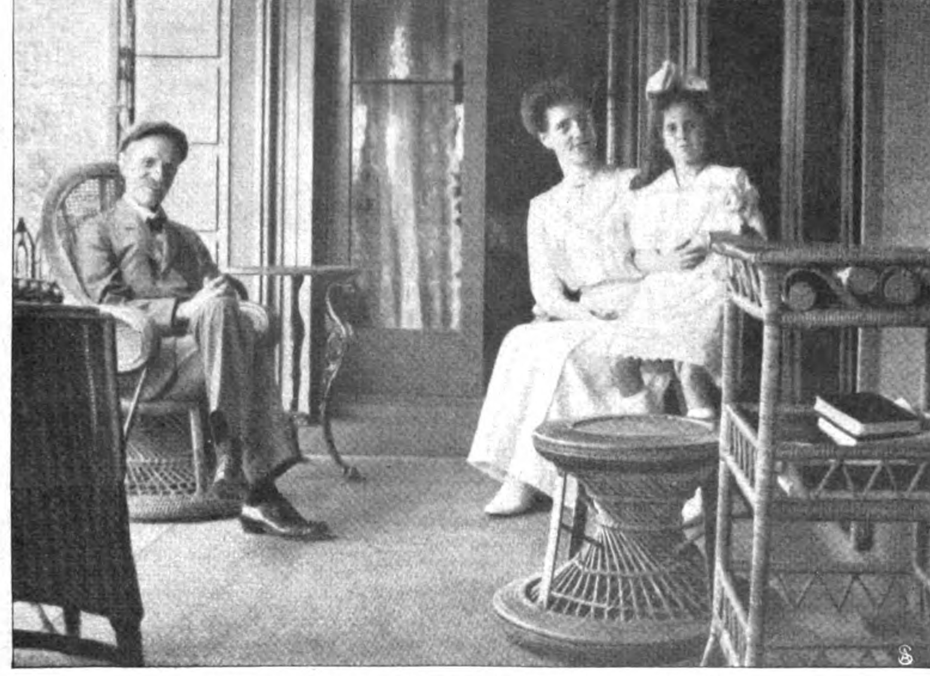

Phot. Aiman & Co.

Generalkonsul Dr. Falcke, Barcelona.

Binnen kurzer Frist kann die Feier des halbhundertjährigen Bestandes unseres heutigen Konsulardienstes begangen werden. Das vom Norddeutschen Bund erlassene Konsulargesetz, das die älteren preußischen und zollvereinlichen Bestimmungen ersetzt hatte, ist nämlich vom Deutschen Reich übernommen worden. In den fünf Jahrzehnten ist der deutsche Konsulardienst nach verschiedenen Richtungen ausgestaltet worden. Kaum ein bedeutenderer Handelsplatz ist jetzt im Ausland vorhanden, in dem nicht ein konsularischer Vertreter Deutschlands über das Wohl und Wehe der Reichsangehörigen wacht. Allerdings ist es nicht möglich, überall Berufsbeamte mit dieser Aufgabe zu betrauen. Selbst das reiche England fühlt sich dazu nicht in der Lage. Bei den hohen Kosten, die die Entsendung und der Unterhalt geschulter konsularischer Beamten im Ausland verursacht, ist jedes Land notgedrungen darauf angewiesen, in den weniger wichtigen Städten Geschäftsleuten die konsularische Vertretung zu übertragen. Wo es irgend angeht, wählt man dazu natürlich Reichsangehörige. Häufig jedoch fehlt es an geeigneten Persönlichkeiten unter ihnen, oder es sind gar keine Deutschen in dem betreffenden Ort vertreten. Man überträgt dann die Konsulatsgeschäfte Ausländern, wie das auch von seiten fremder Staaten geschieht. In jeder deutschen Handelstadt, nicht zum wenigsten in Berlin, gibt es deutsche Geschäftsleute, die die Konsulatsgeschäfte auswärtiger Länder besorgen. Von Zeit zu Zeit werden dagegen in Deutschland wie anderweitig Stimmen laut. Die Erfahrung hat indessen bewiesen, daß die Staaten bei diesem System nicht nur Geld sparen, sondern auch sonst sehr gut fahren. Die angesehenen Häuser, denen fremde konsularische Würden zuteil werden, setzen nämlich in der Regel eine Ehre darein, ihre Pflichten möglichst gut zu erfüllen. Sehr häufig unterhalten sie auf eigene Kosten geschulte Angehörige des von ihnen vertretenen Landes für Erledigung



Das Heim des Generalkonsuls Kiliani.



Generalkonsul R. Kiliani, Sydney, mit seiner Familie.

der Konsulatsgeschäfte. Die von Inhabern erster deutscher Firmen als Generalkonsuln fremder Staaten für diese erstatteten Berichte stellen z. B. gewöhnlich die von Berufskonsuln eingesandten erheblich in den Schatten.

Politische Aufgaben werden den Konsularbeamten nur selten und ausnahmsweise gestellt. Kaufmännische Konsuln kommen dafür überhaupt nicht in Betracht, am allerwenigsten natürlich die mit Konsulaten betrauten Ausländer. Die Politik ist vorwiegend Sache der diplomatischen Vertreter des Reichs, die nur gelegentlich für politische Zwecke die Dienste der ihnen unterstellten Konsuln in Anspruch nehmen. Am häufigsten sind sie dazu in wenig erschlossenen, dünn bevölkerten Ländern genötigt, wo überhaupt nur durch die Konsularvertreter Nachrichten über große Bezirke zu erhalten sind. Hauptaufgabe der Konsuln ist Zusammenhalten, Förderung und Schutz der deutschen Familien und Untertanen im Ausland. Das Konsulat soll den Mittelpunkt der deutschen Kolonien in der Ferne darstellen, es soll dafür sorgen, daß den Deutschen ihre Sprache und ihre Religion erhalten bleiben, und daß sie keine Beeinträchtigung durch andere erleiden. Sind doch die Deutschen im Ausland, wie man allmählich erkannt hat, die besten Förderer

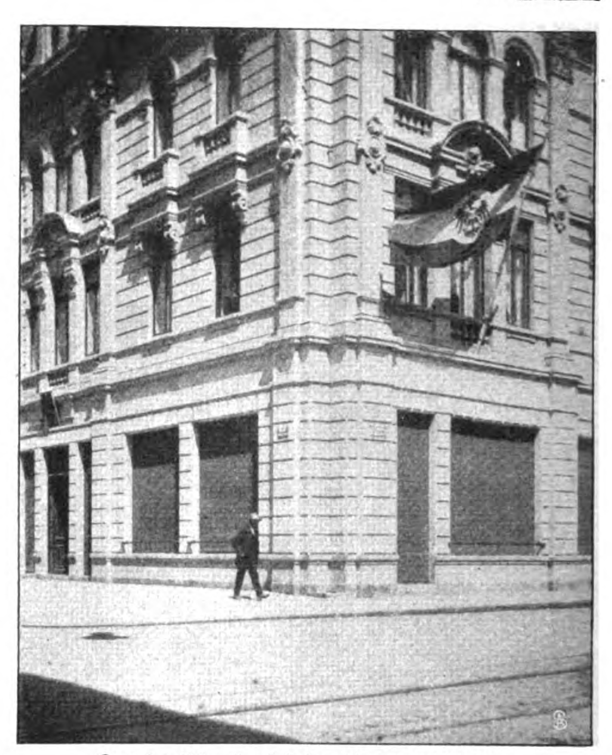


Phot. Davalos.

Konsul Dr. Rieloff, Mexiko.



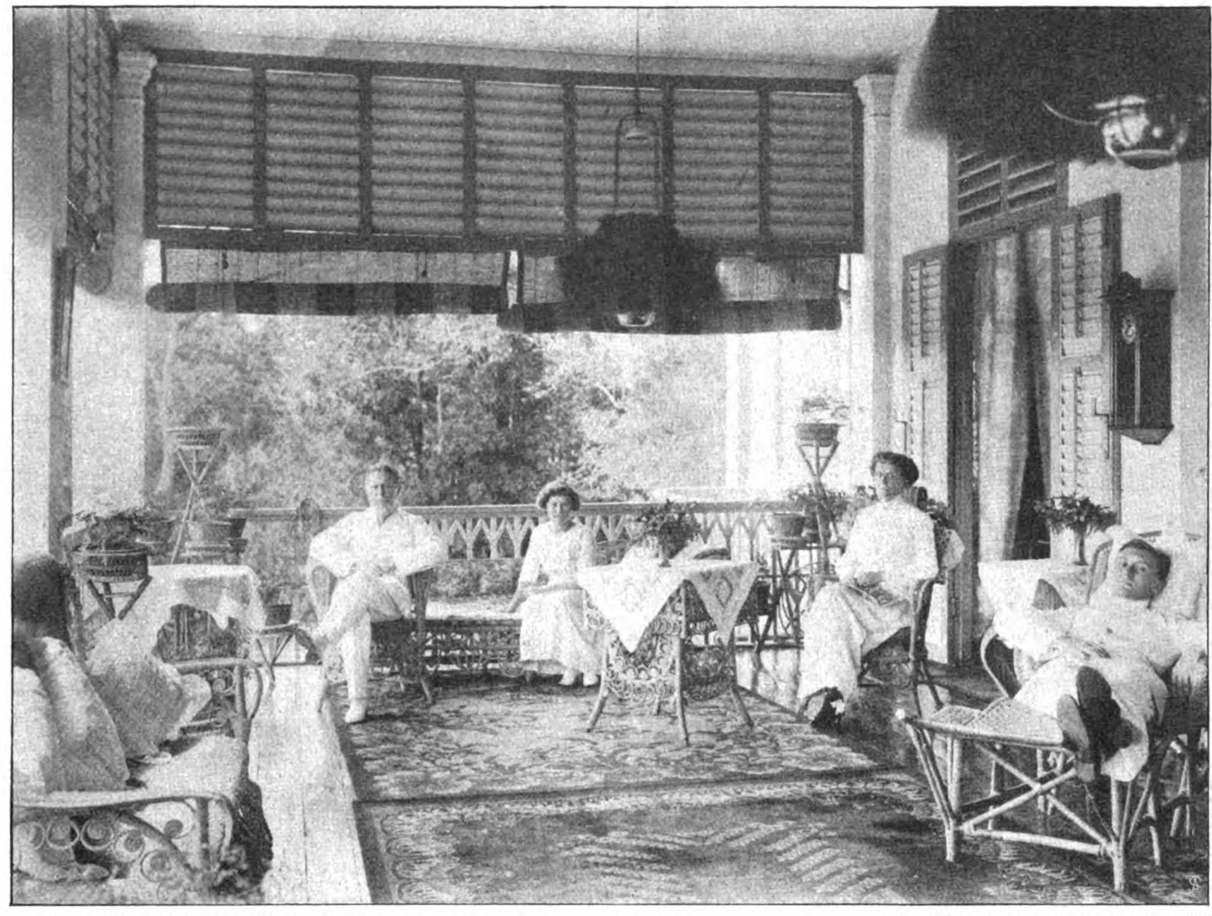
Die vom Generalkonsul Baerecke bewohnte Villa.



Das deutsche Konsulatsgebäude in Mexiko.

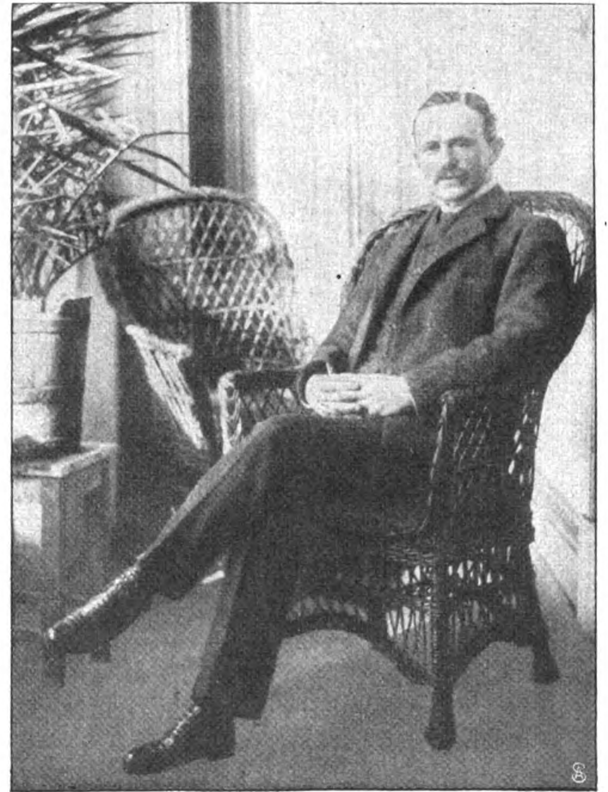


Generalkonsul Baerecke, Algier.



Generalkonsul Ch. Feindel (Singapore) mit seiner Familie.

des Handels und Wandels des Mutterlandes. Ohne ihre Hilfe könnte weder die deutsche Ausfuhr, noch die deutsche Finanz und die deutsche Schiffahrt im Ausland die Rolle spielen, um die sie heute vielfach von andern Völkern beneidet wird. Gute Konsuln können viel für das Wachsen und Gedeihen deutscher Gemeinschaften im Ausland tun. Es wird daher neuerdings auch weit mehr als früher bei der Auswahl der Konsuln darauf geachtet, daß sie geneigt und befähigt sind, nicht nur am Schreibtisch zu wirken, sondern auch gesellig ihren Platz auszufüllen. Es hängt damit zusammen, daß in neuerer Zeit Konsularbeamte nur selten versetzt werden. Um ihnen die nötige Vertrautheit mit Land und Leuten zu geben, läßt man sie mit Vorliebe im



Generalkonsul Dr. Gumprecht, Valparaiso.

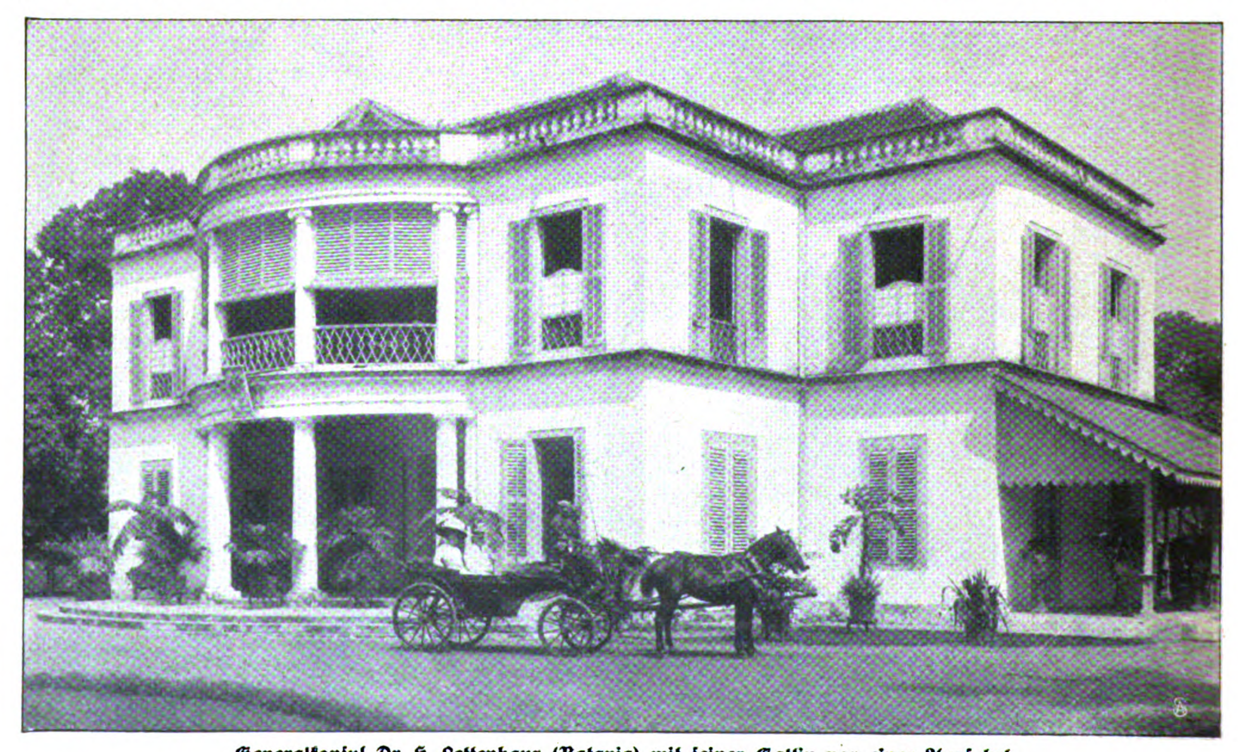
selben Land und womöglich am selben Ort in Einkommen und Rang mit den Jahren steigen. England hat das seit langem mit bestem Erfolg getan, während früher in Deutschland ein ewiges Herumschicken der Konsuln in der Welt die Regel war. Klagen der Deutschen im Ausland und Beschwerden im Reichstag haben dann den segensreichen Wandel herbeigeführt.

Erst in zweiter Linie stehen die Aufgaben des Konsuls als Berater und Förderer des heimischen Handels und Wandels. In dieser Beziehung bestehen vielfach noch recht irrige Auffassungen im Publikum. Häufig sehen Geschäftsleute, die Beziehungen mit ihnen noch unbekannten fremden Ländern anknüpfen möchten, im Konsul eine Art Handlungsreisenden. Sie ver-

langen von ihm Auskünfte über Einzelheiten kaufmännischer und anderer Geschäfte, die ein Beamter überhaupt nicht erfahren kann, und die gelegentlich den eigenen Interessen eines kaufmännischen Konsuls zuwiderlaufen. Ebensooft muten sie den Konsulaten eine unmögliche Vertretung ihrer Erzeugnisse und dgl. zu und sind entrüstet, wenn ihre Wünsche keine Berücksichtigung erfahren. Eine derartige Verkennung der Aufgaben des Konsulardienstes ist keine Besonderheit Deutschlands. In England, Frankreich, Amerika usw. kommt es auch häufig genug vor, daß Konsuln in der Oeffentlichkeit angegriffen werden, da sie den Anträgen einzelner Geschäftsleute nicht gerecht geworden sind. Ueberall stehen indessen die Regierungen auf dem Standpunkt, daß kein Konsul für gewöhnlich in der Lage ist, den Vertreter und Reisenden für Firmen jeder Art zu spielen. Um einigermaßen solchen Wünschen entgegenzukommen, hat man besonders wichtigen Konsulaten kaufmännisch gebildete Attachés beigegeben. Aber auch sie sind naturgemäß nicht in der Lage, großen Firmen und Geschäftshäusern die Entsendung und den Unterhalt eigener Vertreter im Ausland zu ersparen. Der Tätigkeit der Konsuln als Schützer der Personen und des Eigentums ihrer Staatsangehörigen sind auch ziemlich enge Schranken gezogen. Richterliche Befugnisse stehen ihnen nur in den Ländern zu, wo Deutsche Exterritorialität genießen, wie im Orient und dgl. In andern Ländern können sie nicht mehr tun, als gelegentlich die fremden Behörden anrufen und ihren Schützlingen Rechtsanwälte nennen. — Viel mehr in Anspruch genommen werden sie in der Regel durch die Aufgaben, die ihnen die Seemannsordnung, das Staatsangehörigkeitsgesetz und andere solche Bestimmungen, die auf alle Deutsche im



Empfangsraum im deutschen Generalkonsulat in Batavia.



Generalkonsul Dr. K. Lettenbaur (Batavia) mit seiner Gattin vor einer Ausfahrt.

Ausland Anwendung finden, auferlegen. Alles in allem ist der Beruf als Konsul zwar ein interessanter und ehrenvoller, aber auch ein harter und aufreibender. Als Junggeselle, der nur auf fremde Leute und Dienstboten angewiesen ist, kann niemand auf die Länge in wenig entwickelten Ländern leben. Der Verheiratete hat mit den hohen Kosten eines vornehmen Hausstands in vielen Teilen der Welt und der Schwierigkeit der Erziehung der Kinder in der Ferne zu rechnen. Um so höher ist es anzuerkennen, daß für den deutschen Konsulardienst es selten an tüchtigen Bewerbern gefehlt hat.

A. Z.

Tango.

Von R. C. Leonard. — Hierzu 10 Aufn. v. Willinger.

Es gibt heute nur ein Gespräch, ein Modegespräch: Tanzen im allgemeinen und den Tango im besonderen. Ueberall heißt es, der Tango ist die große Mode. Ich finde hingegen, daß es mehr Mode ist, über den Tango zu sprechen, als ihn wirklich zu tanzen, und das wird wohl auch so bleiben, denn erstens ist er zu schwer, um jemals die allgemeine Verbreitung und Popularität etwa des Walzers zu erringen, und zweitens ist er — zu schön.

Ueber den Tango und seine Herkunft ist schon unendlich viel geschrieben worden. Seine Heimat sei in übel beleumundeten Plätzen des dunkelsten Buenos Aires u. a. m. Das wird so gern von tanzunverständigen Leuten gegen diesen wunderbaren Tanz vorgebracht und ist natürlich Unfug. Unser Salontango ist in Paris entstanden, und nur das Gerippe ist vom Originaltango übernommen worden, ebenso wie seine herrliche, etwas traurige und so überaus rhythmische Musik.



2. Das Oeffnen zum Kreuzschritt.



1. Anfangstellung.

Der wesentliche Unterschied des Tangos von allen bisherigen Tänzen ist, daß er in verschiedenen Figuren getanzt wird, daß die Dame oft ganz andere Schritte macht als der Herr, und daß er wirklich gut nur von musikalischen Tänzern beherrscht werden kann.

Das mag enttäuschend auf viele Leser wirken, aber es wird sie davon zurückhalten, sich unnütz einer Sache zu widmen, die als Stückwerk undenkbar ist. Eine weitere Schwierigkeit des Tangos liegt darin, daß die Schrittechnik in jeder Hinsicht von allen andern Tänzen abweicht: die ganze Körperhaltung ist straff, die Schritte nehmen wenig Raum ein, werden gemessen, gehalten gemacht, jedes Tänzeln ist zu vermeiden wie jede wilde Bewegung oder unnatürliche Verrenkung; man muß dem Tanz seine romanische Abstammung anmerken

(wiederum ein Grund, der ihn der nordischen Rasse immer fremdartig erscheinen lassen wird). Vielleicht ist dies der Grund, daß der Tango vielfach einer Abneigung begegnet, ja, daß man sogar verbreitet hat, er sei indezent und gehöre seiner ganzen Art nach nicht in den Salon. Das Gegenteil ist der Fall: das rhythmische Schreiten, das weiche Verbinden der Figuren, das verhaltene Temperament des Tanzes zusammen mit der wunderbaren Musik geben das vornehmste, eleganteste Spiel zweier Figuren ab, das je in einem modernen Tanz erreicht worden ist.

Die große Ruhe der Bewegungen ist es ja auch hauptsächlich, die es zuwege gebracht hat, daß Menschen, die sonst nie an Tanzen gedacht haben, plötzlich ihre — Beine entdeckt haben und bereits eine ganze Gemeinde „Tangomanen" entstanden ist. Trotzdem glaube ich — fast hätte ich gesagt, ich hoffe, daß der Tango für die große Masse ein Schautanz bleiben wird. — Daher auch der große Erfolg der Tangoturniere. Ob einer Walzer ein wenig besser tanzt als der andere, ist nicht sehr aufregend, aber zu sehen, wie einige ausgewählte gut eingetanzte Paare ihren Tango — denn jeder gute Tänzer tanzt individuell — tanzen, ist ein hoher Genuß. Selbst in Baden-Baden, diesem so reservierten Sammelplatz einer erlesenen Gesellschaft, gelang es, für den unwiderstehlichen Tango das Publikum langsam zu interessieren, ein Interesse, das sich zum Schluß in lauter und jubelnder Begeisterung Luft machte.


3. Der unterbrochene Kreuzschritt nach links.

Der beste Lehrer ist — wenn einem durch einen guten Instruktor — es gibt leider nur sehr wenige — die Technik der Schritte beigebracht ist, das Grammophon; man muß immer wieder probieren, um die Verbindung der einzelnen Figuren logisch und musikalisch zu erreichen, immer wieder; und wenn ein Tango sitzt, probiere man einen neuen, denn der Tango verlangt, daß er sich der Eigenart der Musik anpaßt, und kann daher nicht wie alle


4. Der unterbrochene Kreuzschritt nach rechts.


5. Der Halbkreis der Dame um den Herrn.



6. Das „Heranholen“.



7. Variation beim „Heranholen“.



8. Der Beugeschritt I.



9. Der Beugeschritt II.

andern Tänze schematisch getanzt werden.

Ferner ist es wichtig, sich nicht von den Bühnentänzern abschrecken zu lassen. Der Bühnentango ist ganz anders wie der Salontango. Auf der Bühne muß alles unterstrichen werden, der Bühnentänzer produziert sich, er benutzt den Tanz, um durch allerhand Tricks seine Fußfertigkeit zu beweisen. Darum ist es auch so unendlich schwer, im Turnier zu konkurrieren; man läßt sich allzuleicht verleiten, für das Publikum und die Jury zu tanzen. Das ist grundfalsch; man büßt dabei die durchaus notwendige Ruhe ein, verliert seine Beherrschung und ertappt sich auf Unsicherheiten, die man sonst nicht an sich kannte. Es gibt für Turniertänzer nur ein Rezept, das ist, sich vollkommen von der Musik tragen zu lassen, sich gewissermaßen tanzen zu lassen. Das ist natürlich sehr leicht gesagt, aber schwer getan, wenn so etwa 3000 Augenpaare auf einen gerichtet sind, wenn einen ein scharfer Konkurrent anlächelt, der einen innerlich in die Hölle wünscht, und man eine nervöse Partnerin hat.



10. Der typische Tangoschritt (el corte).

Ja, die Partnerin. Das ist wohl der Hauptgrund, daß es dem Tango so schwer wird, wirklich volkstümlich zu werden, denn nach meiner Meinung ist es nicht gut möglich, wirklich gut Tango zu tanzen, ohne mit seiner Partnerin eingetanzt zu sein.

Ich glaube, daß ich Ihnen jetzt soviel von den Schwierigkeiten erzählt habe, daß Sie mutlos die — Beine sinken lassen werden; das täte mir leid, probieren Sie es nur ruhig, vielleicht entdecken Sie Ihr Talent, und dann wird Ihnen dieser unbeschreiblich schöne Tanz einen außerordentlichen und seltenen Genuß bereiten.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

18. Fortsetzung.

Die ganze Gesellschaft saß noch bei Tisch und sprach von dem bevorstehenden Stierkampf. Gerhard sah gespannt auf seine Frau und fragte, ob sie sich nicht anschließen wollte.

Lou blickte nach Mémère hinüber. Sie stellte scheinbar gutmütig die Teller übereinander. Frau Vidal zog ihre Serviette durch den schmalen Silberring. Nur der Professor nickte Lou kurz und heimlich zu.

„Gewiß komme ich mit . . . gern“, sagte sie.

„Gareto hat dich wohl darum gebeten?“ fragte Frau Vidal und sah Lou scharf an.

„Gebeten ist zu viel.“

In der Meinung, den Vidalschen Damen etwas Angenehmes zu sagen, fuhr Lou fort: „Ich habe mir einen Stierkämpfer, offen gestanden, ganz anders gedacht. Ich bin überrascht, wie liebenswürdig und fein sich der Mann benimmt.“

Frau Vidal tauschte mit ihrer Tochter einen kurzen Blick, den Lou nicht bemerkte. Mit mutigem Lächeln fügte sie hinzu: „Und nun kann ich ihn beinah als meinen Lebensretter betrachten. Denn wenn mir auch tatsächlich nichts geschehen ist, so bildete ich mir wahrhaftig ein, daß ich in Flammen stünde. Das Gewitter hat mich so aufgeregt, und“ . . .

Sie brach ab. Eine heiße Welle stieg ihr vom Herzen auf. Sie faßte nach der Hand von Susanne Oberwall.

„Es kam so viel zusammen“ . . .

Ihre Stimme zitterte leise. Mémère zog ihre Hand zurück, ihr weiches, schönes Gesicht wurde plötzlich ganz streng und kalt.

„Ja . . . ja . . . du mußt ruhen, wenn du morgen durchaus mitwillst. Professor, rufen Sie die Florine, sie soll abräumen. . . . Gute Nacht, mein Kind!“

„Soll ich mit dir kommen?“ fragte Gerhard.

Lou hörte das Gezwungene aus seinem Ton heraus, sah seinen dunklen Blick. Hatte er geglaubt, sie wollte sich über ihn beklagen, hatte er das wirklich geglaubt?!

„Nein, Lieber, es ist nicht nötig, wirklich nicht.“

Und sie lächelte ruhig und beinah ein bißchen hochmütig. Es lag etwas darin vom Lächeln der Oberwall, wenn sie plötzlich merkten, daß sie mit Menschen sprachen, die nicht zu ihnen gehörten.

* * *

Und so lächelte sie auch in Nimes, der weißglühenden Stadt des Languedoc, als Frau Vidal in ihrem brettsteifen, schwarzen Seidenkleid aufrecht im schwerfälligen Wagen saß und mit jung aufleuchtenden Augen ausrief: „Die Nähe dieser Stadt hat mich mit der Provence ausgesöhnt."

„Du meinst die Nähe der Arena, Ahnchen", gab Gerhard gutgelaunt zurück.

„Richtig, mein Junge!"

Sie lachte beinah, die strenge, wortkarge Frau. Sie trug keinen Hut, hielt mit fürstlicher Grandezza den großen, schwarzen Seidenschirm über ihre provenzalische Haube mit dem breiten, schwarzen Samtband, das durch kostbare schwarze Perlen festgesteckt war. Mémère, ebenfalls in Schwarz, einen großen Federhut, ein bißchen altmodisch, tief in die Stirn gerückt, glitzerte von Brillanten. Gerhard war immer damit beschäftigt, ihr das spanische Spitzentuch über die riesige Brosche zu ziehen. Sie war ein Erbstück der Vidals, unerhört kostbar und klobig. Mémère war etwas beleidigt, daß Lou sich geweigert hatte, das Brillantkollier der Gräfin Oberwall anzulegen.

„Aber Mémère, wie sieht das aus — zu einem gestickten Musselinkleid."

Zum Glück stand Gerhard bei ihr. Er fand sie wunderhübsch in dem schneidigen, einfachen Weiß und dem großen Florentiner mit den blauen Glyzinen.

„Es wird warm", sagte Frau Vidal, und es war, als dehnten sich ihre alten, mürben Knochen der Sonne entgegen.

Gareto hatte im ersten Hotel Zimmer bestellt. Man stieg ab, um die Reisetaschen hinaufzuschicken. Gareto selbst war in der Arena. Der Wirt erzählte unaufgefordert, er hätte ein leichtes Dejeuner auf sein Zimmer und das Diner mit den Herrschaften für sieben Uhr abends im reservierten Rokokosalon bestellt.

„Gut . . . gut."

Frau Vidal entschied, daß man über den Boulevard Courbet ganz langsam nach der Kathredale ging. Mémère nickte sehr ernsthaft.

„Ja, natürlich, zuerst in die Kathedrale."

Gerhard meinte lebhaft: „Die wird dich interessieren, Lou, eine alte Kirche aus dem zehnten Jahrhundert und, wie es heißt, auf dem Fundament eines Augustustempels errichtet. Nächst der Maison Carrée, die aus dem ersten Jahrhundert nach Christus stammt — der älteste Bau."

Er sprach das alles schnell wie eine eingelernte Lektion. Brach plötzlich ab. Seine blauen Augen blickten starr hinaus auf den weiten, weißen Esplanadeplatz, seine Nasenflügel bebten — es war, als spitzte er die Ohren wie ein Jagdhund, der etwas rascheln hört im Ried.

Gleich darauf drangen rohe, gellende Töne über den Platz — Trommelwirbel, Trompeten und Becken, und barfüßig, zerlumpt zogen halbwüchsige Burschen an Lou vorüber, ein Heer schreiender, lachender, tanzender Kinder hinterher.

„Das sind die Kinder der Stadt mit ihrer Arenenmusik", sagte Susanne Oberwall und faßte in heftiger Bewegung den Arm der Mutter.

„Man möchte mitlaufen, Ahnchen, nicht wahr? Wie die Kinder mitlaufen."

Sie atmete schwer, und wieder lag das kindlich frohe Lächeln auf ihrem schönen Gesicht.

„Habe ich das nicht schon einmal gehört?" fragte Gerhard langsam und nachdenklich.

„Möglich . . . Liebling. . . . Aber du kannst dich nicht mehr besinnen . . . nein, das ist ausgeschlossen."

Sie lachte.

„Kaum drei Jahre warst du alt. Wir haben dich einmal mitgenommen hierher. Und du hast in der Arena die ganze Zeit auf meinem Schoß gesessen. Du warst noch sehr unartig an diesem Tag." . . .

„Ich erinnere mich." . . .

„Aber nein, Liebling, du bildest dir das bloß ein."

„Doch", beharrte er eigensinnig, und der seltsam harte und eigensinnige Zug setzte sich in seinen Mundwinkeln fest. „Ich hab dich in die Hand gekniffen . . . mit den Nägeln gekratzt . . . ich weiß nicht mehr. . . . Ich weiß nur . . . ich wollte Blut sehen auf deiner Hand, so rotes Blut . . . wie unten im Sand." . . .

Er sprach jetzt ganz abgehackt, und seine Stimme klang heiser.

Susanne Oberwall strahlte ihn mit ihren schönen Augen beglückt an.

„Nein . . . Liebling . . . so ein Gedächtnis . . . Ahnchen . . . denke" . . .

Ganz erregt sprach sie auf die alte Frau ein, und dann gingen sie über den Boulevard Amiral Courbet, an der Esplanade vorbei, langsam, mit schwerem Atem, und es war Lou, als arbeite sie sich mit dem Aufgebot aller Kräfte durch glühende, weiße Nebel, die sie von allen Seiten umschlossen, sich ihnen wie Fetzen an die Wangen legten, um ihre Glieder wanden.

Halbwüchsige Burschen drängten sich an sie heran, die große Plakate trugen, Zettel verteilten, blaue Brillen und Kneifer, Fächer und japanische Sonnenschirme anpriesen mit immer wiederkehrenden lauten, gedehnten, gellenden Rufen: „Pour les arènes! . . . Pour la mise à mort!" . . .

Die Sonne rieselte in heißen Strömen über die blutrünstigen Bilder, auf denen Pferde mit aufgeschlitzten Leibern, hängenden Eingeweiden abgebildet waren und Stiere mit Blumen und Bändern geschmückten Pfeilen im Rücken, an denen Blut in breiten Streifen herabfloß. Von Café zu Café keuchten schweißtriefende Männer mit gelben Zeitungen, schrien mit aller Kraft ihrer Lungen: „Le Torrero . . . demandez le Torrero . . . demandez la mise à mort . . . demandez Gareto, le grand matador . . . demandez la mise à mort!" . . .

Andere schleppten Plakate mit riesigen roten Aufschriften: „Sechs schöne spanische Stiere für die mise à mort! Mit Pferden wird nicht gespart werden. Gareto ist Hauptmatador!"

Kleine Jungen rasten halbnackt mit druckfeuchten Flugblättern durch die Straßen, über die Plätze, warfen Zettel in die offenen Fenster, in die Gruppen lachender, schwatzender, schwarzhaariger Männer und dunkeläugiger Frauen, die mit heißem Atem und zitternden Lippen Programme lasen auf gelbem, rotem, braunem Papier, sich Kühlung zuwehten mit großen Fächern, die beim Zuklappen die Form eines Stiers ergaben oder die eines Torrero.

„Mise à mort!" schrien die Bengel wie besessen in heiseren, kreischenden Tönen.

„Mise à mort“, flüsterten die Leute auf der Straße, in den Cafés. „Mise à mort!“ johlten die Arbeiter im Sonntagstaat. Von den Plätzen, aus allen Ecken, aus dunklen Gassen und tiefen Höfen klang es schauerlich aufreizend und verheißend: „Mise à mort! Mise à mort! ..“

Es leuchtete aus aller Augen, es grinste aus allen Gesichtern, es gellte aus jedem Trompetenstoß der herumziehenden Musik.

Es war Lou, als kreiste der Tod über der weißglühenden Stadt gleich einem unheimlichen, schwarzen Riesenvogel mit blutenden Schwingen.

„Wie schrecklich ist alles“, flüsterte Lou. Gerhard nickte.

„Schrecklich und schön!“

Er war bleich und hatte Mühe, die Worte zu formen. Die Kehle war ihm wie eingeschnürt. Er zog sein Taschentuch, trocknete sich die nasse Stirn.

Garetos Bild prangte an allen Straßenecken, auf allen Postkarten, allen Fächern, auf den Zusammenlegspielen der Kinder und den Schmuckstücken der Frauen. Gareto in blauseidenem Torrerokostüm mit Gold, in violettem Samt mit Silber, Gareto in gelb, in rot, in schwarz. Gareto mit Hut, Gareto mit Degen, Gareto von vier Stierleichen umgeben, Gareto mit Blumen in der Hand.

„Er ist ein großer Mann!“ sagte Frau Vidal.

Und dann traten sie in die Kathedrale, die sich mit ihren alten Mauern gleichsam gegen die allzu nah angebauten kleinen Häuser zu stemmen schien, die ihr Luft und Licht benahmen.

Frau Vidal und Susanne Oberwall knieten auf dem Betschemel der umgekippten Strohstühle. Sie holten die Gebetbücher und ihre Rosenkränze aus ihren schwarzen Samttäschchen und beteten fromm und andächtig. Und um sie herum beteten andere Frauen, alte Weiblein und junge Mädchen ebenso inbrünstig, und die Perlen der Rosenkränze schlugen aneinander, daß es sich anhörte wie eine ganz feine, zarte Begleitung.

„Sie beten alle für Gareto“, sagte Gerhard. „Jede Perle ihrer Rosenkränze ist ein Gebet für Gareto.“

Aus einzelnen Gebetbüchern lugte eine Ecke der gelben Stierkampfzeitung „Le Torrero“. Ein junges Mädchen schob eine Ansichtskarte von Gareto als Lesezeichen zwischen zwei Psalmseiten. Fromme Gebete, gleich Weihrauch, stiegen zu den Bildern der Heiligen empor, erfüllten die dämmerige, kühle Wölbung der alten Kathedrale mit der heißen Glut junger, leidenschaftlicher Herzen. ...

Und plötzlich, wie niedergezogen von einer unerklärlichen Macht, sank Lou herab von ihrem Stuhl, kniete nieder auf den kalten, rissigen Fliesen.

Gerhard beugte sich zu ihr.

Sie tastete nach der Hand ihres Mannes — sie stammelte in plötzlicher Erregung: „Lieber ... höre ... Lieber“ ...

Hier wollte sie es ihm sagen ... hier in der dämmerigen Kühle der uralten Kirche, unter dem heißen Geflüster ekstatischer Gebete. Wollte es ihm sagen, was sie seit Tagen, seit Wochen als bange, glückselige Hoffnung mit sich herumtrug. Und wenn das gesagt war, dann würde er sie verstehen. Dann würden auch seine Gedanken sich wieder auf das alte Haus am Kupfergraben richten, das dem Grafen Oberwall gehörte, und in dem zwei alte Leute warteten auf das junge Leben, das den alten Namen weiterführen sollte.

„Lieber ... höre ... Lieber“ ...

„Einen Augenblick, Lou ... ich muß Ahnchen helfen.“ ...

Frau Vidal stützte sich schwer auf seinen Arm, tippte der Tochter auf die Schulter.

Und dann standen die beiden Frauen nebeneinander mit ruhigen, zufriedenen, gleichsam satten Gesichtern.

Gerhard eilte ihnen voraus, bot ihnen das geweihte Wasser aus dem Marmorbecken auf seinen Fingerspitzen.

„Ihr geht wohl ins Hotel, werdet etwas essen und ruhen,“ sagte Gerhard, „ich sehe unterdes in der Arena nach, ob ich noch Gareto dort finde.“

Die dunkeln Augen der alten Frau glitten zärtlich über seine große, schlanke Gestalt.

„Geh, mein Kind, und sage ihm, daß wir seiner gedacht haben in unseren Gebeten.“

Er zog den Hut, lief beinah bis zur nächsten Ecke. Da fiel ihm ein, daß er sich von Lou nicht verabschiedet hatte. Er sah sich um, schwenkte seinen Hut noch einmal. Ihre weiße, feine Silhouette hob sich scharf vom dunkelgrauen Gemäuer ab. Sie stützte sich auf ihren langstöckigen, weißseidenen Sonnenschirm und starrte regungslos zu ihm hin. Er nickte ihr lachend zu — sie senkte den Kopf, und dann nahmen sie die zwei schwarzen Gestalten in ihre Mitte, und sie ging zwischen ihnen mit Schritten, wie Blinde sie haben auf unbekannten Pfaden....

Die Corrida war zu Ende. Die Wagen der Schlächter warteten vor dem hinteren Ausgang des Amphitheaters, um die blutbesudelten Stierleichen aufzuladen, die, am nächsten Tag in appetitliche Teile zerlegt, den Fleischerladen zieren sollten, der nach jeder großen Corrida sein rotes Schild „Carne de toro“ aushing.

Aus dem niederen Torbogen strömte die tausendköpfige Menge, brachte mit seinem Atem den Blutdunst mit aus der Arena.

In einem geschlossenen Auto, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Mantelkragen hochgeschlagen, so fuhr Gareto ins Hotel, während Monsieur Olivier noch den geschäftlichen Teil mit den Unternehmern abwickelte.

An seiner Seite saß Gerhard Oberwall. Ein schmaler Blutstropfen kantete seine Manschette, ein anderer lief quer über sein weißes Brusthemd. Er hatte es nicht abwarten können, bis Gareto, der vom aufspritzenden Blut des letzten Stieres wie mit einem Strahl übergossen war, sich umgekleidet hatte.

Mit flackernden Augen, mit bis in die Lippen weißen Wangen hatte er sich durchgedrängt durch die Reihe der Torreros, der Diener, der Arenenstammgäste, die ihre Huldigungen fortsetzten, bis zu dem mit Teppichen behängten Verschlag, der Gareto als Ankleideraum diente.

„Vorsicht, Vorsicht, lieber Graf!“

Gerhard konnte kaum die Worte verstehen vor dem Gebrause des tobenden und nicht endenwollenden Beifalls. Und er selbst fand keinen Ausdruck, um zu schildern, was er empfand. Erst im Wagen, stockend, mit heiserer Stimme, stieß er die Worte hervor: „Wenn es noch eine Sekunde länger gedauert hätte — nur noch eine einzige Sekunde — ich wäre über die Barriere gesprungen ... ich hätte Sie weggerissen, fortgestoßen, ich hätte mich aufspießen oder“. ..

„Oder sich von der Menge zerreißen lassen“, warf Gareto mit leichtem Spott ein. „Denn das wäre unfehlbar geschehen, lieber Graf, wenn mir durch Ihre Einmischung etwas widerfahren wäre.“



Gerhard Oberwall rückte den Hut aus der Stirn, biß sich auf die Lippe.

„Daran denkt man nicht ... und es ist einem auch gleichgültig. Ich hätte meine Wunden nicht gefühlt und meinen Tod nicht gemerkt. So muß es im Krieg sein, denke ich mir, wenn die Kugeln um einen pfeifen, links und rechts die Menschen fallen ... und man vorwärts läuft in die Kugeln ... ihnen das Gesicht preisgibt, die Brust ... das hat nichts mehr mit Mut zu tun. Das ist ... wie soll ich sagen ... Blutrausch ist es. Betrunken von Blut wird man."

Gareto lächelte wieder sein spöttisches Lächeln, aber seine Augen blitzten auf im Zorn.

„Ich weiß nicht, Graf. Das geht wohl Dilettanten so und Stümpern, die sich Torreros nennen, weil jeder das Recht hat, sich so zu nennen, der sich in bunten Fetzen einem Stier gegenüberstellt. Es gibt viele Offiziere, lieber Graf, aber wenig Führer. Führer betrinken sich nicht. Weder an Worten noch an Wein und Blut. Es betrinken sich immer nur Zuschauer und solche, die Mut zeigen wollen, nicht die, die ihn wirklich besitzen. Unsere Erfolge, lieber Graf, verdanken wir äußerster Selbstbeherrschung. Und die wird bei uns gezüchtet von Generation zu Generation, selbst auf Kosten all der kleinen Momenterfolge, mit denen die Größen einer Saison die Menge täuschen."

Das Auto hielt.

„Ich nehme jetzt mein Bad und kleide mich um, lieber Graf. In einer Stunde im Rokokosalon. Empfehlung an Ihre Damen. Auf Wiedersehen!" ...

Verwirrt, erregt, mit pulsierenden Schläfen trat Gerhard zu Lou ins Zimmer, das sie nicht verlassen hatte.

Sie saß am Fenster und sah auf den wogenden Menschenstrom, auf die jagenden Autos und überlasteten, ratternden Wagen, die zum Bahnhof fuhren.

Sie wendete ihren feinen, lichten Kopf zur Tür, so erschreckt, als sollte sich jetzt das ganze Blutbad aus der Arena in diesen hübschen, hellen Raum mit seinen gelbseidenen Möbeln und den zwei Betten unter gelbseidenen Vorhängen ergießen.

Aber sie sah nur in lähmendem Entsetzen die rotgekantete Manschette ihres Mannes und den breiten, roten Blutfleck auf seinem weißen Hemd.

„Sprich nicht ... ich muß schlafen. Eine halbe Stunde schlafen. Weck mich dann." ...

Er sprach mit schwerer Zunge, torkelte zu dem Bett, das ihm am nächsten stand, fiel darauf nieder mit der ganzen Wucht seiner willenlosen Glieder.

„Laß mich ... laß mich." ... Er lallte es nur noch. Seine glasigen Augen schlossen sich, gleich darauf schlief er ein. Schlief den bleiernen, todesähnlichen Schlaf eines ersten, sinnlosen, schweren Rausches.

— — — Eine Stunde später gab ein spanischer Stierkämpfer im zierlichen Rokokosalon im ersten Stock des großen Hotels dem Grafen Gerhard Oberwall und seinen Damen ein Diner, dessen vornehme Zusammenstellung selbst dem Grafen Andre Oberwall, dem vielgereisten ehemaligen Diplomaten, Anerkennung abgerungen hätte. Die drei ersten Kellner des Hotels bedienten mit weißen Handschuhen, und vier zierliche elektrische Windmühlen aus Bronze sorgten für einen kühlen Luftzug.

Gareto, im Smoking, mit sehr hohem Kragen, saß mit fast englischer Unbeweglichkeit zwischen Frau Vidal und Lou.

Die Vidalschen Damen liebten es nicht, während des Essens viel zu sprechen. Sie warfen nur ab und zu beobachtende Blicke zu Gareto hinüber, der mit Lou über allerlei plauderte, was so weit ablag von seinem Beruf, daß sie ihn fast vergessen hätten, wenn nicht Monsieur Olivier immer wieder einzelne Episoden aus dem Stierkampf zum besten gegeben hätte.

Monsieur Olivier war sehr aufgeräumt. Von dem zweiten Matador, dem langen Pasquito, hatte heute kaum jemand gesprochen. Sennor Bajadoz aber hatte den Stierzüchter des Matador Gil Despero entdeckt, der im vorigen Jahr bei der Corrida von Bordeaux das Ohr des Stieres bekommen hatte und Gareto als seinen größten Konkurrenten fürchtete. Dessen Stierzüchter aus Arribas hatte nun Sennor Bajadoz nach allen Regeln der Kunst mit seinen starken, behaarten Fäusten durchgebläut, als er ihn dabei erwischte, wie er seinen „Leuten" grade das verabredete Zeichen geben wollte zu einer Demonstration gegen Gareto.

Monsieur Olivier lachte sehr behaglich.

„Zu ungeschickt sind diese Spanier. Gehen da ins Café, schlagen mit den Fäusten auf den Tisch und glauben, man versteht ihr Spanisch nicht. Lächerlich! Hier spricht jeder dritte Mensch Spanisch, und schließlich hat man doch auch seine Leute, die überall herumsitzen und aufpassen."

Während das Eis serviert wurde, stürzte der Wirt herein: „Auf der Esplanade stehen Tausende von Menschen. Sie schreien: Gareto! ... Gareto! ... Sie wollen alle Gareto sehen. Man stürmt mir mein Haus, wenn Sie sich nicht sehen lassen."

Monsieur Olivier sprang auf, wie elektrisiert.

„Selbstverständlich wird er sich sehen lassen ... selbstverständlich.... Von seinem Balkon herab wird er grüßen."

Gareto lachte leise. Er posierte nicht. Es machte ihm Freude, daß man nach ihm verlangte. Es hätte ihn enttäuscht, wenn es unterblieben wäre. Es freute ihn auch, daß er der feinen, hübschen deutschen Gräfin zeigen konnte, was er war. Denn wenn sie auch mit ihm getanzt hatte — es war doch immer etwas von einer Prinzessin an ihr, die sich „herabließ". Zu ihm brauchte sich keine Frau „herabzulassen", nicht einmal Prinzessinnen.

Aber äußerlich ruhig fragte er: „Würde es Ihnen Spaß machen, dabei zu sein, meine Damen?"

„Natürlich kommen wir mit", sagte Gerhard.

Er stützte Frau Vidal unter dem Ellbogen, drängte: „Schnell, Ahnchen ... komm schnell."

Alles zitterte und bebte an ihm vor Aufregung.

„Kommen Sie, Gräfin!"

Gareto reichte Lou den Arm, und sie ließ sich von ihm mitziehen mit leisem Widerstreben und doch innerlich erregt und erwartungsvoll. Das ganze Hotel war in Aufruhr, die Türen standen alle offen, Gäste, Stubenmädchen und Kellner liefen in den Gängen zusammen, schrien, lachten, klatschten in die Hände, stauten sich vor Garetos Tür.

Es war ein lichtblauer Salon mit schweren Teppichen und seidenen Kissen in allen Ecken der hellen Polstermöbel, hinter der Portiere war das bereits aufgedeckte Bett sichtbar mit dem seidenen Schlafanzug und ein Toilettentisch mit silbernem Spiegel und unzähligen Kristallfläschchen, Zerstäubern und kleinen Instrumenten.

Der große Kristallkronleuchter verbreitete Tageshelle in dem Raum, und als Garetos Gestalt im Rahmen der



Balkontür sichtbar war, brauste der Ruf: „Gareto! . . . vive Gareto!... Bravo Gareto!“ wie ein Orkan über die weite Esplanade.

Lou war von dem ungewohnten Schauspiel so überwältigt, daß sie es gar nicht gewahr wurde, daß ihr Arm noch immer auf dem des Sennor Gareto ruhte, blickte sich plötzlich erschreckt um, als jemand sie heftig am Ärmel zerrte. Es war Frau Vidal.

„Stütz dich auf deinen Mann, wenn du müde bist!“

Gerhard Oberwall lachte: „Ahnchen... ich bitte... so sind wir nicht“...

„Aber wir sind so... w i r“...

Lou stand wie mit Blut übergossen an der Rampe. Sie hielt sich fest an ihr, um aus Garetos Nähe fortzukommen.

Er beugte sich über das Geländer, grüßte tief nach rechts und links, rief immer wieder: „Danke . . . ich danke Ihnen!“ breitete die Arme aus, als wollte er den Jubel einfangen, der zu ihm aufstieg in hundertstimmigen, frohen Rufen.

In dem gleichen Augenblick vertrat Monsieur Olivier, einen Holzkasten im Arm, Lou den Weg.

„Schnell, Gareto, werfen Sie den Leuten ein paar Postkarten von sich hinunter.“

Und Gareto langte in den Kasten, warf seine Bilder in die Menge. Hundert Arme streckten sich ihnen entgegen, hundert Hände griffen in die schwüle, nächtige Luft. Kleine Blumensträuße flogen um Lous blondes Haar. Sie erhaschte einen, reichte ihn dem gefeierten Helden. Er beugte sich über ihre Hand, hielt sie hoch in der seinen, als er mit leichter Erregung in der Stimme flüsterte: „Das sind doch schöne Augenblicke in meinem Leben, Gräfin?“

Und weil etwas so Frohes und Sieghaftes in seinem schmalen, rassigen Gesicht lag, so lächelte sie ihm zu mit unwillkürlicher Wärme und fast mit einem Gefühl leiser Freude, daß sie teilhatte an diesem schönen Augenblick.

Plötzlich zischte etwas auf, eine breite, riesige Flamme schoß gen Himmel, erhellte die Gruppe auf dem Balkon.

„Guter Jesus!“ schrie Frau Vidal.

Einen Augenblick wurde alles still. Dann brach unten lautes Lachen aus. „Hoch Gareto! . . . Bravo Gareto!“ Mützen und Hüte flogen in die Luft, Taschentücher wehten.

„Ich meine, nun ist's genug“, sagte Gareto, grüßte noch einmal und zog sich ins Zimmer zurück.

„Bekommen wir kein Bild von Ihnen?“ fragte Gerhard Oberwall.

„Darf ich der Gräfin eins verehren?“

„Aber ich bitte darum — mit Widmung natürlich!“

„Dann schicke ich es herüber.“

Man ging wieder in den Rokokosalon.

„Laß mich jetzt neben Sennor Gareto sitzen, Herz!“ sagte Mémère.

„Gern!“

Lou lag abgespannt im zierlichen Sessel, spielte müde mit den Stielen der Blumen, die auf dem Tisch verstreut waren. Gerhard Oberwall strich mit der Gabel tiefe Risse in das Tafeltuch.

„Mut ist doch das Größte“, sagte er.

Frau Vidal nickte ihm beifällig zu: „Mut ist kein Stubengewächs. Der gedeiht nur an der Sonne.“

Und sie wendete sich wieder zu Gareto, legte ihm ihre alte, runzlige Hand auf den Arm: „Sie sind ein echter Gareto!“

Mémère faltete die Hände, und ihre leuchtenden Augen suchten in seinen Zügen nach der Ähnlichkeit mit dem Bruder.

„So zu sein wie die Väter waren in ihrer Größe — etwas Besseres weiß ich nicht“, sagte der Stierkämpfer und fuhr sich mit der wohlgepflegten Hand über das schwarze Haar, wie um die Coletta, das kleine Torrerozöpfchen, zu betasten, das ehrende Abzeichen seines Standes, das sich, wenn er nicht in der Arena auftrat, geschickt unter einem korrekten amerikanischen Scheitel verbarg.

Er winkte dem Kellner, ließ die Gläser aufs neue mit dem frappierten Champagner füllen.

„Darf ich mir erlauben, auf etwas zu trinken, was Sie, meine Damen“ — er verbeugte sich vor Frau Vidal und ihrer Tochter — „und was ich vor allem am höchsten in Ehren halte: auf die Tradition! ‚D e r N a m e v e r p f l i c h t e t!‘ Das ist meine Devise gewesen von dem Tag an, da ich in der Cuadrilla eines kleinen Provinzmatadors zum erstenmal den roten Mantel geschwungen habe. Und als mir mit achtzehn Jahren das Bein aufgerissen wurde, daß ich ein halbes Jahr auf Krücken gehen mußte, da war ich glücklich und stolz, denn ich hatte die Taufe bekommen, die eines Gareto würdig war. Der Name verpflichtet. Verpflichtet, auch das auf sich zu nehmen, was gegen den tiefsten Instinkt des Menschen ist: die Liebe zum Leben. Und die wir hier beisammensitzen und morgen auseinandergehen — werden alle der Tradition unserer Häuser weiterleben. Ich in der Arena, Sie, meine Damen — in den strengen und so gastlichen Mauern Ihres provenzalischen Hauses, Graf Oberwall im kühlen, gesunden Norden, im Geiste seines edlen, deutschen Geschlechtes. Der Name verpflichtet!“

Er hob den langen, spitzen Kelch, seine dunklen, lebhaften Augen ruhten einen Augenblick in den lichten Augen der blonden, jungen Frau, die ihm gegenübersaß. Dann leerte er das Glas bis auf die Neige und setzte sich zurück auf seinen Platz.

Er wußte, was er mit diesen Worten getan hatte. Er konnte sich das leidenschaftliche Gesicht des jungen, nervösen deutschen Aristokraten vorstellen und die bleichen, verängstigten Wangen der schönen provenzalischen Mutter, das anerkennende Nicken der alten Frau Vidal und das verblüffte Gesicht seines Sekretärs. Aber er sah nur die feine, zarte Röte, die in die Wangen der jungen deutschen Gräfin stieg und ihre feuchtschimmernden, verstehenden Augen.

Niemand sprach mehr ein Wort.

Der schwarze Kaffee blieb zur Hälfte ungetrunken in den Tassen.

„Es ist spät, und ich bin müde“, sagte Frau Vidal.

Alles erhob sich.

„Ich werde Sie wohl unter unserer Sonne nie wiedersehen, Gräfin, und ich darf nicht einmal klagen. Dann wünsche ich Ihnen, daß Sie glücklich sein mögen.“

Lous Mundwinkel zuckten. Ihre schmalen Finger erwiderten den Druck seiner breiten Hand.

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen“, murmelte sie vernehmbar.

„Komm nur, komm, es ist spät,“ sagte Susanne Oberwall rauh, „sonst bist du morgen wieder halb tot.“

Lou war wirklich zu Tode erschöpft, als sie mit Gerhard ihr Zimmer betrat.

Sie wollte heute nichts mehr sagen. Kein Wort. Sie sah ihm an, daß er litt, fühlte es an seinen harten, abgerissenen Bewegungen. Sie wollte schlafen oder so tun,



als ob sie schliefe. Er sollte nicht glauben, daß sie ihn beobachtete. Er mußte selbst zu ihr kommen — mußte selbst ein befreiendes Wort finden. Und dann wollte sie ihm auch die schöne, große Botschaft verkünden, wollte ihm sagen, wie lieb sie es jetzt schon hatte, dieses Kind, in dem sein Geschlecht fortleben, das sie zur Heimat zurückrief, unlösbar an die deutsche Scholle kettete. —

Seit einer Stunde ging Gerhard Oberwall im Zimmer auf und ab. In Schlafschuhen zwar, aber mit harten Tritten, die alles niederdrückten, was lichte, freundliche Hoffnungen ihr vorgegaukelt hatten. Seit einer Stunde warf er einen Zigarettenstummel nach dem andern in die kupferne Blumenvase, bis der Qualm ihr die Kehle zuschnürte, daß sie kaum atmen konnte.

„Bitte, Lieber, mach das Fenster auf", bat sie leise.

„Ach so . . . ja . . . verzeih."

Im Ton seiner Stimme lag eine kalte, häßliche Wut, die gar nicht im Einklang stand mit den höflichen Worten. Er knipste das Licht aus, riß an beiden Fenstern, schlug die Holzläden zurück.

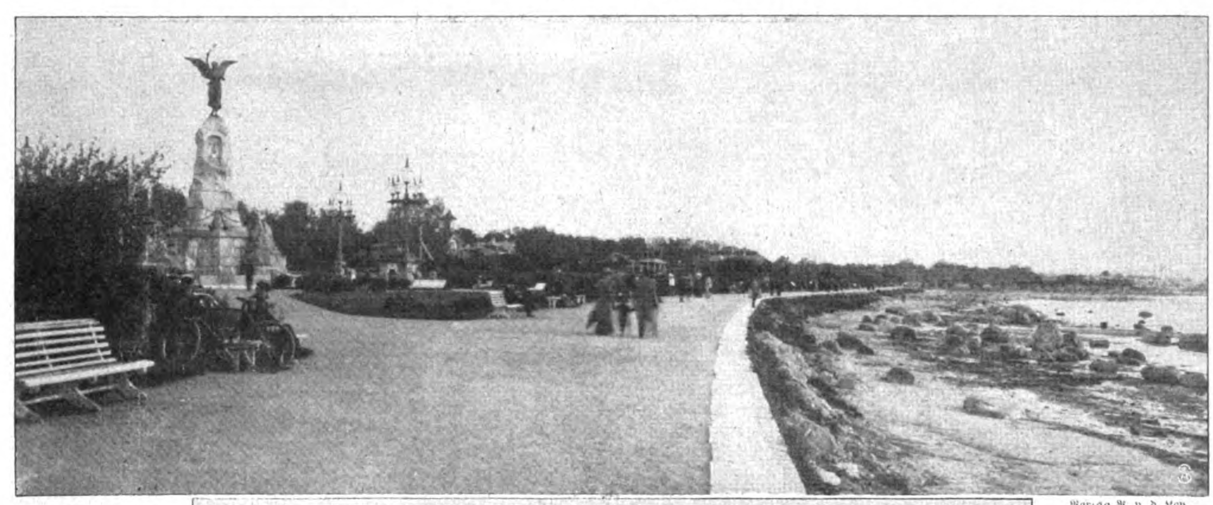
Milchigweiß strömte die warme Mondnacht ins Zimmer und sog den blauen, wolkigen Dunst auf. Von ihren Kissen aus konnte Lou den silberumflossenen Platz sehen, von dem aus vor wenigen Stunden noch Hunderte von Menschen in tosendem Jubel den Namen Gareto hinausgeschrien hatten, als wollten sie Himmel und Erde mit seinem Klang erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Am estländischen Strand.

Von Else von Boetticher. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Gibt die weiße Düne dem rigaschen Strand das Gepräge, so herrscht in Estland der steil abfallende Glint, eine kalksteinartige, schichtweise gelagerte Fließbildung, die oft schroff zum Meer abfällt, sich zuweilen aber auch wie ein Tafelgebirge in das Land hineinzieht. Meist ist der Glint mit fruchtbarem Lehmboden bedeckt und mit würzig duftenden Wiesen und üppigen Laubbäumen bewachsen. Wunderbar schön ist von solch steiler Uferhöhe aus der Blick auf das Meer, dessen Strand hier mannigfach zerklüftet und mit mächtigen Granitblöcken übersät ist. Auch die Hafeneinfahrt nach Reval ist eine der schönsten der Welt, der Wisbys oder Stockholms zu vergleichen. Dicht bei Reval liegt der Badeort Katharinenthal mit einem von Peter dem Großen zu Ehren seiner Gemahlin erbauten Schloß und eichenreichen alten Park. Die Eichen soll Peter, der stets Eicheln in den Taschen trug, selbst gesät haben. Die „Strandpromenade" (Abb. untenst.) erhält durch die hochragende Silhouette Revals und die im neuen Kriegshafen stationierten Kriegsschiffe einen großzügigen Hintergrund. Zweifellos wird auch das Badeleben, das heute etwas verödet ist, mit dem Einzug der Marineoffiziere einen neuen Aufschwung nehmen. Ueber die Gräflich Orlowsche Terrasse am Marienberg geht es zum Badeort Brigitten am Fuße einer alten Klosterruine. Auf halbem Weg nach Baltischport aber liegt das dem Fürsten



Verlag N. v. d. Ley.

Strandpromenade bei Reval.



Verlag N. v. d. Ley.

Badende Knaben.



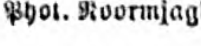
Schloß Fall bei Reval.
Ein Magnatensitz a. Strand.

Am Strand von Merreküll.

Verlag R. v. d. Ley.

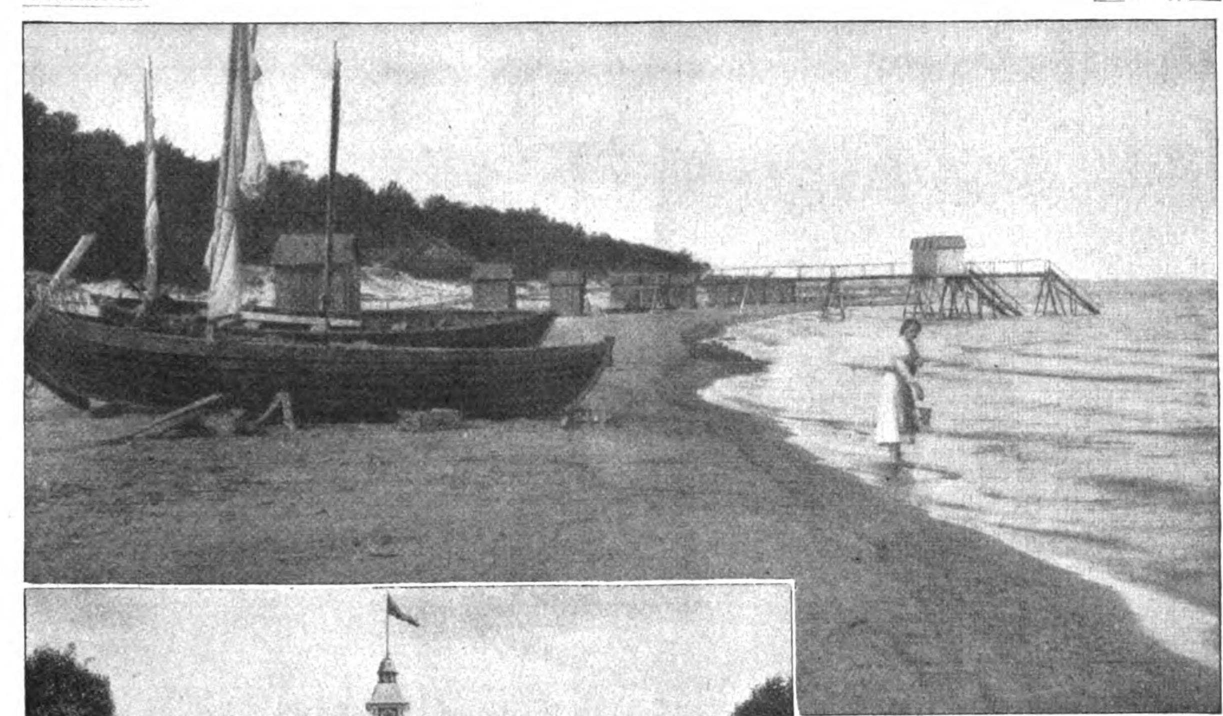
Wolkonski gehörige Schloß Fall, der schönste Magnatensitz Estlands mit prächtigem Park am Strand (Abbild. obenstehend). Vorüber geht es an Strandhof, Kosch und anderen Orten, die hauptsächlich von den Deutschen Estlands bewohnt werden und ein ländlich stilles Leben bieten. Der sogenannte Gehwesche Strand hingegen mit Orro, Gehwe und andern Orten wird fast nur von Petersburgern besucht. Sillamäggi, Merreküll und Hungerburg schließen sich an. Merreküll-Meerdorf ist die Krone der estländischen Badeorte mit seinen reichen Parkanlagen und dem hohen, dichtbelaubten Glint. Die 75 Villen des Orts gehören Baron Tiesenhausen, dem Besitzer des Guts, der das Badeleben patriarchalisch regelt und auch die Kurkapelle engagiert, die allabendlich auf einer Wiese den Kindern zum Tanz aufspielt. — Mit einer klappernden Pferdebahn gelangt man nach Hungerburg an der Mündung der Naròwa. Hier ist der Strand flach und bewaldet. Das Badeleben bewegt sich in den gleichen Formen wie am rigaschen Strand, nur sind die Raumverhältnisse weiter, das Kurhaus größer und die Villen nicht so eng zusammengedrängt. An Holzzäunen prangen die Firmenschilder von Pariser Schneiderinnen und „Parikmachern", und Sonnabends kommt eine große Anzahl Vergnügungslustiger aus Petersburg herüber, und der Seegeruch wird durch Patschuli verdrängt. Je mehr man sich Petersburg nähert, um so flacher wird der Strand. Die alten Parks der Kaiserschlösser Oranienbaum und Peterhof ziehen sich zwar am Meer hin, und in ihrer Nähe leben zahlreiche Sommerfrischler. Doch gibt es hier kein rechtes Badeleben, da der Strand flach und schilfig ist. Es beginnt erst wieder im Norden Petersburgs, wo sich die Badeorte der finnischen Küste, Lachta, Rasdjelnaja, Raslіw und Sestrorezk, dicht aneinanderschließen. Auch hier ist der Strand flach





Phot. Koormjagi.

Damenstrand in Hungerburg.



Verlag R. v. d. Ley.
Badesteg und Fischerboote in Merreküll.

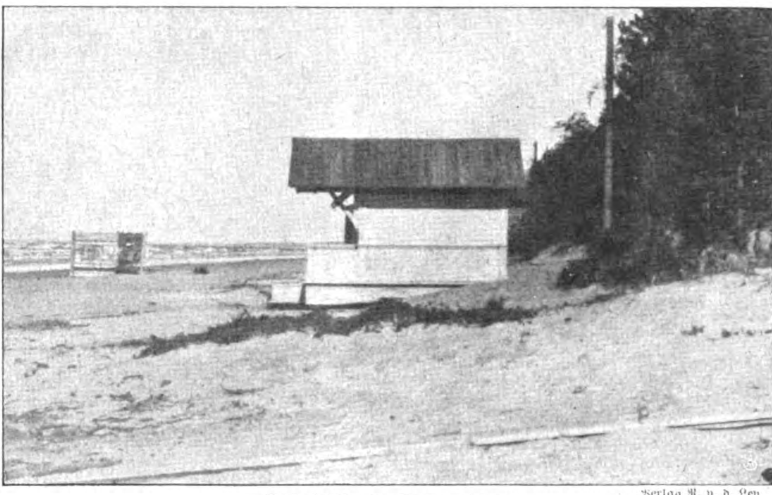
Phot. Noormjagi.
Das Kurhaus
in Hungerburg.

und kiesig, zum Teil bewaldet und mit Granitblöcken übersät. Im „Kurort Sestrorezk“ hat man versucht, ein russisches Ostende zu schaffen. Für drei Millionen Rubel ist hier ein großes hölzernes Kasino mit Gartenanlagen und breitem Fußgängerdamm am Strand errichtet. Abends spielt vor einem eleganten Publikum in der riesigen Konzerthalle ein erstklassiges Sinfonieorchester. Diese ist durch eine mindestens 1000 Meter lange Glaswandelhalle mit dem Bahnhof verbunden, so daß jeder Ankommende eine Konzertkarte lösen muß. Von Badekarren und kleinen Leinwandzelten aus soll hier in westeuropäischer Weise gebadet werden, doch fehlt für eine solche Wandlung noch vielfach das rechte Verständnis. Weithin leuchtet das Kasino über die



Glintpartie am Strand bei Reval.
Verlag R. v. d. Ley.

Meeresbucht, bis nach Finnland hinüber. Bei Bjelooſtrow passieren wir die finnländische Grenze und kommen über Olilla und Kuokalla nach Terrijoki, das allein gegen 80 000 Kurgäste jährlich heranlockt. Es ist das schönste und eleganteste der finnländischen Seebäder, die sich ohne Unterbrechung bis Wiborg hinziehen. Die prächtigen, von gepflegten Gärten und wiesenreichen Parks umgebenen Villen gehören meist reichen Petersburger Kaufleuten oder hohen Beamten. Ein schöner Promenadenweg, von Kiefern beschattet, zieht sich auf festem Damm zwischen den Villen und dem Strand hin. An ihm liegt das Kasino, in dem die Versuche zu einem modernen Badeleben verwirklicht werden. Man badet von kleinen Holzhütten am Ufer oder von langen Badestegen aus ohne Zwang, Männer und Frauen zu jeder Tageszeit, mit und ohne Kostüm, wie es überall in Finnland üblich ist. Dabei herrscht vollkommene Unbefangenheit.


Badehütte in Hungerburg. Verlag R. v. d. Ley.

Naivität liegt überhaupt im Charakter des Russen. Darum nimmt er auch die Widersprüche seines Badelebens sorglos hin. Als Widerspruch empfindet der Fremde den Gegensatz zwischen Einfachheit und Luxus, der überall herrscht — Pariser Toiletten in Bretterhütten und Mangel an Komfort in den Gasthäusern, die nur an wenigen Orten vorhanden sind. Jedermann aber muß empfänglich sein für die Schönheit des Strandes mit seinen waldreichen Gestaden. Die hygienische Wirkung von Wald- und Seeluft ist so groß, daß der Zustrom zu den russischen Ostseebädern mit jedem Jahr sichtlich zunimmt.

Herbstwanderung.

Der Bergwind strömt ins Tal hinein,
durch Fichten blitzt die Sonne,
wie allerklarsten Edelwein
trinkt ihn mein Herz mit Wonne.

Der Morgen lacht mir ins Gesicht,
und weiße Wolken fliegen;
mein Ranzen hat ein leicht Gewicht,
bald ist der Berg erstiegen.

Aus dichtverwobnem Waldesgrün
fern klingt der Schrei der Häher;
es rauscht der Bach, und Tropfen sprühn,
der Himmel glänzt mir näher.

Und ist die Rose auch verblüht,
vom Sommerwind getötet,
am Busch die Hagebutte glüht,
im Sonnenkuß errötet.

Ich schau hinab ins weite Tal,
durchwogt von Lichtgeflimmer;
tief, hinter mir der Erde Qual
und vor mir Gold und Schimmer!

Victor von Uthmann.

Bilder aus aller Welt.

Angeregt durch Veröffentlichungen und Sonderhefte der „Woche“ über Eigenheime, haben sich hier und dort Gesellschaften zusammengetan, um den Gedanken des Ein- oder Zweifamilienhauses, der Gartenstadt im kleinen, zu verwirklichen. So auch der Landhausbauverein Wellingdorf bei Kiel, der bereits eine ganze Reihe eigener Familienhäuser errichtet hat.


Die Eigenhaussiedlung Wellingdorf bei Kiel: Der Wehdenweg (Ansicht von Osten). Phot. Wegener.





Oberleutnant von Egan Krieger und seine Braut Frl. Anne Marie von Heydebreck.

Unsere Abbildung auf Seite 1666 gibt eine Straßenflucht dieser ebenso einfach wie geschmackvoll angelegten Siedlung wieder.

Der bekannte Herrenreiter Oberleutnant von Egan Krieger, Totenkopfhusar in Danzig, hat sich mit Frl. Anne Marie von Heydebreck, Tochter des Herrn Claus von Heydebreck und seiner Gemahlin Hildegard von Wilamowitz-Möllendorf, verlobt.

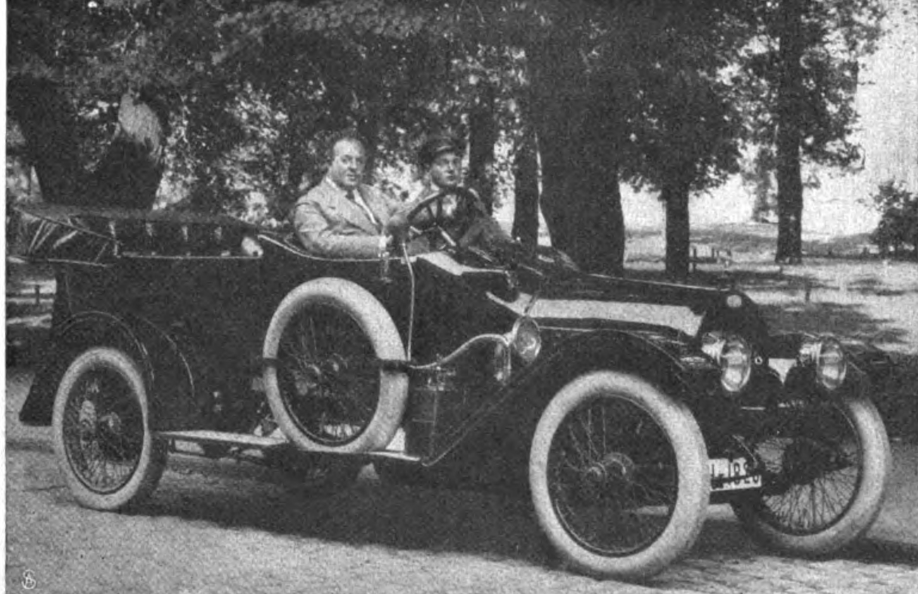
Dr. Philipp Manning vom Königlich Deutschen Landestheater in Prag wurde als Regisseur und Schauspieler an die Münchner Kammerspiele verpflichtet.

Der bekannte Wildenbruch-Rezitator Oskar Fiedler kehrte kürzlich von einer Tournee durch russische Schulen zurück. Er brachte den Oedipus von Sophokles in der Uebersetzung von Wilamowitz-Möllendorf frei zu Gehör, der von den aufmerksamen Zuhörern mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Viele Vertreter des künstlerischen Gesanges huldigen neben ihrem Beruf dem Sport. Einige von ihnen sind begeisterte Verehrer des Autofahrens. Unser Bild zeigt den württembergischen Kammersänger und bekannten Tenoristen Pennarini am Steuer seines Stoewer-Wagens, mit dem er in neun



Dr. Philipp Manning,
Prag, wurde den Münchner Kammerspielen verpflichtet.



Künstler als Autler: Der Tenorist Pennarini am Steuer seines Stoewer-Wagens.



Oskar Fiedler,
bekannter Rezitator, vollendete eine Tournee durch Rußland.





Hofphot. Erdélyi.

Major Peter Horvat von Czabaj,
Kommandant der neuen Parlamentsgarde in Budapest.

Stunden von der Ostsee nach Kronach in Oberfranken fuhr.

In der ungarischen Hauptstadt ist eine neue Parlamentsgarde errichtet worden, die durch ihre geschmackvolle Uniform auffällt.

Dem unvergleichlichen Humoristen und lebensfrohen Philosophen Wilhelm Busch wurde in seiner Geburtstadt Wiedensahl ein Denkmal errichtet.

In dem Geburtsort des im 15. Jahrhundert lebenden berühmten Kupferstechers und Goldschmieds Eisenhoit, in Warburg in Westfalen, wurde dem Künstler ein Brunnen gesetzt, dessen Schöpfer der in Weimar lebende, auch aus Warburg stammende Bildhauer Heise ist.

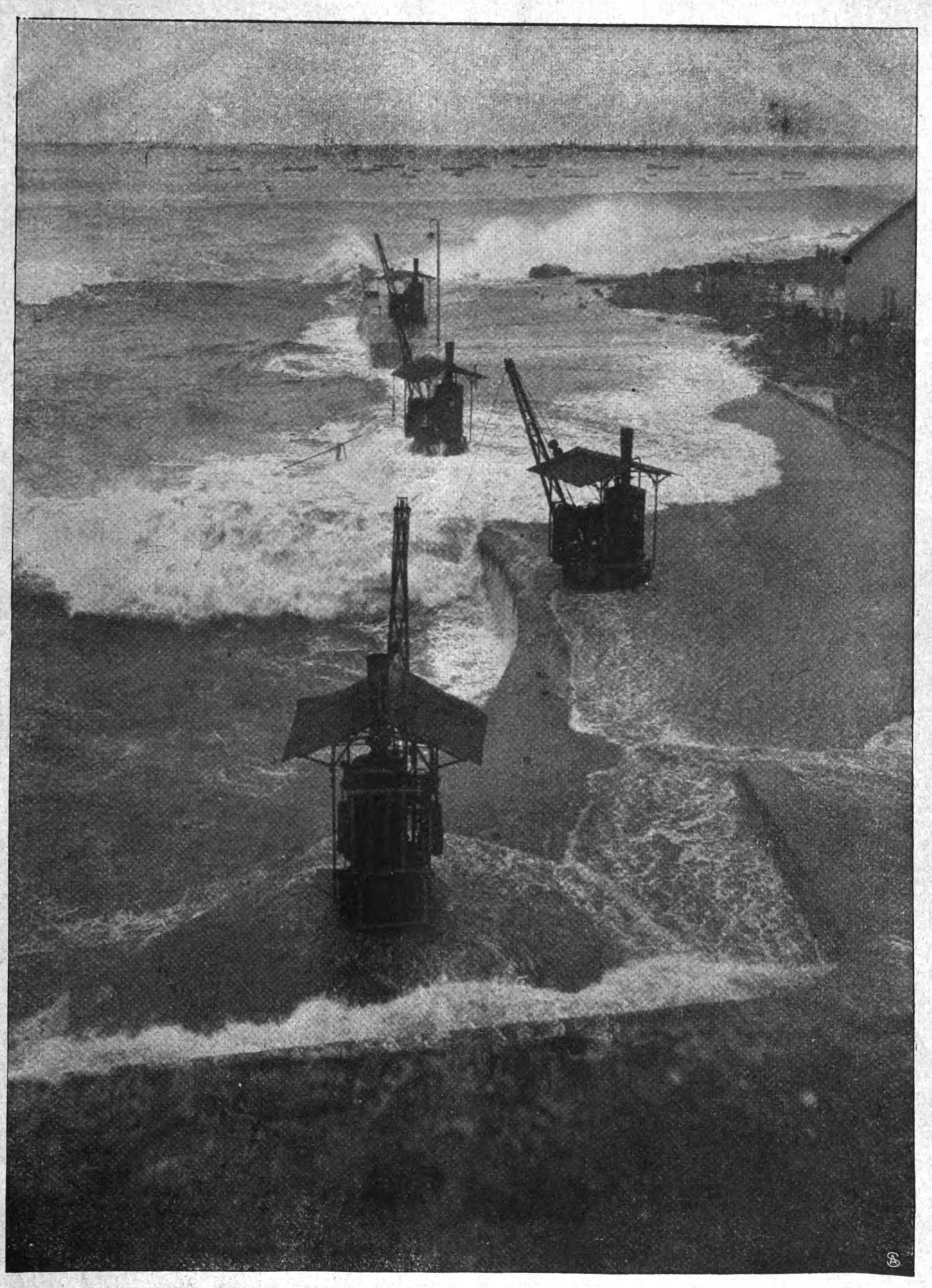
Die Küste bei Casablanca ist oft heftigen Stürmen ausgesetzt, und wild tobt die Brandung an den



Das enthüllte Wilhelm Busch-Denkmal
in Wiedensahl (Hannover).



Der in Warburg enthüllte Eisenhoit-Brunnen, ein Werk des Weimarer Bildhauers Heise.



Sturmbrandung im Hafen von Casablanca in Marokko.



Das Denkmal für Ernst von Bergmann in Dorpat.

neu angelegten Hafenbauten und umspült die dort aufgestellten Arbeitskrane, die dazu dienen, die Hafenanlagen auszuführen und das Steinmaterial an Ort und Stelle zu schaffen.

Dem berühmten Berliner Chirurgen und bewunderten Arzt weil. Kaiser Friedrichs Ernst von Bergmann wurde in seiner Geburtstadt Dorpat vor kurzem ein Denkmal enthüllt.

Schluß des redaktionellen Teils.



